Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

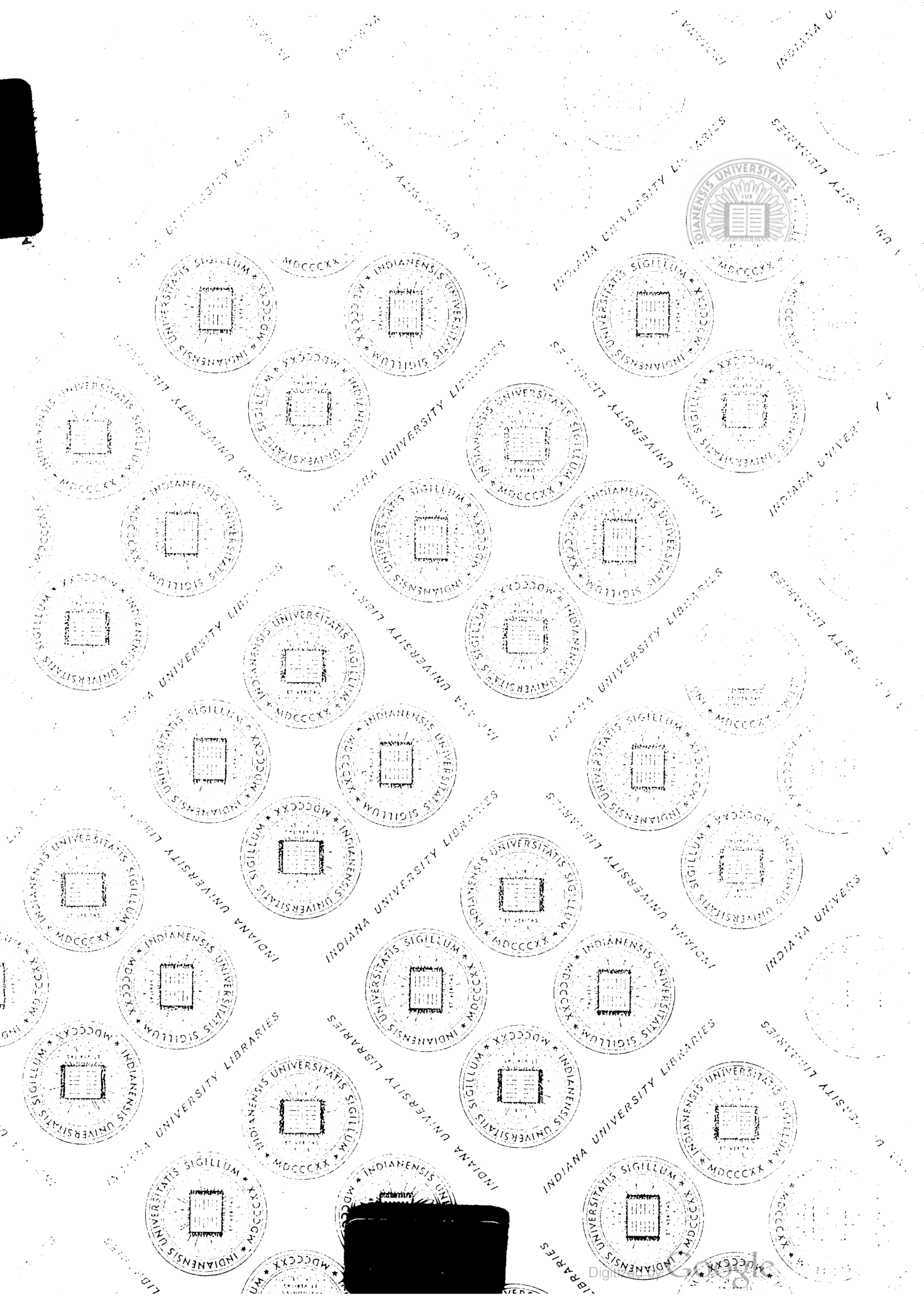
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

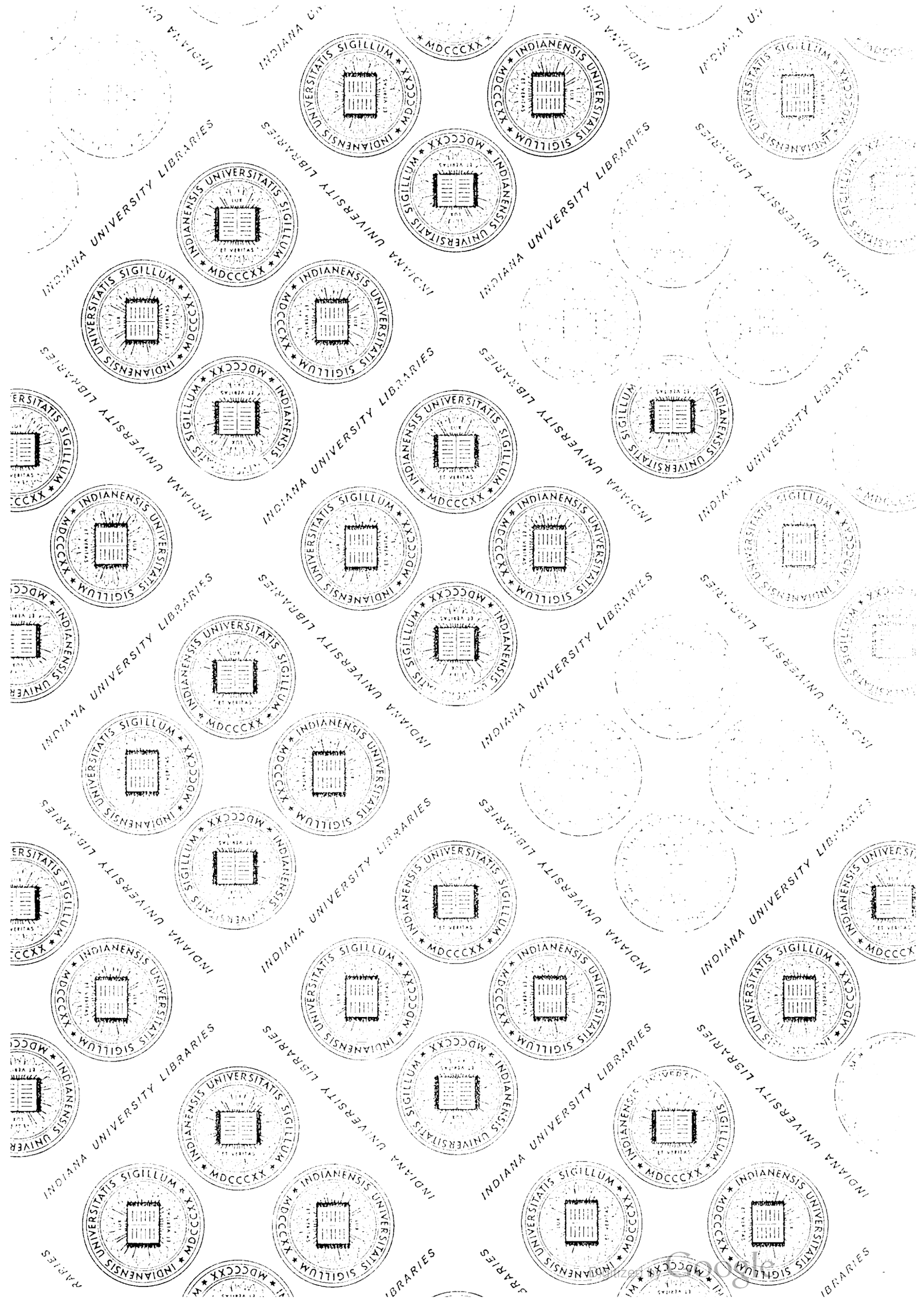
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google


INDIANA UNIVERSITY LIBRARIES
INDIANENSIS UNIVERSITATIS SIGILLUM MDCCCXX
Digitized by Google


INDIANA UNIVERSITY LIBRARIES
INDIANENSIS UNIVERSITATIS SIGILLUM
MDCCCXX

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Richard Nordhausen.

Sechzigster Band.
(Nr. 27—52.)

Berlin 1901.
Verlag der Gegenwart.

Digitized by Google

42502

AP30
.G3

Digitized by Google

Register.

Sechzigster Band.

1. Politische und rechtswissenschaftliche Aufsätze.

Seite

Zur Frage einer Landung in England. Von Oberstleutnant Rogalla v. Bieberstein 1. 34
Ideen zur Organisation der Erziehung. Von Universitäts-Professor Dr. Richard Wahle 17
Der Roland von Berlin. Von Caliban 33
Die Reform des Actien-Gesetzes. Von Freidank 37
Neue Anklagen gegen Chamberlain. Von Karl Blind (London) 49
Börsenreform und Reichsfinanzreform. Von Regierungsrath Dr. H. Bingner 50
Personalpolitisches über Skandinavien. Von Dr. Cajus Moeller 67
Deutsche Paraden. Von einem alten Officier 72
Reisefieber. Von Ajax 97
Der Staat als Branntweinverkäufer. Von Dr. Wilhelm Bode (Weimar) 99
Waldersee. Von Caliban 113
Die Prinzessin von Preußen in den Jahren 1848 und 1849. Von Königl. Archivar Dr. G. Schuster (Charlottenburg) . . . 117
Criminal-Roman. Von Prinz Vogelfrei 129
Hans im Glück. Von Caliban 161
Die Katastrophen in unseren Actien-Unternehmungen und die Gesetzgebung über deren Reservefonds. Kritische Betrachtungen und Vorschläge von Dr. jur. Bosberg (Waldenburg, Schl.) 176. 196
Deutsch-russisch-französische Annäherung. Von Otto Umfrid (Stuttgart) 193
Berlin gegen den Kaiser. Von Prinz Vogelfrei 209
Die Krisis der Werthpapiere. Von Professor Dr. M. Meyer (Charlottenburg) 210
Die Zweitheilung Böhmens. Von Julius Patzelt (Wien) . . 225
Der Liberalismus der That. Von Freidank 241
Russische Diplomatie und die Aussichten in Afghanistan. Von Karl Blind 256
Die Bedeutung der neuen Panzer. Von Prinz Vogelfrei . . 273
Kaiser-Worte. Von Caliban 289
Englands Machtstellung und ihre Vertheidigung. Von Franz Eißenhardt (Berlin) 290
Mytilene. Von Caliban 305
Französische Generäle. Von einem altpreußischen Officier . . . 321
Das Officier-Duell in Insterburg. Von Franz Eißenhardt (Berlin) 337
Englische Heeresreform. Von Major a. D. Karl von Bruchhausen 351
Ein Votum über den neuen Zolltarif. Von Caliban . . . 369
Vom Weltwinkel. Von Max Hoffmann 385
Schuhmeier von Berlichingen. Von Caliban 389
Die Kunst im Zeichen des Byzantinismus. Von Johannes Gaulke 401
Die Reform der Börsen-Reform. Von Freidank 403
Chesterfield. Von Caliban 404
Die Seestreitkräfte Argentiniens und Chiles. Von Franz Eißenhardt (Berlin) 405

2. Naturwissenschaftliches, Medicinisches und Technisches.

Zur Naturgeschichte des Fluors. Von Eduard Sokal . . . 22
Der Kampf gegen die Neunundneunziger. Von Hermann Schelenz (Cassel) 65
Der Intellect als Kralle. Von Eduard Sokal (Berlin) . . . 147
Der leichte Accumulator. Von Gustav H. Cast 164
Zur Philosophie der Maschine. Von Heinrich Pudor . . . 181
T Berliner Hochbahn und die Eisenconstruction. Von A. L. Plehn 221
ztliche Fernbehandlung. Von Dr. med. Alphons Fuld (Mainz) 230
U chen der Eiszeit. Von Dr. Otto Lang (Hannover) . . . 260
Ueber das männliche und weibliche Princip in der lebenden Natur. Von Eduard Sokal (Berlin) 325
Die Zuchtwahl als weltgeschichtliche Macht. Von Heinrich Driesmans 356

3. Vermischte Aufsätze.

Seite

Der Leipziger Krach. Von Freidank 3
Die Vergangenheit im Lichte der Gegenwart. Von Professor Arnold Fokke 54
Classenmoral und Dienstbotenfrage. Von Karl Noetzel . . 69. 81
Der Rechtsinstinct im Unbewußten. Von Julius Duboc (Dresden) 83
Einseitig erfaßte Probleme. Von Karl Noetzel 101
Das Glaubensbekenntniß eines Weltkindes. Von Hermann Eiche (Mühlhausen in Th.) 113
Die gegenwärtige Bewegung im Genossenschaftswesen. Von Max May (Heidelberg) 128
Herrschaft und Dienstbote. Von A. v. H. 132
Uebermenschen. Von Professor Arnold Fokke 134. 145
Die Mobilisirung der socialen Kräfte. Von Karl Noetzel 161. 180
Amerika nach Buffalo. Von Dr. Cajus Moeller (Berlin) . . 195
Presse und Militärjustiz. Von einem altpreußischen Officier (C. v. Wartenberg) 212
Die wahren und die falschen Ritter des Geistes. Von Prof. J. Mähly (Basel) 227
Brauchen wir eine Colonialarmee? Von Oberstleutnant Rogalla v. Bieberstein (Breslau) 242
Normannensöhne. Von Max Bewer (Dresden) 244
Neudeutsche Kriegsfurcht. Von Caliban 259
Die Dreischichtung des städtischen Verkehrs. Von Dr. Hans Schmidkunz 274
Höflichkeit im Familienleben. Von Richard Wulckow (Darmstadt) 276
Die culturhistorische Bedeutung der Dogmen. Von Th. Achelis (Bremen) 306
Im Alter. Von Julius Duboc (Dresden) 307
Drill und Sport. Von Professor Arnold Fokke 322
Oberlehrer und Richter in Preußen. Von Landrichter A. Bozi (Bielefeld) 339
Rekruten-Vereidigung im Berliner Lustgarten. Von einem alten Patrioten 354
Die akademische Frau. Von Ottilie Hertramph (Hirschberg i. Schl.) 370
Klein- und Groß-Grundbesitz. Von Gustav Freytag . . . 386

4. Gedichte, Novellen, Feuilletons.

Das Urtheil über den Praktikanten Anton. Von Stefan Großmann (Wien) 12
Der Haidegräber. Von Friedrich Kroff (München) . . 28. 43
Du bist der Mann! Sensations-Roman von Mark Twain 60. 77
Maslan's Frau. Von Marie v. Ebner-Eschenbach 92. 110. 125. 140. 156. 171. 189
Persönliche Lieder. Von Max Bewer (Dresden) 169
Der Proceßschneider. Eine Geschichte vom Lande von Ewald Gerhard Seeliger 202
Widosawa Brankowitsch. Von Znaj Jowan Jowanowitsch. (Aus dem Serbischen.) Deutsch von Wilhelm Thal 218. 236. 251
Erscheinung. Von M. Zehme 267
Die Probe. Aus der Tragikomödie der Liebe. Von Theodor von Sosnosky 283. 300
Ein schnurriger Kamerad. Erinnerungen von Carl Schultes 297
Nacht und Morgen. Von Eugen Reichel 316
Kuni Kraxl. Von Fr. Kroff (München) 330. 345
Five o'clock. Von Gabriele Reuter 362
Spielerei. Skizze von Maria Schneider 379
Die Nothleine. Eine Geschichte von Morgen und Uebermorgen. Von Gustav Johannes Krauß 392. 406
Der Verwaltungsengel. Ein Actenblatt aus uns're Herrgotts Canzlei. Von * * * 395
Das Mädchen, welches ... Von Alfred Polgar (Wien) . . 411

Digitized by Google

Seite

Aus der Hauptstadt. Von Prinz Vogelfrei: Das Ministerium des Sports 29. Die Haznader Usta. 61. Pompeo Carnevari 111. Der Bankier in Gänsefüßchen 126. Die Abwehr des Anarchismus 190. Der Frieden von Hubertusstock 252.
— Von Theodor von Sosnosky: Hermann Bahr 141.
— Von Max Hoffmann: Auf der Plagiatjagd.
— Von Caliban: Der Automobilismus in der Politik 13. Ein poetischer Gedanke 204. Das Gouvernement Berlin 219. Lachende Erben 237.
— Von Ajax: Der Hofgartenanzug 45. Die gekürzten Kaisermanöver 200. Straffe Zucht 380.
— Von Franz Eißenhardt: Der Berliner Milchkrieg 253. Schülerverbindungen 267.
— G. Bamberger: Recitationen 269.
— Von Timon d. J.: Eine neue Komödie von Hermann Bahr 285. Die neue Vocabel 332. Die Reform des Kunst-Referates 345. Der Sieg des Culturgedankens 364.
— Eugen Reichel: Jos Chamberlain's Weihnachtstraum 396.
— C. v. W.: Eine noch ungetilgte Schuld 396.
— Eduard Solal: Ein Interview mit Tesla.

5. Literarische Aufsätze.

a. Essays.

Die Errettung des Judenthums. Von Juda Monens . . . 4
Wundt's Weltanschauung. Von Eduard von Hartmann . . 6. 20
Herman Grimm. Von Alfred Semerau (Charlottenburg) . . 8
Romantik von heute. Von Max Kempff 10
Neue Lyrik. Von Dr. Hermann Ubell (Graz) 38
Gottsched und seine Kritiker im 20. Jahrhundert. Eine Trutz-Betrachtung von Eugen Reichel 56
Maupassant als Lyriker. Von Max Hoffmann 74
Freiligrath's Prosa. Von Dr. Beukert (Gütersloh) 86
Neue französische Romane. Von A. Brunnemann (Dresden) . 88
Gabriele d'Annunzio. Von Anton Weis-Ulmenried . . . 106
Die deutsche Frauenlyrik der Gegenwart. Von Hans Benzmann (Berlin) 122
Goethe und das Unsittliche in der Kunst. Von Dr. Wilhelm Bode (Weimar) 136
Von falschen und wahren Propheten. Von Dr. M. Landau (Wien) 138
Sacher-Masoch und der Masochismus. Von C. Ziegler . . . 148
Der neufranzösische Roman. Von A. Brunnemann (Dresden) 150
Aktan Tschechow und Maxim Gorki. Von J. Norden . . . 153
Wilhelm Raabe. Von Alfred Semerau (Charlottenburg) . . 166
Goethe und Schiller, und Schiller und Goethe. Von Eugen Reichel 184
Unterricht und Städtebau. Von Dr. Hans Schmidkunz (Berlin-Halensee) 186
Oscar Wilde's „Dorian Gray". Von Johannes Gaulke . . 214
Ein Wort für Bürger's Lenore. Literar-ästhetische Schnitzel von Eugen Reichel 231
G. A. Bürger's Prolog zu Sprickmann's „Eulalia" in seiner ältesten vollständigen Fassung. Mitgetheilt von Erich Ebstein (Göttingen) 246
Ludwig Jacobowski. Von Kurt Holm (Friedenau) . . 247. 262
J. V. von Scheffel in seinen Beziehungen zum Buchhandel. Von Rudolf Schmidt (Rixdorf) 278
F. Vischer über Lessing. Mitgetheilt von Ludwig Geiger (Berlin) 292. 312
Dichter der Liebe. Von Max Kempff 310
Adolf Bartels als Literarhistoriker. Von Hans Benzmann (Berlin) 327
Der Dichter der Revanche. Von Max Hoffmann 341
Moderner Pessimismus. Von Anton Weis-Ulmenried 358. 375
Christian DietrichGrabbe. Von Alfred Semerau (Charlottenburg) 373
Aus dem Culturleben Frankreichs. Von Eugen v. Jagow (Paris) 390

b. Bühne und Bühnenkritik.

Darmstädter Theater-Pläne. Von J. Norden 200
Dramatische Aufführungen: Laboremus (Björnstjerne Björnson) 191. Hans Rosenhagen (Halbe) 206. Tragödien der Seele (Bracco) 207. Sein Doppelgänger (Hennequin) 207. Die Goldgrube (Lauffs und Jacoby) 207. Die Hoffnung (Heyermans) 222. Der kommende Mann (Brachvogel und Mysing) 222. Nacht und Morgen (Lindau) 238. Fee Caprice (Blumenthal) 239. Florio und Flavio (v. Schönthan und Koppel-Ellfeld) 270. Der Bann (Schlaf) 301. Es tagt (Delmar) 302. Die rothe Robe (Brieux) 302. Die lieben Feinde (Lubliner) 348. Alt-Heidelberg (Meyer-Förster) 348. Der rothe Hahn (Hauptmann) 364. Das große Licht (Philippi) 364.

6. Bildende Künste.

Von den großen Berliner Sommerausstellungen. Von J. Norden 14
Aus dem Berliner Kunstleben. Von J. Norden 30

Seite

Ueber die Entstehung der Kunstformen. Von Johannes Gaulke 41
Berliner Stadtbauten. Von J. Norden 46
Das Urheberrecht der Künstler. Von Kreisgerichtrath Dr. Benno Hilse (Berlin) 76
Das Gebirge als Vorbild der Baukunst. Von Heinrich Pudor 91
Zur modernen Kunst. Zeitgemäße Bemerkungen von Richard Wulckow (Darmstadt) 104
Aus unseren Kunstsalons. Von J. Norden 159. 222. 285. 317. 346
Allerneueste Denkmals-Concurrenzen und ihre Geheimnisse. Von Hans W. 199
Modernes Münchener Kunstgewerbe. Von Eduard Engels (München) 217. 234
Kunst aus Japan. Von J. Norden 249
Die internationale Kunstausstellung in München. Von Eduard Engels (München) 264
Zehn Jahre mit Böcklin. Von Eduard Engels (München) . . 294
Die vierte internationale Kunstausstellung in Venedig. Von Dr. Hermann Ubell (Graz) 313
Bei Fritz v. Uhde. Von Eduard Engels (München) . . . 360
Ein Trust der Kunsthändler? Von E. Klotz, Maler und Radirer in Leipzig 378
Bei Eugen Bracht. Von J. Norden 408

7. Rund um die Kunst.

Das Wohnhaus der Zukunft. Von Heinrich Pudor 318
Erziehung zum künstlerischen Sehen. Von H. P. 318
Das Ueberbrettl, wie es ist und wie es sein soll. I. Von Myron II. Von P. V. 319. 333
Kunst-Pädagogik. Von Hans Schmidkunz 333
Rococo im Kunstgewerbe. Von Heinrich Pudor 366
Das moderne Geschäftshaus. Von H. P. 366
Der neue Berliner Dom. Von Heinrich Pudor 414
Japanische Schauspielerkunst. Von Heinrich Pudor 414
Die Düsseldorfer Ausstellung. Von P. 414
Zur Gottsched-Bewegung 415

8. Musik.

Gesangsstudien einst und jetzt. Von Hedwig von Friedlaender-Abel 24
Bayreuth 1901. Von Greta Oske-Fröhlich 143
Musik in der Sommerfrische. Von Hedw. v. Friedlaender-Abel 173
Bellini. Von Hermann Springer (Berlin) 281
Opern und Concerte: Der Ueberfall (Zöllner) 332. Berliner Concertbericht. Von Hermann Springer 381.

9. Notizen.

Allmers 366. Alpine Majestäten 302. Baehrs 415. Bang 382. Barth 367. Berg 399. Bernhardi 349. Bley 398. Bleibtreu 302. Blumenthal 367. Blüthgen 399. Björnson 255. Bode 398. 399. Brockhaus 175. Brückner 303. Büchner 383. Capus 303. Cotta 334. 398. Chamberlain 382. Dampf und Elektricität 350. Decken 367. Duboc 351. Elster 382. Emmerich 383. Eyth 350. Fischer & Francke 319. Fischer-Dinkelmann 382. Fulda 383. Garborg 382. Gebhardt 334. Gorki 334. 349. 399. Grillparzer 271. Grimm 415. Grünwedel 366. Günther 335. Grabein 383. Haake 287. Harnack 383. 398. Hartleben 287. Heinemann 271. Heyse 349. Hillern 350. Hirschfeld 415. v. Hochfeld 415. Horst-Schulze 350. Hübel 399. Jellinek 351. Israels 303. Keben 303. Kloß 303. Koch 415. Kögel 399. v. Knorr 399. Kuhnert 287. v. Kralik 382. Lambert 319. Leiningen-Westerburg 207. Leitgeb 319. Leixner 319. Lindner 366. v. Loy 367. Margueritte 415. Man 31. Maugras 351. Maupassant 367. Megede 367. Meyer 95. 191. Montaigne 334. Mörike 398. Mosapp 383. Multatuli 335. Muret-Sanders 287. Müller 398. Müller-Münster 350. Poschinger 335. Raschke 415. Ratzel 319. Reuter 335. Roth 351. Sach 383. v. Schmidt 383. Schoembs 366. Schumacher 367. Sienkiewicz 366. 367. Soden 334. Spielhagen 349. Staffen 350. Ströbel 350. Sybel 334. Thode 399. Tolstoi 319. Truloff 366. Tschechow 367. Türmer-Jahrbuch 335. Vansalow 303. Vierordt 249. Vogel 398. Volkmann 350. 383. Voß 349. Waltz 367. Weyssenhoff 367. Wied 382. Wißmann 415. Wittich 239. v. Wolzogen 47. 349. Wolf 383. Wunderlich 383.

10. Offene Briefe und Antworten.

Der Nutzen des Getreidezolles für den Kleinbesitzer. Von Hedicke 15. Zur Errettung des Judenthums. I. Von Grünewald 61. II. Von L. Estermann 61. Noch einmal Kunst für's Kind. Von R. Teske 79. Natural- oder Geldlöhnung der ländlichen Arbeiter? Von W. Behrend 95. Zur Errettung des Judenthums. Von Juda Monens 127. Noch einmal Classenmoral und Dienstboten-Frage. Von Elise Schwabe 223. Noch einmal Eisenconstruction und Hochbau. Von Dr. F. Wollny 254. Das kleine Witzblatt. Von Carl von B. 270. Noch einmal „Normannensöhne". Von C. W. Harberg 302. Noch einmal „Die ärztliche Fernbehandlung". Von Geh. Sanitäts-Rath Dr. med. Wattenberg 348. Noch einmal „Die ärztliche Fernbehandlung". Von Dr. Alphons Fuld 381.

Digitized by Google

№ 27. Berlin, den 6. Juli 1901. 30. Jahrgang. Band 60.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Zur Frage einer Landung in England. Von Oberstleutnant Rogalla v. Bieberstein. I. — Der Leipziger Krach. Von Freidank. — Die Errettung des Judenthums. Von Juda Monens. — Wundt's Weltanschauung. Von Eduard von Hartmann. — **Literatur und Kunst.** Herman Grimm. Von Alfred Semerau (Charlottenburg). — Romantik von heute. Von Max Kempff. — **Feuilleton.** Das Urtheil über den Praktikanten Anton. Von Stefan Großmann (Wien). — **Aus der Hauptstadt.** Der Automobilismus in der Politik. Von Caliban — Von den großen Berliner Sommerausstellungen. III. Von J. Norden. — Offene Briefe und Antworten: Der Nutzen des Getreidezolles für den Kleinbesitzer. Von Hedicke, Weißenfels a. S. — Anzeigen.

Zur Frage einer Landung in England.

Von Oberstleutnant Rogalla v. Bieberstein.

I.

Wird England wirklich auf die Dauer Beherrscherin der Weltmeere und des Welthandels bleiben? Sein in den letzten Jahrzehnten außerordentlich gesteigerter colonialer Gebietszuwachs; sein politisches und wirthschaftliches Uebergewicht zur See und sein unablässiges Streben nach neuen werthvollen Gebietserwerbungen kann, muß vielleicht zu sehr ernsthaften Conflicten zwischen ihm und anderen Mächten führen. Faschoda ist noch in guter Erinnerung. Auch der jetzige Krieg gegen die südafrikanischen Republiken scheint neben der Angliederung der Goldminen-Districte noch den Zweck zu haben, die Machtstellung Englands in Süd- und Ostafrika von der Nilmündung bis zum Cap völlig dominirend zu gestalten und gleichzeitig die Verbindung des Mutterlandes mit dem werthvollen, ungeheuren indischen Colonialbesitz noch mehr zu sichern. Daneben tritt das Bemühen hervor, die britischen Colonien mit dem Mutterlande wirthschaftlich und militärisch in engere Verbindung zu bringen und dadurch dessen Gesammtmacht noch zu erhöhen. Alles das hat die alte Frage, ob Groß-Britannien wirklich so unverletzlich ist, wie man im Allgemeinen annimmt, wieder sehr actuell und sehr brennend gemacht. Die Möglichkeit, unter Ueberwindung des das Inselreich schützenden silbernen Gürtels und seiner Flotte, auf britischem Grund und Boden eine Entscheidungsschlacht zu schlagen, mit einem Wort, die Idee einer Invasion und Landung in England ist vielerorts in den Mittelpunkt des politischen Tages-Interesses gerückt. Der Antrag General Mercier's im französischen Senat auf Bewilligung einer Viertelmillion zur Beschaffung von dazu geeigneten Fahrzeugen giebt einen sehr deutlichen Fingerzeig.

Der Umfang des britischen Weltreichs ist während der 64jährigen Regierung der Königin Victoria so ungeheuer geworden, daß er die alten Weltreiche Alexander's des Großen und Roms weit hinter sich zurückläßt. Es hat heute die Größe von 11 894 000 engl. Quadratmeilen mit 386¼ Mill. Bewohnern erreicht; nur die spanisch-habsburgische Weltmonarchie ging darüber hinaus. Noch in den beiden letzten Jahrzehnten des eben beendeten Jahrhunderts wurden Birma, Egypten, Britisch-Ostafrika, Zanzibar und der Sudan der Herrschaft Englands unterworfen, und es kann nur noch eine Frage der Zeit sein, daß die beiden südafrikanischen Republiken endgiltig vergewaltigt und damit ein Gebiet, so groß wie nahezu Deutschland, mit seinen Goldschätzen den Besitzungen Englands einverleibt wird. Dabei umspannt ein Netz von vortrefflich gelegenen und befestigten Flotten- und Kohlenstationen, von Kabeln und Dampferlinien den gesammten britischen Besitz und hält die Verbindungen aufrecht. Die Flotte, welche quantitativ zur Zeit wohl jeder feindlichen Flotten-Combination dreier großer Seemächte gewachsen ist, liegt in den britischen Häfen des In- und Auslandes bereit; an ihrer weiteren Verstärkung wird machtvoll gearbeitet. Ein derartiges Uebergewicht auf maritimem, colonialem und Handelsgebiet muß jedoch schließlich, bei dem Emporstreben anderer Mächte, der Zunahme ihres Welthandels, ihrer Bevölkerung, ihrer Handelsinteressen und ihres Dranges nach wirthschaftlicher und colonialer Ausdehnung, diese jungen Mächte zu ernsthaften Conflicten mit dem überall dominirenden England führen. Noch ist es zu einem solchen, das heißt zu einem Kriege zwar nicht gekommen; allein England hat bereits in Folge der Thätigkeit Rußlands seit dem Kriege Japans mit China in Ostasien sehr erheblich an Ansehen und Einfluß eingebüßt, und die beständige Erstarkung Deutschlands auf den Gebieten des internationalen Handels- und politischen Wettbewerbs, vielleicht auch die gewaltige Entwickelung Nord-Amerikas und seine neu inaugurirte, imperialistische Politik bilden die ersten Vorboten der Bedrohung der britischen Vorherrschaft.

Schon heut jedoch hat sich die innere Schwäche des britischen Weltreichs in Folge seiner allzu gewaltigen Ausdehnung deutlich gezeigt. Ist es dem 386 Millionen-Reiche doch bis jetzt noch nicht gelungen, unter allerdings für seine Kriegführung außerordentlich schwierigen Verhältnissen die nur etwa 288 000 Köpfe betragende Burenbevölkerung der beiden Republiken völlig niederzuwerfen. Leicht errungene Siege über indische Stämme, Egypter, Sudanesen ꝛc. haben England verwöhnt, so daß es, auf seine Flotte als den eigentlichen Schutz seiner Seeherrschaft, seiner Colonien und des Mutterlandes bauend, die Landarmee im Wesentlichen nur als Depotarmee für seine Truppen in den Colonien betrachtete und sie sehr stark vernachlässigte. Indessen, seine starke Flotte gestattete ihm trotzdem, den Krieg in Südafrika in einer Entfernung von 1800 deutschen Meilen nachhaltig zu führen und bot ihm zugleich genügenden Schutz gegen eine etwaige bewaffnete, in einer Landung gipfelnde Intervention fremder Mächte. Mochten die Sympathien der Völker für

Digitized by Google

die Sache der Buren auch noch so groß und herzlich sein, so war doch einerseits das politische Interesse an ihrem Sieg bei keiner Nation so bedeutend, um dafür einen Krieg mit dem seegewaltigen England zu beginnen, der nur zur See geführt werden konnte. England wurde daher in seiner Vergewaltigung der beiden Republiken von Niemandem gestört. Und selbst eine Allianz mehrerer Seemächte und eine Coalition ihrer Flotten gegen Groß-Britannien hätte das nicht vermocht. Denn einerseits ist die numerische Ueberlegenheit seiner Flotte über die übrigen, einzeln betrachtet, sehr bedeutend. Sie beziffert sich auf 67 britische Linien-Schlachtschiffe, davon 6 1901 im Bau, gegenüber 37 französischen, davon 3 1901 im Bau, und 19 deutschen, wovon 5 1901 im Bau, 26 russischen, wovon 5 1901 im Bau und die Schiffe der Schwarzen Meer-Flotte nicht zur Geltung kommen, 17 der Vereinigten Staaten, wovon 5 1901 im Bau; ferner 51 im Jahre 1901 fertige große Kreuzer und 26 im Bau (davon 10 1. und 2. Classe) gegenüber 18, 11, 16 und 5, sowie 11, 1, 1 und 6 im Bau, so daß die englische Seemacht an Linienschiffen und großen Kreuzern, die 1901 fertig sind und fertig werden, wenn auch nicht an Schiffszahl, so doch an Deplacement noch größer ist, als die deutsch-russisch-französische Flotte zusammen. Sie hat überdies in normalen Zeiten nur 1—2 Linienschiffe in nicht europäischen Gewässern stationirt, verwendet allerdings einen beträchtlichen Theil ihrer 174 Kreuzer, Küstenpanzerschiffe und Kanonenboote dazu.

Aus einer auf wissenschaftlicher Grundlage entwickelten, ziffermäßigen Uebersicht der „N. Mil. Bl." über den Tonnengehalt und Gefechtswerth der großen Kriegsflotten wird ersichtlich, daß der Gefechtswerth der englischen Flotte den der vereinigten Flotten Frankreichs und Rußlands um 272000 und daher bedeutend mehr als um den Gefechtswerth der derzeitigen deutschen Flotte übersteigt. Rassow gelangte nach der Berechnungsweise des Capitäns Wislicenus für die englische Flotte zu dem Gefechtswerth von 1000, für die französische von 466, die russische von 280 und für die deutsche von 179, mithin für die drei letzteren von in Summa 925.

Die Stärkeverhältnisse der japanischen, italienischen und amerikanischen Flotten können bei der Betrachtung einer Coalition der Flotten der Seemächte gegen England und den eine dortige Landung und Invasion betreffenden Verhältnissen sowohl in Anbetracht der Entfernungen der betreffenden Länder, als auch ihrer mit den englischen in vielen Punkten solidarischen Interessen füglich außer Betracht bleiben. Andererseits aber ist die maritime Position des Gros der Streitkräfte der englischen Flotte den Flotten der anderen Seemächte gegenüber derart central, daß sie ihr bei richtiger Verwendung gestattet, bei einer sich etwa bildenden Coalition dieser Flotten einzeln mit jeder von ihnen abzurechnen, bevor sie sich vereinigen können, so daß selbst dann, wenn eine derartige Coalition im Interesse der südafrikanischen Republiken eingetreten wäre, Englands Sieg zur See ziemlich sicher war. Er wird es auch in Zukunft und zwar bis zu der Stunde sein, wo der Schiffsbau der Mächte den britischen erheblich überflügelt.

So lange die englische Flotte das Meer, und namentlich den Canal La Manche, den irischen Canal und die Nordsee beherrscht und keine Fehler in der Beobachtung ihrer Gegner und ihrer sonstigen Maßregeln macht, ist eine Landung in England nur bei gelingender Ueberraschung möglich. Wie die Verhältnisse heute liegen, erscheint eine Landung in England überhaupt nur dann denkbar, wenn die englische Flotte sich von ihr überraschen läßt oder von der richtigen Disposition ihrer Streitkräfte zur Bewachung ihrer Küsten abgelenkt wird. Die Kriegsgeschichte bietet nun in dieser Beziehung und betreffs des Landungsprojects allerlei wichtige Fingerzeige.

Die oben angeführte, allerdings rein quantitative Bewerthung der englischen Flotte gegenüber der deutsch-russisch-französischen basirt auf deutsch-fachmännischer Angabe. Das höchst abfällige Urtheil über die qualitative Unzulänglichkeit der englischen Flotte, welches der Zweit-Commandirende des britischen Mittelmeer-Geschwaders, Lord Charles Beresford, neulich mit einem für continentale Verhältnisse gerade verblüffenden Freimuth fällte, wird vielfach, namentlich in der französischen Presse, als außerordentliche Uebertreibung bezeichnet. Man fügt hinzu, daß sie nur in der Absicht erfolgt sei, England mit allen Mitteln zu einer stärkeren Anspannung seiner Kräfte auf wirthschaftlichem und maritimem Gebiet anzuspornen. Lord Beresford erklärte, daß er England mit den Gefühlen schwerer Besorgniß bezüglich der Flottenverwaltung und der Unbereitschaft der Canal- und der Mittelmeer-Flotte verlasse. Er wies darauf hin, daß die mit dem britischen Landheer in Südafrika gemachte Erfahrung sich hinsichtlich der Flotte in jedem ernsten Seekrieg wiederholen würde, und zwar aus denselben Gründen, die zu der Demüthigung in Südafrika geführt hätten. „Die Folgen der Unbereitschaft der Flotte würden," so fuhr er fort, „noch viel verhängnißvoller sein, als die der Unbereitschaft des Heeres. Wenn aber durch eine praktische Probe die Entdeckung gemacht würde, daß die Flotte unvorbereitet sei, so werde die Niederlage endgültig sein. Für eine Vervollständigung der Seerüstung würden weder Zeit noch Gelegenheit bleiben. Es gäbe nur ein Mittel, das Land vor der Gefahr der Unbereitschaft zu bewahren, nämlich den Rath und die Empfehlungen der Seeleute, die das Vertrauen des Ministeriums genössen, zur genauen Kenntniß des Volkes zu bringen. Diese Kenntniß werde ihm gegenwärtig nur durch Politiker gegeben, deren Gedanken stets auf ihre Partei-Interessen, nicht aber immer auf die des Landes gerichtet seien. Wenn Krieg käme und die Flotte zusammen bräche, so würde im selben Augenblick auch schon die Weltherrschaft verloren sein."

Bei aller Bestimmtheit dieser Erklärungen des hervorragenden britischen Geschwader-Befehlshabers ist doch *kaum* anzunehmen, daß seine, die Hauptstütze der Wehrmacht Englands so bloßstellende und herabsetzende Kritik ganz ernsthaft gemeint sei. Jedenfalls wäre es sehr gewagt, die englische Flotte auf die Kritik dieses einzelnen Admirals hin zu unterschätzen. Der oft erhobene Tadel, England habe keinen entsprechenden Gegenwerth erhalten für die im Interesse seiner Flotte binnen 13 Jahren aufgewandten vier Milliarden; die englische Flotte besitze z. B. eine völlig veraltete Armirung, dieser Tadel ist gleichfalls übertrieben. Alle modernen englischen Schlachtschiffe seit 1883 führen Hinterlader. Zugegeben muß allerdings werden, daß eine beträchtliche Anzahl von vor 1883 gebauten Schiffen, davon 16 aus der Schlachtflotte der ersten Linie, noch über 360 Vorderlader haben. Die Schnellfeuergeschütz-Armirung hat zum Theil begonnen und soll demnächst weiter durchgeführt werden. Illusorisch ist auch der Glaube, daß die englische Flotte größtentheils aus veralteten Schiffen bestehe. Das mit großer Anerkennung aufgenommene Weyer'sche Marine-Handbuch weist in einer Zusammenstellung nach, daß an Linienschiffen und großen Kreuzern, jünger als 16 Jahre, die englische Flotte reicher ist, als die deutsch-französisch-russische.

Die thatsächlichen Mängel der englischen Rüstung beruhen auf der fehlenden allgemeinen Kriegsbereitschaft und richtigen Vertheilung der Flotte; auf dem kriegsrathartigen Charakter der Admiralität; den unzureichenden Leistungen der Mannschaften; dem veralteten Bemannungsmodus der Schiffe. Es kommt hinzu das Nichtausgerüstethalten der Fahrzeuge im Frieden*); die für Gefechtszwecke unzulängliche Ausbildung der Mannschaften der Flottenreserve und ihre voraussichtliche numerische Unzulänglichkeit; die unzweckmäßige Bemannung der

*) Die Schiffe der Reserveflotte sollen künftig jederzeit so ausgerüstet gehalten werden, daß sie, sobald die Mannschaft an Bord genommen worden ist, unmittelbar in See gehen können.

Digitized by Google

nicht seebereiten Schiffe; der ungleichartige alte Schiffsbestand, die z. Th. schlechte Armirung und der unzureichende Training der Officiere und Mannschaften der Reserveflotte. Befinden sich doch von den 114000 Officieren und Mannschaften des activen Dienststandes nur 51000 auf seegehenden Schiffen, die übrigen dagegen auf Hafenschiffen oder an Land. Ungenügend sind sodann an Zahl zum Theil auch hinsichtlich der Qualität, für den Kriegsfall die vorhandenen Officiere, sowie die verfügbaren Reserven, die von Wilson auf 35000 berechnet werden, während 100000 Mann vorhanden sein müßten. Eine Folge dieser Mängel ist, daß die Reserveflotte, der ein Hauptantheil an der Vertheidigung des Königreichs gegen feindliche Landung und Invasion zufällt, an Qualität in jeder Hinsicht von minderwerthigerer Beschaffenheit ist, als das vortreffliche Mittelmeergeschwader und die Canalflotte, ein Mangel, der sich noch mehr geltend machen würde, wenn ein Theil der Canalflotte im kritischen Zeitpunkt nach dem Mittelmeer entsandt sein sollte.

Ein anderes Moment der Schwäche, das man der englischen Flotte vorwirft, ist die stetige Verminderung der britischen und die Vermehrung der Zahl der ausländischen Matrosen, sowie der Umstand, daß es ihr bereits heute an der erforderlichen Anzahl fehlt, um ihre Schiffe im Kriegsfall zu bemannen. Man verweist darauf, daß sich 1899 auf den Schiffen der britischen Handelsmarine 174300 britische und 36000 ausländische und 36000 Laskaren und Asiaten befanden, und daß dies natürlich auch für die Kriegsflotte, die sich zum großen Theil aus der Handelsflotte recrutirt, ein sehr ernstes Moment sei. Da jedoch die Ausländer auf der Kriegsflotte sämmtlich naturalisirt sein und den Diensteid leisten müssen, so verliert es an Gewicht, und die Beschaffung des erforderlichen Nachwuchses dürfte, da es sich dabei um eine verhältnißmäßig nicht sehr erhebliche Anzahl handelt, lediglich eine für England durch angemessenes Handgeld nicht allzu schwer zu lösende Geldfrage sein. Ueberdies fördert das jüngste Gesetz über die Flottenreserve die Completirung der Bemannung der Flotte im Kriegsfall. Freilich werden die materiellen und personellen Mittel Englands nicht nur zur Zeit durch den jetzigen Krieg, sondern offenbar auch auf die Dauer durch die beschlossene starke Vermehrung seiner Landmacht sehr in Anspruch genommen, und es verdient Beachtung, daß deren Recrutencontingent im 1. Quartal d. J. um 5000 Mann gegen das vorhergehende Quartal zurückblieb.

Der südafrikanische Krieg hatte deutlich gezeigt, daß die Landmacht Englands, deren Leistungsfähigkeit bisher in der Möglichkeit gipfelte, drei Armeecorps aufzustellen, um der Miliz und den Freiwilligen dadurch den erforderlichen Halt für die Landesvertheidigung zu geben und gebotenen Falls 1—2 Armeecorps außer Landes verwenden zu können, daß diese Landmacht in keiner Hinsicht zu der Führung eines großen Krieges im Auslande, zur Vertheidigung des Mutterlandes und zum Schutz gegen eine Invasion ausreicht. Zwar waren die Verhältnisse des fremden Continents, unter denen England diesen Krieg führte, wie erwähnt, außerordentlich schwierig, allein ungeachtet dessen muß man die Leistungen des englischen Heeres als jämmerlich bezeichnen. Das gilt sowohl von der Heerführung im ersten Theil des Krieges, wie von den tactischen Maßnahmen, den Maßregeln für den unmittelbaren Nachschub der Verpflegung, von dem Sanitätsdienst im Felde und in den Lazaretten hinter der Front, sowie von manchem Zweige des Trains, der Remontirung, Bewaffnung und Ausrüstung, namentlich der Cavallerie. Selbst der fehlende moralische Halt eines Theils der Truppen, der sehr häufige und zahlreiche Gefangennahmen durch den Gegner ermöglichte, kennzeichnet das völlige Fiasco.

Die jetzt beschlossene Heeresreform zielt darauf ab, anstatt der bisherigen zwei Armeecorps drei zur wirklichen Verfügung außer Landes bereit zu stellen und in diesem Falle drei weiteren, allerdings zum Theil aus Miliztruppen bestehenden Armeecorps den Schutz der britischen Inseln als Kern für die Miliz und die Freiwilligen gegen eine Landung und Invasion übertragen zu können. Die stehende reguläre Armee soll zu diesem Zweck um 22000 Mann vermehrt und somit auf 155000 Mann, die Reserven auf 90000, die Miliz von 100000 auf 150000 Mann, die Yeomanry von 12000 auf 35000 Mann und die Freiwilligen nicht nur nominell, sondern thatsächlich auf 250000 Mann gebracht, die indische Armee um 40000 Mann verstärkt werden.

Eine künftige Landung und Invasion in England wird daher, falls dort, was allerdings Viele bezweifeln, die Recrutirung der Armee für die bezeichnete Stärke und die übrige Verstärkung der Wehrmacht thatsächlich gelingt, außer mit der britischen Flotte, mit den vermehrten Landstreitkräften von zusammen 680000 Mann — darunter nur ein Viertheil reguläre Truppen! — zu rechnen haben. Doch nicht bloß von der Anzahl der See- und Landstreitkräfte Englands, sondern auch von deren Beschaffenheit und dem Zustand seiner Küstenbefestigungen wird die Stärke des Widerstandes, den eine Invasion in Großbritannien überwinden muß, abhängen.

Seit den Tagen Wilhelm's des Eroberers ist bekanntlich keine Invasion Englands mehr gelungen, obgleich die spanische Armada das Inselreich mit einer solchen bedrohte und das maritime Uebergewicht Englands auch nach den Zeiten Elisabeth's auf Jahre hinaus verloren ging, die holländischen Flotten den Canal rein fegten und die englische Flotte angesichts Londons in der Themsemündung verbrannten. Die Basirung der Invasion auf das zur Erhebung geneigte Irland, welche von Ludwig XIV. 1690 vergeblich versucht wurde, würde auch heute noch, wo das englische Landheer und seine Organisation trotz aller Mängel immerhin eine stärkere Streitmacht wie in früheren Jahrhunderten bildet, kaum von Erfolg begleitet sein. Ueberdies müßte ein etwa in Irland überraschend gelandetes Invasionscorps erst den Uebergang über den irischen Canal bewerkstelligen, und die endgiltige Entscheidung sodann in England gesucht werden. Die Expedition der Armada scheiterte an ihrer unzweckmäßigen Anordnung, der Schwerfälligkeit und Unbehülflichkeit der spanischen Kriegsschiffe, an der Manövrirgewandtheit und überlegenenen Armirung der kleinen britischen Schiffe, am Mangel an Aufklärung spanischerseits, an der geschickten Verwendung der englischen Bronder und schließlich an den ungünstigen Witterungsverhältnissen. Auf derartige Momente der Inferiorität eines Angreifers hat allerdings die englische Flotte heute nicht mehr zu rechnen. Die Schlachtflotten sind sich in ihren Haupttypen und in ihrer Ausbildung und Armirung jetzt ziemlich gleich; es wird daher lediglich auf den größeren Gefechtswerth der sich gegenüber tretenden Flotten, im Durchschnitt repräsentirt durch ihren Tonnengehalt, und auf ihre Führung ankommen. In erster Hinsicht aber dürfte die englische Flotte die Ueberlegenheit besitzen, und es ist kein triftiger Grund zu der Annahme vorhanden, daß die Schulung ihrer Admirale in neuerer Zeit an Qualität eingebüßt hat. (Ein Schlußartikel folgt.)

Der Leipziger Krach.

„In urtheilsfähigen Finanzkreisen hielt man Exner gegenüber nicht mit seinen Ansichten zurück", so schrieb die „Vossische Zeitung" am Tage nach dem schmachvollen Zusammenbruche der Leipziger Bank. Urtheilsfähige Finanzkreise haben schon manches Unheil dadurch angerichtet, daß sie ihre Wissenschaft nur da zum Besten gaben, wo diese Wissenschaft nichts Neues mehr war, während sie den breiteren Schichten des Publicums gegenüber das Geheimniß streng wahrten. Es ist immer das alte Spiel. So lange ein paar geriebene Großgauner bei

Digitized by Google

ihren verbrecherischen Transactionen vom Glück begünstigt sind, will ihnen Niemand das Geschäft verderben; im Augenblick aber, wo sie stürzen und der Stein in's Rollen kommt, versetzt man ihnen mit naserümpfendem Hochmuth den bekannten Fußtritt. „Wir haben es längst gewußt." Die Bilanzmethode der Leipziger Bank, über die jetzt Zeter und Mordio geschrien wird, unterscheidet sich grundsätzlich in keinem Punkte von dem System, das den Buchgewinn bei der Norddeutschen Bank in Hamburg dazu benutzte, um die riesigen Verluste an Popp, Mannesmann und Venezuela zu decken, Verluste, die das halbe Actiencapital der Disconto-Commandit-Gesellschaft gefressen hatten. Nur daß es Herrn Exner eben nicht gelang, im entscheidenden Momente seine rettenden Hamburger zu finden. Dem Königskaufherrn geziemt's, fünfzig Millionen zu verjuxen, und der Kurs seiner Bankactien sinkt deßhalb noch um kein armseliges Procent. Vier Fünftheile der Presse schweigen, denn Niemand macht sich gern einen Gewaltigen zum Feinde, der zwanzig oder dreißig Industriegesellschaften beherrscht, nebst den dazu gehörigen Prospect- und sonstigen Inserat-Aufträgen. Wäre die von Exner dreist und gottesfürchtig befürwortete Fusion zwischen seinem verkrachten Unternehmen und der Deutschen Bank gelungen, dann schallten ihm heute Hallelujahrufe entgegen, und bewundernd zöge man den Cylinderhut vor ihm. Statt des Cylinderhutes aber zieht man, nun der letzte verzweifelte Kniff vorbei geglückt ist, Parallelen zwischen seiner „unsoliden, unreellen und frivolen Geschäftsgebahrung" und den angeblich unantastbar sauberen Berliner Bankprincipien. Schwarz und Weiß, Wasser und Feuer! so lautet das Ergebniß der zweifellos gewissenhaften Prüfung. Als ob das Gewitter nicht auch über unseren Häuptern stünde und verwüstend losbrechen könnte, als ob die Liquidität unserer Privatbanken nicht fast Alles zu wünschen übrig ließe, als ob nicht auch bei uns die Portefeuilles mit absolut unverkäuflichen Effecten vollgestopft wären! Wen will man denn damit täuschen, daß man sich pharisäisch an die Brust schlägt? Dem Bankenmarkt stehen schwere Prüfungen bevor. Es hatte seinen guten Grund, wenn die Großfinanz den Exner mit seiner Trebertrocknung verbluten ließ. Auch wenn sie ihn hätte retten wollen, wäre sie nicht im Stande dazu gewesen bei der jetzigen furchtbaren Geldklemme aller Actienbanken. Es ist an der Zeit, in Bankactien à la baisse zu speculiren. Denn ganz abgesehen davon, daß die Finanzgewaltigen in Berlin W. heuer keine zwanzigprocentige Verzinsung ihrer Riesencapitalien herauswirthschaften können, sie mögen sich drehen und wenden wie sie wollen; ganz abgesehen davon wird sich überhaupt der Umstand blutig rächen, daß unsere Banken ihre eigentlichen Aufgaben völlig vernachlässigt haben und zum Theil reine Emissions-, d. h. Gründungsinstitute geworden sind. Mit eigener Hand, durch ihre unersättliche Gier, haben sie das Mißtrauen gegen sich rege gemacht und sich auf lange Zeit hinaus das Geschäft mit den Publikum verdorben. „Sie hätten sich sollen begnügen", heißt es so schön in dem Gedicht von den üppigen Mönchen, denen der Herrgott jedes Jahr zwei Störe schickte, mit der Weisung, immer nur einen davon zu fangen und zu schlachten, damit er im nächsten Jahre wieder einen Collegen mitbringe. Im nächsten Jahre, wo bekanntlich auch Bilanzen aufgestellt, Abschreibungen vorgenommen, Dividenden und Tantièmen gezahlt werden sollen!

Was in Sonderheit die Tantièmen anbelangt, so wird der Leipziger Krach die Zahl der sie mit Mißgunst betrachtenden Augen vermehren. Wie im Falle der Deutschen Grundschuldbank und der zum Klüngel gehörenden Institute, wie bei der Pommer'schen Hypotheken-Actienbank haben auch die Aufsichtsräthe in Leipzig ihre Pflicht geradezu phantastisch verletzt. Der Aufsichtsrath soll, so verlangt es das Gesetz, „die Geschäftsführung der Gesellschaft in allen Zweigen der Verwaltung überwachen und sich zu dem Zweck von dem Gange der Angelegenheiten der Gesellschaft unterrichten". Er darf jeder Zeit, damit er die Sorgfalt eines ordentlichen Geschäftsmannes anwenden kann, die Bücher und Schriften der Gesellschaft einsehen. Welcher Aufsichtsrath kennt diese Bestimmungen? Welcher handelt darnach? Sie fühlen sich nahezu sämmtlich als abhängige Creaturen oder Mitverschworene der leitenden Herren Directoren, und selbst wenn sie Etwas von den Geschäften verstehen, was selten oder nie der Fall ist, selbst dann hüten sie sich davor, den Leitenden in's Handwerk zu pfuschen. Die Leipziger Herren begnügten sich, wie die Aufsichtsräthe der Sonderbanken, der Pommerschen, Dresdener und Casseler Institute damit, pünktlich an jedem Vierteljahrsersten ihre Biergelder abzuheben und im Uebrigen an Exner zu glauben. Von der Wachsamkeit und der Controlle, die ihnen das Gesetz vorschreibt, hielten sie genau so wenig wie von der ebenda angedeuteten Regreßpflicht. Wie zwei Auguren sich bei einer Begegnung anlächeln, so lächeln zwei Aufsichtsräthe, wenn in ihrer Gegenwart von der Sorgfalt eines ordentlichen Geschäftsmannes die Rede ist, und ihre Heiterkeit übersteigt alle Grenzen, wenn die Verpflichtung zum Schadenersatz auf's Tapet kommt. Das wird ja immer Alles gütlich durch Vergleich geregelt, besonders in dem Falle, daß von einem oder dem anderen der Herren doch noch Etwas zu holen ist. Der Scandal überschreitet, so schreiben selbst seriöse Börsenblätter, alle Grenzen, und die „Vossische Zeitung", die seit den unglückseligen Hochbahn-Artikeln des Archivars Dr. Fuchs die Corruption mit erstaunlichem Ingrimm bekämpft, macht den beinahe staatsstreichlerischen Vorschlag, das Institut der Aufsichtsräthe überhaupt abzuschaffen.

Dem Manne, der aus der Knappen zagendem Chor getreten ist und so keckliches Verlangen hegt, dem Manne kann geholfen werden. Wenn ich nicht irrig bin, hat die Regierung auf dringendes Flehen der Bankwelt einen Börsen-Reformausschuß zusammenberufen, der Vorschläge zur Verbesserung des neuen Börsengesetzes machen soll. Bisher hat sich die fleißige Körperschaft leider im Wesentlichen darauf beschränkt, die Aufhebung des Terminhandels-Verbotes und des Spielregisters zu fordern. Ich nehme nicht an, daß so kluge Männer unklug genug sein werden, dabei stehen zu bleiben. Ich glaube vielmehr, daß sie selbst die Nothwendigkeit erkennen, eine derart günstige, vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit gründlich auszunutzen und dem offenkundigen Betruge, der verwegenen Gewissenlosigkeit an der Börse einen Riegel vorzuschieben, das werkthätige Volk ein für allemal vor den unverschämten Raubzügen der Börsendrohnen zu schützen und die Staatsaufsicht ganz beträchtlich zu verschärfen. „Verschlemmen soll nicht der faule Bauch, was fleißige Hände erwarben" — Heine's Vers muß das Leitwort jeder neuen Börsenreform werden. Wirkt der Ausschuß nicht selber dahin, so wird es zuversichtlich die Reichstagsmehrheit thun, sobald der von Möller versprochene Gesetzentwurf mit seinen schlau erlisteten Milderungen an sie gelangt. Und es ist mehr als wahrscheinlich, daß Börse und Regierung dann von Herzen wünschen, niemals Schritte zur Reform des Börsengesetzes unternommen zu haben.

Freidank.

Die Errettung des Judenthums.

Als vor wenigen Monaten Benedictus Levita in den preußischen Jahrbüchern einen Artikel: „Die Erlösung des Judenthums" veröffentlichte, in welchem er den jüdischen Eltern rieth, ihre Kinder zum Christenthum übertreten zu lassen, da bewies der Wuthschrei, der die ganze jüdische Tagesliteratur durchtobte, daß der Verfasser die Hand in eine blutende Wunde gelegt hatte. Denn nur den Feind, den man fürchtet, hält man einer so heftigen Bekämpfung werth.

Digitized by Google

Aber alle Entrüstung kann nicht über die Thatsache hinwegtäuschen, daß Levita Tausenden aus der Seele gesprochen hat und daß gerade in den letzten Jahren eine Unzahl Juden seinen Mahnruf bereits zur That werden ließ.

Levita's Erlösung des Judenthums ist jene Erlösung, die der Tod bringt. Und wer, wie ich, der Ansicht ist, daß die Zeit des Unterganges für das Judenthum noch nicht gekommen ist, der forscht mit banger Frage: Giebt es keine Rettung mehr, giebt es nur Erlösung und nicht mehr Heilung? Der Kernsatz der Levita'schen Ausführungen ist unanfechtbar. Wem das Judenthum nicht mehr eine Religion, ein Seelenbekenntniß ist, wem es nur noch eine Kette, eine Last bedeutet, die er durch's Leben schleppt, der sorge, wenn für ihn die Annahme einer anderen Confession nur durch eine Lüge erreichbar wäre, doch bei seinen Kindern dafür, daß ihnen der Fluch seines eigenen Lebens erspart bleibe.

Der Schluß ist vollkommen logisch und auch das praepositum entspricht der Wirklichkeit. Denn allein blinder Fanatismus, der das Reale nicht sehen will, kann leugnen, daß für uns junge Generation die jüdische Religion nur ein leerer Schall ist, nein, noch etwas weit Schlimmeres, ein Gegenstand der Abneigung.

Und doch ist gerade das praepositum der Angriffspunkt für den, der nicht, wie Levita, necando, sondern secando sanare vult.

Die einzige Frage ist die: Ist es nicht zu verhindern, daß dem Juden seine Religion ein Gegenstand des Widerwillens wird?

Und bei der Prüfung dieser Frage gelangt der objective Forscher zu dem Ergebniß: Die jüdische Religion, wie sie jetzt ausgeübt wird, ist uns um deßwillen antipathisch, weil sie nicht im Einklang steht mit deutschem Empfinden.

Das gilt gewiß nicht für den Grundpfeiler der jüdischen Religion, für die Thora. Sie ist ein Buch von schlichter Größe, voll tiefinnerlicher Empfindung. Aber es gilt für das, was spitzfindige jüdische Stubengelehrtheit aus unserer Religion gemacht haben, dieses Conglomerat reiner Formalitäten und schwülstig sinnlicher Gottesverherrlichung.

Vor Allem fordere ich Eins: Fort mit der hebräischen Sprache, Deutsche sind wir, und deutsch wollen wir beten. Wer zu seinem Gott fleht, der kann es mit innigem Herzen nur in seiner Muttersprache thun.

So lange wir das Hebräische als Wesen unserer Religion ausgeben, so lange wir eine eigene Nationalsprache uns anmaßen, so lange werden wir mit Recht als Fremdlinge betrachtet und behandelt im deutschen Vaterland.

Und gerade die Hervorkehrung des Hebräischen ist der äußere Anlaß, der uns jüngerer Generation von Jugend auf die Religion verekelt hat.

Man denke nur: in einem Alter, in dem es keinem Pädagogen einfallen würde, einem Kinde auch nur die Anfangsgründe einer fremden Sprache beibringen zu wollen, trichtert man den jüdischen Kindern die selbst für einen Erwachsenen unendlich schwer zu erlernende hebräische Sprache ein.

Und noch dazu auf welche Weise! Indem man ihnen ein Buch in die Hand giebt, von dem ihr kindliches Verständniß auch nicht ein Wort begreifen kann, die Thora! Es ist unglaublich, aber wahr, die fünf Bücher Mosis bilden nach dem amtlichen Lehrplan (wenigstens in Bayern) für sechsjährige Kinder ein Lehrbuch! Dieses Buch, das peinlich genaue Vorschriften über die Menstruation, über das Geschlechtsleben zwischen Blutsverwandten und die Beschneidung enthält, ein Lehrbuch für Kinder!

Aber es ist nicht Zweck dieses Mahnrufes, über die pädagogischen Mißgriffe bei dem jüdischen Religionsunterrichte Klage zu erheben. Ebenso schlimm als der entsittlichende Einfluß, den ein Buch wie die Thora auf Kinder ausüben muß, ist die durch ihr Studium bedingte Abweichung von den Grundsätzen, welche in den übrigen Disciplinen bei der Jugendunterrichtung beobachtet werden. Die Thora ist natürlich weder in einer dem jugendlichen Alter angepaßten Sprache geschrieben, noch ist ihr Inhalt dem kindlichen Denkungsvermögen verständlich, und die deutsche Uebersetzung, die sich dem Original anschmiegen muß, contrastirt sogar mit der grammatikalischen Sprache, die vom Kinde im deutschen Unterricht erlernt wird. Dabei geht der Unterricht auch noch in der Weise vor sich, daß Wort für Wort der Uebersetzung mechanisch auswendig gelernt werden muß, eine harte mnemotechnische Plage.

Da stellt sich bald die nothwendige Folge ein: Das Kind wird durch den Lehrstoff des Religionsunterrichtes angewidert und faßt eine Abneigung gegen die ihm aufgedrungene hebräische Sprache, gegen den Religionsunterricht und schließlich — der Schritt ist nicht sehr weit — gegen die ganze Religion.

Dazu kommt, daß das Kind durch die jüdische Religionsangehörigkeit auch sonst in Widerspruch zu seiner Umgebung gesetzt ist. Es soll andere Feiertage haben, als seine übrigen Mitschüler, am Samstag muß es dem Unterrichte fern bleiben, was natürlich von den Lehrern meist als Störung empfunden wird, es allein muß schweigen, während alle übrigen Kinder, ob katholisch, ob protestantisch, bei Beginn der Schule das Vaterunser anstimmen. Ein Gefühl der Vereinsamung und Verfehmung wird so künstlich großgezogen, und die Schuld mißt das Kind seiner Religion bei. Ein dumpfer Groll wächst in ihm gegen diese Religion, die ihm nur Anfechtungen und Entbehrungen bringt. Wer jemals als jüdisches Kind still und freudlos zu Hause gesessen ist, während Alles ringsum in Andacht und heiliger Freude das Weihnachtsfest feierte, der wird bemessen können, welche Gefühle ein kindliches Herz gegenüber seiner Religion beseelen.

Und will es für alle Unbill und alle Enttäuschung Trost suchen im Gebet, in dem Aufschrei zu seinem Gott, dann findet es in seinem Gebetbuch Laute, die es der Sprache und dem Sinn nach nicht begreifen kann, Gebete, die so schwülstig und langathmig sind, daß ein weiser Rabbi die Verordnung erließ, der Betende müsse fortwährend von einem Fuß auf den anderen sich fallen lassen, um das Einschlafen zu verhüten. Die religiöse Vorschrift gebietet auch für Kinder, drei Mal des Tages dieselben Gebete herunterzuleiern, diese seitenlangen Gebete, die weiter nichts sind als ein sinnlich schwüler Fieberparoxismus, eine gottestrunkene Lobextase, wie es dem Wesen eines südlich leidenschaftlichen Volkes, aber nicht dem schlichten deutschen Gemüthe entspricht.

Zum Beweise will ich eine kurze Probe aus dem Tischgebete anführen, welches nach Genuß jeder Mahlzeit, also täglich mehrmals gebetet werden muß:

„Gepriesen seist Du, Ewiger, unser Gott, Weltbeherrscher! Allmächtiger! unser Vater und König! Du bist unser Beschützer, unser Schöpfer, unser Erlöser, unser Bildner, unser Heiliger, unser Hirt, der Hirt Israels, wohlthätiger und allgütiger König, der Du uns täglich Güte erzeigt hast, erzeigst und erzeigen wirst, Wohlthaten vergolten hast, täglich vergiltst und immer vergelten wirst, daß wir Gunst, Gnade, Erbarmen, Befreiung und Rettung, Glück, Segen und Heil, Trost, Speise und Nahrung stets genießen. Der Allbarmherzige wird über uns regieren bis in Ewigkeit. Der Allbarmherzige sei gebenedeit im Himmel und auf Erden. Der Allbarmherzige sei gelobt durch alle Geschlechter, Er werde durch uns verherrlicht auf ewig und immerdar und hochgepriesen durch uns in Ewigkeit und in allen Welten!"

Ich glaube, die Probe genügt. Derartige Ueberschwenglichkeiten zwingt man ein Kind als Gebet zu sagen und wundert sich dann, wenn statt Andacht Oede und Abscheu erzeugt werden.

Und fragen wir uns ehrlich: Steht denn nicht auch bei dem erwachsenen Juden sein deutschnationales Empfinden in

Digitized by Google

scharfem Zwiespalt zu den Lehren seiner Religion, d. h. derjenigen Vorschriften, die man zur Religion gemacht hat? Das Verbot der unrituellen Kost hindert ihn daran, mit freudiger Seele Soldat zu sein, das Gebot der Samstagheiligung hemmt ihn, dem Staat als Beamter Dienste zu leisten, die Beobachtung der tausend rituellen Vorschriften läßt ihm gar nicht die Zeit, sich als Vollbürger zu bewähren. Wer in deutschsinniger Geradheit groß gewachsen ist, den stößt dieses Conglomerat spitzfindiger Rabulistik und rein äußerlicher Formvorschriften ab, das für uns das Heiligste, die religio, bedeuten sollte.

So lange uns die Mauern des Ghetto umschlossen, so lange wir ein abgesondertes Volk im Staate bildeten, so lange war unsere Religion in ihrer jetzigen Gestalt unser Trost und unser Halt. Sie verband uns mit unserer großen Vergangenheit und bewirkte, daß wir uns als eigene Nation fühlen konnten, als Ueberbleibsel des hebräischen Volkes, das nur zufällig in andere Lande verschlagen war. Aber heute, nachdem die Schranken des Ghetto gefallen sind und uns der Weg zum deutschen Bürgerthum erschlossen wurde, sollte diese Religion für uns weiter nichts sein als eine Tradition, die wir aufgeben müssen, weil sie uns hinderlich ist an der Entfaltung unserer deutschen Nationalität.

Darum rufe auch ich: Fort mit dem Judenthum, aber nicht mit dem Grundpfeiler unseres Glaubens, der Thora, die so schlicht und großartig einfach ist wie eine deutsche Heldensaga; sondern fort mit dem Werk weltfremder Rabbinen, die ihre Stärke suchten in spitzfindiger Sophistik und formalen Aeußerlichkeiten, aber keinen Funken deutschinnerlichen Gefühles besaßen. Und ich fordere dieses umsomehr, als auch den frömmsten Juden kein Gebot zwingt, etwas anderes als die Thora als göttliche Offenbarung, als Religionssatzung anzuerkennen. Auch für den Strenggläubigen ist die Thora allein Gotteswerk, alle posthumen Gebote sind Menschenschöpfung, nicht der Ausfluß einer göttlichen Inspiration. Also sind diese Gebote nicht essentiale Bestandtheile der jüdischen Religion, und ihre Abschaffung ist keine Glaubensverletzung.

Lehren wir unsere Kinder in faßlicher Form die Grundsätze der Thora, lehren wir sie in deutscher Sprache und mit deutscher Empfindung beten, beseitigen wir aus unserer Religion Alles, was uns unnützer Weise von den Andersgläubigen trennt, feiern wir, wann das ganze Volk feiert, und arbeiten wir, wann die übrigen Bürger arbeiten, dann wird es uns gelingen, unsere Kinder im Glauben zu erziehen, und sie werden mit ganzer Seele an ihrer Religion hängen, in demselben Maße, wie sie ihnen jetzt verleidet ist.

Nicht ewig Hebräer wollen wir bleiben, sondern jüdische Deutsche sein im deutschen Vaterland. Nicht die Loslösung wird uns dann Erlösung bringen, sondern das Festhalten an einem Glauben, der uns deutsch empfinden läßt auch in Bethätigung unserer jüdischen Religion. Juda Monens.

Wundt's Weltanschauung.

Von Eduard von Hartmann.

In „Frommann's Classikern der Philosophie" ist nun als dreizehnter Band auch eine Darstellung der Philosophie und Psychologie Wundt's erschienen und zwar aus der Feder Edmund König's, der sich in früheren Schriften als Anhänger Wundt's bekannt hat. Ohne Zweifel ist Wundt unter den lebenden deutschen Philosophen der einflußreichste, und wenn einmal Lebende unter die „Classiker" der Philosophie eingereiht werden sollten, so durfte Wundt am wenigsten fehlen. In dem beschränkten Umfange von etwa 200 Seiten konnte freilich von der Logik, Psychologie, Metaphysik und Ethik Wundt's nur ein allgemeiner Abriß geboten, und die Beziehungen zu Vorgängern und zeitgenössischen Richtungen nur flüchtig angedeutet werden; auf Kritik des dargestellten Systems hat König sogar geflissentlich verzichtet, um dem Urtheil der Geschichte nicht vorzugreifen. Innerhalb dieser Begrenzung seiner Aufgabe ist es ihm gelungen, den mannigfaltigen Stoff übersichtlich zu gliedern, die wesentlichen Züge hervorzuheben und zu einem bequem lesbaren Buche zu gestalten, das zum ersten Male Gelegenheit bietet, Wundt's philosophische Leistungen in monographischer Zusammenfassung zu überschauen, und auch Denen, die die Originalwerke verfolgt haben, als orientirender Rückblick willkommen sein wird.

Wundt unterscheidet sich dadurch von Fechner und Lotze, daß er in seiner Jugend nicht unter dem Banne eines speculativen Philosophen gestanden hat, wie Fechner unter dem Oken's und Lotze unter dem Weiße's. Er hat nicht nöthig gehabt, sich unter schweren Geisteskämpfen gegen das Uebergewicht eines bestimmten Philosophen zu behaupten, wie Lotze gegen Herbart, denn er hatte sich bis zur Mitte seiner zwanziger Lebensjahre um Philosophie kaum gekümmert. Dieser Umstand gab dem naturwissenschaftlich gebildeten Denker eine größere Freiheit gegen die Vorurtheile speculativer Systeme, erschwerte ihm aber auch das tiefere und liebevolle Eindringen in die speculative deutsche Philosophie, als er sich in reiferen Jahren veranlaßt fand, sie näher kennen zu lernen. Man wird es ihm hoch anzurechnen haben, daß er trotzdem eine vorurtheilslosere Stellung zu ihr gewann als die meisten Naturforscher, und wird sich nicht wundern dürfen, wenn ihr schwer erreichbarer Kern ihm verborgen blieb oder nur unzulänglich und schief von ihm erfaßt wurde. Er weiß nicht, wie nahe sein Voluntarismus der individualistischen Strömung im Schopenhauer'schen System und in der Schopenhauer'schen Schule steht, und wie wenig Hegel's Entwickelungslehre auf die transcendente Logik beschränkt ist, vielmehr gerade in der Geistesphilosophie das eigentliche Gebiet ihrer Entfaltung hat. Ja sogar dem metaphysischen Allwillen Schopenhauer's rückt Wundt mit seiner Rückprojection des Gesammtwillens aus der resultirenden Zukunft in die vorausgehende und in der Gegenwart wirksame Einheit ebenso nahe, wie dem absoluten Idealismus Hegel's durch die Herabsetzung der Natur zu einer Vorbereitungsstufe des Geistes und durch die Erhebung des Zweckes zur Kehrseite der Ursachlichkeit und zur obersten Kategorie des Weltlaufs.

Diejenigen befinden sich sehr im Irrthum, die da glauben, Wundt müsse die philosophiefeindlichen Vorurtheile der landläufigen Naturwissenschaft theilen, weil er von der Naturwissenschaft herkomme. Die Anhänger des älteren Materialismus haben ebenso wie die des physiologischen Neumaterialismus, die des nackten Erfahrungsstandpunkts wie die des Sensualismus keinen entschiedeneren Gegner als Wundt. Deßhalb haben sich auch die an Büchner und Haeckel Glaubenden ebenso wie die Vertheidiger einer rein physiologischen oder rein associationistischen Psychologie längst von Wundt abgewandt und ihn als einen halben oder dreiviertel Spiritualisten zu den Todten der Vergangenheit geworfen. In der That gehört Wundt's System ganz und rein dem Spiritualismus an ebenso wie die Systeme Fechner's und Lotze's, wenn es auch selbstverständlich gleich diesen die Abhängigkeit des höheren geistigen Geschehens von den naturgesetzlichen Vorgängen im materiellen Dasein anerkennt. Denn die Natur ist nach Wundt dem Geiste wesentlich gleichartig, wenn sie auch auf tieferer Stufe steht; die Vorstellung der materiellen Substanz ist ein zwar unentbehrlicher, aber doch nur vorläufiger Hülfsbegriff des Denkens, und was als solche erscheint, sind nur Thätigkeitsergebnisse der atomistisch gegliederten punktuellen Kräfte, die dem Willen wesensgleich sind.

Die mechanische Causalität in der Natur ist keineswegs ein Einziges und Letztes, wie die Naturalisten und Mechanisten glauben; neben ihr steht einerseits die psychische Causa-

Digitized by Google

lität des geistigen Wollens, der Apperception und der schöpferischen Synthesen, die sich bis zu den atomistischen Urbestandtheilen des Individualwillens hinab erstreckt, andererseits die functionelle Abhängigkeit des Empfindens von den Sinneseindrücken und des Handelns vom Wollen, und hinter ihr steht die teleologische Auffassung der Naturgesetze, die der causalen nicht nur gleichberechtigt, sondern mit Rücksicht auf den Gesammtzweck des Weltprocesses ihr übergeordnet ist. Die Anhänger der einseitig mechanistischen Weltanschauung müssen sich also von Wundt ebenso abgestoßen fühlen wie die Materialisten und Sensualisten. In dem Entwickelungsgedanken laufen alle Fäden dieses Systems zusammen, was in der Geistesphilosophie noch mehr als in der Naturphilosophie hervortritt; aber auch in der Letzteren hält Wundt die rein mechanischen Principien zur Erklärung der Zweckmäßigkeit für unzulänglich und erkennt an, daß die Wirksamkeit des Zweckes genau so weit reicht wie die des Willens auf allen seinen Individuationsstufen.

In der Psychologie kommt es Wundt darauf an, gegenüber dem reinen Sensualismus, der alle seelischen Gebilde aus bloßen Empfindungen aufbauen will, die Unentbehrlichkeit formender, zusammenfassender und ordnender Geistesthätigkeiten (Kategorialfunctionen), gegenüber der reinen Vorstellungspsychologie die Bedeutung des Willens, gegenüber der Erklärung alles seelischen Geschehens durch bloße Associationen die Selbstthätigkeit des Subjects in der Apperception geltend zu machen. Die vom Bewußtsein mit dem Stoff der Anschauung zugleich vorgefundenen Formen deutet Wundt ähnlich wie Fichte, Schelling und Hegel als Ergebnisse eines Entwickelungsprocesses, in welchem die Denkthätigkeit sich Stufe um Stufe steigert, indem sie sich auf den sinnlichen Erfahrungsinhalt anwendet. Mit Recht betont er, daß Gefühls- und Vorstellungsbestandtheile immer nur verbunden angetroffen werden, daß der Wille ohne Vorstellungsinhalt unbestimmt und unwirklich ist, daß aber dennoch die psychische Thätigkeit es ist, die erst in der Wechselwirkung der Willensacte untereinander das (bewußte) Vorstellen hervorbringt. So ist Wundt's Psychologie eine spiritualistische, speciell voluntarische Apperceptionspsychologie, die in dem Begriff der „schöpferischen Synthese" eine neue und glückliche Bezeichnung gefunden hat für Dasjenige, was man bisher apriorische Kategorialfunction genannt hat (nicht zu verwechseln mit dem abstracten Kategorialbegriff).

Sehr wichtig ist ferner, daß Wundt die Stufenordnung der Individuation in der Psychologie in ihrer Bedeutung erkannt hat. Was von Außen gesehen etwas Mechanisches ist, die Wechselwirkung der Atome, Zellen, Organe u. s. w. im Organismus, das ist, psychologisch betrachtet, etwas Seelisches, und nur, weil dem so ist, läßt sich die Möglichkeit einer scheinbaren Vergeistigung des Mechanischen und Mechanisirung des Geistigen verstehen, wie sie bei dem Emporsteigen niederer Formen des seelischen Geschehens in höhere und beim Zurücksinken höherer in niedere auftritt. Wie der Individualwille des Menschen ein Product des Zusammenwirkens vieler von ihm umspannter Individualwillen niederer Stufen ist, so hört auch diese Zusammensetzung nicht mit dem Einzelindividuum auf, sondern greift vom Einzelmenschen hinüber zu organisirten menschlichen Gesammtwillen, die den Einzelwillen ebenso umspannen und sich organisch eingliedern wie diese die Zellenwillen. Der Gesammtwille stellt eine Einheit höherer Ordnung dar, die die niederen Willenseinheiten nicht aufhebt, sondern mit ihnen in Wechselwirkung steht; er ist ebenso real wie sie, weil die Realität nicht in einer gesonderten Substantialität, sondern in der Actualität des Wollens und Wirkens besteht. Er ist nicht bloß ein Aggregat aus der Zusammensetzung der niederen Willenseinheiten, sondern als psychische Erscheinung von höherer Einheit zugleich eine schöpferische Synthese, die zur Summe des Niederen ein höheres Neues hinzubringt, und zwar den höheren Gesammtzweck, dem die niederen Willenseinheiten ihre Sonderzwecke unterzuordnen haben.

Daraus ergiebt sich dann die Wundt'sche Ethik, die den Glückseligkeitsstandpunkt sowohl in individuellem wie im socialen Sinne ebenso verwirft wie die blinde Unterordnung unter eine Autorität oder die bloße Selbstvervollkommnung des Individuums als Selbstzweck. Den Individualismus bekämpft Wundt in jeder Gestalt, den Universalismus nur erstens, sofern er Utilitarismus ist, d. h. das Wohl oder die Glückseligkeit der Gesammtheit für den einzigen und höchsten Zweck des Gesammtwillens hält, zweitens als übertriebenen Universalismus, der die einzelnen Glieder verschlingt und völlig entrechtet, und drittens als Glauben an eine geistige Individualsubstanz höherer Stufe.

Wundt's Bemühen, zwischen Individualismus und Universalismus zu vermitteln, zeigt sich auf dem metaphysischen Gebiet nicht minder wie auf dem ethischen. Was auf Letzterem ein nebelhaftes Zukunftsideal ist, die bewußte Willenseinheit eines einheitlich organisirten Geisterreiches, das wird auf ersterem Gebiete zu der Forderung einer metaphysischen Einheit, die aller Vielheit der atomistischen und höheren Willensthätigkeiten vorausgeht, in ihr wirksam ist und den letzten Grund für die Einheit der Causalität und Finalität in den Naturgesetzen enthält. Die ganze Welt ist nur eine unvollständige Manifestation dieses unendlichen Weltgrundes, der ihrer gesammten Actualität immanent ist, aber weder mit ihr identificirt, noch nach Analogie eines bewußten persönlichen Geistes gedacht werden darf. Im Mitgefühl drückt sich die unmittelbare Einheit des eigenen Ich mit dem fremden aus, und die Ethik hat nur diese triebartige gefühlsmäßige Erkenntniß in eine bewußte verstandesmäßige umzuwandeln. Der Geist erhält sich als unvergängliches Werden und Schaffen, und jede geistige Kraft behauptet ihren unvergänglichen Werth in diesem Werdeproceß des Geistes; dagegen ist der Anspruch auf persönliche Fortdauer nach dem Tode lediglich ein Ausfluß des egoistischen Glückverlangens und gleich unvereinbar mit dem substantiellen wie mit dem actuellen Seelenbegriff.

Es giebt keine andere Realität als Actualität, und alle Actualität ist Willenswirksamkeit, die sich als Beziehung zwischen verschiedenen Willensindividuen irgend welcher Stufe abspielt. So ist der Wille metaphysisches Realprincip, und dieses Realprincip ist doch ein rein spiritualistisches, oder wie Wundt irreleitend sagt, idealistisches Princip. Die Empfindung, Wahrnehmung, Vorstellung entspringt aus Wechselwirkung zwischen verschiedenen Willensindividuen, und die auf das wahrnehmende Individuum einwirkenden Willensindividuen oder Gruppen von solchen werden als „reale Objecte" aufgefaßt, die unmittelbar in und mit dem Wahrnehmungacte gegeben sind. Freilich wird alles Qualitative der Empfindung und das Extensive der Anschauung erst vom wahrnehmenden Subjecte durch schöpferische Synthesen zu dem realen Objecte subjectiv hinzugefügt; aber das unmittelbar gegebene Quantitative (genauer Intensive) des Eindrucks, den eine Willensthätigkeit auf die andere übt, verbürgt die Realität des Objectes, das nur gedanklich und begrifflich in angemessener Weise erfaßt werden kann. Dies ist der Kern von Wundt's Erkenntnißtheorie, die er „kritischen Realismus" nennt.

Empirie und Speculation schließen sich nicht aus, sondern bilden zwei zusammengehörige und einander ergänzende Stufen des Erkenntnißprocesses. Wie bei Kant hebt zwar alle Erkenntniß mit der Erfahrung an, entspringt aber nicht aus ihr. Reine Erfahrung ist eine unwirkliche Fiction, da in aller Erfahrung schon Voraussetzungen implicite mitenthalten sind, die nicht empirisch gegeben sind, da auch die ursprünglichste schon schöpferische Synthesen zeigt, die wir, wie die Entstehung der räumlichen Anschauung und der Empfindungsqualitäten, nicht mehr mit der Erfahrung selbst erfassen, sondern höchstens noch gedanklich reconstruiren können. Solche ge-

Digitized by Google

dankliche Reconstructionen haben stets nur hypothetischen Charakter, wenn sie auch dem Denken als Postulate erscheinen mögen; denn sie sind der Natur der Sache nach niemals empirisch beweisbar. Es kommt nur darauf an, die dem Einheitsbedürfniß der Vernunft am besten entsprechenden (d. h. wahrscheinlichsten) Hypothesen auszuwählen und dadurch von bloß vorläufigen zu bleibenden Hypothesen zu gelangen. Der Uebergang von den übrigen Wissenschaftsgebieten zur Metaphysik ist dabei ebenso stetig wie für das Denken unvermeidlich. In der theoretischen Naturwissenschaft hat die Deduction (als mathematische) einen gewissen Platz, in der Psychologie hat sie keinen; hier ist vielmehr ausschließlich die Induction brauchbar. So ist Wundt's Bestreben wesentlich darauf gerichtet, das philosophische Denken aus dem Banne der Naturwissenschaften und ihrer naturalistischen Weltanschauung zu den Geisteswissenschaften und zur Metaphysik und zwar zu einer spiritualistischen Metaphysik zurückzuführen.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Literatur und Kunst.

Herman Grimm.

Von Alfred Semerau (Charlottenburg).

In der Sonntagsfrühe des sechzehnten Juni ist Herman Grimm nach kurzem Krankenlager verschieden. Obschon alle, die ihn kannten, wußten, daß körperliches Ungemach ihn oft der gewohnten geistigen Thätigkeit fern halte, kam ihnen sein plötzlicher Tod doch unerwartet. Der Dreiundsiebzigjährige hatte noch seinen hohen, schlanken Körper so ungebeugt unter der Last der Jahre getragen, die Augen hatten noch so jugendlich frisch geblickt, daß man darüber fast die weißen Haare vergaß, die schlicht aus der hohen Stirn zurückgestrichen waren, und den weißen Bart, der das durchgeistigte Gesicht umrahmte. Und kaum glaublich schien, daß dies so feste Leben nun geendet. Die Beschwerden des Alters hatte Herman Grimm fast mühelos und mit Humor getragen als allgemeines Menschenloos. Er fühlte sich noch jung genug, um eine Weile ein stiller, halbverborgener Zuschauer der Dinge dieser Welt sein zu können, er hatte sich noch bis in das hohe Alter eine jugendliche Aufnahmefähigkeit bewahrt. Mit lebendiger Theilnahme betrachtete er das Neue, suchte es zu verstehen und sich zu eigen zu machen. Wohin er seine Augen richtete, überall sah er nur Gewinn. Er wußte nicht, weshalb Andere den Mangel an innerem Frieden, den Verlust an äußerer Ruhe betrauerten und für unersetzlich hielten. Er theilte auch die Besorgniß nicht, daß geistige Güter verloren gehen könnten. Die Freiheit, die wir sicher hätten und die immer noch anwüchse, meinte er, trüge jede Art von Selbstcorrectur in sich. Ihm standen Entwicklungen der Menschheit vor Augen, die, wie er wußte, mitzumachen ihm versagt sein würde, die ihm aber als so glänzend schön erschienen, daß er um ihret Willen das Dasein noch einmal wohl hätte beginnen mögen.

Herman Grimm ist als der Letzte von denen dahin gegangen, die um Goethe waren. Wohl hatte er Goethe nicht gesehen, war er erst doch ein Vierjähriger, als jener starb, aber sowohl seine Familie als auch die, aus der er sich später die Tochter zur Frau nahm, pflegten das Andenken Goethe's als das eines zu ihnen Gehörigen. Goethe war ihr geistiges Familien-Oberhaupt, vor dem sie sich Alle beugten. In dieser Atmosphäre wuchs Herman Grimm heran. Im Hause seines Vaters Wilhelm, des Märchenerzählers, und seines Onkels Jakob, des Sprachforschers, fanden sich alle Männer und Frauen zusammen, die geistig irgend etwas bedeuteten in der preußischen Hauptstadt. Früh schon lernte er die Größen der Kunst und Wissenschaften kennen. Seine Studienjahre in Berlin und Bonn widmete er der Jurisprudenz, dann aber begannen ihn andere Dinge als die trockene Rechtsgelehrsamkeit zu fesseln. Er glaubte, daß in ihm eine dichterische Kraft verborgen sei, die, nachdem er sie eine Zeit lang nicht beachtet und zurück gedrängt, jetzt energisch nach Bethätigung verlange. Während zweier Jahrzehnte nun versuchte er sich auf dem Gebiete der Dichtkunst. Aus dieser Beschäftigung mit poetischen Dingen erwuchsen ihm zwei Dramen, ein Novellenband, eine kleinere Dichtung und ein großer zweibändiger Roman. Seit dem Jahre 1867, wo der letztere veröffentlicht wurde, hat er nichts Poetisches mehr geschrieben oder wenigstens heraus gegeben. Alle seine Dichtungen sind für uns heute verschollen bis auf die Novellen, deren eine „Das Kind" Paul Heyse in den deutschen Novellenschatz aufgenommen hat. Eine starke Dichterpersönlichkeit voller Eigenart ist Herman Grimm nicht gewesen, und die Novellen enthalten das Beste, was er als Poet geben konnte, zarte Stimmungsmalerei und eine feine Charakterzeichnung; seine Menschen erscheinen uns in den leisen Umrissen, welche der Silberstift giebt.

In den letzten Jahren seiner dichterischen Bethätigung aber hatte sich Grimm bereits der Kunstbetrachtung zuzuwenden begonnen, der Betrachtung und Erforschung der Kunst im umfassenden Sinne. Er mochte wohl gefühlt haben, daß es ihm nie gelingen würde, als Dichter eine hervorragende Stellung einzunehmen; darum wandte er sich einem Gebiete zu, auf dem alle seine Fähigkeiten zu schöner Geltung kamen. Er empfand vielleicht, daß er kein productiver Künstler sei, aber ein reproducirender. Später hat er einmal selbst erzählt, wie sich bei ihm das Interesse für die Kunst zuerst geäußert habe und wie er mit ihr sich näher zu befassen angefangen habe. Raphael hat ihm zuerst ein starkes Gefühl für die Kunst eingeflößt. Von Kind auf hatte er vier Madonnen des Meisters vor Augen, in seines Vaters Zimmer die Dresdener Sistina, bei seiner Mutter „Die schöne Gärtnerin", die Jungfrau im Grünen, die Madonna della Sedia in Stichen von Müller, Desnoyers und Agricola. Diese Bilder sah er als Etwas an, ohne das die Welt nicht zu denken sei, und sie prägten sich ihm so tief ein, daß auch später, wenn ihrer eins genannt wurde, ihm nicht das Original, sondern zuerst der Stich vor die Seele trat. Er erinnerte sich der Verwirrung, in die ihn der erste Anblick der wirklichen Madonna Raphaels in Dresden versetzte; etwas ihm durchaus Vertrautes stand plötzlich in ganz anderer Gestalt vor ihm und er hätte, wenn man ihn um ein Urteil gefragt, dem Stiche den Vorzug gegeben, denn er kannte jede Schraffirung darauf und hielt die sich kreuzenden Linien für eine nothwendige Eigenschaft des Werkes. Wenn er zusammen rechnete, was in den Wohnungen seiner Familie und ihrer Freunde an Werken Raphaels in Stichen vorhanden war, so konnte er behaupten, im Anblick der gesammten Thätigkeit des italienischen Meisters aufgewachsen zu sein. Bei Homeyer's, die neben Grimm's wohnten, hingen die vaticanischen Fresken, bei Gerhard's Angelo doni und seine Frau, die Farnesina und viele Madonnen. Alle diese Stücke kannte er genau, so wenig lag aber damals die herrschende chronologische Anschauung in der Luft, daß ihm nicht einfiel, diese Werke als Resultate einer Lebensentwicklung anzusehen, deren fehlende Theile gesucht werden müßten. Er hörte auch nirgend von Raphael sprechen; eingepflanzt war ihm nur, diese Darstellungen als das Vornehmste im Bereiche der bildenden Kunst anzusehen. Die Raphael zugeschriebenen Gemälde des Berliner Museums, auch die Teppiche erweckten seine Theilnahme nicht.

Erst Guhl's Künstlerbriefe gaben Herman Grimm den Anstoß zu einer anderen Betrachtung der Dinge; in diesen

Digitized by Google

Briefen erst wurde persönlicher Zusammenhang der Werke und ihrer Urheber sichtbar; hier las man, wie die großen Künstler gedacht hatten, wie das Leben sie erzog und formte, wie ihre Werke sich als Producte ihrer Existenz erklären ließen. Guhl zeigte aber auch gleichzeitig, wie man diesen Dingen selbständig weiter nachforschen könne. Die von ihm citirten, wenig zahlreichen Bücher standen in der königlichen Bibliothek, in deren letztem obersten Winkel sich nun Grimm in vollkommener Einsamkeit installirte und nicht eher ruhte, als bis er in der dort aufgestellten Literatur zu Hause war, um die sich sonst damals fast Niemand kümmerte. Dazu bot das königliche Kupferstich-Cabinet die nöthige Ergänzung. Nachdem er sich so für das Kunststudium ohne alle Anleitung vorbereitet hatte, kam er Ende Mai 1857 zum ersten Mal in das von den Franzosen besetzte Rom Pius IX., das damals noch völlig in sich versunken und von keiner Eisenbahn berührt war. Die heißen, erst Abends sich belebenden Straßen lagen verlassen, wenn er Morgen für Morgen im schmalen Schatten der Häuser sich haltend zum Vatican pilgerte, wo er die unendlichen Treppen hinaufstieg und die mauerkühlen Gänge durchwanderte, zu denen ein leiser Duft der im päpstlichen Garten blühenden Orangen drang. An manchen Tagen begegnete er keinem Menschen auf dem Wege durch den ganzen Palast. An der Thür, zu der er wollte, wurde der Custode durch langsam verhallendes Geläute herbei gelockt, der ließ ihn ein und ging wieder. Lange, ungestörte Stunden brachte dort und in der Farnesina, die ebenso verlassen dalag, Grimm zu. Allmählich lebte er sich in Raphael's Werke ein, um endlich zu wissen, was er sähe, „und nicht so schnell wird dies Wissen erlangt," sagte er als reifer Mann. Abends, wenn er wieder in seiner Stube auf dem Capitol saß, schrieb er nieder, was er Tags über gesehen, aus der Erinnerung beschrieb er die Gemälde.

Als Autodidakt also, da es ja damals in Deutschland noch keine Kunsthistoriker gab, sondern nur einige sich mit Kunst befassende Bücher, bildete sich Grimm zur Kunstbetrachtung heran. Von Raphael kam er zu Michelangelo, zu den antiken Sculpturen. Schritt für Schritt drang er vor, langsam in das ihm unbekannte Land der Kunst, in dessen jeder Provinz er sich so lange aufhielt, bis sie ihm in ihrem Reiz, ihrer Eigenart vertraut geworden war. Dann zog er in die nächste, um diese genau zu studiren, bis er im Laufe eines langen Lebens im ganzen Lande gewissermaßen zu Hause war. In dem Roman Grimm's „Unüberwindliche Mächte" spielt ein alter Herr eine kleine Rolle. Dieser alte Herr war Student gewesen, so heißt es in seiner kurzen Charakteristik, hatte 1815 mitgekämpft, dann als Officier bei der Zurückführung der geraubten Kunstschätze mitgewirkt, wobei sich ihm zuerst die Kunst aufgeschlossen, wollte hinterher Maler werden, übernahm jedoch nach seines Vaters Tod dessen Buchladen, wobei er seine Liebhaberei fortsetzte, und gab sich ihr, nachdem ihm in seinem Sohn ein Geschäftsnachfolger herangewachsen war, ganz und gar hin. Als Aufgabe hatte er sich gestellt, Alles persönlich zu untersuchen, was Europa an Kunstwerken beherbergte. Durch den Ernst, mit dem er diese Beschäftigung auffaßte, nahm es seiner umherfahrenden, unstäten Existenz den Schein des Launenhaften, Unnöthigen, den sie, oberflächlich aufgefaßt, hätte annehmen können. Er hatte sich ein Amt erwählt in seiner Thätigkeit, das er gewissenhaft verwaltete. Er betrachtete die bildende Kunst als eines der wichtigsten Weltmomente, und hielt die wenigen Leute, die gleich ihm eine eigennutzlose Beaufsichtigung der vorhandenen Werke zu ihrer Lebensaufgabe gemacht, für Staatsdiener der höchsten Art, deren Verdienste, je unscheinbarer und verborgener sie wirkten, um so weniger je nach Würden und Gebühr anerkannt oder gar belohnt werden können. Mit dem eben charakterisirten alten Herrn scheint mir Hermann Grimm Aehnlichkeit zu haben, nur daß das Feld seiner Thätigkeit bei Weitem größer war.

Grimm beschränkte sich auf die bildende Kunst, wenn er auch nach oberflächlicher Betrachtung seines Lebenswerkes gerade ihr die meiste Zeit und Arbeit zugewandt zu haben scheint. Er gehörte zu den universalen Naturen, die heute selten geworden sind oder überhaupt wohl nicht mehr existiren. Er wußte in der Literatur und Kunst aller Völker und Zeiten Bescheid. „Geh' durch die Welt und sprich mit Jedem," dies Wort Firdusi's scheint sein Wahlspruch gewesen zu sein. Er suchte das Leben aller der Menschen zu erforschen, die für ihre Zeit die Pegelhöhe des geistigen Zustandes bezeichnen, die wenigen, aber die unverwüstlichen, welche die Jahrhunderte überdauert haben und nach menschlicher Voraussicht überdauern werden; die ewigen Apfelbäume, welche der ewig nachwachsenden Jugend, so viel Früchte von ihnen abgeschüttelt werden, jeden Morgen in vollen Früchten getreu wieder entgegenlachen. Die Erforschung der Geschichte dieser Männer mußte seinem festen Glauben nach unsere vornehmste naturhistorische Arbeit sein.

Seine ganze Lebensarbeit war der Beschäftigung mit den Größten dieser Erde geweiht, mit dem Ergründen ihrer Schöpfungen und ihrer Persönlichkeit. Das Werk langer Jahre voller Fleiß sind die Denkmäler, die er Homer, Raphael, Michelangelo, Goethe errichtet hat. Diese Vier hat er auf ein hohes Piedestal gestellt, so daß sie allen Augen sichtbar sind. Ihre Gestalten hat er gleichsam in ganzer Figur ausgeführt, wo die Haltung, Gesichtsausdruck, Führung der Geberden, Faltenwurf genau überlegt und mit feiner Künstlerhand wiedergegeben sind. Alles an ihnen lebt und würde man einem von ihnen heute auf der Straße begegnen, dann dächte man, er lebte unter uns und mit uns und wir hätten ihn nur noch nicht gesehen. Das macht, Grimm hat diese Großen als moderner Mensch betrachtet, als Mensch, der modern sieht und fühlt. Neben diesen vier in ganzer Figur ausgeführten Denkmälern sind aus Grimm's Werkstatt noch eine lange Reihe Büsten hervorgegangen, dem Gedächtniß anderer Unsterblicher geweiht. Da steht Dante neben Voltaire, Dürer neben Rembrandt. Und auch sie blicken uns vertraut an und werden uns verständlich. Alles, was ihnen nur so äußerlich anhaftete als Kindern ihrer Zeit, mangelt diesen Büsten gänzlich; denn ein moderner Mensch hat sie gemeißelt, dem es nur um den geistigen Gehalt ihrer Persönlichkeiten zu thun war.

Zwei Fragen pflegte Hermann Grimm Angesichts der Großen der Erde aufzuwerfen: Wie waren sie, und was bedeuten sie uns noch? Was einem kleinen Kreise von Fachgelehrten an diesen Menschen historisch merkwürdig und interessant war, das kam für Hermann Grimm neben seinen beiden Hauptfragen gar nicht in Betracht. Er hielt die Leute, welche Zeit ihres Lebens sich mit dem Anhäufen von Thatsachen, mit dem Einsammeln von Materialen beschäftigten und geduldig ihre Jahre mit dieser Kärrnerarbeit hinbrachten, für in ihrer Art ganz nützliche Individuen, denen auch eine gewisse Existenzberechtigung zukam, aber mehr als „wissenschaftliche Beamte" waren sie ihm nicht. Von der Genauigkeit und Gründlichkeit, mit der die sogenannte exacte Forschung jedes noch so unwichtige Factum untersuchte, hielt er nicht viel. Die Beschäftigung mit Quisquilien schwächte die Augen nach seiner Meinung so, daß sie schließlich keine Auffassung mehr für das Ganze, Große hätten. Grimm verstand es gar nicht, wie man nebensächlichen Dingen überhaupt eine große Aufmerksamkeit zuwenden könne. Die Goethe-Philologen, welche mit raffinirter Gewissenhaftigkeit jedes I-Tüpfelchen eines Waschzettels auf seine merkwürdigen Eigenschaften untersuchten, blieben ihm räthselhafte Wesen. Wenn ein Mensch weiter Nichts war als ein exacter Forscher, dann war er ihm Nichts.

Grimm sah nur die Totalität einer Erscheinung. Er untersuchte wohl die zeitlichen Bedingungen und Umstände, unter denen sie möglich geworden war, aber er legte kein Hauptgewicht auf sie. Die großen Persönlichkeiten standen

Digitized by Google

ihm über den Zeiten, in denen sie lebten. Sie hatten die Zeiten, nicht die Zeiten sie gemacht. Grimm ist ein Heldenverehrer, doch nicht einer, der die Augen schließt vor dem Allzumenschlichen, das auch den Helden anhaftet. Er nimmt die Helden als Menschen, er streut nicht vor ihren Bildern Weihrauch, so daß in den Wolken schließlich ihre Umrisse verschwimmen. Er ist kein Carlyle. Trotz aller Verehrung und Liebe, die er für sie hegt, ein wenig skeptisch tritt er ihnen gegenüber. Er lächelt wohl: „Seid Ihr wirklich so gewesen, wie man Euch kennt?“ Er weiß, auch die Sonne hat Flecken, aber thut das wirklich ihrem Glanze Abbruch?

Die großen Persönlichkeiten sind ihm die geistigen Höhen der Menschheit, zu denen man emporstreben muß. Wie Jemand sich zu Goethe verhielt, das war ihm wichtig, das war für ihn ein Maßstab. Weil er nur ein Auge für die Höhen hatte, streiften seine Blicke nur flüchtig die Niederungen, durch die er wandern mußte, um zu den Bergen zu kommen. Was in den Thälern an seltneren Blumen duftete, an Blüthenbäumen stand, übersah er fast vor den Kronen der Gebirge, von denen man so weit zurück und vorwärts in die Lande sehen konnte. Hier oben wehte eine reinere Luft, hier weitete sich die Brust, und hier oben schien Alles dort unten in den Niederungen so klein und unbedeutend. Für Hermann Grimm scheint eine historische Entwicklung der Dinge nicht vorhanden zu sein. Auch die Großen der Erde sind mit einem Male da, sie sind gleich groß, sowie sie vor uns erscheinen. Sie scheinen niemals irgendwo auf der Gasse als Kinder gespielt zu haben, als Knaben in die Schule gegangen zu sein. Grimm sieht sie immer zur Zeit ihrer höchsten Kraft, gleichsam im Spätsommer ihres Lebens, noch vom Blüthenduft umschwebt und schon mit reifen Früchten geschmückt. Der Lenzessonne, deren warme Lichter auf den jungen Kronen gespielt, des Sommerwindes, der über das volle Laub ging, gedenkt er so nebenher; die Zeit, da aus den Blüthen Früchte geworden, und die Zeit, da die Früchte eingesammelt werden, gilt ihm als die wichtigste.

Wie sie waren und was sie uns bedeuten, hat er so oft gefragt Angesichts der irdischen Großen. Wie er war, was er uns bedeutet, fragen wir, nun er nicht mehr ist. Er war ein feiner Mensch, vornehm in Gesinnung und Gebahren, vom Kopf bis zum Fuß ein Gentleman; begabt mit dem tiefsten Verständniß für die Größe und Schönheit der Kunst, die ihm die Blüthe des Lebens war; ein Mann, dessen Fähigkeit nachzuempfinden auf's Höchste ausgebildet war; kein Fachgelehrter, sondern ein reproducirender Künstler.

Romantik von heute.

Von Max Kempff.

Wolkenballen hängen über dem Canal. Die Platanen, deren gefiedertes Laub sich so zärtlich der Sonne entgegenzurecken pflegt, frieren im kalten Ost, schütteln sich unbehaglich und haben alle koketten Launen vergessen. Es hätte auch keinen Zweck, den schön blank leuchtenden Stamm und das graziöse Geäst, das Spiel der tänzelnden Blätter heut in den Wassern zu bespiegeln, denn die Wasser sind stumpf und todt. Eintöniges Grau, wie von Bleiklumpen, die lange halbvergessen in Regen und Wind gelagert haben.

Sonst sind die Spaziergänge am Ufer um diese Stunde reich belebt. Kinderfräulein in Roth, Blau und Weiß, mit weiß, blau, roth herausgeputzten Mädeln und Bengeln; kurze Röckchen und weite Janker; fröhliche Greise, die nach den gesundbäckigen Fräulein schauen und sie immer wieder in Verlegenheit setzen durch die alte Frage, ob das reizende Kleine im Wägelchen ihr eigenes sei. Mein Bankier — ich nenne ihn den meinigen, weil er im selben Hause mit mir wohnt; aus keinem anderen Grunde — geht just zur Börse. Es freut mich immer von Herzen, wenn er in all' die funkelnde Frühlingslust verbissen, überarbeitet, übernervös hineinstarrt, denn Disconto-Commandit werden an solchen Tagen um mehrere Procent nachgeben, und die Rettung der Casseler Treber-Gesellschaft ist wieder fraglich geworden. Sobald er um die Ecke hastet, wird es auf dem Balcon tief unter mir lebendig. Dann holt die stattliche Schwarzhaarige gelbe Romanbände hervor und paßt auf, ob ich ihr gelbe Rosen auf den Kopf werfe. Meist treffe ich sie, denn der Balcon liegt, wie gesagt, unter meinem Fenster, und ich habe, ehe ich die Blumen fallen lasse, nur nöthig, den Winddruck in Rechnung zu stellen, der der Schwerkraft Abbruch thut. Darnach richtet sich das Maß von Energie, womit ich die Maréchal Niel in die Tiefe werfe. Verirren sollen sie sich nicht, und sie sind weder für die verwittwete Geheime Canzleirath, noch für den zum Generalstab abcommandirten, ernsten Hauptmann bestimmt. Gottlob, daß er von Disconto-Commandit so wenig wie ich versteht. Sonst ...

Am farb'gen Abglanz haben wir das Leben.

Heute ist keine Farbe in der Welt. Kein Weiß, Roth, Blau oder Schwarz. So recht ein Tag, um sich mit Romanfiguren die Zeit zu vertreiben, da die Romanfigur der jungen Schwarzhaarigen ja doch nicht zum Vorschein kommt. Lassen wir die gelben Rosen bei Seite, greifen wir wie die Schwarzhaarige zu den gelben Bänden.

*

Arthur Schnitzler, dessen „Schleier der Berenice“ ein vortreffliches Drama sein muß, denn kein Berliner oder Wiener Theaterdirector will es spielen, Arthur Schnitzler hat zum Entgelt dafür einen minder guten Roman geschrieben. „Frau Bertha Garlan“ heißt er und ist natürlich S. Fischer Verlag. Die amtliche Gründung Jung-Wiens hat auf Schnitzler keinen günstigen Einfluß ausgeübt. Er hält seine Position jetzt für gesichert und bemüht sich nicht mehr strebend. Während er im „Anatol“ ein Eigener war, Jemand, der zwar keinen größeren Melodienvorrath besitzt, aber mild sonnige Weisen schmiegsam und klug zu instrumentiren versteht; während er in „Freiwild“ und dem schwächeren „Vermächtniß“ ernsthaft erotische Probleme zu lösen versucht und im „Grünen Kakadu“ kecken Wurfs sein Bestes ausspielte und ein Mann zu sein trachtete, statt des phäakisch geistreichelnden Lebejünglings, den er bis dahin markirte — während er bis hierher an sich selbst und seinem Werk arbeitete, beginnt er in dem Roman von der Dame Garlan zu faulenzen. An und für sich sind Schnitzler's Liebesaffairen herzlich eintönig. Immer das süße Mädel, das ihm zur Strafe nun auch der ewige Stil- und Novitätenhascher Wolzogen in greulichem Ueberbrettl-Stumpfsinn bedichtert hat; immer die wehrlose Sehnsuchtsvolle, die liebt und giebt und dann still zu Grunde geht. Frau Bertha sieht den Jugendfreund wieder, nachdem sie aus der Nüchternheit ihrer Ehe glücklich befreit ist. Er hat zehn lange Jahre besser genutzt, denn sie und ist ein Anderer geworden, als sie träumte. Künstler und Lebenskünstler, den weder Skrupel noch Zweifel plagen. Seine dröhnende Berühmtheit entschließt sich gnädig, die hingebende Schmachtende für eine Nacht oder zwei an's Herz zu nehmen. Eigentlich wird sie sein Eigen, ohne es zu wollen und recht zu begreifen. Und schaudernd erkennt sie dann, daß das flammende, unerhörte, centrale Glück ihres Lebens ihm ein beiläufiges Abenteuerchen wie andere mehr gewesen ist. Und sie muß Gott auf den Knien dafür danken, daß es ihr wenigstens nicht so schlimm ergangen ist, wie der jungen Frau so und so; daß sie sich in Heimlichkeit, ohne daß die Welt Witterung bekam und Scandal schlug, aus der bittersüßen Heimlichkeit zurückziehen konnte.

Schnitzler spielt gemächlich mit seinem Stoffe, dreht und

Digitized by Google

wendet ihn unablässig, damit wir das Gewebe auch ja von allen Seiten betrachten können. Aber die rechte Liebe ist das doch nicht. Aber die warme, freudige Schöpferlust offenbart sich nicht darin, und kein neuer Ton klingt auf. Diese Frau Bertha interessirt uns weniger als manche Nebenfigur; verborgene Einzelheiten der mühsam zum Roman ausgereckten Novelle wollen uns an's Herz greifen, und dann tritt immer Dame Garlan, die wir schon halb vergessen hatten, störend dazwischen. Aehnliche Geschichten wird Schnitzler noch zu Hunderten erzählen können, ohne sich zu echauffiren. Er braucht nur auf den Knopf zu drücken, dann dudelt der Automat gehorsam das Stückchen. Mancher wird's noch oft gern hören, Mancher die Spieldose bald gähnend bei Seite schieben. Für die Kunst und für Schnitzler's Kunst insbesondere bedeutet das süße Mädel dieser Prägung heute nichts mehr.

*

Ein Zurückbleibender ist auch Heinz Tovote. Nur daß man bei Schnitzler die Empfindung hat, er ruhe sich bloß aus Bequemlichkeitsgründen ein bißchen aus, halte sein literarisches Mittagsschläfchen, während Tovote wirklich ausgepumpt und erschöpft zu sein scheint. Nach langer Rast hat er im Verlage von Fontane & Co. wieder einen Roman „Frau Agna" erscheinen lassen. Bei Licht besehen, sind es freilich zwei Romane. Die Dame war unvorsichtig genug, ihrem Hausfreunde gefährliche Briefe zu schreiben, und der Hausfreund verübt damit, als er sehr nöthig Geld braucht, niedliche Erpresserkunststücke. Das ist der eine Roman. Der andere handelt ebenfalls von Erpressern, und darin besteht das gemeinsame geistige Band, das den Roman nicht klipp und klar in zwei Bände auseinander fallen läßt. Der Malerprofessor, der nicht Graefe heißt, wird von den Eltern seines Lieblingsmodells unsittlicher Handlungen — so heißt es ja wohl im Strafgesetzbuche — bezichtigt. Er fühlt sich unschuldiger als ein junges Lämmchen, weiß wie Schnee, läßt sich aber doch zur Zahlung von Schweigegeldern bewegen. Tovote hat diese abenteuerliche Dummheit nicht eben sonderlich glaubhaft motivirt. Das Ende vom Liede ist dann, daß der arglose Professor Selbstmord begeht; im Schlußcapitel rollt der Leichenwagen am Hause seiner — sozusagen — Leidensgefährtin vorüber, die den Kampf indeß siegreicher bestanden hat. Die Arbeit ist bemerkenswerth fasrig componirt, auf Schritt und Tritt stört die Unheitlichkeit der Handlung, spürt man die federhalterkauende Unlust des Autors, sein Sitzfleisch. Wie er selber nie in Wärme kommt, so auch der Leser nicht. Regenwetter über'm Canal. Tovote ist noch immer ein guter Beobachter, und deß zum Beweise trägt er fleißig herbei, was er in Berlin gesehen hat. In seinen früheren Werken aber spiegelte sich all' dies Blatt- und Rankenwerk gefällig auf sonndurchleuchtetem, heißem Blau, raste ein Strom von Leidenschaft oder doch heißblütiger Sinnlichkeit durch das Buch und riß mitunter selbst den Bedenklichen hin. Heute regnet's, und grau und grämlich liegt die Straße da. Um diese nüchterne, unpersönliche Geschichte zu schreiben, bedurfte es eines Tovote nicht. Das ist Romanindustrie. Vielleicht nicht einmal in Berlin marktgängige, und sicher keine für den Export.

*

Herr Jacob Wassermann, der früher in der „Jugend" allerlei Phantastisches drucken ließ und dann die Comödie „Hockenjos" schrieb, ein schlechtes Stück mit einem guten ersten Act, hat jetzt bei S. Fischer „die Geschichte der jungen Renate Fuchs" herausgebracht. Das Buch ist begeistert gelobt worden, und von Leuten zwar, die nicht zur Kameraderie gehören, sich auch sonst im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte befinden. Es scheint mir denn auch wirklich eine erkleckliche Talentprobe. Sein Bestes ist sein Versonnenes, Zielloses, Verflatterndes. Ohne sich um den Pfad zu kümmern, klettert Wassermann in's Waldgebirg; hierhin, dorthin führt ihn der Zufall, und stille Wunder der Mädchenseele, toller Manes- und Faun-Spuk, selsame Märchengesichter steigen unterwegs auf. Aber auf die Höhe kommen wir nicht. Ein Ausblick öffnet sich nicht. Wie Renate die Liebe sucht, Erfüllung und Erlösung, das ist im meisterhaften Traumstil geschildert, und die eigenthümlichen Kerle, die nach ihren jungen Reizen dürsten, die sie erprobt, Einen nach dem Andern, und Alle fortwirft, sie sind Alle Gesellen, mit denen die Wanderung verlohnt. Ihr Aeußeres bleibt verschwommen wie ihre äußeren Erlebnisse, aber um so eindringlicher sprechen sie aus der Dämmerung zu uns. Besonderen Duft haucht die Wahrhaftigkeit dieser gleichsam unterirdischen Begebenheiten in das Buch. Die semitische Psyche ist von Wassermann mit erschreckend scharfsichtigen Augen studirt worden. Er liebt sie zärtlich, und wenn er sie malt, dann merkt man seinem behutsamen Pinsel, seiner matten Farbengebung die Sympathie an. Doch zu fälschen versteht er nicht, und seine Kunst bleibt absichtslos naiv. Deßhalb ist es so köstlich, in diesem Buche, das fast nur Judenphotographien bringt, zwischen den Zeilen zu lesen. Wenn den Libanon Regenwolken umhängen, die jede Aussicht dunstig verschleiern, und wenn warmer Wasserdampf zwischen den Cederstämmen blaßgrüne Vorhänge zieht, dann offenbart sich Einem die Landschaft Judäas, wie in Wassermann's Roman seine Seele.

*

Ein Menschenkind, das mit vergeisterten Augen in die Tiefe der Dinge starrt, ein Poet, der Seelen sucht, weil er selber Seele hat — siehe da Gabriele Reuter, die Poetin. Zweimalhunderttausend Frauen schriftstellern in Deutschland, zweimalhunderttausend — oder sind es nur zwanzigtausend? — Genug, sie machen den Eindruck wie zweihunderttausend. Und sie stricken Liebesromane. So etwas von Literaturverwüstung giebt es in keinem anderen Culturlande. Die Engländerinnen, die Bücher schreiben, verrathen dabei doch wenigstens etwas Menschenkenntniß, etwas gefälliges Plaudertalent, manchmal sogar ein bißchen Phantasie. Aber unsere Damen... Die Reuter ist wie eine überirdische Erscheinung unter ihnen. Schon daß ihre Romane eigentlich gar keine sind, sondern ganz subjective, lyrische Aeußerungen eines reichen, fraulichen Geistes, schon das nimmt für sie ein. „Ellen von der Weiden" (S. Fischer Verlag) ist, als episches Kunstwerk betrachtet, nicht sonderlich weit her. Lockere Composition; verworrene, mitunter selbst schattenhafte Charakteristik, — der liebe Dr. Fritz Erdmannsdörfer z. B. sollte sich selbst an Anämie behandeln — äußere Unwahrscheinlichkeiten die Fülle, und daneben der spukhaft schöne, geniale Maler, den man jetzt aller Orten umgehen sieht. Und dennoch — wie fesselt das seltsame Buch! Wie ein verregneter Sommertag im Harz, wo man meilenweit keinem Weibgeborenen begegnet, sich mitten in der mittelsten Cultur und doch allein mit den Berggespenstern weiß, doch alle ihre Geheimnisse erfährt. Ellen von der Weiden's Berliner Schicksale, ihr merkwürdiges Eheleben, ihre phantastische Brautnacht im Harzer Walde — das ist mit jener Naturkraft geschrieben, die alle Kunst und alle Kunstfehler vergessen macht. Auch über Gabriele Reuter's Roman hängen graue Wetterwolken, es ist wenig sommerlicher Frohsinn und sonnige Farbe darin. Aber hier hat künstlerische Absicht sie ausgemerzt; ihre Romantik ist aus inneren Gründen melancholisch. Wenn die Reuter wollte, so würde ihr Buch gelbe Strahlen sprühen und von gelben Rosen duften. Einstweilen aber schildert sie nur Menschen und Begebnisse im Regen. Es ist einigermaßen unverständlich, und verräth mehr den Hunnen als den literarischen Kritiker, daß man ihr das zum Vorwurf macht.

Digitized by Google

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Das Urtheil über den Praktikanten Anton.

Von Stefan Großmann (Wien).

Der Praktikant Anton trat im Frühling in die Dienste der Firma Schönberger & Comp. Die eigentliche Saison war schon vorüber, im Geschäft war nicht mehr viel zu thun, je länger die Tage wurden, desto weniger.

Am 1. Mai ging der Chef Herr Schönberger auf Reisen. Die oberste Leitung führte jetzt Herr Engländer, der Procurist. Aber er hatte nicht viel zu leiten. Das Geschäftslocal in der Grabengasse lag leer und stille da. Trat ein Kunde durch die weitgeöffneten Thüren — es war schon ziemlich heiß — so erblickte er Anfangs gar Niemanden. Endlich kam hinter dem Ladenpult ein halbwüchsiger Junge zum Vorschein — Anton. Die erwachsenen Angestellten lungerten rückwärts in dem schattigen kühlen Magazin und Comptoir herum. Einer las. Ein Anderer trank Bier. Zuweilen wurde Karten gespielt. Der Einzige, der verhältnißmäßig etwas zu thun hatte, war Anton, der Praktikant. Er war kaum über 14 Jahre alt, ein aufgeschossener magerer Junge mit immer etwas zu kurzen Beinkleidern. Er mußte Bier holen, er mußte Geld wechseln gehen, er mußte vorn im Local auf der Lauer sitzen, bis eine Kundschaft eintrat, und alle Viertelstunden mußte er den Boden mit Wasser bespritzen, damit die wohlige Kühle des Locals erhalten blieb. Stillschweigend that er, was ihm geheißen, keinen Dienst versagend, willig, anstellig, nur von der einen Hoffnung beherrscht, ab Ersten kommenden Monats bereits einen wirklichen Gehalt, wenigstens fünf Gulden monatlich, zu beziehen. Die Erfüllung dieses Wunsches hing von Herrn Engländer, dem Procuristen, ab. Dieser aber war so selten und immer nur so kurze Zeit im Geschäft, daß er sich kein rechtes Urtheil über den Praktikanten bilden konnte. Um so mehr bemühte sich Anton, in den kurzen Stunden seiner Anwesenheit sich hervorzuthun. Meist kam der Procurist nur Vormittags in's Comptoir, Nachmittags saß er im Caféhaus und spielte Karten.

Plötzlich kam eine Nachricht in's Geschäft, welche die Gemüther Aller in Erregung brachte. Herr Schönberger, der momentan in Karlsbad weilte, war dort nicht unbedenklich erkrankt. An diesem Tage kam Herr Engländer auch Nachmittag in's Bureau. Er setzte sich zu den Anderen in die schattige Kühle des Magazins, stand aber zehnmal in der Minute wieder auf und ging herum.

„Ich bin so aufgeregt," sagte der kleine, dicke Procurist, „ich kann gar nicht sitzen."

Die Angestellten sahen ihn theilnahmsvoll an.

„Hoffentlich," sagte der Procurist, „ist er bei gutem Humor. Ich sage Ihnen, meine Herren, die schwerste Krankheit besteht man leicht, wenn man den Humor nicht verliert. Die Autosuggestion" — Herr Engländer war ein gebildeter Mann — „ist von höchster Bedeutung. Wenn ich daran denke, wie lustig er bei seiner Abfahrt war! Erinnern Sie sich, meine Herren, wie er noch am letzten Tage, Ultimo April, hier auf dieser Kiste saß und die Geschichte von dem Mann erzählte, der den Buchhalter bei seiner Frau entdeckt? Erinnern Sie sich? Unnachahmlich war er in der Erzählung solcher Geschichten. Da hat man gesehen, daß mehr als ein Manufacturgroßhändler in ihm steckt. Dieser Mann hätte Alles werden können, er hätte eigentlich Schauspieler werden sollen, so großartig hat er die Menschen beobachtet. Seine Gestalt war allerdings nicht für die Bühne geschaffen."

„Na," warf der Correspondent tröstend ein, „wir wollen das Beste hoffen."

Eine halbe Stunde später kam das Telegramm: „Schönberger — soeben sanft verschieden. Elsa Schönberger."

Der Procurist gab das Telegramm, ohne ein Wort zu reden, dem Correspondenten. Herr Engländer selbst ging in sein Comptoir und verschloß die Thüre deutlich hinter sich, zum Zeichen, daß er allein sein wolle.

Respectvoll ließen ihn die Herren allein. Sie zogen sich wieder in die hinteren Theile des Geschäftes zurück, in's Magazin und in's große Comptoir. Der Praktikant wurde als Posten aufgestellt und nur mit gedämpfter Stimme wurde heute „ein Unterer" oder „Contra" angesagt. Die Stimmung der Spielenden war — wenigstens zu Anfang — sichtlich gedrückt.

Um fünf Uhr mußte Anton vom benachbarten Café die Jause holen. Um seine Aufgeweckheit zu beweisen, holte Anton auch für den Procuristen eine Theeschale Kaffee und eine Semmel. Zaghaft, um den Trauernden nicht zu stören, trat der Praktikant ein, um den Kaffee auf den Schreibtisch zu stellen. Der Procurist hörte ihn gar nicht. Er stand da — und hatte den Finger in ein Nasenloch gesteckt. Mit einer instinctiven Vertieftheit bohrte er in der Nase, als ob er dort förmlich einen Kampf gegen einen geschickten entschlüpfenden Gegner aufführen müßte. Sein ganzes Gesicht trug sichtbar die Spuren dieser instinctiven Anspannung aller Kräfte, gleichmüthig glotzten seine Augen vor sich hin. . .

Er bemerkte den Praktikanten plötzlich, zog blitzschnell den Finger aus der Nase und sagte unwillig: „Ich brauche heute keinen Kaffee. Habe ich Ihnen das angeschafft?" Mit einem Male war wieder die Trauerphysiognomie sichtbar.

Beklommen trug der Praktikant den Kaffee wieder weg.

Am Abend sagte der Procurist zum Correspondenten: „Der Anton kommt mir nicht offenherzig vor. Nicht? Ich glaube, er hat so etwas Schleicherisches an sich."

Die Tage der Trauer vergingen. Anstandshalber ging aber Herr Engländer noch nicht ins Caféhaus. Er blieb auch Nachmittags im Geschäft und plauderte. Es zeigte sich wieder, daß Herr Engländer selbst ein hochgebildeter Mann war. Er konnte über Alles sprechen. Als einmal zufällig ein entfernter Verwandter, ein Universitätsdocent, vorsprach, sagte ihm der Procurist, indem er ihm lächelnd auf die Schulter klopfte: „Eigentlich sind wir ja Collegen. Auch ich wollte Literatur und Philosophie studiren. Es ist leider anders gekommen. ." Von Zeit zu Zeit hielt Herr Engländer seinen Angestellten kleine Vorträge. Das heißt, keine eigentlichen Vorträge, sondern er redete eben so lange und so hitzig er es vermochte. Da setzte er sich auf eine Kiste, die Angestellten sammelten sich um ihn, sie wußten, er sah es gerne, wenn sie ihm so zuhörten. Nur Anton fehlte, er war draußen, im äußeren Geschäftslocal. Engländer sprach über Alles, über den Verkehr mit Agenten und über die Tortajada, über Socialismus und über das Essen im Winterbierhaus, über Goethe (sprich: Geethe) und das Parlament, kurz über Alles. Eines Tages hielt er einen Vortrag über Nietzsche (sprich: Nitttsche): „Das ist für Sie, meine Herren, eigentlich keine Lectüre. Will man Nietzsche begreifen, so muß man seine öffentlichen Aeußerungen mit seinen privaten Zuständen vergleichen. Wollte er sich selbst aus einem Zustand der Weichheit reißen, redete er den Anderen zu: Werdet hart. Er selbst war moralisch ängstlicher Natur, daher hat er Anderen die moralische Kühnheit (sprich: Klnheit) empfohlen." Das waren wirklich, wenigstens für einen Geschäftsmann, ganz gescheite Dinge, die er da sagte. Alle sahen ihn bewundernd an.

Der Correspondent freilich konnte sich nicht enthalten, während des Vortrages seinem Nachbar etwas in's Ohr zu sagen. Dieser mußte unwillkürlich lächeln. Später saßen sie beisammen, die Angestellten, rückwärts im kühlen Magazin. Der Correspondent schlug sich auf die Schenkel und schrie: „Ich sage Euch: Was gilt die Wette, heute ist in der Presse ein Feuilleton über Nitttsche! Ich könnte darauf schwören."

Nach der Pause trug Anton das Geschirr wieder ins Caféhaus zurück. Er nahm auch die Schale aus dem Comptoir des Procuristen. Dort lag auch eine dem Café entliehene Zeitung.

„Soll ich die auch mitnehmen?" frug Anton bescheiden.

„Nein. Thun Sie nur, was man Ihnen schafft! Gerade der Uebereifer ist verdächtig."

Anton, welcher die ganze Zeit im äußern Geschäftslocal auf der

Digitized by Google

Lauer gelegen war, begriff den harten, strengen Ton in der Stimme des Procuristen absolut nicht. . .

Der Sommer war da, mit fürchterlich schwülen Tagen. Ein Theil des Personals war auf Urlaub. Der Procurist war in Wien geblieben, es war ja Niemand zur Unterschrift da! Er verbrachte die Abende gewöhnlich im Prater. Alltäglich, um 7 Uhr, schlenderte der kleine dicke Herr die Praterstraße hinunter. Oft blieb er stehen und sah den jungen Mädeln nach, die — an ihm vorüber — aus der Arbeit nach Hause eilten. Zuweilen, wenn eine weibliche Gestalt stehen blieb, lenkte er mit strategischer Unauffälligkeit seine Schritte in diese Richtung. Erst wenn es Abends wurde, ging er ein wenig aus sich heraus. Eines Abends beispielsweise sprach er auf der Praterstraße ein Fräulein an. In der Nähe betrachtet und nach der ersten Antwort erkannte Engländer, daß er hier leichtes Spiel habe. Es handelte sich hier nach einigen Wechselreden nicht mehr um Differenzen seelischer Natur. Trotzdem zögerte der Procurist. . .

„Na?" fragte das Mädchen resolut, „was ist's?"

Der Procurist hustete, dachte nach, räusperte sich und war offenbar mit sich selbst im Zweifel. . .

In diesem Momente gingen drei Knaben, Arm in Arm, an ihnen vorbei. Engländer sah hin: Einer von ihnen war Anton.

Sofort grüßte er das Mädchen, entfernte sich und ging rasch vorwärts. Bald hatte er die drei Jungen eingeholt. Er ging hinter ihnen. Die Knaben sprachen eifrig mit einander. Es dauerte drei, vier Minuten bis sich die Buben zufällig umdrehten, Anton erkannte den Procuristen und zog sofort tief den Hut.

„Gehen Sie auch in den Prater?" fragte der Procurist, und sah ihn scharf an, um durch den Blick die Antwort auf eine andere stumme Frage zu erhalten.

„Ja," antwortete der Practicant selbstverständlich.

„Was thun Sie denn drunten?"

„Spazieren gehen."

„So?" sagte Herr Engländer mit gespielt heiterem Mißtrauen, „Sie treiben doch nichts Schlechtes im Prater?"

Anton lachte bescheiden — wie in Allem —, und wußte keine Antwort.

Der Procurist hielt sich an dieses Lachen. Nachdem er sich von den Knaben getrennt hatte, begann er sich in Gedanken über dieses Lachen immer mehr zu ärgern. Es war ein verdächtiges Lachen. Vielleicht war es nur ein Lachen aus Verlegenheit, aber wahrscheinlich nicht. Es war ein direct heimtückisches, höhnendes Lachen! Der Bursche lachte so, wie wenn er jedes Wort des Gespräches mit dem Mädchen gehört habe.

Am 1. Juli avancirte Anton nicht.

Als der besorgte Vater beim Procuristen fragte: „Sind Sie denn nicht zufrieden mit ihm?" antwortete Herr Engländer: „Na. So so. Er ist fleißig, aber — wissen Sie — er hat etwas Schleicherisches an sich. Ich glaube, er ist nicht aufrichtig. Man fühlt sich genirt in seiner Nähe, weil er Einem heimtückisch vorkommt."

Der Vater, der über seinen guten, dummen Anton ein anderes Urtheil erwartete, konnte diese Antwort gar nicht begreifen.

Aus der Hauptstadt.

Der Automobilismus in der Politik.

Eben erst hat Herr Möncheberg, Hamburgs hoffentlich auch geistiges Oberhaupt, mit verwogener Phantasie die Verbindungsbrücke zwischen Segelsport und Weltpolitik geschlagen, und schon ist dem Sport ein neuer, vielleicht entscheidender Triumph bescheert worden. Die Automobil-Wettfahrt von Paris nach Berlin hat, darin sind alle sachverständigen Beurtheiler einig, Frankreich und Deutschland einander genähert. Was in China erfreulich angebahnt worden ist, fand auf der Trabrennbahn in Westend prunkvolle Krönung. Als Fournier deutschen Boden betreten hatte und in Aachen durch's Ziel wetterte, war die Schlacht bei Sedan vergessen, und die drei Hurrahs, die das begeisterte Berlin ihm darbrachte, machen die Annectirung Elsaß-Lothringens weit. Wiederum haben also die Klugen Recht behalten, die uns seit zehn Jahren versichern, daß man Frankreich durch Glückwunsch-Telegramme, Beileidschreiben, höfliche Empfänge und andere kleine Liebenswürdigkeiten mit den ehernen Bestimmungen des Frankfurter Friedens versöhnen könne. Freilich, aus eigener Kraft vermochte die Staatskunst das hohe Ziel nicht zu erreichen; ohne die Hilfe des Sportes wäre sie auf der Strecke liegen geblieben. Der Sport beginnt ausschlaggebend in der Politik zu werden. Er ist das in allen Fällen wirksame Arcanum, die große Panacee, der Stein der Weisen. Woran Bismarck sich nicht wagte: an die Schaffung des größeren, seegewaltigen Deutschlands, das er für ein Phantom hielt, weil die Wurzeln unsrer Kraft im umschlossenen Heimathlande liegen und weil kein Staat der Welt mächtig genug ist, zu Lande und zu Wasser Streitkräfte ersten Ranges zu unterhalten — über Alles das beruhigt uns, und Alles das schafft uns spielend der Segelsport. Und wenn noch Aengstliche waren, die einem Germanien über See deßhalb opponirten, weil wir in Europa unsre ganze Kraft und Aufmerksamkeit beständig auf Frankreich concentriren mußten, so hat der Automobilsport nunmehr endgültig auch dies Bedenken beseitigt. Im Kaiserhof bei festlichem Bankett ist die neue Allianz geschlossen und die Verbrüderung besiegelt worden, haben sich die bisher feindlichen Millionen zärtlich umschlungen in Gestalt jener tafelnden Vierhundert, denen sie offenbar Procura ertheilt hatten. Daß wir keiner Staatsmänner mehr bedürfen, hat bereits, wenigstens so weit die Botschafter in Frage kommen, Fürst Philipp Eulenburg bewiesen. Kein Wiener kennt den beliebten Diplomaten, der die weltabgewandte Einsamkeit von Bädern, Sommerfrischen und Waidrevieren mit Recht dem nervenzerstörenden Lärm der Großstädte vorzieht — und doch geht in Oesterreich-Ungarn Alles gut, hat nicht einmal die schreckhaft aufgebauschte Affaire Ugron den von Gajari, Tisza und dem Pester Lloyd — einem nicht ganz unverdächtigen Trio — heldenmüthig vertheidigten Dreibund zu sprengen vermocht. Die Diplomatendämmerung ist angebrochen; Sportsmen treten an die Spitze der Geschäfte. Aus den Ministerhôtels wird die hohe Politik in die Sportlocale übersiedeln. Zwischen dem deutschen Automobil- und dem Kaiserlichen Yacht-Club kann die Macht bequem in der Weise getheilt werden, daß die Selbstfahrer unser officielles Verhältniß zu Frankreich und Rußland aufbessern, während den Seglern die Legung des Drahtes nach London überlassen bleibt. Die dann in der Wilhelmstraße überflüssig werdenden Excellenzen und Geheimräthe sind zur Belebung und Befruchtung anderer Sportszweige zu verwenden. So flaut augenblicklich das Interesse für die Radelei empfindlich ab, und das Fußballspiel, eine der wenigen wirklich segensreichen und social versöhnenden Ideen des Jahrhunderts, will nicht recht Fuß fassen. Hier könnte die Büreaukratie einen neuen Aufschwung herbeiführen. Gelänge es, das Eisenbahn-Ministerium unter die Leitung gut trainirter Rennfahrer zu bringen, Cultus und Justiz dagegen von den Leistungen der Footballer und Rambler abhängig zu machen, so würden die verblüffenden Erfolge, die Deutschlands äußere Politik dem Sport verdankt, auch im inneren politischen Leben nicht ausbleiben. Der frische Zug, der mit Möller's Eintritt in's preußische Ministerium gedrungen ist, würde sich wesentlich verstärken durch die Berufung anderer tüchtiger Männer aus der Praxis, die ebenfalls von der Verwaltungstechnik und den besonderen Anforderungen ihres Ressorts keine Ahnung haben.

So sind die Opfer nicht umsonst gebracht, die das mörderische Automobilrennen gefordert hat. Besser, ein Greis und drei Kinder auf der Wahlstatt, als Zehntausende unserer in der Jugendkraft stehenden Männer. So schwer es zu begreifen ist, weßhalb preußische Polizei

Digitized by Google

widerstandslos die öffentlichen Landstraßen den Automobil-Reisenden oder -Rasenden auslieferte und Leib und Leben ihrer Schutzbefohlenen einem sinnlosen, groben Unfug zu Liebe ernstlich gefährden ließ, sie, deren starkem Arm sonst kein schnell fahrender Schlächterwagen ungepönt entgeht; so wenig man sich in die Hoffnung wiegen kann, das Automobil sei in Wahrheit eine Neuerung für den Schnellverkehr, und es werde dermaleinst wirklich allgemein üblich werden, in wahnwitzig stuckernden und schleudernden, technisch unzulänglichen Vehikeln durch Koth und Staub ohnegleichen modenärrische Todesfahrten zu unternehmen, während dicht daneben auf glattem Gleise die Eisenbahn rollt — so deutlich wird der Zweck der Uebung, wenn man sie unter politischen Gesichtspunkten betrachtet. Bertha v. Suttner darf jetzt mit mehr Aussicht auf Erfolg als je zuvor zum Abrüsten blasen. Die Sportspielerei hat die Leidenschaft für das Kriegsspiel vernichtet. An des Jahrhunderts Anfang steht der schöne Mensch mit seinem Palmenzweige auf dem Automobil, in stolzer, edler Männlichkeit: von oben bis unten mit Schmutz besudelt, mit sportgemäß geschundenen Schienbeinen und geschwollenen Augen, und doch der Genius des Friedens, doch die Verkörperung europäischer Geisteskultur up to day. Caliban.

Von den großen Berliner Sommerausstellungen.

III.

Nein — es ist doch Nichts. Wirklich, ich bin mit der allerbesten Absicht auf die Suche gegangen. Ein, zwei, drei und noch mehrere Male, aber schließlich war es doch immer am schönsten, wenn ich dann zuletzt beim Pocal „Pilsner" oder beim Täßchen Mocca draußen saß unter dem Zeltdach, den Walzern, Märschen, Potpourris zuhörte, die drüben die Militärcapelle spielte, und mir die lustigen Bilder ansah ringsum an den kleinen Tischchen oder auf dem breiten Mittelwege, wo sie hin und her ziehen zwischen Musik-Pavillon und Café-Zelt. Viel lustiger und viel besser und schöner sind diese Bilder als die in den 50 und mehr Sälen und Cabineten des großen „Landesausstellungspalastes" hinter mir.

Es ist dieses Mal wirklich Nichts. Nichts, was hervorsticht, so, daß man lange daran zurückdenkt, wenn's auch viel „preiswerthes Mittelgut" giebt. Aber das eingehender zu besprechen, ist in den Spalten dieser Wochenschrift nicht meine Aufgabe. Nur einige allgemeine Bemerkungen und der eine und andere Name sind am Platz. Vorerst aber noch dieses: so niederdrückend wirkt weniger das Einzelne, als die erstaunliche Mittelmäßigkeit des Gesammteindruckes. Wenn wir zu einem guten Glase Wein einen Eimer Wasser hinzuschütten, so ist's auch um Blume, Farbe und Geschmack des guten Weins geschehen. Wenn die „Große Berliner Kunstausstellung 1901" um 2000 Nummern kleiner wäre und dabei in dem Rest das Meiste von den Sonderausstellungen der „Freien Vereinigung der Graphiker", die im Saal 36 mit den Arbeiten von Hans Meyer, Louis Jacoby, diesen beiden vornehmen Berliner Vertretern des Kupferstichs, den Originalradirungen von Otto Protzen und Hugo Struck, den wundervollen Krostewicz'schen Radirungen nach Corot, den farbigen Holzschnitten von Albert Krüger nach Luca Signorelli und Leonardo da Vinci und einigen anderen Blättern eine sehenswerthe Collection zusammengebracht haben, und der des „Verbandes deutscher Illustratoren", der im Saal 9, wie ich schon früher erwähnte, desgleichen was zu zeigen hat und Leben in die Bude bringt — uff! — wenn also diese beiden Sonderausstellungen dabei in dem Rest der 7—800 Nummern erhalten blieben, dann hätte die „Große" sich immerhin noch sehen lassen können, obschon natürlich ein starker Eindruck auch nicht erzielt worden wäre.

Aber jetzt! . . . Es ist gar nicht zu begreifen, daß unsere mannigfachen dort betheiligten Kunstvorstände nicht daran zu denken scheinen, daß diese großen Jahresausstellungen auch noch eine andere Bedeutung haben, als eine rein geschäftliche. Und — wer weiß auch, wie noch das „Geschäft" ausfiele, wäre nicht der Park mit seiner Gastwirthschaft und den Concerten da.

* * *

Einen allgemeinen Ueberblick gab ich schon. Was man bei wiederholten Besuchen abermals feststellen kann, ist, daß selbst auf das große Publicum nicht sowohl die großen Ausstellungsschinken, angefangen bei Vanaise, des Belgiers, steifledernem Peter von Amiens bis zu Reiffenstein's theatralischem „Gastmahl des Heliogabal" und von Lajos Mark's, des Ungarn, akademischem „Sirenennest" bis zu William Krause's tendenziösem „Zwei Welten", oder von Wilhelm Kuhnert's aufregendem Thierstück „Auf Leben und Tod" bis zu William Pape's farbenreichem Reporterbericht „Fest im Hause des Commercienraths Leichner" die größte Anziehungskraft ausüben, als vielmehr neben allerlei kleinerem anekdotischen Krimskrams — die Bildnisse und die Landschaften.

Beide haben noch immer auf der „Großen" die beste Seite der betheiligten deutschen Maler aus Berlin, München, Düsseldorf ausgemacht. Auch dieses Mal. Aber recht zahm giebt sich die Bildnißmalerei. Die bestimmende Note schlägt die glatte Berliner Repräsentationsmalerei an. Und dabei denke ich gar nicht einmal an lauter Fürsten und Magnaten. Auch ganz obscure Herren und Damen und Kinder werden zumeist mit Festtagsgesichtern und in Feiertagsgewändern gemalt. Georg Meyn, der Nachfolger Koner's an der Kunstakademie, macht hierin noch eine Ausnahme. Er sucht uns den Alltagsmenschen zu geben, auch in solchen Persönlichkeiten, wie im commandirenden General von Lignitz. Maria Janitschek freilich als Alltagsmenschen zu geben fällt schwer. Das Bild ist mit seiner Farbensymphonie in Schwarz und Gelb und dem flackernden, dunkeln Augenpaar der nervösen Dichterin und leidenschaftlichen Frauenrechtlerin beträchtlich viel feierlicher ausgefallen. Einem der allerbesten Bildnisse begegnen wir übrigens gerade unter den fürstlichen. Ich habe schon früher, bei anderer Gelegenheit, es hier eingehender besprochen: es ist Hanns Fechner's Brustbildniß des verstorbenen Großherzogs von Sachsen-Weimar Karl Alexander. Der sehr begabte Ernst Heilemann präsentirt sich dieses Mal in dem Bildniß einer Gräfin — auch in Frack und Escarpins; die Bilder Marke Studio-Tracht, die wir in den letzten Jahren von ihm sahen, sind mir lieber gewesen. Auch Karl Ziegler fängt an feierlich zu werden. Nebenbei bemerkt, stellt er jetzt mit den Ungarn aus. Er stammt ja aus Siebenbürgen. Da hat er ein großes Bild von seinem Vater, in irgend einer vornehmen schwarzen Amtstracht. Man denkt an den französischen Repräsentationsmaler Bonnat bei diesem Gemälde, das für irgend eine nationale Ruhmeshalle oder Galerie verdienter Männer bestimmt sein mag. Gemalt ist es vorzüglich. Daneben finden wir aber auch zwei der feinen Damenbildnisse Ziegler's, wie er sie all' die letzten Jahre immer wieder gebracht hat: eine junge Frau sitzend, in schwarzem Rock und graugrüner Bluse, schlicht und vornehm, ein englischer Typus, englisch auch die gentile Vortragsweise des Künstlers; von demselben Charakter dann ein zweites Bild: eine schlanke Dame, in Schwarz, daneben ein fuchsrother Setter. Allzu sehr illustrationsmäßig ist dagegen die fesche Radlerin ausgefallen. Zwei echte Engländer gehören deßgleichen zum Besten, was vorhanden. Ein Jedermann anziehender Farbengeschmack und die Fähigkeit, uns den Menschen selbst näher zu bringen, zeichnen die beiden Arbeiten von Frank Daniell aus. „Poppies", ein etwas träumerisches Wesen, zeigt er uns im Profil und in schwarzem Kleide mit großen feuerrothen Mohnblüthen im lichtbraunen Haar und am Gürtel; „Kit", im malvenrosafarbigen Kleide mit großen Bauschärmeln, über dem verschmitzt lächelnden, uns voll ansehenden Gesicht ein mächtiger schwarzer Hut, hat sich flott in einen Stuhl geworfen, der vor einem lila Hintergrunde steht. Zwei reizende Geschöpfe. Aber mit Poppies wäre der Flirt gefährlicher. . . Leicht ließe sich wohl noch ein halbes Dutzend ansehnlicher Bildnißarbeiten zusammenlesen, aber — ich verfasse hier ja keinen „Führer" durch die Ausstellung, und Neues sagen uns diese Bilder nicht. Ein Mohrbutter befindet sich darunter leider nicht. Er hat dieses Mal nur etwas Symbolisches ausgestellt: „Musik". Ein dämmriges Zimmer; rechts ragt der Kopftheil eines Flügels hinein mit schwarz-weiß blinkender Claviatur; am Flügel lehnt ein junger Mann im Profil, ganz in Empfindung aufgelöst; vorn sitzt auf einem Schemel, uns den Rücken zukehrend, ein junges Weib, nackt; ihr Körper schimmert aus dem Graublau des Dämmerdunstes weich und milde auf, wie die Weise wohl, die sie dem Cello entlockt, auf dem sie spielt. „Pfui!" rief die dicke Berlinerin, „Kinder, nun aber man rasch vorwärts!" Und damit schob sie ihre beiden Töchter vorüber. Das „Pfui" legte sie in's Bild hinein. Daß Farbenklang und Linienzauber hier nur eine Verkörperung des Cello-Gesangs bilden, die Fortsetzung des musikalischen Stimmungsgehaltes in's Sichtbare hinein, daß der Künstler auch Nichts weiter ausdrücken wollte, das blieb ihr unverständlich. Sie sieht eben Nichts als ein nacktes weibliches Modell mit einem Cello zwischen den Knien und daneben einen verträumt vor sich hinblickenden Mann, wie Andere vielleicht nur einen brillant gemalten Act in Halbdunkel sehen mögen. Also Mohrbutter hat kein Portrait. Dafür ist mir in der Düsseldorferin Alma Edmann ein sehr starkes Talent neu begegnet. Ihre „Schwarzwäldlerin" ist in Farbe und Haltung gleich gut gelungen, und der Vortrag ist frei und kräftig. Man wird sich den Namen merken müssen. Hoffentlich mit mehr Erfolg, als den von Willy Zirges, der, wie ein Komet, nur in längeren Zwischenräumen immer wieder auftaucht, um immer wieder zu verschwinden. In diesem Jahre ist er wieder da. Abermals mit einem vorzüglichen weiblichen Studienkopf. Eine rassige Blondine in duftigem, weißem Blusenhemd. Warum so selten, Herr Zirges?

* * *

Die endlose Schaar der Landschafter zeigt wieder einmal, wie es nicht das Gleiche ist, wenn Zwei das Gleiche thun. In der Fülle der Gesichte verliert man sich fast. Da giebt's die „preiswerthe Verkaufswaare" für den Platz über dem Sopha oder über dem Pianino in der reichbürgerlichen „guten Stube", die Kunst der Müller-Kurz-.

Digitized by Google

welly, Hoffmann von Fallersleben und vieler, vieler Anderer. Da giebt's — was nun schon erheblich schwerer zu erreichen ist — die romantisch-akademische Landschaftsmalerei im besseren Sinne, die manchmal sogar einen großen Zug zeigt, wie bei Konrad Lessing und Carl Ludwig und Erich Nikutowski und Hermann Urban, der nur das Böcklinisiren lassen sollte, und Franz Bombach und Karl Böhme, dem feinsinnigen Schönleber-Schüler, dessen Felsenufer von Capri in schwüler Nachmittagsstimmung eines der schönsten Bilder der Gattung ist, u. A. noch. Da giebt's dann die Gruppe der Subjectivisten, die unbekümmert um das stoffliche Interesse den Naturausschnitt als solchen nehmen und seinem seelischen Gehalt auf den Grund zu gehen suchen, sei's nach der decorativen Wirkung der Farben-Gegensätze und -Zusammenklänge hin, oder mehr in Bezug auf den Stimmungsgehalt. Hierher gehört vor Allem Eugen Bracht und die große Zahl seiner Schüler und Nachahmer. Gerade mit ihnen habe ich mich im Laufe des letzten Jahres in den Berichten über das Berliner Kunstleben wiederholt beschäftigen können. Neues läßt sich über sie jetzt nicht sagen. Nur auf Hans Hartig und Hans Licht sei besonders hingewiesen. Sie scheinen Beide auch Eigenes zu sagen zu haben — wohl weil sie bei Bracht das Sehen so gut gelernt haben. Wie Hartig z. B. uns ein weites Stück Oderthal in seiner abendlicher Gewitterstimmung schildert, das ist durchaus persönlich empfunden und selbständig wiedergegeben. Auch sein versumpfter Stadtgraben mit den stark beleuchteten Häusern, die oben rechts über ihm hervorglänzen, zeigt viel Eigenes. Und ebenso Licht im Muldethal mit den feinen Uebergängen vom lichteren Gelbgrün vorn bis zu einem tiefen Grüngrau oben im Hintergrunde. Eine Friedensstimmung hat er schön getroffen in der kleinen Havelstadt vor Einbruch der Nacht: es liegt wirklich etwas wie Abendglockenklang über diesen braunrothen Dächern in scharfer, klarer Luft. Carl Kayser bringt in der winterlichen „Sternennacht" ein neues Motiv. Der Horizont ist so hoch, daß wir den Himmel nicht sehen, aber im stillen Wasser spiegeln sich seine Sternbilder wieder. Etwas gesucht. Das scheint mir auch das Mittelstück der drei großen Bracht'schen Bilder zu sein, die er unter dem Gesammttitel „Der Deutsche Wald" ausgestellt hat. Der tiefgrüne Baum vorn, der so effectvoll gegen den blaßgelben Wald und See dahinter steht, mag ja irgendwo einmal so anzutreffen gewesen sein, aber das Wahrscheinliche eines solchen decorativen Farbengegensatzes hat mir der hochgeschätzte Künstler doch nicht glaubwürdig genug herausgebracht, während z. B. der „Mondaufgang" am lila Himmel über dem braunen Herbstwald, auf dem noch ein Streifen Abendschatten liegt, und der diesem Motiv nahe verwandte „Waldrand" gleich nach Sonnenuntergang mit der Töneskala von Braun zu Blau hinüber auch decorativ äußerst wirksam, aber dabei unverfälschte Naturausschnitte sind, die in eine Stimmung hineinzwingen. . .

Nur noch eines Bildes sei gedacht, und dann zum Schluß ein paar Worte über die Plastik. In letzter Zeit ist nämlich ein Menzel auf die Ausstellung gekommen. Den haben sie dieses Mal der Secession glücklich vorweggefangen. Ein kleines Bildchen. Es steht im Ehrensaal und macht so diesen erst wirklich zum Ehrensaal. „Besuch im Walzwerk" hat der Künstler das Bildchen genannt, das eben erst die Staffelei verlassen hat. Ein junges Paar, vielleicht der Besitzer, der seine Frau mit dem Werk und den Beamten bekannt machen will, ist eben eingetreten. Hinten, da lassen sie sich in ihren Cyklopenarbeiten in Feuersgluth und Funkenstieben nicht stören, aber hier vorne giebt's eine feierliche Begrüßungsscene. Ein echter Menzel in der minutiösen Arbeit, wo Alles gesagt wird mit den einfachsten Mitteln, weil jedes Strichelchen und jedes Farbenfleckchen am richtigen Platze sitzt; ein echter Menzel auch in dem Behagen, mit dem der anspruchslose Vorgang erzählt wird. Und die Farben frisch, als hätte sie nicht ein 86jähriger, sondern ein um fünfzig Jahre Jüngerer gemalt.

* * *

Auch im Ehrensaale steht eines der Hauptwerke der diesmaligen Sculpturen-Sammlung: Max Klein's gefesselter und geblendeter „Simson" in Bronce. Ueberlebensgroß; muskelstrotzend, wie sich's gebührt; gleich greift er nach den Säulen — wehe, wenn er an dem alten „Glaskasten" rütteln wollte; allzu fest steht er ja wohl nicht mehr. In der Fluth der Werke der officiellen Denkmalsplastik und der repräsentativen Portraitbildnerei stoßen wir auch sonst noch auf manches Gebilde, das zum Verweilen auffordert. Zum Beispiel des Berliners Hans Arnold Gypsfigur: „Athlet am Start" mit gut beobachtetem Muskelspiel und ungemein sprechendem Gesichtsausdruck: ganz gespannte Aufmerksamkeit. Dann Adolf Wildt's erschöpft zusammengebrochener Mann, lebensgroß, wie der Athlet, aber aus grobkörnigem grauem Marmor; es steckt was von herber Größe in der Auffassung des Acts. Die Arbeit kommt aus Mailand, wie Limburg's lauernder Bogenschütze, der ebenfalls durch seinen Ausdruck fesselt, aus Rom. Ganz anderen Charakters sind die Arbeiten von Ernst Seger, dessen reizvolle sitzende Sandalenbinderin ich jetzt in blüthenweißem Marmor gern wiedersehe, und dessen leidenschaftlich bewegte tanzende Mänade in flatterndem Serpentinrock eine Wiederholung der Figur ist, die der vielseitige Künstler für das Vestibül des „Wintergartens" gearbeitet hat. Für Karlsruhe bestimmt ist die einstweilen nur erst in Gyps ausgeführte Gruppe: „Der Frühling erweckt die Natur". Die Natur ist ein junges nacktes Weib, das eben aus dem Schlummer sich aufrichtet; die Jünglingsgestalt, die ihr zu Häupten vorüberfliegt, der Frühling, hat sie mit seinem Kuß geweckt. Die Natur ist anmuthig und bedeutsam in der Haltung und Linie, aber dem Frühling fehlt doch wohl das Schöpferische und fehlt auch der Schwung in der Bewegung, wie sie ein St. Marceaux in seiner Gruppe „Nos destinées" zu erreichen vermochte, wo er auch — in der Rundplastik gewiß eine der schwersten Aufgaben — fliegende Gestalten gebildet hat.

Die vielen Eberlein-Freunde wird es interessiren, daß der vielgewandte Bildner, wie jüngst dem großen Belgier Meunier, so jetzt dem großen Franzosen Rodin mit dem Marmor-Halbrelief „Der Traum", und dem großen Norweger Sindnig mit der marmornen Gruppe „Eva an der Leiche Abel's" seine Ehrfurcht bezeugt. Es liegt trotzdem noch genug Eberlein'sches in diesen Arbeiten, aber warum denn nicht nur Eigenes geben? Er kann's ja. . . .

Und der „clou" der Gesammt-Ausstellung — die Berliner Bauausstellung? Von ihr nächstens etwas eingehender. J. Norden.

Offene Briefe und Antworten.

Der Nutzen des Getreidezolles für den Kleinbesitzer.

Die in Nr. 11 und 12 durch die Herren von Hartmann und Vibrans berührten Fragen über die Lage der Landwirthschaft wird jeder Betheiligte mit Interesse verfolgt und sich aus dem Für und Wider ein eigenes Urtheil gebildet haben. Mir sind die genannten beiden Herren persönlich unbekannt; doch darf ich wohl annehmen, daß Herrn von Hartmann's Ansicht lediglich die eines Theoretikers ist, während Herr Vibrans die Angelegenheit vom Standpunkte des praktischen Landwirthes betrachtet haben mag. Vibran's Behauptung, daß Grundbesitzer, welche zur Aufrechterhaltung eines sachgemäßen Betriebes auf mehr oder weniger fremde Lohnkräfte angewiesen sind, einen höheren Getreidezoll nicht entbehren können, wird jeder Sachverständige unbedingt anerkennen müssen. Die Gründe hierfür hat Vibrans eingehend und völlig zutreffend dargethan, so daß ein Weiteres hierüber erübrigt. Ich selbst bin aus landwirthschaftlichem Kleinbetriebe hervorgegangen und jetzt Besitzer — nebenher gesagt, fast schuldenfreier — einer mittleren Landwirthschaft, so daß mir einige Urtheilsfähigkeit vielleicht nicht abzusprechen sein dürfte.

Insbesondere will ich mich, an der Hand von Thatsachen, gegen die völlig irrige Auffassung wenden, daß eine Erhöhung der Getreidezölle lediglich den größeren und Großgrundbesitzern Nutzen bringen würde.

Es werden in der Umgegend des Petersberges bei Halle a. S., meiner ehemaligen engeren Heimath, bei einem Areal von 4 ha, rot. 20 Magdeburger Morgen, Acker 2.—4. Classe, also erträglicher Mittelboden, durchschnittlich angebaut: 2 Morgen Kartoffeln, $3^1/_2$ Morgen Klee, $1^1/_2$ Morgen Futterrüben, 1 Morgen Kohl, $^1/_2$ Morgen verschiedenes sonstiges Gemüse, zusammen demnach $8^1/_2$ Morgen. Die aus dieser Fläche zu erzielenden Früchte ꝛc. dienen lediglich dem eigenen Nahrungsbedarf oder zur Unterhaltung der Viehwirthschaft, so daß sich also ein directer Gewinn hieraus nicht ergiebt. Auf der noch verbleibenden Fläche von $20 - 8^1/_2 = 11^1/_2$ Morgen gelangen im Allgemeinen zum Anbau: 3 Morgen Roggen, $1^1/_2$ Morgen Weizen, $3^1/_2$ Morgen Gerste, 2 Morgen Hafer und $1^1/_2$ Morgen Zuckerrüben. Bei einer guten Mittelernte werden erzielt: 30 Centner Roggen, 15 Ctr. Weizen, 40 Ctr. Gerste, 20 Ctr. Hafer und außerdem noch 240 Ctr. Zuckerrüben. Nach Reservirung des Brod-, Futter- und Saatgetreides gelangen zum Verkauf: 8 Ctr. Roggen, 12 Ctr. Weizen, 25 Ctr. Gerste, 15 Ctr. Hafer und außerdem noch 240 Ctr. Zuckerrüben. Abgesehen von der Zuckerrübenmenge, wird ein solcher kleiner Landwirth immer noch 60 Ctr. Getreide zum Verkauf stellen können, ohne etwa selbst darben zu müssen, oder seinen Viehstand — 3 Rinder, 2—3 Schweine und Geflügel — Noth leiden zu lassen. Eine Nothwendigkeit des Zukaufs irgend welcher Futterartikel tritt, außer in den Fällen, in welchen etwa Gewicht auf marktgängige Erlangung von Mastvieh gelegt wird, nicht heran. Mit Rücksicht auf diese Darlegungen, die unantastbar sind, dürfte der Beweis geliefert sein, daß auch der kleine Grundbesitzer durch dringend nöthig werdende höhere Getreidezölle immerhin wesentlichen Vortheil haben würde, umsomehr, als für ihn eine Entlohnung von Gehilfen durchgängig nicht in Betracht kommt. Die von gewisser Seite aufgestellte Behauptung „Nur der Großgrundbesitz zieht Nutzen von höheren Getreidezöllen" ist unabweisbar falsch und resultirt entweder aus Unkenntniß der Dinge, oder sie ist gegen besseres Wissen zu Stande gekommen.

Welcher der beiden Uebelstände — also Unkenntniß oder gewisse Absicht — schärfer zu verurtheilen sein wird, mag der Ansicht des geneigten Lesers anheim gestellt bleiben.

Hedicke, Weißenfels a. S.

Digitized by Google

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 16 Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Mineralquelle** hergestellt und dadurch von minderwerthigen **Nachahmungen** unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. In den Handlungen natürlicher Mineralwässer und in den Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Oeffentliche Handelslehranstalt zu Bautzen.

Höhere Handelsschule und Lehrlingsschule unter städtischem Patronat.
Prospecte durch Director Professor **Hellbach.**

In unserem Verlag ist erschienen:

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz** und Burgsteinfurt, Westf. Herrliche Lage. Honor. **nach** Heilg. Prospecte gratis. **Aelteste staatl.** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I** ausgezeichn. **Anst. Deutschl.**

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentsch.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Das Papstthum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit

von

Graf von Hoensbroech.

Erster Band (gr. 8° LVI u. 724 S.)

Inquisition, Aberglaube, Teufelsspuk und Hexenwahn.

Dritte verbesserte und vermehrte Auflage.

Preis ℳ 12.—, geb. ℳ 14.—.

Soeben erschien hiervon die **dritte Auflage.**

Für ein Werk ähnlichen Umfangs und ähnlichen Preises ist ein solcher Erfolg fast beispiellos. Der Grund des Erfolges liegt darin, daß die steigende anti-ultramontane Bewegung in diesem Werke ein Kampfmittel gefunden hat, wie seit Jahrzehnten kein wuchtigeres geliefert worden ist. Das Werk ist ein „Hammer", wie die „Gegenwart" es bezeichnet, der die Göttlichkeit des Papstthums zertrümmert. Mit der Unwiderlegbarkeit der Geschichte zeigt das Werk die furchtbaren Wunden, die das Papstthum jahrhundertelang dem Christenthum und der menschlichen Kultur geschlagen hat. Es ist der gewaltigste und vernichtendste Angriff auf den Ultramontanismus, der denn auch auf seiner ganzen Linie gegen das Werk Front gemacht hat. Doch alle Angriffe haben die Macht der geschichtlichen Wahrheit, die im Inhalt des Buches liegt, nicht zu schwächen vermocht. Es macht siegreich seinen Weg, und die Kritiken aller Parteirichtungen erkennen seine hohen Vorzüge an.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Bismarck

im

Urteil

seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Abonnement

auf das

III. Quartal 1901.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer beginnt das III. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 28. Berlin, den 13. Juli 1901. 30. Jahrgang. Band 60.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Ideen zur Organisation der Erziehung. Von Universitäts-Professor Dr. Richard Wahle. — Wundt's Weltanschauung. Von Eduard von Hartmann. (Schluß.) — Zur Naturgeschichte des Fluors. Von Eduard Sokal. — **Literatur und Kunst.** Gesangsstudien einst und jetzt. Von Hedwig von Friedlaender-Abel. — **Feuilleton.** Der Haidegräber. Von Friedrich Kroff (München). — **Aus der Hauptstadt.** Das Ministerium des Sports. Von Prinz Vogelfrei. — Aus dem Berliner Kunstleben. Von J. Norden. — Notizen. — Anzeigen.

Ideen zur Organisation der Erziehung.

Von Universitäts-Professor Dr. Richard Wahle.

Trotz der oft und nachdrücklich von so vielen Seiten ausgesprochenen Wünsche nach Revision der Schulverfassungen, trotz Unterrichts-Enquêten und Dramen mit pädagogischen Declamationen, unterlassen es die meisten Derer, welche an dem herrschenden Lehrwesen rütteln, ein neues System auszudenken und bleiben in zufälligen Einfällen stecken. Die von Lehrstühlen herab und in den Lehrbüchern dargestellten Systeme dringen zu wenig in das Publicum und in die treibenden und maßgebenden Schichten. Der Discussion genügen meist kurze Schlagworte, wie: Fort mit dem Griechischen; National-Oeconomie soll man lehren ꝛc. Es herrscht mehr Schlachtgeschrei als Kriegsplan. Ohne ein completes System wird es aber schließlich auch in unserer systemscheuen Zeit nicht abgehen. System bedeutet ja nichts so Schreckliches; nur Vollständigkeit, Ordnung, Principien. Daß nur Niemand sich mit aphoristischen Einzelwünschen begnüge und hervorwage! Nur von einem Ganzen aus erhalten specielle Theilprojecte den Nachweis ihrer Existenzberechtigung und ihre Bewerthung.

Auf Grund einer allseitigen Erwägung aller Fragecomplexe soll nun hier eine Gesammtorganisation des Unterrichtes im weitesten Sinne, der der Ausgestaltung der körperlichen, ethischen und intellectuellen Capacität dienen soll, skizziert werden. Die Hochschulen bleiben von unserer Betrachtung ausgeschlossen. Deßgleichen bleibe auch, um hier alle Aufmerksamkeit auf die Abstufung des Unterrichtes zu concentriren, das Ausmaß für den Unterricht in der Religion, welche einen ganz anderen Charakter als die übrigen Disciplinen aufweist, unbesprochen.

Der Organisation seien einige Principien in gedrängtester Kürze vorangeschickt. Dürften unsere Analysen eingehender sein, so würden sie wohl überzeugender sein.

A. 1. Die Fächer Latein, Griechisch, also die altclassischen Sprachen, ebenso die allgemeine Mathematik besitzen, trotz ihres hohen — später gewürdigten — Bildungswerthes, der sie uns als unveräußerliche pädagogische Mittel erscheinen läßt, keinen hohen Werth weder für das praktische Leben noch für die universelle Stärkung logischer Kräfte. Diese Fächer erzeugen höchstens eine ästhetische Disposition. — Für ihre Wirksamkeit kommt Alles auf die Lebenszeit an, in welcher sie den Geist beschäftigen. Die rein materialbeherrschenden Operationen des Intellectes auf anderen Gebieten werden durch sie nicht gefördert. Es besteht das allgemeine Gesetz: Der Scharfsinn, der auf einem Denkgebiete erworben oder bethätigt wurde, ist nicht für andere Gebiete übertragbar. Aus der Betrachtung des Talentes einzelner universell wirksamer Menschen gewinnt man keine Einsicht in solche Fragen. Aber die Analyse lehrt: der sogenannte Scharfsinn ist nicht ein einfaches Universal-Instrument, sondern besteht immer nur aus der speciellen Bereitschaft und Rührigkeit, vielerlei besondere Gedanken, respective Prämissen für Schlüsse, auf einem bestimmten Gebiete in Fluß zu bringen. Der mathematisch Scharfsinnige ist in der Jurisprudenz völlig unbeholfen, wenn er nicht eine Masse von Daten, Gesetzen, Verkehrsverhältnissen kennt. Die Procedur des logischen Schließens an sich, das auf der Hut sein vor Fehlern, ist etwas Simples und Unausreichendes. Das bloße „ergo“ zu handhaben ist jedem irgendwie durch bescheidene Mittel Geweckten kinderleicht. Der gute Algebraiker ist nicht einmal ein guter Geometer. Und umgekehrt, für philologischen Scharfsinn nützt mathematischer nichts. — Nur die speciellen Kenntnisse, specifischer Forschungseifer, kritische Lust für specielle Fragen machen Tüchtigkeit aus. Für die Gewinnung praktisch tüchtiger Juristen, Mediciner, von Verwaltungsbeamten und anderen Berufskräften also ist classische Philologie und ebenso Mathematik werthlos, und hat man bezüglich der Beschaffenheit der geistigen Stände nicht höhere als praktische Ideale, dann lassen sich diese Disciplinen nicht halten. Das müssen wir zugeben, bevor wir ihren wahren Werth hervorheben. Denn schlechte Vertheidigung wird einer guten Sache gefährlich.

2. Man muß ferner durchaus unterscheiden zwischen den alten Sprachen einerseits und andererseits der alten Literatur, den antiquarischen Realien, Kunstwerken, Lebenseinrichtungen. Und da ist es wieder eine Selbsttäuschung, welche der Vertheidigung der Sprachen schlechte Dienste erweist, wenn man behauptet, eine Literatur könne — notabene nur zu allgemeinen Bildungszwecken — ausschließlich durch deren Sprache erschlossen werden. Gute Uebersetzungen sind für diesen beschränkten Zweck dem Original ziemlich gleichwerthig; besonders dann, wenn man durch einige Original-Lectüre befähigt ist, gewissermaßen eine Rückübersetzung zu dem geahnten Original hin im Gefühle vorzunehmen. Man bedenke doch, daß fast die ganze gebildete Menschheit Werke, welche die Lebensbasis bilden, wie das Alte und Neue Testa-

Digitized by Google

ment, nicht in den Urschriften gelesen hat. Wie Viele haben den „Don Quixote" im Original gelesen? u. s. f.

Deßgleichen sind Archäologie, Realien, Staats-, Privatalterthümer von der Lehre der Sprache principiell zu trennen und könnten — nur um die Trennungsmöglichkeit zu illustriren — z. B. durch den Lehrer der Historie statt durch den Lehrer der Philologie tradiert werden. Ferner: Kenntnisse des römischen und griechischen Wesens kann bei den modernen socialen Verhältnissen nicht mehr von wesentlichem Einflusse auf die Charakterbildung sein.

Nur keine schlechten Gründe als Helfer.

Wenn man jetzt Chrestomathien mit Partien aus alten mathematischen und naturwissenschaftlichen Schriften füllt, um gewissermaßen die humanistischen Fächer unter den Schutz der exacten zu stellen, so ist das ein ganz verkehrter Plan. Denn Niemand wird man einreden können, daß man Griechisch lernen soll, um einiges Unfertige und Verkehrte — wenn auch Geniale — aus der Geschichte der Naturwissenschaft im Original lesen zu können. Eher compromittirt man dadurch noch den Lehrplan der Naturwissenschaften.

3. Es gilt übrigens nicht nur die alten Sprachen, sondern auch die abstracte Mathematik, die so viele Schwierigkeiten bereitet, die von den Schülern so mangelhaft und für so kurze Zeit aufgenommen wird und für die allgemeine Kenntniß moderner physikalischer Apparate, für Medicin ꝛc. ziemlich überflüssig erscheint, zu schützen.

Der wahre und einzige Bildungswerth einer reflexionsmäßig, nach Formgestaltung und syntactischem Aufbau erkannten Sprache besteht darin, das Bild eines Kunstwerkes, das Bild einer künstlerischen Organisation zu bieten. Gleichzeitig damit wird die Möglichkeit begründet, sich im Rahmen dieses Kunstwerkes in Kunstbethätigung zu üben. Diese Erkenntniß bestimmt allgemeine Methode und Zeitpunkte für die Belehrung in einer alten Sprache. Erst wenn der Sinn für die bewußte Schätzung eines Systems erwacht ist, kann eine Sprache nach ihrem Gefüge tradirt werden.

Was aber die entsprechende allgemeine Methode anlangt: es müssen zuerst alle generellen, reellen Verhältnisse, wie die zwischen Grund und Folge, Bedingungen und Effecten, die Relativität der Zeitfolgen, die subjective Stellung zu den Thatsachen, erkannt werden, und nunmehr ist darauf zu lauschen, wie die Sprache der Darstellung solcher Verhältnisse mit sprachlichen Mitteln Herr geworden ist. Die Abspiegelung der reellen Relationen in dem Material der sprachlichen Formen und der Syntax — das war das Problem, und seine Lösung ward ein Kunstwerk und ein System. Die Muttersprache ist zu geläufig, um sich in ihr bei der Betrachtung dieses Kunstwerkes aufzuhalten. Als Vergleichsmoment wird sie dienen müssen. Um jenen Bau zu begreifen, muß man ihn in zweifachen Uebersetzungen selbst wieder aufführen. Dann ist er aber für den reifen Zögling — und nur für einen solchen — eine imposante Erscheinung, ein Musterbild complicirten, vollendeten Schaffens, eine künstlerische Uebungsstätte und begründet eine allgemeine ethische Disposition, im Schönen zu gestalten. Intellectuelle Fertigkeit ist nicht auf specielle Gebiete übertragbar; aber ethische Disposition wirkt universell.

Um eine Sprache rasch sprechen zu können, muß man in sie wie Kinder eingeführt werden; sagen wir kurz nach der Bonnen- oder der Sprech-, Conversations-Methode. Die Grammatik macht zum Sprechen ängstlich, zaghaft, langsam, pedantisch! Die Grammatik als Selbstzweck ist für reife Geister Canon einer Kunst und erzeugt Richtung auf Kunst.

4. Wir werden also nie hoffen, daß unsere alten Sprachen von positivem Nutzen für Mediciner, Verwaltungsbeamte, Techniker u. A. sind — insofern sie ihre concreten, erlernten Fachregeln anzuwenden haben. Wenn wir aber wollen, daß in all' diesen Functionären das Bewußtsein walte, das ganze menschliche Getriebe sei als Kunstsystem anzusehen, es gelte, dieses zu verbessern und schön zu gestalten, es gelte aus dem Leben ein Werk zu schaffen, wenn wir wollen, daß in allen diesen Arbeitern ein Künstler stecke, dann sollen wir ihnen als Leitstern das Kunstwerk der Sprache zeigen und durch Uebung in schönen Uebertragungen einen Hang zum Gestalten des Schönen entwickeln. Durch die Sprache werde jeder für's Leben zu einem Stück Dichter in seinem Berufe.

Nicht anders die Mathematik. Sie bietet — wieder nur dem Reifen — ein System von Beziehungen innerhalb rein begrifflich fixirten, ohne jede Beimengung von Interessen existirenden Größen und Formen. Diese Idealität der Mathematik bringt sie in vollen Gegensatz zu den communen Forderungen des Lebens, in Gegensatz zum Functioniren des juristischen Scharfsinnes, der Interessen bedenkt und unter zufällige Gesetze subsumirt; bringt sie in Gegensatz zur empirischen Naturforschung, die von der deductiven Forschung materiell, methodisch und nach Beanspruchung des Talentes verschieden ist. Aber diese Idealität — wirklich, nicht scheinbar — in einen Geist eingepflanzt, macht ihn ethisch human, zieht ihn ein wenig ab vom Ordinären und Egoistischen, giebt ihm Freude an abstracter Behandlung der Erfahrung und an künstlerischer Proportion.

Also auch die Mathematik, wie die alten Sprachen, erzeugt keine überall anwendbare Verstandeskraft, keine Manipulations-Geschicklichkeit, aber ästhetischen Habitus.

5. Man glaube nicht, daß dieses Ziel einfacher durch Betrachten von Kunstwerken erreicht werde. Das wäre ganz falsch. Höchstens durch das Schaffen von Kunstwerken! Wir können unsere Mittelschulen doch nicht in Kunstschulen für Untalentirte umwandeln. Das Anblicken und Anstaunen von Kunstwerken unterhält, veredelt auch, aber es bringt über Reception und Passivität nicht hinaus. Das Schaffen innerhalb der Sprachen und der Mathematik aber macht activ und giebt Schwung und Gewohnheit im Reinen und Schönen zu produciren. Im praktischen, selbstsüchtigen Getriebe wird einer den idealen Drang zur Verbesserung und Verschönerung der Welt nicht erwerben; diesen Idealismus muß er aus weltabgewandter, künstlerischer Bethätigung in der Jugend einsaugen.

6. Und nun das Letzte und Entscheidende. Sind die alten Sprachen und die allgemeine Mathematik nicht von einem mächtigen, durchgreifenden Nutzen — dann, fort mit ihnen! Haben sie aber die Bildungskraft, die wir ihnen imputiren — dann müssen sie allen geistigen Functionären, allen, die geistige Vollbürger werden, geboten werden. Haben die Sprachen die Wunderwirkung, dann darf man künftige Techniker nicht darum bringen, dann darf man sie Niemand, der zur Höhe des Lebens strebt, vorenthalten. Dort darf es nicht Menschen erster und zweiter Güte geben. Die Trennung von Real- und Gymnasialschulen falle!

Das ist eine der Tendenzen unseres Organisationsplanes.

B. 1. Andere Resultate ergeben sich aus gewissen Principien unserer allgemeinen Didaktik.

Es muß als Maxime gelten: eine Disciplin, welcher ein Bedürfniß Seitens des Zöglings nicht entgegenkommt, ist von geringem Werthe. In jungen Kindern hat sich z. B. frühzeitig durch die Einwirkung der Umgebung ein Bedürfniß herausgebildet, die Geheimnisse, die hinter den Buchstaben stecken, herauszubekommen. Aber zum Rechnen haben nur Wenige einen Drang. Durch angenehme, ihren Neigungen entsprechende Arbeiten müssen daher neue Bedürfnisse herausgelockt werden. Wenn also Kinder beim Ausüben von Handarbeiten und Handwerk z. B. das Bedürfniß nach genauer Theilung einer Linie in gleiche Theile kennen gelernt haben, entsteht successive ein Verlangen nach Geometrie und Rechnen. Aus solchen Erwägungen entsteht die Forderung, gewisse, gerade sehr wirksame Bildungsmittel in die höheren Altersstufen zu verlegen, — zu vertagen — wo dann die Intensität, Leichtigkeit, Gründlichkeit, Freudigkeit der Aneignung

Digitized by Google

einer Disciplin für die Verzögerung ihres Erscheinens reichlich entschädigt.

2. Bei dieser Gelegenheit sei aus dem ganzen System der Didaktik unsere Grundregel angeführt: Nirgends herrsche ein absolutes Uebermitteln von Kenntnissen! Sondern: vor jeder Arbeit muß eine Sehnsucht nach Lösung eines aus dem umgebenden Leben aufgegriffenen Problems bestehen und, unter Anleitung, vom Zögling selbst gefunden werden. Die specielle Didaktik zeigt, wie dieses Princip der absoluten Heuristik und bis zu welchem Grade, in Naturgeschichte, Physik, Sprachen, sogar auch in Geschichte, Religion ꝛc. angewendet werden kann.

3. Voll zu würdigen ist die Bedeutung von unter Leitung vorzunehmenden Excursionen, Anlegung von Collectaneen, Beobachtung mittelst Instrumenten, Cultiviren von Pflanzen (aber nicht aus Erwerbszwecken), Bildungsmitteln, die, schon auf den frühesten Altersstufen anwendbar, für sich allein den Geist zu einer gewissen Reife bringen können.

Ueber Ermüdung und Leibesübung dringen richtige Anschauungen immer mehr durch.

Es wird principiell auch die gegenwärtig uns beherrschende Vorstellung einer Schule mit stundenlang sitzenden Kindern — besonders einer solchen Volksschule — auszurotten sein.

Wie schon an einem anderen Orte, sei auch hier nochmals empfohlen, daß der Lehrer schwierigere Partien nicht der ganzen Classe collectiv erkläre, sondern zum Zwecke der Orientirung nur einige Zöglinge um sich versammle, um ihnen so die natürlichen, unschätzbaren didaktischen Vortheile zukommen zu lassen, die jeder Privatschüler genießt.

4. In Kürze seien solche Schulgegenstände erwähnt, die in unserem Lehrplane zu fehlen haben oder auf ein Minimum reducirt sein sollen. Psychologie giebt es zur Zeit als anerkannte Wissenschaft nicht; einzelne nicht allgemein anerkannte Ansichten sollen kein Lehrstoff sein. Eingehende Selbstbeobachtung ist gar keine allgemein erwünschte Fähigkeit und von jungen Leuten gar nicht correct ausführbar. Näheres Eingehen auf alle bezüglichen Fragen ist hier unmöglich.

Von der „Literaturgeschichte", von den unbegriffenen Urtheilen über Schönheit unbekannt bleibender Werke und Stilarten, wollen wir schweigen. Vom „Aufsatze" muß man sich befreien. Dieses Territorium der Unwissenheit, Lüge, Copirung, Phrase ist zu verlassen. Es giebt kein Thema, nicht „Frühling", nicht „Des Lebens Mai blüht einmal...", nicht die „Kreuzzüge", nicht „Wissen ist Macht" ꝛc., für das die Schüler, Embryonen von Geistern, genügendes Wissen, Erfahrung, Urtheil, Gefühl auftreiben könnten. Man darf nicht über Themen, welche entweder die Langeweile der Selbstverständlichkeit an sich tragen oder Dichter und Essayisten erfordern, unfertige Menschen zu Aeußerungen zwingen, die von jedem gereiften Menschen als Mißwachs und Plunder erkannt werden müssen.

Man betreibe Kenntniß des Wortschatzes, Synonymik, Phraseologie, die Lehre von den sprachlichen Wendungen für gegebene Realitäten.

Wir eilen zu der Lehr-Organisation. Auch alle Probleme, wie sie durch die politischen, materiellen und nationalen Verhältnisse eines Staates aufgegeben werden, bleiben hier unberücksichtigt.

C. Es werden von uns drei Stufen der Erziehungs-Organisation gedacht.

Principiell freilich müssen alle Menschen auf die gleiche, höchste erreichbare Stufe zur selbstständigen geistigen Arbeitsfähigkeit gehoben werden. Unter Zurückstellung dieser in das Bereich des Socialismus gehörenden Idee scheinen sich, mit Rücksicht auf die jetzigen Verhältnisse, drei Cultivirungs-Stufen zu ergeben. Die höchste Stufe — für Diejenigen, welche später dazu bestimmt sind, sich die schönsten und größten Geistesschätze anzueignen; die Universität und Technik beziehen könnten, um direct oder indirect diese Geistesschätze zu mehren. Die niedrigste Stufe in der Heranbildung von Geistes-Capacitäten muß für jene sorgen, welche frühzeitig in das Getriebe banausischen Lebens hinein müssen, Handwerker, Landleute werden — die treffend so genannten Volksschulen. Dann wird es ein mittleres Maß von Fähigkeiten und Kenntnissen geben, das sich Diejenigen aneignen müssen, die ihren Eintritt in praktische Berufe weiter hinausschieben können, dasjenige Maß, das für die gute Gesellschaft genügt, das die gebildeten Menschen constituirt. Diese Stufe deckt sich nicht mit der ihr gegenüber inferioren heutigen Bürgerschule. Die Absolventen der zweiten Stufe haben die Berechtigung zur abgekürzten Militärdienstzeit. An die Schule der drei allgemeinen Stufen schließen sich jeweilig specielle Fachschulen an, die hier außerhalb unserer Betrachtung bleiben.

Wir wollen die drei Stufen als die commune, urbane und humanistische bezeichnen.

Ihren Zielen entsprechend und mit Rücksicht auf körperliche und geistige Entwickelungsphasen umfaßt die erste Stufe das 7., 8., 9., 10. Lebensjahr; die zweite die folgenden sechs Lebensjahre bis zum 17.; die dritte das 17., 18., 19. Lebensjahr.

Alle näheren Begründungen der folgenden Propositionen wird der freundliche Leser auf Grund unserer Principien selbst ergänzen müssen! Wir geben hier die pädagogischen Mittel für Stufen und Lebensjahre, ohne absoluten Stoffumfang, Stundenanzahl und Lehrpläne zu bestimmen. Das erstmalige Einsetzen gewisser Disciplinen wird markirt.

Commune Stufe.

7. Lebensjahr: Handarbeit, Handwerk, Märchen.

8. Jahr: Handwerk, Pflanzen-Cultiviren, Zeichnen, Lesen, Fabeln, Bilder und Erzählungen; das was man unter Anschauungsunterricht begreift.

9. Jahr: Schreiben, Rechnen, Fortsetzung der früheren Thätigkeiten, mit Zurücktreten der praktischen Arbeiten, Naturgeschichte.

10. Jahr: Fortsetzung. Geschichte in Lebensbildern, historischen Städtebildern. Physikalische, verbreitetste Instrumente. . . . Ein wenig über Briefform.

Grammatik also gar nicht, bis auf einige heuristisch angestellte Versuche in der Orientirung über Satzbau, am Schlusse des letzten Jahres.

Spät gelehrt — leicht erlernt und Zeit gespart!

2. Stufe. Urbane Stufe.

11. und 12. Lebensjahr: Englisch nach der Bonnen-, Conversations-Methode.

13. und 14. Lebensjahr: Französisch nach der Conversations-Methode.

15. und 16. Lebensjahr: Rasche Selbstauffindung des Systems der Muttersprache, hierauf Lateinisch, Grammatikalisch. Die Formen werden auf Grund von Vorübersetzung successive vom Zögling selbst gefunden, geordnet und in wachsenden Verzeichnissen selbstständig codificirt. Doch ist ein Lehrbuch der Grammatik als Ideal dieser Thätigkeit vorhanden. Im 16. Jahre Lesen lateinischer Historiker in Uebersetzungen. Die immer, besonders auf der 3. Stufe, wachsende Privatlectüre im Allgemeinen wird durch anzulegende Excerpte und andere Mittel controlirt. Im 16. Jahre: Uebersetzen lateinischer Autoren, respective Chrestomathien. Zur Einübung der Grammatik ein Minimum von Uebersetzungen in's Lateinische.

Im 11. Jahre: Obligat Stenographie, ein durch Systematik, Präcision, Arbeitseffect, Energie und Concentration auf dieser Stufe sehr wirksames Lehrmittel.

Durch die ganze Stufe: Zeichnen, perspectivisches Zeichnen, eventuell auch Coloriren.

Durch die sechs Jahre der 2. Stufe: Geometrie ununterbrochen; daher wenige wöchentliche Stunden genügen.

Rechnen: Bis zum 15. Jahre nur Ziffernrechnen, kaufmännisches Rechnen. Erst im 15. und 16. Jahre etwas Algebra.

Digitized by Google

Die späten Eintrittszeiten ermöglichen bei relativ geringer Stundenanzahl ernsteres Verständniß.

Sonst erscheinen noch in diesen sechs Jahren: Naturgeschichte; Mineralogie, mit Ausschluß der Krystallographie, welche erst auf der dritten Stufe eintritt; Geographie, aber in natürlicher Zerfällung und im jeweiligen Anschlusse an andere Disciplinen, als Geologie, Städtebeschreibung, Industriebild ꝛc.; Waarenkunde, Experimental-Physik; Chemie des täglichen Lebens; Fabrikationen; Bilder von Kunstwerken.

Auch „Geschichte" erscheint immer noch erst in Bildern, wenn auch die historischen Perioden mehr ausfüllenden. Denn bevor man nicht wirkliches, politisches und administratives Leben versteht, ist „die Geschichte" ein unadäquates Schatten- und Scherzbild. Auf dieser Stufe das Nothwendige über die politischen Behörden.

Anleitung zur Lectüre in der Muttersprache und Privatlectüre.

Als Princip gilt: Jeder dieser Gegenstände erscheine in den sechs Jahren ununterbrochen, wenn auch in geringem Ausmaße.

Im 16. Jahre Logik in praktischer Form.

Auf der dritten humanistischen Stufe, im 17. Lebensjahre, tritt — bei Fortsetzung des Latein — das Griechische auf, spät, nach unseren methodischen Principien, aber mit der frohen Aussicht auf vollen Erfolg, ein Bild eines Kunstsystems, eine Bedingung activer künstlerischer Bethätigung in Uebersetzungen. — Man muß erst einen Stil als schlecht erkannt haben, wenn man den Homer schätzen soll. — Das Buch der Grammatik muß auf dieser Stufe, wo die frühere Heuristik nicht mehr angewendet zu werden braucht, förmlich aus dem Kopfe nachconstruirt werden können. Die Uebersetzungs-Aufgaben werden später separat, individuell vertheilt. Die Privatlectüre in großem Umfange und bei Ueberwachung.

Einiges Zeichnen. — Fortsetzung der Mathematik. Mathematische Physik, denn spät erst ist Bedürfniß nach Kenntniß quantitativ bestimmter Functionsverhältnisse vorauszusetzen. Einiges aus der theoretischen Chemie. Auf dieser Stufe erst tritt die Krystallographie auf, im Zusammenhange mit Stereometrie und perspectivischem Zeichnen. Astronomische Geographie erst jetzt. Kunstdenkmäler werden eingehender, ästhetisch gewürdigt.

Man wird genauer über politische und ökonomische Organisation unterrichtet, und jetzt kann „Geschichte" möglichst adäquat behandelt werden. Ein gegebener Zustand ist vorauszustellen und dessen Entwicklung und Entstehung zu erklären: nach dem Ziel strebende Methode.

Der Unterschied zwischen Real- und Gymnasial-Schülern wäre also gefallen. Diejenigen jungen Männer, welche an die Technik wollen, werden sich in einem Seitencurse, mit wenig Stunden in einem Jahre, spielend, wie es jetzt häufig in drei Monaten von gegenwärtigen Gymnasiasten geschieht, in ihrer zeichnerisch-geometrischen Fertigkeit ausbilden.

Wir sind hier zu Ende. Das gedrängt, andeutungsweise Gesagte soll nicht resumirt werden; nur das möchten wir nochmals einschärfen: nicht frühzeitig Gegenstände zu bieten, die bei rückstehender Reife nur Ekel, Furcht, Verbitterung, Abstumpfung erzeugen, während sie von bewegten Geistern als Bedürfniß, mit Animo aufgenommen, Culturwerthe schaffen.

Unser Plan hat natürlich mit der sogenannten Reformschule von gemeinsamen Unterbau und späterer Gabelung nichts gemein.

Möge unser Entwurf, dem mannigfaltige Erfahrung und ein volles System der Pädagogik zu Grunde liegt, der eine universelle und homogene Bildung anstrebt, einige Beachtung finden.

Wundt's Weltanschauung.

Von Eduard von Hartmann.

(Schluß.)

Mit allem, was hier über die Weltanschauung Wundt's gesagt ist, befindet sich dieser Denker durchaus auf dem richtigen Wege; gleichwohl hat sein philosophischer Standpunkt bis jetzt die Gegner nicht entwaffnen können, und das kommt vor Allem daher, weil seinem System eine unentbehrliche Vorausfolgung fehlt, die ihm erst Haltbarkeit, Festigkeit und Ueberzeugungskraft zu geben vermag, nebenbei auch daher, daß mit dem Richtigen vielfach Unhaltbares verbunden ist.

Der Wille als reines Actualitätsprincip kann erst wirkliches Wollen sein, wenn er bestimmtes, inhaltsvolles Wollen ist; da aber das bewußte Vorstellen erst aus dem Willensconflict hervorgeht, und ein unbewußtes Vorstellen als ideale, logische Determination des Wollens von Wundt verworfen wird, so ist das wirkliche Wollen unmöglich, und damit auch die Leistungsfähigkeit des isolirten Willensprincips für irgend welche Erklärungen, z. B. der Vorstellungsentstehung, aufgehoben.

Die „schöpferische Synthese" soll zu den gegebenen Erfahrungen etwas Neues, eine neue Verknüpfungsweise herzubringen, die nicht in der Erfahrung gegeben ist, also auch nicht im Bewußtsein vorbereitet lag; das ist eine für das bewußte Denken unmögliche, weil sich selbst widersprechende Aufgabe. Die zusammenzufügenden Eindrücke können wir nur auf höheren Stufen des Denkens auch als unverbundene im Bewußtsein haben und mit dem fertigen Ergebniß der Synthese vergleichen, wodurch wir den Begriff dessen, was die Synthese hinzugethan hat, gewinnen und dann wohl gar zu der Selbsttäuschung gelangen, als könnten wir die Synthese selbst unmittelbar beobachten. Wäre aber der Vorgang der schöpferischen Synthese selbst der Beobachtung zugänglich, so könnten unmöglich so viele Psychologen seine Existenz bestreiten. Bei den primitivsten Synthesen, der Entstehung der Empfindungsqualitäten und der räumlichen Anschauung, giebt auch Wundt zu, daß wir die Synthese selbst nicht beobachten können, daß sie vielmehr dem ersten gegebenen Bewußtseinsinhalt vorhergeht; wenn es aber keine vorbewußte Seelenthätigkeit geben soll, so ist eine schöpferische Synthese dieser Art unmöglich. Ebenso unmöglich sind diejenigen schöpferischen Synthesen als bewußte, die das Einheitsbewußtsein einer höheren Individualitätsstufe, und damit die psychische Individualität selbst dieser Stufe, aus den relativ unbewußten psychischen Inhalten der umspannten niederen Individualitätsstufen erst hervorbringen, wenn sie nicht als absolut unbewußte psychische Akte verlaufen können; denn sie fallen nicht mehr in das Bewußtsein der niederen Individualitätsstufen und noch nicht in das der höheren. Das Gleiche gilt für die schöpferischen Synthesen der Geschichte, in denen sich dasjenige auf höheren Individualitätsstufen offenbart, was Wundt die Gesetze der Resultanten, Relationen und Contraste nennt.

Ebensowenig wie der Vorgang der schöpferischen Synthese mit dem Bewußtsein zu belauschen ist, ebensowenig ist die Apperception oder der reine Wille in irgend welcher Erfahrung anzutreffen. Während Wundt das erstere verkennt, räumt er das letztere ein; sie sind nur als hypothetische Bedingungen für das Zustandekommen einer Erfahrung anzusehen. Die äußere Willenshandlung ist nur die Apperception einer Bewegungsvorstellung, das innere Wollen nur ein Complex gewisser Vorstellungen, Gefühle, Spannungsempfindungen u. s. w., das letzte Ergebniß der Entladung eines Affects. Allen diesen seelischen Erscheinungen mögen Willensthätigkeiten innewohnen und zu Grunde liegen; aber Wundt's Behauptung, daß wir die Willensthätigkeit selbst und nicht bloß ihren Bewußtseinsrepräsentanten in jenem Complex beobachten, ist offenbar ein Rest von nach

Digitized by Google

innen gekehrtem naiven Realismus, genau so wie die Behauptung, daß wir die verknüpfenden Synthesen selbst wahrnehmen. Entweder wird das Wollen unmittelbar percipirt, dann ist es eine Bewußtseinserscheinung und kann kein metaphysisches Princip und nicht der Grund der Bewußtseinserscheinungen sein; oder es ist letzteres, dann muß es vor und jenseits des Bewußtseins liegen und kann nicht eine Erscheinung im Bewußtsein und für das Bewußtsein sein.

Wenn es schon unmöglich ist, das eigene Wollen mit dem Bewußtsein unmittelbar wahrzunehmen, so ist es noch unmöglicher, das fremde unmittelbar zu percipiren, das auf das eigene Wollen hemmend wirkt. Wie dort ein bewußter Gefühls- und Empfindungscomplex mit der eigenen unbewußten Willensthätigkeit, die er nur für das Bewußtsein repräsentativ abspiegelt, verwechselt wird, so hier die bewußte Gefühlsreaction des eigenen Willens auf den Eingriff des fremden mit dem außerbewußten fremden Willen selbst. Wie dort der nach innen gekehrte naive Realismus zu Tage trat, so hier der nach außen gekehrte, der die eigene Gefühls- und Empfindungsreaction mit dem einwirkenden Ding an sich (oder, wie Wundt sagt: „realen Object") verwechselt. Wundt verkennt die primitivste schöpferische Synthese, die Verschmelzung des innerbewußten Vorstellungsobjects mit der transcendentalen Beziehung desselben auf das entsprechende außerbewußte Ding, welches auf die Sinne einwirkt, und er verkennt sie nur deshalb, weil sie sich als absolut unbewußte Synthese vollzieht und dem Bewußtsein nur ihr fertiges Resultat, die Verknüpfung des Vorstellungsobjectes mit dem Dinge, als eine anscheinend unauflösbare Einheit darbietet. So ist Wundt's ganzer Realismus, sowohl der nach innen wie der nach außen hin, unmöglich, weil er kein transcendentaler Realismus sein will, d. h. die Außerbewußtheit des mit den Vorstellungen eigentlich Gemeinten, Repräsentirten, leugnet, und er leugnet sie, weil er die Unbewußtheit der transcendentalen Beziehung verkennt.

Die psychische Causalität, die Wundt als ein Seitenstück der physischen behauptet, ist unter bewußtpsychischen Erscheinungen unmöglich; innerhalb dieser giebt es wohl Veränderungen und Aufeinanderfolge aber keine Causalität, da diese passiven Veränderungen ganz und gar von außerbewußten Bedingungen und Ursachen abhängig sind. Da nun Wundt unbewußte psychische Ursachen nicht anerkennt, so haben die Neumaterialisten gegen ihn ganz Recht, daß sie die materiellen Ursachen im Organismus als die einzig bestimmenden festhalten. Nur wenn es eine absolut unbewußte psychische Thätigkeit giebt, kann von einer psychischen Causalität neben der physischen die Rede sein, die nicht im Wettbewerb sondern im Zusammenwirken mit ihr die bewußtpsychischen Erscheinungen bestimmt.

Ebenso unmöglich ist die Apperception unter den Wundt'schen Voraussetzungen. Wenn sie nur eine Unterart der Association, eine associative Hervorlockung durch bestimmte herrschende Vorstellungen ist, deren Herrschaft im Bewußtsein durch lange, nicht bis zu Ende verfolgbare, frühere Associationsprocesse begründet ist, und wenn sie sich bloß auf die physische Causalität eines Apperceptionscentrums im Stirnhirn stützt, dann haben die Associationspsychologie und der Neumaterialismus ganz Recht, die Wundt'sche Apperceptionspsychologie nicht als einen Gegensatz gegen sich gelten zu lassen, sondern als eine bloße Anwendung ihrer eigensten Principien in Anspruch zu nehmen. Wenn dagegen die Apperception etwas Anderes und Höheres als die Association sein und sich der Associationen nur als eines technischen Hülfsmittels und aufgespeicherter Vorräthe bedienen soll, wenn sie vor Allem eine active Selbstthätigkeit und psychische Causalität im Gegensatz zu passiven psychischen Veränderungen und zur physischen Causalität der Hirnmechanik sein soll, dann kann sie nur eine absolut unbewußte psychische Thätigkeit sein, die der Entstehung der durch sie bewirkten Bewußtseininhalte vorhergeht.

Der eingeschränkte Rest von psychophysischem Parallelismus, den Wundt noch festhält, ist unmöglich. Die Abfolge der bewußtpsychischen Erscheinungen kann ohne Widerspruch nicht gleichzeitig durch psychische Causalität und durch functionelle Abhängigkeit vom Verlauf der physischen Causalität im Organismus eindeutig bestimmt sein. Ebenso können die Bewegungen des Leibes nicht gleichzeitig durch eine in sich geschlossene physische Causalität und durch functionelle Abhängigkeit vom Verlauf der psychischen Causalität eindeutig bestimmt sein. Auch hier muß der Neumaterialismus über Wundt den Sieg davontragen, so lange dieser sich nicht entschließt, die bewußtpsychische Causalität und die Geschlossenheit der physischen Causalität aufzugeben uud in der unbewußt psychischen Causalität das vermittelnde Bindeglied zwischen den Veränderungen der Bewußtseinsinhalte und dem Lebensproceß im Organismus anzuerkennen.

Auch die Teleologie in der Natur und Geschichte ist unmöglich, wenn nur der mit bewußter Vorstellung verknüpfte Wille Zwecke setzen und realisiren kann. Denn ein solcher Wille findet sich nach Wundt weder im Absoluten noch in den Gesammtwillen höherer Individualitätsstufen vor, die wohl einen Meinungsaustausch unter ihren Gliedern aber kein einheitliches Gesammtbewußtsein haben, also auch nicht solche bewußte Zwecke fassen können, die über den Inhalt ihrer Einzelbewußtseine hinausgehen. Sowohl die Identität von Causalität und Finalität bei der allgemeinen Zweckmäßigkeit der Naturgesetze als auch die Ueberschreitung des bewußt gesetzten Zweckes durch die psychische Causalität bei der besonderen, speciellen Zweckmäßigkeit der organischen Natur und der menschlichen Geschichte (Wundt's „Heterogonie der Zwecke") sind unmöglich, wenn nicht die höhere unbewußte Intelligenz eines umfassenderen unbewußten Willens die Naturgesetze allgemein bestimmt hat und in jedem Falle die psychische Causalität zu Zwecken hinleitet, die dem Bewußtsein der betroffenen Individuen zunächst verborgen bleiben.

Wundt erkennt richtig, daß der bewußte Gesammtgeist nur Ergebniß des Zusammenwirkens der bewußten Individualgeister ist, die ihn zusammensetzen; diesem Resultat der geistigen Entwickelung aber es ist unmöglich, die Entwickelung zu leiten, die zu ihm hinführt. Ausgangspunkt dieser Entwickelung, die ihr Ziel vorherbestimmt und allmählich erreicht, kann auch nicht die noch ungeeinte Summe der Individuen niederer Ordnung sein, sondern nur ein unbewußter Gesammtgeist, der die schöpferischen Synthesen vollzieht. Diesen aber lehnt Wundt für alle erfahrungsmäßig gegebenen Gesammtgeister ab, theils weil ein solcher unbewußt sein müßte, theils aber auch, weil er irrthümlich glaubt, daß ein solcher eine Sondersubstanz sein müßte, während doch nichts hindert, ihn wie alles Psychische als psychische Actualität ohne Sondersubstanz aufzufassen. Nur bei dem nebelhaften Zukunftsideal eines bewußten Gesammtgeistes der Welt macht er eine Ausnahme und projicirt es rückwärts in die voraufgehende wirksame Einheit eines übergeistigen absoluten Weltgrundes. Hier drückt das einzige Prädicat der Uebergeistigkeit nichts anderes als die Ueberbewußtheit aus; denn ihm auch die unbewußte Geistigkeit absprechen, hieße ihn zu einer schlechthin unbrauchbaren, weil leistungsunfähigen Hypothese herabsetzen. Grade hier ist auch der Substantialität des absoluten unbewußten Subjectes nicht zu entgehen; denn die Actualität ist letzten Endes ebenso wenig wie die Energie ohne einen Träger zu denken, und das erst aus der Actualität oder Energie entspringende Ergebniß (bewußter Gesammtgeist und Materie) kann nimmermehr dieser Träger sein.

So scheitern die richtigen Absichten Wundt's an allen Punkten seines Systems, weil ihre Verwirklichung wegen eines einzigen Vorurtheils unmöglich ist, nämlich wegen des negativen Dogmas, daß eine absolut unbewußte Geistesthätigkeit eine schlechthin unzulässige Hypothese sein. Niemals hat

Digitized by Google

Wundt den leisesten Versuch gemacht, für dieses negative Dogma auch nur den Schatten einer Begründung beizubringen, niemals es der Mühe werth erachtet, die positive Bedeutung, die die Hypothese der absolut unbewußten Geistesthätigkeit in der Geschichte der neueren Metaphysik und Psychologie seit Kant erlangt hat,*) zu verstehen und sie einer Prüfung oder Widerlegung zu würdigen. Durch dieses Steckenbleiben in einem unkritischen Vorurtheil macht er alle seine guten Anläufe zu ohnmächtigen Velleitäten. Sobald man sich dagegen von diesem negativen Dogma emancipirt und einen Versuch mit der Zugrundelegung dieser Hypothese macht, so werden alle die jetzt unhaltbaren Bestrebungen Wundt's gerechtfertigt und ihr ideeller Sieg über ihre Gegner gesichert.

Es ist nun zwar zu hoffen, daß Wundt seinem Systembau noch manchen Flügel anfügen werde; aber es ist nicht zu erwarten, daß er die in jüngeren Jahren versäumte Revision seiner Fundamente in seinem jetzigen Alter noch nachholen sollte. Das Wundt'sche System wird deshalb schwerlich eine größere Bedeutung in der Geschichte der Philosophie gewinnen als die einer Ueberleitnngsstufe von naturwissenschaftlicher Einseitigkeit zu philosophischer Vertiefung, und weil grade eine solche Ueberleitungsstufe unserer Zeit noth thut, darum ist es so zeitgemäß. Völlig genugthun kann es trotz all seiner lobenswerthen Tendenzen wegen seiner innerlichen Halbheit weder den Anhängern des Materialismus, Mechanismus, Empirismus und Sensualismus noch der idealistischen Philosophie. So wie es ist, wird es deshalb schwerlich viel Anhänger gewinnen, und die Nachwelt wird noch mehr, als schon die Mitwelt es thut, die Hauptlebensleistung Wundt's nicht in seinem philosophischen System, sondern in seiner Organisation psychophysischer Forschungen, d. h. auf dem Gebiete einer Hülfsdisciplin der Psychologie suchen.**)

Zur Naturgeschichte des Fluors.

Von Eduard Sokal.

Die Zeit ist längst vorbei, wo die Laboratorien nach einem bitteren Ausspruch von Claude Bernard die Gräber der Gelehrten waren, und wo Liebig beim Beginn seiner Studien die unheimliche Kunde erhielt, man müsse „entweder die Gesundheit oder die Chemie" wählen. Die Wissenschaft hat sich als nützlich erwiesen und ist bei den Großen der Erde hierdurch gewaltig an Ansehen gestiegen; sie hat die Ertragsfähigkeit des Bodens vermehrt, den Farbenschmuck bereichert, einzelne Krankheiten gebändigt, zu unzähligen technischen Neuerungen den Anstoß gegeben und so kam man denn — wie der geniale Kekulé mit feiner Ironie einer Deputation deutscher Farbenindustrieller zu seinem Jubiläum erwiderte — allmälig zu der Einsicht, daß nicht nur der Biene, die den Honig emsig einheimst, sondern auch der Blume, die ihn bereitet, einiges Verdienst zuzuschreiben sei. Man baut der Wissenschaft nunmehr mächtige Paläste und widmet ihr kostspielige Apparate; ihre Arbeitsstätten sind nicht mehr Mausoleen der Denker, sondern viel häufiger, da die unnachsichtliche Selbstprüfung vor der Berufswahl wegfällt, zu Mausoleen des schöpferischen Gedankens geworden. Es gehört eben mit zu den tiefen Räthseln des Geistes, daß die Kunst niemals mehr originelle Meister gezeitigt hat, als zur Zeit des Cinquecento, da Niemand bewußt nach Originalität strebte und Jedermanns heißes Bemühen war, es seinem Meister gleichzuthun, und daß der schöpferische Forschergeist in der Wissenschaft niemals mächtiger die Schwingen regte als zu einer Zeit, wo die sociale Stellung des Gelehrten höchst unscheinbar und mißlich war! Nur in wenigen vereinzelten Fällen ist die wissenschaftliche Forschung heute noch eine gefahrbringende Beschäftigung, die nicht allein Scharfsinn und Verstand, sondern auch Geistesgegenwart und persönlichen Muth erfordert. In dem herrlichen Palais des Dynamitkönigs Nobel zu Paris hatte auch ein kleines Laboratorium Platz gefunden, worin Nobel seine Untersuchungen anzustellen pflegte und wo ein unvorsichtiges Anstoßen allen Einwohnern das Leben kosten konnte. Bekannt ist auch die Schilderung, die Robert Koch von seinen Tuberculinuntersuchungen entworfen hat: „er habe bei der Handhabung der zu Staub zerriebenen ungezählten Bacterienleiber, die in's Freie hinausgelangt, eine furchtbare Epidemie hervorrufen mußten, ganz die Empfindung gehabt, als arbeitete er mit explosiven Substanzen". Ein nicht minder gefährliches Arbeitsgebiet ist endlich die Naturgeschichte des Elementes Fluor, die der französische Forscher H. Moissan in seinem soeben erschienenen Werke u. d. T.: „Das Fluor und seine Verbindungen" (deutsch von Th. Zettel, Berlin, Verlag Krayn 1900) ihrer wissenschaftlichen Vollendung zugeführt hat.

Die Vorgänger Moissan's wissen uns davon zu erzählen. Humphry Davy versuchte aus Fluorwasserstoffsäure auf elektrischem Wege Fluor darzustellen, aber in kurzer Zeit war die ganze Säure verdampft und der Aufenthalt im Laboratorium wurde zur Unmöglichkeit. In Folge des Einathmens der Dämpfe von Fluorwasserstoffsäure erkrankte Davy sogar sehr schwer; er giebt den Chemikern den Rath, sehr vorsichtig zu sein, um die Einwirkung der Säure auf Haut- und Athmungsorgane hintanzuhalten. Ebenso wie Davy hatten auch die Brüder Knox, die nach ihm das Studium der Fluorverbindungen aufnahmen, viel von der Einwirkung der Flußsäure auf die Athmungsorgane zu leiden. Der eine von ihnen berichtet sogar, er sei genöthigt gewesen, drei Jahre in Neapel zuzubringen, um sich von den Folgewirkungen seiner Versuche zu erholen und sei trotzdem noch ziemlich leidend zurückgekehrt. Der berühmte französische Chemiker Couyet, an dessen Arbeiten Moissan unmittelbar anknüpft, ließ sich vom Forschungseifer hinreißen, versäumte es, genügende Vorsicht gegenüber der ätzenden Wirkung der Flußsäuredämpfe anzuwenden und bezahlte seine Hingebung an die Wissenschaft mit dem Leben.

Moissan gelang es durch seine meisterhafte und kühne Versuchstechnik, all' dieser Schwierigkeiten Herr zu werden. Das Merkwürdige und Auszeichnende an den Moissan'schen Arbeiten ist eben, daß an ihnen Alles urwüchsiger Eigenbau ist: von den Hülfsmitteln bis zu den Ergebnissen der Untersuchung. In der elektrochemischen Section der letzten internationalen Chemikercongresse in Wien und Paris hat Moissan Körper vorgezeigt, die beinahe Unikate sind, d. h. bis jetzt nur in sehr beschränktem Ausmaße mittelst seiner eigenartigen Methoden dargestellt werden konnten. In seinem „elektrischen Ofen", der die höchsten bis jetzt erreichbaren Temperaturen aufweist und gewissermaßen die gewaltigen Elementareinflüsse früherer Naturepochen reconstruirt, hat er bekanntlich zuerst das Calciumcarbid dargestellt und durch Abkühlung einer Eisenschmelze aus eingestreuten Kohlepartikelchen jene „künstlichen Diamanten"krystalle gewonnen, die so manches Frauen- und Juwelierherz in banger Hoffnung oder Furcht erzittern ließen. Eine eigenartige, überraschende Phantasie, welche die verborgenen Eigenschaften und Wirkungen der Elemente unter völlig neuen und ungewohnten Verhältnissen erräth, zeigt sich in allen Arbeiten Moissan's. So ist es ihm denn auch

*) Vgl. hierüber die im II. Bd. meiner „Geschichte der Metaphysik und in meiner „Modernen Psychologie" gelieferten ausführlichen Nachweise (siehe die alphabetischen Sachregister unter „Unbewußtes").

**) Vgl. über Wundt im Allgemeinen meine „Geschichte der Metaphysik" Bd. II. S. 537—550; über seine Psychologie meine „Moderne Psychologie" S. 26, 92—94, 138—142, 214—219, 297—299, 339—344 und „Phil. des Unbewußten" 7—10 Aufl. Bd. I. S. 363—429; über seine Ethik meine „Krit. Wanderungen durch die Phil. der Gegenwart" S. 76—104; über sein „System der Philosophie" die „Preuß. Jahrbücher" Bd. 66 S. 1—31, 123—152.

Digitized by Google

gelungen, durch eine seiner sonstigen Arbeitsweise gerade entgegengesetzte Versuchstechnik, nämlich durch Anwendung sehr niedriger Temperaturen, die außerordentliche chemische Energie des Fluors einzudämmen und es in freiem Zustande darzustellen. Für den Chemiker klingt der nüchterne Moissan'sche Bericht über die Reindarstellung des Fluors auf elektrolytischem Wege in einem kupfernen Rohre (bei den bisherigen Darstellungsversuchen konnten selbst die enorm kostspieligen Platinapparate nicht Stand halten) ebenso wunderbar, als würde man uns ein sicheres Verfahren angeben, um reißende Thiere durch milde Ansprache zu bändigen und zu zähmen. Sollte auch für das Fluor, was gar nicht unmöglich ist, eine ausgedehnte praktische Verwendung gefunden und es auf diese Weise völlig gezähmt werden, so ist durch die Moissan'schen Untersuchungen bereits der Ausgangspunkt für eine fabrikmäßige Darstellung in großem Maßstabe gewonnen.

Das Gleichniß von dem „reißenden Raubthiere" findet seine Begründung und Berechtigung darin, daß das Fluor „von allen bisher bekannt gewordenen Elementen dasjenige ist, welches die größte chemische Affinität besitzt" (Moissan). Unter allen bekannten Elementen giebt es kein einziges, welches so energische Reactionen bewirkt. Die Reactionen, die das Fluor bei der Einwirkung auf wasserstoffhaltige organische Verbindungen zeigt, sind so heftig, daß keine Zwischenproducte entstehen und daß man zumeist sofort die Erdproducte erhält, nämlich Fluorwasserstoffsäure und Fluorkohlenstoffverbindungen. Fluor verbindet sich direct mit Wasserstoff und Kohlenstoff ohne Zuhülfenahme einer fremden Energie (d. i. ohne vorhergehende Erwärmung), was weder bei Sauerstoff noch bei Chlor der Fall ist. Seine Verbindungswärme mit Wasserstoff ist größer als die aller anderen Elemente. Um noch einen letzten Beweis für seine außerordentliche Energie anzuführen, genügt es darauf hinzuweisen, daß Fluor Wasser bei gewöhnlicher Temperatur zersetzt. Nach der Gesammtheit seiner physikalischen und chemischen Erscheinungen steht also das Fluor deutlich an der Spitze der natürlichen Gruppe: Fluor, Chlor, Brom, Jod. Dies sind die Eigenschaften dieses „Radicals der Fluoride", wie es von Ampère und Sir Humphry Davy richtig vermuthet worden war, und welches die Chemie gegenwärtig zu ihren Elementen zählen kann; in ganz knappen Umrissen stellt die obige Schilderung die Naturgeschichte des Fluors dar.

Naturgeschichte des Fluors! Liegt nicht in dem Ausdruck „Naturgeschichte" eines Elementes der geheime Verzicht, die Chemie zu einer exacten Wissenschaft auszugestalten, und wird sie nicht durch diese sonderbare Wendung den schlechthin beschreibenden Wissenschaften, als: Botanik, Zoologie, Mineralogie u. s. w. zur Seite gestellt? Es ist nicht unsere Absicht, hier einen Abgrund erkenntnißtheoretischer Zweifel aufzuweisen, der kaum leicht überbrückt werden könnte, und auf die Erörterung der Frage einzugehen, ob die sogen. exacten Wissenschaften nicht bloß an Stelle der anschaulichen Beschreibung eine begriffliche Beschreibung setzen. Der Leser, der sich für diese Probleme interessirt, findet in den Werken des genialen Physikers Mach treffliche Belehrung. Es ist aber in hohem Grade interessant zu hören, wie Moissan vom Standpunkte des schöpferisch thätigen Forschers zu diesen Fragen Stellung nimmt, und wie auch der wissenschaftliche Geist zuweilen dem lahmen Klepper der nüchternen Phantasie die Sporen in die Weichen bohrt. Um die „Individualität der Welt" zu erfassen, reichen eben rein begriffliche Beschreibungen nach Naturgesetzen u. s. w. nicht aus, da der Kosmos bei denselben Gesetzen sehr wohl ein ganz anderes Aussehen haben könnte; es muß noch die Kenntniß der thatsächlich vorhandenen Naturerscheinungen hinzutreten. Wir überlassen demnach Moissan das Wort für seine Darlegung, wie er sich die chemischen Erscheinungen, Elemente und Eigenschaften als Ergebnisse einer epochenlangen kosmischen Entwicklung entstanden denkt:

„Es gereichte den Chemikern unseres Zeitalters nicht gerade zur Ehre, das Fluor, diesen wichtigen mineralbildenden Körper, nicht in freiem Zustande zu kennen. Man wird bald erstaunt darüber sein, daß zu seiner Abscheidung in freiem Zustande so viel Zeit und Mühe erforderlich gewesen ist.

Die große Entdeckung, die heut zu Tage gemacht werden sollte, würde übrigens nicht darin bestehen, die Zahl unserer Elemente um eines zu vermehren, sondern sie im Gegentheile zu verringern, indem man einen systematischen Uebergang von einem Elemente zum anderen finden würde.

Ob die verschiedenen Elemente alle von einer einzigen Ursubstanz herstammen, ist heute noch ziemlich gleichgiltig. Der Kern der Sache wäre, die Elemente derselben natürlichen Gruppe in einander überführen zu können, wie wir es jetzt bei den allotropen Modificationen eines und desselben Elementes (z. B. rother und gelber Phosphor u. s. w.) im Stande sind.

Unsere einfachen Körper sind aufzufassen als Producte astronomischer Phänomene, bei welchen die Sonne und ihre Planeten entstanden sind. An der Oberfläche der Erde finden wir nur eine gewisse Zahl dieser Elemente, die den geologischen Bedingungen entsprechen, welche bei der Entstehung der Erde maßgebend gewesen sind. Es giebt aber keinen Beweis dafür, daß das Innere unseres Planeten und der Sonne nicht noch unbekannte Elemente, Polymere der ersteren, enthält, welche unter gewissen Bedingungen von Temperatur und Druck entstanden wären; Elemente, die sich unserer Beurtheilung gegenwärtig noch entziehen.

Wir brauchen uns nur daran zu erinnern, daß wir bei der Analyse des Sonnenspectrums eine sehr große Anzahl Streifen finden, von welchen ungefähr der dritte Theil bei den an der Oberfläche der Erde vorkommenden Elementen nicht wiedergefunden werden konnte.

Eine sehr hohe Temperatur liefert nicht immer den einfachsten Körper; man darf nicht vergessen, daß Ozon nicht nur in der Kälte, sondern auch bei einer Temperatur von 800° entsteht und nur bei dieser Temperatur unbegrenzte Zeit in ständigem Gleichgewichtszustand mit Sauerstoff bestehen bleiben kann.

Unsere Kenntnisse auf diesem Gebiete sind noch nicht sehr ausgedehnt. Wenn wir nämlich auch heut zu Tage im Stande sind, sehr hohe Temperaturen zu erzeugen, so können wir sie doch weder messen noch uns unter verschiedenen Verhältnissen zu Nutze machen, da uns das nothwendige Material für solche Experimente fehlt.

Im elektrischen Ofen geht Graphit, der feuerbeständigste Körper, den wir kennen, in gasförmigen Zustand über; wir können ihn jedoch nicht als Gas handhaben, ja nicht einmal auffangen.

Andererseits spielt auch der hohe Druck bei chemischen Verbindungen eine wichtige Rolle, die im Besonderen noch sehr wenig untersucht ist. Wir sind eben noch nicht Herren über diesen Druck. Sobald 10000 Atmosphären erreicht sind, ist die Elastizitätsgrenze von Stahl überschritten, und dieser zerfällt in Staub. Wir besitzen keinen hinreichend widerstandsfähigen Körper, um unsere Versuche weiter ausdehnen zu können. — Uebrigens sind auch schon vor diesem uns außerordentlich scheinenden, äußersten Drucke die Experimente mit den größten Schwierigkeiten verbunden.

Was ist jedoch ein solcher Druck im Vergleich zu den Größen, die bei geologischen und astronomischen Erscheinungen auftreten können!

Bei diesen Polymerisations- oder Verbindungsvorgängen haben endlich jedenfalls auch elektrische Phänomene mitgewirkt. Auch hier drängt uns der Vergleich zwischen den im Laboratorium zu Gebote stehenden Größen und den Kräften, die wir bei den Naturerscheinungen vorfinden, die Ueberzeugung auf, daß unsere Versuche nur ein kleiner schüchterner Anfang sind.

Digitized by Google

Große Probleme sind noch zu lösen. Und diese anorganische Chemie, die man erschöpft glaubte, ist erst im Aufgehen!"

Moissan schließt seinen speculativen Gedankenausflug mit folgendem liebenswürdig-bescheidenen Ausspruch: „Doch genug hiervon, denn, wie Dumas seiner Zeit bemerkt hat, ist man bei einem derartig heiklen Thema stets in Gefahr, zu viel zu sagen, wie wenig man auch sagen mag."

Literatur und Kunst.

Gesangsstudien einst und jetzt.

Von Hedwig von Friedlaender-Abel.

„Ach ja!" seufzte mein Freund, der berühmte Gesangsprofessor, und warf die bäumende Stirnlocke zurück, die ihm wie Urvater Wotan in der Götterdämmerung, tief auf das rechte Auge herabfiel. Wir saßen in seinem prächtigen Musik- und Bibliothekszimmer, mit dem großen Rundfenster, er bereit zu sprechen, ich bereit zu hören. „Ach ja!" begann er abermals. „Wollen Sie es mir glauben, daß man früher besser gesungen hat, als heut zu Tage. So vor vierzig, fünfzig Jahren, und sogar noch zu meiner Zeit, vor dreißig Jahren. Die Welt war damals noch Rossinisch-Bellinisch-Donizettisch geimpft, und eine brillante Coloratursängerin kostete mindestens so viel, wie heut zu Tage ein erstklassiges Rennpferd. Tamburini, Rubini, Lablache gingen noch leibhaftig um als die incarnirte große Tradition und für die Grassini, Frezzolini ꝛc. zerriß man sich nachdrücklich. Auch spannte man den dreigestrichenen Primadonnen die Pferde aus, was allerdings in unserer automobilistischen Zeit kaum noch der Sembrich oder Melba passiren dürfte. Auf die höchste Lage der Carlotta Patti wurde sogar gewettet. Ich wettete damals natürlich auch mit, einmal sogar auf ein hohes ges gegen das hohe g des berüchtigten Wohllebemannes Baron X. Nun, wir verloren Beide, denn die Patti sang das a. Und nicht etwa im Anlauf, sondern frei eingesetzt, mit ihrem zarten Bruststimmchen, das nicht stärker klang, als die Kopfstimme eines dramatischen Soprans. Ich höre dieses a noch immer. Es sitzt fest in meinem Gehörnerv, der ein solches akustisches Erlebniß nicht vergißt. So wenig, wie jenes hohe b Adelina Patti's, das den Triller zu Beginn des Schmuckwalzers im „Faust" eröffnet. Besagtes b hat Adelina nämlich nach einer viertelstündigen Ovation, die ihr der Schmuckwalzer im Wiener Hofoperntheater eingetragen, ganz frei angeschlagen. Als das Orchester nach einigen Tacten einfiel, stimmte es vollkommen. Das nennt man doch noch Intonation, heh? Aber auch die Carlotta war ein phänomenales Phänomen. So eines aus dem Reiche der Unerklärlichkeiten. Sie gab Alles so mühelos, scheinbar ohne jeden mechanischen Behelf, instinctiv und unbekümmert, wie der Vogel in der Luft. Dabei war sie aber doch mehr als ein bloßer Coloraturautomat. Sie war eine geborene Sängerin, mit einer ererbten Fähigkeit, die vocalsten Dinge mit Leichtigkeit zu bewältigen. Ja, die Italiener haben es verstanden, Singvögel zu züchten. Aus einem sehr positiven dunklen Drange heraus paßten sich bei ihnen immer die geeigneten vocalen Factoren zusammen. Der Tenor hielt sich an den Sopran, der Baß verliebte sich in den Alt. Nur ausnahmsweise gab es Kreuzungen zwischen hohen und tiefen Lagen. Das Resultat waren seltene Mezzosopran- oder Baritonstimmen. Darin liegt doch System, Folgerichtigkeit. So erhält man seine Art.

Nun, der alte Patti, der Salvatore, der hat das schon gewußt, als er noch ein junger Patti war. Sonst hätte er nicht die berühmte Wittwe Barilli, die auf ihren italienischen Kunstreisen mit ihrem ersten Gatten sogar die Grisi eifersüchtig machte, geheirathet. Denn eine Andere hätte ihn wohl schwerlich zum Vater einer berühmten Singvogelschar gemacht. Da waren vor Allem die drei Töchter, Amalia, Adelina, Carlotta: Mezzo-, hoher und höchster Sopran. Dann Carlo Patti, ein hoffnungsvoller Zeisig von Tenor. Und schließlich ein junger Barilli aus erster mütterlicher Ehe, der auch Adelina den ersten systematischen Unterricht gab. Im Uebrigen hat freilich der gute Salvatore das Pulver keineswegs erfunden. Er war so der echte italienische Commediante, ein Gemisch von Betbruder und Lotterieschwester, Alles zusammen im Tenorschlüssel notirt. Dabei hatte er immer so etwas Patriarchalisches, um nicht zu sagen: Adamitisches, natürlich mit Costüm. Seine Eva war auch zugleich ein wenig Schlange. Und wilde Katze, namentlich zu Hause. Oh, sie hatte Zähne und Krallen, die gute Mama Barilli. Und das Blut wallte ihr manchmal über wie siedendes Wasser. Und dann, ja dann warf man eben die kleine Carlotta vom Tisch auf den Boden, daß sie zeitlebens hinkte oder beschenkte den braven Salvatore mit einer dicken und einer mageren Backe. Nichts desto weniger war die ganze Familie hochgeachtet in der Welt, in der man singt. Nicht wegen ihres Reichthums, denn sie waren so arm wie die Kirchenmäuse, und Salvatore hat niemals andere als Athemökonomien gemacht. Dafür behauptete er vom ältesten vocalen Adel zu sein. Er leitete seinen Stammbaum auf keinen Geringeren zurück, als auf den großen Virgilio Mazzocchi, Papst Urban's VIII. genialen Singmeister. Ein gelehrter Freund der Familie, der Abbate Basso, hat ihm das Alles einmal haarklein bewiesen auf Grund von Documenten, die sich in Salvatore's Besitz befanden. Gelesen hat er sie freilich nicht, denn er las überhaupt nie Etwas, ausgenommen die Nummern der Lottocollectur. Seine Tochter Adelina hat diese antiliterarische Ader geerbt. . . . Der Abbate Basso hat übrigens bei Salvatore auch das Buch gefunden von Mazzocchi's berühmtem Schüler Giovanni Andrea Bontempi, Heinrich Schütze's Collegen an der Dresdener Capelle. Ich habe ein Exemplar davon bei einem Antiquar aufgestöbert. Ein sehr gutes Buch, ich weiß es beinahe auswendig. Besonders jene Stellen von der Methode des Mazzocchi habe ich mir sehr gut gemerkt. Das war so Einer. Unter dem preußischen Corporalkönig Friedrich Wilhelm I. wäre er gewiß Corporal geworden. Unter Urban VIII. wurde er bloß Singlehrer. Er hielt nicht schlecht Zucht und Ordnung unter seinen Stimmbändern und Kehlköpfen. Er wußte nämlich ganz genau, wie es in jeder einzelnen der ihm anvertrauten Gurgeln aussah, auch ohne den Kehlkopfspiegel, der ja damals noch nicht erfunden war. Die Stunden theilte er dabei nicht schlecht ein. Schon zum Frühstück gab es eine Stunde schwere Passagen. Eine zweite Stunde war der Uebung des Trillo gewidmet. Dieser ist nicht zu verwechseln mit unserem Triller. Das Trillo bedeutete nur ein immer schnelleres Wiederholen eines Tones auf verschiedenen Tonstufen. Eigentlich merkwürdige Bebungen auf einem Ton, worin die Sänger Unglaubliches geleistet haben sollen. Der Intonation schenkte Mazzocchi natürlich ein besonderes Augenmerk. Eine geschlagene Stunde ließ er ausschließlich Intonationsübungen machen. Und zwar in seiner Gegenwart, vor dem Spiegel, wegen der Zungen- und Mundstellung. Nachmittags gab es dann noch die Geschmacks-, Ausdrucks- und Literaturstudien. Und Schallexperimente, einfachen Contrapunkt, Composition, Clavierspiel, Verfertigung eines Psalms, einer Motette oder eines profanen Stückes, bis endlich der Abend da war. Kein Wunder, wenn die päpstlichen Capellsänger von damals auch gute Componisten und gelehrte Polyphonisten waren, wohl beschlagen in allen Künsten des einfachen und doppelten Contrapunkts, des gebundenen und ungebundenen Satzes. Sogar akustisch waren sie hochgebildet. Das Echo auf dem Monto Mario, vor der Porta angelica erinnert sich noch heute an

Digitized by Google

die Schallübungen der Mazzocchischüler. Ach, es gab ja die Töne so getreulich wieder, denn es wußte sehr gut, daß die armen Teufel daraus die Fehler ihrer Intonation entnehmen mußten. Heut zu Tage könnte man mit dem Phonographen das Nämliche erreichen."

Der Professor schwieg und starrte durch das Fenster hinaus, just in den glühenden Sonnenball hinein, der am fernsten Horizonte, zwischen polychromem Wolkengethürm versank.

„Sie sprechen von Mazzocchi in Rom," brach ich das Schweigen. „War denn nicht Florenz die eigentliche Geburtsstätte des Kunstgesanges?"

„Oh, Florenz!" rief er und wandte schnell den Kopf. In seinen geblendeten Augen funkelte es vor Erregung. „Ei freilich, freilich. Aber nicht Florenz allein. Auch Bologna und Perugia. Und Neapel, wo ja die neapolitanische Schule und der Alleſſandro Scarlatti gegründet wurden. Und Venedig, Mailand, Modena und Genua. Und abermals Rom, das Rom des großen Römers Carissimi. Denn ganz Italien war ja damals nur ein riesiges Vogelbauer, voll gepfropft mit Nachtigallen, Lerchen, Zeisigen, Kanarienvögeln, Finken, Singdrosseln und gelehrigen Staaren. Zwischen den behördlich concessionirten Gesangsschulinhabern in den neunundneunzig Residenzen aller italienischen Staaten herrschte keine geringe Concurrenz. Der Leonardo Leo oder Francesco Feo in Neapel mag nicht übel geschäumt haben, wenn sich der Pistocchi in Bologna einen recht fetten Kapaun von Castraten züchtete. Amadori und Fedi in Rom waren sicherlich fuchsteufelswild auf einen Francesco Brivio in Mailand. Porpara in Neapel war auf Francesco Peli in Modena sehr schlecht zu sprechen, und Giovanni Paita in Genua haßte gewiß den trefflichen Francesco Redi in Florenz. Letzterer übrigens nicht zu verwechseln mit dem berühmten Oenologen Francesco Redi, welcher als Leibarzt des Großherzogs Ferdinand II. von Toscana ein höchst weinfrohes Dasein führte und in den Stunden bacchischer Begeisterung selbst den Pegasus nicht übel ritt.

Doch was nützt das Alles! Von den allen großen Gesangsmeistern war der Pistocchi in Bologna doch der Größte. Größer sogar, als sein geistiger Vater Giulio Caccini in Florenz, dessen Methode in Rom nachgeahmt wurde, wenngleich er auch seinen Zeitgenossen als grimmiger Purist erschienen ist, wegen der Vorrede zu seinen „Nuove musiche", in welcher er gar grimmig losgeht auf den modernen Rouladen- und Passagenunfug, auf die „lunghi giri di voce", die an jeder Melodie hingen, wie fremdartig krauser Schnörkelaufputz. Nicht minder verpönte er das Falsett, die vermaledeiten „voci finti" und vieles Andere noch. Caccini gab auch genaue Anweisungen über die richtige Intonation, die bewußte Anwendung der Klangstärke beim An- und Abschwellen der Töne, über das Trillo und Gruppo ꝛc. Bei Pistocchi gewannen diese dann goldenen Regeln Leben und Gestalt. Er hatte nämlich das Genie der Anwendung und des Nachwirkens, man spürte ihn noch in den spätesten Methoden. Bei Garcia und Lamperti ging er sogar noch leibhaftig um. Oh, er muß ein großartiger Lehrer gewesen sein. Seine Schüler wurden sämmtlich Meister. Bernacchi, Carlo Carlani, Giambattisto Minelli, Pio Fabri waren weltberühmt. Und Bartolomeo von Faenza und der berühmte Sopranist Pasi, um den sich ganz Europa raufte ꝛc. ꝛc. Pistocchi unterrichtete nämlich jeden Schüler nach der Methode, die dieser brauchte. Er besaß den unfehlbaren Instinct für das Persönliche jeder Stimme und ging diesem nach mit der gestachelten Leidenschaft des spürenden Jagdhundes. Oft spürte er aus dem scheinbar Unindividuellen eine höchst individuelle Stimme heraus, deren Ausbildung er sich dann ganz besonders angelegen sein ließ. So haben es ja auch die alten Geigenbauer verstanden, ihr werthvolles Material zu finden und sich aus vermorschten Gondeln die besten Geigen zu schnitzen. Pistocchi's ganze Aufmerksamkeit galt der edlen Tonbildung, die dann den großen Gesangsstil zeitigte. Der Meister des Tonbildens war vielleicht Bernacchi, der auch die Lehrbefähigung seines Lehrers Pistocchi erbte. Lange Zeit stützte Bernacchi Händel und seine Nationaloper in London. Er hatte einen so gediegenen Geschmack, daß ihm alle Coloratur- und Bravourausschweifungen seiner Zeit Nichts anhaben konnten. Immer blieb er edel, einfach, gediegen. Diese Besinnung inmitten der melismatischen Besinnungslosigkeiten hatten auch einige Schüler Bernacchi's, u. A. Giovanni Tedeschi, Amadori, Guarducci, auch der große deutsche Tenorist Raaf, für den Mozart seinen Idomeneus schrieb. Im weiteren Sinne sind ja auch die Castraten Senesino, Carestini und Farinelli Schüler des Bernacchi, obgleich sie schon starke Zugeständnisse an den Zeitgeschmack machten. Bernacchi und seine Schule hat aber doch gesiegt in London, gegen den großen Rivalen Buononcini, den Director der italienischen Oper. Das war ein athemloses Um-die-Wette-Brilliren zwischen Haymarket und italienischer Oper, wie es die Welt nicht wieder gesehen. Nicht einmal in Paris, beim Streit der Gluckisten und Piccinisten. Der englische Hof und das Londoner Publicum spielten leidenschaftlich mit in dem unsterblichen Satyrspiel, das als Titel bloß zwei große Namen trug: Faustina Bordoni und Francesca Cuzzoni. Als Sängerin war die Bordoni wahrscheinlich bedeutender, obgleich die schöne Teufelin Cuzzoni, der „Engel", „die goldene Leyer" und wie ihre verzückten Bewunderer sie sonst noch nannten, die breite Menge für sich hatte. Der hitzigste der Londoner Cuzzonisten, der Sohn des Herzogs von Orleans, mußte aber doch vor dem tollköpfigen jungen Herzog von Bedford die Segel streichen, als ihn dieser mit der Degenspitze gar zu unsanft kitzelte. Darin weht doch der Athem einer gewaltigen Narrheit, die nur noch Besessenheit zu werden brauchte, um die Welt wieder für einige Zeit umzugestalten . . .

Doch ich wollte ja von der Bordoni sprechen, die neben der Vittoria Tesi die größte dramatische Sängerin ihrer Zeit war. Leider habe ich sie nie gehört, aus sehr begreiflichen Gründen. Aber ihr Bild habe ich wenigstens gesehen. Es hängt im Pastellzimmer der Dresdener Galleric, neben anderen kurfürstlichen Coeurdamen. Schön war Faustina nicht, aber sie besiegte die Schönsten. Ihre Züge verrathen eine innere Bedeutsamkeit, die sich auch schon in früher Jugend gezeigt haben soll. So war sie z. B. größtentheils ihr eigener Lehrer und unterrichtete sich vortrefflich nach der Bernacchi'schen Methode. Sie betrieb ihre Studien mit erstaunlichem Fleiß, obgleich sie eine wohlsituirte und gefeierte junge Dame gewesen zu sein scheint. Besonders widmete sie dem Recitativ ihre Sorgfalt. Als sie dann später in Florenz auftrat, lag ihr die gesammte goldene Jugend von Toskana zu Füßen. Man prägte sogar Denkmünzen auf sie, wie viel später auf die Giuditta Pasta. Und in Wien erhielt sie schon fünfzehntausend Gulden jährliches Gehalt, eine Unsumme für damals. Aber erst in London ging ihr Stern auf. Er hieß Händel. An ihm, an seinen Opern entfaltete sie sich zu jener glühenden Centifolie, deren Farbe und Duft berauschend auch an nüchterne Sinne griffen. In Dresden, in der Stadt der steifgeschnürten Correctheit, erregte sie Stürme, die sich sogar über die engumzirkelte Hofsphäre erstreckten. Sie umstrickte auch August den Starken, sieben Jahre lang. Dann ließ sie ihn los. Denn sie wollte nur noch Gattin sein. Und Künstlerin. Die Dresdener Hofoper lebte Jahre lang von ihrem Geist, ihrer Stimme und Kunst. Die Stimme soll ungemein stark gewesen sein. Rochlitz nennt sie den „eindringendsten, hinreißendsten Mezzosopran". An Umfang war sie für damalige Begriffe nicht hervorragend, denn sie umspannte nur die Kleinigkeit von zwei Octaven, vom ungestrichenen zum zweigestrichenen b. Das ist freilich nicht viel gegen einen Carestini, der vom d bis zum dreigestrichenen g sang, oder gegen den berühmten Castraten Carlo Broschi-

Digitized by Google

Farinelli, dessen wunderbare Sopranstimme anfänglich vom kleinen a bis zum hohen d reichte und sich später noch der Tiefe nach erweiterte. Die Bordoni übertraf dafür alle an Größe und Reinheit des Stils. Für Künsteleien und Virtuosenmätzchen war sie nie zu haben. Sie hat nicht wenig gelacht über den Wettstreit des siebzehnjährigen Farinelli mit jenem Trompeter in Rom. Und sie hat ihn wahrlich nicht beneidet, als er später nach Spanien ging, um dort zehn Jahre lang dem König jeden Abend eine Arie vorzusingen, immer die nämliche, wofür er die Kleinigkeit von 2000 Pfund Sterling jährlich bezog. Burney, der musikalische Globetrotter des achtzehnten Jahrhunderts, hat ihn noch in Bologna gesehen, in fürstlichem Luxus schwelgend, ein Seitenstück zum protzigen Caffarelli, der sich aus seinen Ersparnissen ein ganzes Herzogthum kaufte. Wenn es aber darauf ankam, konnte die Bordoni genau so glänzend sein, wie die berühmtesten Castraten. Sie konnte z. B. jeden Ton so lange aushalten, daß den Zuhörern der Athem verging. Ihre Scala war von absoluter Gleichheit und jeder Ton tadellos intonirt. Unvergleichlich war ihr Portamento, man sprach davon in ganz Dresden, meisterhaft ihre Athemtechnik, ihre Sprünge in die entlegensten Lagen von bewunderungswürdiger Sicherheit. „Alles dies," schreibt Rochlitz über sie, „hat sie sich durch unablässigen Fleiß von Kindheit angefangen, und täglich fortgesetzt, in größter Vollkommenheit zu Eigen gemacht. Alles schien in seiner Vollkommenheit ein leichtes Spiel und ließ in dem Zuhörer keine Ahnung von der ungeheueren Schwierigkeit aufkommen, die ihn in dem schönen Genusse gestört hätte."

Vieles von der Art der Bordoni und den großen Linien ihrer Kunst findet man noch in dem Gesang der berühmten Mara. Auch diese besaß jenen Fleiß, der eigentlich Genie ist. Jene kostbare Gabe, den dornigen Weg zu einem fernleuchtenden hohen Ziel zurückzulegen, unentwegt und unverrückt wie im Traumwandel. Der Fleiß der Bordoni stellt sich uns dar als eine königliche Beharrlichkeit. Er hat beinahe etwas Hochpolitisches und Diplomatisches. Bei der bürgerlicher gearteten Mara wird er zum begeisterten Eigensinn, der auch die kleinen Umschweife nicht scheut. Schon bei ihrem ersten Lehrer Paradisi, in ihrem zehnten Lebensjahre zeigt sich das. Das Kind kann da an langweiligen Solfeggien und Vocalisen gar nicht genug haben. Später in Leipzig, beim alten Johann Adam Hiller, hat sie einen förmlichen Fleißrausch. Früh Morgens nimmt sie große Portionen Scalen zu sich, durch den vollen Umfang ihrer umfangreichen Prachtstimme, die vom ungestrichenen g bis zum hohen e reichte. Die Stimme der nachgeborenen Catalani war bei Weitem nicht so groß. Wie denn diese große Vergötterte nur eine mittelmäßige Sängerin gewesen sein soll, mit allen möglichen Mängeln der Tonbildung und Bravour, was auch Heinrich Marschner und Spohr bestätigen. Die schöne Catalani hatte eben nicht die Selbstzucht der nichtschönen Mara, die täglich fünf bis sechs Stunden übte, nur um eine möglichst instrumentale Fertigkeit zu erlangen. Einige Zeit war es ihr Traum, der Geige und Flöte an souveräner Geläufigkeit gleich zu kommen. So übte sie gewisse schwierige Geigen- und Flötenpassagen, bis sie ihr tadellos gelangen. Dabei war sie aber auch eine vollendete Musikerin. Sie sprach die Worte und Vocale musterhaft aus, spielte so gut Clavier, daß sie sich begleiten konnte, und war in der Theorie, namentlich im Generalbaß, bewandert wie ein Cantor. Merkt man da nicht den dünnen Goldfaden, der sich sachte durch die Jahrhunderte fortspinnt, von Mazzocchi in Rom zu Adam Hiller in Leipzig? Und weiter von Hiller zu den beiden Garcia in Paris? Und zu Lamperti in Mailand. Und zu Duprez, Maurice Strakosch, Julius Stockhausen, bis zu Mathilde Marchesi, der letzten großen Lehrerin aus der großen Belcantoschule. Namentlich Manuel Garcia der Jüngere war ein großer Zauberer im alten Bernacchischen Stil. Er schenkte z. B. der Jenny Lind eine neue Stimme, da sie die alte verloren hatte, auf einer anstrengenden Concertreise in Schweden, die sie unternahm, um Geld für den theuren Unterricht bei Garcia zu erwerben. Als sie ihm dann vorsingen sollte, brachte sie keinen rechten Ton heraus. „Mademoiselle, vous n'avez plus de voix," sagte der berühmte Lehrer. Das war furchtbar, aber Garcia versprach der Vernichteten zu helfen. Die kranke Nachtigall durfte vor Allem sechs Wochen lang weder sprechen noch singen. Das war langweilig, aber sie lernte wenigstens inzwischen die Pariser Luft athmen und die Pariser Sprache sprechen. Dann genas die Stimme langsam, bei systematischem Unterricht. Täglich mußte Jenny sorgfältig Scalen und Triller üben, den Athem eintheilen, den Ton kunstgerecht bilden lernen. Sie war früher die reine Naturalistin gewesen, allerdings eine sehr talentvolle, doch gestand sie, erst bei Garcia eine Idee von der richtigen Stimmbildung erhalten zu haben. Nicht besser ging es der Giuditta Pasta, die durch fehlerhafte Methoden zu keinem rechten Aufschwung kommen konnte. Erst bei Scappa in Italien fand sich der richtige Schlüssel für diese merkwürdige Stimme. Ueberall erweist sich der Lehrer, seine Art zu bilden als bestimmender Factor in der Laufbahn der Sänger und Sängerinnen. So hatte die Alboni das große Glück, bei einer berühmten Verwandten der berühmten Luisa Bertolotti ihre vocalen Kinderschuhe auszutreten. Später übernahm sie dann noch Rossini zur letzten Ausbildung. Die Schwestern Grisi waren gleichfalls vom Glück begünstigt, denn sie wuchsen unter den Augen Giacomelli's und der Pasta auf. Auch die Borghi-Mamo war eine Schülerin der Pasta. Caroline Ungher, die Freundin Lenau's, erhielt ihre Ausbildung durch Ranconi in Mailand, die Schröder-Devrient lernte bei Mazatti in Wien und dem alten Mikisch in Dresden. Die glänzenden Gestirne der Rossini'schen Epoche waren sämmtlich von berühmten Lehrern sorgfältig gebildet. Der berühmte Mario heirathete sogar die Giulia Grisi, vermuthlich, um auch zu Hause gesunde vocale Luft zu athmen. Die Albani ist eine Schülerin von Duprez und Lamperti, die Artôt, Bianchi und Schröder-Hanfstängel sind Schülerinnen der Viardot-Garcia, die Sembrich genoß die Unterweisung Lamperti's, die Melba und Calvé wurden von der Marchesi ausgebildet. Adelina Patti wurde bekanntlich von frühester Jugend von ihrem Stiefbruder Barilli und später von ihrem Schwager Maurice Strakosch streng und systematisch unterwiesen. Hingegen sang die Malibran so lange schlecht und ungenau, bis ihr Vater Garcia selbst den Unterricht in die Hand nahm.

„Und wie steht es denn heut zu Tage mit dem Gesangsunterricht?" fragte ich schüchtern.

„O heute," rief er, und seine Augen funkelten höhnisch, „heute ist Alles ganz anders. Die singende Welt steht auf dem Kopf. Wir haben zwar zahlreiche Conservatorien, in denen auch Gesang gelehrt werden soll. Wenigstens steht es in den Statuten. Ich glaube aber nicht, daß so etwas ernstlich geschieht. Wie denn auch? Die Conservatorien sind ja die Cadettenschulen der Theater. Da werden jährlich so und so viel Hundert ausgemustert für die Armee. Das heißt für die zahllosen Opernbühnen, die immer frisches Stimmmaterial brauchen, denn der mörderische Dienst bringt die Stimmen sehr schnell um. Namentlich an den Hofopernbühnen, an die sich dennoch Alles drängt. Nur Wenige kommen an die verschiedenen Provinzbühnen, denn die wollen ja auch leben. Deßgleichen der Theateragent und der Herr Professor selber, sonst würde er sich schwerlich die Mühe nehmen, diese Provinzbühnenaspiranten sorgfältiger als die Anderen vorzubereiten. Denn man mag es glauben oder nicht: an den kleineren Opernbühnen herrscht noch die Unsitte, daß die engagierten Mitglieder auch singen können müssen. So ist Herr Professor X. gezwungen, seine Schüler in zwei Kategorien zu trennen, was ihm sehr viel Zeit kostet. Und Zeit ist ja Geld. Hie Großstadt, hie Provinz. Seine provinzielle Garde

Digitized by Google

hat mich immer lebhaft interessirt. Was irgendwie musikalisch begabt ist, wird da untergebracht. Die Aermsten wissen nicht, daß sie niemals auf einen bescheidenen grünen Zweig kommen können, und üben Jahre lang gewissenhaft ihre Vocalchen, Solfeggien, Triller u. s. w. Sie wissen auch einen Ton regelrecht zu bilden und intonieren ganz rein. Nach vieljährigem Studium beginnt dann der große Schub. Das war einmal ein entzückender Sopran, der alle Arien der Königin der Nacht in der authentischen Schwindelhöhe sang. Er wurde in ein oberungarisches Nest verhandelt. Ein Alt von unglaublicher Tiefe und Sonorität, eine geborene Fides, Amneris, Azuzena, ein Nonplusultra Adriano, Orsini und Romeo, ging mit einer höheren Schmiere nach Neu-Californien. Ein prachtvoller Baß- und Baritonbuffo, ein zweiter Everardi, kam in die gute Stadt Pilsen zu Bier und Cavallerie. Er konnte nicht einmal auf einer größeren italienischen Opernbühne unterkommen. Das ist dort schon vieux jeu, seit sie Wagner singen. Oder Leoncavallo, Tasca, Franchetti, Giordano, Puccini, was ja ungefähr das Nämliche ist. Mein Buffo singt in Pilsen, aus purer schlechter Gewohnheit, täglich seine Skalen ꝛc., doch hofft er für seine alten Tage auf eine Anstellung als Souffleur an einem großen Hofoperntheater. Er hat thatsächlich eine so gute Methode, wie sie Professor N., sein Lehrer, niemals gehabt. Vielleicht hat er am Ende die geharnischte Vorrede in Caccini's „Nuove musiche" studirt? Oder Pietro Francesco Tosi „Opinioni de cantori antichi e moderni", wenn nicht gar Pietro della Valle's „Discorso della musica dell' eta nostra" und Giambattista Mancini's „Pensieri e riflessioni pratiche sopra il Canto figurato". Hoffentlich nicht auch Vincenzo Galilei's „Dialogo della musica antica e moderna", denn Galilei war ein großer Reactionär, ein erbitterter Grieche, der sogar gegen seinen genialen Lehrer Zarlino zu Felde zog. Das Merkwürdigste an meinem Buffo war aber sein Athem. Der war so lang, wie der Baldassare Ferri's aus Perugia, welcher chromatische Trillerketten über zwei Octaven auf- und abwärts sang, und das in einem Athem.

Doch Sie werden auch etwas von der „anderen Schülerkategorie" unseres guten Professors erfahren wollen. Nun, für ihren Zweck sind sie ja vorzüglich ausgebildet. Ihr Wissen besteht eigentlich in einer colossalen Unwissenheit. Es wird sorglich darauf geachtet, daß sie kein musikgeschichtliches oder musiktheoretisches Buch in die Hand bekommen. Solche Lectüre könnte sie beirren und ihnen ihre moderne Sendung in einem zweifelhaften Lichte erscheinen lassen. Was Letztere betrifft, so besteht sie hauptsächlich in einem starkaccentuirten hochdramatischen Schreien, daher müssen die Opernschüler täglich ausgiebige Schreiübungen machen, mit Orchesterbegleitung. Wer am stärksten schreit, hat Aussicht auf baldiges glänzendes Engagement. Bei besagten Uebungen müssen natürlich gewisse grobe Unarten vermieden werden. So ist das avista-Singen z. B. strengstens verboten. Deßgleichen das richtige Anschlagen der Töne aus dem Gedächtniß, das ruhige Legatosingen, das Tacthalten, richtige Einsetzen ꝛc. Eine Schülerin, die einmal vier Töne nacheinander gebunden gab, wurde beinahe entlassen. Sie mußte sich mit vieler Mühe ihr schönes Legato wieder abgewöhnen. Auch hatte sie einen viel zu langen Athem. Verzweifelt ließ sie sich von den verschiedensten Specialisten untersuchen. Professor Capazius in Leipzig rieth ihr endlich zu einer Mastcur behufs Verfettung der Athmungsorgane. Die Kur hatte einen glücklichen Erfolg. Die Patientin erlangte das gewünschte athemraubende Embonpoint. Seither ist sie die gefeierte Hosenrolleninhaberin des O.'schen Hoftheaters. Sie besitzt sogar schon den Hausorden vom queckfilbernen Maulwurf.

Professor X. hat aber auch einen großen Schmerz. Nämlich, daß er seine hochmodernen Schüler nicht einheitlich bilden kann. In sein modernes Programm schleichen sich unausgesetzt Concessionen ein, die er machen muß. An wen, glauben Sie wohl? Ha, ha! An Wagner. Natürlich an den früheren, der den „Rienzi", „Lohengrin", „Tannhäuser", „Fliegenden Holländer" geschrieben. Man duldet diese Opern, in welchen noch Melodien vorkommen, leider noch an den größten Bühnen. Aus begreiflichen Gründen. Sie füllen nämlich die Cassen hübsch bis an den Rand, und das ist selbst den modernen Gemüthern sehr angenehm. Für die Sänger ist das freilich fatal. Für „Rienzi", „Lohengrin" u. s. w. muß man ja doch ein wenig singen können. Es kommt in ihnen so viel Meyerbeer'sches vor. Und Welsches, man denke nur an die schönen Brillenbässe und den blechernen Höllenlärm in „Rienzi". Auch die vielen Sechs- und Neunachteltacte, an welchen Elsa, Senta, Elisabeth und der gute Wolfram so hochgradig leiden, sind sehr verdächtig. Und wie chromatisch-rhythmisch im vorgeschriebenen G-moll bewegt sich Wolfram's Abendstern hinter der Wartburg herauf! Er weiß ganz gut, daß ein anständiger Hesperus schon seit Peri's, Caccini's und Rinuccini's Zeiten nicht etwa aus F- oder gar C-moll gehen darf. Wahrlich, Wagner hat seinen Wagnerianern einen gar bösen Streich gespielt mit dieser musikgeschichtlich zwar höchst begründeten, für die Praxis aber sehr unbequemen ersten Periode. Er bringt dadurch die bestbezahlten Sänger in Aufruhr und Verzweiflung. Sie, die nicht wissen, was ein Terz- oder Quartsextaccord, eine Tonica, Dominante, ein Leitton, Quintencirkel ꝛc. ist, sollen nun den musikalischsten Forderungen genügen. Was thun, wenn der Capellmeister bei der Probe commandirt: „Bitte, Herr N. oder Fräulein N. N., wiederholen Sie gefälligst dieses Motiv, von der Stelle, wo es in die Dominant aufsteigt, Fis-dur, Sechsachteltact." Der Sänger oder die Sängerin versteht kein Wort. Fis-dur, Sechsachteltact, Dominante, das sind lauter böhmische oder vielleicht sogar spanische Dörfer für ihn. Und auch all' diese Tactarten und der Zwang eines ganz bestimmten Rhythmus, nach dem sich die Stimme bewegen muß. Das Spät- und Nachwagner'sche Repertoire gestattet ein höchst ungebundenes Schlendern. Man ist gewöhnt an ein vages Moduliren durch alle vierundzwanzig Tonarten, an ein freies Declamiren und Recitiren. Wenn man eine neue Rolle studiren muß, spielt sie der Correpetitor so lange auf dem Clavier vor, bis man sie endlich im Ohr hat. Selber kann man ja nicht Clavier spielen, das ist viel zu langweilig. Man muß dazu mehr als ein Notensystem überblicken können, auch muß man den Baßschlüssel entziffern lernen. Ein ordentlicher Sänger kennt eben nur zur Noth den Violinschlüssel. Mit den Pausen und Vorzeichnungen steht er naturgemäß auf dem Kriegsfuß. Kaum, daß er sich mit zwei Kreuzen oder zwei B's auskennt. Für mehr braucht er schon ausgiebig Rath und Hülfe. Ein Doppelkreuz oder Doppelbee, ein Fisis oder Beeses z. B. wird nur von den größten Musikgelehrten unter den Sängern entziffert. Unter den Tactarten haßt er am meisten den Viervierteltact. Er setzt darum auch immer um ein Viertel zu spät ein und kürzt ihn dann um ein zweites Viertel. Von den Pausen unterscheidet er nur die Generalpausen. Allenfalls noch die ganzen und halben. Alle anderen, die Viertel-, Achtel-, Sechzehntel-, Zweiunddreißig- und Vierundsechzigstel-Pausen kennt er nicht. Er hat es ja auch nicht nöthig, Pausen auszuhalten. Dazu sind die kleinen Solisten und Choristen da, für die schlecht Pausiren und Falschsingen gleichbedeutend ist mit Entlassenwerden. Der große Rollenprotz fühlt sich daher nur im Allermodernsten wohl, im Repertoire von morgen und übermorgen. Neudeutschland, Neufrankreich, Neuitalien liefern ihm, was er braucht. In den musikdramatischen Erzeugnissen dieser drei Großmächte herrscht ein wahrhaft kosmopolitischer Geist und eine rührende Gemeinsamkeit der Bestrebungen. Mag sich der Schnörkel auch welsch biegen oder französisch krausen, in Wahrheit herrscht bei allen Dreien dieselbe göttliche Ideenlosigkeit. Weichliche Einacter werden abgelöst von hysterisch-

Digitized by Google

hyperpoetischen Vieractern, in welchen die Hauptperson der Starrkrampf ist. Auch die Bleichsucht ist ein sehr willkommener Musikdramenstoff geworden. Nächstens wird man auch noch auf Diabetes verfallen, obgleich traumatische Neurose auch nicht zu verachten ist. Welches unendliche Gebiet für die illustrirende, malende und interpretirende Musik! Wie schön ließe sich z. B. eine Lähmung der Stimmbänder musikalisch darstellen! Am beliebtesten, wenigstens bei den ersten Sängerinnen, sind jetzt die hysterischen Prinzessinnen. Man reißt sich förmlich um sie. Was ist die blinde „Blanche“ Tschaikowsky's, die ja schon so hübsch mager war, gegen die schlaffsüchtige Bleichsucht von Prinzessin in Thuille's „Lobetanz“ oder die königliche Hoheit in Zemlinsky's „Es war einmal“. Namentlich Prinzessin Lobetanz hat eine so zarte Brust, daß ihr Arzt ihr das Singen strenge verboten hat. Hier und da nur, zwischen zwei Starrkrämpfen, darf sie zur Erholung sich ein wenig im Zutiefsingen üben. Das schadet doch wenigstens der Stimme und erhöht zugleich ihren Ruf einer modernen dramatischen Sängerin. Allerdings wird ihr dann kaum das Schicksal des berühmten Agostino Steffani, Abtes von Lepsing und Bischofs von Spiga, widerfahren, der noch in seinem 74. Lebensjahre dem Cardinal Ottoboni durch seinen edeln vollendeten Gesang Thränen der Rührung entlockte. Schließlich ist sie ja dazu nicht auf der Welt.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Haidegräber.

Von Friedrich Kroff (München).

„Schau, Weib, 's Fruhjahr is da!“ sagte der alte Pöll, als er Morgens aus der Hutte trat. „Gestern hat's noch g'schneit und heut' is 's Fruhjahr da.“

Die Pöllin war zwar vor ihm aufgestanden, um die Wassersuppe zu kochen, hatte sich aber gar nicht gekümmert, wie es draußen wäre, nicht um die Nebel, die über dem Moor brauten, noch um die lichte Sonne, die über die Haide hereinsah und mit wachsender Kraft die Kinder der Dämmerung nach Westen verdrängte. Auch jetzt brummte sie nur Eins auf den harten Winter und wandte kaum den Blick von ihrer Arbeit bei dem schwarzen, brüchigen Sesselofen.

Der Alte ging in das Hausgärtchen. Es sah noch recht unordentlich aus. Hier und dort knippste er in den sprossenden Zweigen oder schob mit dem Fuß loses, todtes Unkraut auf die Seite. Jenseits am Zaun angelangt, blickte er mit beschatteten Augen über den dunkeln Haideboden fort in die Ferne.

An manchen Tagen sah man dort weit, weit über dem fernen Waldstreifen die mächtigen Doppelthürme — das Zeichen der Stadt. Heute war an dieser Stelle nur der Horizont noch dunstiger als sonst im Umkreis, dunkler und schmutziger. Aber diesseits des Waldstreifens die Dörfer am Rand der Haide lachten mit ihren weißen Thürmen und manch rothem Dach hell herein. Von dem stillen, ernsten Boden des Moores ging erst ein wundersames, fast zaghaftes Flimmern und Leuchten auf. So schnell wie die draußen glaubte er an die neue Botschaft nicht. Und in den Tiefen der Torfstiche hielt er sich noch die düstern, wabernden Nebel.

Der Alte setzte seinen Gang fort.

Wohl ging er etwas vorgebeugt; das kam aber mehr von der Arbeit als vom Alter. Interessant war der Kopf; die freie Natur hatte sein Gepräge geadelt. Eine Adlernase zwischen scharfblickenden Augen, wetterharte Haut, weiße Bartstoppeln um das starke Kinn und kurze, weiße Haare um den gelichteten Scheitel. Wettergewohnt wie er war, bildeten die schwarze, schäbige Lederhose, ein gestreiftes Hemd, schwere Schuhe und ein blauer Schurz des Alten tägliche Kleidung. Ging er fort, so kam dazu ein alter, mißfarbiger Hut. Machte er einmal einen weiteren Gang, vielleicht gar in eines der fernen Dörfer, so zog er eine kurze, schwarze Jacke an und nahm seinen Knüppelstock zur Hand. Es kam im Jahr nicht oft vor, Winters schon gar nicht.

Die Hütte stand mitten im stundenweiten Moor an einer großen, tiefen Grube. Diese Grube war es, was den alten Pöll von den Moorbauern, die verstreut über die Ebene hausen, unterschied. Wohl stach er wie sie Torf; aber seinen Haupterwerb bildete die Grube, wo eingesprengt in die schwarze, versunkene Welt, silberweißer Sand gegraben wurde, den sie in der Stadt zum Scheuern in der Küche, in den Dörfern zum Bestreuen der frischgeputzten Dielen benützten.

Vor dreißig Jahren hatte er als Bauernknecht mit seinem Ersparten und dem, was seine „Zukünftige“ ihm einbrachte, das Oedland erworben, die Hütte gebaut und bald den eigenthümlichen Reichthum seines Besitzes entdeckt. Seitdem wühlte er dort im Leib der Erde — immer tiefer und immer weiter — und das silberglänzende Gut nahm doch kein Ende. Im Grunde des gewaltigen Loches hatte das eindringende Moorwasser einen großen, schmutzigen Tümpel gebildet, darin die Unken hausten und an den Sommerabenden sich eifrig mit Vetter Frosch und Base Kröte von der Nachbarschaft unterhielten: Uh—rrr—uh—rrr....

Die Hütte selbst bot einen unsäglich armseligen Anblick. Wenn man sie sah, dachte man unwillkürlich mit Grausen an den Winter — trotz des Kamines, der, zur Sicherung gegen Feuersgefahr, außen angebaut, durch seine possirliche Verkrümmung und das rostige, schiefe Rohr oben darauf auffiel. Und doch war gerade der letzte Winter so lang und so kalt gewesen wie wenige in der langen Zeit. — Das Dach bildete den Hauptbestandtheil der ganzen Behausung. Bis auf Schulterhöhe reichte es herab zum Boden. Wollte man durch die kleinen Guckfenster sehen, die darunter in der Mauer waren, so mußte man sich ordentlich bücken. Schindeln, Stroh und — in der Nähe des Schlotes — Hohlziegel setzten dieses Dach zusammen. Moos und Hauswurz nisteten darauf. Die Latten der Giebelverkleidung waren morsch, zum Theil herabgebrochen. Die Mauern der Hütte bestanden kaum zur Hälfte aus Stein — gegen die Grube hin, wo sie das einzige Gelaß als Küche, Wohn- und Schlafstube umschlossen. Die Fortsetzung zum Giebel hinauf war gleich nur eine schlechte Bretterwand und auf der anderen Seite vom Hausflur bildeten lehmgefülltes Flechtwerk, Bretter und Rasen die Umfassung. Dort fanden sich in Einem zusammen der Stall für die Hühner und Ziegen, Platz für die Arbeitsgeräthe und in einem Erdloch die Vorrathskammer für Milch, Kraut und Kartoffeln. Den ganzen Dachboden droben füllte das harte, sauere Heu, welches ausgebeutete Moorniederungen, die Wegraine und eine entfernt liegende Wiese während des Sommers hervorbrachten. Es war so eingerichtet, daß die Leute zuerst das Heu über dem Flur, wo die Leiter stand, verfütterten, dann das über dem Stall und zuletzt, wenn es auf den Frühling ging, das über der Stube. Denn Heu hält warm. —

Als der Alte in's Haus zurückkehrte, langte er seinen Hut vom Nagel.

„I schau e wenig in's Moos 'naus,“ brummte er. „Wird schlecht g'nug ausschaun. Was der Winter wieder Alles g'sammg'arbeit' hat.“

Damit trottete er von dannen.

Die Frau zog ein Hemd aus dem Wasserkübel, wand und schlenkerte es und achtete gar nicht auf ihn.

Sie war nicht viel jünger als der Mann. Ihre Haare waren kaum merklich ergraut, wetterbraun das Gesicht. Das plumpe Mieder und der bauschige, rothe Rock waren alt, schmutzig. Die Füße staken in klapprigen Pantoffeln und wiesen bis zu den Waden eine braunrothe Farbe, ähnlich der des Gesichtes.

Während der Winter Moor und Grube gesperrt hielt, konnte sie gar nichts thun als jeden Tag das bißchen Hauswirthschaft. Da hieß es recht langsam zugreifen, damit auch der Tag verging. Und wenn sie manchmal eine Arbeit vornahm, die sich der Alte zurecht gelegt hatte, vertrug der's immerhin leichter, nichts zu thun. Er lehnte sich auf's Ohr, rauchte vom „schwarzen Reiter“ eine Pfeife um die andere und sah ihr zu. Man schanzte den Sommer lang genug. Die Geräthe und die Zimmerwände waren auch längst ausgebessert, die Strohsäcke in den knarrenden Bettstellen neu gefüllt, das schmierige Bibelbuch mit den Gebeten für alle heiligen Zeiten hatte ein Exemplar des „Tagblattes“ mit Mehlpapp aufgeklebt bekommen, weil es schon gar nicht mehr zusammenhalten wollte. —

Die Alte ging, die Ziegen zu melken. Heute gab's Kartoffelbrei. Gestern hatte es Kartoffelbrei gegeben und morgen gab es voraussichtlich dasselbe. Das war kurze Küche. Sie mußte also zusehen, daß über dem Melken eine Stunde verging. Mit dem Ausbessern der Leintücher war sie auch schon wieder am Rande; hübsch-viereckige Fensterchen hatte sie hineingeflickt. Das hielt wieder lang; war solid, das alte Zeug.

Der einzige freundliche Blick, den sie im Vorübergehen für die Sonnenwelt draußen vor der Thüre hatte, schien zu sagen: „Gott sei Dank, kann man doch wieder arbeiten!“ —

Draußen war der alte Pöll ein gut' Stücklein in's Moor hinein gewandert. Er sah bald rechts, bald links und kannte jedes Feld wie das seine. Vielfach waren die tiefen Wassergräben eingefallen oder die Brücken, die darüber führten, hatten sich gesenkt. Der Boden war ja wie trockener Kaffeesatz so locker. Man ging darauf weich wie auf dem feinsten Teppich. Plötzlich hielt der Alte und brummte einen Fluch. Der Torfschuppen auf seiner Markung war eingestürzt. Auf der einen Seite niedergebrochen, ragte er mit der andern jäh in die Luft. Ein ungebärdiger Windstoß hatte sein gutes Recht mißbraucht und dem lustigen Bauwerk zu derb in die Rippen gegriffen.

Der Bauer verließ den Weg, um den Schaden näher zu besehen. Er rüttelte an den Balken und Brettern, daß sie ächzten. Er kratzte sich hinter dem Ohr. Da war nichts mehr zu halten. Da mußte von vorn gebaut werden. Hatte auch zehn Jahre Dienst gethan.

Als er sich wieder nach dem Fahrweg wandte, fiel ihm ein helles,

Digitized by Google

ungewohntes Klingeln auf. In der Ferne ein Blitzen wie von blankem Metall und darüber ein Mensch. Ein Radfahrer.

„Hurrah!“ rief der Nahende.

Der Alte ließ nicht von seiner grämlichen Miene. Jetzt kam das neue Zeug sogar hier herein. — Erst als sie sich trafen, löste sich sein unfreundliches Staunen.

„Grüß Gott, Vater!“ rief der Blondbärtige lachend und sprang ab.

„Ja — Bub — Hans! Wo kommst denn Du her?“

„Na von der Stadt.“

„Geh: — Red! — Vier Stund'.“

„Ja — da schaut!“ lachte der Sohn und klopfte auf seine Maschine. „Das Teufelsfuhrwerk! Hab's wohl manchmal drüben g'sehn. Aber Du?“

„In der Stadt fahrt Alles.“

„Aber da 'rein is doch mein Lebtag noch keiner 'kommen.“

„Sind wohl e wenig viel schlecht die Weg'. Aber mein Rößl, das macht sich. — Gelt is der Schupfen eing'fallen, Vater.“

„Ja — schau! — Vier Wochen is — sag' i zu mei'm Weib: Was hat itzt 'kracht? — Der Wind is Dir 'gangen wie wild. — Lacht s' mich aus: Du hast 'kracht. — Da schau jetzt.“

„Suchen wir d'Mutter auf!“ drängte der Junge.

„Ja, aber daß Du emal wieder zu uns findst.“

„Hab' heut' g'rad' frei, weil in der Brauerei was reparirt wird. — Geht, Vater! Am Abend muß i wieder z'rück.“ — —

Da gingen sie plaudernd den Weg, den der Alte gekommen war.

* * *

Die Mutter hatte eine närrische Freude, daß ihr Bub gekommen war. Er war doch ein halber Stadtherr, und darauf war sie ein wenig stolz. Vor seinem Vehikel rief sie aus: „Jesses, Vater, jetz is er gar e Velocipeder wor'n!“ — Gleich kramte sie her, was an Vorräthen zu finden war. Nudeln mußten gebacken werden. Das letzte Mehl und das letzte Fett waren nicht zu gut dazu. An der Stelle, wo erst der Kartoffelbrei gebrodelt hatte, prasselte das Schmalz um die runden Teigdinger und stickender Qualm erfüllte die Hütte.

„Es is halt doch schön daheim,“ mampfte der Junge, und dabei lief ihm das Fett aus den Mundwinkeln unter dem Schnurrbart.

Und die Mutter schaute glückselig nach ihm und dann wieder in ihre Pfanne. Es gab noch mehr — immer noch mehr.

Erst Nachmittags kamen sie wieder aus der Hütte. Vater und Mutter setzten sich auf die Bank neben der Thüre. Der Sohn hockte sich auf einen Holzblock nieder nächst am Gärtel. Die Sonne schien recht warm.

„Ja und wie habt ihr den Winter herum'bracht, Vater und Mutter?“

„Oh das war e' böse Zeit. Bis an die Fenster her is im März der Schnee g'legen. Und auf 'm Dach — i hab' g'meint, es druckt uns das Häusl ein — so hoch auf 'm Dach.“ Und er wies es mit den Händen.

„I glaub', i thät 's nimmer aushalten,“ sagte Hans nach einigem Schweigen. „Wenn man emal das Leben drinnen g'wohnt is. I glaub', mich brächt' die Langweil' um. Möchtet ihr jetz net mitgehn?“

„Oh emal auf ein' Tag, warum net?“

„Für alleweil, mein' ich.“

„Na, b'hüt' mi Gott!“

„Habt Euch doch g'nug 'plagt, daß Ihr Ruh brauchen könnt. Und so viel hätt' ich. — Wie, Mutter?“

Diese sah unschlüssig nach dem Vater. Das werde doch wohl nicht gehen.

„Gelt, Alte,“ sagte dieser, „wir sind alt wor'n da und 'en alten Baum versetzt man nimmer. Wir sind glücklich, und Du bist's. Sei froh!“

„Na — überlegen!“

„Nix überlegen! Itz kommt der Sommer. Itz giebt's Arbeit und warm is auch. Itz is schon wieder recht.“

Der Sohn drängte.

„Nix überlegen! Aus is! — Paß auf! Im letzten Herbst . . .“ und er begann die wenigen Erlebnisse zu erzählen, welche noch nah genug waren, daß man ihrer gedachte.

An einem Novemberabend verirrte sich ein Hase in's Haus und büßte seinen Irrthum mit dem Leben. Die Leute sahen selten genug Fleisch in ihrem Topf.

Am Weihnachtsabend hatte den Hoier, eine Viertelstunde entfernt den Nachbar, der Schlag getroffen.

Das Wichtigste aber war die Staatscommission, welche im Herbst das Moor besucht hatte. Sie ließ sich Alles zeigen, fragte sehr viel, sprach hohe Worte und wollte sich die Cultivirung des Oedlandes überlegen. Leider konnte auch der Sohn nicht sagen, was dahinter wäre, obgleich er von der Stadt war. Man munkelte eben und war argwöhnisch. Es ging vielleicht um neue Steuern; was sonst?

Dann kamen sie auf Anderes.

Der Sohn erkundigte sich nach dem alten Fuhr-Martl. Der lebte noch und wand sich mit seinem Botenfuhrwerk durch das Moor jede Woche, wenn es nicht gerade bodenlos war. Für all' die einsamen Stätten nahm er Aufträge nach den Dörfern mit. Dem alten Pöll verlud er den Sand für einen Händler, manchmal den Torf, wenn der Eder, der ihn sonst mit dem seinigen besorgte, keine Zeit hatte.

Des Martl Botenwagen und ein paar schmutzige Torfwägelchen mit jämmerlichen Kleppern waren die einzige Fahrgelegenheit, die sich da draußen jahraus, jahrein zeigte. Es giebt ja nur verlorne Fußpfade zwischen den Stichen und tiefzerwühlte Fahrwege. Ein paar Straßen, die von den Dörfern mit Kraft hereingreifen, verlieren sich alsbald, als ob sie von einem aussichtslosen Versuch abständen. Der Wagen dieser Armseligkeit ist der Schubkarren. Torf und Gras und Kinder sieht man darauf. Und mißglückt einem sein Tagewerk draußen in den schwarzen Lagern, so kann es sein, daß ihn selbst das einrädrige Fuhrwerk nach Hause bringt. — —

Hans ging mit dem Vater in's Gärtel. Die Mutter blieb auf der Bank. Einige Hühner, die im Erdreich scharrten, entflohen zeternd mit großen Schritten.

Alles war wie zu seiner Zeit. Nur die Hollunderbüsche waren größer geworden. Aber hier hatten die Rüben ihren Platz, da die Kartoffeln, dort der Kohl, am Rand die Sonnenblumen und Pfingstrosen und Astern — wie allzeit.

Er ließ sich das Alles sagen.

Nur eines — —.

Er stand nachdenklich am Zaun — dort wo der Garten an die Grube grenzte, sah hin und her und hinab.

„Vater,“ sagte er dann, „auf der Seiten dürft ihr aber nimmer weiter graben.“

Der Alte trat herzu und kraute sich das Haar.

„Wär' halt der schönere Sand g'rad' da.“

„Ja — aber da,“ machte der Junge und schüttelte den Zaun, daß er sich bog. Er stand schon recht schief und drohte in Bälde in die Tiefe zu sinken.

An der Hütte entlang war auch nicht mehr als zwei Schritte Boden übrig gelassen, eh es hinunter ging — tiefer als das Häuslein hoch war. Den kargen Raum, auf dem der Sandgräber zu arbeiten pflegte, sah man von hier aus gar nicht. Gleich stürzte der Blick in die grün-braune Schlammfluth.

Der Sohn dachte an die Baugruben, die zu Hunderten in der Stadt ausgehoben werden, größer als diese in weniger Tagen, als es hier Jahre bedurft hatte. Und er begann wieder von der Stadt zu erzählen. Davon konnten sich die Alten nicht genug hören. Man kehrte in die Stube zurück und Hans erzählte ohne Ende. (Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Das Ministerium des Sports.

Herr v. Lucanus: Ich gratulire Ihnen, Herr Möller, zu Ihrer gediegenen Rede auf dem Automobilisten-Bankett. Sie haben die Bedeutung des Sports für die hohe Politik erkannt. Sie sind ein moderner Staatsmann.

Möller: Ew. Excellenz beschämen mich —

Herr v. Lucanus: Ich bedaure nur, daß die übrigen Herren, Ihre Ministercollegen, nicht auch längst zu dieser Einsicht gekommen sind. Nachdem der Hamburgische Bürgermeister Mönckeberg den Segelsport mit der Weltpolitik und dem Chinesischen Unternehmen in directen Zusammenhang gebracht hat! Nachdem alle Zeitungen betont haben, der Automobil-Schnellfahrt von Paris nach Berlin sei gelungen, was dem alten Manne auf dem Königsplatze nie und sogar dem neuen Kurse mit seiner bestrickenden Liebenswürdigkeit nur theilweis gelingen wollte: die Versöhnung Frankreichs und Deutschlands, die endgiltige Ratificirung des Frankfurter Friedens, die Lösung der elsaß-lothringischen Frage.

Der Ministerpräsident: Aber was wünschen Ew. Excellenz, daß wir thun?

Herr v. Lucanus: Daß Sie Ihre Zeit nützlich anwenden, daß Sie einen Sport treiben, statt täglich lange Stunden bei der Arbeit zu verbummeln! Warum geht in Oesterreich-Ungarn Alles so glatt? Warum ist selbst Ugron außer Stande gewesen, den Dreibund zu sprengen? Weil Fürst Philipp Eulenburg passionirter Jäger und Alpinist ist. Sie, mein lieber Graf Bülow, kommen mit dem Zolltarif nicht vom Fleck. Natürlich, wenn man keine Ahnung von den Principien des Fußball-Spieles hat . . . Und der Canal, wann wird er doch gebaut, Herr v. Thielen? Aber freilich, wer noch nie den Hechtsprung gemacht oder einen Segelschlitten gelenkt hat, wie soll der die störrischen Agrarier

Digitized by Google

niederzwingen? So gut man durch den Automobilismus den Krieg von 1870 vergessen machen, und durch Segelregatten Deutschland über See gründen kann, so gut kann man auch mit Hülfe des Lawn Tennis die Socialdemokratie zerschmettern oder dem drohenden Deficit durch gewissenhafte Pflege des Billardspieles vorbeugen. Eines sag' ich Ihnen jedenfalls gleich, meine Herren: wir haben nicht umsonst körperlich so winzige Männer wie Herr v. Miquel aus dem Ministerium entfernt. Das Mindeste, was wir von Ihnen, bei Ihrer äußerlichen Stattlichkeit und Ihrem Gardemaß, verlangen können, ist, daß Sie Pons und Hackenfeld zum Ringkampf herausfordern und dadurch die bedenklich in's Wanken gerathene Autorität stärken.

Studt: Na ja — aber bei so alten Herren wie wir — man ist doch ungelenk — kann sich als Sportsmann leicht eine schwere Verletzung zuziehen. Ein Baum an der Chaussee ist doch nicht der Deutsche Reichstag und giebt nicht bei jeder leisen Berührung nach!

Herr v. Lucanus: Eben! Seien Sie doch froh, daß die Gesundheitsrücksichten, die jeder anständige Minister noch dringender als seine Geheimräthe braucht, daß die in Zukunft immer vorhanden sein, nicht fingirt zu werden brauchen! Jede Automobilfahrt liefert Ihnen so viele zerschlagene Knochen, als Sie zur Einreichung und Begründung Ihrer Demission nöthig haben.

Thielen: Was das anbelangt — das thun meine D-Züge auch!

Herr v. Lucanus: Kleben Sie doch nicht so an der Scholle! Deutschland läßt sich vom Motor-Dreirad oder Luftballon aus gerade so gut regieren, wie im Eisenbahncoupé oder auf dem Dampfer.

Thielen: Unter diesen Umständen sehe ich mich gezwungen, meinen Abschied zu erbitten. Ich habe während meiner Amtsdauer bis vor Kurzem stets dahin gestrebt, das Publicum zu bewegen, sich möglich oft seiner natürlichen Gehwerkzeuge zu bedienen. Ich kann diesen übertriebenen Aufschwung des Verkehrs absolut nicht mitmachen.

Herr v. Lucanus: Dann müssen wir gleich einen Nachfolger für Sie besorgen. (Schreibt): Ministercandidat in den besten Jahren, gewesener Militär, nicht unter 1,78 Meter groß, per sofort gesucht. Tourenfahrer bevorzugt. Gefällige Offerten, denen ein polizeilich beglaubigtes Verzeichniß aller erhaltenen sportlichen Ehrenpreise beizufügen ist, unter Chiffre Hipphipphurah! an den Berliner Local-Anzeiger erbeten. (Klingelt.) Heda, John! Tragen Sie das sofort auf die Expedition! Wir müssen aber einen redactionellen Hinweis in der Rubrik „Sport-Nachrichten" gratis bekommen!

Prinz Vogelfrei.

Aus dem Berliner Kunstleben.

Wie die Theater bei uns jetzt auch im Sommer nicht mehr schließen, so thun's auch die Kunstsalons nicht. Und diese haben dabei gar noch mit der Anziehungskraft der großen sommerlichen Jahresausstellungen zu rechnen. Während aber die Theater fast durchweg sich nur noch von den Brosamen vom reichbesetzten Tische der Winterspielzeit nähren, findet man in den Salons viel Neues und Gutes.

Wer, des Getümmels und des Massenangebots auf den großen Ausstellungen müde, eine jener kleinen intimen Stätten des Kunstgenusses jetzt aufsucht, wird sicher überrascht sein. Ueberall giebt's Sehenswerthes.

Eine sehr interessante Sammlung hat man zur Zeit im jüngsten dieser Salons, bei Wertheim, zusammengestellt. Wenn man will, ist's sogar so eine Art Ergänzung zur Secessionsausstellung. Auch hier begegnen wir den Berlinern Oskar Frenzel, Hermann Hendrich, Hans Looschen, Willy Feldmann, Max Uth, dem Dresdner Franz Hochmann, dem Münchener Bernhard Buttersack. Und sie sind hier zumeist noch zahlreicher vertreten als dort, und keineswegs schlechter. Mancher mag vielleicht gar die großen Uth'schen Aquarellbilder „Nasses Wetter" und „Abend in einer kleinen Stadt", oder Feldmann's „Birkenwald im Abendschein" und „Sommertag", die überaus feinen Studien von Buttersack, jedenfalls auch Hendrich's decorative norwegische Landschaft den Bildern vorziehen, die dieselben Künstler im Secessionshause zu zeigen haben. Namentlich Buttersack, der immer den gegebenen Moment so klar erfaßt und so überzeugend zum Ausdruck bringt, dürfte hier noch nicht so vielseitig vertreten gewesen sein, wie jetzt bei Wertheim. Dazu kommen einige interessante Wiener Künstler, wie Hugo Darnaut und Adolf Kaufmann, auch Frl. Dutczynska, die freilich nicht verblüffend viel Neues und Eigenes zu sagen haben, aber doch beweisen, daß die modernen Anschauungen dort auch außerhalb ihrer Secession Platz zu greifen beginnen. Eine neue Erscheinung dürfte den Meisten der Dresdner Fritz Hofmann sein, der sich in der in Bezug auf den Stoff (ein Mädchen beschneidet sich nach einem Fußbade die Nägel!) nicht sehr glücklich ausgefallenen „Toilettenscene" und im „Mädchen vor dem Spiegel" als zweckbewußter und unerschrockener Anhänger des Impressionismus eines Besnard und Degas vorstellt. Mehr von den schottischen dunkeltönigen Stimmungsmalern hat sich Alfred Zaff aus Krems a. D. beeinflussen lassen. Seine bretonischen Fischerlebensscenen, seine italienischen Motive, die uns u. A. auch wieder einmal das Venedig zeigen, wie es wirklich ist, sein Altkrems, die Frühlingslandschaft u. s. w. lassen uns in ihm ein sehr starkes Talent erkennen, dem man gern auf's Neue begegnen wird.

* * *

Ein sehr starkes Talent hat zur Zeit auch bei Keller & Reiner eine große Sonderausstellung. Es ist ein junger „Russe", wie man ja hier, staatsbürgerliche und Rassebegriffe durcheinander werfend, zu sagen beliebt. In Wahrheit ist's ein Balte, Wilhelm Purvit mit Namen. Ein äußerst begabter Landschafter von der dortigen secessionistischen Gruppe. Es ist sehr zu bedauern, daß die über 70 größere und kleinere Bilder, Studien und Skizzen umfassende Ausstellung in den Sommer fällt, wo das Publicum und zum Theil auch die Kritik die „Salons" kalt zu stellen pflegt. Sonst hätte sie sicher einen lauten Erfolg. Man weiß von russischer Kunst bei uns gar wenig, und jede Gelegenheit, sie kennen zu lernen, ist willkommen. Purvit, obschon baltischer Herkunft, ist aber russischer Künstler. Er verdankt seine Ausbildung der Akademie in St. Petersburg, wo er im Laufe der Jahre auch viel westeuropäische Kunst auf Ausstellungen studiren konnte. Im Jahre 1897 unternahm er dann mit mehreren Collegen noch eine kleine Studienreise durch Deutschland, Frankreich, Oberitalien, Oesterreich. Von auswärts gewonnene Anregungen und Eindrücke sind bei dem jetzt in Riga lebenden Künstler unverkennbar, aber er hat es noch immer verstanden, sie umzuwerthen, denn seine Kunst hat eine stark persönliche Note. Wie eigenartig sind vor Allem seine Wintermotive! Das ist durchaus was Neues. Wie Purvit die Schneelandschaft seiner livländischen Heimath studirt hat, das ist erstaunlich. Er kennt sozusagen ihre Psychologie und Physiologie. Er weiß den Märzschnee von dem des Januars und Decembers zu unterscheiden; er weiß den scharfen Ostwind auch ohne sturmgebeugte Bäume zu charakterisiren und versteht den Sonnenglanz auf jungfräulichem Schnee ebenso zu malen, wie weiche Dämmerung und kühles Mondlicht. Dazu immer diese möglichst einfachen Motive, schlichte Naturausschnitte ohne irgend eine Pose oder Phrase gegeben. Und dann all' diese herbstlichen und spätsommerlichen Landschaften mit ihrem Charakter weicher Schwermuth und stiller Größe in Structur und Farbenstimmung. Weite Flächen, einen Höhenzug, eine Waldsilhouette im Hintergrunde, vorn auf grauem Plan einzelne gelbe Birken; ein einsames Gehöft in grauer sommerlicher Nachtdämmerung, am Himmel große, gewaltige Wolkenballen; braune Abendstimmungen mit rothgelben Wolken über dem hohen Horizont; ein friedlicher Kirchhof unter dunklen Bäumen in feuchtdunstiger Julinacht; eine weite Wiese unter sturmgejagten Sommerwolken. — Alles zeugt von dem Ernst, mit dem Purvit die Natur anschaut. Und immer geht er dabei auf's Ganze; so zwar, daß für ihn der „berühmte" erste Plan oft nur noch rein coloristisch als die oder jene Farbenfläche von Bedeutung ist. Der junge Maler hat übrigens gleichzeitig auch auf der Internationalen Ausstellung in München zwei große Bilder, die viel bemerkt werden.

* * *

Etwas Russisches findet man im Augenblick auch bei Schulte — eine Reihe ungemein flotter Aquarellskizzen aus dem russischen Volksleben von Alexander Stolzmann. Ich weiß nicht, ob der Künstler aus Rußland stammt; jedenfalls hat er längere Zeit dort gelebt, denn diese schnapsseligen Bauern, betrunkenen Strolche und Vagabunden, handfesten Polizisten u. s. w., die er uns auf Volksfesten, bei Mutter Grün, auf dem Wege zum Polizeigefängniß, vor der Schenke, im Dorf und in der Vorstadt schildert, sind für jeden Kenner von einer erstaunlichen Lebenswahrheit und Naturtreue. Und dabei giebt der Künstler Alles in jener überaus einfachen Vallaton'schen Manier, die im Placatstil Hintergrund, Boden u. s. w. nur als eine einzige glatte Farbenfläche behandelt und bei den Figuren an Zeichnung kaum mehr als die Umrisse bietet. Olof Arborelius, der schwedische Maler, der bereits im vorigen Sommer auf der „Großen Berliner" mehrere vielbemerkte Bilder aus der heimischen Landschaft und dem dortigen Bauernleben hatte, stellt jetzt noch mehrere weitere aus, darunter einige sehr feine Winterlandschaften mit hübscher Staffage in bester älterer Düsseldorfer Art. Trefflich klar in der Luft und wahr in der Farbe sind auch ein paar sommerliche Naturausschnitte, namentlich ein „Fluß" und ein „Seeufer". Ein Landsmann von Arborelius, der Landschafter G. v. Geyerfeldt, ist weit temperamentvoller, fast möchte man sagen nervös. Die wilden Brandungsmotive von der schwedischen Westküste sagen ihm offenbar besonders zu, und wenn er uns nach Venedig führt, so hat er an buntglitzernden Farbenspielen auf dem Wasser und in der

Digitized by Google

Volksmasse seine Hauptfreude. Seines Pinsels ist er aber immer sicher, und auch die flottesten Striche sind zweckgemäß.

Von Interesse sind ferner im Oberlichtsaal eine Collection von Bildern, die eine Schaar von Zügel-Schülern aus München gesandt hat. Der bekannteste von ihnen ist natürlich Schramm-Zittau. Die jungen Thiermaler, von denen noch der Pferdemaler Hegenbarth (dessen technische Handgriffe übrigens frappant den Zügelschen gleichen), und Eugen Wolff, der auch auf das Landschaftliche einen Hauptnachdruck legt, besonders hervorragen, machen einen sehr guten Eindruck, und ihrer sprudelnden Liebe zur Sache entspricht meistens auch schon die sehr flotte Technik. Von sonstigen Münchener Arbeiten seien auch noch die fein empfundenen, breit und farbenschön ausgeführten Parkmotive, namentlich die „Quelle" von Ludwig von Senger und die Frauentypen von Sophie von Scheve hervorgehoben. Eine andere Dame, Maria Stein aus Oldenburg, hat in der von Künstlerinnen so selten geübten Radiertechnik einige schöne weiche, sehr farbig wirkende Blätter zu zeigen.

* * *

Auf der „Großen Berliner" giebt's eine neue Anziehung von besonderem Charakter. Erst kam das kleine Menzel'sche Bild, jetzt sind 61 Wagner-Denkmäler dort zu sehen. Einundsechzig — und doch war noch keines darunter, dessen Ausführung unbedingt wünschenswerth erschienen wäre. Man hat nur einstweilen die Schöpfer von zehn Entwürfen zu einem engeren Wettbewerb aufgefordert, von denen Jeder für seine Mühe 1500 Mark erhalten wird. Ein besonderer Preis wird dem Sieger nicht zuerkannt werden, denn ihm wird ja die reich dotirte Ausführung übertragen. Dagegen erhalten die drei nächstbesseren Entwürfe Preise in der Höhe von 2500—1500 Mark. Soweit ist also Alles sehr schön. Im Uebrigen heißt es abwarten. Man kann sehr gespannt sein. Ich denke es mir immer sehr schwer, von dem einmal geschaffenen Entwurfe wieder abzugehen und gleichzeitig sich frei zu halten von Einflüssen und Erinnerungen, wie sie die Ausstellung der 61 ersten Entwürfe mit sich bringen. Doch das ist Sache der Zukunft und der einstweilen preisgekrönten zehn Bildner, der älteren Berliner Ernst Herter, Emil Hundrieser, Gustav Eberlein, zu denen als jüngere Ernst Freese, Ernst Wenck, Hermann Hosäus, Hans Damman, Hermann Hidding und Franz Metzner kommen. Der zehnte Entwurf entstammt München und ist von Emil Beyrer jr. und Franz Rank (als Architect). Auch nur diese zehn Entwürfe eingehender zu besprechen, liegt mir fern. Man kennt ja im Ganzen den Geist der Berliner Denkmalsplastik, die so gern mit einem großen allegorisch-zoologischen Apparat arbeitet. Zur Entfaltung in Sonderheit des Zeugs aus der zoologischen Rüstkammer war hier nun, abgesehen von den Rossen der Walküren und etwa dem Drachen, nicht viel Gelegenheit, aber alle die zahllosen Operngestalten, allegorische Figuren und Dinge, wie Lorbeerkränze, Lyren u. s. w. konnten verschwenderisch benutzt werden, und man that das denn auch in Gruppen und Einzelgestalten, in Reliefs und Rundplastik mit solchem Eifer, daß Wagner selbst dabei mitunter zu einer förmlichen Nebensache wurde, ja bei einer großen ummauerten Terrassenanlage sogar bloß zu einer kleinen Büste zusammenschrumpfte. Allerdings ist ein Wagner-Denkmal eine ungeheuer schwere Aufgabe. Mir will scheinen, als wäre sie nur im Wege der Größe des Einfachen zu lösen, wobei dann in der Figur oder der Büste der Hauptnachdruck auf seelische Verinnerlichung zu legen wäre. Aber gerade das Einfache liegt den meisten unserer Künstler fern. Auch ist nicht zu vergessen, daß das Denkmal ganz frei dastehen wird, von allen Seiten aus gleich gut sichtbar. Die meisten preisgekrönten Entwürfe haben das außer Acht gelassen und wirken offenbar unter der Voraussetzung, daß sie vor einer Laubwand zu stehen kommen. Beiläufig bemerkt, halte ich es auch für verkehrt, daß das Bismarck-Denkmal die Rückseite dem Reichstagsgebäude zukehrt. Symbol soll das doch wohl nicht sein? Obschon Bismarck vielleicht Grund genug hätte, seiner Schöpfung grollend den Rücken zu kehren. . . .

In einzelnen Entwürfen der Jüngeren steckt übrigens Eigenart. Sehr gefallen hat mir Beyrer's Idee, hinter dem Postament mit der nicht übel charakterisirten stehenden Figur des Tonmeisters eine halbkreisförmige Mauer herumzuführen, die mit flachen Genien-Reliefs geschmückt ist; nur — auch hier stimmt's schwerlich mit dem landschaftlichen Hintergrund, richtiger mit der ganzen Umgebung. Ernst Freese stellte seinen Wagner, der in der Linie einfach und vornehm wirkt, auch auf einen einfachen Sockel. Das Ganze steht auf einer großen Plattform am hinteren Rande; eine ernst stilisirte Bank umgiebt sie. Sitzend, wie bei Hosäus und bei Wenck, möchte man sich Wagner in einem Denkmal nicht vorstellen. Auch auf dem einen Entwurf von Eberlein sitzt Wagner, aber unter dem Postament, auf dessen Gipfel eine Muse und ein Dichter sich küssen. Hans Damman hat sich die Anlage als Brunnen gedacht, was mit dem Platz harmoniren würde; links und rechts von einer mit des Tondichters Büste gekrönten Herme in der Mitte des Bassins sitzen zwei allegorische Frauengestalten, wohl Dicht- und Tonkunst; der Mauerkranz des Bassins ist mit Reliefs geschmückt. Die Idee ist an sich nicht übel, aber für ein Wagner-Denkmal doch zu zierlich und kleinlich. Monumental dagegen wirkt Metzner's auch seelisch vertiefte, gewissermaßen einer inneren Stimme lauschende Wagner-Figur in streng drapirter Gewandung. Hier bei dieser Auffassung möchte ich das Sitzen gelten lassen. Das Postament wächst auch hier aus der Mitte einer halbrunden schlichten Mauer heraus, die sich nach vorne zu links und rechts breit und gradlinig fortsetzt. Wo sie aufhört, decken symbolische, leicht angedeutete Gestalten Sinnender und Trauernder in Dreiviertelrelief die glatten Abschnittsflächen. Durch diesen Entwurf geht ein Zug stiller Größe. Ich glaube, in diesem Sinne ließe sich was ausführen, immer unter der Voraussetzung, daß das Architectonische mit der Umgebung gehörig in Einklang gebracht wird. Das ist hier noch nicht der Fall. Man kann besonders auf den endgiltigen Entwurf Metzner's gespannt sein.

J. Norden.

Notizen.

. Pompeji in Leben und Kunst, von August Mau (Wilhelm Engelmann, Stuttgart). Der beste Kenner der verschütteten Stadt hat in dem Verlage, den man vor Allen dafür würdig hält und der seine Befähigung zu solchem Vollbringen schon wiederholt glänzend dargethan hat, ein neues Werk über Pompeji erscheinen lassen, das dem Stoffe angemessen ist, also schlichtweg die Ehrenbezeichnung classisch verdient. Mit mustergültigem Gelehrtenfleiß entrollt Mau das Bild der begrabenen Vergangenheit, und Dank ihm wird sie uns neues Leben. Wir durchforschen an seiner Hand in großen Zügen, wie in feinen Einzelheiten Pompeji's Sein und Bedeutung; die Steine beginnen zu reden, und es fügt sich aus ihnen ein Bild von überraschender Farbenpracht und Anschaulichkeit. Da bleibt kaum eine Lücke. Der spürende Scharfsinn Mau's findet überall die Erläuterung, zeigt überall den Zusammenhang auf, und wenn wir bei der letzten Seite des Buches angelangt sind, dann haben wir die römische Geschichte der Kaiserzeit erst ganz verstanden. Häusertrümmer sagen uns oft mehr, als Historiker und Dichter zu sagen vermögen; ohne die Kenntniß seines Alltagslebens kennen und verstehen wir ein Volk nicht. Mau denkt z. B. gering über den Culturwerth der auf pompejanische Wände gekritzelten Inschriften, die, wie das ja auch heute der Fall ist, zumeist von Narrenhänden herrühren werden. Und dennoch sieht man diese wunderlichen Liebesgrüße, Neckereien, Schimpfworte aus verschollenem Jahrtausend mit seltsamer Bewegung; sie scheinen von gestern zu stammen und uns urwüchsige, unverwelkte Kunde von den Menschen zu geben, die sonst durch Ewigkeiten von uns getrennt sind. — Wer das aufgedeckte Pompeji mit Gewinn und tieferem Verständniß durchwandern will, der wird vorher zu Hause Mau's Arbeit gründlich studiren müssen. Die Ausstattung des Buches macht jedes Lob verstummen; sie ist mustergültig. Künstlerischer ausgeführte Heliogravüren haben wir noch in keinem deutschen Verlagswerk gesehen, und der Reichthum der Textabbildungen wetteifert mit ihrer Klarheit, Wahrheit und Schönheit. Wir hätten wohl auch eine so verschwenderische Fülle nicht zugetheilt erhalten, wenn das Buch nicht bereits in englischer Sprache (bei Macmillan, New-York) erschienen wäre.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Das Papstthum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit

von

Graf von Hoensbroech.

Erster Band (gr. 8° LVI u. 724 S.)

Inquisition, Aberglaube, Teufelsspuk und Hexenwahn.

Dritte verbesserte und vermehrte Auflage.

Preis ℳ 12.—, geb. ℳ 14.—.

Soeben erschien hiervon die **dritte Auflage.**

Für ein Werk ähnlichen Umfangs und ähnlichen Preises ist ein solcher Erfolg fast beispiellos. Der Grund des Erfolges liegt darin, daß die steigende anti-ultramontane Bewegung in diesem Werke ein Kampfmittel gefunden hat, wie seit Jahrzehnten kein wuchtigeres geliefert worden ist. Das Werk ist ein „Hammer", wie die „Gegenwart" es bezeichnet, der die Göttlichkeit des Papstthums zertrümmert. Mit der Unwiderlegbarkeit der Geschichte zeigt das Werk die furchtbaren Wunden, die das Papstthum jahrhundertelang dem Christenthum und der menschlichen Kultur geschlagen hat. Es ist der gewaltigste und vernichtendste Angriff auf den Ultramontanismus, der denn auch auf seiner ganzen Linie gegen das Werk Front gemacht hat. Doch alle Angriffe haben die Macht der geschichtlichen Wahrheit, die im Inhalt des Buches liegt, nicht zu schwächen vermocht. Es macht siegreich seinen Weg, und die Kritiken aller Parteirichtungen erkennen seine hohen Vorzüge an.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Bismarck im **Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Redacteur

einer Tages-Zeitung, Feuilletonist und Kunstkritiker von Ruf, mit besten Referenzen (auch von der „Gegenwart" warm empfohlen), sucht die

Berliner Vertretung

für größeres Provinzblatt oder Zeitschrift auf dem Gebiete der Berichterstattung über Theater, Kunst und öffentliches Leben. Unter L 25 an die Expedition der „Gegenwart".

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen und geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-, Trink- und Badequellen, Mineral-, Moor-, Douche- und Dampf-Bädern,** zeitgemässen Einrichtungen zu **Kaltwasserkuren u. Massage,** ferner einer vorzüglichen **Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. — Hochquellen-Wasserleitung. — Angezeigt bei Krankheiten d. Nerven,** d. **Athmungs-, Verdauungs-, Harn-** u. **Geschlechts-Organe,** zur **Verbesserung** d. **Ernährung** u. d. **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden u. d. Folgen entzündl. Ausschwitzungen. Eröff. **Anfang Mai.** Prosp. unentgeltlich.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: 42 **Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 16 Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Mineralquelle** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. In den Handlungen natürlicher Mineralwässer und in den Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's** Anstalten **Dresden-Loschwitz** und Burgsteinfurt, Westf. Herrl che Lage. Honor. **nach** Heilg. Prospecte gratis. **Aelteste staatl.** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I** ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Thüringisches **Technikum Ilmenau** für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister. Director Jentzen.

Hierzu eine Beilage von G. Pierson's Verlag in Dresden und Leipzig „Ich".

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Manstelnstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 29. Berlin, den 20. Juli 1901. 30. Jahrgang. Band 60.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der Roland von Berlin. Von Caliban. — Zur Frage einer Landung in England. Von Oberstleutnant Rogalla v. Bieberstein. II. — Die Reform des Actien-Gesetzes. Von Freidank. — **Literatur und Kunst.** Neue Lyrik. Von Dr. Hermann Ubell (Graz). — Ueber die Entstehung der Kunstformen. Von Johannes Gaulke. — **Feuilleton.** Der Haidegräber. Von Friedrich Kroff (München). (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt.** Der Hofgartenanzug. Von Ajax. — Berliner Stadtbauten. Von J. Norden. — Notizen. — Anzeigen.

Der Roland von Berlin.

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht. Der preußische König hat von seinem Bestätigungsrechte, das man vergebens in eine Bestätigungspflicht umfälschen möchte, verfassungsmäßigen Gebrauch gemacht und Herrn Kauffmann den Aufstieg zum Berliner Bürgermeisterstuhle versperrt. Herr Kauffmann wäre, daran kein Zweifel, ein ebenso loyales, demüthiges und hoffähiges Stadtoberhaupt geworden, wie es sein unmittelbarer Vorgesetzter Kirschner ist, und er hätte sich alle Mühe gegeben, die ärgerliche Geschichte, die ihm vor nun zwanzig Jahren passirt ist, völlig in Vergessenheit zu bringen. Im Rathe des Monarchen, und zwar im unverantwortlichen, war es anders beschlossen. Nur die Erleichterung ward dem Verurtheilten gewährt, daß er nicht endlose Monate lang auf das Verdict warten mußte und so wenigstens dem albernen Spotte der Witzbläter seiner Partei entging, die den unschuldigen Kirschner in der Carenzzeit erbarmungslos verulkt und der eigenen, blutigen Schande gar nicht gcachtet hatten. Encheiresin naturae nennt's die Chemie.

Die ingrimmige Wuth des Berliner Freisinns, die sich in ebenso thörichter wie unfeiner Weise Luft macht, ist psychologisch freilich durchaus verständlich. Die Hauptstadt war ein politischer Luftkurort geworden; man witterte Morgenluft in vollen Zügen. So viele Freundlichkeiten hatte der Kaiser Herrn Ballin gesagt, ihm die Fata Morgana der Ministerschaft so greifbar vor Augen gestellt, und die Nobilitirung der beiden deutschen Friedensbank-Direktoren schien eine so unzweideutige Sprache zu sprechen, daß man diesmal seiner Sache gewiß war. Johannes Miquel hatte gehen, Bernhard v. Bülow seine Agrarierliebe abschwören und einem neuen Zolltarif zustimmen müssen, der dem angeblich von Thielmann angekündigten, die Reichsdruckerei Tag und Nacht beschäftigenden, dann weihelos eingestampften Entwurfe glich, wie ein Hühnerei dem sagenhaften Vogel Greif. Excellenz Möller, Herold der Morgenröthe, krähte die Kunde von der Milderung des Börsengesetzes in die laue Luft. Die entschieden liberale Aera, die Freiheit, die Theodor Barth meint, ging strahlend am Horizonte auf. Zweiunddreißig Male in dreiundzwanzig Jahren hatten die führenden Blätter der Partei Frühlings-Anfang prophezeit; beim dreiunddreißigsten Male wollte sich die Weissagung erfüllen. Zeichen und Wunder geschahen. Waschecht gefärbte Demokraten gestanden dem Militarismus eine gewisse Existenzberechtigung zu; Rudolf Virchow wurde von ihnen zu dem Orden, den der gute Republikaner loyal annahm, beglückwünscht; die Abgötterei, die die mächtige Presse der Freisinnigen Vereinigung mit der Person des Kaisers trieb, nahm tropische Formen an. In die Idylle platzte dann grausam die Potsdamer Rede vom vornehmsten Rock, platzte wenige Tage später die unerwartete Nichtbestätigung Kauffmann's hinein. Da erst ließ der Irrthum der Augen Band los. Und nach langer Frist zum ersten Male wieder konnte man das schöne Wort vom Männerstolz vor Königsthronen lesen. Herr Mosse gestattete es, daß der ärgerliche Fall Neitzke seine Leitartikler tugendhaft entflammte, und kindisch-boshafte Sticheleien über private Regatta-Veranstaltungen wurden im Tageblatte von Byzanz gedruckt. Nach dem Leipziger Scandal und dem Treberstraße auch noch diese Enttäuschung — das war eben des Bitteren zu viel. Wie gegen Friedrich Eisenzahn, den Lauff und Leoncavallo unsterblich zu machen beordert worden sind, will sich Berlinischer Bürgertrutz gegen Wilhelm II. auflehnen. Gleich als stünde das Wahrzeichen städtischer Macht, der Roland, noch immer auf dem Molkenmarkte und bedrohe blutig die Verderber der Selbstverwaltung.

Und doch hat der König von Preußen nur gethan, was ihm Rechtens zustand. Ja, er that, wozu er nicht verpflichtet war: amtlich wurden die Gründe für Herrn Kauffmann's Boycottirung angegeben. Der Erwählte der Berliner Stadtverordneten hatte sich vor zwei Decennien in jugendlicher Lebhaftigkeit an politischen Agitationen mit scharf antimonarchischer Spitze betheiligt, und das, obgleich er dem preußischen Officiercorps angehörte. Die Fortschrittspartei der achtziger Jahre machte aus ihrem Haß gegen den alten Kaiser kein Hehl; für einen Officier war in ihren Reihen kein Platz. Ganz besonders kein Platz an der Tête. So fiel Herr Kauffmann als Märtyrer. Man wird leicht zum Märtyrer, wenn man mit etlicher Taktlosigkeit gegen Sitten und Anschauungen einer Gemeinschaft verstößt, aus der bei Zeiten ausscheiden man nicht den inneren Muth hat. Das Martyrium Kauffmann's ist jetzt in eine neue Phase getreten. Heroisch werden es nur sehr Wenige finden.

Ob Bernhard Bülow und der Minister des Innern sich für den Abgestürzten eingesetzt haben, ist an sich gleichgiltig. Der Monarch konnte ihren Rath einfordern oder nicht — die Entscheidung lag allein bei ihm. Mit keinem Worte schreibt die Verfassung, die hochgehaltene, vor, daß in Bestätigungs-Angelegenheiten der Souverän den Vor-

Digitized by Google

schlägen seiner Diener folgen müsse; ausdrücklich und unumwunden statuirt sie das Kronrecht. Hier also liegt kein Grund für den Reichskanzler und seine Genossen vor, plötzliche Empfindlichkeit zu markiren und Kauffmann's Schicksal theilen zu wollen. Die Unverbrauchten unter ihnen werden sich klüglich einen besseren Abgang zu schaffen wissen. Und die rasenden Rolande von Berlin, die alte Blutbann-Rechte geltend machen wollen und jetzt lärmend Minister-Köpfe fordern, als Sühneopfer für den erschlagenen Kauffmann, wissen nicht, was sie thun. Bülow, der bemerkenswerth großes Gewicht auf eine gute Presse legt, hat sich ihnen alleweil in Huld geneigt. Unter den Männern dagegen, die die Nordlandfahrt mitmachen und im Herbste des Kaisers Jagdgefährten sein werden, sind manche, die der Zuckerbrot-Dressur die Arbeit mit der Peitsche vorziehen. Selbst die zähnefletschende Sinnlosigkeit des ersten Zornes sollte Berliner Parteipolitiker nicht so verblenden, daß sie einen milden Freund steinigen und mit denselben Steinen den Weg pflastern, der den reisefrohen Feind zum ersehnten Ziele führt.

Caliban.

Zur Frage einer Landung in England.

Von Oberstleutnant Rogalla v. Bieberstein.

II.

Der berühmte Invasionsplan Napoleon's von 1805 blieb ungeachtet seiner sorgfältigen Vorbereitung Entwurf; allein seine Grundsätze sind heute noch mustergiltig.*) Gelang es, das dem britischen weit überlegene französische Landheer nach England zu führen, so war der Kaiser dort des entscheidenden Sieges über die englische Landmacht gewiß. Er plante dies eine Zeit lang, wählte jedoch, unter Verzicht auf eine secundäre Operation gegen Irland, schließlich den bequemeren, jedoch weit weniger wirksamen Weg, die Verbündeten Englands auf dem Continent zu bekriegen. Im Lauf der Jahre 1803—5 wurden von ihm neue Vorbereitungen theils politischer, theils militärischer Natur zur Landung in England getroffen. Die politischen sollten die Durchführung des Unternehmens gegen fremde Einmischung, die militärischen den tactischen Erfolg sichern. England versuchte, das Unternehmen bereits in seinem ersten Stadium, dem der Vorbereitung, zu vereiteln; allein dies gelang ihm in Folge der Anordnungen Napoleon's zum Schutz der Häfen, die durch zahlreiche Strandbatterien vertheidigt wurden, nicht. Die Organisation der Transportflotte vollzog sich daher vom Gegner ungestört. Die französische Schlachtflotte sollte zur Action verfügbar sein und das Landungsheer auf einer besonderen Transportflotte übergesetzt werden. 625 Transportschiffe, 1240 Kanonenschaluppen und sonstige flachgehende kleinere Fahrzeuge lagen, sämmtlich mit Geschützen armirt, im Frühjahr 1805 in Boulogne, Vimereux, Ambleteuse und Etaples für die Ueberfahrt von 100 000 Mann bereit. Die gesammte Armee von Boulogne, 132 000 Mann mit 400 Feldgeschützen, konnte nach Ansicht der Sachverständigen derart in 48 Stunden, ihre Trains und die Reserveschiffe mit 11 000 Pferden konnten in acht Tagen übergesetzt werden. Heute würde sich dieser Zeitraum in Folge durchgängiger Verwendung von Dampfern natürlich ganz erheblich abkürzen.

Im Juli 1805 lagen 12 englische Linienschiffe in der Themsemündung bereit, mit dem Auftrage, die holländische, Frankreich unterstellte und zur Unterstützung der Landung bestimmte Flotte in Texel zu beobachten und abzuwehren. Sieben bis acht englische Linienschiffe nebst einer Anzahl Fregatten, Briggs und Kanonenboote lagen, noch in der Ausrüstung begriffen, bei Spithead, beide Geschwader waren selbst vereinigt der holländischen Flotte nicht gewachsen. Brest mit 21 französischen Linienschiffen wurde von den Engländern mit 19 Linienschiffen blockirt und die ersteren dadurch am Auslaufen verhindert. Die übrige britische Flotte verfolgte den Admiral Villeneuve, der am 9. Juni mit 21 Linienschiffen Westindien mit dem Kurs nach Ferrol verlassen hatte, um die Blockaden von Ferrol und Brest aufzuheben, sich mit den dort eingeschlossenen französischen Geschwadern zu vereinigen und zur Deckung des Ueberganges nach dem Canal zu gehen. Es steht fest, daß das erwähnte Hauptgeschwader der englischen Flotte erst 14 Tage nach der Ueberfahrt des französischen Invasionscorps und zum Theil sogar erst später im Canal erscheinen konnte, und daß die französisch-holländischen Flotten am Canal stark genug waren, die dortige englische auf sich zu lenken und, zwar eventuell unter hier sehr gebotenen Opfern, festzuhalten. Das Landungsunternehmen war daher damals, da das Hauptgeschwader der englischen Flotte sich nicht im Canal oder doch ihm nicht nahe genug befand, durchführbar.

Die zur Vertheidigung Englands bereiten Truppen bestanden nur aus 41 000 Regulären, ferner 48 000 Milizen und 150 000 bewaffneten und 150 000 unbewaffneten, unausgebildeten Freiwilligen, und diese Truppen standen zersplittert an der ganzen Südküste. Napoleon dagegen verfügte mit seiner Reserve über 154 000 Mann für das Invasionsunternehmen, die, von seiner Meisterhand geführt, nach geglückter Landung die dünne englische Vertheidigungslinie zweifellos durchstoßen haben und in etwa vier Märschen vor London eingetroffen sein würden. Was sich ihm hier etwa noch entgegenstellte, wäre wohl ebenso sicher von ihm überwältigt worden und, im Besitze Londons, würde er alsdann aller Voraussicht nach den Frieden dictirt haben. Sehr viele Chancen sprachen daher im Juli 1805 für das Gelingen seines Invasionsplanes. Nichtsdestoweniger zog er den Krieg auf dem Continent vor, und zwar wohl deßhalb, weil er ihm leichtere und namentlich sicherere Erfolge versprach. Denn selbst der gelungene Invasionsversuch in England hatte, wie ich bereits hervorhob, eine sehr bedenkliche Kehrseite. Es war möglich, wenn auch sehr unwahrscheinlich, daß England nach dem Falle Londons nicht Frieden schloß, sondern im übrigen Theil des Reiches den Krieg fortsetzte. Durfte man doch das britische Hauptgeschwader unter dem Befehl Nelson's und Calder's mit Sicherheit binnen wenigen Wochen im Canal erwarten. Die dortigen französischen Flotten, die die Verbindung mit Frankreich sichern sollten, wären dann, nachdem Nelson vorher mit Villeneuve abgerechnet hatte, der gewissen Niederlage und der Vernichtung ausgesetzt gewesen. Der Kaiser befand sich dann zwar siegreich in England mit seiner besten Operationsarmee, allein sie konnte in diesem Falle, mochte sie sich auch noch so lange in England halten, zwar mit einzelnen Abtheilungen, doch nicht als Armee mit ihrem Kriegsmaterial wieder nach Frankreich zurückgelangen. Wohl war eventuell eine zweite Transportflotte, aber keine zweite Geleitflotte von Napoleon in England zu beschaffen. In dieser Lage des Kaisers würden sich indeß seine Gegner auf dem Continent, die bereits zur dritten Coalition rüsteten, mächtig geregt haben und zum Angriff am Rhein erschienen sein. Napoleon hätte, auch wenn er für seine Person nach Frankreich zurückzukehren vermochte, seine beste Armee in England lassen müssen, also im Festland-Kriege nicht verwenden können. Die Landung war daher meines Dafürhaltens, selbst wenn sie völlig glückte, nicht nur ein gewaltiges Risico, sondern unter Umständen selbst ein va banque-Spiel, welches einzugehen Napoleon, da überdies kurz vor ihrer beabsichtigten Ausführung die dritte Coalition gegen ihn abgeschlossen wurde, durch die politische Gesammtlage nicht

*) Ich folge hier, unter selbstständiger Beurtheilung, den Daten von Thiers' Geschichte des Kaiserreichs und einer Arbeit des Majors im Gen.-St., Frhr. v. Lüttwitz im M.-W.-Bl.

Digitized by Google

gezwungen war. Er bedurfte, wie Frhr. v. Lüttwitz richtig bemerkt, nach seiner Proclamation zum Kaiser ganz sicherer und schneller Erfolge, und diese vermochte er mit seiner allen übrigen Armeen überlegenen Armee und Führerschaft weit sicherer auf dem Continent als in England zu erringen.

Das Landungsproject Napoleons 1805 lehrt, daß eine Landung in England dann möglich ist, wenn das Gros der englischen Flotte, wie dies der Fall war, vom Canal abgelenkt ist, daß sie aber auch dann ein gewaltiges, höchst unsicheres Wagniß bleibt, so lange die englische Flotte nicht gründlich geschlagen und die ungestörte Verbindung des Invasionsheeres mit dem Continent gesichert ist.

Betrachten wir die heutigen, für das Unternehmen maßgebenden Verhältnisse, so liegt es auf der Hand, daß das Moment der Ueberraschung in Folge der Verwendung der Dampfschiffe und der telegraphischen Verbindung unter den Landungstheilen nicht unerheblich begünstigt ist. In $1^3/_4$ bis 2 Stunden fahren Personendampfer bei günstigem Wetter von Calais nach Dover und nur wenig länger von Boulogne nach Folkestone. Die zahlreichen englischen Küstenbefestigungen an der Steilküste zwischen Dover und Beachy Head ꝛc. vermögen nicht jeden Punkt dieser Küste zu schützen. Dover, obgleich neuerdings verstärkt und in der Erweiterung zum Zufluchtshafen begriffen, ist nicht der große Flottenstützpunkt und Hafen, der es sein müßte. Allerdings ist die erwähnte schmale, etwa 15 deutsche Meilen lange Strecke leicht von der englischen Flotte abzupatrouilliren und zu sichern. Allein die Verwendung des Dampfes gestattet heute die Wahl auch von weiter entfernten Ausgangspunkten, wie z. B. Cherbourg, Havre, Abbeville, Dünkirchen und selbst Brest ꝛc. Auch an anderen Strecken der Südküste und Süd-Ostküste ist eine Landung möglich, wenn es, wie bemerkt, das Gros der englischen Flotte vom Canal und dessen Umgebung abzulenken oder zu schlagen glückt. In der Gegend von Yarmouth und Lowestoft, wo die 10 m-Tiefenlinie ziemlich nahe an die Küste herantritt, hat sogar ein östlicher Gegner Chancen. Die erforderliche Truppen-Transportflotte ist heute leichter herzustellen und durch weittragende Strandbatterien zu sichern, und die Vorbereitungen des Unternehmens daher kaum ernstlich zu stören. Zur Vertheidigung der Küsten stehen England allerdings, sobald seine Heeresreform durchgeführt ist, künftig mit 155000 Regulären, 90000 Reserven, 150000 Mann Miliz, 35000 Mann Yeomanry und 250000 Freiwilligen, zusammen 680000 Mann gegen bisher nur etwa 480000 und früher, wie wir sahen, 139000 Mann, zur Verfügung. Allein die Millionenheere der großen Militärmächte des Continents gestatten das Invasionsheer entsprechend zu verstärken. Es handelt sich daher heute ebenso wie früher vor Allem um die Stärke, den Gefechtswerth und die normale Friedensvertheilung der zu überwindenden oder abzulenkenden britischen Inlands-Flottenstreitkräfte und um diejenigen der für das Invasionsunternehmen in Betracht kommenden Mächte.

Die quantitative Stärke der englischen Flotte ist bekanntlich nach dem Fortschreiten des Schiffsbaues der übrigen Großmächte bemessen, und zwar derartig, daß sie stets den vereinigten Kräften zweier beliebiger, also auch der größten Seemächte, Frankreich und Rußland, mindestens gewachsen sein soll. Hierbei ist jedoch für den Fall, daß England von einer Coalition und Invasion mehrerer Seemächte wie etwa Frankreich, Rußland und Deutschland bedroht ist, zu berücksichtigen, daß nur die russische Ostseeflotte bei diesem Invasionsunternehmen mitzuwirken vermag. Die russische Schwarze Meer-Flotte befindet sich in einem mare clausum, und zu Gunsten ihres Erbfeindes dürfte die Pforte kaum die internationalen Verträge brechen und die Durchfahrt durch den Bosporus und die Dardanellen gestatten, um so England, einer ihrer Hauptstützen, eine Niederlage zu bereiten und das Machtgewicht Rußlands noch zu steigern. Zwar halten Manche eine russische Landung an den Gestaden des Istrandja-Balkan und damit einen Vorstoß auf Constantinopel für leicht. Allein die Türkei hat in neuester Zeit eine derartige militärische Widerstandskraft entwickelt, daß der Fall Constantinopels wohl erst nach schwerem Ringen stattfinden würde, und wer die in verschiedenen Gruppen sich auf viele Meilen Feuer- und Torpedo-Wirkungsbereich erstreckenden Befestigungen des Bosporus und der Dardanellen persönlich gesehen hat, der wird das Erzwingen der Durchfahrt der Schwarzen Meer-Flotte durch die Meerengen für ein sehr zweifelhaftes Unternehmen halten. Ueberdies vermöchte diese Flotte, selbst wenn das Wagniß gelänge, bei einer gleichzeitig geplanten Invasion in England nicht mehr rechtzeitig zur Ablenkung englischer Flottenstreitkräfte von den Canalgewässern nach dem Mittelmeer beizutragen. Nimmt man also die allerungünstigste Coalition gegen England an, wobei die Vereinigten Staaten, Italien und Japan in Anbetracht mancher Interessengemeinschaft mit Großbritannien, Japan auch in Folge seiner Entferntheit, unberücksichtigt bleiben können, so würde England nur mit den Streitkräften des französischen Nordgeschwaders und dessen Reserve, sowie mit der deutschen Flotte und der russischen Ostseeflotte zu rechnen haben, während sein Mittelmeergeschwader mit den französischen Mittelmeergeschwader engagirt wäre. Sieht man nun von dem allerdings nicht fernen Zeitpunkt ab, wo die französisch-russisch-deutsche Linienflotte an Schiffszahl und Tonnengehalt, jedoch nicht an großen Kreuzern, etwas stärker sein wird als die englische, so ergiebt sich hinsichtlich der Machtverhältnisse beider Gegner etwa das Folgende:

Die englische Canalflotte besteht in normalen Friedenszeiten aus 8 Schlachtschiffen 1. Classe und je 2 Panzerkreuzern 1., 2. und 3. Classe, in Summa 14 Kriegsschiffen. Außerdem sind 5 Schlachtschiffe, davon 3 in Portsmouth, Sheerneß und Plymouth, 2 in Queenstown und Pembroke als mit voller Bemannung in Dienst gestellte Hafenschiffe vorhanden. 6 schon im Frieden voll bemannte Panzerschiffe, 2 Panzerkreuzer und 2 ungepanzerte Kreuzer 2. Classe dienen als Bezirks-Capitänschiffe der Küstenwache zur See, können jedoch zu besonderen Zwecken verfügbar gehalten werden. Auf einen Theil von ihnen und den ersteren dürfte daher im Falle einer drohenden Invasion zu rechnen sein und ebenso auf die etwa in genügender Nähe befindlichen, verwendungsfähigen Schul- und Versuchsschiffe. Für die Vertheidigung der Küsten wird ferner die aus dem bisherigen Reservegeschwader neu gebildete und verstärkte Reserveflotte disponibel, deren Torpedoboote die Aufgabe erhalten sollen, im Canal als Wachtschiffe zu kreuzen. In den drei Inlandsstationen Portsmouth, Devonport und Chatam liegt vom Reservegeschwader die A-Reserve in 24 Stunden, die B-Reserve in 3 Tagen zum Auslaufen bereit. Die Stärke dieser einzelnen Geschwader soll auf jeder Station nach Zahl und Gefechtswerth der Schiffe jeder möglichen Combination von Flotten zweier fremder Seemächte überlegen sein. Zur Zeit hat die englische Flotte 37 Schlachtschiffe, davon 24 1. Classe, 10 Panzerkreuzer, 21 geschützte Kreuzer 1. Classe, 98 andere Kreuzer, 110 Torpedobootzerstörer und 80 Torpedoboote, in Summa 356 Kriegsschiffe in Dienst gestellt, eine Anzahl, deren Höhe allerdings mit eine Folge der Kriegswirren in China und Südafrika ist. Allein auch bei völlig ruhigen Zeiten dürften von den 1901 fertigen 61 Linienschlachtschiffen heute stets so viele in den Inlandsstationen in Dienst gestellt oder in 1 bis 3 Tagen (resp. wenigen Wochen) seeklar sein, daß sie selbst einer Combination der gegen die englische Küste verfügbaren Geschwader der erwähnten drei Seemächte gewachsen sind, besonders nach Durchführung der beschlossenen Neubauten von 24 englischen Panzerkreuzern. Das französische Canalgeschwader zählt 6 Linienschlachtschiffe, 2 Panzerkreuzer, 1 Kreuzer 2. Classe, 2 Torpedobootjäger, und seine Reserve kann als etwa ebenso stark angenommen werden. Von den 14 fertigen deutschen Linienschlachtschiffen und 11 großen Kreuzern würden nach ihrer Rückkehr aus Ostasien die ersteren

Digitized by Google

fast sämmtlich und der größte Theil der Kreuzer für die Coalition verwendbar sein, von den 17 fertigen russischen Linienschiffen und 16 großen Kreuzern jedoch, wie erwähnt, nur der größere Theil der Ostseeflotte, welche 12 Linienschlachtschiffe und 12 große Kreuzer zählt, wovon in gewöhnlichen Zeitläuften drei sich in Ostasien befinden. England hat zur Zeit von seinen 61 fertig gestellten Linienschiffen 10 im Mittelmeergeschwader, 3 im ostasiatischen Geschwader und 1 in Ostafrika. Es hatte 1896 1 Linienschiff und 3 Panzerkreuzer und 1898 3 Linienschiffe und 3 Panzerkreuzer in China. Im Falle einer Bedrohung der englischen Küste durch Invasion sind als Verstärkung des Mittelmeergeschwaders vielleicht nur 6 Linienschiffe zu veranschlagen, so daß England alsdann etwa 42 Linienschiffe zur unmittelbaren Vertheidigung des Königreichs verfügbar blieben. Frankreich hat von seinen 34 fertig gestellten Linienschiffen unter normalen Verhältnissen 6 im Mittelmeergeschwader*), 1 in Ostasien und 9 in der Reserve des Mittelmeergeschwaders, so daß ihm nach Rückkehr der Linienschiffe aus Ostasien etwa 19 Linienschiffe für einen Angriff in den englischen Gewässern zur Verfügung bleiben.

Die Anzahl der britischen Linienschiffe in den Gewässern des Königsreichs und diejenigen der zum Angriff verfügbaren Linienschiffe der Coalition würde daher ziemlich gleich, die englische Flotte jedoch an großen Kreuzern stärker sein, namentlich wenn ihre projectirten Panzerkreuzerbauten beendet sind.

Voraussichtlich würde jedoch die Coalition weit stärker an Torpedobooten wie die englische Canal- und Reserveflotte, diese dagegen stärker an Torpedobootjägern auftreten.

Eine ernstliche Störung der Vorbereitung des Landungsunternehmens ist, wie erwähnt, heute ziemlich ausgeschlossen, dagegen erscheint die Verhinderung der Vereinigung der Streitkräfte der Coalition, die die Transportflotte geleiten und den Kampf mit den Geschwadern in den englischen Gewässern aufnehmen sollen, zwar schwierig, aber doch möglich. Und zwar in Anbetracht der Position der britischen Streitkräfte gegenüber dem westlichen Flügel der Coalition, die ein Zwischenschieben zwischen den weit entfernten östlichen Flügel gestattet.

Da das französische Canalgeschwader und seine Reserve und die in einer Anzahl der französischen Canalhäfen versammelte französische Transportflotte der zunächst befindliche, stärkste, aber auch empfindlichste Gegner ist, so würde ihnen gegenüber voraussichtlich ein angemessen starkes, an Kreuzern überlegenes, englisches Geschwader im Canal belassen werden, damit es diese beiden Theile der Angreifer beobachten, und ihnen, sobald erforderlich, entgegentreten kann, während eine große Anzahl kleiner britischer Fahrzeuge die zugänglichen Stellen der englischen Südküste zu vertheidigen. Ergriffe die französische Canalflotte die Offensive, so würde sie englischer seits mit starker Ueberlegenheit und daher aller Aussicht auf Erfolg, angegriffen werden. Wartet die französische Canalflotte, jedoch wie nahe läge, das Herankommen der östlichen Verbündeten in ihren Häfen ab, so würde einem zweiten englischen Geschwader die Aufgabe zufallen, die deutsche und russische Flotte bei ihrem Herankommen, wenn möglich vor ihrer Vereinigung, jedenfalls aber vor der Vereinigung mit der französischen anzugreifen. Versammelt sich, wie zu erwarten, die russisch-baltische Flotte rechtzeitig in Libau, so würde eine englische Operation zur Verhinderung ihrer Vereinigung mit der deutschen in Anbetracht der räumlichen Entfernungen gegenstandslos. Liefe etwa die französische Canalflotte, sei es mit oder ohne Landungsdiversion gegen Irland, nach Westen aus, um die englische Canalflotte von dem Landungsunternehmen im Canal abzulenken, so würde die Letztere sie, falls sie noch erreichbar ist, mit starker Ueberlegenheit und aller Aussicht auf Erfolg angreifen können. Sollte die französische Flotte dagegen nicht mehr erreichbar sein, so würde die englische sie durch Kreuzer beobachten, und sich unter Anordnungen, die ihr rechtzeitiges Wiederauftreten im Canal verbürgen, gegen den östlichen Gegner wenden, wobei sie sich nicht zu weit von der Ostmündung des Canals entfernen dürfte. Die Herbeiführung eines Kampfes mit den vereinigten deutschen und russischen Geschwadern vor ihrer Vereinigung mit dem französischen Nordgeschwader erscheint daher für die britische Flotte, wenn auch schwierig, so doch möglich. Von dem Ergebniß der Kämpfe im Canal gegen das französische Nordgeschwader und in der Nordsee gegen das deutsch-russische Geschwader würde also die Durchführung der Landung einer deutschen Landungsflotte abhängen. Sie erschiene der Entfernung halber zwar kaum als Ueberraschung, würde indeß, falls das britische Ostgeschwader geschlagen wäre, eine den französischen Landungsversuch wesentlich unterstützende Diversion und ausführbar sein.*) Eine deutsche Landung an der Süd- und Südostküste Englands gleichzeitig mit der französischen würde den ihr vorausgehenden Sieg über das britische Ostgeschwader oder dessen Ablenkung voraussetzen. Allein die deutsche Landungsdiversion könnte auch dann noch erfolgreich werden, wenn die französische Landung abgewiesen oder wenn sie vorher erfolgt ist. Zur Ueberfahrt der ersten, der Truppenstaffel, von der deutschen Nordseeküste von Emden, Wilhelmshaven, Bremerhafen und Cuxhaven nach Lowestoft und Yarmouth bedarf es etwa 24—30 Stunden, zu der über den Canal zwischen Etaples, Boulogne und Calais nur etwa 2 Stunden. Ueberdies giebt es einen Weg in den Nordseeküstengewässern, auf welchem ein namhafter Theil der deutschen 85 Torpedoboote, den Angriffen der englischen Geschwaderschiffe nicht ausgesetzt, entweder in die östlichen Gewässer des Canals oder in die rechte Flanke und den Rücken des britischen Ostgeschwaders zu gelangen vermag.

Vermag England auch — freilich erst nach Beendigung des Burenkrieges — einer Invasion heut mehr Truppen und einigermaßen ausgebildete Milizen und Freiwillige entgegen zu stellen als früher, so ist es doch bei der Inferiorität seines gesammten Heerwesens kaum zweifelhaft, daß selbst im Fall der Verstärkung seines Landheers auf die geplanten 155000 Mann und 6 Armeecorps, seinen Reserven auf 90000 Mann, seiner Miliz auf 150000 Mann und der Freiwilligen auf 250000 Mann diese an der Süd- und Südostküste verteilte Streitkraft dem concentrirt erfolgenden Vorstoß einer französischen Landungsarmee von etwa 150000 Mann und einem gleichzeitigen, oder einige Tage später erfolgenden deutschen Angriff erliegen müßte.

Die Befestigungen der Süd- und Südostküste Englands bestehen in denjenigen der wichtigen Zugangs- und Hafenpunkte dieser Küsten, nämlich von Falmouth, Plymouth, Dartmouth, Portsmouth mit der Insel Wight und Dover und an der Südostküste denen von Sheerneß, Chatham, der Themsemündung und von Harwich.**) In der Nähe dieser starken, durch Panzerthürme und kasemattirte Panzerbatterieen, Hafensperren ꝛc. geschützten Plätze ist eine Landung unthunlich. Zwischen ihnen liegen an den wichtigsten Punkten der Küste, und zwar zwischen Seeford westlich Beachy Head's und Dover bis Deal zahlreiche Martellothürme und Batterieen, sowie namentlich bei Hythe aus mehreren Panzer-Drehthürmen bestehende Küstenforts. Allein die zu sichernde Strecke der

*) Zur Zeit 14.

*) Die Südostküste, das Ziel einer deutschen Landung, hat nur wenige veraltete Befestigungen und Martellothürme. Bei Lowestoft sind allerdings seit längerer Zeit 3 Forts, bei Yarmouth mehrere Batterieen projectirt, die inzwischen in Angriff genommen und vollendet sein können, die Küste jedoch nur im Bereich ihrer Geschütze decken.

**) Neuerdings ist, wie berichtet wird, die starke Befestigung und Ausgestaltung der Scillyinseln zu einem bedeutenden Stützpunkte der britischen Flotte in englischen Gewässern geplant, Unternehmungen gegen Irland und den westlichen Theil der Südküste, sowie gegen die Südwestküste Englands würden dadurch erheblich erschwert werden.

Digitized by Google

einer Landung besonders günstigen steilen Südküste ist nach Abrechnung der einer Landung ungünstigen Theile noch 75 d. Meilen lang, so daß zahlreiche ungeschützte Stellen vorhanden sind. Ueberdies sind viele der Küstenvertheidigungsanlagen noch nicht vollendet und stehen nicht auf der Höhe der Zeit; erst 1908 wird die Verwendung der für Hafenbefestigungen ꝛc. bewilligten 350 Millionen Mark beendet sein. Das, was an Landbefestigungen noch vorhanden ist, erscheint gänzlich veraltet und überdies unzureichend armirt. Das Landungsheer vermag überdies den größten Theil der Küstenbefestigungen, namentlich die genannten befestigten Hafenplätze, zu vermeiden und würde, wie erwähnt, durch die Küstenvertheidigungslinie hindurchstoßend, sich vorwärts sammeln und in 3—4 Tagen vor den improvisirten Befestigungen Londons erscheinen können, während es sich einige geeignete Stellen an der Küste durch Feldwerke als Stützpunkte sichert.

Die projectirten, von den Engländern erst zu errichtenden Befestigungswerke Londons sollen in der vorderen Hauptvertheidigungslinie nur aus nicht sturmfreien, mit einigen Gatlings und Mitrailleusen armirten Infanterieschanzen mit Zwischenbatterieen, sowie in einer rückwärtigen Batterielinie bestehen. Ihre Vertheidiger sind neben einem Kern regulärer Truppen ebenso wie diejenigen der Küste der Hauptzahl nach Milizen und Freiwillige, die nicht gelernt haben, in Befestigungen zu kämpfen. Die in allen Arten der Kriegführung geschulten Truppen der Continentalmächte würden daher in der Ueberwältigung der Vertheidigung Londons keine zu schwierige Aufgabe finden, und mit dem Falle Londons, der Metropole des vereinigten Königreichs, ist der sofortige Friedensschluß Englands, namentlich wenn seine Canal- und Reserveflotte geschlagen ist, sicher zu erwarten. In Frage stünde er, wie schon oben angedeutet, nur dann, wenn die Landung durch Ueberraschung gelungen ist, die Canalflotte und die Reserveflotte jedoch noch nicht geschlagen oder abgelenkt sind, oder wenn sie ihrerseits die Geleitflotte der Angreifer geschlagen haben und den Canal und die Nordsee beherrschen. In diesem Falle wäre vielleicht eine Fortsetzung des britischen Widerstandes im Norden Englands und in Schottland denkbar. Allein auch diesen würde die Invasionsarmee voraussichtlich bald zu brechen wissen. Ist daher die Landung durch Ueberraschung geglückt, so sprechen fast alle Chancen für die baldige Ueberwältigung Englands. Eine Hauptgefahr besteht dann aber immer noch in der Existenz der unbesiegten britischen Geschwader. Wenn sie sich bei Beginn der Feindseligkeiten gegenüber den Häfen postiren, in denen sich die beim heutigen Stande des Nachrichtenwesens nicht zu verbergenden Transportschiffe des südlichen Angreifers sammeln, so wird ihr Ablenken von dort sehr schwierig sein und aller Voraussicht nach ein Kampf des Geleitgeschwaders mit ihnen stattfinden müssen. In diesem Falle liegen die Chancen auf Seiten der englischen Flotte. Leicht concentrirbar unter einheitlicher Leitung, was ein höchst wichtiger Vortheil ist, befindet sie sich dem westlichen Flügel der Coalition gegenüber in der Lage, sich zwischen ihn und die östlichen Geschwader der Coalition zu schieben. Andererseits aber gilt sie bis heute auch an Qualität wohl noch als die erste Flotte der Welt. Denn man darf bei der Beurtheilung des Gefechtswerthes der britischen Flotte bei allen ihr vorgeworfenen Mängeln nicht vergessen, daß ihre Mannschaften bestimmungsmäßig eine 12jährige Dienstzeit, in Praxis durchschnittlich eine 7jährige haben, nnd daß dieselben sämmtlich aus seegewohnten Leuten bestehen, denen nicht erst, wie bei anderen Flotten, das Seekrankwerden, auch im Kriegsfalle, abgewöhnt werden muß, sowie ferner, daß das britische citadellartige Panzeranordnungssystem, dem mancher anderer Seemächte, wie z. B. Frankreichs, von namhaften Fachmännern überlegen erachtet wird.

Faßt man ferner, da es Frankreich an Truppen und Transportmaterial nicht fehlen kann, eine französische, etwa von Brest und Lorient ausgehende Landungsdiversion gegen das für eine Erhebung rechtzeitig vorbereitete Irland ins Auge, während die Hauptlandung an der Südküste Englands beabsichtigt ist, so vermöchte diese unter dem Schutz des französischen Nordgeschwaders und seiner Reserve unternommene Diversion zwar das englische Canalgeschwader und dessen Reserveflotte vom Canal abzulenken; trotzdem würde eine nicht allzu beträchtliche Anzahl von großen und kleinen Kreuzern, Küstenpanzerschiffen, Kanonenbooten und Torpedofahrzeugen voraussichtlich zur Ueberwältigung der französischen Haupttransportflotte genügen, auch wenn deren Fahrzeuge, wie ihrer Zeit die napoleonischen, gut armirt wären.

Die Invasion einer einzelnen Continentalmacht in England, Frankreich z. B., erscheint daher, wie die Verhältnisse heute liegen, ziemlich aussichtslos, und diejenige einer Coalition der genannten Mächte scheint ein derartiges Risico in sich zu schließen, so daß sie nicht die mindeste sichere Aussicht auf Erfolg bietet, um gewagt werden zu können. Man muß sich vergegenwärtigen, welche Schwierigkeiten das einheitliche, dem gemeinsamen Ziel entsprechende Operiren der Streitkräfte von Coalitionen und welche Fehler es stets aufgewiesen hat. Uebrigens pflegen Coalitionen nicht selten Gegen-Coalitionen hervorzurufen, und wenn England nicht nur der rechtzeitige Abschluß einer solchen mit einer Seemacht, sondern auch die rechtzeitige Vereinigung mit deren Flotte gelänge, so wäre das Invasionsunternehmen der angenommenen Coalition von vornherein ganz aussichtslos. Erst dann, wenn der Kriegsschiffsbau der genannten Continentalmächte ihnen eine sehr beträchtliche numerische Ueberlegenheit über die englische Canal- und Reserveflotte sichert, erschiene das Unternehmen, abgesehen von besonderen politischen Constellationen und namentlich einem Engagement der englischen Canalflotte im Mittelmeer oder anderwärts, weit ab vom Mutterlande, aussichtsvoll. Das Wort Napoleons: „Man muß 24 Stunden den Canal beherrschen, um Herr der Welt zu sein", besitzt noch heute seine durch die Benutzung der Dampfkraft verhältnißmäßig nur wenig verminderte Geltung.

Die Reform des Actien-Gesetzes.

Durch die folgenschweren Zusammenbrüche in den letzten Monaten und Wochen ist vor Allem das Institut der Aufsichtsräthe arg discreditirt worden. Sowohl bei den Sandenbanken wie in Dresden und Leipzig hat sich der Aufsichtsrath damit begnügt, eine willenlose Creatur des Vorstandes zu sein; um nicht auch willenlos zu bleiben, sondern für die jetzt in Aufnahme kommenden „Verhaftungen im Grünen" die nöthigen Landhäuser zu besitzen, haben die Herren wenigstens einen Theil ihrer Obliegenheiten, das pünktliche Abheben der Tantièmen, gewissenhaft besorgt. Der Gesetzgeber wollte den Directionen der Actiengesellschaften in den Aufsichtsbehörden eine Oberbehörde schaffen, die aus sachverständigen Vertrauensleuten der Actionäre bestehen und ihre Interessen dem Vorstande gegenüber wahrnehmen sollte. In der Praxis ist das, wie gewöhnlich, ganz anders gekommen. Die Generalversammlungen gehorchen, so lange eine einigermaßen erträgliche Dividende herausgerechnet wird, blindlings den Weisungen des Vorstandes, der es zudem in der Hand hat, sich von vornherein die Mehrheit der Stimmen zu sichern. Niemand wird in den Aufsichtsrath gewählt, wer nicht zu den Stummen des Serails oder zur Vetternschaft der Machthaber gehört. Aus einem Zwing-Uri, das den Vorstand alle Zeit in Angst und Treue halten sollte, ist eine fette Pfründe geworden, die allzu oft die Gewissenlosigkeit und Unterwürfigkeit belohnt. Die Mitglieder des Aufsichtsrathes fühlen sich fast immer

Digitized by Google

als Verbündete der Directoren; der Actionär ist ihr gemeinsamer Erbfeind. Da werden ungünstige Geschäftsergebnisse vertuscht, schlechte Bilanzen verschleiert, weil im anderen Falle die Tantièmen sich verringern würden; da stimmt man mit Hurrah jeder noch so zwecklosen Vermehrung, jeder Verwässerung des werbenden Capitals zu, weil das die Tantièmen erhöht. So wird just vom Aufsichtsrathe der Ruin des seiner Controlle und seiner Fürsorge anvertrauten Unternehmens in die Wege geleitet. Dadurch, daß man fast niemals einen Fachmann in diese Körperschaft entsendet und am liebsten Leute, die schon zwanzig Aemter auszufüllen haben, zu Aufsichtsräthen wählt, schützt sich der Vorstand noch besonders gegen Ueberrumpelungen und peinliche Topfguckereien.

Der Leipziger Scandal und die schlimmen Dividenden-Gerüchte haben den actienbesitzenden Capitalisten aus jahrelangem Schlaf aufgescheucht. Er fängt wieder an, sich um sein Geld zu kümmern. Und radical, wie er in solcher Lage ist, begnügt er sich nicht mit halben Maßregeln und Reformen, sondern verlangt kurz und bündig Abschaffung der Aufsichtsräthe oder doch ihre Stellung unter Polizeiaufsicht. Man will sie durch vereidigte Revisoren ersetzen, die dazu den Vorzug haben, nicht 900 000 Mk. jährlich zu kosten, welche Summe beispielsweise die Nürnberger Schuckert-Gesellschaft heuer trotz ungünstigen Abschlusses für ihren Verwaltungsrath ausgeworfen hatte. Während die Actionäre keinen rothen Heller zu sehen bekommen, erhalten die Leiter der Gesellschaft, deren unverantwortliches Treiben doch das ganze Elend verschuldet hat, nach wie vor übertrieben hohe Tantièmen. Das heißt doch jeder Gerechtigkeit in's Gesicht schlagen. Daß man darauf sinnt, sich so kostspieliger Geldverschleuderer zu entledigen, liegt auf der Hand. Nur leider ist es unmöglich, den vereidigten Revisoren alle Arbeiten zu übertragen, die zur Zeit noch dem Aufsichtsrathe obliegen. In die Leitung der Geschäfte können sie nicht eingreifen, ebenso wenig darf man sie mit der Entlassung der Directoren ꝛc. befassen. Sie sind nur für die Buchführung gut, und ihre Hauptaufgabe wäre es, die jährlichen Bilanzen zu ziehen und zu veröffentlichen. Betrügereien, wie sie der Treberschmidt und seine Cumpane verübt haben, die fortgesetzte Täuschung des Publicums durch nebulose Buch- und Agio-Gewinne wären dann unmöglich. Kommt es zu einer Reform des Actiengesetzes — und die conservativen Parteien werden darauf dringen, sobald die Möller'schen Börsenreform-Vorschläge bekannt geworden sind —, so wird der staatliche Revisionscommissar zweifellos das Licht der Welt erblicken. Eine seiner Hauptaufgaben wird sein, die strafwürdigen Privatgeschäfte, die die Mitglieder des Aufsichtsrathes mit der Gesellschaft zu machen pflegen, zu verhindern. Im Casseler Falle schulden laut Ausweis der Bücher die Herren Aufsichtsräthe der Gesellschaftscasse 14 Millionen Mark! Hier hätte ein forscher und mit den nöthigen Machtbefugnissen ausgestatteter Revisor manche schamlose Durchstecherei verhüten können.

Aber, wie gesagt, der Revisor macht den Aufsichtsrath nicht überflüssig. Und keine Reform ist im Stande, die persönliche Wachsamkeit der Betheiligten zu ersetzen. Was hülfe es beispielsweise, wenn die Reservefonds nicht mehr im Geschäft mitarbeiten, sondern in sicheren Werthpapieren angelegt werden müßten? Solide Directionen würden dadurch in ihren Maßnahmen behindert, unsolide doch nicht von gewagten Speculationen abgehalten werden. Kummer besaß Reserven in Höhe von 30 v. H. des Actiencapitals, aber sie hätten nicht entfernt ausgereicht, um alle Verbindlichkeiten zu decken und den Actionären wenigstens eine geringe Quote zu sichern. Nein, gerade hier ist selbst der Mann. Wenn die Actionäre nach den schmerzhaften Schlägen der letzten Tage in ihre Vertrauensseligkeit zurückfallen und sich den Directionen ihrer Gesellschaft wieder mit gebundenen Händen überantworten, dann werden die Sanden, Exner und Schmidt in alle Zukunft weiter ihr Schäfchen scheeren, unbekümmert um vereidigte Revisoren, Staatscommissare und festgelegte Reservefonds. An Aufsichtsräthen, die den Muth des Mamelucken zeigen und für 10 bis 15 000 Mk. jährlich Tag für Tag das Zuchthaus mit dem Aermel streifen, wird niemals Mangel sein, selbst wenn strenge Strafbestimmungen und Regreß-Verpflichtungen eingeführt werden. Eine Verschärfung des Actien-Gesetzes ist gewiß wünschenswerth, denn die Allgemeinheit hat die Pflicht, gewissenlosen Verschleuderern fremden Gutes das Handwerk zu erschweren. Nichts destoweniger vermag solche Verschärfung einige gute Wirkung nur dann auszuüben, wenn die Actionäre die Waffen, die ihnen das Gesetz liefert, auch anzuwenden verstehen und anzuwenden bereit sind. Schon eine Handvoll entschlossener Leute genügt unter Umständen, um verbrecherischen Directoren und Aufsichtsräthen derbe Striche durch die Rechnung zu machen; der Actionär muß sich nur entschließen können, die Generalversammlungen, die über sein Vermögen zu befinden haben, mit dem fünfzigsten Theil der Regelmäßigkeit zu besuchen, die er seinem Rauch-Club und seinen Scat-Abenden widmet.

Freidank.

Literatur und Kunst.

Neue Lyrik.

Von Dr. Hermann Ubell (Graz).

„Durch meine Nächte träumt ein Klang
Von Einer, die einstens war,
Durch jede Stunde summt der Sang
Von Sitta Seidenhaar.

Seh' ich den Falken, wie er zieht
Wandernd durch's blühende Land,
Klingt mir's im Ohre wie ein Lied
Von Harald Hildetand." —

So setzt eine der „Balladen" von Börries, Freiherren von Münchhausen, ein. (Mit Buchschmuck von Robert Engels verlegt bei Breslauer L. Meyer, Berlin 1901.) Der intime Kenner moderner Lyrik wird, wenn er diese Verse zum ersten Mal liest, betroffen vom Buch aufblicken. Denn der Ton und die Haltung dieser Balladen ist nachgerade wieder neu geworden; neu wirkt ihre Frische, ihre Herzkraft und ihr voller breiter Klang in einer Zeit, die im Lyrischen immer zartere Abtönungen und immer leisere Farben suchen und lieben gelernt hat. Die uns im Lyrischen die Reize des Blassen, Welken und Müden bis zum Ueberdruß kosten ließ. Da ist es kein Wunder, wenn wir über den kraftvollen Versen Börries-Münchhausen's wie befreit aufathmen.

Und wenn ich vorhin sagte: sein Ton wirke nachgerade wieder neu, so thue ich ihm damit eigentlich Unrecht. Denn mit der vorzeitlich costumirten Ballade der Epigonen hat diese Balladenpoesie nichts zu thun. Man denkt nicht an Dahn, wenn man sie hört, sondern an Fontane und — Liliencron. Nur bei Liliencron konnte Börries diesen Muth des naturalistischen Details lernen, diese Natürlichkeit und Naivität, vermöge deren er der alten Gattung ganz neue Wirkungen abgewinnt.

Die Stoffe sind die alten geblieben: schöne Pagen und junge Königinnen, Treue der Vasallen und Treue der Liebenden und dergleichen mehr. Aber die derbe und freie Art der Behandlung macht sie uns wieder interessant. Wie offen dieser junge Dichter mit der Sprache herausgeht, das möge ein fröhliches, ja übermüthiges Bildniß eines Reiteroberſten etwa aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges zeigen; es ist die erste der „Radirungen" (in seiner Derbheit wirkt es eher holzschnitthaft) und heißt

Digitized by Google

Der Pantoffel.

Der Schwertgriff war sein heiliges Kreuz,
Sein Glaube: die Reiterpistolen,
Und sein Gebet hieß kurz und ernst:
„Euch soll der Teufel holen!“

Er war im Heere des Kaisers Obrist,
Und focht in vierzig Gefechten,
Sieben Jahre saß er im Sattel Tags
Und würfelte in den Nächten.

Und prasselten dumpf auf das Trommelfell
Die beinernen Knobel nieder,
So holte der Edle von Torney vor
Das rauhste der rauhen Lieder.

Er sang nicht schön, aber er sang laut,
Das Zelttuch bebte am Pfahle, —
Es hatte das Lied nur einen Vers,
Doch sang er ihn fünfzehn Male:

Dat größte Swien, dat de Buer hätt,
Dat slöpt in sinen Ehebett
Un slöpt bi Hinz un Stoffeln,
Un löpt es up den Hove rum,
So löpt es in Pantoffeln,
Hurrjeh!
Dat Swien löpt in Pantoffeln!

Wem sollte dieser überschäumende Uebermuth nicht sympathisch sein, in einer Gegenwart, die an Allem eher krankt als an Ueberfluß von Kraft ... Daß aber Börries das Costüm nicht unumgänglich nöthig hat, um poetisch zu wirken, das zeigen auf's schönste seine erzählenden Gedichte aus dem modernen Leben. Da schleicht sich selten ein fremder Ton ein, wie im Gedicht vom „Alten Herrn“, das von Heine abstammt, sondern der Dichter versteht es, helle und dunkle Erlebnisse aus eigener Kraft und mit eigener, frisch zugreifender Hand zu gestalten. Gestalten; hierin liegt es. Hier ist wieder einer, der nicht musicirt und nicht malt, sondern der gestaltet. Gestaltungskraft aber ist im Bereich der heutigen Lyrik eine seltene, immer seltenere Gabe, wie wenig davon besitzt z. B. Dehmel, verglichen etwa mit Conrad Ferdinand Meyer.

Ganz schlichten Themen weiß Börries in dieser zweiten Abtheilung seiner Balladen einen tiefen Reiz abzugewinnen. Mit welcher Laune, in die sich doch eine leise Wehmuth der sehnsüchtigen Erinnerung mischt, erzählt er den Spaziergang des Studenten mit seinem Mädel. Welcher Reichthum entzückender Einzelheiten!

... „An Deinen schmalen gelben Schuh'n das Band
War noch nicht zu, so schnell warst Du gekommen,
Und ich, ich band es Dir mit scheuer Hand
Und steckt es vor den schwarzen Strumpf beklommen.
Und Ninon, wie hab' ich Dich ausgelacht,
Als Du, wie üblich, mir mit leisem Grollen
Gesagt, ich hätte letzten Freitag Nacht
Nicht wieder mit Brand Bothmann kneipen sollen.
Und die Pandekten schwänzt' ich schon seit Wochen,
In's Praktikum hätt' ich mich nicht gewagt,
Ich wüßte nur noch, wo frisch angestochen,
Ernst Landwer hätt' es neulich auch gesagt!
Doch drunten an der Isarbrücke haben
Wir uns versöhnt nach altem Liebesbrauch, —
Du blickteſt scheu Dich um, ob wirklich auch
Kein Mensch den Kuß gesehn, den wir uns gaben.“

Oder der Streit im Walde:

„Dann wieder ging's an eine alte Frage,
Um die ich endlos schon mit Dir mich stritt:
Glaub mir, Ninon, es heißt: ‚beneidete‘,
‚Richtiger, Herzlieb, wäre: ich benitt,
Und daß ich auch grammatische Gründe sage,
Es heißt doch schließlich nicht: ich schneidete!‘ —
Und seufzend sag' ich schließlich selbst: benitt.“

Neben so hellen Lichtern stehen die tiefsten Schatten, erschütternde Tragödien aus dem modernen Großstadtleben wie der „Letzte Weg“ oder „Die Grabsteine“. Von demselben übermüthigen Junker, der das Lied vom „größten Swien“ erfunden hat, rührte die prachtvolle Verherrlichung des Bauernaufstandes in dem gleichnamigen Gedicht, und hier in seinen Gestaltungen des modernen Lebens findet er an's Herz greifende Töne des socialen Mitleids. Und zwischen so starken Klängen stehen wieder die zartesten, intimsten Gefühlsoffenbarungen, wie in den Dichtungen „Wir Kinder“ und „Die Puppe“, die das erste, scheue Aufkeimen der vollen Weiblichkeit in halbwüchsigen Mädchen, Gespielinnen seiner Jugend, mit keuscher Kunst schildern. Wahrhaftig, auch vor dem Vorwurf der Einseitigkeit bleibt dieser neue Lyriker füglich bewahrt!

Nun noch ein paar Worte über die Ausstattung dieser Balladen. Robert Engels, der aus der „Jugend“ wohlbekannte Zeichner, hat sie besorgt, und sein Name verbürgt dem Kenner den Werth dieses Buches als Kunstwerk von vornherein. Man weiß, daß sich Engels' Zeichnungen mit besonderer Vorliebe in den Trachten und Stimmungen der altdeutschen Vergangenheiten ergehen, und daß er eine eigenartig herbe uud dem Süßen beharrlich ausweichende Manier des Vortrages hat. So stimmt seine Art mit der Weise des Dichters, dessen Seiten er zu schmücken hatte, glücklich überein, und auf diesem Weg ist ein Buch entstanden, das einen großen Erfolg verdient. Es wäre ein schlimmes Zeichen der Zeit, wenn er ausbliebe. —

Hatten wir an den Balladen von Börries in erster Linie das gestaltende Vermögen zu rühmen, so herrscht in den neuen Gedichten von Christian Morgenstern (Ein Sommer. Verse. Berlin, S. Fischer Verlag) ein zeichnerisches Element vor. Die starke Beeinflußung der modernen Lyrik durch die realistische, impressionistische und zuletzt symbolistische Malerei ist eine der merkwürdigsten Thatsachen unserer neueren Dichtungsgeschichte; wie viel Böcklin z. B. steckt in unserer jüngsten Lyrik! Morgenstern sieht die Natur in den meisten seiner Gedichte direct mit Maleraugen an; und charakteristisch genug bezeichnet er einzelne Cyclen seiner Verse mit Titeln wie „Vormittag-Skizzenbuch“ oder „Abend-Skizzenbuch“. Aus dem Ersteren sei eine Probe citirt:

„Wie sich der Weg hier
den Hügel hinabwirft —
dann sich ein Veilchen verschnauft —
dann wieder,
langsam,
bedächtig,
den nächsten hinaufsteigt!“

Das könnte Max Liebermann radirt oder Hans v. Volkmann lithographirt haben. Die Energie und Innigkeit des anthropomorphisirenden Sich-Einfühlens in das lineare Element der Landschaft und die Kunst, mit der die bewegte Linie durch die Bewegungen des Rhythmus geschildert ist, verdient allen Respect. Dieselbe ungemeine Sensibilität im Sich-Einfühlen in das geheime Leben der Natur bezeugt eines der schönen Gedichte vom Gardasee:

Vormittag am Strand.

Es war ein solcher Vormittag,
wo man die Fische singen hörte;
kein Lüftchen lief, kein Stimmchen störte,
kein Wellchen wölbte sich zum Schlag.

Nur sie, die Fische, brachen leis
der weit und breiten Stille Siegel
und sangen millionenweis
dicht unter dem durchsonnten Spiegel.

Gewiß, diese singenden Fische stehen hart an der Grenze des Möglichen, und diese Verse werden nur dem zugänglich sein, der selbst einmal das leise, geheimnißvolle Erklingen einer großen Stille belauscht hat ... Die Schönheit des Schweigens und der tiefen Stille hat in Morgenstern einen

Digitized by Google

Verkünder gefunden; wie eigen und reizvoll giebt er z. B. im „Schweigen im Walde“ mit den Mitteln seiner Kunst wieder, was Meister Arnold gemalt hat:

„Da ging ich heut im Walde wo,
da war's so still, so still, — o so —,
daß, als ich mir
das Herze nahm
zu sagen: O wie still ist's hier!
nur Flüstern mir vom Munde kam.“

Das Gedicht selbst ist wie ein Hauch, ein Seufzer; leiser und stiller kann man nicht dichten. Doch sind diesem Dichter auch die volleren Töne nicht versagt, wie das „Lied“ mit dem Refrain „Ach, wie sterben die Frühlinge schnelle“ beweist. Nur vor gewissen technischen Künsteleien möchte ich den Dichter warnen, zumal vor solchen, bei denen einer großen aufgewandten Mühe kein Effect entspricht. Da ist z. B. ein Gedicht „Wandernde Stille“ („Wie die Stille über's weite Wasser hergewandert kommt“), in dem die Endsilben bloß mit ihrem doppelten m aufeinander reimen („kommt“, „verschwimmt“, „entflammt“). Ich kann diesen Reim beim besten Willen nicht hören, und für's Auge ist er doch wohl nicht bestimmt! Man hört die reimenden mm aber deßhalb nicht, weil der sinnliche Eindruck der starken verschiedenen Vocale in den betreffenden Silben sich als mächtiger erweist.

Andere Gedichte, besonders jener zeichnerischen Art, wo sich kein musikalisches Element mit ihr verbündet, sind mir denn doch ein bißchen zu dünn und dürftig. Man lese nur:

Zwei Farben nur:
Der stählern-blaue Fjord,
die nachtviolen-blauen Höhen um ihn,
und drüber
wolkenloser rosenblasser
Abendhimmel.

Gemalt gäbe das ja wahrscheinlich eine sehr feine Farbenstimmung, aber hier streift es bedenklich an das Genre der beschriebenen Musik und des erzählten Mittagessens. Und diese wirklich ärmliche Kleinigkeit trägt den anspruchsvollen decorativen Titel „Unio mystica!“

Solche Scherze hätte Morgenstern, der ein ernst zu nehmender Künstler ist, lieber vermeiden sollen, zumal in einer Sammlung, der ich unbedenklich vor seinen früheren Versbüchern („In Phanta's Schloß“, „Auf vielen Wegen“, „Ich und die Welt“) den Vorzug gebe. Seine neuen Gedichte sind reiner und musikalischer in der Form, mit einem Worte lyrischer als die früheren, und sie haben den aparten Duft der unmittelbaren Niederschrift des flüchtigen Erlebnisses, einen tagebuchartigen Reiz. Als die feinen Blüthen verhuschender Stunden hat sie der Dichter selbst verherrlicht in dem schönen Gedicht:

Leichter Vorsatz.

So jedem Tag, der leichten Schritts enteilt,
ein Liederveilchen in die Locken werfen,
daß, wenn ihn Abends Dämmerung umfängt,
ihre Hand liebkosend ihm
die kleine Blume aus den Haaren wirrt
und sie ihm zeigt — und er — staunend lächelnd
nicht sagen kann, woher sie dahin kam —
und Beide so mit Lächeln auf sie schaun —!

Von der Lyrik Morgenstern's zu der des jungen Oesterreichers Richard Schaukal ist kein weiter Weg. Schaukal, wie er sich in seiner neuen Sammlung „Tage und Träume“ (Leipzig, C. F. Tiefenbach) repräsentirt, ist noch um einige Grade musikalischer als Morgenstern, er ist noch viel weicher, überaus delicat in der Pflege der Nüance und ersichtlich an den besten französischen Mustern geschult; er hat z. B. Paul Verlaine sehr geschmackvoll übersetzt. Auch Schaukal ist schon bei der fünften (!) Sammlung seiner Verse angelangt: aus Allen ließe sich ein Band von ungefähr hundert Seiten zusammenstellen, der lauter Vortreffliches enthielte.

Vergleichen wir die Dichtung Schaukal's mit der oben charakterisirten Börries-Münchhausen's, so springt der schroffe Gegensatz in die Augen. Die Lyrik des Norddeutschen hat Knochen und Muskeln, die des Oesterreichers ist vibrirender Nerv, der auf die leisesten und feinsten Reize reagirt. Dort ein fröhliches Hinausreiten in die schöne Welt, die sich im Morgenthau badet und den jungen strahlenden Eroberer bräutlich grüßt; hier eine scheue und hochmüthige Flucht in selbstgeschaffene Einsamkeiten. („Tristia“ und „Meine Gärten“ sind die bezeichnenden Titel älterer Gedichtbände Schaukal's). Dort derbe Griffe in die Realität der Dinge, hier eine stille und abgeklärte Musik aus halblauten Tönen und sanften Farben. Es liegt etwas vom Reize blasser Tapeten und erblindeter Spiegel, vom Reize aller müden und welken Dinge in diesen vornehmen Versen, die mich in ihrer stolzen Abwehr alles Lauten und Grellen immer wieder an die kostbaren farbigen Harmonien Ludwig Dill's erinnern.

Wie charakteristisch für Schaukal und Seinesgleichen sind Verse wie die folgenden:

„Sie blicken mit großen staunenden Sternen
einander an. Die Arme hängen
aus müden Schultern. Ihre Seelen drängen
sich wie zwei weiße Tauben, die Liebe lernen,
sanft an einander. Die Lippen sind voll und roth.
Und sie hören den lautlos schreitenden Tod.“

Wer dächte dabei nicht an gewisse todestraurige Bilder von Burne-Jones, „Le chant d'amour“, „King Cophetua“ oder „Love among ruines“, die das tiefste Mysterium der Liebe zu enthüllen scheinen, mit ihrer Schilderung eines Glückes, so groß, daß es ein Schmerz wird? Wie anders lieben bei Börries-Münchhausen die Gräfin Monbijeu und der Page d'Autreval:

„... Am letzten Tag im Carneval
Im Forst von Digne lachte es,
Vom Digner Paß in aller Früh
Durch die Provence ein Jauchzen strich,
Im selben Sattel saßen sie
Und küßten sich und küßten sich ...“

Die Menschen Schaukal's leiden am Leben, sie leiden sogar am Glück, das für ihre zarte Schultern eine schwere Last ist; die Menschen bei Börries bezwingen lachend das Leben.

Wo die größere Kraft und Gesundheit, wo mehr Zukunft ist, kann nicht die Frage sein. Aber Dichter, echte Künstler sind Beide, und auf das eigentliche feine Goldschmiedehandwerk der Lyrik versteht sich der zartere Schaukal noch besser als sein robuster norddeutscher College.

Es giebt z. B. keinen deutschen Lyriker, bei dem die seltene und schwierige Kunst des Emjambements annähernd so raffinirt ausgebildet wäre als bei Schaukal. Ich citire als Beleg sein „Capriccio“. Es wirkt wie eine satirische Zeichnung von Thöny oder Reznicek.

„Eine schmale Frau in schwarzen leichten
Trauerkleidern liest versteckt die seichten
Abenteuer eines Emigranten.
Schläfrig endlich bei den int'ressanten
Aventüren lehnt sie sich zurück
in den weichen stickereibelegten
schweren Armstuhl, und mit unbewegten
schlaffen Lidern träumt sie still vom Glück.
— — — — — — — — — —
Ueber dicke Perser schreitet unterdessen
Einer, der behaglich gut gegessen, —
die Cigarre ließ er vor der Thür, —
seine Lippen mit der Zunge feuchtend.
Und so tritt er plötzlich ballhemdleuchtend
in das Boudoir mit leichter Beugung.
Aus den Träumen ihrer Aventüren
wacht die Dame. Er mit Grußbezeugung
dreht den Schnurrbart und küßt ihre Hand.
Ueber'm Theetisch ticketackt das Pendel,
und galant
seufzt er seine flugs erlognen Händel.

Digitized by Google

Sie mit Armbandblinken
lädt zum Sitzen ein.
Er läßt seinen magern Körper niedersinken,
schlägt ein langes über langes Bein ..."

Gewiß dürfen wir in solchen Zeichnungen mondäner Situationen und Stimmungen (vgl. auch Einiges von Arno Holz) den Einfluß satirischer moderner Griffelkunst erkennen. Wie vielerlei Anregungen mischen und begegnen sich in diesem einem Bändchen Gedichte! Hier französische Lyriker, dort englisches Präraffaelitenthum; hier ein Blatt des „Simplicissimus", dort wieder (wie z. B. im Gedicht „Rothe Rosen" S. 43) eine Stimmung aus Jens Peter Jacobsen. Wenn in diesem Pandämonium moderner Stimmen und Stimmungen schließlich doch die eigene Stimme und persönliche Stimmung Schaukal's siegreich die Oberhand behält, so will das viel sagen. Ein schwächeres Talent wäre in dieser Hochfluth von Anregungen, deren Spuren in Schaukal's Lyrik sichtbar sind, ertrunken.

Wie wundervoll kommt dieser eigene Ton, dessen er sich rühmen darf, vor Allem in den Gedichten zur Geltung, die er der rückschauenden Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies seiner Jugend gewidmet hat, nach den blühenden Gärten seiner Kindheit, deren Thor für immer schwer in's Schloß gefallen ist ... „Damals" heißt eines dieser Gedichte:

„Damals, als am Wege
die Linden blühten
und die Kuppen der Berge glühten
und leise Luft
von Hoffnung voll und von Ferne schwer
von den Höhen her
um die Wangen mir schmeichelte,
o den Duft
bring ich nicht mehr in mein Sehnen.
Und wenn ich mich in die Hecken der Träume lege,
sind meine Augen müde und roth von Thränen." —

Ich denke, wir werden nicht in den alten deutschen Fehler verfallen und vom Birnbaum Pflaumen verlangen wollen, wir werden von Börries nicht den Cult der erlesenen Nüance und von Schaukal, dem Musikanten, nicht die gestaltende Kraft fordern, sondern uns bescheiden und uns freuen, daß in unserer neuen deutschen Lyrik so bunte und berechtigte Eigenarten neben und durcheinander wachsen!

Ueber die Entstehung der Kunstformen.

Von Johannes Gaulke.

Die Stilwandlungen, die sich im Laufe der großen Culturperioden vollzogen haben, sind einerseits auf die Umwälzungen im Geistesleben eines Volkes zurückzuführen, andererseits auf die Einführung neuer Materialien in die Architektur und die angewandten Künste. Namentlich hat die Architektur, die, geschichtlich betrachtet, die erste aller „echten" Künste ist, einen weittragenden Einfluß auf die künstlerische Production ausgeübt. Ihr vorausgegangen ist jedoch das Kunstgewerbe, aus welchem Grunde wir den Ausgangspunkt unserer Untersuchung hier nehmen müssen.

Noch heute können wir die Beobachtung machen, daß nomadisirende Völker, die keine feste Wohnstätte besitzen, bereits in der Herstellung von Wirthschaftsgeräthen, Waffen, Schmuckgegenständen und ähnlichen Dingen, die wir in dem Begriff Kunstgewerbe subsumiren, eine außerordentliche Geschicklichkeit besitzen. Erst in einem vorgeschrittenen Culturzustande, nachdem ihn die klimatischen, wirthschaftlichen oder socialen Verhältnisse an eine begrenzte Oertlichkeit fesselten, war der Mensch genöthigt, sich eine dauernde Behausung zu schaffen. Hiermit war die Vorbedingung zur Baukunst gegeben. Architektur und Kunstgewerbe brauchen daher, da sie grundsätzlich verschiedenen Bedürfnissen entsprungen sind, und ihre Entstehung außerdem in verschiedene Perioden der Culturentwickelung fällt, nicht nothwendig von denselben Stilgesetzen beherrscht sein. Allerdings tritt meistens im Laufe der Entwickelung ein Austausch der Formen und Motive auf beiden Gebieten ein. Im Alterthum hatte sich das Kunstgewerbe unabhängig von der Architektur entwickelt, specifisch architektonische Bildungen, wie die Säule, das Capitäl, das Consol u. A., fanden dort keinen Eingang. Dem antiken Kunstgewerbe und der Architektur waren nur rein ornamentale Motive gemeinsam. In den späteren Perioden dagegen, namentlich unter der Herrschaft des gothischen Stils, trat eine stärkere Verschmelzung der architektonischen und kunstgewerblichen Formen ein. Die charakteristischen hochstrebenden Bauglieder des gothischen Doms kehren auch in der Innendecoration und in den kirchlichen Geräthschaften wieder, ja sie dehnen sich selbst auf die einfachsten Gebrauchsgegenstände aus.

Der Ausgangspunkt aller in der Architektur und im Kunstgewerbe wiederkehrenden künstlerischen (stilistischen) Formen ist die Naturform gewesen, was allein schon aus der Thatsache hervorgeht, daß die Geräthschaften, die dem altegyptischen Culturboden oder dem sagenumsponnenen Troja angehören, in der Anlage oft eine Uebereinstimmung mit den Geräthen moderner Culturvölker, die einer von jenen alten Völkern gänzlich verschiedenen Rasse angehören und dazu unter anderen Klimaten wohnen, aufweisen und somit auf ein gemeinsames Vorbild hindeuten. Die primitiven irdenen Gefäße, wie sie heute noch in den nördlichen Ländern im Gebrauch sind, und die Urnen, in denen die prähistorischen Völker die Aschenreste ihrer Todten beisetzten, gehen in ihren Grundformen auf die Kokosnuß, den Kürbis und ähnliche Früchte zurück. Die Säule mit ihrer Bekrönung, dem Capitäl, ist nichts weiter als eine Nachbildung der Papyrusstaude oder der Palme; am deutlichsten ist dies an der Säule der Egypter wahrzunehmen. Auch die Palmette hat sich, wie es der Name schon verräth, aus dem Palmenblatt entwickelt. In der Ornamentik lassen sich die Beziehungen der Kunstform zur Naturform am Klarsten festlegen. Das am häufigsten in allen Stilen wiederkehrende Ornament, das Acanthusblatt, hat eine Pflanze, den Bärenklau, zum Vorbild gehabt, für das griechisch-römische Acanthusblatt ist der zierliche Acanthus mollis L, für das gothische der heimische Acanthus spinosa L das Grundmotiv gewesen. In unbeschränkter Anzahl haben auch die niederen thierischen Organismen, die Muscheln und andere Schalthiere in der Ornamentik Verwendung gefunden, und selbst den höchsten Classen des Thierreichs bis hinauf zum Menschen hat das Ornament seine Formen entliehen. Die Ornamentik der Egypter hat die Lotusblume, die Papyrusstaude und das Schilf in ihrem Körper aufgenommen, desgleichen auch die verschiedenen thierischen Formen, und selbst die Himmelskörper, Sonne, Mond und Sterne, haben sich dem Ornamentkörper anreihen müssen. Die bekanntesten thierischen Organismen der egyptischen Ornamentik sind der Widder, der Sperber und namentlich der Dungkäfer (Scarabäus). Dieselbe Erscheinung wiederholt sich auch bei den Chinesen. Ihre Vasen und Opfergeräthe sind mit den farbenprächtigsten Naturgebilden, mit Rosen, Camelien, Theestauden, Fasanen und Pfauen geschmückt. Die Japaner ziehen sogar die Landschaft mit in das Gebiet der Ornamentik. Den Indiern bietet die heimische Fauna unter anderen in dem Elephanten, der Gazelle und dem Tiger ein dankbares Motiv. Ebenso erzielen die Perser in der Ornamentcomposition durch die Benutzung thierischer und pflanzlicher Formen künstlerische Effekte, aber auch ein mineralisches Gebilde, die Stalaktiten, ist von ihnen zu einer künstlerischen Form herausgebildet worden. Am entwickelungsfähigsten hat sich aber das schon oben erwähnte Acanthusblatt erwiesen, in Verbindung mit der Ranke bildet es das

Digitized by Google

Fundament der antiken Ornamentik, die noch für die spätesten Generationen eine unerschöpfliche Fundgrube geworden ist. Oft mag auch der Zufall dem Menschen bei der Erfindung neuer Formen zu Hilfe gekommen sein. Bei prähistorischen Thongefäßen können wir häufig Eindrücke von Ruthen, mit denen sie jedenfalls zum Schutze umwunden waren, beobachten. Hierdurch wurden die ältesten Töpfer jedenfalls angeregt, ihre Gefäße nach dem Muster der willkürlich hervorgerufenen Ruthenabdrücke mit Kreuz- und Querstrichen zu verzieren. Die Entwickelung der anfänglich noch sehr unbeholfenen Linien zu symmetrischen Zeichnungen läßt sich an den alten Funden deutlich verfolgen. Es entstand schließlich das organisch hochentwickelte Flechtband, das namentlich in der griechischen Ornamentik einen hervorragenden Platz einnimmt.

In letzter Linie ist aber die Natur die alleinige Lehrmeisterin des Menschen. An den primitiven Gefäßen aus rother Thonerde bis zu dem feinen Porzellangefäß, von den megalithischen Bauwerken bis zur Akropolis von Athen und dem Capitol Roms — überall äußert sich das Studium der Natur und ihrer Gesetze in gleichem Grade. Jeder Fortschritt ist daher stets relativ. Daß sich die Resultate der menschlichen Arbeit so außerordentlich gesteigert haben, ist nur eine Folge der größeren Reichhaltigkeit des Materials, das sich der Mensch im Laufe der Jahrtausende erschlossen hat, und seines durch die Uebung gesteigerten Formgefühls. An sich betrachtet ist der einfache Gebrauchsgegenstand der Prähistorie eine nicht minder bedeutende Aeußerung des in uns wohnenden schöpferischen Geistes als der reiche Prunkgegenstand der Moderne; unsere Gesammtleistung ist somit nicht das Resultat des gegenwärtigen Denkens, sondern ein auf den Erfahrungen vorhergehender Zeitalter basirendes Weiterbauen.

Die Naturform, die der Mensch in den verschiedensten Materialien nachzubilden versucht hat, ist in ihrer künstlerischen Reproduction bedeutenden Veränderungen unterworfen, sodaß das grundlegende Motiv häufig nicht mehr mit Sicherheit festgestellt werden kann. Diese Abweichungen von der Naturform sind durchaus nicht willkürlich hervorgerufen, sondern durch das Ausführungsmaterial bedingt. Ueber die Bedeutung des Materials für die Formenentwickelung werden wir wiederum durch die prähistorischen Funde am Anschaulichsten unterrichtet. Dem vorgeschichtlichen Menschen lag der Thon als Material für seine Geräthschaften am nächsten, da seine primitiven Werkzeuge noch die Bearbeitung härterer Stoffe ausschlossen, und der Thon sich ohne Schwierigkeit einer beliebigen Form anpassen läßt. Daher kommt es, daß die ältesten Gefäße die Naturform am vollkommensten wiedergeben. Nachdem aber der Mensch seine Werkzeuge vervollkommnet und die Bearbeitung härterer Stoffe kennen gelernt hatte, wurde der Abstand zwischen Kunst- und Naturform immer größer.

Der für die Entstehung der Kunstform, der stilisirten Form, ausschlaggebende Factor ist demnach das Material; von seiner Beschaffenheit — ob hart oder weich, schwer oder leicht, transparent oder undurchsichtig — hängt in letzter Linie die Erscheinungsform des Gegenstandes ab. Derselbe Gegenstand — nehmen wir eine in Thon ausgeführte Vase an — erfordert, wenn er in ein anderes Material, vielleicht in Stein übertragen werden soll, eine andere Formenbehandlung. Während im Thon sich die Details anmuthig und leicht gestalten lassen, drängt der brüchige Stein auf eine massige Anlage allein schon aus Stabilitätsgründen hin. Aus dem Bestreben heraus, die Form des Gegenstandes in Einklang mit seinem Material zu setzen, resultiren die Stilgesetze. Weiter geht aus diesem Zusammenhange hervor, daß die Entstehung eines neuen Stils im engen Zusammenhang mit der Einführung neuer Materialien steht. So verdankt namentlich die Gothik ihre Entstehung zum Theil dem Umstande, daß im Mittelalter in den nordischen Ländern der Backstein in größerem Umfange als Baumaterial zur Verwendung gelangte.

Im Kunstgewerbe kommt in erster Linie der Thon und das Metall als stilisirendes Material in Betracht. Der Thon, von dessen vielen Arten und Mischungen das Majolika und das Porzellan hervorgehoben seien, gestattet die denkbar freieste und feinste Detailirung des Gegenstandes, er kann aber auch, ohne dabei seinen Charakter zu verleugnen, wie an der griechischen Vase ersichtlich, sich in strenglinige Formen fügen. Aehnliche Vorzüge weisen auch die Metalle und Metallegirungen auf. Kupfer, Zinn und Zink und deren resp. Legirungen, die Bronce und das Messing, sind die im Kunstgewerbe am häufigsten zur Verwendung kommenden Materialien. Die Form des Gegenstandes ist aber nicht allein von der Eigenschaft des Materials abhängig, sondern auch von der Art der Bearbeitung — ob diese im kalten, erhitzten oder flüssigen Zustande vor sich geht. Die geringste Bewegungsfreiheit gestattet die kalte Bearbeitungsmethode, die Treibarbeit, die mittelst des Hammers und Putzens ausgeübt wird. Ihr nahe steht die Schmiedearbeit, bei der das Material in einen erhitzten oder glühenden Zustand gebracht wird, sie legt aber der Formenentwickelung eine noch viel größere Schranke auf und kommt im Wesentlichen nur für das Eisen in Betracht. Die vollkommenste Methode der Metallbearbeitung ist die Gießtechnik, diese unterscheidet sich von den vorigen dadurch, daß das Metall in einen flüssigen Zustand gebracht und darauf in eine wohlvorbereitete Form gegossen wird. Alsdann wird eine Ueberarbeitung des gegossenen Gegenstandes mit dem Putzen (das Ciseliren), ähnlich wie bei der getriebenen Arbeit, vorgenommen. — Der gewachsene, oder Naturstein, der in der Architektur eine Hauptrolle spielt, findet im Kunstgewerbe wegen seiner Härte und Brüchigkeit wenig Anwendung. Das Holz steht in der technischen Bearbeitung dem Stein nahe, da hier wie dort der auszuführende Gegenstand aus dem vollen Block durch Herunterschlagen des Stoffes gewonnen wird, während in der keramischen und Metalltechnik das Material durch Kneten resp. Hämmern in die gewünschte Form gebracht wird. In seiner künsterischen Wirkung hat aber das Holz mehrere Berührungspunkte mit den Metallen, da es im Gegensatz zum Stein eine durchaus freie Linienführung gestattet.

Wie im Kunstgewerbe, so ist auch in der Architektur das zur Verwendung gelangende Material ein ausschlaggebender Factor für die Gestaltung des Bauwerkes. Wegen seiner Dauerhaftigkeit ist der gewachsene Stein, der Sandstein, Marmor, Granit u. a., das höchstgeschätzte Baumaterial; in ästhetischer Hinsicht ruft er den Eindruck monumentaler Größe hervor. Weniger geeignet für die Erzielung monumentaler Wirkungen ist der gebrannte Ziegel oder Backstein, dahingegen gestattet er die denkbar weitgehendsten Detaillirungen, wie wir sie an den gothischen Backsteinkirchen beobachten können. Das classische Alterthum bediente sich vorwiegend des gewachsenen Steines als Baumaterial, daher kommt es, daß ein moderner im griechischen Stil ausgeführter Ziegelbau nicht das ästhetische Empfinden zu befriedigen vermag, denn hier ist das vornehme Stilgesetz über die harmonische Wechselbeziehung zwischen Form und Material nicht beobachtet worden. Und umgekehrt büßt auch ein gothisches Bauwerk, das seiner beweglichen Natur nach auf den leichten Backstein angewiesen ist, seinen eigenartigen Reiz ein, wenn es in gewachsenem Stein ausgeführt ist. Das Holz spielt in der Architektur nur als constructives Material eine Rolle, in der Außenarchitektur gelangt es seltener und dann nur für das Privathaus zur Verwendung. Einen eigenartigen Stil hat es — wenn wir von dem sog. Schweizerhausstil absehen — nicht hervorgebracht. In neuerer Zeit ist es vielfach durch das Eisen ersetzt worden. Dieses Material ist an Dauerhaftigkeit und Festigkeit selbst dem Stein überlegen, über seine stil-

Digitized by Google

bildenden Eigenschaften läßt sich heute noch kein abschließendes Urtheil fällen. Den bisher in Eisen ausgeführten Bauwerken, wie den Eisenbahn- und Ausstellungshallen haftet der provisorische Charakter zu stark an, doch bleibt es nicht ausgeschlossen, daß dieses Material noch einen wirklichen, für unsere Zeit charakteristischen Stil hervorbringen wird. Die anderen Baumaterialien wie der Stuck und Cement kommen als stilbildender Factor nicht in Betracht, da sie einen Ersatz-Nothbehelf für den gewachsenen Stein, insbesondere den Sandstein, bilden und daher auf die sklavische Imation der charakteristischen Steinformen angewiesen sind. —

Wenden wir uns nunmehr, nachdem wir die Bedeutung des Materials für die Stilentwickelung erkannt haben, den ideellen Momenten zu, die oft den ersten Anlaß zu der Erfindung einer neuen Formensprache gegeben haben. Große sociale und religiöse Umwälzungen haben auch stets in der ästhetischen Anschauungswelt tiefgehende Aenderungen hervorgerufen, die weitere Folge-Erscheinung ist dann ein Umwandlungsproceß in der künstlerischen Formensprache, im Stil. Man hat daher nicht mit Unrecht den Stil als das künstlerische Ausdrucksmittel des Zeitgeistes bezeichnet. Das classische Griechenthum war nach seiner Unterjochung durch Rom und dem Aufkommen neuer wirthschaftlicher und religiöser Tendenzen in einen derartigen Umwandlungsproceß gerissen worden. Im alten Hellas bildete der Kultus der Olympier einen integrirenden Theil des Staatslebens, die Akropolis von Athen war zur Blüthezeit sowohl der Schauplatz des politischen als auch des religiösen Lebens; die Werke der Kunst und Architektur waren daher für die breite Oeffentlichkeit bestimmt. Unter dem Imperialismus der Macedonier und später der Römer änderte sich das strenge hoheitsvolle Architekturbild vollständig, da neben dem Götter- auch ein Heroencultus aufkam. Der Tempel wurde dadurch aus dem Mittelpunkt des öffentlichen Lebens gedrängt, an seine Stelle trat das Profangebäude. In Rom waren es zur Kaiserzeit die Imperatorenpaläste und Triumphbogen, aber auch mancherlei gemeinnützige Institute, darunter die Thermen (Badeanstalten), sowie die Stätten der öffentlichen Lustbarkeiten, wie die Circusse, die den Charakter des Städtebildes bestimmten.

Nach der Einführung des Christenthums und der Begründung der Kirche trat der Stil in eine neue Entwickelungsphase. Unter den südlichen Ländern, wo die antiken Kulturelemente noch lange nach der Anerkennung des Christenthums als Staatsreligion nachwirkten, gelang es dem neuen Zeitgeist nur unvollkommen, sich seine eigenen künstlerischen Ausdrucksmittel zu schaffen, er mußte sich damit begnügen, die gegebenen Formen seinen Zwecken anzupassen. In dem byzantinischen und romanischen Stil, die wir als die Corruptionen des classischen Baustils auffassen können, gelangt der Kampf der beiden Culturen um die Weltherrschaft in die sichtbare Erscheinung. Später, nachdem das Christenthum auch die nordischen Länder erobert hatte, fand es den Boden vor, auf dem es sich unabhängig von den antiken Culturelementen frei auswachsen und seine eigenen künstlerischen Ausdrucksmittel schaffen konnte. Die letzte und hervorragendste Erscheinung der asketischen Geistesrichtung, die das Christenthum der Menschheit gebracht hat, ist der gothische Dom.

Die Baustile der Vergangenheit sind meistens durch lange Zeiträume von einander getrennt, jedoch lassen sich von den einzelnen Stilen vielerlei Uebergangsformen beobachten. Nur im alten Hellas folgten der dorische, jonische und korinthische Stil verhältnißmäßig schnell auf einander und gelangten auch gleichzeitig in der Architektur zur Anwendung. Selten tritt jedoch ein Stil zur selben Zeit in verschiedenen Ländern auf, von einem großen Culturcentrum verbreitet er sich langsam weiter. So geschah es, daß man zu der Zeit, als in Italien die Renaissance bereits ihren Einzug gehalten hatte, in Deutschland noch eifrig im gothischen Stil weiter baute. Diese Erscheinung findet in den allgemeinen culturellen Verhältnissen ihre Begründung. Denn in Italien war der asketische Geist des Christenthums bereits überwunden, während man in Deutschland die christlichen Dogmen noch sehr ernst nahm, und somit die religiösen Streitfragen in den Vordergrund der Ereignisse zerrte. Aeußerlich hat sich die Verschiedenartigkeit der Anschauungen in dem Architekturbilde, in dem Stil beider Länder wiedergespiegelt.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Haidegräber.

Von Friedrich Kroff (München).

(Schluß.)

Das Erdloch draußen sah schon kalt und düster her, als ob es die Nacht im Schoß hätte. Die Sonne neigte sich merklich hinab auf die fernblauen Hügel, die im Westen den Horizont begrenzen.

„Ja, unterbrach sich plötzlich der Junge und stand auf, „i muß heim zu."

„O geh!" wehrte die Mutter. „Wär' schon recht. Die Nacht bleibst doch."

„Kann net, Mutter. Die Pflicht," setzte er in steifem Hochdeutsch hinzu. „I hab' 'en guten Herrn, aber —"

„Wirklich mußt?" fragte sie noch einmal und als er entschieden bejahte, nahm sie es als das Selbstverständliche, daß er ging.

Ohne weiteres Zureden zog sie hinter dem Bett ein Stück Packpapier hervor und wickelte die übrig gebliebenen Nudeln darein.

„Das nimmst mit. Schmeckt morgen auch."

Das Fett schlug sogleich durch und bildete dunkle Flecken auf dem Pack. Auf einer Etiquette hieß es: Salomon Baruch, Kleiderhandlung — fertig und nach Maß. Uebrigens war das Papier um eine Säge gewickelt in's Haus gekommen, die der Fuhr-Martl in der Stadt bei Wörlein u. Cie. besorgt hatte. Papiere haben ihre Schicksale.

Hans zog sein rothes Taschentuch, setzte den Pack mitten darein und knüpfte die vier Zipfel darüber.

Jetzt konnte man aufbrechen. Und es war Zeit. Die Sonne war schon so tief gesunken, daß goldene Strahlen durch die Fensterchen weit in die Stube fielen. Ueber den Tisch vorn krochen sie zu dem gegenüberliegenden Fensterpaar und ließen sich draußen im Schatten des Häuschens jenseits der Grube auf den Rasen nieder.

Die Drei traten in's Freie. Die Hühner, die sich auf und unter der Bank sonnten, stoben auseinander.

„Wie lang fahrst itz bis heim?" fragte der Vater, als Hans zu seinem Zweirad griff.

„Anderthalb Stund'."

„Sakra!"

„Ja, wenn 's aus 'm Moos erst net so schlecht ging'. — Also, Mutter, adjes."

„Ja, wir gehn e Stückl mit. Gelt, Weib?"

Die Alte bejahte gern, und so gingen die Drei über den Fußpfad durch die wildkraut-überwucherte Senkung zum Fahrweg. Die Hütte blieb verlassen mit offener Thüre. Die ganz Großen und die ganz Kleinen fürchten keine Diebe.

Die Haide lag im abendlichen Schweigen. Leichte, bläuliche Dünste schwebten über den Sümpfen. Nur die drei Wandelnden droben auf dem Wegdamm sprachen mit ruhigen, schnell verhallenden Stimmen. Ihre Schatten, weit in's Moor eingreifend, gingen lautlos mit ihnen. Frösche, die am Wege hockten, plumpsten vor den Nahenden in die

Digitized by Google

Gräben. Gegen die bewachsenen Gründe hin, wo die Vögel ihre Brutstätten haben, schrie einsam eine Möve; das klang wie ein gleichtönendes Schubkarrenrad oder wie eine mißhandelte Kinderflöte immerfort: uhii—uhii—i—i—i!

Einmal huschte eine Lerche auf und strich lautlos in das nächste Gesträuch. Es war noch nicht Zeit zu ihrem Sang.

Ein paar Primeln und blauer Enzian hatten sich am grasigen Rain schon aufgethan. Der Bursche bückte sich und pflückte sich einige auf den Hut. Wie er sein Rad dabei wendete und neigte, gleißte es wie eitel Gold. Es waren die letzten Strahlen der Sonne.

Da kam fernher das Pfeifen eines Eisenbahnzuges.

„Der Wind hat sich 'dreht," sagte der Alte, und der Junge erklärte nicht ohne Selbstgefallen, das sei der Orientexpreßzug.

„Jes mein, was is doch das?" rief die Mutter.

Der Sohn sah nach der Uhr. „Nein, das is der Vorortszug."

„Sel' hab' i g'hört," sagte der Vater. „Was is das eigentlich?"

„Nu — halt billige Züg' in die nächsten Ort um d'Stadt."

„Siehst!" machte staunend der Alte.

„Aber das Andere," drängte die Mutter. „Ori— Ori—?"

„Der Orientexpreß? Das ist der theuerste Zug und lauft von Paris bis in d' Türkei."

„O mein Bub, was thut man doch in der Türkei?!" rief der Vater.

„Aber sehn sollt Ihr'n, Vater. G'rad' für lauter König so schön. Essen kannst Dir drin. Schlafen kannst Dir wie im Bett."

„Da schlaf' i doch schon lieber in mein'm Häusl. Aber König werden's schon können. — Wie i vor fünfesufzig Jahr' auf d' Mooswaig 'kommen bin, hat Niemand von einer Eisenbahn was g'wußt. I bin noch net zwanzig Mal damit g'fahren und bin doch alt wor'n. — B'hüt' Dich Gott! Nimmer weiter. Komm gut heim!"

Sie verabschiedeten sich kurz.

„Hauft gut weiter, Vater und Mutter! — Und wie is mit der Stadt? Kommt ihr wirklich net?"

„Nix! Aus! Morgen graben wir zum ersten Mal wieder."

Als Hans sein Rad bestieg, winkte er mit dem Kopf nach Westen und rief zurück: „Das kommt heut' noch."

„E Wetter?"

„I mach', daß i heim komm'. B'hüt' Gott!" und lautlos glitt er von dannen.

Links von den brennenden Spuren der versunkenen Sonne standen dicke, dunkle Wolken bei einander und reckten ihre grauen Häupter in das gleichmäßige, feierliche Gold des Abendhimmels.

Ein Weilchen sahen die Beiden dem rasch Entschwindenden nach. Dann traten sie den Rückweg an. Nur manchmal unterbrachen sie durch ein kurzes Wort die Stille. Die Einsamen waren das Reden nicht gewohnt und heute redemüde.

* * *

Eben noch vernehmlich, leise verschwimmend hörte man eine Abendglocke dorther, wo die Eisenbahnzüge durch das Land rasen. Die alten Leute hatten den „Engel des Herrn" gebetet und sich ruhsame Nacht gewünscht. Die Pöllin stieg schon in ihr ärmliches Lager. Er lehnte halb ausgezogen am Fenster.

„Recht hat er. Kein Stern is mehr da hinten am Himmel. Es kommt 'rauf — stockfinster."

Unverständlich brummend gab sie ihm Antwort. Er schwieg eine Weile.

„Morgen fruh also graben. Nachmittag schaun wir, was am Ebergraben z'machen is. Vielleicht laßt sich stechen. — Is g'rad' gut, daß 's Fruhjahr kommt, daß wir e Geld kriegen. — Na ja. Also gut' Nacht."

Ein leises Schnarchen gab ihm Antwort. Er löschte das Talglicht aus.

Als er aber zu seinem Bett trat, schien es ihn zu reuen. Er wühlte im Strohsack, brachte einen alten Strumpf hervor, trat wieder zum Tisch, zündete wieder das Licht an und setzte sich.

Aus dem Strumpf ließ er leise Gold und Silber gleiten, legte es auf und zählte: ihre Ersparnisse, der Nothpfennig für alte und kranke Tage.

Nur nicht krank werden! wie oft sagten sie das. So daliegen zu müssen — Wochen, Monate, wie der Stauber am Erlbach, den sie schließlich aus dem Moor fort fuhren in's Spital, das fürchteten sie wie ein Gespenst. Die Natur der nördlichen Gegenden ist undankbar. Das zeigt sich, sobald einer krank und elend wird. So weit es auf sie ankommt, soll verhungern, wer nicht arbeitet.

Der Alte mußte nicht recht zufrieden sein; denn er schüttelte ein paar Mal den Kopf. Der Winter war der ärgste Feind dieses Schatzes. Und er nahm sich fest vor, diesen Sommer wieder ein hübsches Stücklein auf die Seite zu bringen.

Sachte, zick—zick, glitten die Münzen in den Strumpf zurück und mit leisem Rascheln empfing ihn wieder das Stroh. Das Licht erlosch zum zweiten Mal. — — —

Bald schliefen sie Beide mit schweren, langsamen Athemzügen. Die alte, große Uhr war deutlich vernehmlich: knack—knack——knack—knack. Einmal meckerte drüben eine Ziege im Schlaf. — — —

Schwarz und starr stand die Hütte auf der Ebene. Schwarz lag die Ebene in der finsteren Nacht. Nur die krausen Köpfe einiger Birken hoben sich von dem fahlschwarzen Firmament etwas ab.

Lautlos, aber emsig arbeitete es am Himmel. Wolke schob sich auf Wolke — so hastig, daß in der Eile manchmal ein Sternlein durchschlüpfen konnte; aber nicht lange dauerte solche Freude, so deckte die dunkle Hand den fröhlichen Gesellen zu.

Einmal klang es wie ein ferner Donner. Vielleicht das erste Gewitter irgendwo. Dieser Frühlingstag war gleich sehr heiß gewesen.

Eine Weile dauerte dies Spiel. Dann schien sogar droben in den Lüften Ruhe zu werden. Die Wolkensegler hielten still. Der Himmel war bis gegen Osten hin überzogen und glich einer großen, bangen Höhle mit finster-ungewissen Weiten. Fern, wo die Dörfer liegen, blitzte manchmal ein Licht auf und im Osten, über der Stätte der Stadt, zeigte sich, eben noch unterscheidbar, eine fahle Helle am Himmel. — — —

Jetzt erhob sich eine leichte Brise. Ein mattes Rauschen begleitete sie; sie fing sich in den Resten vom vorigen Herbst, dürrem Riedgras und todten, wandernden Blättern.

Das Rauschen schwoll an, es sauste in den Ruthen der Birken. Die Brise wurde zum Wind — der Wind zum Sturm.

Plötzlich brach es los — kein Blitz, kein Donner — wie aus tausend Schlünden. Riesengewaltig wälzte sich der Orkan daher über das freie, schutzlose Land, neigte die dünnen, kümmerlichen Birken fast bis auf den Boden, peitschte die träge, schwarze Erde von den Wegen in die Finsterniß empor oder warf sie rieselnd die steilen Grabenwände hinab auf die rostbraune Decke des Moorwassers. Das Rollen eines Eisenbahnzuges klang so nahe, als ob er mitten im Moor führe — durch Nacht und Verderben.

Schwarz und starr stand die Hütte auf der Ebene. Es pfiff um sie, als wenn die wilde Jagd daran stieße, und heulte in den Fensterspalten und brauste im Schlot.

Der alte Pöll wurde halbwach, drehte sich auf die andere Seite und schlief wieder ein. Die Frau regte sich ein wenig und seufzte tief auf im Schlaf.

Der Sturm tobte weiter. Immer wieder ausholend und zufahrend in gewaltigen Stößen — hui — huih! Dem wilden Jäger öffnen vorsichtige Leute das Fenster und das Ofenloch, damit er, eigensinnig wie er ist, seines Weges weiter kann durch Zimmer und Kamin. Manchmal war es wieder, als ob in dem scharfen Gesäuse weit, weit her

Digitized by Google

fremdvertragene Töne kämen. Und die Birken, die magern, beugten sich nieder, als wenn sie nah am Boden horchen wollten.

Da wurde es sachte reg in der Hütte. Die Sparren ächzten seltsam im Dach, dann ein Knistern und Knattern, als wenn Geister gingen und schafften.

Huih — huih! schrie draußen die Jagd.

Ein Wanken und Schwanken, ein Rascheln wie rieselndes Erdgeröll gegen das Erdloch hin, ein Beben, ein kurzes, gewaltiges Getöse — vom Sturm zerrührt ein Krachen und Poltern, aufzischendes Wasser und ein kurzer, schnellerstickter Schrei aus Menschenbrust — — und Stille. — — —

Der Sturm erschöpfte sich bald. Ein starker Regen ging nieder. Die große, bange Höhle mit ihren finster-ungewissen Weiten that sich auf. Die Sterne kamen wieder und blinzten herab in die schweigende Werdenacht mit dem Liebes- und Lebenssprossen still in den Gründen. Eine weiße Ziege irrte ängstlich meckernd im Moor.

Aus der Hauptstadt.

Der Hofgartenanzug.*)

Kein großes Kunststück ist es, unsere westlichen Nachbarn unter einen Hut zu bringen. Es brauchen nur die leicht erkennbaren richtigen Saiten angeschlagen zu werden, und ganz Frankreich horcht sofort auf und zaudert, wenn es den Weckruf einmal verstanden hat, keinen Augenblick, ihm zu folgen. Bei Weitem schwieriger ist es, die in ihrem Fühlen und Denken um Vieles mannigfaltiger angelegten Deutschen in einer und derselben Empfindung, in einem und demselben Gedanken zu einen. Der gewaltige Begründer des deutschen Reiches war ein Meister in der Kunst, die Volksseele zu erziehen und zu leiten. Aber auch er stieß mitunter auf unüberwindliche Schwierigkeiten in dem Bemühen, seine lieben Landsleute in ihrer Gesammtheit in der Richtung mit sich fortzureißen, in der seinem hellen Blick das Heil des Vaterlandes zu liegen schien. Was aber der Eine trotz harten, ernsten Ringens nicht zu erreichen vermag, das fällt dem Anderen oft im Schlafe zu. Ein solches Schoßkind der gütigen Vorsehung ist z. B. der neue Kurs. Trotz des Zickzacks, in dem er sich bereits seit elf Jahren bewegt, und der nach den Gesetzen menschlicher Logik der Deutschen Empfindungen und Anschauungen nach allen Richtungen der Windrose auseinander treiben müßte, gelingt es ihm zuweilen, die vielköpfige öffentliche Meinung bei uns auf einen Ton zu stimmen. Als Graf Bülow den Muth der Verzweiflung hatte, dem Buren-Präsidenten Paul Krüger in Köln den Stuhl vor die Thüre zu setzen, packte die ganze Nation der gleiche stürmische Unwille wie bei der Verleihung des höchsten preußischen Ordens an Lord Roberts, an denjenigen englischen General, der durch die barbarische Mißhandlung der uns stammverwandten Buren uns Deutsche besonders tief gekränkt hatte. Neuerdings ist aber unseren leitenden Männern in dem berühmten Bildhauer Reinhold Begas ein gefährlicher Concurrent in der erfolgreichen Behandlung der Volksseele erstanden. Kaum war sein neues Werk, der Bismarck vor dem Reichstagsgebäude in Berlin, enthüllt, so ließ sich innerhalb der Grenzen des deutschen Reiches nur die eine Stimme vernehmen, daß dieser Bismarck nicht der Bismarck der Deutschen sei. Nicht einmal den uneingeschränkten Beifall des Reichs- und Staats-Anzeigers erntete der Künstler. Der Tric, den Herr Reinhold Begas bei diesem Kunststück angewandt hat, bestand darin, daß er seinen Bismarck so undeutsch wie nur denkbar gestaltete, während der wirkliche Bismarck deutsch bis auf die Knochen gewesen ist. Festes Wollen und starkes Können bei schlichtem, bescheidenem Wesen zeichnen den echten deutschen Mann aus. Der Bismarck vor dem Reichshause dagegen fordert so forsch wie breitspurig sein Jahrhundert in die Schranken. Wann hätte der wahre Bismarck dies je gethan? Der Mann, der schon am Abend des Sieges von Königgrätz erklärte, daß es jetzt darauf ankomme, den geschlagenen Gegner in einen Freund zu wandeln? Der Mann, der nach der Capitulation von Paris im Gegensatz zu seiner gesammten militärischen Umgebung sich mit einer flüchtigen und noch dazu auf wenige Stadttheile beschränkten Besetzung der Hauptstadt des Feindes beschied, um die Franzosen nicht noch unnütz zu reizen? Der Mann, der in seinen staatsmännischen Erwägungen niemals der Leidenschaft Raum gab, dem die äußere Form Hecuba war, wenn er nur an's Ziel gelangte? Herr Reinhold Begas ist nun lange genug ein Zeitgenosse des großen Kanzlers gewesen und hat lange genug mit ihm auf demselben deutschen Boden geweilt, um die Eigenart seines Genies erfassen zu können. Für uns giebt es für seinen unechten Bismarck nur die eine Erklärung, daß er den wirklichen „Bismarck" nicht hat verstehen wollen oder richtiger, nicht hat verstehen sollen. Wer saß denn in dem Comité, das die Errichtung eines National-Denkmals für den Begründer des deutschen Reiches zu betreiben hatte? Auch nicht Einer, der nach dem Sturze des Helden noch zu ihm gehalten hätte. Trotzdem mag der beste Wille, dem deutschen Bismarck in dem Standbild gerecht zu werden, die Herren beseelt haben. Aber sie ermangelten des Rückgrates, um bei der Entscheidung über den zu wählenden Entwurf Einflüsse aus dem Spiele zu lassen, welche der richtigen Bewerthung des gewaltigen Staatsmannes widerstrebten, und als deren Werkzeug Herr Reinhold Begas schon seit einer geraumen Reihe von Jahren gilt. So sehr gaben sie vielmehr den starken Einflüssen nach, daß diese sich auch dann noch behaupten konnten, als der damals noch unter uns weilende Bismarck selber sein Mißfallen über die Skizze des Herrn Begas geäußert hatte. Wer die Vorgänge nur einigermaßen aufmerksam verfolgt hatte, der mußte sich von vornherein sagen, daß bei einem solchen Comité und bei einem mit der Ausführung des Denkmals betrauten Künstler wie Begas alles Andere eher zu Stande kommen konnte, als ein Bismarck, wie ihn die Deutschen in ihrem Herzen tragen. Nichtsdestoweniger mußte aber die Folgerichtigkeit und Beharrlichkeit, womit der echte Bismarck ausgeschaltet worden ist, alle Welt verblüffen. Sogar unter dem banalen Gesichtspunkt der Bekleidungsvorschrift schlägt der Bismarck vor dem Reichstag der Wahrheit in's Gesicht.

In der Uniform der siebenten Kürassire, deren langjähriger Chef der erste Reichskanzler gewesen ist, hat ihn Herr Reinhold Begas dargestellt: den Stahlhelm auf dem Haupte, den Pallasch an der Seite, den Ueberrock in der oberen Knopfreihe aufgeklappt und ohne Achselstücke, die Beinkleider lang bis zu den Füßen herunter. Darin, wie sich die Officiere zu Zeiten Bismarck's kleideten, ist uns eine reiche praktische Erfahrung eigen. Bekannt ist uns auch, daß er sich selber in der Zusammensetzung seines Anzuges manche Freiheiten gestattet hat, die einem regelrechten Officier schlecht bekommen sein würden. Aber auch wenn der Kundige dieser seiner Eigenthümlichkeit im weitesten Maße Rechnung tragen will, so bleibt ihm doch die Art, wie Herr Begas seinen Bismarck angezogen hat, vollkommen unverständlich. In welcher Situation soll der Beschauer sich eigentlich den Bismarck des Herrn Begas vorstellen? Auf jene aus dem Anzug zu schließen, ist er sicherlich berechtigt. Selbst der schlichte Bauer legt doch für den Kirchgang ein anderes Gewand an als für die Arbeit auf dem Felde, und der Oberceremonienmeister ein anderes für das Frühstück am Familientisch als für die Galatafel im Schlosse seines erlauchten Herrn. Steht der Bismarck des Herrn Begas etwa am Bundesrathstisch des Reichstags oder am Regierungstisch des Landtages, von wo aus er so oft zum deutschen Volke gesprochen hat, um ihm die wahren Wege des Heiles zu weisen? Dagegen spricht doch das mit dem Helm bedeckte Haupt. Oder haben wir ihn uns im Felde im Gespräch mit dem gefangenen dritten Napoleon in dem einsamen bescheidenen Häuschen des armen Webers Tisserand vor Donchéry zu denken, in dem der Kaiser abgestiegen war, weil er Ausbrüche der Wuth Seitens der Einwohner des durch die Unterredung berühmt gewordenen Städtchens gefürchtet hatte? Auch das ist nicht wahrscheinlich. Der damalige Bundeskanzler trug im Felde stets die langen Reiterstiefel, mit denen er auch auf dem Bilde der Kaiserproclamation in Versailles dargestellt worden ist. Und man mag über die Kunst des Malers Anton von Werner denken, wie man will, historisch echt sind die Größen seines Pinsels stets gekleidet. Helm, Ueberrock und lange Beinkleider waren früher und sind auch heute noch

*) Vgl. „Das Berliner Bismarck-Denkmal" von Max Kempff, in Nr. 26 der „Gegenwart".

Digitized by Google

die Bestandtheile des Visitenanzuges für die Officiere. Soll der Bismarck des Herrn Reinhold Begas sich vielleicht auf dem Besuchspfade zu einem Botschafter befinden? Aber selbst wenn wir die ihm verliehene Haltung noch gelten lassen wollen, die er auf der Straße in der Unterredung mit einem ihm unsympathischen Bekannten angenommen haben mag, — — würden wir nicht mit einer solchen Vermuthung seinem von ihm und aller Welt so geschätzten Kammerdiener Pinnow schweres Unrecht thun? Würde dieser jemals seinem Herrn gestattet haben, zu Herrn Herbette ohne Achselstücke nach dem am Pariser Platz gelegenen Palais zu gehen? Bleibt schließlich nur noch der Hofgartenanzug übrig, in welchem dereinst die preußischen Officiere bei Hofe zu Garten- und Promenadenfesten zu erscheinen hatten. Für diesen war Helm und Rock ohne Achselstücke und lange Beinkleider vorgeschrieben. Ob aber der wirkliche Bismarck als Ministerpräsident oder als Kanzler wohl ein einziges Mal auf einem Hofgartenfest gewesen ist, er, der nur nothgedrungen sich an den Hof begab? Wäre er dort nicht den Hofschranzen begegnet, die er verächtlich das Hofgesinde zu nennen pflegte? Hätte ihn nicht ein Hofgartenfest auch mit der Kaiserin Augusta zusammengeführt, und erblickte er in ihr nicht seine erbittertste Feindin? Nein, so groß war seine Abneigung gegen die Hofluft, daß seine Anwesenheit auf einem höfischen Gartenfest für Alle ausgeschlossen sein muß, die nur einigermaßen in seiner Biographie Bescheid wissen. Zu diesen dürften freilich diejenigen militärischen Behörden nicht gehören, denen in Berlin es obliegt, den Anzug der Officiere und Mannschaften für außergewöhnliche, in der Bekleidungsvorschrift nicht vorgesehene Gelegenheiten zu bestimmen. Unbedingt haben sie angenommen, daß der Bismarck, der auf dem Königsplatz zu enthüllen war, sich thatsächlich auf einem Hofgarten-Fest befindet. Denn nur so wird die kleine Uniform zum Theil begreiflich, in welcher sie Officiere und Ehrencompagnie bei der Feier zu erscheinen hießen. Keines aller früheren Zeitalter erreicht das unserige in der Fähigkeit, den Anzug mit der jeweiligen Situation in Uebereinstimmung zu bringen. Wechseln nicht oft unsere Großwürdenträger und Officiere ein Dutzend Mal und mehr an einem Tage Rock und Kopfbedeckung, nur um jedem neuen Milieu gerecht zu werden? Vollzieht sich nicht manchmal ein solcher Vorgang sogar auf dem Exercierplatz und auf dem Manöverfeld, wie die Zeitungen uns erzählen können? Zwar vermag, wie gesagt, der Hofgartenanzug an und für sich die Wahl der kleinen Uniform noch nicht genügend zu begründen. Hatte aber nicht vielleicht Herr Begas einem Adjutanten der militärischen Behörden verrathen, daß sein Bismarck sich in unverzeihlicher Nachlässigkeit bei der Enthüllung der Welt mit oben aufgeklapptem Ueberrock vorstellen würde? Wäre nicht das Milieu gestört worden, und hätte nicht außerdem sich die Armee zu viel vergeben, wenn ihre Vertreter zu Ehren eines so salopp angezogenen Bismarck ihr höchstes Waffenkleid, den Paradeanzug, angelegt hätten? Nil admirari ist auch unser Grundsatz. Aber vor einer derartigen Beherrschung des militärischen Tactes, die auch dann nicht einmal aus den Fugen geräth, wenn es gilt, den Begründer des Deutschen Reiches zu feiern, streichen wir denn doch die Segel.

Nirgends kann der politisch und militärisch Unbefangene den Bismarck vor dem Reichshause mit seinem befremdenden Anzug unterbringen. Herr Begas hat den Vorwurf, es sei zu viel bunter und unverständlicher Krimskram um das Standbild gehäuft, mit der Fülle der ihm zu Gebote stehenden künstlerischen Einfälle zurückzuweisen gesucht, um welche die Tadler ihn nur beneideten. Hat er vielleicht auch diese Einfälle zu Hülfe genommen, um seinen Bismarck richtig und würdig zu bekleiden? War er denn aber wirklich auf sie allein angewiesen? Sind sie nicht noch zu Tausenden am Leben, die ihn in dieser Frage ganz zuverlässig hätten berathen können, wenn er selber im Unklaren gewesen sein sollte? Beim Zeus, auch in der eigenthümlichen Costümirung des Helden liegt Methode, dieselbe Methode, nach der das ganze Denkmal nicht bloß mißglücken mußte, sondern auch sollte, und zu bewundern bleibt nur die Treue, mit der sich der Künstler von der Helmspitze bis zu den sonderbaren Falten in den Hosen herab an seinen Auftrag gehalten hat. Sollen wir den Ausdruck auf die Spitze treiben, so steht jetzt auf dem Königsplatz nicht der wirkliche Bismarck, sondern eine Carikatur von diesem. Nur den wirklichen Bismarck wollen aber die Deutschen haben, den Bismarck, wie er in Wahrheit gewesen, wie er ihnen im Geiste vorschwebt, und wie sie ihn den nachkommenden Geschlechtern überliefern wollen. Und so sicher wie zweimal zwei vier ist, so sicher wissen wir, daß der wirkliche Bismarck noch in Erz erstehen wird. Ist er nicht jetzt eine Ehrensache der deutschen Nation geworden? Zahllose Kränkungen in ihrem Bismarck hat sie unter dem neuen Kurse hinnehmen müssen. Müßte die Nachwelt nicht glauben, daß sie auch zu dieser, die selbst dem Andenken ihres entschlafenen Helden zu nahe zu treten wagte, in lakaienhafter Unterwürfigkeit geschwiegen hat? Ist nicht allein honoris causa ein echter Bismarck in Erz geboten, schon um unseren Enkeln zu zeigen, wie es dem Talmi-Bismarck des Herrn Reinhold Begas gelungen war, die Deutschen trotz aller Mannigfaltigkeit ihrer Empfindungen und Gedanken zu einem auf hoffentlich Jahrhunderte hinaus vernehmbaren Protest zu Gunsten des Begründers seiner Einheit unter einen Hut zu bringen? Ajax.

Berliner Stadtbauten.

Von J. Norden.

Wie es mit dem vielcitirten Worte „Berlin wird noch einmal die schönste Stadt" bestellt ist, das scheint mir doch ziemlich klar zu sein. Nur der enge Localpatriotismus kann es so unumwunden als eine „Thatsache" auffassen, oder sage ich milder, auffassen wollen?

Muß es noch gesagt werden, daß, um dieses Ziel zu erreichen, der Reichshauptstadt gar Vieles fehlt, was keine Macht der Erde und kein glühendster Localpatriotismus ihr je verschaffen kann? Es fehlt ihrer Physiognomie der historische Zug großer Erinnerungen und großer Culturtraditionen, fehlt die malerische Lage etwa auf Hügelgelände mit vielen Wasserspiegeln und breiten Flußläufen, fehlt eine abwechselungs- und ausblicksreiche Anlage der Straßen und Plätze, fehlt noch manches Andere.

Aber andererseits wird auch selbst der Nörgler zugeben müssen, daß — ganz abgesehen von der Poesie eines Großverkehrs mit allem Drum und Dran, von der Regelung dieses Verkehrs, von der Sauberkeit ꝛc. — in den endlosen Häuserzeilen auch manch' Schönes im Einzelnen sich findet. Und muß auch manch' altes Viertel leider, vom Schönheitsstandpunkt aus gilt dieses „leider", muß es bei dem ungeheuren Wachsthum der Stadt Platz machen den immer gesteigerten neuzeitlichen Verkehrs- und sonstigen Lebensbedürfnissen, so ist man doch vielfach bemüht, beim Neuen die Schönheit des Zweckmäßigen zu wahren und dieses in entsprechender Weise zu schmücken.

Achtlos freilich hastet die große Masse im Tagesleben auf der Straße an all' dem vorüber, geschweige denn, daß sie es erst selbst aufsuchen sollte.

Man muß sie förmlich erst darauf stoßen, sie immer wieder darauf aufmerksam machen.

In sehr dankenswerther Weise ist das nun einmal recht gründlich auf der „Großen Berliner Kunstausstellung 1901" geschehen. Ich sagte es schon im ersten Bericht über sie, das dieses Mal die Baukunst die Rolle des „clou" des Ganzen übernommen hat in der Fluth der unzähligen Werke der Malerei. Staatliche, städtische und private Baukunst feiern hier berechtigte Triumphe, wenn auch natürlich nicht Alles gleich mit „Nr. 1" zu censiren ist. Das wäre ja auch einfach unheimlich. Der Saal des „Ministeriums der öffentlichen Arbeiten" und die Säle der „Vereinigung Berliner Architekten" gehören schon in Bezug auf die Ausstattung zu den erfreulichsten in dem gewaltigen eintönigen Labyrinth der zahllosen Ausstellungsräume im Glaspalast. Und was sie bergen, zeigt häufig ein Streben, sich den neuen Forderungen anzupassen, Altes persönlich umzuwerthen. „Häufig", aber lange noch nicht immer. Auch hier begegnet man Baukünstlern, die mehr in Originalitätssucht machen, als echte Eigenart bieten, und Anderen, an denen die Neuzeit mit ihren Bedürfnissen und Anschauungen spurlos vorüber zu gleiten scheint.

Am Bemerkenswerthesten aber in der ganzen Baukunst-Abtheilung ist die „Architektonische Ausstellung der Stadt Berlin". Hier eben wird der Berliner, wird der Fremde einmal darauf gestoßen, was Alles auf diesem Gebiete geleistet wird. Es ist einfach staunenswerth. Um so staunenswerther, weil all' diese Arbeiten ihren leitenden Mittelpunkt in einer einzigen Person besitzen, in der des vor vier Jahren in's Amt berufenen Stadtbaurathes Ludwig Hoffmann.

Das ungeheure Wachsthum Berlins stellt eine Bauverwaltung unaufhörlich vor immer wieder neue Aufgaben. Die Krankenhäuser und die anderen Wohlfahrtseinrichtungen, die Schulen, die neuen Brücken ꝛc. mehren sich, ohne daß der Einheimische dessen so recht gewahr wird.

Hier, in 22, durchweg schlicht, aber gefällig ausgestatteten stumpfgrünen oder blaugrauen Räumen der „West-Halle" im Ausstellungspark beim Lehrter Bahnhof kann man sich nunmehr davon überzeugen, in welchem Maße die Bauaufgaben der Stadt wachsen, zugleich aber auch von der ungeheuren Arbeitskraft des neuen Leiters der städtischen Bauthätigkeit. Wir bekommen da in Gesammtmodellen aus Gips, meistens in $^1/_{25}$ der natürlichen Größe, nebst vielen Situationsplänen,

Digitized by Google

Theilmodellen, die, wie auch Einzelheiten der Fassaden, mitunter in natürlicher Größe vorgeführt werden, nicht mehr und nicht weniger als 18 Schulen nebst Lehrerwohnungen, zwei einzelne Lehrerwohnhäuser, vier zum Theil gewaltige Kranken- und Irrenhausanlagen, wie die Lungenheilstätte und das Irrenhaus in Buch, vier Brunnenanlagen, vier Brücken, drei Volksbadeanstalten, zwei Standesämter, eine Feuerwehrstation, ein Straßenreinigungsdepot, eine Turnhalle (für das Gymnasium zum Grauen Kloster), ein Kinderasyl, ein Denkmal für die Feuerwehr (am Mariannenplatz) und zu Allem noch — das Märkische Museum zu sehen. Und das Alles ist innerhalb vier Jahren entstanden, oder geht demnächst der Vollendung entgegen. Eine Menge Aufgaben, deren Bearbeitung noch nicht beendigt ist, wurden bei dieser Ausstellung ebenso wenig berücksichtigt, wie die zahlreichen Entwürfe zu Erneuerungs- und Ergänzungsbauten der alten städtischen Anlagen.

Reichlich genug ist's, um den Geist der neuesten Berliner Bauthätigkeit und ihres Leiters zu erkennen.

Der Schöpfer all' dieser mehr als 40 Entwürfe — nur zu sechs Schulgebäuden wurden sie von verschiedenen Stadtbauinspectoren bearbeitet — mußte viel Erfindung daran setzen, um nicht eintönig zu werden und jedes Mal doch einigermaßen was Neues zu schaffen. Man denke doch nur — allein 18 Schulen! Und zudem solche von vornehmlich der gleichen Art, d. h. Gemeindedoppelschulen für Knaben und Mädchen. Und allzuviel kosten durfte es wohl dem Stadtsäckel auch nicht.

Aber Hoffmann wußte sich zu helfen, ganz abgesehen von dem großen Formenschatz, über den er sichtlich verfügt und dessen er sich mit einem schönen Feingefühl zu bedienen weiß, wenn auch, wie weiter unten gezeigt werden soll, hier und da 'mal was „vorbeigelang". Der Stadtbaurath meint nämlich, daß die Eigenthümlichkeit der Situation eines Gebäudes für die Lösung der Aufgabe als wesentlich bestimmend zu betrachten ist. Und er glaubt, daß „sich dabei die gleiche Denkungs- und Empfindungsweise vermittelst der verschiedenen architektonischen Formensprachen sehr verschiedenartig zum Ausdruck bringen lasse."

Also ein eklektischer Standpunkt. Und auf den ersten Blick erscheint der Grundsatz von jener bestimmenden Bedeutung der „Situation" recht annehmbar. Aber ganz ungefährlich ist es nicht. Wie, wenn später einmal diese „Situation" sich verändert? Gerade, weil Berlin sich baulich stets in Entwickelung befindet, ist das sehr leicht möglich. Wer weiß z. B. nicht, wie gerade in der Gegend, wo die Fischerstraße und die Fischerbrücke sich befinden, also in einem der ältesten Theile der Stadt, Spaten und Hacke wüthen? Da hat man jetzt, im Einklang mit der augenblicklichen „Situation", zwei alterthümliche, hochgiebelige Häuser gebaut — ein „Standesamt" und eine „Feuerwache". In ein paar Jahren ist das Bild vielleicht schon ein ganz anderes. Am Ende erhebt sich dort gar ein zweiter — horribile dictu — Tietz'scher „Waarenpalast". Wie werden dann jene beiden Hoffmann'schen Bauten in solcher Umgebung sich ausnehmen? Oder nehmen wir das „Märkische Museum". Wundervoll ist es hineingebaut in den Park an der alten Wallstraße. In seiner vielgestaltigen Anlage spiegelt es sinnvoll die Hauptbaustile märkischer Vergangenheit wieder. Sehr gut. Aber — wo die Fassaden offen sichtbar zu Tage treten, da ist schmückendes Steinmetzdetail angebracht; wo Bäume verdeckend dazwischen treten, fehlt dieses. Nun — und wenn einmal auch die Bäume fehlen sollten?

Noch in anderer Hinsicht hat man immer mit dem „Milieu" zu rechnen gesucht. Man hat Bedacht darauf genommen, was augenfällig von Weitem schon in die Erscheinung tritt, in der Linien- und Formenentwickelung großzügiger zu gestalten; wo aber nur ein naher Standpunkt möglich ist, durch Einzelschmuck, ein schönes Portal, einen gefälligen Erker, eine reiche Fensterumrahmung u. dgl. zu wirken. Die Turnhalle des Gymnasiums zum Grauen Kloster an der Neuen Friedrichstraße z. B. schaut mit ihrer breiten Giebelseite den von der Königstraße Herkommenden an. Darum wurde diese Seite besonders geschmückt mit Reliefs turnender Bären, Köpfen jüngerer und älterer Turner, Mauerkrone ꝛc. in großem Maßstabe.

Der Berlinische Bär und anderes „Zoologisches" spielt in dem allegorisirenden Schmuckdetail Hoffmann's überhaupt eine große Rolle. Das ist begreiflich. Daß der Baukünstler dabei meistens bemüht ist, diesen Schmuck zur Bestimmung des Gebäudes in Beziehung zu bringen, ist ebenfalls für ihn bezeichnend. Und ebenso charakteristisch ist ein harmloser Humor, der hierin häufig zu Tage tritt. Bei einem Straßenreinigungsdepot ist ein Terracotta-Fries von Bären mit Besen und Eimer angebracht und ein Schweinskopf, den Delphine mit Wasser begießen. Kämpfende Delphine und Reptilien, die natürlich Feuer speien, begleiten die Seitenlinien des Giebels einer Feuerwache und oben auf der Spitze thront Neptun, dem die wasserspendenden Delphine triumphirend ihren Sieg melden. Die Loggia am Standesamt an der Fischerbrücke, dessen Hauptsaal Ludwig von Hofmann abermals sinnvoll ausgemalt hat, zeigt als Ornament Rosen, Disteln und schreiende Kinderköpfchen als Symbol — „traulichen Familienlebens". An den Portalen der Doppelschule an der Wiener Straße sieht man auf den Surporten mit Lorbeerblättern und Buchstaben belebte Quadern. In der Mitte streben Bienen, als „Fleiß", dem Lorbeer zu, von dem „faule" Schnecken unten sich abwenden. Dazu beim Portal der Knabenschule über den seitlichen Consolen der moderne Lehrer, der nur „durch das Zeugniß wirkt", und der Alte, der bloß auf den Bakel schwört. Ebenso beim Mädchenportal zwei verschiedene Typen von Lehrerinnen ꝛc. ꝛc. Ist's nicht ein bischen viel der Allegoristerei? Mitunter erscheint sie trivial, bisweilen gar zu gesucht. Soll doch selbst die Formensprache hier und da allegorisch wirken. Bei jenem Feuerwache-Giebel erscheint die Silhouette durch die Reptil-Delphin-Gruppe sehr reich gegliedert. Und das hat einen ganz besonderen Zweck: damit soll die „Beweglichkeit der Feuerwehr" angedeutet werden! Oder die gewundenen Formen der Ornamente am Portal der Handwerkerschule am Stralauer Platz sollen an das — „mühsame Streben des Schülers" erinnern. Das ist denn doch schon gar zu „gewunden". Geradezu Orgien feiert die Allegoristerei bei einzelnen Brücken und Denkmalsanlagen. Diese Denkmäler wollen mir überhaupt weniger behagen. Am besten sind noch die drei Märchenbrunnen für den Friedrichshain, obschon sie mit ihren Stilformen an dieser Stelle allzu prunkhaft wirken mögen. Aber der Herculesbrunnen für den Lützow-Platz nimmt sich ganz und gar wie der porzellanene Fruchtaufsatz auf einer kleinbürgerlichen Hochzeitstafel aus. Und erst das Feuerwehrdenkmal auf dem Mariannenplatze. Sein Aufbau ist nicht übel und seine Reliefs zeigen manch' schöne Einzelheit. Aber im Uebrigen feiern eben hier allerlei „Symbole" ein förmliches Freudenfest. Sogar Pallas Athene und Hercules und die Hydra müssen mitwirken. Können wir denn diese Symbole einer fremden, der antiken Welt nicht endlich einmal los werden?

Doch um auf die Gebäude zurückzukommen — mag auch die Schmuckfrage nicht immer gleich glücklich gelöst worden sein, wie ich erst zeigte, unleugbar sehr geschickt ist's, wie man den Schmuck stets an passender Stelle anbringt, wenn er selbst auch in Einzelfällen nicht ganz geschickt gewählt ist. Was soll z. B. ein kostbares Renaissance-Fenster an einem Lehrerwohnhause? Im Ganzen aber läßt sich sagen, daß der Schmuck meistens schön wirkt. Er hebt die schlichte, gefällig gegliederte Fassade, wie etwa eine Camée ein einfaches Frauengewand. Auch farbig wirken die Gebäude nicht übel. Das Material ist vornehmlich rother Backstein mit grauen Fugen und für die Architekturtheile grauer Sandstein. Bisweilen treten auch metallene Cartouchen hinzu ...

Noch Eins. Wenn sich auch das ersterwähnte Hauptprincip der Berücksichtigung der heutigen Umgebung beanstanden läßt, so ist auf der anderen Seite doch nicht zu vergessen, daß Berlin als Städtebild ja überhaupt keinen einheitlichen historisch gewordenen Charakter hat. Da ist's also schwer, sich einem gegegebenen „Städtebild" anzupassen, was anderswo, in Dresden, Lübeck, Danzig, Nürnberg und anderen Städten so leicht gemacht wird. Um so näher freilich hätte der Gedanke liegen müssen, im Geiste unserer Zeit und Kunstanschauungen die Formen für jedes einzelne Gebäude ganz allein aus seiner Zweckbestimmung herauszugestalten, wie das Meister Messel mit seinem Waarenhaus für Werthheim verstanden hat.

Aber hiervon abgesehen, muß man es dem Stadtbaurath und seinen zahlreichen Gehilfen und bildnerischen Mitarbeitern, zu denen u. A. Otto Lessing, Vogel, Widmann, Westphahl gehören, hoch anrechnen, daß überall der praktische Zweck in der Einrichtung vollauf gewahrt bleibt, daß dem Begriff des Traulichen, Behaglichen Rechnung getragen wurde, wo es erforderlich war. Man vertiefe sich nur in die Pläne und Modelle der Krankenhausanlagen, der Badeanstalten, des Kinderasyles.

Berlin hat jetzt immerhin Grund, mit seiner Bauverwaltung zufrieden zu sein.

Notizen.

Ernst v. Wolzogen's „Drittes Geschlecht" ist bei Richard Eckstein Nachf. (H. Krüger), Berlin W., soeben in eigenartig ausgestatteter Jubiläumsausgabe erschienen. Das fidele Buch liest sich auch beim zweiten Male noch pläsirlich und wird in der heurigen Sommerfrische gewiß wieder allen Leuten beiderlei Geschlechtes, die nicht alte Jungfern sind, die bekannte „müßige Regenstunde" angenehm verkürzen.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Manuskripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuskripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher u. s. w. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Rich. Sattler, Braunschweig
(gegründet 1883).

Gottsched-Verlag. Berlin W. 9.

Eugen Reichel:

Ein Gottsched-Denkmal.

Monumentales Prachtwerk. 30 M.

Kleines Gottsched-Denkmal. 2 M.

Die Londoner „Academy" hat kürzlich verschiedenen hervorragenden Gelehrten und Staatsmännern einen Fragebogen mit der Frage zugehen lassen, welches die zwei im Jahre 1900 erschienenen Werke seien, die auf sie den bedeutendsten Eindruck gemacht haben. Karl Blind, der in London heimisch gewordene berühmte Gelehrte, hat bei dieser Gelegenheit Eugen Reichel's „Gottsched-Denkmal" an erster Stelle genannt.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Bismarck im **Urteil** seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Redacteur

einer Tages-Zeitung, Feuilletonist und Kunstkritiker von Ruf, mit besten Referenzen (auch von der „Gegenwart" warm empfohlen), sucht die

Berliner Vertretung

für größeres Provinzblatt oder Zeitschrift auf dem Gebiete der Berichterstattung über Theater, Kunst und öffentliches Leben. Unter L 25 an die Expedition der „Gegenwart".

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen und geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-, Trink- und Badequellen, Mineral-, Moor-, Douche- und Dampf-Bädern,** zeitgemässen Einrichtungen zu **Kaltwasserkuren u. Massage,** ferner einer vorzüglichen **Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. — Hochquellen-Wasserleitung. —** Angezeigt bei **Krankheiten** d. **Nerven,** d. **Athmungs-, Verdauungs-, Harn-** u. **Geschlechts-Organe,** zur **Verbesserung** d. **Ernährung** u. d. **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden u. d. Folgen entzündl. Ausschwitzungen. Eröff. **Anfang Mai.** Prosp. unentgeltlich.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Kgl. Bad Oeynhausen.

Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: 42 **Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei Nervenleiden und einzelnen nervösen Krankheitserscheinungen. Seit 16 Jahren erprobt. Mit Wasser einer Mineralquelle hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. In den Handlungen natürlicher Mineralwässer und in den Apotheken zu haben. Bendorf a. Rhein. Dr. Carbach & Cie.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz** und Burgsteinfurt, Westf. Herrl che Lage. Honor. **nach** Heilg. Prospecte gratis. **Aelteste staatl.** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I** ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Manuscript-

Angebote erbitten

Jacobi & Zocher, Verlagsbuchhandlung.
Leipzig-R., Oststraße 9.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 30. Berlin, den 27. Juli 1901. 30. Jahrgang. Band 60.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Neue Anklagen gegen Chamberlain. Von Karl Blind (London). — Börsenreform und Reichsfinanzreform. Von Regierungsrath Dr. H. Bingner. — Die Vergangenheit im Lichte der Gegenwart. Von Professor Arnold Fokke. — **Literatur und Kunst.** Gottsched und seine Kritiker im 20. Jahrhundert. Eine Trutz-Betrachtung von Eugen Reichel. — **Feuilleton.** Du bist der Mann! Sensations-Roman von Mark Twain. — **Aus der Hauptstadt.** Die Haznader Usta. Von Prinz Vogelfrei. — **Offene Briefe und Antworten.** Die Errettung des Judenthums. I. Von Grünewald (Siegen). II. Von L. Estermann (Neubrandenburg). — Anzeigen.

Neue Anklagen gegen Chamberlain.

Von Karl Blind (London).

Eigenthümliche Enthüllungen sind neuerdings über die im dunkeln Hintergrunde stehenden Anreger des unheilvollen Krieges und des vorhergegangenen Jameson'schen Freibeuter-Zuges gemacht worden, der die mißlungene Einleitung dazu bildete. Mit bekannter Aengstlichkeit meidet die große Presse Londons die Berührung dieser Dinge, selbst wenn Persönlichkeiten von Bedeutung mit dahin zielenden klaren Angaben hervortreten. In den Spalten von Volksblättern, die — wie „Reynolds' Newspaper" — immerhin einer umfassenden Verbreitung in der Arbeiterwelt genießen, spielen sich daher solche Enthüllungen ab.

Hier muß einer Darstellung des ehemaligen liberalen Unterhaus-Mitgliedes C. A. V. Conybeare gedacht werden. Es ist ein Mann von angesehener Stellung, von dem u. A. ein treffliches Werk über die Gesetzeszustände von Alt-Island herrührt. Er erklärte unlängst auf einer Volksversammlung im Rathhause des Londoner Bezirkes Fulham: ein conservatives Parlaments-Mitglied habe vor nicht langer Zeit in Maschona-Land mit Cecil Rhodes eine Unterredung gepflogen, während deren der geständige Anreger des Jameson'schen Einbruches gerade heraus, wie das seine Gewohnheit sei, gesagt habe:

„Joseph Chamberlain wußte von Allem, was vorging. Er stak bis an den Hals in Allem, was den Zug betraf."

Jener conservative Abgeordnete erwiderte darauf:

„Herr Rhodes! Das ist wahrlich eine starke Anklage, die Sie da gegen einen Staatsmann in der Stellung Chamberlain's vorbringen. Habe ich Ihre Erlaubniß, diese Behauptung zu wiederholen?"

Darauf antwortete Rhodes: „Ganz gewiß ertheile ich Ihnen diese Erlaubniß!"

Als nun der conservative Abgeordnete nach London zurückkehrte, unterbreitete er — sagt Herr Conybeare — diese Angabe dem Lord Salisbury. Darauf hin wurde Herr Chamberlain dem conservativen Abgeordneten in der Gegenwart des Premiers gegenüber gestellt. Auf die ihn so schwer bezichtigende Anklage habe aber Chamberlain nichts weiter vorgebracht, als den zischenden Ausruf über Rhodes: „Verräther! Verräther!"

An diese Mittheilung knüpfte Herr Conybeare auf der Volksversammlung die Hoffnung, „es werde das englische Volk den Mann, dem dieser teuflisch angezettelte Krieg zu verdanken sei, nach Gebühr zur Rechenschaft ziehen."

Durch eine kurze Drahtmeldung bestritt Herr Chamberlain diese Angaben, ohne jedoch auf Einzelheiten irgendwie einzugehen. Herr Conybeare richtete darauf einen Brief an die Presse, worin es heißt:

„Das konnte man ja erwarten! Aber man wird mich entschuldigen, wenn ich mich weigere, die Ableugnung eines Mannes als vollgiltig anzuerkennen, der im Unterhause sein Wort dafür verpfändet hatte, daß er „weder unmittelbar, noch mittelbar" an irgend einer Geschäfts-Gesellschaft betheiligt sei, die Lieferungen für die Regierung betreibe. Das that er zu einer Zeit, wo er und thatsächlich jedes Mitglied seiner Familie — einschließlich seines Sohnes, der als einer seiner Amtsgenossen eine die Ausgaben für Lieferungen vertretende Verwaltungs-Abtheilung vertritt — alle zusammen an derlei Geschäften betheiligt waren."

Sodann gab Herr Conybeare den Namen des toryistischen Abgeordneten an, der die Mittheilung von Cecil Rhodes erhalten hatte. Er nannte ihn Egerton. Mit seinem vollen Namen heißt er der Ehrenwerthe Alan de Tatton Egerton. Auf diese Enthüllung der Quelle der ihn so furchtbar bezichtigenden Anklage hat Herr Chamberlain nichts mehr geantwortet.

Mittlerweile richtete Herr Conybeare ein Schreiben an Herrn Alan de Tatton Egerton, worin gefragt war: ob sich die Sache nicht so verhalte, wie geschildert worden? Der Befragte erwiderte: „Er habe nichts zu sagen." Man sieht somit, schrieb Herr Conybeare darauf an die Presse, daß Herr Egerton die Richtigkeit der erwähnten Darstellung nicht bestreitet.

Diejenigen, die Chamberlain's Mitverflechtung in die Jameson'sche Verschwörung behaupten, stützten sich schon bisher unter Anderem auf eine vor dem parlamentarischen Untersuchungs-Ausschusse zu Tage gekommene Drahtmeldung von Fräulein Flora Shaw an Cecil Rhodes vom 17. December 1895. Darin heißt es: „Chamberlain ist ganz verläßlich im Falle einer Einmischung von europäischen Mächten. Ich habe aber besonderen Grund zu glauben, daß es sein Wunsch ist, Sie sollten unverzüglich handeln (have special reason to believe wishes you must do it immediately)."

Digitized by Google

Flora Shaw war die Mit-Redacteurin der „Times" für die Abtheilung: Ansiedelungen. Sie kam drei Mal in der Woche auf's Colonial-Amt und hatte dort eingehende Unterredungen. In seinen Drahtmeldungen trug Cecil Rhodes dem Fräulein Shaw auf, Chamberlain mitzutheilen, daß die Sache mit seiner (Chamberlain's) Unterstützung richtig werde durchgeführt werden. „Ich werde siegen," fügte Rhodes hinzu, „und Süd-Afrika wird England gehören."

Für Fräulein Shaw waren, zufolge einem anderen Telegramm, Rhodes'sche Actien verabfolgt worden. Als die Untersuchung durch solche Enthüllungen hohe Persönlichkeiten mit zu verwickeln drohte, wurde in schon geschilderter Weise die Vorlegung weiterer Telegramme und Briefe hintertrieben. Ich enthalte mich vorläufig des Urtheils und gebe einfach die thatsächliche Darlegung. Bedenkt man aber, daß es sich hier um eine Beschuldigung handelt, die, wenn sie nicht erweisbar wäre, dem Urheber vor einem Gerichte geradezu finanziellen Ruin einbringen könnte, so darf man sich wundern, daß kein Proceß derart angestrengt worden ist. Das englische Gesetz über persönliche Verleumdung ist außerordentlich streng. Die Beweisaufnahme ist für den Beklagten unglaublich erschwert, die Geldbuße im Falle seiner Verurtheilung oft ungeheuer groß.

Was Chamberlain betrifft, der noch 1896 nach dem Jameson'schen Raubzuge in den denkbar stärksten Ausdrücken das Recht der Südafrikanischen Republik anerkannte und diejenigen, die etwa auf Krieg hintreiben wollten, erbarmungslos brandmarkte, so sollte man es doch für angezeigt halten, daß er sich gegen eine derartige, von einem geachteten früheren Unterhaus-Mitgliede vorgebrachte Beschuldigung, für die Herr Rhodes und ein conservativer Abgeordneter als Zeugen angegeben sind, öffentlich reinwüsche. Ein Staatsmann braucht zwar sicherlich nicht auf jede Bezichtigung zu antworten. Hier aber ist Chamberlain's ganzer Ruf als Ehrenmann in Frage gestellt. Herr Egerton befindet sich in London. Herr Rhodes, der fortwährend Mitglied des Königlichen Staatsrathes ist, kommt demnächst hierher. Daß ihm, der sich als Anreger des Jameson'schen Einbruches bekannt hat, dieser Titel nicht entzogen wurde, ist freilich ebenso bedeutungsvoll, wie der Händedruck, den der Prinz von Wales mit ihm vor dem Untersuchungs-Ausschusse wechselte und der die bekannte Unterdrückung von Telegrammen und Briefschaften zur Folge hatte.

Es sind im Parlament Anregungen gemacht worden, die Wiederaufnahme jener Untersuchungen durch einen Ausschuß herbeizuführen. Die Regierung weigert sich aber beharrlich durch den Mund von Herrn Chamberlain, „mehr Licht" in die Sache zu bringen. Diese Haltung giebt dem Verdachte Derer, die Herrn Conybeare's Enthüllung kennen, immer neue Nahrung. Viele, die ich gesprochen, haben von seiner Darstellung allerdings gar nie gehört. So Manches entgeht ja den Meisten, die auf ein oder zwei von ihnen täglich gelesene Blätter schwören, in dem anstrengenden, sinnverwirrenden Treiben der riesigen Weltstadt.

Um die volle Bedeutung der gegen Chamberlain erhobenen Beschuldigung zu würdigen, er sei insgeheim Mitwisser am Jameson'schen Freibeuter-Zuge gewesen und bis an den Hals darin verflochten gewesen, muß man sich folgender Thatsachen erinnern. Als der Raubzug noch im Gange war, erließ Chamberlain an die „Südafrikanische Gesellschaft" ein amtliches Schreiben, worin die Transvaal-Republik drei Mal als eine „Fremdmacht", ein „fremder Staat", anerkannt war, der mit England in freundschaftlichen Beziehungen stehe, und gegen den feindlich vorzugehen nicht gestattet werden dürfe. Ein aufmerksamer Beobachter meinte allerdings längst: „Das betreffende Schriftstück sei hier erst verfaßt worden, nachdem die Nachricht von Jameson's Niederlage bereits in London eingetroffen war; und man habe es dann nur listiger Weise knapp vordatirt."

Sei dem wie ihm wolle, Herr Chamberlain nahm nach Jameson's Niederlage eine Haltung ein, die zu seinen späteren Auftreten in krassem Widerspruch steht. Er erklärte wiederholt: England besitze kein Recht der Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Südafrikanischen Republik. Wenn Präsident Krüger in einer Ausdehnung des Wahlrechtes auf Fremde eine Staatsgefahr erblicke, so stehe ihm vollkommen das Recht zu, diese Ausdehnung zu verweigern. England könne nur freundschaftlichen Rath geben — nichts weiter. Den Gedanken, an Krüger eine zwingende Schlußforderung zu stellen oder gar Krieg gegen Transvaal zu erklären, weise er, Chamberlain, weit von sich fort und wolle ihn gar nicht besprechen.

„Ein Krieg in Süd-Afrika," rief Chamberlain aus, „wäre einer der ernsthaftesten Kriege, die möglicher Weise je geführt werden könnten. Es wäre, seiner Natur nach, ein Bürgerkrieg. Es wäre ein langwieriger Krieg, ein grimmiger Krieg, ein kostspieliger Krieg; und er würde die glühenden Kohlen eines Kampfes hinterlassen, die, dessen bin ich überzeugt, kaum auf Menschengeschlechter hinaus gelöscht werden könnten. Gegen den Präsidenten Krüger Krieg zu führen, um Verbesserungen in den inneren Angelegenheiten seines Staates zu erzwingen — eine Einmischung, gegen die sich eine Anzahl unserer Minister hier von diesem Platze aus als gegen ein uns nicht zustehendes Recht erklärt haben: das wäre ein ebenso unsittliches, wie unkluges Verfahren."

Und abermals sagte Chamberlain 1896:

„In Süd-Afrika haben zwei Volksstämme — die Engländer und die Holländer — zusammen zu leben. Die Holländer sind gegenwärtig dort in der Mehrheit; es ist daher die Pflicht jedes Staatsmannes, der das Wohl von Süd-Afrika wünscht, Alles zu thun, was in seiner Macht steht, um freundschaftliche Beziehungen zwischen den beiden Volksstämmen zu erhalten. In unserer eigenen Cap-Ansiedelung sind die Holländer in der Mehrheit. Es giebt Zehntausende von Holländern in der Cap-Ansiedelung, die ebenso dem Throne und dem Zusammenhange mit England ergeben sind, wie unsere französisch-canadischen Mitbürger in Canada. Gleichzeitig aber fühlen diese unsere holländischen Mitbürger ganz naturgemäß, daß sie desselben Blutes sind, wie die Holländer in den beiden Republiken. Ihre Theilnahme gehört daher ihren stammverwandten Volksgenossen, so oft sie sie unterdrückt sehen, oder an eine Gefahr ihrer Unterdrückung glauben, oder an eine Zufügung von Ungerechtigkeit, an eine willkürliche gegen sie geübte Gewalt."

Nun halte man diese Worte von 1896 gegen die mit Namen versehene Beschuldigung: Chamberlain sei sogar in den Jameson'schen Freibeuter-Zug verflochten gewesen! Sollten da die Herren Cecil Rhodes, Alan de Tatton Egerton und C. A. V. Conybeare nicht vor einem Untersuchungs-Ausschusse oder einem Gerichte verhört werden? Geschieht das nicht, welcher Schluß wäre dann zu ziehen?

Börsenreform und Reichsfinanzreform.

Von Regierungsrath Dr. H. Bingner.

Den neuen preußischen Ministern der Finanzen und des Handels haben ihre beiden Vorgängern als Erbschaft je ein große Aufgabe hinterlassen, deren Lösung sie sich auf die Dauer nicht werden entziehen können: die Wiederaufnahme der Börsenreform und die Durchsetzung einer Reichsfinanz-Reform. Das sind zwei anscheinend gänzlich verschiedene und getrennte Gebiete, aber die unumgänglich nothwendige Reform der Emissions- und Creditpolitik, dieser inneren Voraussetzung

Digitized by Google

jener beiden anderen Reformen, verbindet sie. Bei einer solchen Abänderung des Börsengesetzes wird man freilich nicht mit dem Vorschlage des ministeriellen Sachverständigen im preußischen Handelsministerium einverstanden sein, welcher die Eintragung in das Handelsregister der „verrufenen" Eintragung in das Börsenregister mit Wirkung für alle, wo auch immer abgeschlossenen, Termingeschäfte gleichsetzen will, noch wird man sich mit der Erkenntniß begnügen können, daß das Börsenregister zur Abschreckung der outsiders bestimmt und bei einer möglichst geringen Zahl von Eintragungen seinen Zweck am besten erfüllen wird. Werden doch die wildesten Speculationsgeschäfte von outsiders in der Form von Cassageschäften gemacht; dauert doch die Fernhaltung des solide und gut verzinsliche Anlagen suchenden Publicums von der Erlangung der Werthe zu Emissionscursen oder bei Actienunternehmen ohne hohes Emissionsagio, sowie seine sonstige Ausbeutung durch die Commissionshäuser ruhig weiter an.

I. Die Börsenreform.

Eine wirkliche Börsenreform muß bei den Fragen einsetzen: Welchen volkswirthschaftlichen Zweck hat eine Börse zu verfolgen, und ferner: Erfüllen die deutschen Börsen in ihrer heutigen Form diesen Zweck? Die Antwort auf die erste Frage dürfte lauten: Die Productenbörse ist eine Versammlung von Käufern und Verkäufern größerer Mengen verschiedener Waarengattungen; sie ist dazu bestimmt, beiden Theilen durch die größtmöglichste Erweiterung des Marktes Kaufgeschäfte zu Preisen zu ermöglichen, welche dem ungehinderten Einfluß aller preisbildenden Factoren entsprechen. Die Effectenbörse ist eine Versammlung von Capitalbesitzern, die für ihr Capital Anlagen suchen und von Capitalbedürftigen, welche dafür Betheiligung an Unternehmungen oder sonstige Anlagewerthe zu vergeben haben mit demselben Zwecke wie bei der Productenbörse. Mißbräuchlich wird die Einrichtung der Effectenbörse von einer Reihe von Personen benutzt, welche die Anlagewerthe als Waaren behandeln und ohne Absicht der Erzielung einer guten Verzinsung jene Werthe erwerben, um sie zu einem höheren (Capital-)Preise wieder abzugeben.

Aus dieser Beantwortung der ersten Frage ergeben sich zwei tiefgreifende Unterschiede beider Arten der Börsen. Bei der Productenbörse bilden die Producenten, Großhändler und Consumenten jedes Waarenzweiges die natürliche ständige Personen-Unterlage der entsprechenden Börsenabtheilungen. Es ist daher wünschenswerth, daß jede an den Markt gebrachte Waare einen Abnehmer finde, also die Zahl der Umsätze verhältnißmäßig groß sei, unbeschadet des möglichst directen Uebergangs der Waare vom Producenten zum Consumenten, ferner daß Commissionshäuser, welche das Verhältniß vom Angebot und Nachfrage nur verschleiern, in den Umlaufsproceß nicht eingreifen. Gerade umgekehrt steht es bei der Effectenbörse. Die einzelnen Personen, welche Capital oder für ihr Capital Anlage suchen, wechseln fortwährend, es fehlt also an einem dauernden persönlichen Substrat, die Mitwirkung von Commissionären (Bankiers) ist für das Zustandekommen gerade der berechtigten Geschäfte, sofern ein möglichst großer Markt bestehen soll, unerläßlich, andererseits eine möglichst kleine Zahl der Umsätze im Interesse der dauerhaften Natur der Capitalsanlagen erwünscht.

Die Darlegung dieser zwei Unterschiede in der Natur der Effectenbörsen und Productenbörsen ergiebt allein schon, daß die zweite Frage, ob die deutschen Börsen ihren allgemein volkswirthschaftlichen Zweck — also nicht die individuellen Zwecke ihrer derzeitigen Mitglieder — erfüllen, mit einem glatten „Nein" zu beantworten ist.

Man lasse also das vielgehaßte Börsenregister und das Verbot von Termingeschäften in verschiedenen Effecten und Waaren ruhig fallen. Große Reformen können ohnehin nicht auf dem negativen Wege durchgeführt werden. Man entschließe sich vielmehr zur — positiven — Reorganisation des Personals der Effecten- wie der Productenbörsen, freilich nicht in der Richtung, um den Börsenhändler und Bankiers, die sich stolz, aber unzutreffend Börsenkaufleute nennen, ein erweitertes Feld für ihre Geschäfte zu eröffnen, wie es z. B. die Aeltesten der Kaufmannschaft wünschen, sondern im Interesse der Producenten und des sparenden Publicums. Bei den Productenbörsen würde sich die Umgestaltung verhältnißmäßig einfach vollziehen. Man stelle jedes handelsrechtliche Lieferungsgeschäft (d. h. also jedes Kauf- oder kaufähnliche Geschäft, bei welchem vertragsmäßig die Lieferung der Waare und die Bezahlung nicht unmittelbar auf den Abschluß folgt) in börsengängigen Waaren unter den Börsenzwang, in Hinsicht des Abschlusses wie der Abschließenden, d. h. man verlange, daß jeder Abschluß durch den an der Börse üblichen Schlußschein erfolge und daß die Abschließenden selbst Börsenmitglieder seien. Dabei wäre nur den Producenten und Consumenten die Vergünstigung einzuräumen, daß eine beliebige Anzahl von ihnen auch ohne Bildung einer Gesellschaft irgend welcher Form sich einen gemeinsamen ständigen Börsenvertreter zu halten befugt und nur für diesen — einmal den Börsenbeitrag zu zahlen verpflichtet wäre. Berechtigt und indirect verpflichtet zur Erwerbung der Börsenmitgliedschaft in jeder Abtheilung wären die Producenten und Consumenten der darin gehandelten Waaren, und alle eingetragenen Firmen, welche in eben diesen Waaren einen thatsächlichen (nicht bloßen Vermittelungs-) Handel mit Lagerhaltung betreiben. Daraus ergäbe sich dann von selbst der Ausschluß aller Commissionäre, (geschweige denn der outsiders) und das Unterbleiben aller nicht wirthschaftlich gerechtfertigten Termingeschäfte.

1. Die modernen Commissionsbanken.

Eine Organisation der Effectenbörse in gleicher Weise ist unmöglich, da nicht Jedem, der gelegentlich ein Effect kaufen oder verkaufen will oder muß, die Börsenmitgliedschaft auferlegt werden kann, also als Personalsubstrat zunächst nur die Effectenhändler bleiben, deren Verhalten dem volkswirthschaftlichen Zweck der Effectenbörsen zum Theil zuwiderläuft. Hier sind also Commissionäre unentbehrlich; um aber unbeeinflußt die Interessen des außerhalb der Börse stehenden Publicums vertreten zu können, dürfen sie nicht wie jetzt mit den Effectenhändlern (zu denen auch die Emissionshäuser zu zählen) identisch sein. Es muß hier der englische Unterschied zwischen dem stockbroker und dem banker in unser Wirthschaftsleben eingeführt werden. Einerseits ist dafür dem Bankcommissionär, der selbst Börsenmitglied sein soll, (also auch ein auswärts angesessener Provinzbankier, der dann seinen ständigen Vertreter haben muß), ein Vermittelungsmonopol dahin zu geben, daß Geschäfte über an der Börse eingeführte Werthpapiere von Nichtbörsenmitgliedern nur an der Börse und nur durch Vermittelung eines Bankcommissionärs abgeschlossen werden dürfen, andererseits muß seine Geschäftsführung mit gewissen Garantien umgeben werden. Dahin gehören der Nachweis eines in mündelsicheren Papieren fest angelegten Mindestvermögens, das Verbot des Selbstverkaufs von Effecten an seine Auftraggeber, ferner, unter Abänderung der sonst für Commissionäre geltenden Rechtsvorschriften, die Verpflichtung, alle Börsengeschäfte nicht nur auf Rechnung, sondern auch im Namen seiner Auftraggeber, so daß die Namen der wirklichen Vertragschließenden im Börsenschlußschein erscheinen, unter Haftung gegenüber beiden Theilen für Erfüllung des Geschäfts abzuschließen. Weiterhin wäre nöthig die Veröffentlichung der Jahresbilanzen und die Unterwerfung unter eine strenge, jeder Zeit zur Revision bei Offenlegung aller Contocorrente befugte Staatsaufsicht, endlich die Einschränkung des seinen Contocorrentkunden einzuräumenden Gesammtcredits auf ein (nicht hoch zu bemessendes) Vielfaches seines Vermögens. Die

Digitized by Google

letztere Maßregel leitet unmittelbar auf die mit Hülfe der Bank-Commissionsfirmen durchzuführende Fortbildung des Credit- und Zahlungswesens über.

In drei Punkten bedarf unser Credit- und Geldverkehr einer Verbesserung und Ergänzung durch 1. Verbilligung des laufenden Credits für die Industrie, 2. Einführung des Checks als Baarzahlungsmittel für private und gewerbliche Zwecke, verbunden mit 3. dem Ausgleichsverfahren (Clearing-System) in Checks und domicilirten Wechseln an den einzelnen Bankplätzen und über das ganze Reich im Anschluß an das Girowesen der Reichsbank.

Obwohl Deutschland keineswegs mehr ein capitalarmes Land ist, wird doch seit längerer Zeit das Capitalbedürfniß der Industrie für productive Zwecke (Neuanlagen ꝛc.) und zeitweilige Credite nicht genügend oder nur unter Schwierigkeiten befriedigt. Dies rührt keineswegs davon her, daß unsere Capitalbildung mit unserer industriellen Entwickelung nicht gleichen Schritt gehalten hat, sondern, wie R. Eberstadt in seinem Buche „Der deutsche Capitalmarkt" unwiderleglich nachgewiesen hat, von der unerhörten Inanspruchnahme des jährlichen Capitalzuwachses für speculative Courserhöhungen von Effecten und für die sich des Mittels der Steigerung der hypothekarischen Belastung bedienenden Bodenspeculation. Inwieweit der ersten der Boden entzogen werden kann, davon wird noch weiterhin die Rede sein. Zunächst ist mit ihr als einer Thatsache zu rechnen und daher die Erfüllung des Creditbedürfnisses der Industrie auf anderem Wege zu versuchen. Hierzu eignen sich die Bankcommissions-Häuser ganz besonders; wenn man ihnen das Monopol der Checkausgabe für ihre Kunden giebt, so werden nicht nur diese Checks als schlechthin sichere Geldersatzzeichen — wie unten auszuführen — rasch allgemein in Aufnahme kommen, sondern es werden auch dadurch den Bankcommissions-Häusern (der Kürze halber künftig Bankhäuser genannt) eine große Anzahl von Contocorrentkunden zugeführt werden. Jeder Capitalbesitzer wird nach englischem Vorbild sich daran gewöhnen, seinen Bankier zu haben und durch ihn alle Geld- und Cassengeschäfte besorgen zu lassen. Dadurch werden bei all' Denjenigen, die nicht als Gewerbtreibende Bankcredit in Anspruch nehmen, Gelddepositen in erheblichem Umfange sich ansammeln, zumal den Bankhäusern die Creditgewährung zu Effectenspeculationen untersagt werden muß. Auch bisher bestehen ja bei den Banken jetziger Form erhebliche Depositen solcher Art, sie werden indeß naturgemäß hauptsächlich den speculativen Zwecken der Börse zugeführt. Es erscheint nun durchaus unbedenklich, mit jenen Beträgen das Creditbedürfniß von Industriellen zu befriedigen, sofern diese selbst Contocorrentkunden desselben Bankiers sind, und die Verpflichtung übernehmen, alle auf sie gezogenen Wechsel bei ihm domiciliren zu lassen, und sofern das Bankhaus in der Höhe des dem Einzelnen zu gewährenden Credites auf etwa ein Viertel und in der Höhe des Gesammtbetrages auf etwa das Viersache des nachgewiesenen eigenen Vermögens beschränkt wird.*) Eine Commanditirung gewerblicher Betriebe aber würde den Bankhäusern zu verbieten, dagegen die Vermittelung solcher durch ihre Kunden für andere Kunden, gegebenen Falles unter Uebernahme der Controlle zu fördern sein.

2. Der moderne Checkverkehr.

In das System der über das ganze Reich vertheilten, unter sich durch ihre Girocontos bei der Reichsbank verbundenen Bankhäuser würde sich die allgemeine Einführung des Checksystems auf gesetzlicher Grundlage organisch einfügen. Um den Checks die Umlaufsfähigkeit zu sichern, muß das Publicum das absolute Vertrauen in ihre jederzeitige Einlösbarkeit gegen baar besitzen. Dies kann nur ungenügend dadurch begründet werden, daß man die Ausstellung von Checks über den Betrag des Baar-Guthabens hinaus unter Strafe stellt, da dies die Anfrage über den augenblicklichen Betrag weder für den Aussteller noch für den Empfänger überflüssig macht und außerdem Dritten dauernd eine an sich nicht nothwendige und vielfach nicht erwünschte Einsicht in die mit den wirthschaftlichen Verhältnissen des Ausstellers zusammenhängende wechselnde Gestaltung seines Guthabens gewährt. Viel praktischer ist, die Ueberziehung des Guthabens durch die Form des Checks und der Checkbücher unmöglich zu machen in der Art, daß Jemand in einem bestimmten Zeitpunkt ein Checkbuch ausgestellt bekommt, dessen einzelne nummerirte Blätter in Vordruck je über 100 oder 1000 Mk. lauten und insgesammt nur so viele Blätter enthalten, als Vielfache von 100 oder 1000 Mk. in dem augenblicklichen Guthaben des Empfängers enthalten sind. Er dürfte dann jedes Blatt mit einem beliebigen Betrag unter 100 oder 1000 Mk. ausfüllen, aber auch nur durch solche Checks Baarbeträge selbst von seinem Guthaben abheben und für jeden auf ihn gezogenen und gesetzlich bei seinem Bankhause zu domicilirenden Wechsel den Betrag in Checks seinem Bankhause vor der Acceptirung aufliefern müßte. Es empfiehlt sich aber, zwei Arten von Checkbüchern (mit verschiedenen Farben der Blätter) einzuführen, solche für jeden Bankkunden, die nur zum Umlauf am Platze und zur Bezahlung der Privatbedürfnisse bestimmt sind und deren Blätter nur über 100 Mk. lauten dürfen, und solche für die Zwecke der Gewerbetreibenden, deren Umlauf im ganzen Reich zugelassen seien und deren Blätter je nach Wahl über 1000 Mk. oder auch bloß 100 Mk. — um die Einrichtung auch kleinen Gewerbetreibenden zugänglich zu machen — lauten könnten.

An jedem Platze, wo mehrere Bankhäuser sich befinden, kann daraufhin in einfacher Weise ein tägliches Ausgleichsverfahren eingeführt werden, welches alle Platzchecks und die Laufchecks und Domicilwechsel der am Orte befindlichen oder vertretenen Bankhäuser umfaßt. Die verbleibenden Differenzen würden nicht baar, sondern durch Umschreibung in den Reichsbank-Giroconten der einzelnen Bankhäuser beglichen, Laufchecks und Domicilwechsel auf auswärtige Bankhäuser aber von den Filialen der am Orte nur vertretenen Häuser dem Haupthause zum Ausgleich oder zu anderweiter Verwerthung eingesandt werden.

II. Die Aenderung der Emissionspolitik.

Die Umgestaltung des Bankcommissionswesens mit all den daran geknüpften Reformmaßregeln genügt aber noch nicht, um alle Mißstände an den Effectenbörsen zu beseitigen. Dazu muß der Speculation in weitem Maße das Material entzogen werden. Es gilt daher für das Publicum, das jetzt schon zum Theil die Neigung für dauernde, nach Capital und Zinsen sichere Anlagen besitzt (nur leider solche Anlagen kaum findet) und zu der Erkenntniß der moralischen Verwerflichkeit aller lotterieartigen Coursgewinne immer mehr zu erziehen ist, es gilt für das Publicum eine Capitalsanlage zu schaffen, welche die Sicherheit der jetzigen Sparcasseneinlagen, aber eine höhere, feste Verzinsung und die Möglichkeit der Anbringung größerer Beträge bietet. Eine solche Anlage kann nur der Staat in seinen Anleihen durch Veränderung einer darauf gerichteten Finanzpolitik bieten. Die jetzige Form der Begebung durch Emissionshäuser, Subscription an wenigen Stellen an einem Tage, Zutheilung auf die gezeichneten Beträge pro rata und in von Seiten der Gläubiger unkündbaren, für den freien Verkehr bestimmten Inhaberpapieren hat neben manchen Vorzügen große Nachtheile für Staat und Gläubiger. Diese würden beinahe völlig vermieden durch Ausgabe nicht frei veräußerlicher, von Seiten des Staates unkündbarer Rentenverschreibungen über im Staatsschuldbuch eingetragene, zum Nominalbetrag voll bei einer Staatscasse einbezahlte Beträge (courslose Rentenschulden).

*) Wäre diese Maßregel schon jetzt geltendes Recht gewesen, so würde u. A. der Zusammenbruch der Leipziger Bank unmöglich gewesen sein.

Digitized by Google

Charakteristisch für diese Art Anleihen wäre, daß auf sie während eines längeren Zeitraumes an allen Staatscassen subscribirt werden könnte. Die kleinen Zeichner müßten zuerst berücksichtigt werden, von Einzelpersonen nur Inländer Rentenverschreibungen und nur im Höchstbetrage von (etwa) 60 000 Mk. erwerben können. Einzahlung bei den Staatscassen, Ausgabe der Urkunden über die Bucheintragungen (auf Wunsch über bestimmte Theilbeträge lautend) und Zinsenzahlung durch die Staatscassen — das wären weitere Details im Ausbau. Der Zinsfuß wäre $^1/_2$ Procent höher als derjenige der (auf pari reducirten) Inhaberpapiere zu bemessen, Verpfändung und Zugriff auf die Rente ausgeschlossen, Veräußerung von Rentenverschreibungen (Rentenbeträgen) und zwar zum Nennbetrage nur an die Reichsbank zulässig. Die Reichsbank könnte an ihrer Stelle andere Rentenverschreibungen im gleichen Betrage, aber zu dem dann giltigen Zinsfuße für Dritte eintragen lassen, wofür wohl stets eine große Anzahl Bewerber vorhanden sein würde. Endlich müßte bestimmt werden, daß für Corporationen und Zweckvermögen (z. B. Mündelvermögen) die Höchstgrenze wegzufallen hätte und Rentenkündigung von Seiten des Staates erst eintreten könnte, wenn sämmtliche persönliche erste Rentenberechtigte der betreffenden Anleihe ausgestorben wären.

Die höhere Verzinsung (von $^1/_2$ Procent) kann nicht mit Recht als Benachtheiligung des Fiscus, sowie der Besitzer gewöhnlicher Staatspapiere gelten, da der Fiscus von der Courslosigkeit den Vortheil hat, daß nicht sein Staatscredit durch Börsenmanöver erschüttert werden kann, andererseits die Zahlung der höheren Zinsen nur an Inländer, nur für einen gering bemessenen Höchstbesitz des Einzelnen oder für Vermögensmassen erfolgt, bei denen der Staat mündelsichere, also niedrig verzinsliche Anlage vorschreibt.

Eine Belastung der Reichsbank könnte ebenfalls nicht eintreten, da in Nothstandszeiten die Abnahmepflicht aufzuhören und sich in eine Beleihungspflicht zu verwandeln, sonst aber über die nicht wiederbegebenen Renten halbjährliche Abrechnung mit dem Staate stattzufinden hätte. Wahrscheinlich aber würden stets mehr Abnehmer als verfügbare Renten da sein und diese sich in den Kreisen der kleinen und mittleren Sparer einer noch größeren Beliebtheit erfreuen, als die französischen Staatsrenten, die übrigens auch in den Departements durch die Hauptsteuereinnehmer unter Umgehung von Bank und Börse verkauft werden, eine Einrichtung, die Adolf Wagener schon früher zur Nachahmung (entsprechend verändert) empfohlen hat. In Preußen würde die Einführung der neuen Anleiheform sich einfach an das Staatsschuldbuch anschließen können; da aber hier voraussichtlich in absehbarer Zeit keine neuen Anleihen ausgegeben, sondern die neu bewilligten auf die Tilgungsbeträge verrechnet werden, würde der erste Versuch der Einführung im Reiche unter Anlegung eines für alle Landesstaatscassen maßgebenden Reichsschuldbuches zu machen sein. Gelingt er, so würde er der Ausgangspunkt einer völlig veränderten Emissionspolitik sein können mit folgenden Etappen: Begebung der Communalanleihen durch die Staatscassen, Zulassung der Rentenform für die Anlageschulden unter diesen Anleihen, Halten des Courses der übrigen, einer verstärkten Amortisation bei gleichem Zinsfuße zu unterwerfenden auf Pari, Controlle der auswärtigen Staats-Anleihen und Industriepapiere unter eventueller Festsetzung des einzuführenden Höchstbetrages oder gänzlichem Einführungsverbot (nicht nur Verbot des Börsenhandels) nebst dem Verlangen, daß etwaige Sicherheiten, z. B. durch Verpfändung bestimmter Einnahmen, dem Reich, nicht den Emissionsbanken gegenüber bestellt werden müssen. Endlich wäre noch eine naturgemäße Folge die Beschränkung des Marktes der Papiere inländischer Industrieunternehmungen auf den Kreis der wirklichen Interessenten durch Aenderung der Actiengesetzgebung unter gleichzeitiger Erschwerung der Umwandlung von Einzelunternehmungen in Actiengesellschaften oder ähnliche Formen.

III. Die Reichsfinanzreform.

Wie die Aenderung der Emissionspolitik wird auch die Reichsfinanzreform an dem Punkt der Anleihen einzusetzen haben. Ueber der Frage, ob Matricularbeiträge oder nicht, ob zeitweilige oder ständige feste Zuschüsse an die Einzelstaaten oder von ihnen, steht die traurige Erkenntniß, daß das Reich zuviel Schulden gemacht — zumal darunter kaum Anlageschulden enthalten sind — und selbst in den letzten Jahren trotz des Versuchs, mit einer — nominellen — Tilgung zu beginnen, noch viel zu sehr mit der Inanspruchnahme des Credits operirt hat. Dies wird selbst Derjenige zugeben müssen, welcher das dauernde Bestehen einer großen fundirten Schuld als mit dem Wesen eines modernen Staates verknüpft ansieht. Es bleibt kein anderer Ausweg, als hier einen scharfen Schnitt zu machen; die bisherige Gesammtschuld ist als solche abzuschließen und einem den jährlichen Budgetaufstellungen entzogenen Tilgungsverfahren nach dem bewährten System des sinking-fund zu unterwerfen, der aus neu zu eröffnenden, weiterhin zu schildernden, gesetzlich nur hierzu bestimmten Einnahmequellen gespeist und durch die Reichsschuldenverwaltung völlig unabhängig, nur unter der Controlle des Reichsrechnungshofes, in der Art verwaltet werden soll, daß die Tilgung zunächst durch Ankauf auf offenem Markte erfolgt, wodurch auch bei geschickter Handhabung der Curs in Zeiten der Panik oder der überwiegenden Concurrenz der Industriepapiere gehalten werden kann.

Bei neuen Schulden wird künftig stets der Verwendungszweck anzugeben sein, wozu natürlich nicht die Deckung eines Deficits gehört, da die laufenden dauernden Ausgaben unbedingt aus ebensolchen Einnahmen zu decken sind. Nach der Art des Verwendungszweckes wird dann eine schnellere oder langsame Tilgung gesetzlich, aber ohne Verbindlichkeit gegenüber den Gläubigern vorzuschreiben sein. Für die Aufnahme von Anlageschulden dürfte die Form der courslosen Rente, für kurzfristige Schulden, die eigentlich nur eine Vertheilung der Ausgaben auf mehrere Jahre darstellen, die Form der Schatzscheine zu wählen sein. Für die Ueberschüsse eines Jahres würde sich nicht allgemein die Verwendung zur Schuldentilgung, sondern zunächst die Thesaurirung, gegebenen Falls in der Form des Aufkaufs von zu niedrigen Coursen ausgegebenen Schatzscheinen oder Anleihepapieren empfehlen.

Bei den Einnahmen des Reichs kann wohl das jetzige System der Matricularbeiträge und Ueberweisungen unter gegenseitiger Aufrechnung als allgemein verurtheilt gelten. Der Gedanke, die Einzelstaaten zu Kostgängern des Reiches zu machen, um ihr Interesse an ihm zu erhöhen, hat sich als verfehlt, ja sogar in der Praxis bei der wechselnden Spannung zwischen Matricularbeiträgen und Ueberweisungen für die Finanzen der kleinen Staaten als direct schädlich erwiesen. Ferner können die Einzelstaaten im Bundesrath ihren Einfluß auf sparsame Bemessung der Ausgaben im Reichshaushalt geltend machen, einerlei, ob Matricularbeiträge bestehen oder nicht; praktisch hat sich außer bei Preußen noch kaum eine Wirkung dieses Einflusses verspüren lassen. Man wird also gut thun, dem Reiche seine bisherigen Einnahmen voll zuzuweisen, die Matricularbeiträge für gewöhnliche Zeiten gänzlich zu beseitigen und damit eine reinliche Scheidung der beiderseitigen Einnahmen herbeizuführen, allerdings mit drei Ausnahmen. Es könnten auch fernerhin Reichsabgaben nur der Form nach eingeführt werden, deren Ertrag bestimmungsgemäß überhaupt den Einzelstaaten zufließen soll. Zweitens hätte das Reich, wenn es bisher in Einzelstaaten bestehende Einnahmequellen für sich in Anspruch nähme, jenen den bisherigen Durchschnittsertrag daraus gegen Aufhebung der einzelstaatlichen Steuer jährlich zu überweisen. Endlich könnten die Einnahmen des sinking-fund über die Maximaltilgungsquote von 2 Procent hinaus (1 Procent würde Minimalquote sein) den Einzelstaaten bis

Digitized by Google

zur Höhe derjenigen Gesammtbeträge überwiesen werden, welche sie bisher in den Jahren des Zurückbleibens der Ueberweisungen hinter den Matricularbeiträgen an das Reich gezahlt haben, gegen Uebernahme der Verpflichtung, die Differenz einzuschießen, falls die Einnahmen des Fonds nicht die Minimaltilgungsquote erreichten.

An neuen Einnahmequellen für das Reich würden für den Tilgungsfonds eine Inseraten- und Reclamesteuer, sowie der Ertrag aus der Monopolisirung der Vermittelungsgewerbe, für die allgemeinen Ausgaben das Branntweinmonopol in der schon in den achtziger Jahren von Professor Alglave (und dem Verfasser) in Paris ausgedachten und der Reichsregierung vorgeschlagenen Form des Großhandelsmonopols in Aussicht zu nehmen sein. Diese Form hat eine Reihe finanztechnischer wie volkswirthschaftlicher Vorzüge. Die Erträge würden nicht durch die zu zahlenden Entschädigungen — was sonst gegen die Neueinführung von Monopolen spricht — beeinträchtigt werden, da solche nur an die wenigen jetzt vorhandenen Großhändler zu zahlen wären, zumal, wenn es gelänge, vorher durch Bildung einer landwirthschaftlichen Centralgenossenschaft mit ausschließlicher Verkaufsberechtigung des Getreides und der Brennkartoffeln ihrer Mitglieder die Umwandelung der gewerblichen Brennereien, denen dann das Rohmaterial entzogen würde, in genossenschaftliche zu bewirken. Ferner würde die Controlle nicht schwieriger als jetzt zu handhaben und für den Monopolbetrieb nur wenige Beamte erforderlich sein. Den Consumenten aber erwüchsen große Vortheile aus der Gewährleistung absoluter Fuselfreiheit und fester entsprechender Kleinhandelspreise; die hygienisch-ethischen Bestrebungen würden gefördert durch die Möglichkeit der Einschränkung der Trunksucht und der Einwirkung auf die künftige Auswahl des Personals der Kleinhändler, während die Producenten durch periodisch erneuerte Festsetzung bestimmter Preise und Abnahmemengen unter parlamentarischer Controlle gesichert werden könnten.

Auch einen volkswirthschaftlichen Fortschritt würden die Einnahmen des Tilgungsfonds insofern bedeuten, als das gesammte Anzeigewesen, auch im polizeilichen Interesse, einer gewissen Controlle unterworfen und die übermäßige Reclame der Großgeschäfte etwas eingedämmt werden könnte. Bei den Inseraten wären vier Arten zu unterscheiden: Arbeitsangebot und Nachfrage, geschäftliche Anzeigen allgemeiner Art, Vergnügungsanzeigen, Reclamen aller Art, wozu noch analoge, reclameartige Mittheilungen im Text träten. Die Steuersätze für jede Art wären verschieden zu bemessen und bei der ersten die Presse allein mit Ausschließung der Ueberwälzung, bei den übrigen Presse und Inserent solidarisch für die Zahlung der Abgabe haftbar zu machen, daher bei der ersten die Abgabe auf einen geringen Procentsatz mit Degression vom höchsten Insertionspreise festzusetzen, bei den übrigen auf je 20, 50 und bei ganzen Seiten 100 Procent Zuschlag zum Insertionspreise, ebenso für Reclameartikel und für sonstige (Straßen- 2c.) Reclame auf 20—50 Procent Zuschlag zu den Reclamekosten zu bemessen. Offenbar unsittliche oder schwindelhafte Inserate aber würden gleichzeitig beim Inserenten als Thäter und bei dem das Inserat enthaltenden Presseorgan wegen Beihilfe unter Strafe zu stellen sein. Durch die verschiedene Bemessung der Steuersätze und die Entlastung der Presse von der Zahlung des größten Theils der Steuer würden nicht nur die wirthschaftlich Schwachen unter den Inserenten (die Arbeitsuchenden) begünstigt, sondern auch weder der Presse die ihr nothwendigen Einnahmen aus den theueren Inseraten geschmälert oder entzogen, noch eine so starke Verringerung der Reclame-Inserate bewirkt, daß hierdurch allein ein Eingehen von Zeitungen bewirkt würde. Die Inseratensteuer dürfte aber wegen des Wegfalls der Entschädigungsfrage dem Monopol vorzuziehen sein.

Die Monopolisirung des reinen Vermittelungsgewerbes endlich würde durch die Ausschließung aller unlauteren Elemente die Verbilligung dieser gewerblichen Leistungen herbeiführen, da neben den Kosten der Vermittelungsämter nur ein mäßiger Aufschlag durch die Vermittelungsgebühren aufzubringen wäre. In Rechnung zu stellen wäre ferner die Möglichkeit der Unterbringung einer großen Anzahl von versorgungsberechtigten Officieren und Unterofficieren trotz Verringerung der Personenzahl gegenüber dem jetzigen Stand in dieser, keine oder nur einige leicht anzueignende Vorbildung erfordernden Thätigkeit. Sie wäre ebenfalls für die Allgemeinheit von großem Vortheil und eröffnete gleichzeitig die Perspective auf die denkbar günstigste, das Reich umfassende, mit eigenen Organen ausgestattete, nach Berufsarten getrennte Organisation der Arbeitsnachweise. Dies im Einzelnen hier zu schildern, würde viel zu weit führen. Es mag bloß noch zum Schluß bemerkt werden, daß die zu monopolisirende Vermittelungsthätigkeit nur die unabhängige Vermittelung von Verträgen, also von gewerblicher Arbeit jeder Art (unter Bestehenbleiben der jetzigen fachlichen Arbeitsnachweise), von Gesindedienst, Grundstückseigenthumsübergang, Hypotheken, einfachen Darlehen und Handels- und Börsengeschäften ergreifen, demnach die ständigen Agenten unberührt lassen würde.

Inzwischen hat die Ministerconferenz getagt und sich auch mit der Reichsfinanzreform beschäftigt, ohne daß wohl jetzt ein Ergebniß erzielt ist und die Berathungen der Bundesstaaten als abgeschlossen gelten können. Ferner trat vor wenigen Wochen der Börsenausschuß zusammen, um ein Gutachten über die Abänderung des Börsengesetzes zu geben. Vielleicht können an beiden Stellen die hier gemachten Vorschläge noch in Erwägung gezogen werden.

Die Vergangenheit im Lichte der Gegenwart.

Von Professor Arnold Fokke.

Bei der Lectüre des berühmten Montesquieu'schen Werkes über die Größe und den Verfall der römischen Macht hat einmal Friedrich der Große an irgend einer Stelle die Randbemerkung gemacht, daß die makedonischen Könige des Alterthums das gewesen seien, was zu seiner Zeit die Könige von Preußen und Sardinien waren. Diese Worte sind „bezeichnend und prophetisch" genannt worden, und damit hat man ohne Weiteres ihren Sinn so gedeutet, als ob der große König habe sagen wollen, daß seine Stellung zu Kaiser und Reich durchweg dieselbe sei, wie einstmals die der makedonischen Könige zu Athen und Hellas gewesen war. Auch das sei seine Ueberzeugung gewesen, daß diese Stellung sich unter seinen Nachfolgern mit der Nothwendigkeit eines natürlichen Fortganges zu der der völligen Beherrschung aller deutschen Stämme entwickeln müsse.

Es ist schwierig, gegen eine Geschichtsauffassung, die einen so hervorragend classischen Zeugen für sich hat, anzukämpfen. Man müßte den König Friedrich den Zweiten gegen den Denker und Schriftsteller desselben Namens aufbieten, und dazu würde der Rahmen für den Aufsatz einer Zeitschrift nicht ausreichen. Mag der geschichtsphilosophische Preußenkönig sich bei seiner Randbemerkung gedacht haben was er will, und mögen, die ihn citiren, sein Zeugniß zur Deckung ihrer historischen Ueberzeugungen so weit recken wie sie immer Lust haben, hier mag nur die Bemerkung Platz finden, daß die Gegenüberstellung der preußischen und der makedonischen Könige schon deßhalb bedenklich erscheinen muß, weil keineswegs die Makedonier das für die Hellenen waren, was in der deutschen Volksgemeinschaft die Stellung Brandenburg-Preußens kennzeichnet.

Die Griechen hatten mit den Makedoniern nichts Anderes

Digitized by Google

als eine sehr entfernte Verwandtschaft gemein, weßhalb sie diese ihre Nachbaren kaum minder für Barbaren ansahen, als die Thrakier. Hellenische Bildung kannte man in Makedonien nur am königlichen Hofe, und auch da lag sie nur sehr dünn auf dem Leben der Großen. Die Fürsten, denen diese gehorchten, stammten allerdings, wie sie behaupteten, aus bestem hellenischen Blute, aber, außer daß sie darauf ihr Recht auf Theilnahme an den nationalen Festen der Hellenen begründeten und ab und zu griechische Künstler und Dichter an ihren Hof zogen, haben sie keine Verschmelzung der beiden Volksstämme herbeizuführen vermocht. Selbst unter Philippos und Alexander dem Großen, die sich mehr als irgend einer einer ihrer Vorfahren die Milderung der Gegensätze angelegen sein ließen, ist die Annäherung nur eine äußerliche geblieben.

Angesichts dieser Thatsachen, zu denen noch die andere tritt, daß gleich nach dem Tode Alexander's in Griechenland die alte Feindschaft gegen den makedonischen Namen wieder aufloderte, ist es schwer verständlich, wie man in dem Sieger von Chäronea den Begründer der hellenischen Einheit entdecken kann. Die beiden letzten makedonischen Könige haben mit schlauer Benutzung seiner trostlosen nationalen Zwistigkeiten Griechenland erobert, wie auch Napoleon mit Anwendung derselben Mittel die Selbständigkeit der deutschen Stämme unter seine Herrschaft gezwungen hat. Auch darin könnte man eine Analogie finden, daß, wie zur Zeit des Demosthenes athenische Männer dem Zuge der makedonischen Eroberungspolitik Vorspann leisteten, so auch in Deutschland es nicht Wenige gab, die wie hoch auch Geist und Wissen sie über die Menge empor hob, dennoch in den Siegen des großen Korsen das Verhängniß sich vollziehen sahen, das der Vaterlandslosigkeit des deutschen Volkes und seinem Mangel an staatlichem Sinn bestimmt war. Oder giebt nicht „das Erwachen des Epimetheus", womit Goethe sich bei seinem Volke rehabilitirte, beredt zugleich und rührend Zeugniß dafür ab, was für ein lauer Wind damals durch weite Schichten der deutschen Nation hindurchstrich?

Wir wollen einen Aeschines nicht brandmarken, auch den Isokrates und Phokion nicht tadeln, weil der Eine sich bewußt dem Philippos zu Dienst stellte und die Anderen sich schwachmüthig dem Sieger beugten, aber noch viel weniger lassen wir den Demosthenes anklagen, daß er die Zeichen der Zeit verkannt habe. Griechenland mußte am Ende an seiner inneren Schwäche zu Grunde gehen, aber wenn auch der große Redner sich in der That- und der Widerstandskraft seiner Athener getäuscht hat, so hatte er doch Recht, das Andrängen der Makedonier als das zu betrachten, was es war, als die rein mechanische Eroberung, die durch nichts aus dem griechischen Innenleben ihr Entgegenkommendes gerechtfertigt war. Demosthenes schließt die Reihe jener großen Männer, die vom Theseus an das Leben der Athener bestimmt und damit auch dem übrigen Hellas die Wege gewiesen haben, die es zu gehen hatte. Er konnte die Tradition, die ihm aus einer großen Zeit überkommen war, nicht demuthvoll entsagend an einen Philippos abgeben.

Es ist gewiß, daß wir aus der Vergangenheit lernen sollen, aber es kommt sehr darauf an, wie und von welchem Standpunkte aus wir den Blick in ihre Geschehnisse hinein werfen. Durchaus nicht immer ist der Erfolg entscheidend, und wenn auch die Worte Friedrich's des Großen bis zu einem gewissen Grade, der, um mich kurz auszudrücken, makedonischen Auffassung Recht gegeben haben, so ist es doch sehr die Frage, ob nicht von dem Gesichtspunkte aus, den die augenblicklichen politischen Erfahrungen dem deutschen Beobachter anweisen, das Urtheil des Königs ganz anders lauten würde. Aus dem absolutistisch beherrschten Preußen ist ein im guten Sinne des Wortes liberal, wenigstens verfassungsmäßig regiertes Deutschland geworden, das sich lieber mit einem aus dem Athenerthum herausgewachsenen, als einem durch die Makedonier geknechteten Hellas vergleichen ließe.

In Griechenland hat einmal der Gang der Dinge eine andere Gestalt genommen: nichts desto weniger bleibt es eine Wahrheit, daß Athen für die zersplitterten hellenischen Stämme das war, was für die auseinander gerissenen Staatengebilde deutscher Nation das Königreich Preußen gewesen ist. Nicht der Form, sondern dem Inhalt nach. Denn ob hier Absolutismus und dort Demokratie, der Geist, der in der Herrschaft Beider hervortritt, ist sich gleich. Derselbe Geist des weiten Blicks und des ebenso weiten Herzens, der Geist, der für alle Bestrebungen der Menschen Verständniß hat und für Alle Wohnungen offen hält. Es ist derselbe Geist, für den der Epitaphios des Perikles den beredten Ausdruck hat und für den die ganze Regierungszeit des großen Königs das lebendige Zeugniß ablegt.

Woher sollten denn die Makedonier den Anspruch nehmen, die Vielseitigkeit des Hellenenthums umspannen und mit sich verschmelzen zu können? Philippos hatte des hellenischen Geistes einen Hauch verspürt, und sein Sohn war ganz ein Grieche. Aber waren Beide mit allem ihrem Hofstaat und der ganzen Anzahl ihrer Feldobersten im Stande, das zu ersetzen, was dem Volke der Makedonier abging? Wohl aber hatten hier die Athener und dort das Volk der Preußen die Fähigkeit zur Sammlung und Einigung der auseinander gefallenen Volksglieder in sich.

Erstens aus dem Grunde, weil Beide Fleisch und Blut von der Nation waren, die durch Vereinzelung der Theile der Erkrankung anheim gefallen war. Auch von Stammesgenossen unterworfen zu werden, bringt bittern Schmerz. In Deutschland ist der Widerspruch gegen die Beherrschung durch Preußen dreißig Jahre und darüber nach der Schlacht von Königgrätz noch lange nicht verstummt, und der Particularismus regt augenblicklich seine Schwingen mächtiger als vor fünfundzwanzig Jahren. Was die griechischen Gegensätze betrifft, so wird gefragt, ob Sparta und Theben auf die Dauer sich in athenischer Unterdrückung würden haben halten lassen, aber man vergißt dabei, daß der Sieg der Athener wie der der Preußen Kräfte gelöst haben würde, deren Zustimmung ihnen weit mehr genützt, als ihnen die Widerspenstigkeit auf der anderen Seite geschadet hätte. Die Befreiung der messenischen Heloten in Lakonien und die der von Theben unterdrückt gehaltenen Städte in Böotien hätte den Athenern dieselben Vortheile gebracht, wie dem Staate Preußen die Loslösung der Bevölkerungen in den deutschen Kleinstaaten von einer Bevormundung und Einzwängung, die schon seit Jahrzehnten nach Abhülfe schrie.

Noch nach einer anderen Richtung stellt sich in den Staaten Preußen und Athen die höhere Lebensform mit der umfassenderen Spannfähigkeit dar. In dem deutschen Widerstreit der Kräfte hätte Oesterreich niemals den protestantischen Geist in seine Schläuche fassen können. Wie zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges reichte die Kraft zur gewaltsamen Niederhaltung nicht mehr aus, die Gährung hätte Alles auseinander gerissen. Nach den Schwierigkeiten, die die gegenwärtige kirchliche Bewegung der österreichischen Regierung macht, ist das nicht zu viel gesagt. Dagegen hat Preußen durch seine ganze Geschichte hindurch den Beweis geliefert, daß es den katholischen Gegensatz nicht zu fürchten braucht, und im neuen deutschen Reich leben unter seiner Führung die Confessionen so friedlich nebeneinander wie nie zuvor.

Wieder in Griechenland dieselbe Erscheinung in der Geschichte von Athen. Hier hatte das Bedürfniß der Religion von innen heraus und ohne allen Zwang auf allen Gebieten des Lebens eine Freiheit und Erhabenheit der Kunst gezeitigt, wie sie als eigentlich nationale Kraftleistung nirgends sonst erreicht worden ist. Daneben eine philosophische und historische Wissenschaft, die an eindringender Schärfe und Weite des Geistes hinter Nichts zurück bleibt, was seitdem von irgend einem Volke geleistet wurde. Was bedeutet dem gegenüber, um auch hier von dem Staate des großen

Digitized by Google

Alexander zu schweigen, das Spartanerthum? Sparta, starr, an der Scholle klebend, festgehalten in den engen Vorstellungen der lykurgischen Gesetzgebung, die im Wesentlichen durch die Furcht vor den Heloten dictirt war — — — Der berühmte Karl Friedrich Herrmann sagt von diesem lykurgischen Princip, daß in ihm die edelsten Griechen das echt Hellenische erkannt hätten. Zu seiner Zeit ein Wort von schwerem Gewicht, an dem noch vor fünfzig Jahren Keiner zu rütteln gewagt hätte, aber jetzt glaubt die Wissenschaft nicht mehr daran, und jeder Primaner weiß, daß diesem spartanischen System die Geistesfreiheit der Athener nicht geopfert werden durfte, auch nicht geopfert werden konnte.

Die gelehrte Forschung hat schon häufig Ergebnisse zu Tage gefördert, die lange als Sterne erster Größe am Lichtgewölbe der Wissenschaft glänzten, allmälig aber doch erblaßten und schließlich sogar vor gänzlicher Verfinsterung nicht sicher waren. Noch treibt das Absolutum Hegel's, seine griechische Staatsidee, ihren Spuk in der Schule, aber mit dem heller werdenden Tag wird bald der Letzte alle Sorge um sie verloren haben. Wer glaubt heut zu Tage noch an das Wort des Historikers, daß es die Bestimmung des hellenischen Staates gewesen sei, sich nicht mechanisch vorwärts zu schieben, sondern sich maßvoll und nach Maßgabe der ihm von dem deutschen Philosophen aufoctroyirten Sittlichkeit vorwärts zu bewegen?

Nach Ernst Curtius, und anders lehrte Keiner von Denen, die noch vor 20 Jahren auf deutschen Hochschulen die Jugend unterrichteten, hatte der athenische Staat unter der Verwaltung des Perikles den Glanz- und den Höhenpunkt seiner Entwicklung erreicht. Wer an diesem Satze zweifelte, wurde verketzert, weil er den Glauben an die Heiligkeit des griechischen Moralprincips nicht hatte. Und doch war dieser Unglaube das allein Richtige, und es gab in der Wahrheit und in der That ein Hinauswachsen des athenischen Staates über die Stufe hinaus, auf der Perikles ihn so lange gehalten hatte.

In dem aufgeklärten Absolutismus Friedrich's des Großen lag der deutliche Hinweis auf eine Zeit, wo die Regierung seiner Monarchie durch die Theilnahme des Volkes gemildert und ihre Aufnahmefähigkeit für alles draußen stehende vergrößert werden würde. Nicht anders, wenn auch umgekehrt, enthielt, mild wie er war, der führende Geist des Athenerthums in der Herrscherstellung des Perikles, die dieser Staatsmann, um die demokratische Form nicht zu verletzen, mit allen Mitteln verschleiern mußte, die unverkennbare Hindeutung darauf, daß die Dinge so wie sie lagen, nicht bleiben konnten. Auf den milden, zaghaften Herrscher mußte der härtere, entschlossene folgen, der, frei von den lästigen Fesseln einer ihr Maß überschreitenden constitutionellen Controlle, das Recht seines Staates auf die Einigung und Beherrschung von Hellas geltend machte. Auf den Perikles folgte Alkibiades, und nicht den Makedonierkönig soll man mit unserm Bismarck in Parallele stellen, sondern diesen Staatsmann, den Größten, den jemals das geistesmächtige Griechenland hervorgebracht hat. Daraus, daß er nicht durchzusetzen vermochte, was er erkannte und wollte, kann man keine Schlüsse zu Gunsten der makedonischen Könige ziehen.

Literatur und Kunst.

Gottsched und seine Kritiker im 20. Jahrhundert.

Eine Trutz-Betrachtung von Eugen Reichel.

Wenn es mir in meinem Kampfe für Gottsched nur darauf ankäme, den prächtigen Spondäus im deutschen Volke neu zum Klingen zu bringen; oder wenn es mir auch nur „um ein Rühmchen oder ein Stellchen im unerträglichen Alexandrinismus" zu thun wäre (wie Fritz Mauthner liebenswürdiger Weise behauptet hat): so hätte ich ausreichenden Grund, mit dem Erreichten zufrieden zu sein. Ich dürfte mich selbstgefällig in der Fluth von Gottsched-Aufsätzen baden, die sich seit dem Erscheinen meines ersten großen Gottsched-Werkes über die deutsche Welt ergossen hat; das Weitere aber der Zeit überlassen, und mich wieder der stillen, von Wenigen beachteten Künstlerthätigkeit zuwenden, welche den eigentlichen Inhalt meiner Lebensarbeit bildet, und der mich die Vorsehung nun seit nahezu drei Jahren fern hält.

Aber mein Eintreten für Gottsched hat ganz andere Beweggründe. Es ist mir dabei gar nicht um mich und mein Behagen, es ist mir nicht einmal eigentlich um eine Ehrenrettung Gottsched's zu thun, sondern vorzugsweise um eine Ehrenerrettung, der genauer gesprochen: um eine gründliche, rücksichtslose Aufklärung des deutschen Volkes.

Gottsched braucht den lauten Nachruhm nicht. Männer und Frauen, die ihm geistig verwandt sind (und das werden immer nur Wenige sein können), werden in alle Zukunft den Weg zu ihm zu finden wissen; wenn ich erst das Unvergängliche aus seinen Schriften im ganzen Umfange der Welt zugeführt haben werde. Das deutsche Volk in seiner Gesammtheit aber wird den großgesinnten, feurigen Vaterlandsfreund auf's Neue lieben lernen, ohne daß ich viel dazu thue — dafür hat Gottsched selbst gesorgt. Also nochmals: Gottsched braucht den lautschälligen Nachruhm nicht; und wer da glaubt, daß ich Gottsched nur bewundert wissen wolle, damit von dieser Bewunderung auch für den „Gottschedevangelisten" etwas abfalle, den weise ich auf das schöne Wort hin, das der reife Hebbel einst gesagt hat, nachdem er aus einem Jean Paul-Schwärmer ein Lichtenberg-Kenner geworden war: „Ich will lieber mit Lichtenberg vergessen, als mit Jean Paul unsterblich sein." Es ist nie mein Ehrgeiz gewesen, da mitzubewundern, wo die Welt sich in anerzogener oder angeflogener Bewunderung ergeht; und es wäre mir, wenn ich nur meine Selbstvergnügung im Auge hätte, keinesfalls ein quälendes Bewußtsein, mich in meiner Zeit mit Gottsched allein zu wissen.

Aber ich erstrebe mit meinem Kampfe für Gottsched ein viel höheres Ziel. Ich will einentheils dem deutschen Volke zu einer klaren Erkenntniß vom Wesen und Wirken Gottsched's verhelfen, ihm den lebendigen Besitz dieses großen, freien, kühnen, von Grund aus deutschen Geistes für alle Zukunft sichern und dadurch die Schuld sühnen, die unser Volk seinem geistigen Reformator, seinem weitschauenden Vertreter aus der trübsten Zeit deutscher Geschichte gegenüber, gutgläubigen Sinnes, auf sich geladen hat, und die kein edles Volk ungestraft auf sich lasten läßt. Anderntheils will ich der Nation die Fülle von Kraft zuführen, die in diesem kampffreudigen, trotzig-kühnen Streiter für Aufklärung und Volksbildung, für deutsches Wesen, deutsche Sprache und Kunst, für ein einiges, wehrhaftes, nach außen und innen gesichertes, fest auf sich ruhendes deutsches Kaiserreich lebte und noch heute auf Jeden übersprüht, der ihm nahe tritt. Denn unser Volk, das mehr als jedes Andere auf den schweren Daseinskampf angewiesen ist, kann diese Steigerung seiner Kraft- und Lebensfülle recht sehr brauchen.

„Gegner glauben uns zu widerlegen, wenn sie ihre Meinung wiederholen und auf unsere nicht achten," sagt einmal Goethe, derselbe Goethe, der in einem Augenblick der Verbitterung behauptete, daß deutsche Buchgelehrte jeder Zeit bereit wären, einen Meineid zu schwören, um gegen ihren Gegner Recht zu behalten. Ich denke nun zwar nicht so schlecht von unseren Schriftgelehrten; aber ich muß doch bekennen, daß die Art, wie viele dieser Herren jetzt gegen mich Sturm laufen, ohne mich anders widerlegen zu können, als durch kindliches Wiederholen all' der literaturgeschichtlichen Gemeinplätze, die wir Alle uns in Jünglingsjahren an den

Digitized by Google

Schuhsohlen abgelaufen haben, und gegen die ich eben mit einer mehr als ausreichenden Fülle von Thatsachen und Beweisen streite — ich muß doch bekennen, daß diese Art der Gegenwehr nicht gerade geeignet ist, meine Achtung vor den gelehrten Herren zu steigern. Was soll ich z. B. dazu sagen, wenn eine ganze Reihe hochmüthig über mich hinfahrender Leuchten der Wissenschaft der Welt mit ehrlichem Gesichte vorredet, daß ich Gottsched für einen großen Dichter halte? Ich habe es bisher absichtlich vermieden, ein Werthurtheil über den Dichter Gottsched abzugeben. Ich habe nur in meinem „Gottsched-Denkmal" kurz bemerkt, daß über Gottsched's Lyrik noch nicht das letzte Wort gesprochen worden sei; womit ich sagen wollte, daß das höhnisch wegwerfende, ganz oberflächliche „Urtheil", das Lessing über die zwei Bände Gedichte zu fällen sich erlaubte, und das, in der üblichen Weise, von allen unseren gelehrten Papageien bis auf den heutigen Tag nachgeplappert wird, nicht für ein abschließendes Urtheil über den Dichter Gottsched gelten dürfe. Zugleich aber habe ich in meinen Gottschedbüchern und in zahlreichen, an anderen Stellen erschienenen Aufsätzen nachdrücklich betont, daß man Gottsched nothwendiger Weise Unrecht thun müsse, wenn man ihn, den Culturförderer großen Stils, weil er neben anderen, unendlich viel wichtigeren Thaten und Werken, auch Gedichte und Theaterstücke geschaffen hat, als Dichter mit dem, auf seinen Riesenschultern stehenden Dichtergeschlechte, den sogenannten Classikern, vergleicht; daß er, von dem Johann Joachim Schwabe in der Vorrede zur ersten Ausgabe der Gottschedischen Gedichte meint: „Unter seinen vielen Verdiensten ist seine Poesie die kleinste," nothwendig den Kürzeren ziehen müsse, wenn man seine Lyrik und Dramatik, anstatt sie an der seiner Vorgänger zu messen, mit der Lyrik und Dramatik seiner nur dichtenden Nachfolger vergleiche, und ihn ohne Weiteres zu einem Stümper stemple, weil er noch keinen „Erlkönig", keinen „Wallenstein" u. A. geschaffen hat. Wie gesagt: ich habe gar keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, daß ich, wie sehr ich meinetwegen die Gesammtlebensarbeit Gottsched's „überschätze", wenigstens nicht für den Dichter Gottsched „schwärme" — und nun muß ich in den Aufsätzen meiner Gegner immer wieder und wieder lesen, daß ich mich doch darüber belehren lassen möchte, was „lebendigere Kunst und genialere Kunst ‚geniale Kunst' ist wirklich ‚gut und modern'!) sei: die Poesie Gottsched's oder die so tief unter ihm herabgesunkene Poesie der Classiker"! Da wird mir überlegen zugerufen, daß Gottsched denn doch nicht „ein großer Dichter" gewesen sei, als welchen ich „ihn feiere"; daß er, „was ich auch sagen mag, für die Lyrik kein Organ gehabt", daß er „zu denen gehörte, die vor lauter Geigenstimmen nicht zum Spielen kommen, den Mund spitzen, aber nicht pfeifen können", weil eben „auf Eisfeldern keine Palmen wachsen" u. dgl.*) Soll ich da nicht ein wenig an dem guten Willen der gelehrten Herren zweifeln dürfen?

Aber es würde mich hier viel zu weit führen, wenn ich alle gegen mich gerichteten „Mißverständnisse" in Betrachtung ziehen wollte; es genüge, daß ich auf diese Fechterstreiche flüchtig hingewiesen habe. Viel wichtiger ist es dagegen, die sachlichen „Mißverständnisse" zu beleuchten, welche, wenn auch nicht wider besseres Wissen, so doch im guten Glauben an die Ueberlieferung, von den Gegnern Gottsched's in's Treffen geführt werden. Alle diese „Glaubenssätze" sind zwar in meinen Gottsched-Büchern ebenfalls auf Grund des eigenen Wortes Gottsched's nachdrücklich entkräftet worden; aber Goethe behält Recht: „Gegner glauben uns zu widerlegen, wenn sie ihre Meinung wiederholen und auf unsere nicht achten" — nur daß ich noch hinzufügen möchte: daß ich meine Meinung in jedem einzelnen Falle ausreichend mit Beweisen und stets übersehenen Thatsachen stütze; während meine Gegner nur ihr altes eingelerntes „Wissen" wiederkäuen und wohl gar so kindlich sind, zu „bedauern", daß es ihnen „nicht möglich ist", ihre Behauptungen „in gleichem Umfange zu begründen, wie Reichel die seinigen". — Zu den Glaubenssätzen, welche die Gegner Gottsched's auch heute noch mit allen Mitteln zu sichern wünschen, gehören vor Allem die Behauptungen: 1) Daß Gottsched eine ganz platte, oberflächliche Anschauung vom Wesen der Poesie, keinen Sinn für Empfindung und Poesie gehabt, sondern einzig Verstandsleistungen vom Dichter gefordert und die Poesie nur für eine gebundene Beredsamkeit gehalten habe. 2) Daß aus diesen Gründen die Schweizer, der von ihnen so leidenschaftlich begrüßte jugendliche „Messias"-Dichter und dessen Nachfolger bis hinauf zu Goethe als die wahren Befreier der deutschen Poesie aus den Banden Gottsched'scher Verstandstyrannei zu betrachten seien. 3) Daß Gottsched unsere Literatur, unser Theater habe französisch machen wollen, bis ihm in dem „Reformator Lessing" endlich der große Meister erstand, der ihn zerschmetterte und uns eine deutsche Schaubühne schuf.

Was nun den ersten Punkt anbetrifft, so würde damit zwar noch so gut wie nichts gegen die eigentliche Größe Gottsched's gesagt sein; denn ich kämpfe ja gerade wider die künstlich geschaffene Ueberlieferung, daß Gottsched's angeblich längst überwundene Bedeutung in seiner dichterischen und kunsttheoretischen Thätigkeit gipfele, daß der Schöpfer der „Weltweisheit", der „Redekunst", der „Sprachkunst", daß der Erneuerer und Befruchter unseres ganzen Volksdaseins, der große deutsche Patriot und Zielweiser einer deutschen Macht- und Handelspolitik nur ein pedantischer „Schöngeist" gewesen sei. Aber ich habe trotzdem zum Ueberfluß in meinen zwei Gottsched-Denkmälern nachgewiesen, daß Gottsched auch auf dichterischem und kunsttheoretischem Gebiete gerade das Gegentheil von dem, was man ihm zuschreibt, gewollt, geschaffen und gefordert hat; daß er Alles, was später die „Classiker" erstrebten, und noch darüber hinaus Vieles, was erst unsere Zeit aus unklar empfundenen Bedürfnissen heraus anzustreben beginnt, bereits mit aller Schärfe und Zielsicherheit vertreten hat; ja daß selbst die Schöpfung Richard Wagner's (soweit ihr künstlerisches Wesen in Betrachtung kommt) von Gottsched als ein Ideal der Zukunft aufgerichtet

*) S. Lublinski ist der Einzige, der in einem, zwar etwas allzu einseitigen und auf eine ungenügende Kenntniß der Schriften Gottsched's gestützten, aber trotzdem ganz verdienstlichen Essay in der Beilage zur „Vossischen Zeitung" wenigstens gelegentlich darauf geachtet hat, daß ich den Lyriker Gottsched nur historisch verstanden und gewürdigt wissen will; um allerdings daran die Bemerkung zu knüpfen, daß es „in der Poesie historische Verdienste einfach nicht gebe, sondern nur ästhetische". Hier muß ich sehr entschieden widersprechen. Bei mitlaufenden Dichtern, d. h. bei solchen, die weder in Beziehung auf Form, noch in Beziehung auf Inhalt und Sprache Neues liefern, mag das zutreffen; obwohl wir z. B. in der Malerei und Bildhauerei deßhalb nicht alle kleinen Meister früherer Jahrhunderte bei Seite werfen, weil die „ästhetischen Verdienste" (d. h. Schönheitswurthe, die uns heute noch an die Seele gehen) in ihrer Kunst nicht an ihre kunstgeschichtliche Bedeutung heranreichen. Bei Dichtern jedoch, die zu ihrer Zeit Neuschöpfer und Fortentwickler waren, wird denn doch das „historische Verdienst" sehr sorgfältig in Rechnung gesetzt werden müssen; und ein Mann wie etwa Opitz wird in alle Ewigkeit eine verehrungswürdige Dichtergestalt bleiben, wenn die Deutschen auch schon seit mehr denn 100 Jahren seine Verse nicht mehr genießen können. Nun war der Lyriker Gottsched noch in einem ganz anderen Sinne und Grade ein Neuschöpfer und Fortentwickler als Opitz. Schon das muß ihm als ein unsterbliches Verdienst angerechnet werden, daß er zum ersten Male dem Enthusiasmus in der Lyrik zu seinem Rechte verhalf, jenem Enthusiasmus, der auch die Seele der Schiller'schen Lyrik bildet, die ohne die Lyrik Gottsched's gar nicht zu denken ist (ich weiß wohl, daß es seit Jahrzehnten bei uns zum guten Ton gehört, über den Lyriker Schiller die Achseln zu zucken; aber ich bin „unmodern" genug, nach wie vor zu Schiller, und nicht zum Wenigsten zu seinen Gedichten, mit Ehrerbietung emporzublicken). Jedenfalls muthen Gottsched's Gedichte (von den erzwungenen und handwerksmäßig hergestellten Gelegenheitsversen abgesehen) den Leser überraschend „modern" an, wenn er sie mit den Gedichten eines Pietsch, Besser, Canitz, Neukirch, ja selbst mit den meisten Gedichten Günther's vergleicht. Gottsched ist vor Allem der erste bewußt weltliche deutsche Dichter der neuen Zeit — auch über Alles dieses soll die Welt noch zur Klarheit kommen.

Digitized by Google

worden ist.*) In Beziehung auf alles Dieses verweise ich den Leser auf meine Gottsched-Bücher und beschränke mich hier auf eine kurze Berichtigung des immer auf's Neue wiederholten Irrthums, daß Gottsched geglaubt habe, er könne die Deutschen durch seine „Regeln" zu „Dichtern" drillen. Herr Otto von Leixner z. B., der die Hauptschriften Gottsched's genau zu kennen vorgiebt, erblickt eine „große Oberflächlichkeit" darin, daß Gottsched in einer Vorrede zur „Dichtkunst" erklärt: man werde aus dem „ästhetischen" Gerede der Herren Schweizer „weder eine Ode, noch eine Cantate, weder eine Komödie, noch ein Trauerspiel u. dgl. machen lernen". Die „Oberflächlichkeit" ist hier leider auf Seiten des Herrn von Leixner und Seinesgleichen. Das „Machen" (wir nennen es mit einem guten „deutschen" Wort kurzweg: Technik) ist nämlich das A und Z aller Kunst, also auch der Dichtkunst (die oberflächliche Köpfe heute wieder zu einer „Wortkunst" stempeln wollen, ohne zu merken, daß sie die Dichtkunst dadurch auf's Neue zu einer „Beredsamkeitskunst" hinabdrücken, über die Gottsched sie mit großer Mühe hinauserhoben hat). Durch unsere schönrednerischen, der Kunst als Uneingeweihte gegenüberstehenden Schrift- und Kunstgelehrten sind wir zwar ganz um die Einsicht in das Wesen der Kunsttechniken gebracht worden, und unsere „modernen" Kunstrichtungen wollen ja ebenfalls vielfach vom Kunstkönnen nichts wissen und täuschen uns gern mit sogenannten „Stimmungen" oder anderem äußerlichen Aufputz über den Mangel an wirklichem Kunstkönnen (der zumal bei unseren modernsten „Dichtern" und „Dramatikern" gewöhnlich ganz zu fehlen pflegt) hinweg. Aber dem wahren Dichter und Künstler (bei dem sich Poesie, Phantasie, Empfindung, Stimmung u. dgl. m. eben von selbst verstehen) liegt gerade das „Machen" zuerst und zuletzt am Herzen; denn das „Machen" allein unterscheidet den Künstler vom talentvollen Dilettanten (dieser Unheilsgestalt unseres Zeitalters!); nur der „gelernte Macher" (der leider meistentheils sein eigener Lehrmeister sein und sich diesen mühsam errungenen Besitz im Anschauen großer Schöpfungen früherer Zeiten kräftigen muß) ist der echte und rechte Künstler. Gottsched vertrat, als er den poetisirenden Stümpern seiner Zeit gegenüber die Nothwendigkeit betonte, daß auch die Kunst des Dichtens gelernt sein wolle, den richtigen Standpunkt. Und das leitet mich gleich zu Punkt 2 hinüber. Wenn meine schriftgelehrten Kritiker auch nur Lessing, Herder und Goethe genau kennten, so würden sie wissen, daß diese Männer, sobald nur der lästige Altmeister unter der Erde lag und um des lieben eigenen „Ruhmes" willen nicht mehr auf Kosten der Vernunft „bekämpft" zu werden brauchte, kluger Weise Alles daran setzten, sich von der Bodmerei und Klopstockerei zu befreien; daß erst im Gegensatz zu der, von Gottsched aus den ernstesten und ehrlichsten Gründen bekämpften Genie-Aefferei und im Anschluß an Gottsched das entstand, was wir heute unsere „classische Epoche" nennen. Wenn Rudolph Hildebrandt Lessing einmal bewundert, weil dieser „schon im Jahre 1768" (2 Jahre nach Gottsched's Tode) erklärte, daß er und Seinesgleichen „auf dem Punkte waren, alle Erfahrungen der vergangenen Zeit muthwillig zu verscherzen und von dem Dichter lieber zu verlangen, daß Jeder die Kunst auf's Neue für sich erfinden solle"; so muß man doch wirklich über diese „Bewunderung" des tüchtigen Philologen lächeln, der Nichts davon zu wissen scheint; daß Gottsched bereits 30 und 40 Jahre vorher das vertreten hatte, worüber sich Lessing „schon 1768" (und natürlich Kraft seines eigenen „Genies"!) klar wurde; daß Gottsched seine ganze Kraft auch auf diesem Gebiete dafür einsetzte, daß sein Volk endlich eine, alle kunsttheoretischen Errungenschaften des Alterthums und der neueren Zeiten umfassende, von seinem Denker- und Dichtergeiste lichtvoll geordnete und einsichtsvoll bereicherte, beziehungsweise erweiterte Ueberlieferung erhielt, von der geleitet die deutschen Dichter auf gebahnten Pfaden zu den Höhen der Kunst emporstreben konnten. Dieses Lächeln über den „unwissenden" Wortgelehrten darf uns aber nicht abhalten, Freude darüber zu empfinden, daß der vierzigjährige Lessing so klug war, „gegen Klopstock auf seiner Hut zu sein", und zu der von Gottsched ein Menschenalter vorher beantworteten Frage heranreifte: „Ob das Genie mit den Regeln nicht besser gearbeitet hätte?" Ja, man freut sich noch mehr, wenn der gewaltige Herder, der in jungen Jahren gemeint hatte: „Genies, die sich fühlen, schwingen sich über die willkürlichen Regeln hinaus und zeigen dem philosophischen Gesetzgeber (man ist ordentlich überrascht, daß hier Gottsched, auf den die Stelle zielt, noch als „philosophischer Gesetzgeber" geehrt wird), daß die Schranken, die er gesetzt hat, erweitert werden müssen"; der kurzweg „die größten Genies" für „zügel- und regellos" (Shakspere, das Genie aus Stratford, ist natürlich gemeint!) erklärte — man freut sich noch mehr, diesen selben Herder in reiferen Jahren ausrufen zu hören: „Lieber will ich in meiner Sphäre wirksam sein und den festen Tritt auf der Erde, die unser aller Mutter ist, nicht verlassen; sonst beschiffe ich mit Flügeln, die mir nicht die Natur gab, das luftige Reich der Möglichkeiten und werde unglücklich." — Sie holten eben Alle nach dem Tode des von ihnen sozureden in's Grab gehetzten Altmeisters nach, was sie, so lange er lebte, von ihm zu lernen verabsäumt hatten; aber sie hatten dennoch nicht ungestraft das lebendige Band zerrissen, das sie mit dem großen Lehrer und Weisen verknüpfte; und bis auf den heutigen Tag krankt unsere Dichtung daran, daß sie Gottsched's Lehren nur aus zweiter und dritter Hand empfangen und vielfach noch obenein die Irrlehren aus der „Messias"-Zeit als echte und rechte Geniewahrheiten sich hat aufbinden lassen. Denn darüber, daß die Außerachtlassung der technischen Forderungen Gottsched's die Entfaltung unserer Dichtkunst damals ganz erheblich hemmte, kann heute bei einsichtsvollen Beurtheilern kein Zweifel mehr aufkommen; um so weniger, als Goethe selbst sich hierüber klar ausgesprochen hat. Goethe sagt nämlich in seinem Lebensmärchenbuch unter Anderem, daß „der Mangel einer vorgefundenen Ueberlieferung in Bezug auf Metrik" sich bei den Dichtern seiner Zeit böse fühlbar gemacht habe; und daß deßhalb „die eigentlich geniale Epoche unserer Poesie Weniges hervorgebracht, was man in seiner Art correct (d. h. technisch vollendet) nennen könnte". Das Merkwürdigste an dieser, durch die in ihr sich offenbarende geschichtliche „Vergeßlichkeit" nahezu komisch wirkenden Betrachtung ist, daß Goethe sie überhaupt vor ganz Deutschland anstellen durfte, ohne daß ihm auch nur ein Mensch zurief: „Und Gottsched's ‚Dichtkunst'?! Und das große Hauptstück von der ‚Tonmessung' in der ‚Sprachkunst'?!" Selbst Voß, selbst unsere heutigen Prosodiker sind nirgends über das von Gottsched in den Jahren 1730 und 1748 Gegebene hinausgekommen: und trotzdem mußte die „geniale Epoche(!) unserer Poesie" an technischer Unfertigkeit leiden, weil es eben damals „keine Ueberlieferung in Bezug auf Metrik" gab! Aber hätten die verehrten „Genies" jener Zeit, anstatt nach Gottsched mit Steinen und Kothklumpen zu

*) Ein in Rousseau's Schriften bewanderter Herr (Dr. Istel) hat die Entdeckung gemacht, daß Wagner's Musikdrama bereits von Rousseau gewissermaßen theoretisch begründet worden ist. Man wird darüber wahrscheinlich in Deutschland ebensoviel Freude empfinden wie in Frankreich, das ja jetzt begreifen lernen kann, warum ihm Wagner's Werke so gut gefallen — es handelt sich da eben um eine recht eigentlich französische Erfindung! Wenn Herr Dr. Istel aber auch nur Waniek's Gottsched-Biographie gekannt hätte, so würde er erfahren haben, daß Alles das, was er bei Rousseau gefunden, Nichts ist als ein Wiederhall aus den Schriften Gottsched's, der schon 30 und 40 Jahre früher (und wirklich als Erster!) diese neuen Forderungen gestellt hatte. Es ist immerhin ganz lehrreich, daß wir auch in diesem Falle bei Rousseau Gottsched'sche Ideen feststellen können. Ich habe ja bereits in meinen Gottsched-Büchern zu bedenken gegeben, ob Rousseau seine Naturschwärmerei und seine socialen Ideen, die ebenfalls schon bei Gottsched zu finden sind, nicht bei Gottsched gefunden haben kann. Im vorliegenden Falle läßt sich die Abhängigkeit Rousseau's von Gottsched ohne Weiteres nachweisen. Das Musikdrama Wagner's bleibt, auch als theoretische Idee, eine von Grund aus deutsche Schöpfung.

Digitized by Google

werfen, lieber die Nasen in seine Lehrbücher gesteckt, so wäre uns nicht nur eine nationale Schande, sondern auch manches Andere erspart geblieben. Doch die „genialen“ Herrschaften wollten eben Nichts lernen und lieber, wie ihre Geistesbrüder heut zu Tage, Jeder „die Kunst auf's Neue für sich erfinden“; und nur Schiller war so klug, in der Stille bei Gottsched zu lernen, an ihn anzuknüpfen und zumal die eine Hauptforderung Gottsched's zu befolgen, nach welcher ein Dichter, der dieses Namens würdig sein solle, vor Allem erst an sich selbst arbeiten, sich zu einem großen, edlen und weisen Menschen erziehen müsse.

Was den Punkt 3 anbetrifft, so darf ich ebenfalls nur auf die Ausführungen und Anführungen in meinen Gottschedbüchern hinweisen; jedem Leser wird es dann ohne Weiteres klar werden, wer der Reformator der deutschen Schaubühne ist: Gottsched, der uns ein einheitliches, literarisch geadeltes Bühnenwesen schuf, die ersten deutschen Schauspieler zum künstlerisch geadelten Realismus erzog, mit aller Kraft gegen das französische Unwesen auf der deutschen Bühne ankämpfte, die ersten technisch gut gebauten Bühnenwerke dichtete, die Anregung zu den ersten literarisch werthvollen Prosastücken gab und sie in seiner „Deutschen Schaubühne“ zum Eigenthum des Volkes machte, in derselben „Schaubühne“, in der er uns zum ersten Male auch die Kunst des Dänen Holberg nahe brachte — oder Lessing, der, als glücklicher Erbe des großen Vorgängers, über eine Reihe von Aufführungen des ersten großen Theaters Norddeutschlands geistreiche, aber noch nie aufmerksam geprüfte Recensionen schrieb, ein Menschenalter nach dem Erscheinen des „sterbenden Cato“, und im Anschluß an die Prosastücke der „Schaubühne“, einige, an und für sich durchaus treffliche Bühnenstücke verfertigte, und ein paar von Pope, Warburton und Wieland geprägte Redensarten über den „Abgott Shakespeare“ nachplapperte.

Ich muß mich aus Mangel an Raum auf dieses Wenige beschränken, wie gern ich mich noch mit so manchen anderen, von den Gottsched-Kritikern des 20. Jahrhunderts auf's Neue vorgebrachten „Irrthümern“ beschäftigen möchte.*) Selbst über die Behauptung, daß Gottsched's Prophezeiungen über den großdeutschen Beruf des Hauses Hohenzollern (des einzigen Fürstenhauses, zu dem Gottsched ein unbeirrbares Vertrauen hatte) gar kein Verdienst enthielten, da Gottsched mit diesen Wünschen und Hoffnungen „wohl nicht so allein unter seinen Zeitgenossen stand“, gehe ich lächelnd hinweg und warte, daß mir diese geschichtkundigen Herren die Männer bekannt machen, welche im Jahre 1741 nach dem „einen einzigen Monarchen“ riefen, der die Führung des deutschen Volkes gegen Frankreich in die Hand nehmen sollte, und zugleich in dem Preußenkönig den einzig würdigen Träger der deutschen Kaiserkrone erblickten.

Mit Lächeln darf ich auch die Behauptung der gelehrten Herren hinnehmen, daß die deutschen Schriftgeschichtschreiber sich durch meine gegen sie gerichteten Ausführungen nicht getroffen zu fühlen brauchen, da sie alles das, was ich, von meinen „Uebertreibungen“ abgesehen, über Gottsched Gutes sage, bereits vor mir gesagt und Gottsched längst in alle verdienten Ehren eingesetzt haben. Ohne mich an dieser Stelle über diesen Punkt des Weiteren auszulassen, will ich nur ein paar Sätze aus den Büchern der zwei jüngsten und mit Gottsched so zu reden am genauesten vertrauten Gottschedforscher anführen, aus denen man erkennen kann, was es mit der Schätzung Gottsched's von Seiten unserer Herren Hochschulgelehrten für ein Bewandtniß hat. Bei Waniek heißt es in der zusammenfassenden Schlußbetrachtung unter Anderem: „Sein hochgewachsener Körper barg eine Seele, deren Vermögen dem Willen nicht gewachsen war ... Selbst ideenarm, wußte er fremde Anregungen klug und energievoll zu erfassen und in Thaten umzusetzen ... Poetische Begabung ging ihm ab ... Tiefe der Empfindung fehlte ihm gänzlich ... Theils Mangel an Einblick in das Wesen und die Größe seiner Aufgaben, theils das Bestreben, nur recht viel zu Stande zu bringen, ließen ihn die Ziele niedriger fassen, als sie ihrer Natur nach waren ... Seine Erfolge verzäunten ihn gegen jeden Fortschritt: Hatte er schon früher kleinliche Mittel nicht verschmäht, so zersetzte sich jetzt sein Charakter, durch unlautere Lebensführung ohnehin getrübt, immer mehr ... Er spann Intriguen, rief pöbelhafte Pasquille hervor und flüchtete zu Unwahrheit, Entstellung und Amtsmißbrauch u. s. w.“ Was von allen diesen und vielen anderen, entweder gar nicht oder schlecht begründeten „Urtheilen“, die sich in Waniek's Buche finden, zu halten ist, habe ich ausreichend in den polemischen Theilen meiner Gottsched-Denkmäler nachgewiesen; hier kommt es ja nur darauf an, zu zeigen, was Waniek von dem Manne denkt, über den er schließlich die Bemerkung macht, daß „sittliche Mißbilligung die Werthschätzung seiner Arbeit nicht mindern darf“, nämlich jene laue, fatale „Werthschätzung“, die Alles von den kümmerlichsten Gesichtspunkten aus betrachtet und sorgfältig darauf achtet, daß nur ja nichts gesagt werde, was wie ein Ausdruck wirklicher Hochachtung klingen könnte. Bei Eugen Wolff aber (der es sehr gut verstanden hat, die große Gestalt in ihrer unbedeutenden Umgebung, in dem „Milieu“ ihrer Zeit ertrinken zu lassen, so daß man von ihrer Größe nichts mehr gewahr wird, obwohl dort und hier dem kundigen Verfasser sehr bedeutsame Werthurtheile über einzelne Leistungen Gottsched's, sogar über den Philosophen und Freigeist, entschlüpfen) finden sich ganze Massen von hübsch geprägten Schimpfwörtern und Verachtungstiteln, aus deren Fülle hier nur einige angeführt seien: „betriebsamer Sprachmeister“ — „selbstgefälliger Dictator“ — „Beschränktheit des Einheitsfanatikers“ — „Mangel an Naturgefühl“ — „betriebsamer Literator“ — „Seine Unselbstständigkeit beruht auf Grundsatz, und seine Schriften sind thatsächlich zum guten Theil Compilationen seiner Vorgänger“ — „Renommage“ — „Prätension“ — „senile Verknöcherung“ — „der Gottsched'sche Heerhaufe verschrie die Gegner u. s. w.“ — „Gottsched's Stil ist breit und platt“ — „steife Gravität des Sprachdictators“ — „unser Versifex“ — „seine Leisetreterei“ — „der Biedermann entblödet sich nicht“ — „Compilator“ — „Plagiator“ — „geschmackloses Durcheinander von metaphysischen Vorstellungen und grobsinnlichen Auslegungen“ — „arge Philistermoral“ — „philosophische Lohnarbeit hat Gottsched sein Leben lang geleistet“ — „fabrikmäßiger Betrieb der Schriftstellerei“ — „geistlos“ — „hämisch“ — „fassungsloser Professor“ — „er kroch nach allen gymnastischen Regeln vor den Kirchenfürsten“ — „Unser Leipziger Professor“ — „vielgeschäftiger Professor“ — „der betriebsame Ostpreuße“ — „unpoetisch-banaler Geist“ — „hartnäckig und verblendet“ — „der herrische, rationalistisch beschränkte Dictator“ — „der ungeschlachte Eindruck seiner Erscheinung“ — „spielt den Grandseigneur“ — „der dünkelhafte Mann“ — „echt Gottsched'sche Feigheit“ — „seine Plattheit“ — „Schulmeister der deutschen Literatur“ — „Gottsched's Geistlosigkeit“ — „seine Anmaßung“ — „er schleppte seine Frau allerorten mit zu Hofe“ — „Gottsched als Schulmeister ist nicht übel“ — „Gottsched's sogenannte Dichtungen“ u. s. w. Und in dieser Weise wird der gewaltige Mann behandelt von Leuten, welche seine hauptsächlichsten Schriften doch wenigstens gelesen haben. Wie

*) Den Herren, die da Lessing's Erfindung des „servilen“ Gottsched neu zu stützen versuchen, will ich hier nicht noch erst meine verschiedenen Gegenbeweise wiederholen; wer sie in meinen Gottschedbüchern nicht hat sehen wollen, der wird sie auch hier nicht sehen. Wenn aber einige Kritiker, unter ihnen auch Herr Professor Max v. Waldberg daraus, daß Gottsched einmal das Wort „skeptischer Kram“ in Beziehung auf Bayle's Schriften gebraucht, auf's Neue den Schluß zieht, daß Gottsched ein unphilosophischer, rückständiger Kopf gewesen, so muß ich auch in diesem Falle sagen: Oberflächlichkeit! Man klammert sich an ein Wort, das Gottsched, den gefährlichen Pfaffen zu Liebe, hingeworfen hat und übersieht, daß derselbe Gottsched die Mühen vieler Jahre auf sich nahm, um seinem Volk diesen „skeptischen Kram“ durch mustergiltige Uebersetzungen zugänglich zu machen.

Digitized by Google

die anderen gelehrten Herren, die Gottsched nur aus diesen und anderen Büchern über ihn kennen, zu reden und zu schreiben pflegen, sobald sie auf den Altmeister zu sprechen kommen — das mag man bei ihnen selbst nachlesen. Immerhin erblicke ich darin, daß einige meiner Kritiker den Schein erwecken wollen, als wenn Gottsched in der gelehrten Welt längst zu seinem Rechte gekommen sei und nur von dem „großen Haufen" noch verachtet werde, ein Zeichen dafür, daß man fühlt, Gottsched schweres Unrecht zugefügt zu haben. Hoffentlich trägt diese Schamempfindung ihre Früchte. Mag man meine Bemühungen dann, wie es wahrscheinlich ist, todtschweigen und die gründliche Wandlung der Meinungen über Gottsched den Herren „Fachgelehrten" zu Gute schreiben — das ist mir gleich; wenn nur Gottsched endlich zu seinem vollen Rechte gelangt. Hierzu aber wird es nöthig sein, daß man es sich ein für allemal abgewöhnt, den großen Mann der That mit den auf seinen Schultern stehenden Dichtern der „classischen Epoche" zu vergleichen. „Ein Blatt Geschichte ist mehr als hundert Gedichte" hat einmal der „Ekkehard"-Dichter an Bismarck geschrieben. Nun: Gottsched hat thatsächlich ein Blatt deutscher Geschichte geliefert; und wenn Er, dem kein schlagkräftiges Heer, kein mächtiger Fürst, keine unbeschränkten Staatsmittel das Handeln erleichterten, auch nichts Anderes geleistet hätte, als daß er das durch die Reformation geistig zerklüftete deutsche Volk auf den Boden einer einheitlichen deutschen Schriftsprache stellte, ihm den Begriff einer großen, zusammenhängenden Nationalliteratur schuf und so zum ersten Mal das deutsche Geistesreich unter Dach und Fach brachte — so hätte er schon reichlich und überreichlich verdient, vom ganzen deutschen Volke fest in's Herz geschlossen zu werden. Daß der Haß seiner Feinde, namentlich derer, die, ohne seine Riesenkräfte zu besitzen, seine Riesenrolle spielen wollten, in jenen traurigen Zeiten stärker war, als die Liebe seiner Freunde und Verehrer; daß der schlichte Bürgersmann über diesen Haß nur vor sich selbst, nicht auch vor seinem ungereiften Volke siegen konnte, wie ein Bismarck es, Dank des staatlichen Glanzes, der ihn umgab, vermocht hat — diese Tragik seines Lebens darf uns, die wir durch den großen Fortsetzer der Arbeit Gottsched's, durch Bismarck, nun auch Besitzer eines politisch gefestigten, sozureden körperlichen Reiches geworden sind, nicht länger abhalten, seine Riesengestalt für uns neu zu erobern. Auch von Gottsched darf gesagt werden, was Graf von Bülow am 16. Juni von Bismarck gesagt hat: „Er ist nur auf deutschem Boden denkbar, nur für die Deutschen verständlich." Mögen denn die Deutschen jetzt endlich lernen, ihn zu verstehen. Die Wandlung hat ja nunmehr begonnen. Bis in die höchsten und allerhöchsten Kreise hinauf beginnt man, sich mit Gottsched zu beschäftigen; und wie würde das stolze, feurige Auge Gottsched's, des Deutschen, leuchten, wenn er erführe, daß das Buch, welches ihm, als dem deutschen Manne, gewidmet*) ist, bis in die Hände dessen gelangt ist, der auf seinem Haupte die Kaiserkrone trägt, die Gottsched schon zu Anfang der vierziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts für das Haus Hohenzollern bereit liegen sah!

Lernen wir ihn verstehen! Glauben wir nicht länger seinen federgewandten Gegnern — wie überzeugend sie auch reden und schreiben mögen. Für sein deutsches Volk muß und wird Gottsched Recht behalten — was seine „Kritiker" im 18. und 19. Jahrhundert auch gesagt haben — was sie selbst im 20. Jahrhundert noch sagen. Es kann die Spur von seinen Erdentagen nicht in Aeonen untergehen — jedenfalls so lange nicht untergehen, als noch ein deutscher Mann die Sprache Gottsched's spricht.

*) Dieses Buch „Gottsched, der Deutsche" soll im September d. J. in einer Volksausgabe erscheinen, die, wenn bis zum 15. August bei mir bestellt, statt 12 Mk. nur 3 Mk. (vornehm geb. 5 Mk.) kosten wird. Es würde mich freuen, wenn recht viele Leser dieses Aufsatzes das Buch vorbestellten. Meine Adresse ist: Berlin W. 9, Linkstr. 5.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Du bist der Mann!

Sensations-Roman von Mark Twain.

1. Capitel.

Das enthüllte Geheimniß.

Tiefe Nacht lastete auf der Erde. In der mächtigen, alten Ritterburg Derer von Klugenstein herrschte ebenso tiefe Stille. Das Jahr 1222 näherte sich seinem Ende. Hoch oben im Hauptthurm der Feste schimmerte ein einsames Lichtlein. Dort wurde geheime Berathung gepflogen. Der gestrenge alte Ritter von Klugenstein saß sinnend in seinem Prachtstuhle. Nach einem Weilchen sagte er in zärtlichem Tone: „Meine Tochter!"

Ein junger Mann von edler Gestalt, von Kopf bis zu den Fersen in ritterliches Eisengewand gehüllt, antwortete: „Sprich, mein Vater!"

„Meine Tochter, die Zeit ist gekommen, wo ich Dir das Geheimniß enthüllen muß, das Dich Dein ganzes junges Leben lang in Verwunderung gesetzt hat. So wisse denn, daß es seinen Ursprung in den Verhältnissen hatte, die ich Dir jetzt darlegen werde. Mein Bruder Ulrich ist der große Herzog von Brandenburg. Unser Vater bestimmte auf seinem Sterbebette, wenn Ulrich kein Sohn geboren würde, solle die Erbfolge auf mein Haus übergehen, vorausgesetzt, daß mir ein Sohn geboren würde. Und ferner, im Fall, daß keinem von uns Beiden ein Sohn, sondern nur Töchter geboren würden, solle die Erbfolge auf Ulrich's Tochter, wofern kein Makel an ihr hafte, übergehen; wenn dies der Fall wäre, so solle meine Tochter den Thron besteigen, falls sie einen fleckenlosen Ruf ihr Eigen nenne. Und so flehten ich und mein altes Gemahl hier inbrünstig zu Gott, daß er uns in Gnaden einen Sohn schenke, aber unser Gebet war umsonst. Du wurdest uns geboren. Ich war in Verzweiflung. Ich sah den mächtigen Preis meinen danach greifenden Händen entschlüpfen — den glänzenden Traum in Nichts zerfließen! Und wie fest hatte ich gehofft! Fünf Jahre lang war Ulrich vermählt gewesen, und noch hatte ihm sein Ehegemahl keinen Erben, Knaben oder Mädchen, beschеert.

„Doch halt!" sagte ich, „noch ist nicht Alles verloren!" Ein rettender Gedanke hatte plötzlich mein Hirn durchkreuzt. Du wurdest um Mitternacht geboren. Nur der Geburtshelfer, die Amme und sechs Wartefrauen kannten Dein Geschlecht. Noch vor Ablauf einer Stunde ließ ich sie Alle aufhängen. Am nächsten Morgen war die ganze Bevölkerung närrisch vor Freude über die Nachricht, daß dem Herrn von Klugenstein ein Sohn, dem mächtigen Brandenburg ein Erbe geboren worden wäre. Das Geheimniß ist wohl gehütet worden. Deiner Mutter eigne Schwester pflegte Dich in Deiner Kindheit, und von jener Zeit an fürchteten wir Nichts.

„Als Du zehn Jahre alt warst, wurde Ulrich auch eine Tochter geboren. Wir grämten uns, setzten jedoch große Hoffnungen auf Masern, Aerzte oder andere natürliche Feinde der Kindheit, wurden aber immer enttäuscht. Sie lebte, sie gedieh — des Himmels Groll treffe sie! Aber thut Nichts. Wir sind unsrer Sache gewiß. Denn — ha! ha! ha! — haben wir nicht einen Sohn? Und ist nicht unser Sohn der zukünftige Herzog? Unser vielgeliebter Konrad, ist dem nicht so? — Denn bist Du auch ein Weib von achtundzwanzig Jahren, mein Kind, so hast Du doch nie einen andern Namen als diesen geführt.

„Nunmehro ist es geschehen, daß das Alter seine Hand auf meinen Bruder gelegt hat, und er wird schwächer und schwächer. Die Sorgen der Regierung lasten schwer auf ihm, deshalb will er, daß Du zu ihm kommst und thatsächlich, wenn auch noch nicht dem Namen nach, Herzog bist. Deine Dienerschaft ist bereit — heute Abend wirst Du uns verlassen.

„Nun merke wohl auf. Beherzige jedes Wort, das ich Dir sage. Es giebt ein Gesetz, das ist so alt wie Deutschland selbst: wenn ein Weib einen Augenblick lang auf dem großen Herzogsthrone sitzt, ehe sie

Digitized by Google

feierlich in Gegenwart des Volkes gekrönt worden ist — so muß sie sterben! So merke auf meine Worte. Heuchle Demut: verkünde Deine Richtersprüche vom Stuhle des ersten Ministers aus, der am Fuß des Thrones steht. Thue dies, bis Du gekrönt und in Sicherheit bist. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Dein Geschlecht je entdeckt werden wird, aber doch erheischt es die Klugheit, alle Dinge so sicher zu gestalten, wie es in diesem trügerischen Erdenleben möglich ist."

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die Haznader Usta.

Befestigter Ort der Handlung: bei Medina. — Zeit: eine schönere Zukunft.

Der türkische Commandant: Zweifellos, mein Herr, Sie irren sich. Die gestürzte Favorite des Sultans besitzt keine Verwandten außerder Türkei. Wir haben oft Besuch von Gentlemen, die mit der Dame bekannt oder verwandt zu sein glauben, aber noch jedes Mal ist's eine Täuschung gewesen.

Der englische Tourist: Ich bin meiner Sache sicher. Es kann Niemand anders sein. So Etwas lernt man nur im Umgang mit mir. Bitte, melden Sie mich der Dame.

Der türkische Commandant: Vergangene Woche erst war ein deutscher Bankier hier. So weit stimmte Alles: die Abneigung der Haznader Usta gegen den Schweinebraten, ihre energische Sympathie für die Vielweiberei — Alles ließ darauf schließen, daß sie zur Familie des Herrn gehörte und mit seiner vor Jahren nach Paris ausgerissenen Gattin identisch war. Am Ende stellte sich aber eine solche Unkenntniß über Wesen und Nutzen des Depots und die Physiologie der Unterbilan bei ihr heraus —

Der englische Tourist: Schon gut. Ich täusche mich nicht. Nach Allem, was ich über die Vergangenheit Ihrer Gefangenen gehört habe, kann sie nur meine verschollene Geliebte sein. Sechs Jahre lang hat sie an meiner Seite gelebt und mir nachgestrebt, sechs Jahre lang von mir gelernt, wie man praktische Politik treibt. So Etwas giebt's nicht zum zweiten Male. So Etwas wird nur in meiner Schule gelehrt. Das kann kein Zufall sein.

Der türkische Commandant: Also meinetwegen. Sie sollen sie sehen. (Beide ab.) Es vergehen fünf Minuten. Dann hört man aus dem Innern der Citadelle weibliches Bewunderungsgeschrei und gleich darauf artikulirte Laute von der)

Haznader Usta: Weil ich auch ein bißchen in Mord und Brand gestümpert habe, glaubst Du, ich wäre Deinesgleichen? Ich versuchte wohl einmal, im Schlafgemach des Padischah ein kleines Feuer anzuzünden, aber das gelang mir vorbei. Du dagegen ... Du bist der Meister. So viele Tausende von Farmen ... und so viele Morde hast Du auf dem Gewissen. Besonders an wehrlosen Kindern und Frauen, während ich mich doch an einen gut bewachten Mann wagte ... Nein, ich bin nicht werth, in einem Athem mit Dir genannt zu werden. Du und Deine Freunde, ihr steht thurmhoch über uns ordinären, kleinen Verbrechern. (Sie verstummt.)

Der türkische Commandant (verneigt sich ehrerbietig tief) Ich irre wohl nicht, Sir, wenn ich annehme —

Der englische Tourist (mit Größe): Ganz recht. Sie haben Joe Chamberlain vor sich! Prinz Vogelfrei.

Offene Briefe und Antworten.

Zur Errettung des Judenthums.

I.

In Nummer 27 der „Gegenwart" veröffentlichte Juda Monens einen Aufsatz, überschrieben: „Zur Errettung des Judenthums", der allgemeines Aufsehen erregt hat, da er interessant zu lesen war, besonders für — Nichtjuden. Juda Monens stellt vor Allem die Forderung auf: „Fort mit der hebräischen Sprache!" Die hohe Bedeutung der hebräischen Sprache kennt er also nicht. Daß diese Sprache dieselbe ist, in welcher die Thora, die doch auch Juda Monens so hoch schätzt, niedergeschrieben wurde, und ohne deren Kenntniß wir auch die Thora nicht mehr haben würden, — eine Uebersetzung ist noch lange kein Original! — daß die hebräische Sprache auf das ehrwürdige Alter von 4000 Jahren zurückblickt, daß sie mit der Geschichte der Juden und des Judenthums innig verwoben ist, weil der Geist dieser Sprache, „ihr Reichthum und ihre Pracht" — um mit dem Dichter zu reden — uns beseelte und befähigte, einer tausendjährigen Verfolgung ungebrochen und ungebeugt zu widerstehen, daß heute noch die ganze Judenschaft in dieser Sprache mit Inbrunst betet — das Alles scheint Juda Monnes nicht zu wissen. Aber ganz Israel weiß es, und deßhalb wird ihm die hebräische Sprache immer lieb und theuer bleiben. Die Behauptung Juda Monens', daß in gemischt confessionellen Schulen das jüdische Kind wegen seiner Religionszugehörigkeit in einem gewissen Widerspruch zu seiner Umgebung stehn, ist allerdings als wahr zuzugeben, aber nur bedingt. In der That wird sich des jüdischen Kindes ein „Gefühl der Vereinsamung" bemächtigen und es wird sich eines „dumpfen Grolles" — nicht etwa gegen seinen Glauben, wie Juda Monens meint, sondern gegen seine Umgebung — kaum erwehren können, wenn der Lehrer so unduldsam sein sollte, das jüdische Kind gegen die anderen Kinder zurückzusetzen. Das mag vorkommen, aber nicht als Regel, sondern als Ausnahme. Dafür bürgt die Bildung und der Gerechtigkeitssinn der christlichen deutschen Lehrer. Um die Schwülstigkeit der hebräischen Sprache zu beweisen, citirt Juda Monens die wörtliche Uebersetzung des jüdischen Tischgebetes und knüpft daran die Bemerkung, daß ein derartiges Gebet von einem Kinde unmöglich mit Andacht gebetet werden könne. Weiß Juda Monens wirklich nicht, daß wohl niemals ein Sprachstück bei wörtlicher Uebersetzung in eine andere Sprache so schön lautet, wie in der ursprünglichen, zumal nicht ein solches der ausdrucksvollen und ausdrucksreichen hebräischen Sprache? — Aber Juda Monens hat Recht; das von ihm angeführte Gebet war thatsächlich schwülstig, und deßhalb ist es schon längst gekürzt und verbessert worden. Die weitere Forderung Juda Monens': Fort mit dem „Judenthum weltfremder Rabbinen, spitzfindiger Sophistik und formaler Aeußerlichkeit" ist längst erfüllt, wenigstens bei einem großen Theil der deutschen Judenschaft. Wir schätzen zwar die „weltfremden Rabbinen" als Männer von hohem sittlichen Ernst, aber unser Stab und unsere Stütze und Richtschnur ist nicht ihre Ansicht, die doch schließlich nur ein Ausfluß ihres Zeitgeistes ist, sondern einzig und allein die Thora, die für alle Zeiten gilt. Die pathetische Behauptung Juda Monens', daß es schwer sei, ein braver Deutscher und zugleich ein braver Jude zu sein, erscheint mir mehr als kühn. Wahrlich, wenn es viele solcher „Erlöser des Judenthums" gäbe wie Benedictus Levita und solcher „Erretter des Judenthums" wie Juda Monens, dann wäre das Judenthum bald rettungslos verloren. Gott verhüte es!

S. Grünewald, Siegen.

II.

Die Cur, die Herr Juda Monens an dem seiner Ansicht nach schwer kranken Judenthum vornehmen möchte, scheint mir eine echte und rechte Dr. Eisenbart-Cur zu sein.

Benedictus Levita, gegen den der Artikel des Herrn Juda Monens gerichtet ist, stimmt mit ihm darin überein, daß das Judenthum einen schwer kranken Körper darstellt. Aber er hat wenigstens nicht den Ehrgeiz, die Krankheit, deren Aetiologie und pathologisch-anatomische Grundlage ihm unbekannt ist, heilen zu wollen. Die beängstigenden äußeren Symptome, die sich seinem Laienauge darbieten, erregen sein Mitleid, und er hält es für rathsam, durch einen kurzen, kräftigen Gnadenstoß die langdauernden Qualen der anscheinend dem Tode verfallenen Creatur zu beenden. Anders Herr Juda Monens. Ihm fällt es gar nicht ein,

Digitized by Google

den Patienten aufzugeben. Eine kleine Operation, die er cito tuto et jucunde ausführt, wird das im Grunde genommen recht harmlose Leiden schnell beseitigen. Er schlägt dem Patienten bloß den Kopf ab und leistet jede Garantie dafür, daß er nie wieder von Zahnschmerzen geplagt werden wird.

Herr Juda Monens scheint sich bisher um das Judenthum herzlich wenig gekümmert zu haben, sonst hätte er wissen müssen, daß das von ihm vorgeschlagene Mittel gerade den Effect herbeizuführen geeignet ist, den der von ihm bekämpfte Herr Benedictus Levita mit seiner entgegengesetzten Anregung bezweckt.

Er hätte wissen müssen, daß seine Reformvorschläge für das Judenthum nicht einmal den Reiz der Neuheit besitzen, daß beispielsweise in der Reichshauptstadt bereits seit Jahrzehnten eine jüdische Reformgemeinde mit genau demselben Programme besteht, daß aber gerade innerhalb dieser Gemeinde die Zahl Derjenigen, die ihre Kinder bei Zeiten taufen lassen, relativ und absolut am stärksten ist.

Herr Juda Monens betont an zwei Stellen seine Zugehörigkeit zur jungen Generation. Das soll ihm ohne Weiteres geglaubt werden; aber die Psychologie dieser Generation kennt er schlecht. Die Gründe, die er für die Abwendung der jungen Generation von der jüdischen Religion angiebt, mögen für seine Person zutreffen; indem er sie verallgemeinert, thut er der jungen Generation Unrecht.

Nach Herrn Juda Monens gelangt der objective Forscher zu dem Ergebniß: „Die jüdische Religion, wie sie jetzt ausgeübt wird, ist uns um deßwillen antipathisch, weil sie nicht im Einklang steht mit deutschem Empfinden."

Das ist, gelinde gesagt, ein Nonsens, und die Betonung des Deutschthums an dieser wie an einigen anderen Stellen des Artikels ist vollkommen deplacirt. Ich will Herrn Juda Monens seine deutschen Gefühle gern glauben, und ich würde sie ihm noch mehr glauben, wenn er sie weniger aufdringlich zur Schau trüge. Aber mit der Abkehr der jüdischen Jugend von der Religion hat das deutsche Gefühl der Juden nichts zu schaffen. So was schreibt man wohl gelegentlich in einem Leitartikel der „Mittheilungen des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus", aber man erhebt dann auch nicht den Anspruch, ein „objectiver Forscher" zu sein. Denn sonst lächeln die Auguren gar zu ironisch.

Die Abkehr der jungen Generation von der Religion ist allerdings eine unleugbare Thatsache, aber keineswegs charakteristisch für die jüdische Jugend allein. Wir beobachten diese Erscheinung bei der jungen Generation der gesammten Culturmenschheit. Die naturwissenschaftlichen Errungenschaften der letzten Jahrzehnte haben die Grundlage aller Religionen tief erschüttert, und der moderne Mensch hat für das schlichte Vaterunser ebenso wenig Andacht, wie für das psychologisch complicirtere jüdische Tischgebet, das uns Herr Juda Monens in polizeiwidrig schlechter Uebersetzung als abschreckendes Beispiel vorführt.

Ebenso wenig stichhaltig sind die anderen Argumente des Herrn Juda Monens. Das Verbot der unrituellen Kost soll den Juden daran hindern, mit freudiger Seele Soldat zu sein. Wäre dies auch der Fall, so ist noch immer nicht einzusehen, inwiefern dadurch das deutschnationale Empfinden der Juden verletzt werden soll. Giebt es doch auch unter den christlichen Deutschen nicht Wenige, die keine Freude am Soldatsein haben.

Herr Juda Monens scheint auch nie Etwas von der vegetarischen Bewegung gehört zu haben, sonst müßte er wissen, daß die selbstgemachten „Speisegesetze" der Vegetarier zwischen ihnen und der großen Mehrzahl der deutschen Bevölkerung eine noch größere Scheidewand aufrichten, als es die rituellen Speisegesetze der Juden jemals gethan haben. Letzteren ist es wenigstens gestattet, mit den Andersgläubigen nach Herzenslust Bier zu trinken, was doch bei der deutschen Geselligkeit die Hauptsache ist, während der Vegetarier alkoholische Getränke principiell meidet. Und doch wird gerade in Vegetarierkreisen die deutschnationale Gesinnung in einer Weise betont, daß ich sehr zweifle, ob selbst Herr Juda Monens in einem vegetarischen Verein jemals Aufnahme finden würde.

Ueber das zweite Argument, daß das Gebot der Samstagheiligung den Juden daran hindert, dem Staate als Beamter Dienste zu leisten, verlohnt es sich kaum, ein Wort zu verlieren. Ich möchte doch den Juden sehen, der aus diesem Grunde nicht Staatsbeamter geworden ist ...

Dieses Argument zeigt aber auch recht drastisch, wie wenig das Urtheil des Herrn Juda Monens über die jüdische Religion durch Sachkenntniß getrübt ist. „Den Grundpfeiler unseres Glaubens, die Thora, die so schlicht und großartig einfach ist, wie eine deutsche Heldensage" möchte er unter allen Umständen erhalten wissen. Wie steht es nun aber gerade mit dem Gebot der Samstagheiligung? Ist das auch das Werk weltfremder Rabbinen, oder bildet es nicht vielmehr einen Eckstein jenes zu erhaltenden Grundpfeilers? Die zehn Gebote müßte man eigentlich kennen, wenn man über Religion schreiben will.

Ich möchte auch sehr bezweifeln, ob die auf die „Thora" (also den Pentateuch) allein reducirte jüdische Religion Herrn Juda Monens befriedigen würde. Die junge Generation, die ich kenne, würde sich dadurch schwerlich zu einer Rückkehr zur Religion bewegen lassen. Die ethischen Grundsätze, die im Pentateuch zuerst ihren Ausdruck fanden, sind ja längst Gemeingut der gesammten Culturmenschheit geworden. Dagegen giebt es gerade im Pentateuch Vieles, das nicht nur mit unserem modernen Empfinden unvereinbar ist, sondern auch schon von den „weltfremden Rabbinen" vor Jahrhunderten als überlebt und nicht mehr aufrecht zu erhalten betrachtet wurde. Ich stelle an Herrn Juda Monens in Bezug auf Bibelkenntniß keine großen Ansprüche; aber das Gebot: „Auge um Auge, Zahn um Zahn" und die vier Todesarten, mit denen nach der Bibel diverse religiöse Uebertretungen bestraft werden sollen, dürften ihm vielleicht bekannt sein.

Was die „weltfremden" Rabbinen mit ihrer „spitzfindigen Sophistik" aus der jüdischen Religion gemacht haben, bedeutete zu ihrer Zeit jedenfalls einen Fortschritt. Sie besaßen allerdings, das will ich Herrn Juda Monens gern zugeben, „keinen Funken deutschinnerlichen Gefühls", denn sie lebten zum größten Theil gar nicht in Deutschland, sondern im Orient, in Spanien und Südfrankreich, sodann war es bei den damaligen Juden auch noch nicht Mode, sich anderen Nationen gewaltsam an den Hals zu werfen und sich nicht einmal durch derbe Fußtritte abschütteln zu lassen. Aber gar so weltfremd waren sie keineswegs. Sie kannten die Bedürfnisse ihres Volkes ganz genau und waren religiösen Reformen, soweit solche einem wirklichen Bedürfniß entsprachen, durchaus nicht unzugänglich. Daß sie ihre Reformen mit „spitzfindiger Sophistik" in die heilige Schrift hineindeuteten, war durchaus kein Fehler, denn auf diese Weise fanden sie leichter Gehör und ersparten ihrem Volke jene verheerenden Kämpfe, welche die Reformtrung der anderen Religionen zur Folge hatte. Erst als die ganze Reformthätigkeit, wie in den letzten Jahrzehnten, in eine sinn- und zwecklose Nachäffung der christlichen religiösen Gebräuche ausartete, wurde sie vom gesunden Sinne des Volkes abgelehnt. Dabei hat sich das Volk, da es keine religiösen Autoritäten mehr besaß, die vom Leben wirklich geforderten Reformen längst selbst geschaffen und sanctionirt. Wie viele Juden giebt es denn noch in Westeuropa, die den Sabbath heilig halten, oder die rituellen Speisegesetze mit der vorgeschriebenen Strenge beobachten? Ihre Zahl ist sehr gering. Herr Juda Monens mag sich beruhigen: wenn mancher Jude — ebenso wie mancher Deutscher auch — nicht mit besonders freudigem Herzen Soldat wird, und wenn ein Jude überhaupt nur selten Staatsbeamter wird, so hat das seine ganz anderen Gründe.

Aeußerst schwach sind auch die Argumente, mit denen Herr Juda Monens seine Forderung: „Fort mit der hebräischen Sprache!" begründet. Der pathetische Ausruf: „Deutsche sind wir, und deutsch wollen wir beten!" ist doch — gelinde gesagt — nichts weiter als eine leere Phrase. Dem lieben Gott gegenüber ist der nationale Chauvinismus ganz und gar unangebracht; er ist auch nicht ganz ungefährlich, denn der liebe Gott prüft bekanntlich Herz und Nieren und Mancher, der sein Deutschthum besonders ostentativ zur Schau trägt, könnte vielleicht gewogen und zu leicht befunden werden.

Eine Hebung des Synagogenbesuchs würde die Abschaffung der hebräischen Sprache aus der Liturgie jedenfalls nicht zur Folge haben. Ich glaube auch nicht, daß Herrn Juda Monens, als einem modernen Menschen, besonders daran gelegen ist. Ebenso wenig können die päda-

Digitized by Google

gogischen Fehler, die beim Religionsunterricht in Bayern begangen werden, als ein Grund für die Abschaffung des Hebräischen gelten. Die wirklichen Motive des Herrn Juda Monens dürften vielmehr in dem Stoßseufzer zum Ausdruck kommen: „So lange wir das Hebräische als Wesen unserer Religion ausgeben, so lange wir eine eigene Nationalsprache uns anmaßen, so lange werden wir mit Recht als Fremdlinge betrachtet und behandelt im deutschen Vaterlande."

Für die Unlogik dieser Behauptung kann höchstens nur die Furcht als mildernder Umstand gelten.

Was in aller Welt soll unsere Religion mit unserer staatsbürgerlichen Stellung oder auch mit unserem Deutschthum zu schaffen haben? Würde Herr Juda Monens, wenn heute aus irgend einem Grunde sämmtliche Einwohner — sagen wir: der bayerischen Pfalz zum Judenthum oder zum Islam übertreten, auch die Pfälzer Bauern als Fremdlinge im deutschen Vaterlande betrachten und behandeln? Die würden sich das schön verbitten.

Oder soll vielleicht die „Anmaßung" einer nationalen Sprache uns den Stempel als Fremdlinge aufdrücken? Dann müßte Herr Juda Monens allerdings nicht wissen, daß das deutsche Reich Millionen von Staatsangehörigen zählt, die sich eine nationale Sprache nicht nur anmaßen, sondern auch factisch besitzen, und die trotzdem Niemand als Fremdlinge betrachtet. Es fällt auch Niemanden ein, ihnen ihre nationale Sprache, deren sie sich nicht blos in der Liturgie, sondern auch im täglichen Verkehr bedienen, entreißen zu wollen; man verlangt von ihnen Nichts weiter, als daß sie sich auch die deutsche Sprache aneignen und etwa vorhandene Absichten auf Losreißung der von ihnen bewohnten Provinzen vom Deutschen Reiche ein- für allemal aufgeben.

Aber selbst gesetzt den Fall, daß die Beibehaltung der hebräischen Sprache als ein wesentliches Element unserer Religion unsere Stellung im Deutschen Vaterlande thatsächlich gefährden könnte, so wäre ihre Abschaffung aus diesem Grunde nicht nur unethisch, sondern als halbe Maßregel auch unpraktisch.

Bildet sich denn Herr Juda Monens thatsächlich ein, durch deutsche Gebete den Antisemitismus aus der Welt schaffen zu können? Wer selbst Herrn Juda Monens noch nicht als Volldeutschen anerkennt, der thut es aus ganz anderen als religiösen Gründen, dem ist es herzlich gleichgültig, ob und in welcher Sprache Herr Juda Monens betet.

Ich möchte aber noch eine andere Frage an Herrn Juda Monens richten: Die jüdische Nation hat für ihn zu existiren aufgehört mit dem Momente, wo „die Schranken des Ghetto gefallen sind, und uns der Weg zum deutschen Bürgerthum erschlossen wurde"; die jüdische Religion in der Form, wie sie heute besteht, ist ihm ein Gegenstand der Abneigung; die ethischen Lehren des reinen Mosaismus, die kann er auch im Christenthum oder in der Confessionslosigkeit haben: wozu giebt er sich nun die viele Mühe, die jüdische Religion zu erhalten oder, richtiger gesagt, erst eine neue mit seinem deutschnationalen Gefühle harmonirende jüdische Religion zu schaffen? Sollte nicht vielleicht in irgend einem Winkel seines Herzens noch unbewußt ein Rest von jüdischem Nationalgefühl schlummern und sein lebhaftes Interesse an dem Fortbestand des Judenthums bedingen? Ich glaube, diese Lösung des psychologischen Räthsels wäre gar nicht so absurd.

Das ist eben der Cardinalfehler des Herrn Juda Monens, daß er im offenen Widerspruch mit allen Thatsachen, mit der Ansicht der ganzen nichtjüdischen Welt und auch mit seinem eigenen unbewußten Empfinden, die Existenz eines jüdischen Volkes leugnet und im Judenthum nur noch eine Religionsgemeinschaft erblickt. Dies muß ihn zu der irrigen Annahme verleiten, daß das Judenthum sich bereits in einem fortgeschrittenen Stadium der Auflösung befindet, denn er sieht es auf Schritt und Tritt, wie die Religion im Volke und namentlich bei der jungen Generation immer mehr an Boden verliert. Da er nun persönlich ebenfalls mit der überlieferten Religion der Väter gebrochen hat, so wäre es eigentlich nur consequent, sich von dieser Religion vollständig loszusagen. Dagegen sträubt sich aber in ihm jenes unbewußte Etwas, das ich nicht anders denn als Ueberrest jüdisch-nationalen Empfindens definiren kann, und so verfällt er auf den recht abenteuerlichen Gedanken, eine Reform der jüdischen Religion inauguriren zu wollen, obgleich er sich doch selbst gestehen müßte, daß ihn schon seine mangelnde Kenntniß der Religion für diese Aufgabe ganz und gar ungeeignet macht.

Reform ist für das, was Herr Juda Monens will, eigentlich nicht der richtige Ausdruck: es soll aus der jüdischen Religion Alles beseitigt werden, was uns unnützer Weise von den Andersgläubigen trennt. Wie bei diesem Programme die jüdische Religion als solche überhaupt noch aufrecht zu erhalten ist, bleibt ein Räthsel.

Mit Unrecht betrachtet sich daher Herr Juda Monens als einen Gegner des Herrn Levita. Ihre Ziele sind vollkommen gleich. Die „Errettung" des Herrn Juda Monens bildet den ersten, die „Erlösung" des Herrn Levita den zweiten Schritt.

Zum Glück für das Judenthum ist aber der Standpunkt des Herrn Juda Monens durchaus nicht der der jungen Generation, der die Zukunft gehört. Diese wendet sich zwar, was Herr Juda Monens richtig beobachtet hat, von der Religion immer mehr ab, aber sie beginnt allmälig zu erkennen, daß das Judenthum nicht blos eine religiöse, sondern auch eine nationale Gemeinschaft bildet, welche den Fortbestand des Judenthums ganz unabhängig von dem Schicksale der Religion verbürgt.

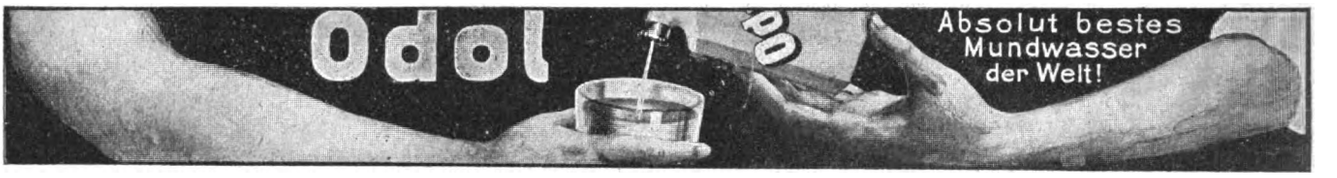
Noch mehr, die junge Generation beginnt auch bereits die Consequenzen aus dieser Erkenntniß zu ziehen: die Herrn Juda Monens so verhaßte hebräische Sprache, die jüdische Geschichte und Literatur zu pflegen, sich für das Schicksal der Stammesgenossen in der ganzen Welt zu interessiren und an der Schaffung eines autonomen jüdischen Gemeinwesens im Lande der Väter mitzuarbeiten, wo sich die jüdische Eigenart frei entwickeln und die in ihren respectiven Vaterländern verfolgten Juden eine sichere Zufluchtsstätte finden könnten. Und nicht allein in der jungen, sondern auch in der älteren Generation dämmert allmälig die Erkenntniß auf, daß es für das Judenthum keine andere Rettung giebt, als sich auf sich selbst zu besinnen und die Fiction des „jüdischen Deutschthums" ein für allemal aufzugeben.

Den „jüdischen Deutschen" vom Schlage des Herrn Juda Monens wird bei diesem Gedanken allerdings angst und bange. Nach ihrer Ansicht werden wir ja schon dadurch, daß wir das Hebräische als Wesen unserer Religion ausgeben, mit Recht als Fremdlinge betrachtet und behandelt im deutschen Vaterlande: was soll nun noch gar aus uns werden, wenn wir uns selbst zur jüdischen Nation bekennen! Die staatsbürgerlichen Rechte wären ja das Mindeste, was uns in diesem Falle sofort genommen würde! Wir aber theilen diese Furcht keineswegs. Was wir jetzt offen und ehrlich eingestehen, das haben die Anderen längst gewußt und betont. Wenn man uns trotzdem die staatsbürgerlichen Rechte bis dato nicht genommen hat, so geschah es nicht, weil wir hartnäckig leugneten und man uns nicht überführen konnte, sondern weil die große Mehrzahl unserer deutschen Mitbürger viel zu rechtlich denkt, um einem zwar nicht deutschen Volksstamm, der aber die deutsche Sprache spricht, seit länger als einem Jahrtausend im deutschen Vaterlande wohnt, an all seinen Leiden und Freuden theilgenommen und seinen culturellen Fortschritt in hohem Maaße mitgefördert hat, die staatsbürgerlichen Rechte abzusprechen. Wir sind sogar überzeugt, daß auch diejenigen Antisemiten, deren Judenhaß nicht ökonomischen Ursachen entspringt, sich viel freundlicher zu uns stellen werden, wenn wir aufhören, sie durch unser angemaßtes Deutschthum zu ärgern und uns damit begnügen, lediglich nützliche und vaterlandsliebende deutsche Staatsbürger zu sein, woran uns weder unsere jüdische Religion, noch auch unser jüdisches Volksthum irgendwie hindert.

Ist aber erst diese Erkenntniß in alle Kreise unseres Volkes eingedrungen, dann hat das jüdische Volk wieder festen Boden unter den Füßen. Dann kann es in innerer Harmonie sowohl an seiner eigenen Vervollkommnung, wie an den großen Culturaufgaben der Menschheit weiter arbeiten, dann benöthigt es weder der „Erlösung" des Herrn Levita, noch der „Errettung" des Herrn Juda Monens.

L. Estermann, Neubrandenburg.

Digitized by Google



Gottsched-Verlag. Berlin W. 9.

Eugen Reichel:

Ein Gottsched-Denkmal.

Monumentales Prachtwerk. 30 M.

Kleines Gottsched-Denkmal. 2 M.

Die Londoner „Academy" hat kürzlich verschiedenen hervorragenden Gelehrten und Staatsmännern einen Fragebogen mit der Frage zugehen lassen, welches die zwei im Jahre 1900 erschienenen Werke seien, die auf sie den bedeutendsten Eindruck gemacht haben. Karl Blind, der in London heimisch gewordene berühmte Gelehrte, hat bei dieser Gelegenheit Eugen Reichel's „Gottsched-Denkmal" an erster Stelle genannt.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Bismarck im **Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Fachausgaben des
Technikum Jlmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

Redacteur

einer Tages-Zeitung, Feuilletonist und Kunstkritiker von Ruf, mit besten Referenzen (auch von der „Gegenwart" warm empfohlen), sucht die

Berliner Vertretung

für größeres Provinzblatt oder Zeitschrift auf dem Gebiete der Berichterstattung über Theater, Kunst und öffentliches Leben. Unter L 25 an die Expedition der „Gegenwart".

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen und geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-, Trink- und Badequellen, Mineral-, Moor-, Douche- und Dampf-Bädern,** zeitgemässen Einrichtungen zu **Kaltwasserkuren u. Massage,** ferner einer vorzüglichen **Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. — Hochquellen-Wasserleitung.** — Angezeigt bei **Krankheiten d. Nerven,** d. **Athmungs-, Verdauungs-, Harn- u. Geschlechts-Organe,** zur **Verbesserung d. Ernährung** u. d. **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden u. d. Folgen entzündl. Ausschwitzungen. Eröff. **Anfang Mai.** Prosp. unentgeltlich.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: **42 Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Stottern

heilen dauernd **Dir. O. Denhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz und Burgsteinfurt, Westf.** Herrliche Lage. Honor. **nach Heilg.** Prospecte gratis. **Aelteste staatl.** durch **S. M. Kaiser Wilhelm I ausgezeichn. Anst. Deutschl.**

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Königreich Sachsen.
Technikum Hainichen
für Maschinen- u. Elektrotechnik.
Praktikum f. Masch.- u. Elektrot.
Staatl. Oberaufs. Progr. kostenfr.
Direktor: E. Bolts.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 31. Berlin, den 3. August 1901. 30. Jahrgang. Band 60.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Der Kampf gegen die Neunundneunziger. Von Hermann Schelenz (Cassel). — Personalpolitisches über Skandinavien. Von Cajus Moeller. — Classenmoral und Dienstbotenfrage. Von Karl Noetzel. — Deutsche Paraden. Von einem alten Officier. — **Literatur und Kunst.** Maupassant als Lyriker. Von Max Hoffmann. — Das Urheberrecht der Künstler. Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin). — **Feuilleton.** Du bist der Mann! Sensations-Roman von Mark Twain. (Schuß.) — **Offene Briefe und Antworten.** Noch einmal Kunst für's Kind. Von R. Teske. — Anzeigen.

Der Kampf gegen die Neunundneunziger.

Von Hermann Schelenz (Cassel).

Heftig wüthet der Streit zwischen den Berliner Krankencassen und den Apothekern. Trotzdem von den verruchten „Neunundneunzigern, verzeihen Sie, ich wollte sagen, Hundertfünfzigern" in einer der Streitschriften die Rede ist, kommt die Kralle des Löwen täglich mehr zum Vorschein, und es wird immer klarer, daß wir es in diesem Falle keineswegs mit einer Erscheinung des uralten Zwistes zwischen dem Kranken und dem Aesculapjünger, sondern mit einer socialdemokratischen Machenschaft zu thun haben. Uebrigens wird ja nicht nur dem Apotheker von jeher der Vorwurf der Ausbeutung der Zwangslage des Kranken gemacht, sondern auch dem Arzte, dem schon in römischer Zeit verboten war, mit Kranken die Honorarfrage zu erledigen, und von dem es heißt: accipit dum dolet; post morbum medicus olet! Ihm wie dem Apotheker sagt man nach, daß dat Gallnus opes! Der Berliner Streit ist nichts weiter als eine „ungerechtfertigte Kraftprobe der durchgehends socialdemokratischen Cassenvorstände", wie Kr. Winselmann in der Tägl. Rundschau mit Recht bemerkt hat. Es geht thatsächlich gar nicht um das Wohl und Wehe der Kranken, sondern, abgesehen von einigen parteiwirthschaftlichen Interessen, um eins der Ideale jener Doctrinäre, um die Staats-Apotheke, deren Werth und Unwerth ich seiner Zeit in der Gegenwart besprochen habe.

Wenig am Platze war schon aus diesem Grunde die Mahnung eines bedeutenden Berliner Arztes an die Apotheker, sich die Erfahrung ihrer Pariser Collegen vor etwa 300 Jahren zu Nutze zu machen und einen mageren Vergleich dem durch Belehrung des Volks über billige Selbstdarstellung der Arzneien entstehenden viel größeren Schaden vorzuziehen. Es handelt sich eben gar nicht um billige Arzneilieferungen. Ist es doch eine Allen, die es wissen wollen, längst bekannte Thatsache, daß nirgendwo in der Welt dem Publicum billigerer Arzneibezug und größere Sicherheit gewährleistet wird wie in Deutschland bei seinem, außer Deutschland überall gerühmten, und in Deutschland viel angefeindeten System der Privilegien.

Auch aus anderem Grunde hätte Prof. Lewin den alten Guy Patin, denn um dessen „Affaire" handelte es sich, ruhig schlafen lassen können. Thatsächlich lag es dem Herrn, dessen galliges Temperament und Streitsucht noch größer gewesen zu sein scheinen als seine immerhin bedeutende Tüchtigkeit als Arzt, im Grunde wenig an den Apotheken. Auch bei ihm handelte es sich lediglich um eine Machtfrage. In kurzsichtiger Eingenommenheit kämpfte er für die alte Schulweisheit, die sich gegen das von Paracelsus ausstrahlende Licht, das blendend erst eine Menge blinder Anhänger angelockt hatte, die im Uebereifer der neuen chymiatrischen Lehrer manchen Schaden zugefügt hatten, mit unendlicher Zähigkeit auflehnte; er, der hervorragendste der Pariser Aerzte — geboren 1601 zu Houdenc en Braye, war Patin Professor und Decan der Pariser medicinischen Facultät und starb 1672 — kämpfte außerdem für Paris und seine 3 S (Sené [Sennes], Saignée [Aderlaß] und Séringue [die Klystierspritze] und gegen die altberühmte medicinische Facultät der Universität von Montpellier, die fortschrittlich und offenen Blicks Hippokrates und Galen bei Seite gesetzt und die von dem großen Reformator ausgehende Lehre und seine chemischen Arzneimittel, das Antimon an der Spitze, angenommen hatten, und an der unter Renaudot sogar eine Art Klinik errichtet worden war, wo zur Belehrung der Studirenden und zur Prüfung der neuen Heilmittel, außerdem zum Besten des armen Volkes Kranken unentgeltlich Rath und Hilfe gewährt wurde.

Wie konnte Guy Patin gegen seine verhaßten Concurrenten obsiegen, wenn ihnen, die schon zum größten Theil den mit ihnen von denselben Lehrern vorgebildeten Apothekern die Arzneianfertigung abgetreten hatten, von Letzteren die Medicamente des deutschen Cacophrastus, Mysteriarcha oder wie er sonst von seinen Neidern geschimpft wurde, nicht nur geliefert, sondern täglich neue hinzu entdeckt wurden! Am wichtigsten schien es dem blinden Eiferer, die Apotheker, mit denen der Aerztestand trotz der nahen Verwandtschaft ihrer Interessen und trotz untrennbarer Verquickung ihrer Berufe in alter Fehde lag, zu schlagen. Die Aerzte mußten die Schläge, meinte er, jedenfalls mit fühlen.

Letzteren waren die Apotheker seit jeher unterstellt. Thatsächlich muß der Arzt der absoluten Treue und Hingabe seines Helfers im Kampf gegen Krankheit und Tod sicher sein, und völlig erklärlich ist es, daß schon im XIII. Jahrh. der Apotheker dem Arzte gegenüber auf dieselben Pflichten vereidigt wurde, die er in jetziger Zeit der Staatsgewalt gegenüber als für sich bindend beschwören muß. Thatsächlich waren ja Aerzte seine Lehrer, er studirte an der medicinischen Facultät, und wie Aerzte Apotheken betrieben, so trieben auch Apotheker völlig gesetzmäßig die Arzneikunst. Fast unver-

Digitized by Google

mittelt ging ein Stand in den andern über. Der neue Stand nährte seinen Mann. Einträchtig gingen wohl beide Aeskulapsjünger an's Krankenbett; der Eine gab das von ihm verordnete Medicament ein und überließ dem Andern, die wohlthätige Wirkung desselben zu beobachten, und schließlich, als sich die heilkräftige Erfindung, die dem heiligen Ibis der Egypter zugesprochen wird, die Séringue in Frankreich immer mehr Bahn brach, widmete der Apotheker sich ihrem nicht geradezu lieblichen Dienst. „Schon in früher Morgenstunde wanderten die jungen Angestellten, eine gewichtige Tasche unter dem Arm oder als Bandoulier umgehängt, zu den Kranken (und später zu der ganzen und halben Welt, die sich durch ausgiebige Anwendungen von Lavements Jugend und Schönheit zu erhalten hoffte)", und reichlich lohnte Apollo ihre Mühe.

Das allein mußte genügen, den Neid und die Mißgunst minderbegüterter Aerzte zu erregen, und Guy Patin, der sich rühmte, Alles mit der Lancette (durch Aderlassen) und mit Senna curiren zu können, schleuderte die heftigsten Anklagen gegen die animalia fourbissima (fourbe der Dieb), die bene faciunt partes und lucrant mirabiliter, im Grunde aber nur, weil sie diesen Verdienst erzielten durch den Vertrieb der nach der von den Arabern erst recht in Blüthe gebrachten hermetischen Kunst bereiteten chemischen Arzneimittel. Das giebt ihm Grund zur Erfindung eines neuen Kraftwortes, „Fricasseur d'Arabie". Geschickt beutet er noch einen andern den Apothekern gemachten Vorwurf aus. In richtiger Erkenntniß der Unmöglichkeit, bei den damaligen schwierigen Handelsverhältnissen stets die tausenderlei Bestandtheile des Arzneischatzes vorräthig zu haben, waren, übrigens nach Galen's Beispiel, Verzeichnisse von Mitteln aufgestellt worden, die, wie in alter Zeit die Antiballomena oder Succedanea, jetzt als Qui pro quo, nicht wie später in Hufeland's Pharmacopoea pauperum der Ersparniß wegen, sondern lediglich Mangels der verschriebenen Droge substituirt werden konnten und sollten. Thatsächlich konnte bei dieser Substitutionserlaubniß mancher Betrug unterlaufen, und daß unter den Apothekern thatsächlich aus der Art geschlagene, gewissenlose Menschen sich die gedachte Erlaubniß zu Nutze gemacht haben, beweisen mancherlei gesetzliche Einschränkungen gegen die Erlaubniß, vielleicht auch die vox populi, an die sich auch der zanksüchtige, für seine Ansichten kämpfende Patin wendete. Er schalt die Apotheker, wie ehedem Lisset und Symphorien Champier, Aniproqueurs und vermehrte selbst die Reihe der Schimpfworte durch „organa fallaciae" u. s. w.

Thatsächlich war Guy Patin blind in seinem Haß gegen Andersdenkende, oder der Haß gegen die neue Schule, die selbst das verruchte Antimon brauchte, ließ ihn zum blinden Fanatiker werden, der verdammte, obgleich er keine Ahnung von dem Wesen der Gegnerschaft hatte. Nie hatte er sich um die Arbeiten der medicinischen Falschmünzer gekümmert. Nach dem Grundsatz „calumniare audacter, semper aliquid haeret" warf er den Liebhabern des Antimons vor, daß durch seine Anwendung mehr Menschen hingerafft worden seien, wie durch den Dreißigjährigen Krieg und, wie eine Henne ihr Ei begackert, so registrirte er triumphirend jeden durch Antimongebrauch veranlaßten Unglücksfall. Er auch lehnte sich mit aller Macht gegen den Siegeslauf des „Jesuitenpulvers", der Chinapanacee auf, die von ihm, dem Decan der Facultät, verächtlich als „Pulvis ignotus sine nomine" verworfen wurde. Wie mußte es den Eiferer erzürnen, als der Gebrauch des Antimons von einer ad hoc berufenen Commission mit einer Mehrheit von 92 Stimmen nicht allein für erlaubt erklärt, sondern als Arznei empfohlen wurde. Was hätte er gesagt, wenn er erlebt hätte, daß der Sonnenkönig das Geheimniß, das durch Talbot um das Fiebermittel verbreitet wurde, für eine hohe Summe erkaufte; was würde er zu der Industrie sagen, die sich auf Grund des von ihm verschmähten China entwickelt hat!

Scheinbar schien der Streit zwischen Arzt und Apotheker im Jahre 1672 dadurch beigelegt, daß den Letzteren wiederum als Vorbedingung für ihren Gewerbebetrieb aufgegeben wurde, den Aerzten der Facultät Respect zu geloben. Thatsächlich änderte der neue Schwur an der Sache nichts, und nach wie vor blieb nicht nur in Frankreich eine gewisse Animosität zwischen den beiden Jüngern Apolls. Streitigkeiten unter den Kindern einer Mutter pflegen ja überall die nachhaltigsten und heftigsten zu sein. Er beschränkte sich nicht nur auf Frankreich. Garth's Poem „Dispensary" aus derselben Zeit giebt Zeugniß, daß die Verhältnisse in England denen in Frankreich glichen, in Deutschland kamen die Streitigkeiten in zahlreichen Einzelvorfällen zu Tage, auf die einzugehen, zu weit führen würde, und selbst Molière hatte noch Gelegenheit, der Zwistigkeiten zu gedenken. Er apostrophirte die englischen Heil- und Arzneibeflissenen in einer seiner Satyren:

Muse raconte moi les combats salutaires
Des médecins de Londres et des apothicaires.
Contre le genre humain si longtemps réunis,
Quel dieu, pour nous sauver, les rendit ennemis?!

Comment changèrent — ils leur coiffure en armet
La séringue au canon, la pilule en boutet?
Ils connurent la gloire: acharnés l'un sur l'autre,
Ils prodiguaient leur vie et nous laissaient la nôtre.

Dem Publicum zu lehren, wie es selbst seine Tisanen und andere Arzeneien brauen könnte, hatte Guy Patin gar keine Veranlassung. Mehr fast als heute — jedenfalls im Verhältniß zu den überhaupt erschienenen Druckschriften — war dem Publicum von Aerzten und Frauen, die von den Frauenrechtlerinnen als Aerztinnen angesprochen werden — mit welchem Recht, versuchte ich in meinen „Frauen im Reich Aesculaps" darzulegen! — in einer Menge von Hausarzneibüchern gelehrt worden, wie man sich einer Hausapotheke bedienen konnte, und auch noch zu Guy Patin's Zeiten war die Hausfrau Angesichts der dünn gesäeten Jünger der Heilkunst genöthigt, wie in ältesten Zeiten selbst Doctor und Apotheker zu spielen. Und hätte Guy Patin wirklich die Apotheker durch das Auskramen ihrer Geheimnisse geschädigt, so wäre der Umstand, daß trotz alledem die Apotheker noch ebenso wenig zu entbehren sind wie die Aerzte, wenngleich ihre Ueberflüssigkeit und Geldgier gerade jetzt von dem Heere wüthender, arzneilos und doch recht theuer Heilender, in den Fußtapfen des seligen Asklepiades wandelnder „Naturheilkundiger" „aus uneigennütziger Liebe zu der leidenden Menschheit" ebenso marktschreierisch verkündet wird, wie zu allen Zeiten von dem zahlreichen Pfuscherthum, der beste Beweis für die Nothwendigkeit wissenschaftlich gebildeter Apotheker und Aerzte und dafür, daß der Mensch, trotz seines Hanges zum Geheimnißvollen und Wunderbaren, doch, wenn die Noth am höchsten ist, wieder zu dem zünftigen, staatlich anerkannten Helfer seine Zuflucht nimmt.

Daß auch jetzt noch zwischen Apotheker und Arzt ein gewisses gespanntes Verhältniß obwaltet, wird auch durch die Vorgänge in Berlin bewiesen. Berather der Cassen waren von jeher, abgesehen von einigen wenigen Apothekern — es giebt überall Vögel, die ihr eigen Nest beschmutzen! Aerzte. Man wird kaum fehl gehen, wenn man ihre Bemühungen als nicht von lauterem Interesse für die Kranken dictirt ansieht. Wie häufig genug nachgewiesen wurde, treten die Ausgaben für Arzt und Apotheker im Verhältniß zu den Kosten der Verwaltung, die als Sinecuren überzeugten Anhängern der Socialdemokratie zugewiesen wird und noch mehr werden soll, in den Hintergrund, und die Aerzte sind unter Betonung ihrer Pflicht, als Samariter sich für die Kranken opfern zu müssen, zur Annahme von Preissätzen genöthigt worden, die keine Honorare sind, sondern Hungerlöhne, die kaum ein Kellner als Trinkgeld mit Dank quittirt. Wenn Prof. Levin bei seinem Rath wieder an den „theuren" Apotheker denkt, der

Digitized by Google

in seinen Einnahmen geschädigt werden könnte, so kommt auch bei ihm wohl das Andenken an den alten Zwist zur Geltung, von dem oben die Rede war, und es muß befremden, daß er den Ursachen des Streites in Berlin, in Dresden, in München so wenig auf den Grund gegangen ist. Schon jetzt machen sich Stimmen im Publicum laut, die sich dagegen auflehnen, daß die Kranken während des Streites ihrer Sachwalter mit den Apothekern geschädigt werden. Und endlich scheint die Regierung, die sich — keine verheerende Seuche kam bis jetzt den Apothekern zu Hülfe und zwang die Verwaltung zu pflichtgemäßem, energischem Einschreiten! — dem Streite vom Standpunkte der Schützerin der salus publica ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Es ist Zeit genug, daß man sich einer Antwort erinnert, die in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts der Kanzler d'Agnessau gab, als man bei ihm wegen des Streites vorstellig wurde, den damals die Innerärzte und die Chirurgen auskämpften. Man müsse zwischen Beide eine Mauer setzen, rieth man ihm von Seiten der streitenden Heilbeflissenen. „Sehr gern," antwortete der Staatsmann, „aber auf welche Seite legt man die Kranken?!"

Personalpolitisches über Skandinavien.

Von Cajus Moeller.

Wie schön nehmen sich in dieser Jahreszeit die nordeuropäischen drei Königsstädte aus! Helle Nächte und Dampfer und Musik auf den Fjorden und in den Sunden reiches, frohes Leben überall. So scheint es den Fremden, und wenigstens Stockholm kann auch kühn in den Streit um den Kranz unter den schönsten Städten der bewohnten Erde hineinsteigen. Prekärer nimmt sich schon das verräucherte und stark proletarisirte Kopenhagen aus, und an Christiania ist im Grunde Nichts schön, als die Lage. Das massive Großthingsgebäude in seinem falsch altnordischen Stil stößt annähernd ebenso sehr ab, wie seine Insassenmehrheit mit der versuchten Uebertragung nordamerikanischer Regierungsformen auf ein Volk von Bauern und Holzhändlern. Winters aber verfliegt von diesen Städten auch der äußerliche Glanz, zeigt selbst die schöne Mälarkönigin bedenkliche sociale Nachtheile und herrscht besonders unter der Hafenbevölkerung der eine halbe Million Menschen aufweisenden dänischen Hauptstadt ein furchtbares Elend. Man muß nach Venedig und Neapel gehen, um etwas Aehnliches anzutreffen.

Den socialpolitischen Lebensbedingungen dieser Staaten entsprechen die parteipolitischen und auswärtigen. Die Aussichten sind überall düster und die Zukunft unsicher. Das uns nächst gelegene Dänemark schleppt sich von einer latenten Verfassungskrise zur andern; gelegentlich hat man offen budgetloses Regiment wie 1885—94; seitdem wird der Kampf mehr hinter den Coulissen geführt, die innere Stagnation aber bleibt dieselbe. Der 3. April d. J. brachte dem conservativen Ministerium Sehested eine beispiellose Wahlniederlage, die das Cabinet stürzte, an dem der 83jährige König so lange gehangen hatte. Man sprach schon von Abdankungsneigungen des persönlich wohlwollenden alten Herrn, doch haben Kenner des dänischen Hofes daran nie geglaubt. Der 58jährige Thronfolger soll einem politischen Systemwechsel geneigter sein, indeß traut man im Allgemeinen diesem Kronprinzenliberalismus noch weniger, als die Gesinnung solcher hohen Herren sonst Probe zu halten pflegt. Er will es angeblich mit dem Scheinconstitutionalismus versuchen, und der mit Grundsätzen wenig beschwerte Ehrgeiz der radicalen Führer dürfte ihm dabei auf halbem Wege entgegen kommen. Der persönliche Gegensatz zwischen Vater und Sohn ist auch sonst sehr groß, und der voraussichtlich zweite königliche Holstein-Glücksburger soll im Wesentlichen an die Vorfahren der landgräflich hessischen Mutter erinnern. Die Kleinheit der Stadt und ihrer gebildeten Kreise führt zur Beschäftigung der hohen Herrschaften mit dem Kleinleben der namhafteren Unterthanen; der Kronprinz unterhält sich gern mit wissenschaftlichen Capicitäten gegnerischer politischer und geistiger Lager, wobei er aber angeblich weit weniger zuhört, als selbst docirt. Dieselbe lehrhafte Tendenz soll auch der bernadottischen Gemahlin eigen sein, die übrigens an Fähigkeiten und Willenskraft angeblich den Gemahl beträchtlich in Schatten stellt; aber sie liebt theologische Discussionen und schließt wohl gelegentlich eine betreffende Auseinandersetzung mit dem Ausdruck des Bedauerns darüber, daß ein so befähigter und menschlich wohlgesinnter Herr, wie der betreffende Interlocutor nicht ihren religiösen Glauben theile, sie bitte ihn, das baldigst zu ändern. Die correct lutherisch orthodoxe, aber dabei geistig nüchterne und den Lebensfreuden nicht abholde kirchliche Richtung des jetzigen Kopenhagener Hofes dürfte bei einem Thronwechsel von einer zugleich pietistischen und düsteren Richtung abgelöst werden, und so tadellos die voraussichtliche Hauptfördererin dieser Bestrebungen auch persönlich ist, so haben sich in der Stadt des Zinzendorfkönigs Christian VI. (1730—46) doch stets an dergleichen höfische Tendenzen Heuchelei und sinnliche Mystik geknüpft.

Die Lebensgefährtin des vierten schwedisch-norwegischen Unionskönigs gilt für die unermüdliche Befürworterin eines möglichst intimen Einvernehmens mit Deutschland, was an der Schwester des früheren Herzogs von Nassau eigentlich Wunder nehmen könnte. Aber sie weiß, daß nur ihre Söhne zwischen der dänischen Kronprinzessin und den beiden Kronen der skandinavischen Halbinsel stehen, da die oben geschilderte hohe Dame eine Tochter des verstorbenen Unionkönigs Karl XV. ist. Von den vier Söhnen der Königin Sophie ist der 48jährige Thronfolger bekanntlich mit der badischen Enkelin Kaiser Wilhelm's I. vermählt und besitzt aus dieser Ehe drei Söhne, leider wird die schwedisch-norwegische Kronprinzessin den größten Theil des Jahres durch ihren Gesundheitszustand ihrem Adoptivvaterland fern gehalten. Der zweite Sohn ist seit einer morganatischen Vermählung nicht mehr successionsfähig und hat den Namen Herzog von Gothland mit dem Titel Prinz Bernadotte vertauscht; er soll die Seemannsneigungen des rüstigen Vaters mit den pietistischen Stimmungen der dänischen Cousine vereinigen. Der vierte Sohn huldigt der Malerei und wird wohl unvermählt bleiben, dafür ist der dritte Sohn mit einer Tochter des Kopenhagener Kronprinzenpaares vermählt, und an diese Ehe haben sich eigenthümliche politische Combinationen geknüpft, besonders auch in Norwegen. Die dortige bäuerliche Bevölkerung ist überwiegend sehr radical gesinnt, schon in der Ueberlieferung von der harten Herrschaft der früheren dänischen Beamten, eben deßhalb aber zugleich ausgesprochen monarchisch, schon weil sie nur von einem kräftigen Königthum den Schutz vor den gehaßten lateinischen Classen erwarten zu können meint. Aus dieser Gesinnung ist dort die Idee hervorgewachsen, die lange schwedisch-norwegische Krise durch die Ernennung des Stockholmer Prinzen Karl zum König von Norwegen zu beenden; das letztere Land besäße dann eine Dynastie, die den Höfen von Stockholm und Kopenhagen gleichmäßig verwandt wäre. Kein Geringerer als Dr. Sigurd Ibsen jun. hat öffentlich diesen Vorschlag gemacht, der aber natürlich unausführbar war. Die norwegische Hauptstadt bedarf herkömmlich monarchischer Personen; der Volkswitz ließ in ihr gleichzeitig drei Könige residiren, wenn Oskar II. dort zugleich mit den Herren Henrik Ibsen und Björnstjerne Björnson verweilte; in Fritjof Nansen ist seit der großen Nordpolfahrt ein vierter König hinzugekommen. Der jüngere Ibsen selbst steht übrigens sozusagen in einem dynastischen

Digitized by Google

Verhältniß, da er Schwiegersohn des Herrn Björnson ist. So gründlich einander die beiden großen Poeten verabscheuen sollen, so eifrig wirken sie zusammen für das Wohl des genannten jungen Herrn; man hat im Scherz den schwedisch-norwegischen Unionsstreit zum Theil darauf zurückgeführt, daß der befähigte Dichter wegen dienstlicher Nachlässigkeit von der Laufbahn im Stockholmer auswärtigen Amt ausgeschlossen wurde. Neuerdings ist für ihn in Christiania eine Art von selbstständigem Nebenamt neben dem in Stockholm etablirten auswärtigen Ministerium errichtet worden.

Ueber die Krise zwischen den beiden skandinavischen Ländern als solche hier Eingehenderes zu äußern, würde keinen rechten Sinn haben; innere Streitigkeiten eines Volkes sind dem Ausland nie völlig klar zu machen, und auf dieser geschichtlich viel geprüften Halbinsel verschlingen sich Vertrags- und Verfassungsbestimmungen in seltsamer Weise. Die großen Wahlsiege der norwegischen Demokratie in den Jahren 1897 und 1900 haben dort zu einem Parteiregiment geführt, vor dessen roher Corruption es jetzt den besseren Köpfen des Radicalismus selber graut. Unter diesen Eindrücken beginnt sich eine etwas bessere Stimmung gegen Schweden geltend zu machen, und das Schicksal Finnlands regt gleichzeitig zum Nachdenken über die spätere Zukunft beider skandinavischer Völker an. In dieser Hinsicht ist bezeichnend, daß Herr Björnson jüngst bei einem Volksfest auf seinem Landsitz Aulestad einen Trinkspruch auf die finnländische Nation, als das bedrängteste der skandinavischen Völker, ausgebracht hat, derselbe Mann, der voriges Jahr in St. Petersburger Blättern über angebliche schwedische Wiedereroberungsneigungen bezüglich Finnlands geschrieben und damit nach seinem besten Theil die Russificirung des Großfürstenthums gefördert hat. Das paßte recht gut zu der pangermanistischen Rede im Berliner Presseclub am diesjährigen 16. April, die ihr Urheber Tags darauf in Kopenhagener Blättern für den dortigen Abdruck durch sorgfältige Weglassung der specifisch deutschfreundlichen Sätze zurecht gestutzt hat. Herr Björnson soll sich mit Vorliebe seines moralischen Muthes rühmen.

Die Lage Finnlands und die sehr bemerkbaren russischen Umtriebe in der Grenzprovinz Norland haben die Spartendenzen der schwedischen Unterhausmehrheit in der jüngsten Zeit zurückgedrängt und die Annahme des neuen Wehrgesetzes ermöglicht; König Oskar unterzeichnete die immerhin vom Reichstag etwas beschnittene Vorlage mit dem Bemerken, daß für ihn damit die Frage noch nicht erledigt sei. An diese Militärangelegenheit und die mit ihr zusammenhängende mögliche Erweiterung des Wahlrechts knüpft sich eine zwar entfernte Aussicht auf den endlichen Abschluß der mit Norwegen schwebenden Unionskrise. Augenblicklich wählt für das Stockholmer Unterhaus nur der sechste erwachsene Mann und schon bei dem vorläufigen Compromiß über das Wehrgesetz ist der Linken eine Erweiterung des Wahlrechts versprochen worden; die bestimmt wiederkehrenden Militärforderungen werden für die Einlösung der Zusage sorgen. Damit aber wird in der schwedischen zweiten Kammer eine nachgiebigere Richtung gegenüber Norwegen aufkommen und, zusammen mit dem Ueberdruß der gemäßigteren Demokratie jenseits des Kjölengebirges an der parlamentarischen Raubwirthschaft, vielleicht zu vernünftigeren unionspolitischen Verhältnissen führen. Was jetzt die Organe der letztgenannten Richtung fordern, ist eigentlich nur die gleichmäßige Theilung des Königshauses zwischen seinen beiden Ländern; bisher vermied König Oskar möglichst seine zweite Hauptstadt, und in der That bleibt sie an Lebensannehmlichkeit beträchtlich hinter Stockholm zurück. In den jüngsten Jahren hat Kronprinz Gustav das einigermaßen auszubessern gesucht, Anfangs mit dem Erfolg, daß die im ganzen Norden berufene „Christianiabohème" ein Steinbombardement auf seine Kutsche eröffnete, was dann aber doch einen beträchtlichen Rückschlag in der Volksstimmung hervorbrachte. Der Prinz hegt persönlich französische Sympathien, die er aber dem gegentheiligen nationalen und dynastischen Interesse völlig unterzuordnen erklärt; er ist sehr militärisch gesinnt, und auf dem Höhepunkt der Unionskrise um die Mitte der neunziger Jahre wurde ihm eine Aeußerung über die Nothwendigkeit einer schwedischen Armeepromenade nach Christiania zugeschrieben, dann jedoch bestimmt in Abrede gestellt. Thatsächlich könnte aber doch wohl ein Wort gefallen sein, etwa in dem Sinn, daß ein Marsch nach Norwegen militärisch nur eine Promenade sein würde, daß aber gegenüber dem großen moralpolitischen Nachtheil einer solchen Entscheidung der militärische Gewinn nicht in Betracht kommen dürfe.

So groß die von den Bernadottes beherrschten Landstrecken sind, so gering ist doch ihre Einwohnerzahl, und so genau kennen einander in Folge davon die bedeutenderen Persönlichkeiten beider Nationen. Niemals abreißende persönliche Auseinandersetzungen sind die Folge, und speciell Herr Björnson ist im Stande, über bestrittene Dinergespräche von vor 20 Jahren einen polemischen Cyclus zu eröffnen. Speciell eine so großlinig zugeschnittene Individualität wie der vierte Bernadottekönig fühlt sich dazu nie geneigt, und von mehreren Seiten ist der fanatische Schwedenhaß des vorgenannten Dichter-Politikasters auf eine geringschätzige Aeußerung des Königs Oskar über seinen Charakter zurückgeführt worden. Ibsen steht sich besser mit der Dynastie, die ihm in seinen harten Anfängen beigesprungen ist; vor seiner Erkrankung unterhielten sich wohl König und Dichter gelegenlich längere Zeit auf der einzigen eleganten Straße von Christiania, doch dürfte dabei selten ein doppeltes Augurenlächeln gefehlt haben. Der große demokratische Wahlsieg von 1897 in Norwegen hing zum Theil damit zusammen, daß der König auf einem Volksfest einem Bauern die Mütze mit den Worten vom Kopf gehoben hatte: die Nationalhymne müsse man barhaupt anhören; in Christiania wurde dann daraus gemacht, von dem Champagnerfrühstück der Bahnhofsrestauration kommend, habe der riesenhafte Monarch dem armen kleinen Menschen den Hut mit dem Stock vom Kopfe geschlagen. Herkömmlich duzen in den drei nordeuropäischen Ländern die Könige officiell jeden Unterthan; aber die Cordialität bleibt nicht immer einseitig. Der Chef der norwegischen Staatsrathsabtheilung in Stockholm, Herr Blohr, schlug einmal im Lauf der unionspolitischen Discussion vor dem König mit der Faust auf den Tisch, worauf dieser mit tiefer spöttischer Verbeugung das Zimmer verließ; der dänische Friedrich VII. konnte seine Märzminister von 1848 besonders deßhalb nicht leiden, weil sie vor ihm mit den Händen in den Hosentaschen standen, war jedoch nicht Mannes genug, es ihnen zu verweisen; als dann aber eines Tages ein hochgeborener, etwas excentrischer Hofbeamter gegen den bekannten Orla Lehmann saugrob wurde, dankte ihm der Monarch inständig dafür. Auf dem Schonen'schen Schloß Ulriksdal hatten im Sommer 1863 Friedrich VII. und der schwedisch-norwegische Karl XV. ein Kriegsbündniß gegen Deutschland geschlossen; am 15. November des genannten Jahres starb dann der Dänenherrscher, und König Karl wollte sein Wort einlösen. Nachdem er im Stockholmer Staatsrath die Nothwendigkeit davon beredt dargelegt hatte, ließ er die Portefeuilleträger allein. Aber schon im Nebenzimmer konnte er das ablehnende Votum des Finanzministers Frh. de Geer vernehmen: „Die Nationen bindet nicht, was zwei Trunkenbolde einander versprochen haben."

Die schwedische Fürsorge für Dänemark ist in Kopenhagen stets mit dem äußersten Mißtrauen betrachtet worden. Noch nach Düppel bot 1864 König Karl dem neuen Dänenherrscher eine bewaffnete Garantie für Nordschleswig, aber Christian IX. lehnte ab; entsprechend war 1848 König Oskar I. mit seiner rückendeckenden Occupation der Insel Fünen den Dänen in hohem Grade verdächtig gewesen. Nach der dänischen Niederlage von 1864 schlug König Karl in Kopenhagen eine skandinavische Union in der Form vor,

Digitized by Google

daß stets nur ein König über die drei Reiche herrschen solle, mit Abwechslung der Dynastien; in Kopenhagen ging man darauf ein, aber mit so unehrlichen Vorbehalten, daß der derb humoristische Gascogner Enkel auf dem schwedischen Thron die Verhandlungen mit einem cynischen Witz abbrach. Trotz neuerlicher Verwandtschaft können einander die beiden Dynastieen nie trauen, und am Mälar weiß man recht gut, daß der Kopenhagener Hof mit dem Ahnenstolz des schwedischen Geschichtsadels gegenüber den Urenkeln des Advokaten von Pau rechnet. Von diesen Familien haben die Grafen Bonde im 15. Jahrhundert den schwedischen König Karl VIII. Knutson gestellt und in den Geschlechtern findet sich das Wasa- wie das oldenburgische Blut häufig vertreten.

Um auf die schwedisch-norwegische Unionsfrage noch mit einem Wort zurückzukommen: erweist sich der Hader als unheilbar, dann ist das Ende nach menschlichem Ermessen die russische Oberherrschaft bis an das Nordmeer; 1855 hat sich Oskar I. vertragsgemäß unter die Garantie der damals verbündeten Westmächte gestellt, aber was könnte heut gegen Rußland eine französische Garantie werth sein? Bei allem Stolz auf die Zarenverwandtschaft wußte „Europas Schwiegermutter", die 1898 verstorbene Dänenkönigin Louise recht gut, weßhalb sie stets das politische Fahrwasser Englands vorzog. Indeß ohne eine schwedisch-norwegische Versöhnung wird schwerlich eine diplomatische Kunst Rußland in Nordeuropa aufzuhalten vermögen. Paralysiren Schweden und Norwegen einander gegenseitig, dann streckt der St. Petersburger Hof ungehindert den Arm nach Kopenhagen und weiter nach der jütischen Nordseeküste hinüber, und auch Deutschland wird das dann zu merken bekommen. Die Folgerung ist keine politische Combination, sondern einfach ein mathematisch-physikalisches Exempel.

Classenmoral und Dienstbotenfrage.

Von Karl Noetzel.

Die Folgerichtigkeit des Denkens nennt man Logik, diejenige des Handelns Gerechtigkeit. Die Gerechtigkeit ist von allen sittlichen Forderungen der in den breiten Massen am klarsten erfaßte Begriff. In ihr äußert sich die durch Jahrtausende ererbte Erfahrung der Vorfahren; denn Gerechtigkeit ist immer die höchste Klugheit gewesen. Es scheint, daß das Gerechtigkeitsgefühl selbst von der Bildung bis zu einem gewissen Grade unabhängig ist; auch bei halbcivilisirten Völkern findet man es oft gut ausgebildet. Die classische Definition der Gerechtigkeit giebt das Evangelium: „Alles nun, was Ihr wollt, daß Euch die Leute thun sollen, das thut Ihr ihnen auch." Bekanntlich hat Kaiser Hadrian diesen Ausspruch unter ein Marmorbildniß des Heilands anbringen lassen, das sich in seiner Gallerie der weisesten Männer aller Zeiten befand. Diese Worte werden bis zur Trivialität wiederholt, und man ist in der Regel auch fest überzeugt, daß man darnach handelt. Indeß erweisen sich in vielen Fällen andere ererbte Instincte mächtiger. Sie veranlassen uns zu Ungerechtigkeiten, ohne daß wir uns dessen bewußt werden. Der mächtigste dieser Instincte ist wohl der Classeninstinct. Er entsprang dem Daseinskampfe der Classen und äußerte sich zunächst in der Herren- und Sclavenmoral. Diesem schroffen sittlichen Dualismus machte das Christenthum im Princip ein Ende, und darin lag seine welterobernde Macht. Thatsächlich herrscht die Classenmoral noch immer, wenngleich sie durch die ethische Evolution immer mehr an Boden verliert und nie sich in so bedrängter Lage befand wie in unseren Tagen. Aber auch nie war sie weniger berechtigt und weniger im Einklang mit dem Stande der Aufklärung. Trotzdem ist die Macht der Classenmoral noch immer ungeheuer groß. Wir Alle sind in ihr erzogen worden, und da wir durch unsere ganze Umgebung noch ständig darin bestärkt werden, so haben wir nicht eher die Möglichkeit, uns von ihr zu emancipiren, als bis wir mit den Mitgliedern der wirthschaftlich niedriger stehenden Classen ebenso verkehren wie mit denen der unserigen; mit anderen Worten, bis es keine Classentrennung mehr giebt. Eine der vornehmsten Aufgaben der Zeit erblicken wir demnach darin, darauf hinzuarbeiten, daß durch persönliches Nähertreten der Mitglieder verschiedener Classen wechselseitig Verständniß der Eigenart und gegenseitige Achtung erzielt werde.

Die Classeneintheilung war nöthig zur Erhaltung der Gattung Mensch, so lange das Solidaritätsgefühl im Menschen sich noch nicht über die niedrige Stufe der wirthschaftlichen Interessengemeinschaft erheben konnte, auf der sie beruhte. Die nächst höhere Etappe bildet das Nationalitätsgefühl im Sinne eines Schwindens der Classengegensätze innerhalb einer Nation und des Solidaritätsgefühls aller ihrer Mitglieder. Ansätze hierzu sind reichlich vorhanden. Schon aber mehren sich auch die Zeichen, daß wir der dritten und höchsten Stufe der Solidarität entgegenschreiten, die zu suchen ist im Aufhören aller Nationalitäten- und Classengegensätze und in der Solidarität aller Menschen untereinander zum Zwecke des Daseinkampfes der vereinigten Menschheit gegen die ihr feindlichen oder noch nicht dienstbar gemachten Naturgewalten. Nach diesem zukunftsfrohen Blick auf den Pfad der Evolution kehren wir zum jetzigen Stande des Solidaritätsgefühls zurück. Auch hier haben wir den Charakter einer Uebergangszeit. Wie oben bemerkt, hat die Classenmoral längst theoretisch den Todesstoß erhalten; mehr und mehr schwindet ihre Macht, aber noch herrscht sie als mächtige Größe. Neben ihr bereitete sich eine Zwischenstufe vor in der Solidarität der entsprechenden Classen innerhalb verschiedener Nationen. Praktisch fand sie einst ihren Ausdruck in der berühmten Internationalen Arbeitervereinigung, die aber ein so loses Gefüge war, daß nicht ganz mit Unrecht behauptet wurde, sie habe eigentlich bloß in den Köpfen einiger Fanatiker existirt. Bekanntlich brach sie zusammen, und alle neueren Versuche scheiterten an den wiedererstarkten Nationalitätsinstincten. Es scheint demnach, daß diese Zwischenstufe schwinden wird, bevor sie zur Blüthe gelangt ist. Die Natur macht wohl Umwege, aber keine Sprünge. Die nächste Etappe ist eben logisch das Solidaritätsgefühl aller Classen innerhalb einer Nation. Wir sehen dies schon in Wirklichkeit treten, z. B. im Kampfe um das Deutschthum in den österreichischen Kronländern. Hier ist die Leidenschaft zur Erhaltung der nationalen Eigenart so mächtig, daß wenigstens zeitweise die Classengegensätze davor verstummen. So erscheint uns der Solidaritätscharakter unserer Zeit. Wie wir schon oben betonten, erblicken wir ihre nächste Aufgabe im Auflösen der Classendifferenzen in nationale Harmonien.

Theoretisch ist längst schon jedes Classenvorurtheil ad absurdum geführt, und gerade die Mitglieder der besitzenden Classen waren die Vorkämpfer im Streite. Jede Classenmoral hat ihren Todesstoß erhalten durch die Erkenntniß von der ethischen Gebundenheit jedes Einzelnen durch Abstammung, Erziehung und Umgebung. Die Erkenntniß davon, daß wir Alle unschuldig sind an dem, was wir sind, da wir Alle von fremden Mächten geleitet werden, ist ein Solidaritätsmoment von so überwältigender Bedeutung, daß daneben die socialen Gegensätze als lächerlich winzig und verschwindend klein erscheinen müssen. Ebenso kleinlich erscheinen die Ziele jedes Classenkampfes gegenüber dem einzig logischen Postulat unserer Solidarität, der Vereinigung unserer vielen Ohnmachten zu einer einzigen Macht. Vereinigung der gesammten Menschheit zum Kampfe gegen die feindlichen oder noch nicht dienstbar gemachten Naturgewalten erscheint auch uns die letzte Forderung des Intellects. Sie ist vielfach an-

Digitized by Google

erkannt worden; allein es ist immer ein weiter Weg von der theoretischen Erkenntniß, die ein Product unserer objectivirenden Kraft ist, der des Denkens, der Selbstentäußerung — zu deren folgerichtiger Anwendung auf unsere Gesammtanschauung und auf unser Handeln. Denn wir Alle führen gleichzeitig ein bewußtes überlegtes Leben und ein unbewußtes instinctives. Ersteres ist bei logisch denkenden und charakterfesten Menschen im Einklang mit ihrer theoretischen Erkenntniß. Anders das Instinctleben.

Wir reden von Instinct, wenn eine zweckmäßige Handlung vollbracht wird, ohne daß wir uns dessen bewußt sind. Der Instinct ist das typische Product der Anpassung und Vererbung. Er bezeichnet die concentrirte Erfahrung unserer Vorfahren, gleichsam den Extract daraus. Viele Generationen haben daran gearbeitet, die einzelnen Phasen einer Bewegung auszudenken, die wir heute in einem Tempo ausführen, ohne daß uns mehr zum Bewußtsein kommt, daß wir eine zusammengesetzte Handlung ausführen. Im praktischen Leben haben wir solche aufgesparte Erfahrung in der Technik. Vergegenwärtigen wir uns, wie heute Stoffe gewebt werden und wie vor etwa 300 Jahren. Dabei wird doch kaum ein Arbeiter, der einen modernen Webstuhl überwacht, sich darüber klar zu werden suchen, welche Fülle von Scharfsinn und welche aufgespeicherte Erfahrung vieler Generationen diesen so complicirten und doch so ungemein logisch construirten Apparat aus dem uralten Handwebestuhl haben hervorgehen lassen. Für ihn ist diese Erfahrung nicht mehr vorhanden. Er benutzt nur ihre letzten Resultate. So ist es auch mit dem Instinct. Keine im Laufe der Jahrtausende gemachte Erfindung oder Entdeckung geht dem Menschengeschlechte verloren; was der Geist einmal gefunden hat, das bleibt ein unsterbliches Besitzthum der Menschheit. Diese überwältigende Fülle kann aber bloß übertragen werden in concentrirter Form; wir ererben die letzten Resultate der vorväterlichen Erkenntnisse und benutzen sie naiv, ohne uns den Kopf darüber zu zerbrechen, wie sie zu Stande gekommen sind. Da wir das seit Jahrtausenden so üben, gelingt uns nicht mehr die Reconstruction solcher Erfindungen. Sprache und Schrift, Recht und Staat sind auf instinctivem Wege zu Stande gekommen, ebenso wohl der größte Theil unserer Körperfunctionen. Vorhanden war ursprünglich bloß das Bewußtsein. Seine Erfahrungen wurden durch Anpassung und Vererbung gehäuft und in concentrirter Form als Instinct übertragen. Das Zustandekommen des Instincts durch wiederholte Erfahrung lehrt das Leben tausendfach. Wie leicht kann man sich selbst zu diesem abgekürzten Denkverfahren erziehen. Jede Uebung zu einer geistigen oder körperlichen Fertigkeit zielt dahin. Der Clavierspieler oder der Geiger liest das Notenblatt und trifft die Töne und ihr Zeitmaß instinctiv auch im raschen Tempo. Er kann aber selbst nicht erklären, wie er sie traf, d. h. die einzelnen Phasen des Processes spielen unter der Oberfläche des Bewußtseins, nur der letzte Impuls wird bewußt gegeben. So viel über das Wesen des Instincts.

Der Instinct dient einzig und allein der Erhaltung der Art. Hierzu war, wie gesagt, Classenmoral ein unentbehrliches Mittel, so lange das Solidaritätsgefühl der Menschen nicht über ihre wirthschaftliche Interessengemeinschaft hinaus ging. Der Instinct übertrug die Classenmoral in unser Denken. Theoretisch machten wir uns davon frei, praktisch beherrscht sie noch vielfach unser Fühlen und Handeln. Sie behauptet ihre Macht dadurch, daß sie dem bewußten Denken auf die ihr ergebenen Sphären keinen Zutritt gestattet. Die Autosuggestion stößt hier auf Widerstände, die früherer Beeinflussung entstammen. Aufgabe der Aufklärung ist es, diese zu überwinden. Die ganze Möglichkeit der Einwirkung eines Menschen auf den anderen besteht überhaupt bloß darin, daß man seine Kritik auf Gebiete lenkt, denen ihn die ererbte oder anerzogene Eigenart bisher fern hielt.

Nachdem wir so einen Einblick gethan haben in die Entstehung und das Wesen der Classenmoral, wenden wir uns nunmehr dem classischen Gebiet ihrer Herrschaft zu — der Dienstbotenfrage, gleichzeitig einem der brennendsten socialen Probleme. Wenn auch von geradezu schlechter Behandlung der Dienstboten nur noch ausnahmsweise die Rede sein kann, so lassen wir uns doch in der Beurtheilung ihrer Person und ihrer Beziehungen zu uns fast ausschließlich von der Rücksicht auf unseren Vortheil leiten. Immer von Neuem erfüllt es uns mit Staunen, wenn wir sehen, daß selbst sonst ausgezeichnete Menschen ihren Dienstboten eine Fülle von Dingen zumuthen, für welche sie sich selbst bestens bedanken würden, und wie sie dann bis in's Innerste empört sind und es für einen unverzeihlichen Charakterfehler halten, wenn das Dienstmädchen auch nur eine leise Kritik sich herausnimmt. Und dabei sagte doch der Heiland: „Alles nun, was Ihr wollt, daß Euch die Leute thun sollen, das thut Ihr ihnen auch.“ Aber damit waren wohl bloß die Mitglieder der besitzendenden Classen gemeint.

Wie wir schon einmal an dieser Stelle*) äußerten, muß wohl in den Köpfen der Herrschaften vielfach die dunkle Vorstellung herrschen, als sei ein Dienstmädchen ein physisch anders geartetes Geschöpf als Madame selbst. Sonst könnte man nämlich bei sonst normal- und humandenkenden Frauen gar nicht begreifen, wie sie ihren Dienstmädchen körperliche Ueberanstrengungen zumuthen, die sie selbst überhaupt nicht ertragen würden; wie man empört ist, wenn das junge Ding wirklich mehr als alle 14 Tage einmal an die Luft will, und wie man völlig außer sich geräth, wenn es einmal zu widersprechen wagt. Als ob die Logik jeder Dame unfehlbar sei! Als ob das Dienstmädchen dadurch, daß es in den Dienst tritt, ein für allemal auf alles selbstständige Denken verzichtet habe, also seine Persönlichkeit für ganze 20—30 Mark monatlich mitverkauft habe. In der That herrscht aber hier keinerlei Sclaventhum, sondern bloß der nüchterne Kaufcontract. Für die Monatsgage, Logis und Unterhalt verpflichtet sich der Dienstbote, die ihm aufgetragene Arbeit während der Zeit des Contractes auszuführen. Die Persönlichkeit des Dienenden bleibt dabei ganz aus dem Spiele. Besondere Verpflichtungen, wie solche des ehrfurchtsvollen Betragens und des Gehorsams, falls solche noch im Dienstvertrag verlangt werden, sind einfach unsittlich. Ehrfurcht kann bloß einer ehrfurchtgebietenden Persönlichkeit gegenüber empfunden werden; befehlen läßt sie sich nicht, denn es kann Niemandem das Recht zugestanden werden, irgend Jemand zur Heuchelei veranlassen zu dürfen. Die Verpflichtung zum Gehorsam gegen uncontrolirbare Privatpersonen setzt deren sittliche Unfehlbarkeit voraus. Sonst verlangt zweifellos die Pflicht jedes Einzelnen gegen sich selbst, daß er bei jeder aufgetragenen Arbeit sich überlegt, ob er sie auch vor sich selbst verantworten kann. Schonung der eigenen Gesundheit ist aber auch eine sittliche Pflicht. Auch das Gesetz steht auf diesem Standpunkte. Wer dagegen fehlt, wird bestraft, ob er nun aus eigener Initiative oder im Auftrage eines Anderen gehandelt hat. Daraus geht hervor, daß es jeder Zeit freie Selbstbestimmung der Persönlichkeit verlangt. In der That ist auch die rechtliche Voraussetzung bei jedem Arbeitscontract, daß die übertragene Arbeit ohne gesundheitliche und sittliche Gefahr ausgeführt werden kann. Damit ist aber die Verpflichtung zum persönlichen Gehorsam durchaus unvereinbar.

Wir erklären es ferner im Allgemeinen für zwar sehr bequem, aber für völlig unlogisch und unberechtigt, wenn den Dienstboten der sachliche Widerspruch verboten wird, und wenn sie in anderer als sachlicher Weise auf begangene Irrthümer aufmerksam gemacht werden. Was ist denn überhaupt eigentlich zu tadeln? Doch bloß der böse Wille, weil

*) Gegenwart 1900 Nr. 44: „Classenmoral und sociale Ethik.“

Digitized by Google

gegen den freiwillig eingegangenen Kaufcontract verstoßend, aber auch der bloß in sachlicher Weise, weil über die Persönlichkeit nicht das leiseste Verfügungsrecht besteht. Man prüfe einmal nach diesen Gesichtspunkten alle tagsüber ertheilten Ermahnungen und Scheltworte. Wie viel Ungerechtigkeit geschieht den Dienstboten gegenüber! Das Volk hat aber ein untrügliches Gerechtigkeitsgefühl. Wer das beleidigt, den haßt es, und der sinkt in seiner Achtung. Die jeder Logik widersprechende Thatsache, daß Dienstboten häufig in heftiger Weise ausgescholten werden und sich das auch ruhig gefallen lassen, findet ihre Erklärung in ererbten, früheren Zeiten der Herrenmoral entstammenden Begriffen bei Herrschaft und Gesinde. Ihr modernes sittliches Bewußtsein ist meist noch nicht stark genug, sie zu überwinden. Natürlich herrscht auf Seiten des Dienenden noch oft die Furcht, stellenlos zu werden. Indessen glauben wir, daß nur in seltenen Fällen die Herrschaft sich bewußt daraufhin Uebergriffe herausnimmt. Das entspränge einer sicherlich nur vereinzelten, wahrhaft plebejischen Gesinnung. Wir haben vielmehr eine andere, viel einfachere Erklärung für den ganzen Wust von Unlogik und Unmoral, durch den das Verhalten zu den Dienstboten vielfach charakterisirt wird. Das oberste Gesetz in der Mechanik ist das Trägheitsgesetz, demzufolge jeder Körper so lange im Zustande der Ruhe verharrt, bis er gewaltsam in Bewegung gesetzt wird. Dasselbe Gesetz beherrscht das menschliche Denken. Eine Thatsache wird so lange als selbstverständlich hingenommen, ohne daß wir weiter darüber nachdenken, bis daß ihr Vorhandensein irgendwie unsere Ruhe beeinträchtigt. Auch im Reiche der Kritik ist das Normale der Trägheitszustand. Namentlich gilt das allen denjenigen Institutionen gegenüber, deren Vorhandensein unsere persönliche Behaglichkeit fördert. So auch hier. Das kaum den Kinderschuhen entwachsene Dienstmädchen steht vor sechs Uhr auf, arbeitet den ganzen Tag über, hat kaum Zeit zum Mittagessen, wird unzählige Mal aus mehr oder minder nichtigen Gründen treppauf, treppab gehetzt, muß schließlich bis in die Nacht hinein nähen und sagt zu alledem kein Wort. Daß es täglich blasser wird, bemerkt man eben nicht. Die übliche Schlußfolge lautet: „Es ist gut so, wir sind ausgezeichnet zu unseren Dienstboten.“ Dabei weiß man aus der Erfahrung mit der eigenen Tochter ganz genau, daß der Doctor in einem gewissen Alter größte Schonung empfiehlt, da leicht Bleichsucht mit mehr oder minder gefährlichen Complicationen eintreten kann. „Ein armes Mädchen aus dem Volke kann sich nicht schonen.“ — Ganz gewiß. Aber es kann geschont werden. Bei einigem guten Willen kann man ihm eine Fülle von ganz unnöthigen Arbeiten ersparen und eine Reihe nöthiger Arbeiten selbst verrichten. Dadurch vergiebt man sich nichts. Im Gegentheil. Es ist eine, namentlich in Parvenükreisen, weit verbreitete Meinung, daß es vornehm sei, sich möglich viel bedienen zu lassen. Wenn dies wirklich für vornehm gelten sollte, so hätte man es eben mit einem völlig unlogischen lächerlichen Vorurtheil zu thun, dem sich kritiklos zu fügen, jeder selbstständige Mensch zu stolz sein sollte. Aber das ist auch gar nicht der Fall. Viel eher darf man behaupten und könnte das leicht durch Beispiele aus den höchsten Kreisen bekräftigen, daß die wahre Vornehmheit gerade darin besteht, sich so wenig als möglich bedienen zu lassen, trotzdem man das reichlich haben könnte. Zu diesem Standpunkt führt nothgedrungen schon eine stark entwickelte ästhetische Empfindlichkeit. Denn hochgeschraubte Ansprüche an Ordnung und Sauberkeit, namentlich was die eigene Person anbetrifft, kann man sich doch bloß selbst erfüllen. Wenigstens hat man bloß in diesem Falle die absolute Sicherheit, daß sie wirklich erfüllt sind. Wenn diese wahre Vornehmheit mehr Nachahmung fände, so würde wohl auch jene seltsame Vorstellung schwinden, von dem nicht vorhandenen Luftbedürfniß des dienenden Menschen. Der eigenen Tochter hat der Arzt streng verordnet, täglich zwei Mal spazieren zu gehen. Wenn aber das Dienstmädchen mehr als einmal alle 14 Tage ausgehen will, heißt das anmaßend, undankbar und pflichtvergessen. Wenn wir aus allen diesen unlogischen Sonderbarkeiten und unbewußten Brutalitäten den Schluß ziehen, so muß er dahin lauten, daß bei dem jetzigen Dienstverhältniß bei den Herrschaften vielfach einseitig die Vorstellung herrscht von den Pflichten der Dienstboten gegen sie, nicht aber von der eigenen gegen die Dienstboten. Man glaubt sie leider Gottes reichlich erfüllt zu haben dadurch, daß man Gehalt bezahlt, Kost und Logis gewährt.

Hier feiert die Classenmoral ihre herrlichsten, reinsten Triumphe. Und doch ist sie nur ein Nothbehelf der Natur zur Erhaltung der Art, gleichsam bloß eine Holzleiter, darauf wir emporklimmen sollen zu höheren Daseinsformen. Was unserer Classe nützt, das halten wir für gut, nobel, ehrfurchtsgebietend. Diejenigen, die unserer Classe dienen, erreichen ihren höchsten sittlichen Werth in unseren Augen dadurch, daß sie uns ordentlich bedienen. Was sie sonst thun und leiden — ja, daran denkt man eben nicht. Es ist komisch, d. h. tragikomisch, der Natur bisweilen hinter die Coulissen zu sehen, wie sie uns für ihre Zwecke zu jeglichen Albernheiten und Grausamkeiten verleitet: wir folgen ihr blindlings und kommen uns noch dabei großartig selbstständig vor. Die Natur hat stets nur die Gattung im Auge, das Individuum ist ihr nichts. Wenn sie es für ihren Zweck nöthig hat, so brutalisirt sie den Einzelnen. Aber vermöge der Denkkraft, der Macht, uns zu entselbsten, zu objectiviren, schufen wir uns die eigenen Ideale, die eigene Vollkommenheit und fremde Glückseligkeit verlangen und setzen diese den Naturzwecken entgegen. Sie durchzusetzen der Natur zum Trotz, darin erblicken wir moderne Sittlichkeit.

Die Natur suggerirt uns seit Jahrtausenden, daß es eine Herren- und eine Dienermoral giebt; unsere eigene, selbst geschaffene sittliche Erkenntniß lehrt uns dagegen, daß wir allen Menschen gegenüber die gleichen Pflichten zu erfüllen haben, die des beständigen sittlichen Beispiels und der ständigen Hülfsbereitschaft. An einen Rangunterschied zwischen Mensch und Mensch glaubt kein vernünftiger Mensch mehr. Standesunterschiede bestehen bloß für Unmündige und Carrièristen. Ehrfurcht empfinden wir bloß noch vor persönlicher Tüchtigkeit, wo und wie sie sich findet. Und um so größer ist unsere Ehrfurcht, je wirthschaftlich tiefer die Persönlichkeit steht, die sie uns einflößt, denn um so mächtiger waren die Hemmnisse der Tugend. Das sind alles Erkenntnisse, gegenüber denen keine Classenmoral bestehen kann. In jeder Erkenntniß liegt ein Imperativ; ihm muß Folge geleistet werden. Es müssen eben entsprechend den Bedürfnissen und dem Erkenntnißstande unserer Zeit heute bei Weitem erhöhtere sittliche Forderungen an das einzelne Individuum gestellt werden. Eine allgemeine sociale Wehrpflicht muß die faule, mehr oder minder gedankenlose Harmlosigkeit ablösen.

Betrachten wir nun von diesem Gesichtspunkte der modernen Sittlichkeit aus unsere Pflicht gegenüber den Dienstboten. Sie haben also die gleichen Ansprüche auf Berücksichtigung ihrer Bedürfnisse wie wir. Es fehlt ihnen bloß momentan die Macht dazu. Wie aber sagt die Schrift: „Alles nun, was Ihr wollt, daß Euch die Leute thun sollen, das thut Ihr ihnen auch.“ Was wollen wir aber? Wir wollen gesund bleiben, unsere Persönlichkeit respectirt wissen und Zeit haben zu persönlichem Leben. Das wollen wir, und die Dienstboten wollen dasselbe. Alles, was diesen Ansprüchen widerspricht, ist von Seiten der Herrschaften zu vermeiden. Das ist die negative Seite der Pflichten gegen wirthschaftlich Abhängige. Man könnte noch die positive Forderung aufstellen: Ein Jeder hat seine Angestellten körperlich und geistig zu fördern, so weit das möglich ist, ohne der Persönlichkeit zu nahe zu treten. Aber diese Pflicht besteht eigentlich allen Menschen gegenüber, nur daß wirthschaftlich

Digitized by Google

Abhängigen gegenüber die Möglichkeit größer ist. Doch kehren wir zu den drei oben festgesetzten Pflichten zurück.

Erstens muß Alles vermieden werden, was die Gesundheit des Dienstboten schädigen könnte. Vergegenwärtigen wir uns die augenblickliche Lage der Sache. Hier fällt uns gleich in's Auge der Gegensatz zwischen Dienstboten und Arbeiter. Während für Letztere über Arbeitsdauer, Arbeitspausen, Arbeitsraum eingehende gesetzliche Schutzbestimmungen bestehen, ist die Arbeitszeit des Dienstboten unbegrenzt, die Erholungspausen hängen von der Willkür der Herrschaft ab, der Aufenthaltsort ist uncontrollirbar. In der That liegt hier eine empfindliche Lücke und Inconsequenz in der Gesetzgebung vor. Während der Staat mit Recht verpflichtet zu sein glaubt, die Angestellten des Fabrikanten vor dessen möglichem Eigennutz zu schützen, fühlt er sich nicht veranlaßt, in dem Verhältniß von Herrschaft und Dienstboten denselben Gesichtspunkt geltend zu machen. Weßhalb? Traut man dem thätig mitten im Strome des Lebens stehenden Fabrikanten weniger Einsicht und weniger guten Willen zu, als einer beliebigen Privatperson, die keine anderen Verdienste aufzuweisen hat, als daß sie die Mittel besitzt, Dienstboten halten zu können? Der gesunde Menschenverstand würde anders entscheiden. In der That liegt bloß eine Lücke in der Gesetzgebung vor. Die Dienenden vermochten noch nicht, Mangels jeglicher Organisation, ihre Bedürfnisse dem Staate ganz klar zu machen durch die öffentliche Meinung. Doch unterliegt es keinem Zweifel, daß gegen die Gesundheit der Dienstboten in großem Maße gesündigt wird. Daß wir dabei nicht an Bosheit und Grausamkeit denken, haben wir oben auseinander gesetzt, ebenso, daß wir außer in ererbter Classenmoral die Gründe hauptsächlich in Denkfaulheit und Unlogik zu suchen haben. Wir geben auch gern zu, daß durchschnittlich die Lage der Dienstboten sehr viel besser ist, als noch vor wenigen Jahrzehnten; daß in sehr vielen Fällen, wo die Herrschaft wahrhaft gebildet und aufgeklärt ist, selbst von den letzten Ueberbleibseln der Classenmoral nicht mehr geredet werden kann. Ebenso sind wir auf's Innigste davon überzeugt, daß gerügte Mißstände mit fortschreitender Durchdringung aller Kreise mit dem Geiste socialer Aufklärung immer mehr abnehmen und schließlich völlig verschwinden werden. Aber der Weg der ethischen Evolution ist zeitraubend. Einstweilen wird Beschränktheit und Egoismus die große Masse der Ungebildeten daran finden, ihr, im Schutze der jetzigen Gesetzlosigkeit, so unendlich bequemes, mehr oder weniger naives Nichtbeachten der körperlichen und geistigen Bedürfnisse der Dienstboten freiwillig aufzugeben. Darum muß der Staat gesetzgebend eingreifen. (Schluß folgt.)

Deutsche Paraden.

Von einem alten Officier.

Alles bekommt unsere Presse von heute fertig, nur nicht das offene Bekennen von Thatsachen, die jeder einigermaßen klar urtheilende Politiker mit Händen greifen kann, die aber gegen die staatsmännischen Fähigkeiten unserer Regierenden zeugen. Ein Beispiel für Viele. Während seines Aufenthaltes in Berlin war der französische General Bonnal der Held des Tages. Seine Anwesenheit bedeutete, wie man allenthalben lesen konnte, eine tiefe ehrfurchtsvolle Verbeugung der Republik vor dem waffenstarken Deutschen Reich. Gnädiglich wurde denn auch dem General das Zeugniß ausgestellt, daß er vortreffliche Eindrücke in Deutschland hinterlassen habe. Nun ja. Es ist am Ende möglich, daß Herr Bonnal von dem Bestreben beseelt gewesen ist, die französische Höflichkeit, an die hier zu Lande seit den Jahre lang unerwidert gebliebenen Höflichkeiten unseres Kaisers Niemand mehr recht glauben will, in Berlin wieder zu Ehren zu bringen. Ob aber nicht auch dabei der Wille stärker als das Können war? Bei dem bekannten hochpolitischen Frühstück in der Caserne des II. Garde-Regiments zu Fuß soll er zwar in einer fein geformten Tischrede Wilhelm II. viel Artiges und Ehrendes gesagt haben. Aber brach nicht — vielleicht ganz unwillkürlich — der selbstbewußte Franzose in dem Interview durch, das er einem Landsmanne gewährte, und wobei die Aeußerung fiel, „Napoleon I. habe die Schlacht von Austerlitz nicht mit Parademärschen gewonnen„? Nichts weniger als verbindlich klang dies unter dem Gesichtspunkte der soeben in reichem Maße genossenen Gastfreundschaft. Allerdings, Bonnal durfte sich von seinem Standpunkte aus dergleichen Deutlichkeiten schon leisten. Seitdem der gewaltige Corse den Franzosen die Köpfe verdreht hat, steckt ihnen die übermäßige Selbsteinschätzung tief im Blute, und seit Bismarck's Sturze ist von den in Deutschland maßgebenden Stellen nichts unterlassen worden, den französischen Dünkel zu nähren. Als die Pariser Automobil-Wettfahrer zur Reise über Frankfurt a. M. nach Berlin sich auf der herrlichen Place de la Concorde das Stelldichein gaben, tauschten sie Vermuthungen über den Empfang aus, den ihnen Deutschland bereiten würde. Einige rechneten darauf, daß Wilhelm II. in höchst eigener Person ihnen auf einem Automobil entgegenkommen würde. Andere hofften auf einen Orden aus seiner Hand. Wenn auch keines von Beidem eingetroffen ist, so haben die Wettfahrer doch überall die Spuren überaus liebenswürdigen Waltens der deutschen Regierung wahrnehmen können. Ehrenpforten mit dem Willkommen „Vive la France", Ortspolizei und Gendarmen, die ihnen die Straße frei hielten, Bürgermeister, die sie mit schwungvollen Worten begrüßten, Schulen, von ihren Lehrern an den von den Parisern zu passirenden Straßen aufgebaut, und last not least die zu ihren Ehren von preußischen Militär-Capellen gespielte Marseillaise, deren Text bekanntlich in den kräftigsten Ausdrücken zum Königs-Morde auffordert — alles Dies konnte ihnen beweisen, daß sie mit ihren nur halb scherzhaft gemeinten Vermuthungen kurz vor der Abfahrt von Paris nicht allzu weit über das Ziel hinausgeschossen hatten, daß auch heute noch die deutsche Regierung mit allen erdenkbaren Mitteln um die Gunst des westlichen Nachbarn buhlt. Können wir unter solchen Umständen nicht Herrn Bonnal schon dafür dankbar sein, daß er sich bei dem Interview noch so weit in der Gewalt hatte, um nicht in der Bewerthung der Parademärsche für die zu erringenden Siege statt der Schlacht von Austerlitz die preußische Niederlage von Jena heranzuziehen? Aber nicht bloß einen vielleicht nachher von ihm selber bedauerten Lapsus linguae haben wir in der abfälligen Aeußerung des französischen Generals Bonnal zu erblicken. Sie läßt auch deutlich erkennen, wie wenig objectiv der Franzose zu urtheilen vermag.

Wenn Parademärsche für die französische Armee keine Bedeutung haben, ist denn damit auch gesagt, daß die deutsche sich ihrer entschlagen kann? Viele erfahrene preußische Militärs sind vielmehr der Ansicht, daß mittelbar auch unsere Paraden und unsere Parademärsche geholfen haben, den Franzosen bei Sedan eine so schmachvolle Niederlage beizubringen, wie sie die Welt seit Jahrhunderten noch nicht erlebt hat. Eines schickt sich nicht für Alle. Mögen die Franzosen über unsere Paraden die Nase rümpfen. Bei uns würde sich Derjenige am Vaterlande versündigen, der sie abschaffen wollte. Aber man verstehe uns recht. Nur für die Paraden und die Parademärsche treten wir ein, zu denen die Truppe auf Grund der genossenen Gesammtausbildung befähigt ist. Wie eine blinde Henne mitunter auch ein Korn findet, so kann auch einmal eine schlecht erzogene Truppe eine gute Parade leisten. Unter allen Verhältnissen gut vermag nur die Compagnie, die Escadron, die Batterie zu paradiren, die auch

Digitized by Google

vor dem Feinde ihren Posten ausfüllt. Ebenso fest, wie sie im Tritt in geschlossenen Gliedern an ihren Vorgesetzten auf dem Paradefelde vorbeizieht, zeigt sie sich in der Beherrschung des Gefechtes und in der Manneszucht, wenn die Kugeln um ihre Köpfe pfeifen. Die Paraden, die wie in der Aera Kaiser Nicolaus des Ersten um des Genusses eines militärischen Schauspieles willen abgehalten wurden, verurtheilen wir vielleicht noch schärfer als der General Bonnal. Nur Unheil können sie stiften. Werden sie nicht meistens ohne jede Rücksicht auf den augenblicklichen Stand der Ausbildung der Truppen angeordnet, und erheischt dieser Umstand nicht ebenso lange mühevolle wie im Grunde nutzlose Vorbereitungen? Muß nicht die angestrengte Uebung ad hoc das Können aus sich heraus ersetzen? Immer und immer wieder zieht die Compagnie an ihrem Häuptling im strammen Tritt vorüber. Stunden lang steht sie unter präsentirtem Gewehr mit aufgepflanztem Seitengewehr. Tage, Wochen gehen so verloren. Der Dienst, der unsern Mann für den Kampf abrichten soll, liegt darnieder. Gewonnen wird nichts; nicht einmal eine bessere Haltung der Truppe in der Parade. Denn was künstlich erzeugt ist, was sich nicht auf wirkliches Können stützt, verfliegt sehr schnell wieder. Unter Wilhelm I. herrschte auch eine große Vorliebe für Paraden. Aber nur nothgedrungen wich man von den Terminen ab, die auf Grund des Standes der Ausbildung für sie in dem militärischen Dienstjahr festgelegt waren. Heute hören wir das ganze Jahr hindurch und an allen Orten den Präsentirmarsch oder das Anschlagen der Tambours zum Parademarsch, als wenn das Zeitalter des ewigen Friedens hereingebrochen oder die Aera der unseligen Soldatenspielerei zurückgekehrt wäre, mit der früher viele deutsche Fürsten ihre Tage hinzubringen pflegten. Allein im Mai dieses Jahres hat die preußische Armee umfassende militärische Schaustellungen in Straßburg, bei Metz, bei Berlin und in Potsdam erlebt; und kaum war der letzte Trommelschlag in dem Lustgarten des Potsdamer Stadtschlosses verklungen, so vernahm der Zeitungsleser bereits von einer Heerschau nicht minder großen Styles, die für den 14. August auf dem „Großen Sande" bei Mainz zu Ehren des Königs Eduard VII. von England geplant ist, und an der außer den Mainzer Truppen auch die Garnisonen von Wiesbaden, Biebrich, Frankfurt a. M., Homburg v. d. H., Offenbach, Hanau, Worms und Hofgeismar Theil nehmen werden.

Und das Angesichts einer Dienstzeit, die notorisch zu kurz ist und in der schon die wichtigen Dienstzweige über das Knie gebrochen werden müssen. Wenn der spätere Feldmarschall Boyen in den Jahren 1810 bis 1812 mit Friedrich Wilhelm III. auf den Kreuzberg, den großen Exerzierplatz bei Berlin, hinausritt, hatte er jedes Mal die Empfindung, als wenn ein Leichenstein sich ihm auf die Brust legte. Nichts als künstliche Parade-Evolutionen ließ der König unter seiner besonderen Anleitung vollführen. Für den Befreiungskrieg, auf den Scharnhorst mit seinen Freunden hinarbeitete, waren sie völlig werthlos. Müssen sich nicht heute ähnliche Gefühle in dem militärischen, seinem Vaterlande innig zugethanen Sachkundigen regen, der sieht, wie die den Truppen auf Kosten der Schulung zum Dienst im Felde aufgenöthigten Schaustellungen kein Ende nehmen wollen? Eigentlich schade, daß General Bonnal sein wenig schmeichelhaftes Urtheil über Paraden so allgemein gefaßt hat. Der Prophet gilt bekanntlich nichts in seinem Vaterlande, und daher werden die Warnungsrufe deutscher Militärs im Winde verhallen. Anders, wenn eine fremdländische Autorität auf die bei uns herrschenden Uebelstände hinweist. Da reagiren die maßgebenden Stellen schon eher. Freilich — wenn französische und russische Generäle sich völlig klar wären über den unheilvollen Einfluß vor- und unzeitiger Paraden auf die Ausbildung der deutschen Armee, so würden sie sich wahrscheinlich hüten, den Finger in die Wunde zu legen. Steht sich nicht ihr eigenes Vaterland besser, wenn bei uns der Warner weiter auf taube Ohren stößt?

So wenig sich der militärische Sachkundige mit dem ebenso überflüssigen, wie dem Dienste nachtheiligen deutschen Paraden-Massenbetrieb befreunden kann, so wenig einwandfrei erscheinen sie auch vom Standpunkt des Steuerzahlers aus. Wie so Steuerzahler? Was gehen denn ihn militärische Schaustellungen an? Nun, entschieden mehr als gemeinhin angenommen wird. Umsonst ist auf dieser Welt kaum der Tod. Wenn die Truppen einer Garnison vor ihren Commandanten oder Gouverneur zu paradiren haben, so bleibt der Staatssäckel allerdings hiervon unberührt. Militärische Schaustellungen vor dem Kriegsherrn gehen aber sogleich in die Tausende. Da werden die sogenannten Revuegelder an Unterofficiere und Mannschaften und, wenn Regimenter ihren Standort zu der Heerschau zu verlassen haben, auch Commandozulagen bis hinauf zu den Stabsofficieren, erhöhte Gebührnisse für Verpflegung und Vergütungen für gewährte Quartierleistungen gezahlt. Nur die Kleinigkeit von 20 bis 23000 Mark dürfte die im Sommer 1898 auf dem Großen Sand bei Mainz außer der Tour abgehaltene Parade verschlungen haben, und dabei waren zu ihr nur wenige Truppen von außerhalb herangezogen worden. Wie hoch werden sich erst die Kosten der oben erwähnten, für diesen Sommer auf denselben Gefilden zu Ehren des Königs von England in Aussicht genommenen Heerschau belaufen? Sollen doch bei dieser Gelegenheit Regimenter aus acht verschiedenen Garnisonen auszurücken haben. Wie werden denn eigentlich die dazu erforderlichen gewaltigen Summen aufgebracht werden? In dem Militäretat, welchen der Reichstag alljährlich zu bewilligen hat, sind sie kaum vorgesehen. Hier finden sich unseres Wissens nur die Mittel für die, wir möchten sagen etatmäßigen Paraden des Garde-Corps bei Berlin und Potsdam im Frühjahr und in den ersten Tagen des September und der Provinzial-Corps während der Kaisermanöver. Daß aber die Rechnungen über die außeretatmäßigen Paraden nachträglich dem Reichstag zur Genehmigung vorgelegt werden, ist sehr unwahrscheinlich. Freilich kennt die Freigebigkeit unserer Volksvertretung keine Grenzen mehr. Anstandslos erstattete sie dem damaligen Staatssecretär und jetzigen Reichskanzler die 40000 Mark, die er im Gefolge des Monarchen auf seinem privaten Ausflug nach dem Orient ausgelegt hatte. Aber trotz alledem möchten wir noch zehn gegen eins wetten, daß wenigstens die Führer der socialdemokratischen, vom Ballin-Taumel noch unberührten Opposition Lärm geschlagen hätten, wenn ihnen zugemuthet worden wäre, das Geld des Steuerzahlers für zwecklose militärische Schaustellungen herzugeben. Zu wessen Ohren wäre aber ein solcher Lärm gedrungen? Also müssen derartige Ausgaben wohl in anderer Weise beglichen werden.

Es ist im eigenen Interesse der Regierung sehr zu bedauern, daß sie bis heute noch keinen Anlaß genommen hat, sich über diese Frage zu äußern. Wenn ihr bisher auch weder Reichstag noch Presse näher getreten sind, — ist denn damit erwiesen, daß sie den Steuerzahler kalt läßt? Daß der Reichstag die Controlle unserer Ausgaben mit der wünschenswerthen Peinlichkeit ausübt, wird Niemand behaupten wollen. Oft macht es vielmehr den Eindruck, als wenn er gern ein Auge zudrücke und zufrieden sei, wenn er von unliebsamen Dingen verschont bleibt. Und spiegelt sich etwa in unserer großen Tagespresse das wieder, was das Volk bewegt? Ist sie nicht bis auf einige wenige Blätter vollständig in dem Banne des Reichskanzlers? Reicht nicht das Officiosenthum, wie die letzten Wochen gezeigt haben, bis zur edlen Vossin, die auf hohen Befehl dem reiselustigen deutschen Botschafter in Wien eine Vorlesung über Pflichterfüllung zu halten und dem Fürsten Herbert Bismarck die officielle Bewerthung seines großen Vaters klar zu machen

Digitized by Google

hatte? Nun beschäftigt aber trotz des Schweigens im Blätterwalde die Frage nach dem Ursprung der außeretatmäßigen Paradegelder den Steuerzahler so sehr, daß in Ermangelung stichhaltiger Lösungen ganz wundersame Vermuthungen laut werden. Da hört man unter Anderem, für die Mainzer Parade im Jahre 1898 hätten ohne Weiteres Gefechts- und Schießgelder herhalten müssen, die doch nur zur Ausbildung unserer Truppen im Gefechtsdienst Verwendung finden dürfen. Da will man wissen, im Jahre darauf seien die sich regenden Bedenken damit gehoben worden, daß mit der Heerschau auf dem Mainzer Großen Sand eine kleine Gefechtsübung verbunden wurde, welche die Gefechts- und Schießgelder flüssig gemacht habe. Relata refero, und es entzieht sich vollkommen unserer Kenntniß, ob das Gerede eine reale Unterlage hat oder nicht. Wohl aber müssen wir all diesen Klatsch als einen Ausfluß tiefen Mißtrauens kennzeichnen, das zu wecken die Regierung allerdings selber sich redlich bemüht hat.

Doch was will heutzutage das Mißtrauen des Steuerzahlers besagen? Mag er sich in noch so tolle Vermuthungen ergehen, die Hauptsache bleibt doch die, daß er seinen Beruf erfüllt, daß er zahlt. Und wann wäre er dieser hehren Pflicht nicht nachgekommen? Nach den Anschauungen, die seit einem Jahrzehnt die maßgebenden Stellen beherrschen, würden sie es sich niemals verzeihen können, wollten sie ihn über den Ursprung der Gelder aufklären, mit denen die Kosten der außeretatmäßigen Paraden bestritten werden. Es bleibt mithin auch hier dem Vaterlandsfreunde nur übrig, sich mit denselben niederdrückenden Gefühlen zu resigniren, womit er die außeretatmäßigen militärischen Schaustellungen selber an unserer Wehrkraft rütteln sieht. Soll er aber die Resignation so weit treiben, daß er das Gerede und die Vermuthungen für sich behält? Er wäre kein Vaterlandsfreund, wenn er kein Gewissen hätte. Angenommen, der Steuerzahler ist mit seinen Vermuthungen über die Herkunft der Gelder für die außeretatsmäßigen Paraden auf der richtigen Fährte, sein Mißtrauen begründet — würde dann nicht die Vertheidigung der Grenzen des deutschen Reiches in doppelter Hinsicht geschwächt sein: einmal durch die Schmälerung der für die Ausbildung der Armee erforderliche Zeit, andererseits durch Kürzung der Mittel, die der Erziehung der Truppen im Gefechtsdienst, also in dem Dienstzweig, dienen sollen, worin die ganze Arbeit unseres Heeres gipfelt?

Würde aber nicht auch die deutsche Armee mit so theuer und so eigenthümlich erkauften Paraden statt der zu erstrebenden Siege nur Niederlagen vorbereiten können?

Literatur und Kunst.

Maupassant als Lyriker.

Von Max Hoffmann.

Als Guy de Maupassant im Jahre 1884 unter dem Titel „Des Vers“ sein Gedichtbuch herausgab, war er kein Neuling mehr in der literarischen Welt und hatte sich durch eine Reihe von Romanen und Novellen (La Maison Tellier-Mademoiselle Fifi — Une vie — Au soleil — Miss Harriet) bereits einen geachteten Namen erworben. Aber diese Gedichte sind jedenfalls die frühesten Arbeiten des später als Erzähler so überaus fruchtbaren Dichters. Sie sind, abgesehen von ihrem hohen poetischen Werth, auch dadurch interessant, daß sich in ihnen sowohl die glänzenden Eigenschaften als auch die verderblichen Neigungen Maupassant's bereits offenbaren: seine schwärmerische Liebe zur Natur, der Zauber zarter Stimmung, sein tiefes Gefühl und seine scharfe Beobachtungsgabe einerseits; sein Haschen nach originellen Stoffen, sein Schwelgen in düsteren Effecten und seine Verachtung der landläufigen Moral andererseits. Was die Form anbetrifft, so zeigt er darin, wie die meisten französischen Poeten, bei Weitem nicht die Mannigfaltigkeit, die wir bei den deutschen Dichtern gewöhnt sind; der Alexandriner ist auch bei ihm vorherrschend, und nur in einigen Gedichten verräth er durch Entwicklung einer großen Reimfertigkeit, daß er die Form spielend zu meistern weiß.

Er versteht es, lyrisch zu schwelgen und ganz Empfindung, ganz Mitgefühl zu sein, so wenn er an die armen frierenden Vögel in der „Schneenacht“ denkt, „die kein schützendes Laubdach haben, auf ihren eisigen Füßchen nicht schlafen können und ängstlichen Auges nach dem Schnee schauen“, oder wenn er den Großvater Urworte am Rande des Grabes murmeln läßt, wenn er den Gott der Liebe als Vogelsteller im Frühling seines Amtes walten sieht oder den Mondstrahl auf seinen heimlichen Wegen lauschend begleitet. Auch die krankhafte Veranlagung, die später zu dem tragischen frühen Abschluß seines schaffensfrohen Lebens führen sollte, ist in einigen Gedichten unschwer zu erkennen. So in „Ein Sonnenrausch“ (Un coup de soleil):

Im Juni war's, die Welt war wie ein Fest,
Wo sich die Menge sorglos treiben läßt,
Und mich auch nahm das Glück der Lust beim Schopfe,
Der Lärm, wie Trunkenheit, stieg mir zum Kopfe.
Die Sonne weckte mächtig meine Kräfte
Und drang in meines Wesens Grund hinein;
Ich fühlte in mir gähren meine Säfte,
Wie Adam einst beim ersten Sonnenschein.
Vorüber ging ein Weib. Sie sah mich an.
Ihr Blick traf mich mit sonderbarer Gluth,
Und meine Seele kam in Liebeswuth.
Wie Wahnsinn überkam's mich plötzlich dann,
Als hätt' ich wüthend auf sie stürzen müssen,
Sie zu umschlingen, ihren Mund zu küssen.
Ein rother Schleier lag vor meinen Augen,
In wildem Kuß glaubt' ich mich fest zu saugen.
Ich faßte, beugte sie und warf sie nieder,
Und plötzlich riß ich sie dann aufwärts wieder;
Mit einem Sprung mich von der Erde hebend
Trug ich sie hin, im Sonnenlichte schwebend,
Zum Himmel, Wang' an Wange, Brust an Brust.
Als Ziel hielt ich die glüh'nde Sonne fest;
Ich drückte sie mit so gewalt'ger Lust,
Daß ich ihr hab' die Seele ausgepreßt ...

Und wie eine furchtbare Vorahnung seines Wahnsinns klingt es schauerlich aus dem beängstigenden Nachtstück „Schreckbild“ (Terreur):

Ich hatte Abends noch sehr spät gelesen.
Da packt' mich plötzlich Furcht um Mitternacht,
Wovor? Ich weiß es nicht, doch furchtbar ist's gewesen.
Schwer athmend, schaudernd habe ich gedacht,
Daß etwas Schreckliches jetzt kommen müßte ...
Es schien alsdann, als stände hinter mir
Ein Jemand, der mich wild auflachend grüßte,
Aufrecht und unbeweglich blieb er hier.
Doch als ich lauschte, hört' ich nichts. O Qual!
Zu fühlen, daß er sacht die Haare streift,
Und daß ich sterbe, faßt er mich einmal! ...
Er bog sich zu mir, nah und immer näher,
Und ich, um's Leben bangend, hab' dem Späher
Das Haupt nicht zugewandt, still, ohne Wanken ...
Wie Vögel, die vom Sturme überfallen,
So schwirrten thöricht furchtsam die Gedanken.
Wie Todesschweiß lag's kalt auf meiner Haut,
Und durch das stille Zimmer hört' ich laut
Das Klappern meiner Zähne hallen.

Ein Krachen scholl. Wie ein wahnsinn'ger Narr
Stieß ich ein schreckliches Geheule aus,
Wie's schrecklicher niemals erklang, voll Graus,
Und auf den Rücken fiel ich steif und starr.

Das ist nichts Gemachtes, Anempfundenes, aus verworrenen Vorstellungen heraus Geschaffenes, sondern das sind innerliche Erlebnisse, die mit erschütternder Wahrheit

Digitized by Google

dargestellt sind. Aber die Hauptstücke der Sammlung sind doch diejenigen, in denen er sein episches Talent entfaltet und graziösem Humor, übermüthigem Esprit und keltischer Grausamkeit die Zügel schießen läßt. Was für eine lustige Sache ist gleich am Anfang des Buches „Die Mauer", wo zwei Verliebte auf den Vorschlag der Dame, die „vernünftig bleiben will", sich vor eine vom Mond hell beleuchtete Mauer setzen und dann plötzlich an ihren Schatten gewahr werden, daß sie gerade das thun, was sie vermeiden wollten! Ebenso „Eine Eroberung", wo ein Dichter sich platonisch in eine Dame verliebt und sich allerlei süßen Träumereien hingiebt, bis er seine Schöne in Marly trifft und entdeckt, daß sie durch ein Diner ganz leicht zu erobern ist, wobei er sich selbst wundert, daß er erst glauben konnte, sie wäre hochgeboren; denn dazu war sie doch ein „zu charmantes, munteres und zugängliches Mädel"! Bis zur Frivolität ist diese Ausgelassenheit gesteigert in der „respektwidrigen Aufforderung": der Geliebte einer Frau schildert ihr in unglaublicher Weise, was für ein erbärmlicher und lächerlicher Kerl ihr Gatte ist.

Ist hier der Leichtsinn im Punkte des Verkehrs der beiden Geschlechter schon zur Unerquicklichkeit getrieben, so wenden wir uns mit Entzücken den feinen, bilderreichen Schilderungen zu, die der Dichter im „Ende der Liebe" und besonders in dem wehmüthig-schaurigen „Letzten Ausflug" giebt. Dort verläßt ein junger Mann kalten Herzens seine schmerzlich klagende Geliebte, hier besucht ein im hohen Greisenalter stehendes Ehepaar noch einmal voll Erinnerung an einstige Jugendseligkeit all' die Stätten früher genossenen wonnigen Liebesglücks im Park, wird von Sturm und Regen überrascht und kommt hilflos um.

Und als dann hinter ros'gen Wolkengittern
Der Tag kam, fand man unterm nassen Laub,
In ihre feuchten Kleider eingeballt,
Zwei kleine Körper, leblos, starr und kalt,
Wie zwei Ertrunkne, die des Meeres Raub.

Mit großer Kunst weiß Maupassant oft die umgebenden Naturvorgänge in höchst poetisch wirkende Beziehung zu den Handlungen und Empfindungen der auftretenden Menschen zu setzen. Bei der Vereinigung der Liebenden flötet die Nachtigall in den Zweigen (le Mur); wenn die Herzen von Leidenschaft entflammt sind, liegt die Welt ringsum in sengender Sonnengluth, und als die frische, rosige Wäscherin in Liebe dahingesunken ist, da scheint die Natur den Athem anzuhalten und eine ungeheure Stille erfüllt den Raum, plötzlich aber ertönt aus weiter Ferne dreimal das klagende Geheul eines Hundes (Au bord de l'eau). Als die beiden uralten Greise mühsam dahinschreiten, da weht ein eisiger Todeshauch durch den Park, der beim Erwachen ihrer Jugenderinnerungen von milder Lenzluft durchhaucht zu sein scheint (La dernière escapade), und wenn ein sechzehnjähriges Liebespaar einen Spaziergang unternimmt, dann lacht die Erde unter dem blauen Himmel und die ganze Welt singt ebenso wie die jungen Herzen (Promenade à seize ans). Die „Venus auf dem Lande" wird von einem Fischer als kleines Kind am Strande gefunden, als wäre sie von der Salzfluth an's Land geworfen, und heller, warmer Sonnenschein liegt auf Land und Meer; aber als sie zum Tode geht, da herrscht grimmiger Frost und der Schnee breitet seine unbewegliche weiße Decke über die Erde (Vénus rustique).

Das Haschen nach starkem Effekt und zugleich die oben erwähnte keltische Grausamkeit zeigt sich besonders in dem längsten Gedicht des ganzen Buches „Venus rustica", das der Dichter mit folgenden Versen einleitet:

Die Götter bleiben ewig. Immer wieder
Erstehen sie, wie zur antiken Zeit;
Doch sinkt man nicht auf's Knie vor ihnen nieder
Und ist sie zu vergessen schnell bereit.
Sie giebt's noch heut trotz der Ungläub'gen Lieder,
Und unbewußt erstreckt ihr Reich sich weit.
Vom Stamm des Herkules ist mancher Held,
Und manche Venus lebt noch auf der Welt.

Es ist die mit den leuchtendsten Farben ausgemalte Geschichte eines weiblichen Findlings, einer Venus auf dem Lande, die geboren zu sein scheint, Liebe zu genießen und Liebe zu geben, und die sich schließlich in einer Art hypnotischer Bezauberung einem alten, scheußlichen Hirten hingiebt, der sie in Anwandlung sadistischer Gefühle ermordet. Viel reizvoller und natürlicher erscheint die Schilderung der Liebe zu einer Wäscherin in „Am Saume des Wassers", trotzdem auch dies Gedicht von der grellen Gluth sinnlicher Liebe durchflammt ist.

Den der modernen Gesellschaft mit ihrer Unnatur und Heuchelei so skeptisch und sarkastisch gegenüberstehenden Sittenschilderer, wie er uns besonders in seinen kleinen Erzählungen und Skizzen entgegentritt, erkennen wir nur in dem „Straßengespräch" (Propos des rues), worin das fade Geschwätz zweier Decorirter wiedergegeben ist und das mit den beißenden Worten schließt:

Hätt' ich zu wählen zwischen Mensch und Kalb,
Ich wüßte, was ich thäte! Denn weshalb
Sollt' ich, o ihr Philister, vorzieh'n nicht
Die Dummheit, die da schweigt, vor der, die spricht?

Das letzte Stück des Buches ist eine kleine Scene in Versen, „eine Geschichte aus alter Zeit", ohne Handlung, aber ergreifend durch den schwermüthigen Schluß, wo unter schmerzlichem Lächeln die Thräne schimmert und ein verhaltnes „Zu spät!" schluchzt. Diese „Scene" hatte sogar bereits im Jahre 1879 die Ehre, im Théâtre français aufgeführt zu werden, woraus hervorgeht, daß es dem Dichter nicht an einflußreichen Gönnern gefehlt haben kann.

Maupassant widmete sein Buch „Gustav Flaubert, dem berühmten und väterlichen Freunde, den ich mit ganzer Zärtlichkeit liebe, dem untadelhaften Meister, den ich vor Allen bewundere." Er sprach damit seinen Dank aus dafür, daß dieser Vater des modernen Naturalismus durch seine strenge kritische Zucht am Anfang seiner literarischen Laufbahn seine Kräfte gestärkt und ihm die Wege zum Ruhm geebnet hatte. Er leitete auch, gewissermaaßen zur Empfehlung, das Buch mit einem Briefe des Meisters ein, der in mehr als einer Beziehung interessant ist. Das Gedicht „Am Saum des Wassers" war in einer Pariser Zeitschrift anstandslos abgedruckt worden; als es aber in einem Provinzblatt erschien, erhob der Staatsanwalt seine Stimme. Aus diesem Anlaß schrieb Flaubert unter dem 19. Februar 1880 aus Croisset an seinen jungen Freund:

Mein lieber Junge!

Ist's denn wahr? Ich habe es zuerst für einen Scherz gehalten! Aber nein, ich beuge mich.

Nun, sie sind kostbar in Etampes! Sollen wir von allen französischen Gerichtshöfen, die Colonien inbegriffen, abhängig sein? Wie kann eine Versdichtung, die einst in einem schon eingegangenen Pariser Journal stand, in dem Augenblick strafbar sein, da sie in einem Provinzblatt erscheint? Was sollen wir denn eigentlich? Was soll man schreiben? In welchem Böotien leben wir!

„Wegen Verletzung der Sitten und der öffentlichen Moral", also zwei Synonyme bilden die Hauptpunkte der Anklage. Für mich kam, als ich mit meiner „Bovary" vor der achten Strafkammer erscheinen mußte, noch ein dritter Punkt hinzu, „die religiöse Moral", und jener Prozeß hat eine ungeheure Reclame für mich gemacht, der ich zwei Drittel meines Erfolges zuschreibe.

Kurz, ich verstehe das ganz und gar nicht. Bist Du das Opfer irgend einer versteckten Rache? Die Sache ist unklar. Wollen sie die Republik in Mißkredit bringen? Ja, vielleicht!

Möge man Dich wegen eines politischen Artikels verfolgen, schön, obwohl mir die Gerichtshöfe erst beweisen sollen, was das für einen Zweck hat; aber wegen eines literarischen Werkes, wegen Verse! Nein, das ist zu stark.

Digitized by Google

Sie werden Dir vorhalten, daß Deine Poesie obscöne „Tendenzen“ zeige. Mit der Theorie von den Tendenzen hat man's weit gebracht, und man müßte sich über die Frage der Moralität in der Kunst verständigen. Was schön ist, ist moralisch, das ist nach meiner Meinung die ganze Sache. Die Poesie, wie die Sonne, vergoldet den Rauch. Um so schlimmer für die, die es nicht sehen.

Du hast etwas vollkommen Allgemeines behandelt, also verdienst Du Lobsprüche anstatt der Anklage oder des Gefängnisses. „Der ganze Geist eines Autors“, sagt La Bruyère, „besteht darin, scharf und bestimmt zu schildern“. Du hast scharf und bestimmt geschildert. Was will man mehr?

Aber „das Sujet“, wird Prudhomme einwenden, „das Sujet“, mein Herr? Zwei Liebende, eine Wäscherin, am Saum des Wassers! Man muß das zarter, feiner behandeln, so nebenbei in eleganter Weise brandmarken und zum Schluß einen ehrwürdigen Geistlichen oder einen guten Arzt auftreten lassen mit einer Abhandlung über die Gefahren der Liebe. Mit einem Wort, die Geschichte geht bis zur „Vereinigung der Geschlechter.“

„Aber was thut das? Und wenn's der Fall ist, worin besteht denn das Verbrechen, wenn man den Cultus des Weibes predigt? Aber ich predige nichts. Meine armen Liebenden begehen nicht einmal einen Ehebruch! Sie sind beide ledig aller Verpflichtungen.“ — Ach, Du hast gut reden; die große Ordnungspartei wird schon Argumente finden. Ergieb Dich drein!

Denuncire ihr (damit sie vertilgt werden) ohne Ausnahme alle griechischen und römischen Classiker von Aristophanes bis zum guten Horaz und zum zarten Vergil, dann unter den Fremden Shakespeare, Goethe, Byron, Cervantes, bei uns Rabelais, „von dem die französische Literatur“ abstammt, hierauf Chateaubriand, dessen Meisterwerk sich um einen Inceſt dreht, und Molière (man denke an die Wuth Bossuet's gegen ihn!) und den großen Corneille, dessen „Theodora“ als Motiv die Prostitution hat, und Vater La Fontaine und Voltaire und Jean Jacques! Und die contes de Fées von Perrault! Worum handelt es sich in Peau d'Ane? Wo spielt der vierte Act von le Roi s'amuse u. s. w.? Danach müßte man auch die Bücher der Geschichte vernichten, weil sie „die Einbildungskraft verunreinigen“. . . .

Der Athem geht mir aus!

Und dieser treffliche „Voltaire“ (nicht der große Mensch, sondern das Blatt), der mich neulich als schrullenhaft verspottete, weil ich an einen Haß gegen die Literatur glaube! Nicht ich, sondern der Voltaire täuscht sich, und mehr als je glaube ich an einen unbewußten Abscheu vor dem Stil. Wenn man gut schreibt, so hat man zwei Feinde gegen sich: 1. das Publicum, weil der Stil es zum Denken zwingt, es zu einer Arbeit verpflichtet, 2. die Regierung, weil sie in Dir eine Kraft fühlt und weil keine Macht eine andere Macht gern hat.

Die Regierungen mögen sich ändern, Monarchie, Kaiserreich, Republik — was thut's? Die officielle Aesthetik ändert sich nicht! Kraft ihres Amtes haben die Behörden und die Obrigkeit das Monopol des Geschmacks (Beispiel: die Rechtsgründe meiner Freisprechung). Sie wissen, wie man schreiben soll, ihre Rhetorik ist unfehlbar, und sie besitzen die Mittel, Dich davon zu überzeugen.

Man stieg empor zum Olymp mit strahlendem Antlitz, hoffnungsvollem Herzen, voll Verlangen nach dem Schönen, dem Göttlichen, halb schon im Himmel — die Klaue eines Aufsehers reißt euch in die Gasse! Ihr haltet Zwiesprache mit der Muse, man hält euch für solche, die die kleinen Mädchen verderben. Umduftet von den Fluthen des Permessus, wirst Du mit den Herren verwechselt, die die Bedürfnißanstalten aus Geilheit besuchen.

Und Du wirst Dich, mein Kleiner, auf die Bank der Diebe setzen, und Du wirst einen Particulier wiederholt Deine Verse lesen hören (nicht ohne Verstöße gegen die Prosodie), wobei er sich auf diejenigen Worte, denen er einen perfiden Sinn unterlegen will, stützen wird; er wird einige davon mehrere Mal wiederholen, so wie der Bürger Pinard, „sehr wichtig, meine Herren, sehr wichtig!“

Und während Dir Dein Vertheidiger durch Zeichen zu verstehen giebt, Dich zusammenzunehmen, (denn ein Wort könnte Dich verderben), wirst Du in undeutlichen Umrissen hinter Dir die ganze Polizei, die ganze Armee, die ganze öffentliche Macht fühlen, die mit einem unberechenbaren Gewicht auf Deinem Gehirn lastet. Dann wird in Deinem Herzen ein Haß emporsteigen, von dem Du jetzt keine Ahnung hast, mit Racheplänen, die nur durch den Stolz niedergehalten werden.

Aber noch einmal, es ist nicht möglich! Du wirst nicht verfolgt, Du wirst nicht verurtheilt werden! Es ist ein Mißverständniß, ein Irrthum, was weiß ich? Der Justizminister wird interveniren. Wir sind nicht mehr in den schönen Tagen der Restauration.

Jedoch, wer weiß? Die Erde hat Grenzen, aber die menschliche Dummheit ist unbegrenzt!

Ich umarme Dich.

Dein alter

Gustav Flaubert.

Man ersieht aus diesem Brief, daß es auch in Frankreich bisweilen lex Heinze-Neigungen giebt; aber das sind überall nur Anwandlungen, die schließlich überwunden werden, und die Gedichte Maupassant's können jetzt bei unseren Nachbarn ungehindert gelesen werden, ebenso wie bei uns, ohne daß sie und wir deshalb „demoralisirter“ sind als die Vorfahren.

Das Urheberrecht der Künstler.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin).

Drei in letzter Zeit enthüllte Denkmäler versetzen augenblicklich die Künstlerwelt in gewisse Aufregung, und zwar weniger aus künstlerischer als aus rechtlicher Veranlassung. Es handelt sich einmal um das von dem Architecten Grasses herrührende Monument Alfons' XII. in Madrid, ferner um eine kürzlich in Dessau enthüllte, mit einem Reliefbilde des verstorbenen Dessauer Oberbürgermeisters und mit einem Springbrunnen versehene monumentale Bank, deren Schöpfer der Bildhauer Semper ist, und endlich um das an der Gartenseite der Kieler Marine-Akademie aufgestellte, von Wilhelm Haverkamp herrührende Standbild des Großen Kurfürsten. Dies Standbild ist ein zweiter Bronceguß des von demselben Künstler im Auftrage der Stadtverwaltung für die Stadt Minden geschaffenen Kunstwerks, und die Streitfrage lautet hier nun, ob der Künstler berechtigt war, ohne vorherige Zustimmung des Bestellers des Originalwerkes den Auftrag des Kaisers zur Anfertigung einer Copie anzunehmen und auszuführen. Anders liegt die Sache in Madrid. Das Standbild Alfons' XII. soll eine genaue Nachbildung des Denkmals Kaiser Wilhelm's I. in Berlin sein, dessen Schöpfer bekanntlich Reinhold Begas ist, und was die monumentale Anlage in Dessau betrifft, so soll sie eine erstaunliche Aehnlichkeit mit dem Entwurfe haben, den der Berliner Bildhauer Arthur Schulz zwecks Betheiligung an dem ausgeschriebenen Wettbewerbe dem Preisgerichte vorgelegt hatte.

Nun ist es klar, daß für die Allgemeinheit zunächst die Frage in den Vordergrund tritt, ob Grasses und Semper den gegen sie erhobenen Vorwurf verdienen, sich widerrechtlich den künstlerischen Gedanken von Reinhold Begas oder Arthur

Digitized by Google

Schulz angeeignet zu haben. Und welcher Weg steht den dadurch geschädigten Schöpfern der Kunstwerke offen, um sich gegen das — sagen wir Copiat — wirksam zu schützen? In dem Haverkamp'schen Falle kann überhaupt nur streitig sein, ob er seinem Auftraggeber gegenüber wider Treue und Glauben gehandelt oder die Regeln des Anstandes und der Verkehrssitte verletzt habe, wie's die „Mindener Zeitung" ihm zum Vorwurfe macht.

Bei Beurtheilung der Rechtsfrage ist davon auszugehen, daß auf Grund der §§ 1 und 9 des Reichsgesetzes vom 9. Januar 1876 betreffend das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste, das Recht, ein Werk der bildenden Künste ganz oder theilweise nachzubilden, dem Urheber für die Dauer seines Lebens und seinen Erben noch 30 Jahre nach dem Tode des Künstlers zusteht. In Folge dessen war Wilhelm Haverkamp zweifellos befugt, einen zweiten Bronceabguß des von ihm geschaffenen Standbildes des Großen Kurfürsten herzustellen. Hierin konnte er nur beschränkt werden, wenn und insoweit er zu Gunsten eines Anderen auf Ausübung seines Urheberrechtes verzichtet oder ihm die Rechte daraus ganz oder theilweise übertragen hatte. Das Rechtsverhältniß zwischen Besteller und Unternehmer, also hier der Stadt Minden und dem Künstler, bestimmt sich nach den vertraglichen Vereinbarungen. Fehlt es an solchen oder sind sie so unbestimmt gefaßt, daß der Vertragswille daraus nicht deutlich erkennbar wird, so sind sie auf Grund des B. G.-B. § 57 so auszulegen, wie Treu und Glauben mit Rücksicht auf die Verkehrssitte es erfordern. Ein Verstoß hiergegen dürfte aber schwerlich in dem Umstande zu finden sein, daß nach Erfüllung des übernommenen Auftrages, also nach Aufstellung des Originalstandbildes, der Schöpfer das Modell zu einem zweiten Abguß verwendet, welcher aus der Zeitangabe des Enthüllungstages sich ja sogleich als eine zweite Abbildung kennzeichnet. Mithin könnte es höchstens als ein Gebot des Anstandes gelten, den Besteller und Empfänger des Originalkunstwerks um seine Zustimmung zu ersuchen, ohne daß hierzu jedoch ein Verpflichtungsgrund besteht. Ein Schaden, das heißt ein Vermögensnachtheil, erwächst dem Erwerber des Originalwerkes aus dem gefertigten zweiten Bronceabguß des Standbildes auch nicht, weßhalb dessen Schöpfer ohne Weiteres vor Entschädigungsansprüchen verschont bleibt.

Schwerer liegen die Fälle der Nachbildung eines Kunstwerkes durch eine andere Person als dessen Schöpfer, das heißt den Erfinder und Eigenthümer des künstlerischen Gedankens. Als Nachbildung ist zu Folge § 4 a. a. O. zwar die freie Benutzung eines Werkes der bildenden Künste zur Hervorbringung eines neuen Werkes nicht anzusehen. Allein darunter will der Gesetzgeber nur verstanden wissen, daß in anderer Form oder anderem Material ein von vornherein als ein anderes Kunstwerk sich kennzeichnendes Werk geschaffen wird, also etwa der Theil eines Standbildes als Haupt- oder Nebenfigur einer anderen, beispielsweise einer Miniaturgruppe. Ueber diese Grenzen ist Grasses zweifellos hinausgegangen, indem er die Gesammtanlage des Denkmals Kaiser Wilhelm I. in der Weise sich zu eigen machte, daß er nur das Standbild des Kaisers in das Alfons' XII. verwandelte. Dessen ungeachtet wird Reinhold Begas im Rechtswege schwerlich etwas gegen Grasses ausrichten können. Das deutsche Reichsgesetz bietet ihm hierbei keine Unterstützung, da sein Wirkungskreis sich auf das Reichsgebiet beschränkt.

Sollte die kaum glaubliche Behauptung erweisbar sein, daß in dem letzten der drei erwähnten Fälle das von Semper geschaffene Kunstwerk mit dem Entwurf, den Schulz dem Preisgericht einreichte, in einem so hohen Grade übereinstimmt, daß ein an Gewißheit grenzender hoher Grad von Wahrscheinlichkeit dafür vorliegt, es handele sich um eine Ausführung gerade dieses Entwurfes, dann würde der Bildhauer Schulz allerdings Aussicht haben, schadlos gehalten zu werden; denn es handelt sich dann um eine durch § 5 a. a. O. verbotene Nachbildung eines Werkes der bildenden Künste. Diese Nachbildung wurde in der Absicht, sie zu verbreiten, ohne Genehmigung des Berechtigten hergestellt. Auf Grund § 16 a. a. O. mit § 18 des Reichsgesetzes vom 11. Juni 1870 betreffend das Urheberrecht an Schriftwerken u. s. w. würde der Hersteller der monumentalen Anlage zu einer Geldstrafe bis 3000 Mk. und zu einer an den Urheber zu zahlenden Buße bis 6000 Mk. verurtheilt werden können, wenn nicht der Richter dem Umstande eine Bedeutung beilegt, daß ja noch gar kein nachzubildendes Kunstwerk, sondern erst der Entwurf zu einem solchen bestand und nur dieser Entwurf widerrechtlich benutzt wurde. Doch wollte der Gesetzgeber gerade das geistige, das künstlerische Eigenthum schützen. Daraus folgt bündig, daß auch die Benutzung des Entwurfes als der Darstellung des Gedankens zur Anfertigung eines Werkes nur deren Urheber zustehen, jedem Dritten aber versagt werden sollte. Mithin ist eine Ausführung dieses Entwurfes durch einen Anderen widerrechtlich und strafbar. Aus seinem widerrechtlichen Handeln wird der Hersteller des Kunstwerkes dem geistigen Eigenthümer des Entwurfes auf Grund des B. G.-B. § 823 flgd. zum Ersatze des ihm daraus entspringenden Vermögensnachtheiles, das heißt des Schadens und entgangenen Gewinnes, verpflichtet. Der Beschädigte kann wählen, ob er einen höheren Schaden nachweisen oder ohne Nachweis eines solchen sich mit der Buße des § 18 a. a. O. begnügen will; beide Entschädigungsformen nebeneinander darf er nicht beanspruchen. Haben Mehrere durch eine gemeinschaftlich begangene unerlaubte Handlung einen Schaden verursacht, so ist auf Grund des B. G.-B. § 830 jeder für den Schaden verantwortlich. Diese Schadensersatzverbindlichkeit würde mithin auch diejenigen Mitglieder des Preisrichtercollegiums treffen, durch deren Fahrlässigkeit der ihnen anvertraute Entwurf des Wettbewerbers einer dritten Person zugänglich werden konnte. Ist der Schöpfer des Entwurfes wegen seiner erlittenen Vermögensnachtheile zwar gesichert, so fällt für ihn doch weit mehr in das Gewicht, daß ein Anderer als Schöpfer des von ihm erdachten Kunstwerkes gelten kann. Wenngleich die Ansichten darüber auseinandergehen können, so wird dennoch die Rechtsüberzeugung vertreten, es sei die Möglichkeit gegeben, ein Urtheil dahin zu erstreiten, daß auf dem Kunstwerk der Vermerk angebracht werde: „Nach einem Entwurfe von Arthur Schulz gefertigt."

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Du bist der Mann!

Sensations-Roman von Mark Twain.

(Schluß.)

„O mein Vater! Deßhalb also ist mein ganzes Leben eine Lüge gewesen? Nur damit ich meine unschuldige Base um ihre Rechte betrüge? Schone mich, mein Vater, schone Dein Kind!"

„Was, Du albernes Ding! Ist dies mein Lohn für das glänzende Loos, das mein Hirn für Dich ersonnen hat? Bei den Gebeinen meines Vaters, diese Deine wimmernde Empfindsamkeit paßt schlecht zu meiner Stimmung. Begieb Dich sofort zum Herzog und hüte Dich, meine Pläne zu durchkreuzen!" Diese Probe der Unterhaltung möge genügen. Es ist genug für uns, zu wissen, daß die Bitten, das Flehen und die Thränen des edeldenkenden Mädchens Nichts nützten. Weder sie noch sonst etwas konnte den starren Sinn des alten Ritters von Klugenstein bewegen. Und so sah schließlich die Tochter schweren Herzens die Thore der Burg sich hinter ihr schließen und sich im Dunkel der Nacht, umgeben von einer ritterlichen Schaar bewaffneter Vasallen und einem Gefolge tapferer Dienstmannen, davonreiten. Der alte Ritter verharrte lange Zeit nach seiner Tochter Weggang in Stillschweigen, dann wendete er sich zu seiner traurigen Gemahlin und sagte: „Frau, unsre Sachen

Digitized by Google

scheinen erfreulich vorwärts zu gehen. Ein volles Vierteljahr ist es her, daß ich den schlauen und schönen Grafen Detzin mit seiner teuflischen Mission zu meines Bruders Tochter Constanze sandte. Wenn es ihm mißlingt, sind wir nicht völlig sicher, aber wenn er Erfolg hat, kann keine Macht der Erde unsre Tochter hindern, wenigstens Herzogin zu werden, falls ein böses Fatum bewirken sollte, daß sie nicht Herzog wird!"

„Mein Herz ist voll böser Ahnungen, doch wird vielleicht Alles gut."

„Schweig', Weib! Ueberlaß den Eulen das Unheilgekrächze. Marsch in's Bett und träume von Brandenburg und Größe!"

2. Capitel.

Festlichkeiten und Thränen.

Sechs Tage nach den im vorigen Capitel erzählten Ereignissen erstrahlte die glänzende Hauptstadt des Herzogthums Brandenburg von kriegerischem Gepränge und hallte wider von dem Jubel der getreuen Bevölkerung, denn Konrad, der junge Erbe der Krone, war gekommen.

Des alten Herzogs Herz war voll Glück, hatten doch Konrad's schöne Erscheinung und edler Anstand sofort sein Herz gewonnen. Die großen Hallen des Palastes waren gedrängt voll von Edelleuten, die Konrad herzlich bewillkommten, und Alles erschien so heiter und glückverheißend, daß er fühlte, wie seine Furcht und Betrübniß dahinschwanden und einer tröstlichen Zufriedenheit Raum gaben.

Aber in einem abgelegenen Gemache des Palastes spielte sich eine Scene ganz anderer Natur ab. An einem Fenster stand des Herzogs einziges Kind, Prinzessin Constanze. Ihre Augen waren roth und geschwollen und voll Thränen. Sie war allein. Nach einer Weile fing sie von Neuem an zu weinen und sagte laut: „Der Schurke Detzin ist fort — ist aus dem Herzogthum entflohen! Erst konnte ich es nicht glauben, aber ach! es ist nur zu wahr. Und ich liebte ihn so heiß! Ich wagte ihn zu lieben, obgleich ich wußte, daß der Herzog, mein Vater, nie darein willigen würde, daß ich ihn heirathete. Ich liebte ihn — aber jetzt hasse ich ihn! Hasse ihn von ganzer Seele! O, was soll aus mir werden? Ich bin verloren, verloren, verloren! Ich werde wahnsinnig!"

3. Capitel.

Das Complott wird verwickelter.

Einige Monate waren vergangen. Alle Welt war voll des Lobes über des jungen Konradin Regierung und pries die Weisheit seines Urtheiles, die Milde seiner Strafen und die Bescheidenheit, die er in seinem großen Amte an den Tag legte. Bald gab ihm der Herzog Alles in die Hand, saß abseits und lauschte mit stolzer Befriedigung, während sein Erbe vom Sitze des ersten Ministers aus die Befehle der Krone verkündete. Es schien selbstverständlich, daß Jemand, der so von allen Menschen geliebt und gepriesen und geehrt wurde wie Konrad, nicht anders als glücklich sein könnte. Aber sonderbarer Weise war er es nicht. Er sah mit Kummer, daß die Prinzessin Constanze in Liebe zu ihm entbrannt war! Die Liebe der übrigen Welt war beglückender Besitz für ihn, aber diese war voller Gefahr! Und außerdem sah er, daß der Herzog mit Freuden seiner Tochter Leidenschaft ebenfalls entdeckt hatte, und schon von einer Heirath träumte. Mit jedem Tage verschwand Etwas von der tiefen Traurigkeit, die auf dem Antlitz der Prinzessin geschrieben stand; jeden Tag erstrahlten Hoffnung und neues Leben heller aus ihrem Auge; und mit der Zeit huschte sogar zuweilen ein flüchtiges Lächeln über das Gesicht, das so voll Trauer gewesen war. Konrad war erschüttert. Er fluchte bitterlich, daß er seinem innern Triebe gefolgt war und die Gesellschaft einer Person seines eigenen Geschlechts gesucht hatte, als er noch neu und fremd im Palast war — als er traurig war und sich nach einer Theilnahme sehnte, wie sie nur Frauen geben oder fühlen können. Von nun an begann er seine Base zu fliehen. Aber das machte die Geschichte nur schlimmer, denn es lag in der Natur der Sache: je mehr er sie vermied, desto mehr warf sie sich ihm in den Weg. Zuerst verwunderte er sich darüber, aber dann beunruhigte es ihn. Das Mädchen verfolgte ihn wie ein Gespenst; sie stellte ihm nach, sie trat ihm zu allen Zeiten und an allen Orten, in der Nacht sowohl als am Tag entgegen. Sie schien es merkwürdig eilig zu haben. Es steckte entschieden irgend ein Geheimniß dahinter.

So konnte es nicht immer fortgehen. Alle Welt sprach davon. Der Herzog fing an, verwundert drein zu schauen. Der arme Konrad magerte vor Furcht und Herzensangst zum Schatten ab. Als er eines Abends aus einem Privatgemach, das an die Gemäldegallerie stieß, trat, vertrat ihm Constanze den Weg, ergriff seine beiden Hände und rief aus: „O, weshalb fliehst Du mich? Was habe ich gethan — was habe ich gesagt, daß ich Dein Wohlwollen verloren habe? — Denn wahrlich, ich besaß es einst! Konrad, verachte mich nicht, sondern habe Mitleid mit einem gequälten Herzen! Ich kann nicht, kann nicht länger verschweigen, was mich sonst tödten würde — ich liebe Dich, Konrad! Da, verachte mich, wenn Du mußt, aber diese Worte mußte ich Dir sagen!"

Konrad stand sprachlos da. Einen Augenblick zögerte Constanze, doch dann flammte in ihren Augen wilde Freude auf, und, sein Schweigen falsch deutend, warf sie ihre Arme um seinen Hals und rief:

„Du wirst weich, Du wirst weich! Du kannst mich lieben — Du willst mich lieben! O sage, daß Du es willst, mein einziger, mein abgöttisch geliebter Konrad!"

Konrad stöhnte laut. Todesblässe bedeckte sein Antlitz, und er zitterte wie Espenlaub. Plötzlich stieß er das arme Mädchen in seiner Verzweiflung von sich und rief:

„Du weißt nicht, was Du forderst! Es ist in alle Ewigkeit unmöglich!"

Und dann floh er wie ein Verbrecher und ließ die Prinzessin wie verdonnert zurück. Eine Minute später weinte und schluchzte sie dort, und Konrad weinte und schluchzte in seinem Zimmer. Beide waren in Verzweiflung. Beide sahen das Verderben sie anstarren.

Nach einer Weile erhob sich Constanze langsam auf die Füße und sagte, indem sie hinwegging: „Denken zu müssen, daß er meine Liebe gerade in dem Augenblick verschmähte, wo ich glaubte, sie werde sein grausames Herz schmelzen! Ich hasse ihn! Er stieß mich von sich — o Schmach! — er stieß mich von sich wie einen Hund!"

4. Capitel.

Die furchtbare Enthüllung.

Die Zeit verstrich. Wieder lag eine tiefe, nie weichende Trauer auf dem Antlitz der Tochter des guten Herzogs. Sie und Konrad wurden nie mehr zusammen gesehen. Der Herzog grämte sich darob. Aber im Laufe der Zeit kam die Farbe in Konrad's Wangen zurück, und die frühere Lebensfreude leuchtete aus seinen Augen, und er führte die Regierung mit klarer, stets reifer werdenden Weisheit.

Bald darauf ließ sich ein sonderbares Geflüster am Hofe vernehmen. Es wurde lauter, es verbreitete sich weiter. Die Klatschbasen der Stadt bemächtigten sich seiner. Es durchflog das Herzogthum. Und was sagte das Geflüster? —

„Prinzessin Constanze hat einem Kinde das Leben gegeben!"

Als der Ritter von Klugenstein das hörte, schwenkte er seinen Federhelm drei Mal um seinen Kopf und rief: „Lange lebe Herzog Konrad! Denn siehe, von diesem Tage an ist ihm die Krone sicher! Detzin hat seine Mission treulich erfüllt, und der gute Schurke soll seinen Lohn empfangen!"

Und er verbreitete die Nachricht weit und breit, und achtundvierzig Stunden lang that keine Seele in der ganzen Herrschaft etwas Anderes als tanzen und singen, zechen und illuminiren, um das große Ereigniß zu feiern, und Alles auf Kosten des stolzen, glücklichen Ritters von Klugenstein.

5. Capitel.

Die furchtbare Katastrophe.

Die Gerichtsverhandlung nahte. Alle vornehmen Ritter und Barone von Brandenburg waren in der Gerichtshalle des herzoglichen Palastes versammelt. Kein Raum war leer gelassen worden, wo ein Zuschauer stehen oder sitzen konnte. Konrad, in Purpur und Hermelin gekleidet, saß auf dem Stuhle des ersten Ministers und ihm zur Rechten und zur

Digitized by Google

Linken die Oberrichter des Reiches. Der alte Herzog hatte streng befohlen, daß die Untersuchung gegen seine Tochter ohne Nachsicht vor sich gehen sollte, und hatte sich dann mit gebrochenem Herzen in's Bett gelegt. Seine Tage waren gezählt. Der arme Konrad hatte gefleht, als hinge sein Leben davon ab, daß man ihm das Elend ersparen möge, über seiner Base Verbrechen zu Gericht zu sitzen, aber Nichts half.

Das bekümmertste Herz in dieser ganzen großen Versammlung war das in Konrad's Brust. Das froheste schlug in der seines Vaters, denn der alte Baron Klugenstein war ohne Wissen seiner Tochter „Konrad" gekommen und saß triumphirend über das wachsende Glück seines Hauses mitten unter den versammelten Edelleuten. Nachdem die Herolde den Beginn des Gerichts ausgerufen hatten und die anderen vorbereitenden Handlungen erfolgt waren, sagte der ehrwürdige Großrichter:

„Angeklagte, treten Sie vor!"

Die unglückliche Prinzessin erhob sich und stand unverschleiert vor der großen Versammlung. Der Großrichter fuhr fort:

„Erlauchte Prinzessin, vor die Oberrichter dieses Landes ist die Klage gelangt und bewiesen worden, daß Eure Hoheit außerhalb der heiligen Ehe einem Kinde das Leben gegeben hat, und nach unserem alten Gesetz steht darauf der Tod, ausgenommen in einem einzigen Falle, von welchem Seine Hoheit der regierende Herzog Konrad, unser guter Herr, Sie jetzt feierlich in Kenntniß setzen wird. Deßhalb merken Sie wohl auf."

Konrad erhob widerwillig sein Zepter, und im selben Augenblick erbebte das Frauenherz unter seinem Gewand vor Mitleid mit der verurtheilten Gefangenen, und Thränen traten ihm die Augen. Er öffnete die Lippen zum Sprechen, aber der Großrichter sagte rasch:

„Nicht da, Hoheit, nicht da! Das Gesetz gestattet nicht, über ein Glied der herzoglichen Familie anders als vom Herzogsthrone aus Gericht zu halten!"

Ein Schauder durchflog das Herz des armen Konrad, und über die eiserne Gestalt seines alten Vaters lief ein Zittern. Konrad war noch nicht gekrönt — durfte er den Thron entweihen? Er zögerte und wurde bleich vor Furcht. Aber gethan mußte es werden. Schon sah er verwunderte Blicke auf sich gerichtet. Wenn er länger zögerte, würden es mißtrauische Blicke werden. Er stieg die Stufen des Thrones hinan. Hierauf streckte er abermals das Zepter aus und sagte:

„Angeklagte, im Namen unseres souveränen Herrn, Ulrichs, Herzogs von Brandenburg, gehe ich an die ernste Pflicht, die mir zu thun obliegt. Merken Sie auf meine Worte! Nach dem alten Gesetz des Landes müssen Sie den Tod erleiden, wenn sie nicht Ihren Mitschuldigen angeben und dem Scharfrichter überliefern. Ergreifen Sie die Gelegenheit — retten Sie sich, solange Sie es noch können. Nennen Sie den Vater Ihres Kindes!"

Feierliches Schweigen sank auf die große Gerichtsversammlung herab, ein Schweigen, so tief, daß die Menschen ihr eigenes Herz schlagen hören konnten. Dann wandte sich die Prinzessin langsam und deutete mit dem Finger gerade auf Konrad, während ihre Augen vor Haß glühten:

„Du bist der Mann!"

Die niederschmetternde Ueberzeugung, daß er in einer Gefahr sei, aus der es kein Entrinnen gab, machte Konrads Herz erbeben wie von den Schauern des Todes. Welche Macht der Erde konnte ihn retten! Um die Anklage zu widerlegen, mußte er enthüllen, daß er ein Weib sei, und für ein ungekröntes Weib bedeutete es Tod, auf dem herzoglichen Throne niederzusitzen! In ein und demselben Augenblick verloren er und sein grimmiger alter Vater die Besinnung und fielen zu Boden.

* * *

Der Rest dieser erschütternden und an Ereignissen reichen Geschichte wird weder in dieser noch in einer andern Publication, weder jetzt noch in zukünftiger Zeit, zu finden sein. Die Wahrheit ist, ich habe meinen Helden (oder meine Heldin) in eine so verzweifelt enge Klemme gebracht, daß ich nicht sehen kann, wie ich ihn (oder sie) je wieder herauskriegen soll, und deßhalb will ich meine Hände in Unschuld waschen und es jener Person selbst überlassen, sich auf dem besten Wege, der sich bietet, allein herauszuwinden — oder auch darin stecken zu bleiben. Ich dachte, es würde sich ganz von selbst machen, diese kleine Schwierigkeit zu lösen, aber jetzt sieht die Sache anders aus.

Offene Briefe und Antworten.

Noch einmal „Kunst für's Kind".

Es ist für den Fachmann hocherfreulich, zu sehen, daß sich auch andere für seine Lebensaufgabe interessiren und durch Wort und Schrift dazu beitragen wollen, vorhandene Mißstände aufzudecken, Vorschläge zur Besserung zu machen. Und ist es nun gar ein Gebiet, auf dem seit Jahrhunderten schwere Unterlassungssünden zu verzeichnen sind, so ist die Freude um so größer.

Alle die Schlagworte, die jetzt in der Luft umherschwirren: „Kunst im Volk", „Kunst im Hause", Kunst für's Kind", diese idealen Forderungen, die nicht nur von Künstlern, Pädagogen und Gelehrten, sondern von Jedem, der ein wenig das Volk erziehen will, nach allen Dimensionen bearbeitet werden, sie sind es werth, unsere hohe Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Leider wird bei derartigen Herzensergüssen manches Mal das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, und es werden Behauptungen in die Welt gesetzt, deren Beweis schwerlich angetreten werden kann. —

So macht z. B. in Nr. 14 der „Gegenwart" J. Norden in seinem Aufsatze „Kunst für's Kind" der Schule den schweren Vorwurf, daß der heutige methodische Zeichenunterricht trotz aller Reform den Zweck, die Menschen richtig sehen lehren, immer noch mehr sich als unnütz erweist. Der Herr Verfasser meint, daß nach papiernen Vorlagen und toten Gipsfiguren gezeichnet wird und fordert energisch die Beseitigung des Netzzeichenpapiers, geometrischer und anderer Vorlagen, der plastischen Modelle aus Pappe und Gyps. Das Erste war einmal. Gott sei Dank sind wir endlich darüber hinaus; das Zweite können wir nicht ganz entbehren, da es das beste Mittel ist, die elementaren Erscheinungen von Licht und Schatten die Kinder beobachten zu lassen. Daß das Zeichnen nach Gypsmodellen in dem heutigen Zeichenunterricht, wenigstens in den höheren Schulen, auf ein geringes Maß beschränkt ist, lehrt ein Blick in die neuen Lehrpläne. Dasselbe gilt von andern Modellen, die nur als Einführung in das betreffende Zeichengebiet und als Anschauungsmaterial benutzt werden. Von Netzzeichenpapier ist an den höheren Schulen nie die Rede gewesen, und auch unter den Volksschulen sind jetzt wohl die Anstalten zu zählen, wo ein Zeichenunterricht ertheilt wird, der jeder freien Entwickelung der Hand Hohn spricht.

Was nun die Vorschläge darüber betrifft, wie der Zeichenunterricht in den allgemein bildenden Schulen am Besten zu reformiren sei, so verlangt der Herr Verfasser, daß das Kind zeichne und male, was und wie es will und kann. — Alles recht schön und gut! Wir Zeichenlehrer sind auch die Letzten, die dem Kinde nicht so viel Freiheit wie möglich bei seinem zeichnerischen Schaffen gewähren möchten, wissen wir doch sehr genau, daß das Interesse am Gegenstand ein Hauptfactor ist zur Erreichung guter Resultate. Aber ganz ohne System, ohne einen gewissen Aufbau im Lehrstoff, also ohne Methode geht's sogar beim Zeichenunterrichte nicht. Das gibt ja erst auch der Herr Verfasser selber zu, indem er empfiehlt, daß man vom Nächsten ausgehen soll, z. B. von Geräthschaften und Hantirungen im Hause.

Wenn der Raum dazu vorhanden wäre, so sollte es mir ein Vergnügen sein, zu beweisen, daß ein Zeichenunterricht, der nicht die einfache pädagogische Regel „Vom Leichten zum Schweren" berücksichtigt, unter keinen Umständen allgemein bildenden Wert in sich schließen kann, sondern sich nur an talentirte Schüler wendet. Gleichzeitig müßte erörtert werden: Was ist für das Kind leicht, was schwer? Es sollte mir ferner eine angenehme Aufgabe sein, nachzuweisen, daß bei unserer heutigen Methode des Zeichenunterrichts in den höheren Schulen das Beobachtungsvermögen des Kindes ganz hervorragend geschärft, und sein Gemüth und seine Phantasie, wie der Herr Verfasser meint, durchaus nicht verkümmert wird. — Die arme Schule, wie wird sie doch von so vielen Seiten und auch ungerechtfertigter Weise angegriffen!

Wir haben jetzt neue Lehrpläne für die höheren Schulen bekommen, und Alle, die ein wenig Kunst in die Schulen verpflanzen wollen, dürfen sowohl mit den allgemeinen als auch mit den besonderen Lehraufgaben für das Zeichenfach zufrieden zu sein. Nur muß uns Zeichenlehrern aber auch eine Spanne Zeit für ruhige Entwickelung des Faches gelassen werden. Dann erst — nach einer Reihe von Jahren — dann kommt und kritisirt! Bis dahin aber räumt alles aus dem Wege, was dem Gedeihen eines künstlerischen Zeichenunterrichts und der Erreichung guter Resultate hinderlich ist. Daher in erster Linie die Forderung: Der Zeichenunterricht an unseren höheren Schulen darf nur von künstlerisch und pädagogisch geschulten Lehrern, die ihre Befähigung nachgewiesen, ertheilt werden und die Zweite: Gebt dem Zeichnen in unserem Schulorganismus dieselbe Stellung wie den wissenschaftlichen Fächern mit derselben Stundenzahl! Der Zeichenunterricht ist kein technisches Fach mehr; er bildet, wenn auch in anderer Weise, ganz hervorragend die Geisteskräfte des Kindes.

Wenn dann schließlich dem Kunstunterricht auch noch ein wenig mehr Zeit zur Verfügung gestellt würde, dann könnte man der Schule nicht mehr auf die Dauer den Vorwurf machen, daß sie ausschließlich Verstandesbildung pflegt, dann hätte sie „ein wirksames Gegengewicht in künstlerischer Bildung erhalten!"

R. Teske.

Digitized by Google

Gottsched-Verlag. Berlin W. 9.

Eugen Reichel:

Ein Gottsched-Denkmal.

Monumentales Prachtwerk. 30 M.

Kleines Gottsched-Denkmal. 2 M.

Die Londoner „Academy" hat kürzlich verschiedenen hervorragenden Gelehrten und Staatsmännern einen Fragebogen mit der Frage zugehen lassen, welches die zwei im Jahre 1900 erschienenen Werke seien, die auf sie den bedeutendsten Eindruck gemacht haben. Karl Blind, der in London heimisch gewordene berühmte Gelehrte, hat bei dieser Gelegenheit Eugen Reichel's „Gottsched-Denkmal" an erster Stelle genannt.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Manuskripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuskripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher u. s. w. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Rich. Sattler, Braunschweig
(gegründet 1888).

Redacteur

einer Tages-Zeitung, Feuilletonist und Kunstkritiker von Ruf, mit besten Referenzen (auch von der „Gegenwart" warm empfohlen), sucht die

Berliner Vertretung

für größeres Provinzblatt oder Zeitschrift auf dem Gebiete der Berichterstattung über Theater, Kunst und öffentliches Leben. Unter L 25 an die Expedition der „Gegenwart".

Bismarck im **Urteil** seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 16 Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Mineralquelle** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. In den Handlungen natürlicher Mineralwässer und in den Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen und geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-, Trink- und Badequellen, Mineral-, Moor-, Douche-** und **Dampf-Bädern,** zeitgemässen Einrichtungen zu **Kaltwasserkuren u. Massage,** ferner einer vorzüglichen **Molken-, Milch-** und **Kefyr-Kur-Anstalt. — Hochquellen-Wasserleitung.** — Angezeigt bei **Krankheiten** d. **Nerven,** d. **Athmungs-, Verdauungs-, Harn-** u. **Geschlechts-Organe,** zur **Verbesserung** d. **Ernährung** u. d. **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden u. d. Folgen entzündl. Ausschwitzungen. Eröff. **Anfang Mai.** Prosp. unentgeltlich.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: 42 **Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz und Burgsteinfurt, Westf.** Herrl che Lage. Honor. **nach** Heilg. Prospecte **gratis. Aelteste staatl.** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I** ausgezeichn. **Anst. Deutschl.**

Manuscript-

Angebote erbitten

Jacobi & Zocher, Verlagsbuchhandlung
Leipzig-R., Oststraße 9.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 32. Berlin, den 10. August 1901. 30. Jahrgang. Band 60.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Classenmoral und Dienstbotenfrage. Von Karl Noetzel. (Schluß.) — Der Rechtsinstinct im Unbewußten. Von Julius Duboc (Dresden). — **Literatur und Kunst.** Freiligrath's Prosa. Von Dr. Beukert (Gütersloh). — Neue französische Romane. Von A. Brunnemann (Dresden). — Das Gebirge als Vorbild der Baukunst. Von Heinrich Pudor. — **Feuilleton.** Maslan's Frau. Von Marie v. Ebner-Eschenbach. — **Offene Briefe und Antworten.** Natural- oder Geldlöhnung der ländlichen Arbeiter? Von W. Behrend (Weimar). — Notizen. — Anzeigen.

Classenmoral und Dienstbotenfrage.

Von Karl Noetzel.

(Schluß.)

Zwei Hauptübel haften der Dienstbotenarbeit an: die unbegrenzte Arbeitszeit und eine gewisse persönliche Abhängigkeit, welche sich derart in keinem anderen Berufe findet. Hierin haben wir die Ursache zu erblicken, daß die Dienstbotenfrage so brennend geworden ist. Das Volk zieht begreiflicher Weise die Fabrikarbeit vor; denn diese wird nur während einer bestimmten, gesetzlich feststehenden Zeit verrichtet; vor und nach ihr ist der Arbeiter ein freier Mensch. Ein Dienstbote hingegen ist nie sein eigener Herr, selbst nicht in der Nacht, denn er schläft im Herrschaftshause und kann jeder Zeit geweckt werden. Zunächst ist die Arbeitszeit der Dienstboten gesetzlich festzustellen mit sammt den nothwendigen Ruhepausen. Sollte zu jeder Tages- und Nachtzeit Bedienung gewünscht werden, so müßten wie in der Industrie bei continuirlichen Betrieben zu verschiedenen Zeiten verschiedene Personen arbeiten, die Arbeit also abwechselnd verrichtet werden. Es genügte hierzu die gesetzliche Festlegung eines Maximums der Arbeitszeit und eines Minimums der Ruhepausen. Des Weiteren verlangen wir, daß die Schlafräume der Dienstboten gesundheitspolizeilicher Controlle unterliegen. Es wird hier mehr gesündigt, als man gemeiniglich annimmt. Indeß ist es noch eine große Frage, ob es sich nicht in Zukunft überhaupt empfehlen ließe, daß der größte Theil der Dienstboten außerhalb des Hauses logirt. Ganz durchzuführen wäre das natürlich nicht, da ja ein Haus stets bewacht werden muß. Hierüber sind eben besondere detaillirte Bestimmungen auszuarbeiten. Schließlich ist es auch nicht mehr als recht und billig und in hygienischer Beziehung durchaus geboten, daß entsprechend der für alle anderen Gewerbe obligatorischen Sonntagsruhe auch den Dienstboten wenigstens der halbe Sonntag frei zu geben ist. Man wende dagegen nicht ein, daß es für ein junges Dienstmädchen besser sei, wenn es mit Ausgängen knapp gehalten wird in Hinsicht auf sittliche Gefahren. Wer wirklich diese Befürchtung hegt, für den bleibt ja immer noch ein Ausweg, dem jungen Mädchen den nöthigen Aufenthalt in der Luft gefahrlos zu gewähren: er nehme es eben auf seinem Spaziergange mit. Indessen lehrt eine alte Erfahrung, daß mit größerer Freiheit die sittliche Widerstandskraft wächst. Zum Beweise hierfür weisen wir auf Moralstatistiken hin: während z. B. von den Prostituirten in Berlin bloß 16% dem Arbeiterstande entstammen, sind mehr als 36% ehemalige Dienstmädchen. Diese äußerst betrübende Thatsache berechtigt zu mancherlei Schlüssen. Zunächst erweist sich also der Mangel an freier Zeit durchaus nicht als sittlicher Schutz. Ferner kann man nicht umhin, in der Reaction gegen das beständige Eingeschlossensein und der Ueberarbeitung ein den Leichtsinn förderndes Element zu erblicken. Eine schwer zu entscheidende Frage bleibt es des Weiteren, ob nicht durch das beständige Unterdrücken der Persönlichkeit das Selbstbewußtsein der Dienstboten systematisch degenerirt und somit die Vorbedingung für die Preisgabe der Person, die Prostitution, geschaffen wird. Wenn wir auch diese heikle Frage nicht entscheiden wollen, so ist das Moment der persönlichen Unterdrückung doch sicher ein, die moralische Widerstandskraft schwächendes. Erfahrungsgemäß werden mehr Dienstmädchen verführt als Arbeiterinnen. Die Verführung durch social Höhergestellte kommt überwiegend im Dienstbotenstande vor. Alle diese in social ethischer Hinsicht überaus wichtigen Probleme wollen wir bloß berührt haben in der Hoffnung, daß Berufenere ihnen eingehendes Specialstudium widmen möchten. Ganz zweifellos geht aus der oben erwähnten großen Anzahl von ehemaligen Dienstmädchen unter den Prostituirten Eines hervor, nämlich, daß der sittliche Einfluß des Herrschaftshauses auf die Dienstboten sehr gering ist, bei Weitem geringer als der Halt, welcher den Fabrikarbeiterinnen durch ihre Kameradinnen geboten wird. Hierin liegt eine schwere Anklage. Wir stehen da vor großen Unterlassungssünden der Gesellschaft. Selbst zugegeben, daß die weiter oben aufgestellte Forderung, jeder Arbeitgeber habe seine Angestellten sittlich zu erziehen, nicht aufrecht erhalten werden kann, so steht doch das Eine fest, daß ein sittlicher Einfluß viel weniger durch Belehrung, durch Lob und Tadel, erreicht wird, als vielmehr vor Allem und immer wieder durch das Beispiel. Hier liegt der Schwerpunkt. Es ist demnach kein anderer Schluß gestattet als daß, im Großen und Ganzen genommen, die Lebensführung der besitzenden Classen noch nicht die sittliche Höhe erreicht hat, die ihren Bedienten zum Nachahmung erweckenden Beispiel dienen könnte. Nur obenhin berühren wollen wir die Kehrseite des Problems, daß nämlich das Beispiel der Unsittlichkeit, das sehr viele Mitglieder der besitzenden Classen ganz unverhüllt bieten, in gar nicht abzuschätzender Weise zur Demoralisirung des Volkes beigetragen hat. Leider hat auch dies überaus wichtige Factum noch nicht die ihm zukommende

Digitized by Google

Würdigung erfahren. Die Forderung der sittlichen Erziehung der Dienstboten durch die Herrschaft ist indessen sehr verfrüht zu einer Zeit, der noch das Verständniß für die leiblichen Bedürfnisse der Dienenden in weitesten Kreisen abgeht. Offen gesagt, erwarten wir auch eine sittliche Stärkung des Dienstbotenstandes viel weniger von dieser Seite her, als vielmehr als Folge einer gesetzlichen Regelung der Arbeitsbedingungen, vor Allem der Arbeitszeit. Es sei uns hier gestattet, auf einen schon mehrfach von uns betonten principiellen Standpunkt zurückzukommen. Bei jeder gesetzlichen Regelung der Arbeit muß außer der Rücksicht auf die Gesundheit noch ein anderer Gesichtspunkt maßgebend sein. Es muß Zeit bleiben zur Weiterbildung. Der heutige Stand der Allgemeinbildung berechtigt zu dieser Forderung. Der Mensch lebt nicht allein für die Arbeit, sondern vor Allem zur Ausbildung seiner sittlichen Persönlichkeit. Keinem Menschen kann das Recht zugestanden werden, einen Anderen daran zu hindern. Das geschieht aber, wenn die Berufsarbeit keine Zeit läßt zur Weiterbildung. Eine solche Thätigkeit stehen wir nicht an, mit unsittlich zu bezeichnen und verlangen dagegen gesetzlichen Schutz. Man wende nicht ein, dieser Standpunkt sei ebenfalls verfrüht. Eine stetig wachsende Menge von Volksbildungsmitteln, wie Bibliotheken, Museen, Volkstheater, Vorlesungen, Concerte, Volksuniversitäten harrt ihrer Benutzung. Nehmen wir nun an, die Dienstbotenarbeit sei gesetzlich geregelt und das Dienstmädchen habe Zeit, Abends eine Fortbildungsschule oder eine bessere gesellige Vereinigung zu besuchen, so wird das unbedingt sein Selbstbewußtsein heben und seine sittliche Widerstandskraft stärken. Von hier aus erwarten wir die Hebung der Moralität des Dienstbotenstandes.

Indeß kehren wir zur realen Gegenwart zurück. Da gilt es zunächst einen Einwand zu widerlegen, den wir schon längst auf den Lippen der Leserinnen schweben sehen: wir sprächen nur immer von den Pflichten der Herrschaften, gleich als ob alle Schuld ausschließlich auf deren Seite läge und die Dienstboten sämmtlich weiße Lilien wären. Diese Auffassung liegt uns fern. Auch sind uns schon von mehr als einer vorzüglichen Frau Klagen zu Ohren gekommen, daß ihre Dienstmädchen trotz aller ihnen entgegen gebrachten Güte störrisch, mißtrauisch und ungezogen blieben. Wenige haben hier unter der Schuld Vieler zu leiden. Fast in jedem derartigen Falle dürfte es sich unschwer nachweisen lassen, daß das betreffende Mädchen entweder schon selbst bei einer rücksichtslosen Herrschaft gedient hat, oder ein solches Schicksal von Kameradinnen vor Augen hatte. Hierdurch entstand vermöge des Verallgemeinerungsdranges des Ungebildeten der Haß und das Mißtrauen gegen jede Herrschaft. Wir wollen uns hierbei durchaus nicht Illusionen hingeben und ruhig zugestehen, daß dieser Haß auch ohne schlechte Erfahrung leicht erklärlich ist. Der natürliche Mensch haßt jeden Zwang und Diejenigen, die diesen Zwang ausüben. Die wenigste Arbeit geschieht ganz freiwillig, doch ist meistens das zwingende Moment versteckt. Das nimmt ihr das Unsympathische. In der Regel werden wohl diejenigen Arbeiten am meisten gehaßt, bei denen der persönliche Zwang ganz offen zu Tage kommt. Daher der Haß der Kinder gegen die Schule. Er ist mit der Abneigung gegen das Lernen durchaus nicht identisch, denn dieselben Schüler sind oft auf der Universität, wo völlige Lernfreiheit besteht, die fleißigsten. Sie wollen aber Alles freiwillig thun, zu nichts gezwungen werden. Ganz ähnlich hier. Der wachsende Mangel an Dienstboten beweist doch schon deutlich, daß in der That im Volke eine tiefgehende, zunehmende Abneigung gegen den Dienstbotenberuf lebt. Es wäre nun ein unbegründeter Optimismus, wollte man annehmen, daß sie sich im einzelnen Falle nicht vorfinde. Im Gegentheil glauben wir, daß von vornherein die natürlichen Gefühle des Dienstboten der Herrschaft gegenüber Neid und Haß sind und sein müssen, und daß nur die unwillkürliche Anerkennung von dort wirkender Selbstbeherrschung, Güte und sittlicher Höhe diese ursprünglich feindlichen Instincte schließlich in freundliche umzuwandeln vermögen.

In diesem Zusammenhange möchten wir wieder einmal darauf hinweisen, daß in der Beurtheilung von Mitgliedern der arbeitenden Classen überhaupt meist der Fehler gemacht wird, sie mit einem den eigenen Verhältnissen entstammenden Maßstabe zu messen. Fast durchweg unterlassen wir es hierbei, uns in die Seele wirthschaftlich tiefer stehender Personen hinein zu versetzen. Bis zu einem gewissen Grade müßte uns das sicher jeder Zeit gelingen, aber wir denken eben nicht daran, es fällt uns gar nicht ein, daß unsere satten Begriffe dem Hungrigen gegenüber versagen. Wir haben schon einmal an dieser Stelle*) auf den üblichen Mangel an Berücksichtigung der das Wirthschaftsleben begleitenden psychischen Momente und auf dessen unliebsame Folgen hingewiesen. Damals zogen wir uns den seltsamen Vorwurf zu, als setzten wir bei den arbeitenden Massen eine andere Seele voraus als bei uns. Es ist aber doch zu klar, daß wir nichts Anderes erstreben als die Mitrechnung aller derjenigen Factoren, welche das Seelenleben der Besitzlosen beeinflussen können; mit anderen Worten, daß wir uns fragen, wie wir unter diesen Umständen fühlen und handeln würden. Nur auf diese Weise kann in Zukunft der logische Fehler vermieden werden, daß dieselbe Handlung trotz völlig verschiedener Verhältnisse mit demselben Maßstabe gemessen wird. Man beurtheile von diesem Standpunkte aus den oben erwähnten Fall. Ein gütige Frau kommt ihrem Dienstmädchen freundlich und liebevoll entgegen; das aber bleibt störrisch und mißtrauisch. Wenn uns das mit einem Mitgliede unserer Classe passirt, so nennen wir es ungezogen. Aber das Dienstmädchen war vorher bei einer schlechten Herrschaft, oder ihre Schwester oder Freundin hatten dies Schicksal. Es haßt Alles, was Herrschaft heißt. Ist das zu verurteilen? Nein! weil es zu verstehen ist. Man beweise ihm aber durch das eigene Beispiel, daß die schlechte Herrschaft eine Ausnahme war. In diesem Sinne wünschten wir das Eingehen auf die Seelenstimmung des Volkes. Was uns selbst anbetrifft, so zwingt uns die Ehrlichkeit ruhig zu gestehen, daß uns ein fleißiges, tüchtiges, stets williges, heiteres, nicht mehr junges Dienstmädchen — denn Jugend freut sich an unbestimmten Hoffnungen — immer ein psychologisches Räthsel war. Was erwartet sie von der Zukunft? Arbeit jetzt und Arbeit später, Dienen ohne Ende. Solchen Geschöpfen gegenüber empfinden wir aufrichtige Hochachtung und begreifen auch sehr wohl, wenn z. B. erzählt wird, der große englische Kunst- und Socialreformer William Morris habe, wenn er Gesellschaft gab, seine Dienstboten stets auf dem Sopha sitzen lassen, während die Gäste, darunter oft die höchsten Aristokraten, mit Holzbänken vorlieb nehmen mußten. Das war sicherlich excentrisch, aber der Künstler wollte beweisen, welche Hochachtung er empfand, vor selbstloser, hingebender, treuer Dienstbotenarbeit. Jeder vorurtheilsfrei Denkende muß ebenso empfinden. Heftigkeiten und Scheltworte gegen Dienstboten sind daher immer Kennzeichen bedauerlichen Mangels an Beherrschung und hervorragend unfeiner Gesinnung. Wie bereits oben erwähnt, sind wir durchaus übezeugt, daß in den gebildeten, wohlwollenden Kreisen die Behandlung der Dienstboten in humaner Hinsicht nichts zu wünschen übrig läßt: aber auch hier vermissen wir häufig eins noch, nämlich den Blick für die Leiden der Dienstboten. Das mag zweifellos zum größten Teil mit dem Bestreben zusammenhängen, ihm nicht zu nahe zu treten. Der Classengegensatz wirkt hier latent; auf Seiten der Herrschaft ein gewisses intutitives Gefühl, als wollten die Dienenden persönlich in Ruhe gelassen werden, auf Seiten dieser das Bestreben, sich nur ja nicht persönlich der Herrschaft zu verpflichten. Sie verheimlichen

*) Gegenwart 1900 Nr. 12.

Digitized by Google

ihre Leiden, und diese bleiben unbemerkt und somit unberücksichtigt. Diese Hemmnisse sind bei gutem Willen durchaus zu überwinden. Bei gegebener Gelegenheit kann ein herzliches Eingehen auf die körperlichen Leiden der Dienstboten sehr leicht das Eis der Classenvorurtheile brechen, und das Dienstmädchen überzeugt werden, daß es nur einen Menschen vor sich hat, der einem anderen helfen will. Die ethische Pflicht den Dienstboten gegenüber concentrirt sich überhaupt in der einen Forderung: In jedem Menschen, mit dem man in irgend welcher Beziehung steht, namentlich aber in der einer gewissen Ueberordnung, zunächst und vor Allem den Menschen zu erblicken, gleich wie wir auch in uns das Menschliche weit höher schätzen als die Zufälligkeit von Geburt und Stellung. Das ist alles graue Theorie, die sich nicht befehlen läßt, auch wenn ganze Tintenmeere darüber ergossen würden. Diese sittliche Wandlung wird aber in gleichem Schritt vorwärts schreiten mit der Ausbreitung socialer Denkungsart in den breiten Massen. Unstreitig ist schon viel darin geschehen, und können wir ganz außer Sorge sein, daß die ethische Evolution diesen Weg gehen wird. Wir können ihr nur die Pfade ebnen durch möglich weitgehende sociale Aufklärung.

Merkwürdiger Weise hat bis jetzt die Dichtung nur in ganz vereinzelten Fällen dem Dienstbotenleben ihre Stoffe entnommen, und daran mag wiederum unsere psychologische Unkenntniß schuld sein. Wir entsinnen uns eines sehr ergreifenden Gedichtes über die Heiligkeit des Dienstbotenschlafes, vermögen aber nicht den Autor anzugeben. Hierhin gehört auch Carl Beck's „Knecht und Magd". Wir können es uns nicht versagen, einige Verse daraus anzuführen:

Er reifte heran, es ward sein Geschick sich im Dienste zu plagen,
Im farbigen Kleid ein farbiges Elend zu tragen.

Zu lächeln im Leid, zu füttern den Hund, zu satteln den Schecken,
Ein Blümlein der Sünde zur Nacht an die Brust des Gebieters zu stecken.

Er dachte mit redlichem Sinn sein wonniges Liebchen zu heuern.
Sie hatte nicht Hände von Sammt, sie hatte die Dielen zu scheuern.

Sie sahen sich spärlich, sie blieben getrennt in der Jugend Tagen,
Im rauschenden Lenz, wann die Lerchen der Brust am lautesten schlagen.

Das ist Dienstbotenschicksal!

In allerneuester Zeit ist zu erwähnen Octave Mirbeau's Journal d'une femme de chambre.*) Es ist das eine einzige furchtbare Anklage. Wenn wir auch nicht daran zweifeln können, daß der geistvolle Katheder-Anarchist nur wirklich Geschehenes schildert, so lassen wir uns doch nicht von ihm einreden, daß er uns ein typisches Beispiel giebt, und daß mithin die französische Gesellschaft im Großen und Ganzen durch und durch moralisch verdorben ist. Die Lectüre des Buches ist ernsten Personen dringend zu empfehlen. Seine eminente Bedeutung liegt wohl darin, daß es die erste bedeutende Anregung ist zu einer so sehr ersehnten psychologischen Methode in der Beurtheilung socialer Gruppen.

Wenn wir das Gesagte kurz zusammen fassen, so haben wir in dem Dienstboten-Problem die merkwürdige Erscheinung, daß sich ererbte Vorurtheile, die sonst überall principiell überwunden sind und sich auch mit dem jetzigen Stande der Aufklärung in keiner Weise in Einklang bringen lassen, auf einem Specialgebiete des Lebens erhalten haben. In dem Verhältnisse zu den Dienstboten herrschen noch immer, oberflächlich maskirt, die Instincte einer Zeit, die nur Herren- und Sclavenmoral kannte. Aber der moderne Zeitgeist duldet keine luft- und lichtleeren Winkel in seinem Bau. Bevor noch die Kritik sich der Frage annehmen konnte, wurde sie schon zu einer dringenden, indem sich immer weniger Individuen finden, die sich freiwillig in überwundene Verhältnisse fügen. Es entstand die Dienstbotennoth. Sie ist bloß das Kennzeichen unnormaler Verhältnisse. Wir erblicken diese in der Unbegrenztheit der Arbeitszeit, Fehlen der Sonntagsruhe und in einer gewissen persönlichen Abhängigkeit, wie sich das in keinem anderen Berufe findet. Werden diese Mißstände durch Gesetzgebung und fortschreitende Aufklärung gehoben, so wird die Dienstbotenfrage aufhören eine Frage zu sein, und die Dienstbotennoth wird schwinden. Die Arbeit des Dienstboten wird ebenso beurtheilt werden wie jede andere Arbeit, als eine Dienstleistung, die zu gewissen, gesetzlich festgesetzten Zeiten gethan wird, und wobei dem Arbeitgeber nicht das leiseste Recht auf die Person des Arbeitenden eingeräumt werden kann. Letzterer hat als Person jeglichen gesetzlichen Schutz seiner Arbeit zu beanspruchen. Ferner hat er Anspruch darauf, ein persönliches Leben zu führen, also auch über eine gewisse freie Zeit zu verfügen. Eine Arbeit, die diese freie Zeit nicht gewährt, ist unsittlich, weil in ihr eine gewaltsame Abhaltung von sittlicher Ausbildung und sittlichem Lebensgenuß erblickt werden muß. Das ist der Rechtsstandpunkt in der Dienstbotenfrage.

Es giebt aber einen höheren Standpunkt als den der Gerechtigkeit, das ist derjenige der Güte. Und da könnte die Dienstbotenfrage noch eine andere Gestalt annehmen. Ein Gerechter, der gütig ist, wird ungefähr also urtheilen: das junge Kind aus dem Volke tritt in meinen Dienst. Das ist eine harte Sache. Jugend will Vergnügen haben, hier aber harrt seiner nur Arbeit. Und doch ist Erziehung zur Arbeit das Beste, was man der Jugend geben kann. Die Arbeit muß also liebgewonnen werden. Das ist nur möglich, wenn man die herbe Form des Muß möglichst verhüllt. Ich will daher gütig zu meinem Dienstboten sein; zwar soll ihm keine Nachlässigkeit durchgelassen werden, aber ich werde freundlich ermahnen, nicht zanken — ich will in ihm das Gefühl wach erhalten, daß es an mir einen Freund hat, einen Menschen, der in ihm nur den Menschen sieht. Und unter freundlichen Augen wird Arbeit zu fröhlichem Spiel. Mir wird dieses Kind anvertraut, ich will es erziehen. Es soll glücklich werden; denn das Glück ist jeder Erziehung Endziel.

*) Paris, Charpentier. (Deutsche Uebersetzung „Tagebuch einer Kammerjungfer" im Wiener Verlag, Wien.) Wir werden auf das Buch und auf Cl. Viebig's neuen Dienstboten-Roman noch zu sprechen kommen. Die Redaction.

Der Rechtsinstinct im Unbewußten.

Von Julius Duboc (Dresden).

Seit Friedrich Nietzsche's Auftreten, und besonders seit seiner geschichts-philosophischen Construction, von Cultur und Moral, ist es bekanntlich üblich geworden von einer von ihm vollzogenen „Umwerthung" der sittlichen Werthurtheile zu reden. Man hat sich darüber empört oder dafür begeistert, je nachdem; man hat auf der einen Seite darin eine der größten Geistesthaten des Jahrhunderts, einen weithin erhellenden Genieblitz erblicken wollen, auf der anderen Seite behauptet man, „dieses cynische Umkehren Alles dessen, was bisher als edel und erhebend gegolten, diese grundmäßige Umwerthung aller moralischen Werthe, die sich nicht scheue, das als Ideal zu preisen, was der mehrtausendjährige consensus omnium als Inbegriff alles Verwerflichen verabscheut habe, überbiete an frivolem Radicalismus Alles, was bisher aus einer gebildeten Feder geflossen sei".*) Wenig ist dagegen danach gefragt worden, ob denn eine solche Umwerthung überhaupt möglich ist und wenn nicht, wenigstens nicht allgemein und nicht auf die Dauer, warum nicht. Der Untersuchung dieser Frage und womöglich ihrer Beantwortung sollen die nachfolgenden Betrachtungen gelten.

*) J. Nietzsche's Weltanschauung und ihre Gefahren. Von Professor Dr. L. Stein. Berlin, 1893.

Digitized by Google

Was Nietzsche betrifft, so möchte ich sofort auf einen Punkt, aber einen Hauptpunkt, aufmerksam machen. Er beging, indem er sich auf dies schwierige Gebiet einließ, einen der schlimmsten oder, sagen wir lieber, den schlimmsten Fehler, der bei Moralfragen überhaupt gemacht werden kann, indem er nicht zwischen gut und gut unterschied, nicht sittlich-gut, sinnlich-gut und zweckmäßig-gut, d. h. die Meinung dieser Ausdrücke auseinander hielt und nicht das erste, das Sittlich-Gute, als alleiniges Problem zur Untersuchung stellte. Dadurch hat er von vornherein eine im Fortgang nicht wieder aufzuhebende Verwirrung geschaffen. Er spricht fortwährend von „Moral" (Herrenmoral, Sclavenmoral), untersucht den Ursprung von „gut", findet (in seinem „Zur Genealogie der Moral"), daß „das dauernde und dominirende Gesammt- und Grundgefühl einer höheren, herrschenden Art im Verhältniß zu einer niederen Art, zu einem Unten", der Ursprung des Gegensatzes von „gut" und „schlecht" sei und — glaubt hiermit den entscheidenden Punkt getroffen und erledigt zu haben. Er glaubt in seinen sehr bedenklichen etymologischen Ableitungen den Beweis erbracht zu haben, „daß überall ‚vornehm', ‚edel' im ständischen Sinne der Grundbegriff sei, aus dem sich ‚gut' im Sinne von ‚seelisch-vornehm', ‚edel' ꝛc. mit Nothwendigkeit heraus entwickelt habe" — und er macht damit eine Nebensache zur Hauptsache. Welche Bedeutung für die ganze Untersuchung hat es denn überhaupt, wenn wir auf der einen Seite erfahren, daß zu irgend einer Zeit Menschen, die sich vollkräftig und mächtig fühlten, auf Grund ihres sinnlichen Selbstgefühls gerade diese Eigenschaften als „gut" bezeichneten und auf der anderen Seite nicht erfahren, wie es zugeht und welche Bedeutung es hat, daß zu irgend einer anderen Zeit ein sittlich-gut in der Begriffswelt des Menschen auftaucht, welches weder auf dem Boden des sinnlichen Selbstgefühls erwachsen ist, noch mit der Bedeutung jenes „gut" übereinstimmt, welches eben ein ganz anderes Gepräge trägt. Woher stammt es, wie kommt es zu Stande, wie weit reicht sein Bereich? Wie ist überhaupt der Unterschied zwischen sittlich-gut, sinnlich-gut und zweckmäßig-gut genau zu bestimmen?

Es ist klar, daß ohne eine grundlegende Untersuchung in dieser Richtung, die wir bei Nietzsche vermissen, es nur zu einer durchaus einseitigen Bestimmung von „gut" kommen konnte und doch hat er darauf seine gesammten Schlußfolgerungen in Bezug auf Cultur und Moral, seinen gesammten — wie seine Gegner sagen — abenteuerlichen und romanhaften „sociologischen Roman" aufgebaut. Eben diese Gegner machen es dann Nietzsche weiter zum Vorwurf, daß er für seine Auffassung nicht Beweise, vollgiltige, aus der Urgeschichte der Menschheit, der vergleichenden Völkerkunde, der vergleichenden Rechts-, Sagen- und Sprachgeschichte geschöpfte Beweise beigebracht habe. Ich möchte von meinem Standpunkt aus darauf nicht allzu viel Gewicht legen. Man kann meines Erachtens von einem Denker nicht verlangen, daß er in allen diesen Disciplinen derart zu Hause sei, daß er ihre Ergebnisse in der geforderten Weise zu verwerthen im Stande sei. Er operirt eben mit anderen Beweismitteln. Mögen ihm die Vertreter jener Fachwissenschaften nachweisen, wo und wann er Behauptungen aufstellt, die mit den auf ihrem Forschungsgebiete festgestellten Thatsachen unvereinbar sind oder zu sein scheinen. Aber das kann mit Recht von ihm verlangt werden, daß er den selbstgewählten Ausgangspunkt, — in diesem Fall also den Nachweis der Entstehung, die Ableitung und Ergründung des Werthurtheils „gut" — in durchaus objectiver, in vertiefter, umfassender Weise vornehme.

Er darf nicht, einem Lieblingseinfall zu Liebe, dem er Stützen geben möchte, sich an eine Deutung anklammern und andere, ohne sie untersucht zu haben, preisgeben. Er sollte mit einem Wort, weniger geistreich vielleicht, aber gewissenhafter in der wissenschaftlichen Bewältigung seines Themas verfahren, als es Nietzsche gethan hat. Bei einer objectiveren Erforschung des Gegenstandes konnte es ihm nicht entgehen, daß der Mensch die Bezeichnung „gut" von vornherein und nicht erst in Folge einer „Umwerthung" sehr verschiedenartig anwendet, nämlich erstens für das, was ihm im weitesten Sinn des Wortes „gut thut" — das ist dann, was ich eben als sinnlich-gut bezeichnet habe —, dann für das, was einem gerade in's Auge gefaßten Zweck entspricht, diesem angepaßt ist — zweckmäßig-gut — endlich für gut im Sinne von Recht, im Sinne des Seinsollenden, im Gegensatz zum Unrecht, zum Bösen — das ist dann sittlich-gut.*)

Nietzsche hat, wenn der Mensch „Mitleid, das warme Herz, Geduld, Fleiß, Demuth, Freundlichkeit" für gut erklärt, dies auf Nützlichkeits-Motive zurückgeführt. Deshalb spielten sie ihm zu Folge in der Sclaven-Moral die große Rolle — „denn das" — heißt es in „Jenseits von Gut und Böse", „sind hier die nützlichen Eigenschaften und beinahe das einzige Mittel, den Druck des Daseins auszuhalten". Die Sclavenmoral ist wesentlich Nützlichkeitsmoral. Hier ist der Heerd für die Entstehung jenes berühmten Gegensatzes von „Gut" und „Böse". Es läßt sich leicht nachweisen, daß die verschiedenen Ursprungsorte der Bewerthung von „gut" (im Sinne von herrschermächtig, gewaltig und kraftschwelgend [im Nietzsche'schen Sinne von „vornehm"] einerseits und im Sinne von freundlich, hülfreich, liebevoll andererseits), die Nietzsche, seiner geschichtlichen Theorie zu Liebe, bei verschiedenen Menschheitsgruppen unterbringt, ebenso gut und viel ungesuchter in einem und demselben Menschen aufgezeigt werden können. Der Mensch ist ja nicht bloß activ, sondern auch passiv, nicht bloß kraftbegabt und in seiner Kraft überschäumend wie in der Jugend, sondern auch kraftlos und hinfällig wie im Alter. Der Lebensproceß selbst entkleidet ihn der Macht und treibt ihn in die Ohnmacht. Wie sollte er nicht als Hülfsbedürftiger, d. h. im Alter, die hülfsbereite Hand, die sich ihm willig entgegenstreckt, für gut erklären. Nach altgermanischem Recht sank der Mann, der das 60. Jahr überschritten, allmählig wieder der Unmündigkeit entgegen, er gerieth in die Abhängigkeit des Sohns und oft mochte ihm da, sagt Wackernagel, „von harten Söhnen, von übermüthigen Enkeln schmerzlich vergolten werden, was er selbst in kräftigeren Jahren an Liebe und Milde verabsäumt hatte".

So bindet das Leben die Gegensätze in Eins zusammen und was bei Nietzsche unvereinbar als Herr und Sclave auseinander klafft, das tritt hier als Vergangenheit und Gegenwart eines und desselben Geschöpfs in organischen Zusammenhang.

Aber es kommt auf diese Unterscheidung überhaupt nur wenig an. Die Hauptsache, die man festhalten muß, ist, daß ein sittliches Werthurtheil überhaupt nur dann und da abgegeben wird, wo Jemand etwas für gut erklärt, nicht weil es ihm in der einen oder anderen Weise „gut thut", nicht weil es ihm und seinen Bedürfnissen gut paßt, sondern weil es ihm als recht, als sein-sollend, als an-sich-gut erscheint.

Woher aber dieses sittliche Werthurtheil des an-sich-gut? Woher taucht es so sehr früh im Menschen und woher, in den Hauptzügen wenigstens, so sehr übereinstimmend in den verschiedenen Menschheitsgruppen auf? Schon ein älterer philosophischer Schriftsteller (Mutschelle, Philosophische Abhandlungen, 1799) hat darauf hingewiesen. Entgegen der landläufigen Auffassung, wonach bei den verschiedenen Völkern die widersprechendsten Urtheile über Sittlichkeit herrschen sollen,

*) Für gut in den ersteren beiden Beziehungen brauchen wir auch die Ausdrücke „angenehm" und „zweckmäßig". Indessen ist es allgemeiner Sprachgebrauch für etwas, das sich zweckmäßig erweist, zu sagen „es paßt gut" und ebenso für das Angenehme in Bezug auf die Empfindung des Subjects, von der Nietzsche eben ausgeht, indem er das Werthurtheil des Vornehmen, der sich wohl fühlt, zu Grunde legt: „es thut gut".

Digitized by Google

sagt er mit Recht: „Zeigt mir das Volk, das jemals gesagt hat: es ist unrecht, es ist nicht gut, seinem Wohlthäter und Helfer dankbar zu sein, es ist recht, den Armen todt hungern, den Gedrückten sich todt quälen zu lassen, es ist nicht gut und lobenswürdig, ihn zu retten u. s. w.“ Auch die neueren völkerpsychologischen Forschungen und die praktische Berührung mit den verschiedensten Volksindividualitäten zeigen immer auf's Neue und befestigen die Wahrnehmung, daß die sittlichen Grundbegriffe, beziehentlich Werthurtheile auf einem und demselben menschheitlich-gemeinsamen Boden erwachsen sind.

Welches ist aber dieser Boden? Es handelt sich hier darum, ein instinctives Wissen zu erklären. Die älteren Ableitungen, die auf einen besonderen „Rechtssinn“, eine besondere „Rechtsvernunft“ zurückgreifen, auch das Lotze'sche „Vernunftgefühl“, jene, wie Lotze meinte, „vielleicht eigenthümlichste und tiefste Offenbarung des menschlichen Geistes“, kommen hier nicht in Betracht. Sie sind alle zu complicirt, sie erfordern zu viel Reflexion, Construction, Systematik, geistige Verarbeitung, die wir gerade hier nicht voraussetzen dürfen. Eine Naturstimme — und ein instinctives Wissen ist eine Naturstimme — kann nur aus der Natur heraus erklärt, beziehentlich abgeleitet werden.

Um diese Ableitung vornehmen zu können, muß man — was bisher versäumt wurde — das Seinsollende zunächst im Unbewußten aufsuchen. Da findet es sich, wenn man den organischen Lebensvorgang, wie er sich im Geschöpf vollzieht, in's Auge faßt. Dieser verfolgt unweigerlich, von einem inneren Lebensgesetz beherrscht und getragen, ein und dieselbe Tendenz: er sucht die Sicherung des materiellen Lebensprozesses im Sinne dessen, was der Mensch „gesund“ nennt, herzustellen. Dies ist für ihn das Seinsollende. Um die Gesundheit zu behaupten, oder, wo sie gestört ist, wiederherzustellen, wird er aber fortwährend, wenn auch für uns unmerklich — wir fassen nur die groben Wirkungen in's Auge — auch den Selbstgiften, die auf ethischer Grundlage im Menschen wuchern, entgegenwirken. Deren giebt es eine ganze Reihe. Man darf mit gutem Grund annehmen, daß, wie es im Volksmund heißt, der Neid dem Neidischen am Leben zehrt. Ebenso wirken die ähnlichen, in Gift und Galle getauchten Eigenschaften, wie Schadenfreude, Gehässigkeit, Mißgunst u. s. w. Unter allen Umständen wirken sie gesundheitswidrig, sie sind Störenfriede der Gesundheit. Herzlosigkeit, Geiz u. s. w. trocknen die Lebensquellen aus, selbst wenn die Träger dieser Eigenschaften es nicht bemerken sollten, sie wirken gleichsam erkältend und verknöchernd, wie andererseits Herzlichkeit, Wohlwollen als Wärmequellen für das gesammte organische System betrachtet werden können. Vertrauen, Gewissenhaftigkeit schaffen Ruhe — „ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen“ — während Mißtrauen, zügellose Begier, das Bewußtsein begangener Missethaten u. s. w. Körper und Geist durch Ruhelosigkeit foltern und aufreiben. Indem der Lebensvorgang darauf gerichtet ist, ein Gesundes zu erhalten, oder wiederherzustellen, muß er daher nothwendigerweise diejenigen ethischen Momente im Menschen indirect (direct kann er es nicht), d. h. indem er sich gegen die ihnen günstige, organische Disposition wendet, bekämpfen, welche geeignet sind (wie Neid, Zorn u. s. w.) die Assimilirung, den Stoffwechsel, die Blutbildung, die Nerventhätigkeit u. s. w. ungünstig zu beeinflussen. Ich wähle ein sehr grobes Beispiel. Ich setze den Fall eines Trinkers, der durch die Leidenschaft, der er fröhnt, seinen organischen Haushalt, indem er ihn unmäßig beschwert und belastet, zerrüttet. Die Tendenz des Lebensprocesses wird dahin gehen, den Trinker gewissermaßen vor sich selbst zu beschützen (ob mit Erfolg, steht natürlich dahin), indem er der organischen Disposition entgegenwirkt, auf welcher bei ihm die Neigung zum Trunk üppig wuchert. Und ganz ähnlich verhält es sich auch da, wo es sich um rein ethische Momente, wie Neid, Schadenfreude, Zorn u. s. w. handelt.

Man kann also gewissermaßen von dem Wissen eines Seinsollenden in dem Unbewußten der organischen Verrichtung sprechen, und zwar ist dieses Seinsollende ein unverändert sich gleichbleibendes, so unverändert, wie es die Gesundheit und was dazu gehört, auch ist. Von da ist nun nur noch ein Schritt bis zu dem instinctiven Ueberzeugtsein davon, daß alle Eigenschaften, die das gerade Gegentheil der Selbstgifte darstellen, also Wohlwollen, Gerechtigkeit, Gewissenhaftigkeit, Güte, Edelmuth, Geduld, Freundlichkeit, Theilnahme u. s. w. das Seinsollende, das Rechte, das Ansich-Gute darstellen. Dieser Schritt wird gethan durch eine psychoethische Reflexbewegung. Was der physische Organismus als das, was sein soll, herzustellen sich bemüht, das reflectirt sich in der Anschauungswelt des seelischen Organismus als das Seinsollende, Rechte.

Das Zustandekommen der psycho-ethischen Reflexbewegung setzt, trotz seines primitiven Charakters, eine gewisse geistige Capacität voraus, kann also bei gänzlich rückständigen Volksindividualitäten und Individuen auch ausbleiben oder sich wenigstens sehr spät entwickeln. Ihr Vorstellungskreis erweitert sich anscheinend in Bezug auf gut nicht über sinnlich-gut oder zweckmäßig-gut, eine Vorstellung von sittlichgut, an-sich-gut fehlt. Dieser Fehlbetrag wird aber nicht etwa durch eine anders geartete Auffassung von sittlich-gut, recht u. s. w. ersetzt, so daß sich hier Gegensätze schieden, sondern das Fehlen ergiebt eben nur eine leere Stelle, ein Nichts. Das Verhältniß ist also so aufzufassen: es entsteht in der Begriffswelt des seelischen Organismus in Bezug auf sittlich-gut entweder überhaupt nichts — vacat — oder es entsteht ein wesentlich Uebereinstimmendes, als Reflex des zu Grunde liegenden organischen Processes. Von ihrer Umwerthung kann seiner ganzen Natur nach gar nicht die Rede sein. Das ist, abgesehen von allem Anderen, der Grundfehler bei Nietzsche.

Es ist schlimm, wenn das instinctmäßige Rechtthun, etwa Goethe's „Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange ꝛc.“ sich abschwächt, und ein Wissen des Rechten, dem aber das Thun nicht mehr entspricht, an seine Stelle tritt; schlimmer noch ist es, wenn auch dies instinctive Wissen, das zwar nicht die Kraft eines lenkenden Steuers, aber doch die eines Ankers besitzt, angetastet und erschüttert wird. Nietzsche's glänzende Rhetorik hat viel dazu beigetragen. Die Staubwolke, die er mit seiner Umwerthung aufwirbelte, war — wir haben es Alle erlebt — außerordentlich groß. Und zwar war es gewissermaßen wie die Staubwolke eines hochherrschaftlichen Wagens, gezogen von einem vornehmen, schnaubenden Gespann, welches vorbeisaust, die niederen Sterblichen, die ihm kaum mit den Blicken folgen konnten, staunend und betäubt und außerdem auch noch bestäubt zurücklassend. War es wirklich so? War wirklich der durch die Cultur aus dem ursprünglichen Raubthier zu einem „Hausthier“ gezähmte, d. h. der „zahme Mensch“ nur der „heillos Mittelmäßige?“ Sind Mitleid, Demuth, das warme Herz u. s. w. nichts als Vorschriften einer Nützlichkeitsmoral? Ist es „zu Ende mit dem Menschen, wenn er altruistisch wird“, ist „schädlicher als irgend ein Laster, das Mitleiden der That mit allen Mißrathenen und Schwachen“ u. s. w. Ist es wirklich so? Zwar hatten wir Alle gelernt und waren in uns aufgenommen:

Edel sei der Mensch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Aber schließlich hatten wir das doch nur nachgesprochen, nachgebetet, — einem Größeren allerdings, wie es uns vorkam, aber konnte nicht auch dieser Größere schon einer der „heillos Mittelmäßigen“ gewesen sein? Wir hatten im Grunde doch nur als selbstverständlich angenommen, was uns selbst-

Digitized by Google

verständlich erschienen war. Aber der Schein kann täuschen und das Selbstverständliche wiegt nicht schwer, wo es sich um Gründe und Beweise handelt. Wo war der stichhaltige Gegenbeweis, welcher Nietzsche entgegenzuhalten war, wenn er uns versicherte, daß wir uns bisher sämmtlich in unseren Werthurtheilen von gut und nicht-gut getäuscht hatten? Dieser kann meines Erachtens nur geführt werden, wenn man, wie ich es versucht habe, das anscheinend Selbstverständliche als psycho-ethische Reflexbewegung eines organischen Lebensvorganges nachweist, der sich selbst als naturnothwendig bezeugt. Wenn irgendwo, so ist der Instinct da unfehlbar, wo er nur den Lebensgedanken, in dem Alles beschlossen ist, ausdrückt.

Nietzsche erlag einem schweren Geschick, indem es ihn drängte, den Naturinstinct zu corrigiren und ihn gleichsam zu übertrumpfen. Indem er sich vermaß, eine Umwerthung der ein für allemal feststehenden sittlichen Werthurtheile der Menschheit in Angriff zu nehmen und zu verkünden, löschte er den Naturinstinct aus. An seine Stelle trat ein Leuchtthurm des Aberwitzes, dessen unsicherer Schein in dem klippenreichen Meer ihn erst als Denker und dann als Mensch scheitern ließ.

Literatur und Kunst.

Freiligrath's Prosa.

Von Dr. Benkert (Gütersloh).

Der Stil ist der Mensch selbst. Wenn wir nun dieses Wort Baffon's auf Freiligrath anwenden, auf den Prosadarsteller Freiligrath; welches ist das Ergebniß? Gestehen wir es nur, von der Prosa dieses unseres Dichters wissen wir ebenso wenig wie die meisten von Klopstock's „Messias". Die relativ bekannteste Prosaschrift, die Freiligrath's Namen mitträgt, ist das Geschenk-Werk, „das malerische und romantische Westphalen." Mit theuren Londoner Stahlstichen ausgestattet, in schön gepreßtem Leinwanddeckel, hat es sich in gar vielen westphälischen Familien eingebürgert, wo es dann in der guten Stube neben manch' anderem Prachtwerk deren Loos eines ungestörten Stilllebens theilt. Während die erste Ausgabe, Leipzig, 1841, als von Ferdinand Freiligrath und Levin Schücking ausgehend bezeichnet wird, tragen die zwei folgenden den Titel richtiger in umgekehrter Namenfolge. Denn mehr als das Einleitungsgedicht „Freistuhl zu Dortmund", und einen „Westphalenbogen", nach Freiligrath's eigenem Ausdrucke, verdankt das Werk Freiligrath's Feder nicht. Ja, die Bücher haben ihre Schicksale oft nicht weniger eigenartig als die der Menschen.

„. . . Den Boden wechselnd, die Gesinnung nicht,
Wählt er die rothe Erde für die gelbe!
Die Palme dorrt, der Wüstenstaub verweht:
An's Herz der Heimath wirft sich der Poet . . ."

So heißt es in jenem Gedicht, und die Briefe aus jener Zeit sind voll Begeisterung von der Idee, seine „Westphälische Heimath" würdig zu beschreiben. Wie Zimmermann's „Münchhausen" dazu die erste Anregung gegeben, so war auch dieser es, der ihn zur Ausführung seiner Absicht beglückwünschte und ermuthigte (Brief vom 25. April 1839). Und am 7. September des folgenden Jahres schreibt Freiligrath an Levin Schücking, „den Freund mit den Gespensteraugen": . . . Du kannst das Ding besser als ich. Du hast in jeder Beziehung mehr das Zeug dazu, hast mehr Kenntnisse, mehr Begeisterung . . ." So ging das Werk in die Hände des trefflichen Schücking über. Es blieb dieses der erste und einzige Versuch Freiligrath's, ein größeres Prosawerk zu schreiben. Fehlte ihm einerseits die wissenschaftliche Durchbildung, wie er häufig genug in Prosa und Versen klagt, seinen ihm aufgedrängten Beruf als Kaufmann verwünschend: andererseits war es vor Allem auch das Unvermögen, sein Können zu zwingen in den vorgeschriebenen Rahmen, und nun gar zur Prosa. Selbst jenes Eingangsgedicht hatte ihm saure Mühe gemacht; wie Buchner (Ferdinand Freiligrath I, S. 320) berichtet, wurde manche Strophe wohl zehn bis zwölf Mal umgearbeitet. Und nun die Prosa des einen Bogens selbst, die als Einleitung des Werkes gedacht, eine Beschreibung der Porta Westphalica giebt. „Sehr jugendlich" nennt sie sein Freund Matzerath, einen „mehr begeistert schwärmenden als geschichtlichen Aufsatz" Buchner, „eine Stilübung" der Verfasser selbst in einem Briefe vom 7. December 1839. Mit dem Auge des Malers, des Dichters, erfaßt er das darzustellende Bild, indem er den Leser auf die Weserbrücke in Minden führt, mit dem vollen Blicke in die Westphälische Pforte. Durch wenige markige Striche zaubert er uns den Reiz, der über der Landschaft ausgegossen liegt, im Maienmond, vor die Seele. Er führt uns die Höhe des Wittekindsberges hinan, auf die Zinne des Thurmes und weist uns alle die Schönheiten ringsum, den Strom, die lachende Ebene, den starren Bergrücken, einem Riesenrosse ihn vergleichend, das er zur Nordsee in die Schwemme reiten möchte. Ein farbenprächtiges kleines Bild, in kecken Zügen hingeworfen, durch kühne Vergleiche belebt, ganz in der Manier Freiligrath's. Die in einer Einleitung erwarteten geschichtlichen Ausführungen beschränken sich auf gelegentliche Andeutungen, überwuchert von „lyrischer Zerflossenheit", den Schluß bildet eine etwas erzwungene Ueberleitung, die Herausforderung des Dichters des Weserliedes, der ihn nicht lange vorher bitter gekränkt hatte, zum ehrlichen Turniere.

Dem Inhalte entspricht auch die Form. Wie der „Dichter" schon nicht selten der Fülle der auf ihn eindringenden Eindrücke erliegt, zum Nachtheile der Durchsichtigkeit seiner Dichtungen, so auch hier der Prosadarsteller. Die Freude an der Schilderung führt zur Vernachlässigung des Sachlichen sowohl, als auch der Form. Es quillt und sprudelt hervor unaufhaltsam, als Ausfluß der unmittelbaren Anregung: ein mannigfaltiges und farbenprächtiges Bild, aber ungeordnet. Daher die nicht endenwollenden Sätze von 10, 15 bis 20 Zeilen mit langathmigen Einschachtelungen, wenn ein neuer Gedanke oft fernabliegend, sich hervordrängte, um selbst wieder einem Anderen den Platz zu räumen. Daneben stehen, starren Marksteinen gleich, knappe Ausrufe des Entzückens, trockene Aufforderungen zum Wiederbeginne des athemlosen Laufes. Es ist in der That eine „jugendliche" Prosa, wie sie unmittelbar aus dem Gefühle des Darstellers sich ergab. Und hätten wir keine anderen Prosaschriften Freiligrath's: sein Können als Darsteller in ungebundener Rede wäre nicht gar hoch anzuschlagen.

Da ist nun ferner eine „Erzählung", unter dem Titel „Nachgelassenes von Ferd. Freiligrath", von der Gattin des Dichters herausgegeben, die stets eifrig, liebevoll über des Dichters Ruhm wachte. Die treue Lebensgefährtin folgte erst vor Kurzem, 23 Jahre später, ihrem Manne im Tode nach. Bis dahin ruhte die Novelle „Der Eggesterstein" in dem „Mindener Sonntagsblatt" vom Jahre 1831, einem winzigen Provinzialblättchen recht dürftigen Inhaltes. Sie war damals von dem jugendlichen Dichter als Preisschrift eingesandt und hatte dem Verfasser eine goldene Busennadel als ersten Preis eingetragen. Dieser Erfolg aber hat Freiligrath, ebenso wenig wie die wiederholte Aufforderung der Dichterin Elise von Hohenhausen, sich der Novellenliteratur zuzuwenden, nicht zur Selbsttäuschung verleiten können. Er ist nie auf dieses Gebiet zurückgekehrt. Ja in einem Briefe an Marikel vom Jahre 1832 äußert er: „. . . Besonders auf einen Versuch in der Novelle sehe ich jetzt herzlich beschämt zurück . . ." — die Erzählung, die zum Gegenstande jene heimathliche Sage hat, nach welcher der Teufel die Ausführung der be-

Digitized by Google

rühmten Skulpturen und der Kapelle*) in den Externsteinen bei Detmold zu verhindern sucht, weist alle Merkmale einer Jugendarbeit auf. Sie kann demnach für die Beurtheilung von Freiligrath's Prosa nicht wesentlich in Betracht kommen.

Die phantastisch-romantische Art, die im „Moos-Thee", dem Gedichte des Sechzehnjährigen, dem ersten seiner gesammelten Dichtungen, den Leser zum ersten Male in ferne Welten führt, den eisigen Norden, in die sonnedurchglühte Wüste, dort wie hier gleich heimisch: jene Art beherrscht auch den an und für sich einfachen Stoff der Erzählung von den Eggestersteinen. Und das ist charakteristisch; der Dichter in seiner Eigenart verleugnet sich auch hier nicht. — Nicht ohne Geschick ist die Composition, wenn wir von dem phantastischen Beiwerke z. B. jenes „höllischen Bacchanals" auf dem Blocksberge, der „Hexenküche" u. A. absehen.

Was für uns hier in Betracht kommt, die achtungswerthe Handhabung der Sprache mit ihren kühnen Bildern und Vergleichen, ja, die selbst vor Neubildungen nicht zurückschreckt, sie verräth neben der Plastik der Darstellung den späteren Meister in der Form, freilich noch nicht nach den Forderungen einer classischen Prosa. Immerhin dürfen wir auf sie anwenden, was der Dichter bei seiner sonst beispiellosen Bescheidenheit und strengen Selbstkritik in Bezug auf seine Jugendgedichte äußert, denen er bekanntlich zum größten Theile die Aufnahme in seine Werke versagte. Als ein Freund ihn im Jahre 1871 anging, die Soester Jugenddichtungen zu veröffentlichen, schlug er dieses Ansinnen ab, jene „Exercitien" der Oeffentlichkeit zu übergeben — und doch befinden sich darunter lebensfrische, reizende Gedichte —, hinzufügend: „ . . . Sprache und Form hab' ich — schon damals, zu meiner eigenen Verwunderung heute nach mehr als 40 Jahren, leidlich genug beherrscht." — Eine größere Bedeutung freilich dürfen wir nach dem Gesagten dieser jugendlichen Prosaschrift nicht beimessen.

Weder Romane, noch größere wissenschaftliche Werke sind aus Freiligrath's Feder geflossen. Wie er von den „Romanschreibern" selbst nicht viel zu halten scheint (Brief vom 1. 9. 1839), so hat er andererseits den Vorsatz, die unterbrochene Gymnasialbildung zu vervollständigen, „ein festes Studium zu tractiren", nie Gelegenheit gefunden, auszuführen. Durch eine alles verschlingende „Lesewuth" sammelt er, wenig geordnet, eine Menge Wissensstoff; durch eisernen Fleiß hat er es bis zu völliger Beherrschung der beiden neueren Sprachen gebracht, und so wurde er einer der besten Uebersetzer englischer und französischer Dichtungen. Für die Beurtheilung seines Könnens als Prosadarsteller bleiben demnach nur noch die Briefe übrig, von W. Buchner in zwei Bänden zusammengestellt. — Es giebt gewiß einen classischen Briefstil, so u. A. den der Marquise Lévigné († 1696). Ebenso sicher aber ist es von vornherein, daß Freiligrath's Briefstil seiner Eigenart, seinem ganzen Wesen nach einen von dem jener völlig verschiedenen Charakter haben muß.

In erster Linie war Freiligrath das Briefschreiben Herzenssache gleich seinem Dichten. Das beweist außer dem Inhalte die Peinlichkeit, mit der er seinen weitverzweigten Briefwechsel behandelte, selbst in der Form. Zum Briefschreiben bedurfte er der völligen Sammlung. Daraus ergab sich bei dem Hin- und Herschwanken seiner Stimmung, namentlich in der Zeit bis 1841, bevor er durch seine Verbindung mit der vortrefflichen Ida Melos durch Gründung eines eigenen Heims selbst mehr Stätigkeit erlangte, nicht selten eine Entfremdung von wohlmeinenden Freunden, so u. A. von dem edlen Chamisso. Oft schwer erst fand Freiligrath diese ihm nothwendige Sammlung; und nicht selten hatte dann der Tod, wie in dem angedeuteten Falle, einen Ausgleich unmöglich gemacht. Jene Stimmung, die das unsterbliche „O, lieb', so lang' Du lieben kannst . . ." hervorbrachte, durchweht auch nicht selten seine Briefe. „ . . . . Man kann dann — in der Gereiztheit — beim besten Willen nicht zu einem heiteren Worte an einen fernen Freund gelangen." „ . . . . Was kommt Einem manchmal nicht Alles dazwischen, wenn man eben im Begriff steht, Briefe . . . endlich abzumachen! Habe Nachsicht und zweifle niemals an meiner Gesinnung!" (B. aus d. J. 45 und 55). Auch klagt er sich häufig wegen seiner aufbrausenden Gemüthsart, seiner Rauheit an, selbst wieder einlenkend. Bezeichnend für seine Auffassung über den brieflichen Gedankenaustausch ist ferner, was er von Unkel aus an Balling schreibt (Aug. 40), ihn zu einem regelmäßigen Briefwechsel auffordernd. Er aber solle sich „über das Niveau einer alltäglichen Klatsch- und Neuigkeitscorrespondenz erheben und das Tiefere und Innere ihrer Naturen zum Ausdruck bringen."

Nach diesen Andeutungen dürfen wir demnach etwas Tieferes in Freiligrath's Briefen suchen, als das liebenswürdige Geplauder jener Französin, der „Briefmarquise", die in aller Hast (la bride sur le cou) ihre Zeilen hinzuwerfen pflegte, bietet. Somit dürfen wir denn auch Freiligraths Briefe als Grundlage betrachten, auf der sich ein Urtheil über sein Können in der Prosadarstellung finden läßt.

„ . . . . Drachenfels und Rolandseck schauen durch den Duft der Frühe auf meinen Schreibtisch, der Rhein rauscht mir seinen ersten Morgengruß, und ein Prozessionsnachen mit rother Fahne gleitet singend dicht unter meinem Fenster den Strom hinab . . . ." Diesem kleinen „Gedicht in Prosa", an Adelheid von Stolterfoth gerichtet (1837), ließen sich leicht eine ganze Reihe zugesellen. Dahin gehören auch u. A. die an Immermann gerichteten Schreiben, voll Begeisterung für dessen „Münchhausen" wie zugleich für das durch Jenen angeregte Westphalenwerk, das, wie wir hörten, nicht zur Durchführung gelangte. — Es sind Miniaturbilder, jene Art Briefe, jeder für sich ein lebensvolles Ganze, das wir lieber für sich sehen als wenn sie als nüchterner Niederschlag in jenem Werke zusammengedrängt wären.

Hauchen sie nicht den Frühlingstrost in die kranke Brust des Freundes (Jerrontrop), die folgenden Zeilen? . . . . „Weißt Du noch, wie wir oft auf den sanften Wällen den kommenden Frühling begrüßt haben? O, dieser erste milde Strahl der Sonne, dies erste Knospen der Büsche! — Das Land mit seinen grünen, kurzhalmigen Kornfeldern athmet frisch und lau in die graue Stadt hinein. — Schon jetzt mein' ich, denk' ich an solchen Tagen immer zuerst an Dich, und mal' es mir aus, wie Du nun hinausgehen, und Dich des Lächelns der Sonne und des Thauens, des Eises und des lauen Hauches des Thauwindes — freuen wirst. . . ." — Edle Menschlichkeit leuchtet aus jeder Zeile, jener Grundzug seines Charakters, die stets den natürlichsten und treffendsten Ausdruck zugleich findet, nicht selten zu poetischem Schwunge sich erhebend. Da ist kein Wort, das wir missen möchten, durch ein anderes ersetzt oder eine andere Stelle ihm angewiesen sehen möchten. Als der unglückliche Maler Schlickum, der Freiligrath als Zeichner für das Westphalenwerk auf seinen westphälischen Streifereien begleitet hatte, sich aus bitterer Noth im Jahre 1870 in Berlin das Leben genommen, da ist es unser Dichter, der sogleich für die mittellos Hinterbliebenen durch einen Aufruf eintritt. An Stumpf schreibt er die schlichten, tief empfundenen Zeilen: „ . . . . Einen treueren, fleißigeren, anspruchsloseren, braveren Menschen gab es nicht. Und nun, nach einem langen arbeitsvollen Leben, dem kein Makel anhaftet, dieses Ende! Es ist nun durchaus nothwendig, daß die alten Freunde etwas für die Hinterbliebenen thun." Liegt die Bedeutung von Lessing's Prosa in der Subtilität des Ausdruckes, dem logischen wie grammatischen Zwange: Freiligrath's Rede, dem Stoffe entsprechend naturgemäß ungleich leichter, packt durch ihre Natürlichkeit

*) Jene hat bekanntlich u. A. schon Goethe besprochen nach einer Darstellung Rauch's („Ferneres über Kunst 1824"). Gegründet ist jene Kapelle als „Heiliggrabkapelle" im Jahre 1115 vom Kloster Abdinghof in Paderborn. Sie diente als Wallfahrtskapelle.

Digitized by Google

und innere Wahrheit, in deren Wesen Durchsichtigkeit und Klarheit begründet liegen. Er, der treffliche Uebersetzer, der Meister der Form sowohl wie des Ausdruckes in der gebundenen Rede, oft gewaltig in seinen Bildern, kühn bis hart an die Grenze des Erlaubten in seinen Vergleichen: in seiner Briefprosa redet er die Sprache des Herzens, die stets den natürlichen, rechten Ausdruck ungesucht findet. In ihr webt ein tiefes, im Grunde weiches Gemüth mit all seinen Tugenden und Schwächen, lebt ein fester, unbeugsamer Wille. — Und eben, weil er das „homo sum . . .“ nicht verleugnet, niemals verleugnen will, macht uns seine Darstellung um so liebenswerther wie den Darsteller selbst; denn, mit Lessing zu reden, „dem Menschen ist ein Mensch noch immer lieber als ein Engel.“ Es fließen demnach natürlich nicht alle seine Briefe gleich den angeführten, Abbilder einer spiegelglatten Seele, ruhig erhaben, warm und erwärmend dahin; keiner aber unter ihnen haucht jenen erkältenden Reif aus nach Heinescher Art, die ein dauerndes Gefühl der Bitterkeit erzeugt.

Wie es ehrlichen Naturen eigen ist, so zuckt es auch in ihm nicht selten auf gleich einem grellen Blitze. „ . . . Auf's Höchste indignirt über Heines freches Herunterreißen des edlen Uhland“, schreibt er im Mai 36 an Chamisso, zwei Jahre später an Merikel in fast noch schrofferer Form über Dingelstedt, dessen „Gewäsch“ ihn tief gekränkt. Besonders die Zeit von seinem Soester Aufenthalte an (1825) bis in die Unkeler Periode, wie erwähnt, ist reich an grilligen, weltschmerzlichen brieflichen wie ja auch poetischen Auslassungen; es war seine „Wertherstimmung“. Seine gesunde Natur überwand sie, und so ist denn auch stets sein Zürnen nie von langer Dauer. Niemals erniedrigt er sich zu der Bosheit eines Heine. Einmal ausgesprochen, ist das herbe Wort auch meist schon vergessen, bereut. Nicht selten auch lenkt eine scherzhafte Wendung versöhnlich ein, und dann fließt die Rede wieder ruhig dahin, behält auch wohl den humorvollen Ton bis zum Schlusse bei. So bilden denn auch diese Briefe ein harmonisch abgeschlossenes Ganze, bald dem bewegten Meere gleich auf und abwogend, niemals aber die Ufer überspülend, ein Bild wüster Zerstörung hinterlassend, bald wieder ruhig dahinfließend oder ganz in Scherz sich auflösend.

Stets gewähren die Briefe Freiligrath's ein treues Bild Bild des ganzen Menschen, voll männlicher Offenheit, frei von jeder das Gemüth vergiftenden Bitterkeit. — Seelengute Gemüthsart, wahre Menschlichkeit, gepaart mit echter Bescheidenheit, die in der rückhaltslosen Anerkennung fremden Verdienstes sich darthut, neben einem festen Willen, der nicht selten in schroffer Form hervortritt, und ein gesunder, alle Unebenheiten ausgleichender Humor: Das sind, meine ich, die wesentlichen Momente in Freiligrath's Briefprosa, die wir als treibende Kräfte stets herauslesen.

So konnte denn mit Recht die Zusammenstellung von Freiligrath's Briefen durch W. Buchner als eine Darstellung des Werdeganges des Dichters wie des ganzen Menschen bezeichnet werden. Die Lectüre bietet immer wieder neue Reize; sie erfrischt durch die innere Wahrheit, Einfachheit, Durchsichtigkeit und Originalität.

Neue französische Romane.

Von A. Brunnemann (Dresden).

Eine Reihe sehr beachtenswerther französischer Romane und darunter keine einzige Ehebruchsgeschichte! Es ist dies ein Umstand, der mit Freuden selbst von den Franzosen begrüßt wird, denn man ist dieses Themas nachgerade überdrüssig geworden und hat sich um Wichtigeres zu bekümmern, als um die Liebeshändel der oberen Zehntausend. Politische und sociale Fragen stehen im Vordergrund des Interesses. Während die Einen, darunter der Verherrlicher der „Energie Nationale“, Maurice Barrès, dem Nationalismus das Wort reden und ihre Landsleute wieder einmal hinter die chinesische Mauer der geistigen Abgeschlossenheit von allen Völkern verschanzen wollen, wenden sich die bekannteren Autoren, Zola, France, Bourget, Marcel Prévost, der ganzen Menschheit zu; die beiden Letzten sogar sind durchaus kosmopolitisch geworden. Allen voran steht Emile Zola, der sich wunderbar verwandelt hat. Nachdem er auf rein experimentale Weise die Naturgeschichte der Menschennatur und nur zu oft die der menschlichen Bestie geschrieben, nachdem er als kühner Zerstörer der haltlos gewordenen Stützen der alten Culturwelt aufgetreten, erhebt er sich in seinen beiden letzten Werken, „Fruchtbarkeit“ und „Arbeit“, den ersten Theilen der geplanten „Vier Evangelien“, zum socialistischen Propheten, der den Menschen a priori ihre Pflichten gegen die Gesellschaft vorschreibt; und offenbart sich in „Arbeit“ als reinster Utopist. Dieses ließ sich voraussehen.

Wer die gewaltigen Zusammenbrüche verfolgt hat, die uns Emile Zola in den drei „Romanen der Städte“ schilderte: den Zusammenbruch des Wunderglaubens, „Lourdes“, den Zusammenbruch der katholischen Hierarchie „Rome“, und den Zusammenbruch der christlichen Barmherzigkeit, „Paris“, wer ferner die herrlichen prophetischen Worte von der Jugend gelesen*), die nach aller Verzweiflung über die Verderbtheit der morsch gewordenen Culturwelt auf die verborgenen Lebens- und Zukunftsquellen in den Laboratorien und Studierstuben von Paris hinweisen, mußte von einem so starken und kühnen Geist wie Zola auch den Wegweiser zu einer Erneuerung der Welt durch Liebe und Wissenschaft erwarten.

Die „Vier Evangelien“ sollen Zola's Religion der Zukunft offenbaren. Es erschien zunächst „Fécondité“, ein stark moralisirendes Buch. Zola will hierin die Menschen von dem Wahn befreien, daß in ihrer Verminderung und Verfeinerung das Heil der Zukunft liege, und singt ihnen in einer Art Parabel eine gewaltige Hymne auf die ewig fruchtbare Natur, indem er jeden neu entsprossenen Keim als einen neuen Segen preist. Er predigt das Heil durch die gesunde Vermehrung der Völker und zeigt ihrem Ueberschuß Wege zum Fortkommen durch Colonisationsbestrebungen. Also das erste der vier Evangelien: Verherrlichung der starken, rastlos Leben spendenden Natur. Der zweite Theil, „Travail“ (in deutscher Uebersetzung bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, erschienen; 2 Bände), singt das Hohelied der Erneuerung und Erlösung der Menschheit durch die Arbeit, der Alle unterworfen sein müssen, bei der sie jedoch zu gleicher Zeit volle Muße haben, sich zu unterrichten und zu erholen.

Die Arbeit besteht, aber in niedriger, entwürdigender Form. Sie wird durch den Egoismus, identisch mit dem Capitalismus, schmachvoll ausgebeutet. Der Egoismus muß vernichtet werden. Das sind Zola's Grundgedanken zu der neuen socialistischen Parabel, die er uns giebt. Eine gerechtere Werthung der menschlichen Arbeit und in Folge dessen eine Umgestaltung der gegenwärtigen entwürdigenden Verhältnisse erstrebt Lukas Froment, ein junger Ingenieur und Sohn eben jenes Pierre, der in den „Drei Städten“ die drei Stützen der alten Culturwelt in sich zusammenbrechen sah. Lukas hat die vom Capitalismus ausgesaugte, in entsetzlichem Sclaventhum schmachtende Arbeiterschaft eines Stahlwerks kennen gelernt, das der Volksmund mit dem

*) „Mitten in den traurigsten Zuständen der Ungerechtigkeit und Corruption sitzt die wahre Jugend, die man nicht kennt, in den Schulen, Laboratorien und Bibliotheken; diese Jugend arbeitet: sie wird den Morgen herbeiführen . . . diese Jünglinge gehen mit dem Jahrhundert. Sie haben keine einzige seiner Hoffnungen verworfen und schreiten, entschlossen, die Arbeit ihrer Vorläufer fortzusetzen, immer mehr der Freiheit, immer mehr dem Lichte entgegen.“

Digitized by Google

Namen „Hölle“ belegt hat, und sinnt auf Hebung der socialen Mißstände, auf einen gerechteren Ausgleich zwischen Arm und Reich. Da fallen ihm Fourier's Schriften in die Hand.

Hingerissen von dem Plan der idealen Vereinigung von Capital, Arbeit und Talent beschließt er, den Zukunftsstaat Fourier's in einer neuen Fabrikanlage zu verwirklichen. Der Zufall ist ihm günstig. Es bietet sich eine treffliche Gelegenheit; Lukas erwirbt eine alte Fabrik in der Nähe der „Hölle“; ein Freund, ein erfindungsreicher Kopf, befaßt sich in genialer Weise mit den maschinellen Einrichtungen, und bald ist eine gutgehende Fabrik von eisernen Schienen und Trägern, Arbeiten des Friedens, im Gange, während die „Hölle“ Kriegsmaterial liefert. Gegründet ist das Unternehmen auf das Genossenschafts-System; das Gemeindehaus verwirklicht das Phalansterium Fourier's; ein gemeinsamer Antheil am Gewinn sichert allen Arbeitern sorgenfreie Existenz, directer Bezug der Consumenten vom Producenten verbilligt das Leben; bei der Kindererziehung, der Ehefrage, der Krankenpflege, bei Erholungen und Zerstreuungen ꝛc. werden im Wesentlichen die Theorien Fourier's befolgt.

Festes Entschließen und energisches Handeln zeichnen Lukas Froment aus. Die Liebe zu einem Proletarierkind, das sich ihm ergiebt, verzehnfacht seine Kräfte, er erkennt, daß nur aus inniger Liebe die Kraft geboren wird, schöpferisch zu sein, die Welt zu erneuern. Das Thema der „Fruchtbarkeit“ klingt wieder an und vermählt sich zu kräftigen Accorden mit dem Thema „Arbeit“. Kühn setzt so der erste Theil ein, reich an fortreißenden Stellen, die an die Größe des einstigen Zola erinnern, Schilderungen der Stahlwerke, des Arbeiterelends und vereinzelter Arbeitertypen. Prächtig ist ihm die Zeichnung eines Töpfers gelungen, der, einsam in einer Waldhöhle hausend, mit gesundem Instinct für das Schöne, Meisterwerke der Volkskunst hervorbringt. Die Darstellung der corrumpirten Vertreter des Capitalismus verläuft, nach bekanntem Schema, sehr einseitig und ist die schwache Seite dieses ersten Theils.

Die starke Seele Lukas Froment's, seine rastlose Schaffenskraft, sein unerschütterlicher Glaube an die erlösende Kraft von Liebe und Arbeit reißen uns mit fort; wir müssen ihm unsere Sympathien schenken; groß, stolz und frei erscheint er uns, wenn er mitten im Kampf mit seinen Widersachern steht und sich glänzend gegen die feigen Intriguen der Bürgerschaft des Nachbarorts Beauclair vertheidigt, um als Sieger hervorzugehen. Der Beweis ist erbracht, daß eine auf die ideale Trilogie Fourier's begründete Fabrikanlage bestehen kann; vielleicht schwebte Zola die von Godin im Departement de l'Aisne in's Leben gerufene „Société du Familistère de Guise, Association coopérative du capital et du travail“ vor*), die als Zeugniß der Anwendbarkeit des Fourier'schen Systems heute noch besteht. Sollte sich der Naturalist Zola nicht mit diesen gegebenen Thatsachen begnügen und uns eine wahrheitsgetreue Schilderung von der Leistungsfähigkeit und dem moralischen Niveau einer so gestellten Arbeiterschaft geben?

Aber Zola ist längst kein Naturalist mehr. Der einstige Schöpfer des Experimentalromans machte nicht einmal den Versuch, mit den menschlichen Leidenschaften im Fourier'schen Zukunftsstaat zu experimentiren; er trieb nach Vernichtung der Böcke, der Capitalisten, die frommen Schäflein, die Arbeiter, in ein Paradies unglaublicher Tugend und Seligkeit hinein, dessen Schilderung, wie alle Schilderungen von Zuständen dauernder Glückseligkeit, zum Sterben langweilig wird. Innerhalb von kaum vier Generationen, so verkündet uns diese Parabel, sind die elenden Arbeiter schöne tugendhafte Wesen geworden; kein Unterschied der gesellschaftlichen Classen mehr. Die Genossenschaftsanlage ist in's Riesenhafte gewachsen; nachdem der letzte Ueberlebende der Capitalisten die „Hölle“ als unrechtmäßiger Weise erworbenes Gut den Arbeitern Froment's zurückerstattet hat, schließt sich Fabrik an Fabrik diesem an; die Landleute strömen ihm zu und verbinden sich dem Genossenschaftssystem; ein neues Beauclair erblüht. Bald wird ganz Frankreich in eine gewaltige Genossenschaft verwandelt werden, und weiter wird sich das Paradies erstrecken, die Völker vereinen und die ganze Welt umspannen. Welch gewaltiger Flug des gigantischen Zola in eine ungeheuere, die Menschheit umfassende Symbolik! Aber daneben tausend kindliche Einzelheiten: Arbeiten müssen die Leutchen noch, doch die elektrischen Maschinen handhaben sich wie Kinderspiel und da sie alle zwei Stunden wechseln dürfen, ist die Arbeit eigentlich nur ein recht bequemes, abwechlungsreiches Vergnügen, eine der vielen Annehmlichkeiten, die sich die Zukunftsstaatler leisten dürfen, und deren Schilderung bis in die naivsten Kleinigkeiten uns der große Zola nicht erspart. Freie Liebe ist gestattet, da jedoch die gemeinsame Erziehung der Geschlechter schon frühe Neigungen erweckt, die Gewähr für die Ewigkeit haben, so ziehen die Meisten es vor, dauernde Verbindungen einzugehen. Und so weiter mit breiter Weitschweifigkeit, bis ein starker Band vor uns liegt.

Welch gewaltige Geistesarbeit zwingt in Nächten, wo der Schlaf überwunden wird, die Naturkräfte zu solcher Dienstbarkeit! Welch phänomenale organisatorische und reformatorische Thätigkeit gehört dazu, seine Mitmenschen, besonders wenn sie physisch und moralisch verkommene Arbeiter eines Industriedistricts sind, zu solchen Wundern von Tugend und Selbstlosigkeit umzuschaffen, und sie schaarenweise zu friedlicher, neidloser Gemeinschaft zu vereinen! Welch gewaltige moralische Arbeit muß ein Jeder an sich verrichten, um selbst unter glücklichen materiellen Bedingungen vom Arbeiter der „Hölle“ zum idealen Bürger des Zukunftsstaats zu werden! Von all' dieser Arbeit erfahren wir Nichts in dem Buche, dessen Leitmotiv „Arbeit“ ist, Nichts von der naturgemäßen, allmäligen Läuterung des Individuums wie der Gesammtheit. Zola bekannte sich in „Paris“ in hochherziger Weise zum Vertreter der Evolution. Angesichts der Bombenwerfer ruft ein greiser Gelehrter aus: „Bah, mögen sie sich verschlingen, zerreißen; sie schlagen sich doch nur um Personalfragen in dem gierigen Ehrgeiz, zu herrschen, über Macht zu verfügen. Doch das hindert die Evolution nicht am Fortschreiten; es hemmt keine Ideen, kein Vollziehen der Ereignisse. Ueber alledem schreitet die Menschheit weiter.“

Nun läßt er sie weiter schreiten, aber mit Siebenmeilenstiefeln, und das vergällt uns die Freude an diesem so kraftvoll einsetzenden Werk. Als Parabel betrachtet verliert es durch die abgeschmackten Einzelheiten, mit denen es den Zukunftsstaat schlaraffenlandmäßig herausputzt. Und schließlich — liegt uns daran, eine Erfüllung von unseren gewaltigen Romanheroen vorgeführt zu sehen, den Dichtertraum von einem sehr anzuzweifelnden Zustand menschlicher Glückseligkeit? Werden wir nicht ganz anders gepackt durch die lebendige Schilderung der sich treibenden, ewig vorwärts drängenden Kräfte der Menschheit, die aus unbekannten Tiefen emporstrebend immer neue Vulkanausbrüche veranlassen, um Neugestaltungen und neue Werthungen zu schaffen? Lockt uns gerade jetzt der Stillstand? Unseres Erachtens hätte ein Mann wie Zola unter dem Thema „Arbeit“ noch viel, viel vom Kampfe zu erzählen, statt uns dieses nur wenig gelungene Bild des glücklichen Weltfriedens zu geben. Seine große Einseitigkeit tritt auch gerade hier sehr schroff hervor, die zu starke Betonung der materiellen Seite des Daseins. Stellt sich mit Beseitigung aller wirthschaftlichen Nothstände unbedingt auch vollkommene geistige und seelische Befriedigung

*) Diese Fabrikanlage, die nur Fourier's cooperative Bestrebungen verwirklicht, nicht aber seine psychologischen und metaphysischen Ideen, deren Unanwendbarkeit Godin eingesehen, besteht noch unter der Firma: Ancienne Maison Godin. Société du Familistère de Guise Deguenne & Cie. à Guise (Aisne), Association du Capital et du Travail. Sie beschäftigt über 2000 Menschen und liefert Heizvorrichtungen, Haus- und Küchengeräthe.

Digitized by Google

ein? Warum nimmt das Zola a priori an, statt es uns auf „experimentalem" Wege zu beweisen?

Statt jeder kritischen Beleuchtung dieses socialistischen Priesterthums, dem Zola neuerdings entgegenstrebt, führen wir die Worte an, die Anatole France seinem Professor Bergeret in den Mund legt: „Verlange nicht von mir, daß ich prophezeihe! Nicht ohne Grund haben die Alten die Gabe, in die Zukunft zu schauen, als die verhängnißvollste Gabe des Menschen angesehen. Wenn es uns möglich wäre, zu sehen, was kommen wird, so bliebe uns weiter Nichts übrig, als zu sterben, und vielleicht sinken wir schon hin, niedergeschmettert von Schmerz und Entsetzen. An der Zukunft muß man arbeiten, wie die Hochstuhlweber an ihren Teppichen, ohne zu sehen."

„Monsieur Bergeret à Paris" vervollständigt die Reihe von Zeitsatiren, die Anatole France, der geistreichste unter den französischen Schriftstellern, innerhalb der letzten Jahre veröffentlicht hat. Wir finden hier gleichwie in den voraufgegangenen Bänden*) eine Reihe lose zusammenhängender Bilder von dem politischen Treiben in Paris, dem sich mit beißender Ironie durchsättigte Betrachtungen des Professors Bergeret anschließen. Der uns Wohlbekannte hat seine Provinzstadt verlassen, um in Paris zu dociren, und kommt gerade zur rechten Stunde dahin; er erschaut die armseligen Menschlein, die er verachtet, auf einem gar tiefen Niveau: die „Affaire" hat den rücksichtslosesten Parteienkampf entfesselt. Nationalisten, Antisemiten und Dreyfusards bekämpfen sich mit allen Mitteln der angeborenen menschlichen Bosheit und Niedrigkeit; daneben machen junge geckenhafte Aristokraten unter dem Schutz schöner Frauen Propaganda für Prätendenten zum Königs- oder Kaiserthron. France kennt seine Landsleute; die ganze elende Wirthschaft der Speculationswuth, der Ehren- und Ordensjägerei, des Nepotismus und politischen Schmarotzerthums gewisser Kreise der Pariser Bourgeoisie mit ihren Mondaines, die nicht viel besser sind wie die Demi-Mondaines, und Alle um das goldene Kalb Juda's tanzen, enthüllt er mit schonungsloser Kühnheit. Bisweilen erhebt er sich zu bitterer Anklage, bisweilen beleuchtet er in anscheinend harmlosen Bildern durch ein paar grelle Schlaglichter die hervorstechenden Schwächen des Pariser Volkes und macht durch diesen Schlußeffect die beißende Satire des Ganzen erst verständlich. Er erscheint dann als Gulliver, der eine Weile belustigt dem Treiben und Mühen der sich wichtig dünkenden Liliputaner zuschaut, um schließlich mit ein paar treffenden Worten die ganze Nichtigkeit dieses Treibens darzuthun.

Eine Probe mag hier für sich selbst sprechen:

„Reihenweise standen die Leute mit Packeten beladen in der Nähe des Bahnhofs, um die Ankunft des Präsidenten zu erwarten. Es kümmerte sie nicht, daß sie den Zug versäumten, müde und hungrig waren. Ich aber war glücklich zu constatiren, daß sich diese Leute fügsam zu Royalisten ausbildeten, und daß der Pariser bereit dazu ist, seinen Herrscher zu empfangen." Monsieur Bergeret in Paris durchläuft alle Stadien des France'schen Geistes rückwärts schreitend bis zum prächtigen alten Sylvestre Bonnard. Zunächst ist es der „Geist, der stets verneint", der linkische, schüchterne, einsame Gelehrte der Provinz, der sich nur wenig Liebe zu erwerben wußte, nur eine Freude hat, alle Gegner durch die Ueberlegenheit seines Geistes, die Schärfe seines Spottes und seinen Alles zersetzenden Skepticismus zu schlagen. Hie und da taucht das groteske Faunsgesicht des Abbé Jérôme Coignard*) auf, jenes verbummelten Priesters des galanten 18. Jahrhunderts, besonders bei dem Cynismus, mit welchem Liebesintriguen behandelt werden. Schließlich aber bricht immer mehr der edle nachsichtige Greis Sylvestre Bonnard**) durch. Monsieur Bergeret ist ja älter und nun wohl nachsichtiger mit den menschlichen Schwächen, ein echter Weltweiser geworden. Er erwartet nicht mehr viel Gutes von den Menschen und von dem Leben, „mais il faut beaucoup pardonner à la nature." In weit höherem Grade als bei seinem früheren Auftreten gewinnt der weise Gelehrte unsere Sympathien.

Wie mild beurtheilt er in der folgenden Scene die angeborene Thorheit der Menschen:

M. Bergeret hat einen Tischler zur Aufstellung seiner Bücherbretter kommen lassen. Der brave Mann ist Collectivist, was ihn nicht davon abhält, recht vernünftige Gedanken auszusprechen, die unserem Professor wohl gefallen. Der Tischler kennt weder Juden noch Christen, sondern nur gerechte und ungerechte Menschen, und er glaubt einen künftigen Zustand der Liebe und Gerechtigkeit. Riquet, Bergeret's Hund, bellt den Handwerker grimmig an, und nachdem dieser sich entfernt, giebt der Professor seinem zottigen Freunde einen energischen Verweis:

„Du auch, armes schwarzes Wesen, übst den Cultus der Großen, die Religion der uralten Feindschaft! Du auch betest die Ungerechtigkeit an aus Hochachtung vor der gesellschaftlichen Ordnung, die Dir Dein Futter und Deine Hütte sichert! Auch Du läßt Dich durch Lügen verführen und nährst Dich von groben Fabeln! Du auch hegst Rassenhaß, grausame Vorurtheile, Verachtung der Unglücklichen! Ich weiß, in Dir schlummert eine obscure Güte, die Güte Caliban's. Du bist fromm, Du hast Deine Theologie und Deine Moral, Du glaubst, recht zu handeln, doch Du weißt nichts. Du bewahrst das Haus selbst vor Denen, die es vertheidigen oder schmücken. Dieser Arbeiter hat in seiner Einfachheit bewunderungswürdige Gedanken; Du hast ihn nicht angehört. Du hörst nicht auf den, der am besten spricht, sondern auf den, der am lautesten schreit. Die Furcht, die unsere Ahnen zum Götzendienst und zum Verbrechen trieb, wendet Dich von den Unglücklichen ab und hemmt Dein Mitleid. Du siehst die weise Gerechtigkeit wie eine Fremde an und knieest nieder vor Deinen schwarzen Göttern. Du bewunderst die brutale Kraft, weil Du weißt, daß sie die herrschende Kraft ist und Du weißt nicht, daß sie sich verzehrt. Du weißt nicht, daß alle Fesseln vor einer gerechten Idee fallen.

Du weißt nicht, daß die wahre Kraft in der Weisheit beruht und daß die Nationen nur durch sie groß werden. Du weißt nicht, daß das, was die Größe eines Volkes ausmacht, nicht das blöde Geschrei ist, was auf öffentlichen Plätzen ausgestoßen wird, sondern der erhabene Gedanke, der sich in irgend einer Mansarde verbirgt, und der eines Tages hinausgetragen, das Angesicht der Welt ändern wird. Du weißt nicht, daß Diejenigen das Vaterland ehren, die um der Gerechtigkeit willen Kerker und Schmach und Verbannung erduldet haben." (S. 94 und ff.)

An der Hand seines tiefen Gefühls für Gerechtigkeit und seiner Menschenliebe, die reicher und stärker ist, als alle Verachtung, glaubt M. Bergeret trotz aller Erbärmlichkeit, die ihm täglich vor Augen tritt, an die Vervollkommungsfähigkeit der Menschheit. Nicht, wie die Rousseaujünger an ihre ursprüngliche Güte, die nur eine ungerechte Gesellschaft unterdrückt hat, sondern an ihr allmäliges mühsames Heraustreten aus dem Zustand der angeborenen Barbarei. Die Zeit, in der alle Menschen sanftmüthig und wohlwollend sein werden, hält er noch für sehr fern; lange noch werden sie sich um des Lebens Güter bekämpfen und diese sich wie gierige Bestien entreißen, aber er glaubt, „daß die Menschen weniger reißend und weniger elend sein werden, wenn der Fortschritt der Industrie eine Läuterung der Sitten hervorgerufen haben wird". „Aller Fortschritt ist ungewiß und langsam und von vielen Rückschritten begleitet. Der Schritt nach einer besseren Ordnung der Dinge hin ist unbestimmt und zögernd. Zahlreiche und tiefe Kräfte

*) Vergl. La Rôtisserie de la Reine Pédaugue u. Les Opinions de l'Abbé Jérôme Coignard.

**) Vergl. Le crime de Sylvestre Bonnard, ferner den Artikel über A. France, Gegenwart vom 24. Juni 1899.

Digitized by Google

fesseln den Menschen an die Vergangenheit, so daß er deren Irrthümer als werthvolles Pfand für seine Sicherheit lieb behält."

Eigenthümlich berührt gerade nach dem überschwänglichen Zukunftstraum Zola's diese Einschränkung des schärfsten Menschenkenners unter den französischen Romanschriftstellern. Ihm gegenüber erscheint Zola als ein mächtiger Lebensinstinct, der sich, nachdem er mit rücksichtsloser elementarer Kraft zerstört hat, was ihm hinderlich war, nun sein eigenes Reich nach seinen stark einseitigen Begriffen von Glückseligkeit gründen will und mit optimistischer Freudigkeit, ohne Berücksichtigung der menschlichen Entwickelungsbedingungen und einer feineren Psychologie, dieses Reich ohne Weiteres als möglich hinstellt. Anatole France aber, der wahre Weltweise, ruft ihm zu: Du bist eine werthvolle, fortreißende, für die Entwickelung der Menschheit ungeheuer nothwendige Kraft; Du giebst uns den Glauben an das gesunde, starke, sich ewig erneuernde Leben wieder. Dein Antipode, die stagnirende Rückständigkeit, das Absterbende am Baum des Lebens, das sich im Schutze des Alten behaglich fühlt und seine alten Schwächen hegt und pflegt, zwingt die Menschheit nach der entgegengesetzten Seite und, von diesen beiden entgegengesetzten Kräften bewegt, schlägt ihre Elite langsam, aber sicher, die Diagonale des Fortschritts ein, die Masse noch langsamer nach sich ziehend.

Noch sei bemerkt, daß France's Buch wegen seiner Darstellung ausschließlich französischer actueller Parteikämpfe weniger Interesse für Diejenigen bietet, die diese nicht verfolgt haben. Wohl wird von diesem kleinen Centrum aus über die ganze Welt geleuchtet, doch steht Anatole France der kosmopolitischen Richtung, die mehrere seiner Collegen einschlagen, fern. Er ist einer der besten Kenner und genialsten Vertreter gerade des französischen Geistes und ein hervorragender Stilist im guten classisch französischem Sinne.

Das Gebirge als Vorbild der Baukunst.

Von Heinrich Pudor.

Man kann die Künste eintheilen in solche des Gesichtssinnes (bildende Künste) und solche des Gehörsinnes (Dichtkunst und Musik). Diejenigen des Gesichtssinnes würden alsdann weiter zerfallen in solche, bei denen es auf das Sehen der Farben ankommt (Malerei), in solche, bei denen es auf den Unterschied von Hell und Dunkel, Licht und Schatten ankommt, weiter in solche, bei denen es auf die Formen ankommt (Plastik und Baukunst). Ich habe hierbei absichtlich die zeichnenden Künste geschieden in solche der zeichnenden Künste im engeren Sinne (Linienzeichnen) und in solche des Licht- und Schattenzeichnens (Flächenzeichnens); für die ersteren könnte man als Vertreter beispielsweise John Leech, Ludwig Richter, Hans Thoma nennen, für die letzteren Besnard, Carrière. Was die Formenkünste anbetrifft, so kommt es darauf an, ob die Form des menschlichen und thierischen Körpers, ob überhaupt die Form des Organischen als Vorbild dient, oder die unorganischen Formen (das Gebirge): im ersteren Falle handelt es sich um die Plastik, im letzteren Falle um die Baukunst. Endlich ergiebt sich, wenn wir die Formenkunst mit der Linienkunst verbinden, die ornamentale Kunst.

Wenn wir die Baudenkmäler der neueren Zeit ansehen, kommt es uns allerdings aus dem Sinn, daß die Baukunst die künstliche Nachschöpfung des Gebirges sein soll. Anders, wenn wir in die ältesten Zeiten zurückgehen. Die altegyptischen Pyramiden sind nichts als künstlich geschaffene Berge in regelmäßigen Formen. Es ist bezeichnend, daß sie gerade da geschaffen wurden, wo die Sehnsucht nach dem Gebirge am lebhaftesten sein mußte, und ebenso bezeichnend ist es, daß das Gebirgsland κατ' ἐξοχήν, die Schweiz, es niemals zu einer Baukunst gebracht hat. Aehnlich ist das „Grab des Cyrus" in der Nähe von Murghab nichts als ein siebenstufig angelegter Berg, dessen Spitze ein einfaches Giebelhaus ersetzt. Aehnlich ist es mit den ältesten Grabhügeln, die ja die erste Phase der Kunstbildung bezeichnen und ursprünglich nur aus aufgeschichteten Felsblöcken bestanden (vergleiche die keltischen Dolmenmonumente, den Grabhügel bei Kertsch, das aus der Steinperiode herrührende Thor von Delos, die Teocallis in Amerika, die Morais auf den Südsee-Inseln ꝛc.). Als die Kunstbildung verfeinert wurde, that man nichts Anderes, als daß man die Form gliederte, unten an der breiteren Basis des künstlichen Berges die Gliederung kräftig hervorhob und in der Höhe in spielendere, gefälligere Formen überging. Auf diesem Wege entstand auch die griechische Säule. Ihre kräftige Basis entspricht der breiteren Untermasse des Berges. Der Uebergang in leichtere Formen nach dem Kapitäl zu entspricht der Verjüngung des Berges. Außerdem spielte hier natürlich das Vorbild des Baumes, der natürlichen Säule, eine große Rolle, und die korinthische Säule ist zum Beispiel das künstlich geschaffene Nachbild der Palme. Charakteristisch ist es aber, daß man die griechischen Tempel stets oder fast immer auf natürlichen Bergen und Höhen anlegt: der künstliche Bau verschmolz auf diese Weise mit dem natürlichen Bau des Berges und fügte sich in das Gesammtbild der Landschaft zwanglos ein: ohne Schroffheit geht der natürliche Berg in den künstlichen über, und der letztere bildet nur die Bekrönung des natürlichen Berges (Akropolis von Athen). Das Mausoleum zu Halikarnaß steht auf einem gewaltigen rechteckigen Unterbau, dem künstlichen Fuße des Berges.

Bei manchen alten Kunstdenkmälern muß die natürliche Größe als Vorbild gedient haben, wie man ja auch in Indien stellenweise künstliche Grotten mit Tempeln in das Gebirge eingegraben hat (vergleiche die Grotte von Elephanta). Man fand in der Natur häufig Grotten und Höhlen, deren kunstvoller Aufbau, deren natürliche Säulenbildungen zur Nachahmung reizen mußten. Diese Nachahmung versuchte man einerseits eben unterirdisch, unter der Oberfläche des Gebirges, wie in Indien, andererseits aber auch auf der Oberfläche innerhalb der künstlichen Berge, innerhalb der Tempel. Nach dieser Richtung würde sich uns ein solcher archaischer Tempel darstellen als die künstliche Nachahmung oder der künstliche Aufbau eines natürlichen Berges (Aeußeres) mit der künstlichen Nachbildung einer Grottenbildung im Innern (Tempelinneres). In der That machen z. B. die Pagoden in den Gebirgen des Dekan den Eindruck künstlicher Grottenbildungen mit directer Nachahmung der Stalaktitenbildungen.

Dabei entwickelt sich die Baukunst immer in strenger Anlehnung an den Charakter der betreffenden Gebirgslandschaft. Je nachdem letztere äußerst unregelmäßig und phantastisch ist, ist es die erstere auch. Je nachdem jene streng, wuchtig, kräftig oder leicht, spielend graziös ist, ist es diese auch. Hierdurch erklärt sich ebensowohl der phantastische, bizarre Charakter der asiatischen Kunst, als der strenge, streng gegliederte, aber doch sehr graziöse Charakter der griechischen Baukunst. Ja, selbst der Unterschied zwischen dorischer und jonischer Baukunst, Hand in Hand gehend mit dem Unterschied zwischen dorischer und jonischer Sitte, muß hierauf zurückgeführt werden.

Die nachchristliche Baukunst, wie sie einerseits in der Hauptsache Palastarchitektur, andererseits kirchliche Baukunst ist, macht von alledem keine Ausnahme. Die Palastarchitektur erreichte ihren Höhepunkt in der italienischen Renaissancezeit. Der italienische Palaststil aber entwickelte sich aus dem Burgstil, wie man dies noch besonders am Palazzo Podesta in Florenz sehen kann. Die Burg aber, wie sie schon sprachlich

Digitized by Google

an Berg anklingt, ist ursprünglich nur der künstliche Ausbau des Berges, die Krönung des Berges. Für die Burg in diesem Sinne giebt es in allerneuester Zeit ein überaus bezeichnendes Beispiel: Neuschwanstein, das bayerische Königsschloß, dessen Wirkung in der Hauptsache darin liegt, daß es sich als ungezwungene Fortsetzung und Bekrönung des natürlichen Berges darstellt: man stelle dieses Schloß in die Ebene, und es wird aller Wirkung beraubt sein. Wenn wir nun die italienischen Renaissancepaläste ansehen, z. B. Palazzo Pitti, Palazzo Riccardi in Florenz, so erscheinen uns diese in der That wie organisirte Felsgebirge, wie natürliche Gebirgsformen, die die menschliche Hand gegliedert hat. Dem breiteren Fuße des Berges entspricht der in gröberen Formen gehaltene Sockel; und je höher hinan, desto feiner wird die Gliederung.

Ebenso bei den Kirchenbauten. Der moderne Kirchenbau hat das Höchste erreicht im gothischen Stile. Nun ist allerdings die gothische Kirche, insofern sie erstrebt, die Massen in Zierwerk aufzulösen, eine nicht rein architektonische Kunstschöpfung, sondern eine solche, welche bedenklich nach der Plastik hinneigt, ja sogar nach der Ornamentik. Und in der späteren Zeit war es sogar ihr Bestreben, malerisch zu wirken. Aber doch ist auch der gothische Dom, namentlich in seiner Stilreinheit, das Abbild des natürlichen vom Fuße zur Spitze sich erstreckenden Berges. Der gothische Stil stammt aus Nordfrankreich, in der Normandie hat er die köstlichsten Blüthen getrieben, und dem Charakter der normännischen Landschaft entspricht er am Besten. Dem strengeren deutschen Landschaftscharakter entspricht dagegen mehr der romanische Stil.

In der weiteren Entwicklung der Baukunst, namentlich je mehr sie sich unseren Tagen nähert, ist nun allerdings ihr eigentlicher Sinn, Charakter und Entstehungsgrund verwischt worden. Der „Rococo" genannte Baustil bezeichnet ähnlich wie der Barockstil die Auflösung des Architektonischen in das Ornamentale, und dementsprechend ist auch die Wirkung nicht architektonisch-plastisch, sondern malerisch-plastisch. Man bestrebt sich, mittelst Steinen Decorationsmalerei zu schaffen. Man übersah, daß dies unlogisch ist, von allem Anderen abgesehen. Das Logische ist es, mit Farben zu malen, mit Stiften zu zeichnen, mit Steinen zu bauen. Man nimmt das natürliche Gebirge auseinander und führt ein künstliches auf — darin besteht das Bauen. Und wir haben das, was uns Rococo und Barock vorgemacht haben, nachgemacht, anstatt aus der Quelle zu schöpfen. Ja, wir sind heute sogar stolz darauf, daß wir das Gute da nehmen, wo wir es finden. Wir übersehen hierbei, daß das, was die Gothik des 14. Jahrhunderts Gutes und Schönes hat, gut und schön ist im Rahmen jener Zeit, daß es aber schlecht wird, wenn wir es unserer Zeit aufpfropfen. Unsere Zeit erinnert darin, wie sie plastisch malt, malerisch baut, feuilletonistisch modellirt, philologisch componirt und mathematisch dichtet, an den Thurmbau zu Babel. Sie baut in Norddeutschland einen griechischen Tempel und in Griechenland einen gothischen Dom, in England einen japanischen Thurm und in Japan eine Barockkirche. Damit spricht sie der Logik und allen organischen Gesetzen Hohn. Aber freilich, was soll sie thun, wenn sie nicht Eigenes hat, wenn sie von sich aus Nichts zu schaffen vermag. Ich meine, sie muß sich anregen, sie muß sich Stimmung machen, und zwar muß sie sich nicht immer nur mittelbar anregen, indem sie die alten Baustile auswendig lernt und nachspricht, sondern unmittelbar, indem sie die natürlichen Dome auf sich wirken läßt. Die Natur ist von jeher die Lehrmeisterin der Kunst gewesen, und dies erkennen wir heute für die Malerei an. Aber es gilt ebenso gut für die Baukunst. Die modernen Maler ziehen heute hinaus in die Natur und hohnlächeln über Stil und Geschichte. Die modernen Baukünstler leben nur vom Stil, wissen Nichts von der Natur und bestehlen die Geschichte. Daß nicht viel Gutes dabei herauskommt, wird heute allgemein zugegeben. Dann wollen wir doch aber einmal die Methode ändern und unsere Architekten dahin schicken, wo die Kunst das Licht der Welt erblickt hat, wo die moderne Malerei sich wiedergeboren hat: in die Natur. Vielleicht wenn sie da aufschauen zu den gewaltigen Formen eines Matterhorn oder eines Monterosa, werden sich diese gewaltigen Formen ihnen einprägen. Und vielleicht wird dann, wenn sie in ihre Städte zurückkehren, in denen sie jene Gebirgsformen nicht haben, der Eindruck noch nachklingen, und die Sehnsucht wird in ihnen wach werden, und aus dieser Sehnsucht heraus werden sie Etwas schaffen, was an jene Formen, was an die natürlichen Formen anklingt. Dann haben wir, was wir wollten: das Gebirge als Vorbild der Baukunst.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Maślan's Frau.*)

Von Marie v. Ebner-Eschenbach.

Michael Vanka, der alte Doctor von Raudnowitz, saß auf der Bank vor seinem kleinen, ebenerdigen Hause, las eine tschechische Kampfzeitung und kränkte sich. So viel Haß, Verdächtigung, Verläumdung! Wer nicht zu meiner Partei gehört, ist ein Schuft, sprach mehr oder weniger deutlich aus jeder Zeile.

Seufzend legte der Doctor das Blatt zusammen, schob es auf das Fenstergesimse und überließ sich der Betrachtung seines Gärtchens und des anstoßenden Hühnerhofes. Vanka war stark im Auffinden überraschender Vergleiche und verglich denn jetzt den edlen Frieden, der zwischen den verschiedenen Nationalitäten der Tauben, Enten, Gänse, Cochinchina- und der gemeinen Haushühner herrschte, mit dem tollwüthigen Kampf, den die vielerlei Volksstämme in seinem Vaterlande gegen einander führten.

„Da nehmt Euch ein Beispiel," murmelte er schon halb im Schlafe. Er war müde, hatte bis zum Morgengrauen beim Müller Matěj Maślan gewacht. Wenn Einer Pflege so dringend braucht wie der Mann und keine hat, bleibt dem Arzt nichts übrig, als den Krankenwärter zu machen.

„Armer Teufel! Dummer Teufel!" Der Alte lehnte sich zurück und schloß seine kleinen, blauen Augen, die immer in Thränen zu schwimmen schienen. Seine eingesunkene Brust begann sich in tieferen Athemzügen zu heben, seine Hände verschränkten sich im Schooße, sein faltenbedecktes, juchtenfarbiges Gesicht nahm den traurigen Ausdruck an, den alte Leute meistens im Schlafe haben.

Plötzlich fuhr er auf. Jemand war an den Gartenzaun getreten und hatte gerufen: „Guten Nachmittag, Herr Doctor!"

„Guten Nachmittag," erwiederte er mechanisch, fügte aber rasch hinzu: „Ah, der neue Herr Pfarrer sind's!" und sah gleich wieder so würdevoll freundlich aus, wie es sich für einen Mann seines Standes gehört: „Belieben einzutreten. Woher, wohin?"

Der „neue" Pfarrer, ein noch junger, großer, breitschultriger Herr im langen Priesterrocke öffnete das Gitterpförtchen. Ein paar Schritte nur, und er stand in seiner ganzen energischen und imponirenden Erscheinung vor dem kleinen, verschlafenen Doctor: „Woher, fragen Sie? Aus der Waldmühle. Wohin? In's Dorf. Unterwegs wollte ich mich aber bei Ihnen aufhalten. Es ist mir lieb, daß ich Sie finde, Herr

*) Aus Marie v. Ebner-Eschenbach's soeben im Verlage der Gebr. Paetel, Berlin, erschienenem Werke: „Aus Spätherbsttagen".

Digitized by Google

Doctor. Sagen Sie mir, wie steht's mit Ihrem Patienten, dem Müller Matěj Maślan?"

„Schlecht, Hochwürden."

„Ist Gefahr? Dringende Gefahr?"

„Je nun, wissen," er zog die Augenbrauen in die Höhe, daß sie beinahe an die Wurzeln der starken, stahlgrauen Haare stießen, die ihm tief in die niedere Stirn wuchsen, „das ist, wie wenn Einer auf einer geborstenen Planke über den Abgrund geht. Trägt sie ihn, werd' ich mich wundern; trägt sie ihn nicht, werd' ich mich nicht wundern. Aber vielleicht trägt sie ihn."

„Der Mann ist verheirathet, wie ich höre," versetzte der Priester, „und in seiner schweren Krankheit auf fremde Leute angewiesen. Wie kommt das? Orientiren Sie mich. Warum ist seine Frau nicht bei ihm?"

„Sind Hochwürden über die Sachlage nicht in Kenntniß gesetzt worden, bevor der alte Herr Canonicus sich von uns verabschiedete? Er war noch da, wie ich zum Kranken gerufen wurde, gleich nach Ihrer Ankunft hier im Orte. Aber, aber — kann's mir denken; er wird nichts gesagt haben, er hat von der Geschichte so ungern gesprochen wie der Kaiser Napoleon von der Schlacht von Aspern."

„So? Dann bitte ich um Aufklärung. Hat die Frau nicht hier im Orte ein großes Bauerngut?"

„Das größte nach dem vom Bürgermeister; doch das ihre ist mir lieber. Wegen der Bewirthschaftung. Wer ihre Felder nicht gesehen hat, hat nichts gesehen. Die Stallungen, und dann das Haus. Wenn ich die Wahl hätte zwischen dem und dem zugigen Schloß . . ."

„So," unterbrach ihn der Geistliche. „Warum lassen Sie also den Mann nicht hierher bringen, fort aus der kalten, feuchten Mühle?"

„Hierher bringen? Das geht nicht, Hochwürden."

„Warum?" Dieses Wort fuhr ziemlich barsch heraus, und Doctor Vanka gab sich einen Ruck, saß jetzt gerade aufgerichtet, und sein dunkles Gesicht nahm etwas wehmüthig Trotziges an.

„Das kann nicht sein," sagte er noch einmal.

Der Pfarrer stimmte den Ton herab: „Er ist wohl nicht transportabel? Dann soll seine Frau ihn pflegen kommen."

„Das kann sie nicht thun, Hochwürden."

„Kann nicht? Will nicht. Die Leute leben schlecht, mögen einander nicht?"

„Ich glaube eher, daß sie einander noch gern haben, besonders sie ihn."

„So? Sie geben mir ein Räthsel auf. Das ist mir völlig unbegreiflich."

„Unbegreiflich nicht," sagte Vanka mit einer Art schonender Ueberlegenheit. „Aber vertrackt, verrückt, wie heut zu Tage Alles. Ja, ja, wenn man die Lampe zu hoch hinauf schraubt, raucht sie."

„Da heißt's also zurück schrauben."

„Das ist nicht immer möglich. Beim Müller Maślan und seiner Frau ist's nicht möglich. Herr Pfarrer lächeln, meinen: Wird doch möglich sein."

„Sie errathen meine Gedanken. Ich aber kann nicht errathen, wie eine Frau, die ihren Mann gern hat, es über's Herz bringen kann, ihn sterben zu, lassen, ohne sich um ihn zu kümmern."

„Was das Kümmern betrifft, Hochwürden, da fehlt nichts. An Kummer fehlt's der Frau so wenig, wie dem Büßer an Geißelhieben. Dürfen Sie nicht für eine ordinäre Person halten, o bei Weitem! Ihre Eltern schon waren brave, tüchtige, sehr wohlhabende Leute und die Evi das einzige Kind. Was das heißt bei reichen Bauern, ich weiß nicht, ob Hochwürden das wissen."

„Nehmen Sie's an, Herr Doctor."

„Dann brauch' ich Hochwürden nicht zu versichern: keine Prinzessin wird so verwöhnt. Bei den hohen Herrschaften giebt's freilich Alles, schöne Kleider, gutes Essen, prächtiges Wohnen, aber — das eiserne Comment, die vielen Zierlichkeiten und Amabilitäten, zu denen sie angehalten werden, — lauter Kappzäume. Die Evi hat nie etwas von einem Kappzaum gewußt; es ist immer Alles nach ihrem Kopf gegangen. Es war im Grund ein ganz guter Kopf, sie ist in der Schule immer die Erste gewesen; daß sie's auf dem Tanzplatz war, versteht sich von selbst. Bei der Arbeit brauchte sie nur anzufassen, wenn es ihr beliebte, ich muß aber sagen, daß es ihr immer beliebt hat. Freilich wußte sie: Wohin ich schau', gehört einmal Alles mir, und dem, was ihr gehörte, sollte nichts Anderes gleichkommen können."

„Hochmuth," murmelte der Pfarrer.

„Und was für einer! Ihr Vater — die Mutter ist früh gestorben —, dem war das recht. So will ich sie, sie kann gar nicht genug auf sich halten."

„Auf sich halten ist doch etwas Anderes."

„Gewiß, Hochwürden, gewiß; ich sag' auch nur, wie er zu sagen pflegte. Als der Maślan angefangen hat, sich um sie zu bewerben, da hat der Alte gewettert: Der soll mir kommen, ich schmeiß' ihn zur Thür hinaus! Und der Maślan, das war auch so ein Verwöhnter und auch ein einziges Kind, der Sohn des Schloßgärtners, wissen, und auch bei ihm hat in der frühen Jugend die heilsame Massage gefehlt." Der Doctor streckte den Arm aus und machte langsam und bedächtig die Gebärde des Fuchtelgebens: „Diese Massage da, richtig angewendet: ein Prachtmittel, die Gesundheit eines ganzen Lebens, das ganze Glück der Zukunft bekommt dadurch ein tüchtiges Fundament. Wenn die Eltern das nur glauben wollten — aber die verstehen gewöhnlich vom Erziehen so viel wie die Kuh vom Seiltanzen. Uebrigens hat auch der Maślan sein Gutes gehabt; in seinem Dienst — er war Büchsenspanner beim alten Grafen — soll er unvergleichlich gewesen sein, und die Equipage hat er aufgeputzt . . ."

„Was hat der Büchsenspanner mit der Equipage zu thun?" unterbrach ihn der Pfarrer.

„Oben zu sitzen, Hochwürden, auf dem Bock neben dem Kutscher. Ich hab' ihn einmal in Wien gesehen bei einer feierlichen Auffahrt der Toisonisten, in seiner reichen, grünen Uniform, mit dem Bandelier, dem Hirschfänger, den goldenen Epauletten, dem goldbordirten Dreispitz, auf dem der schneeweiße Federbusch bei jeder Bewegung des Wagens ein wenig geflattert und geathmet hat, wie eine Lunge. Darunter sein schönes, braunes Gesicht . . . und die Haltung von dem Menschen, die prächtige Gestalt . . . Die Weiber haben alle zu ihm hinauf geguckt, und er — die Arme gekreuzt und gethan, als ob er dächte: Guckt Ihr, ich scher' mich den Teufel um Euer Gucken!

„In Wirklichkeit hat er sich aber nur viel zu sehr um die Weiber geschoren, um nichts so sehr wie um sie. Und war ihnen gegenüber ganz gewissenlos und hat sich damit eine miserable Berühmtheit gemacht. Werden ja wissen, daß Unmoralität bei uns nicht gang und gäbe ist, wie in den Gebirgsländern: man kennt's den Leuten an den Gesichtern an; sieht einmal einer verthiert aus, ist der Branntwein schuld, nicht die Unzucht. Die Leute heirathen früh, bekommen eine Menge Kinder und bleiben einander treu. Maślan Maidov war eine Ausnahme mit seiner Nichtsnutzigkeit und ist auch immer bei uns als ein Halbfremder betrachtet worden. Mit Recht. Die Mutter war aus Welschtyrol, von der hat er das heiße Blut und vom slawischen Vater den Stützkopf."

„So? Also wird seine Frau den ihren von Vater und Mutter haben?"

„Jawohl, Hochwürden."

„Stützköpfe bringt man zurecht, Herr Doctor."

Vanka strich mit der Hand über den heute sehr unvollkommen rasirten unteren Theil seines Gesichtes, um das Lächeln zu verbergen, das ihm diese Bemerkung entlockte: „Ja, Hochwürden, so hat damals der Vater der Evi gesprochen. Nachdem er zwanzig Jahre lang ihren Willen gethan hat, versuchte der Mann auf einmal, seinen eigenen durchzusetzen. Das hat sie empört, und sie hat . . ."

„Ich kann mir denken, was sie hat," fiel ihm der Pfarrer mit Entrüstung in's Wort. „Sie hat den Vater dahin gebracht, ihren Geliebten noch bitten zu müssen: Nimm sie!"

Digitized by Google

„O nein, nein! entschuldigen Hochwürden, da irren. Die Evi — da hat's nur einer probiren sollen, die ist wie Hermelin gewesen, o die! Hat sich eine ganz andere Art ausgedacht, den Vater für seine Weigerung zu strafen. Eine viel ärgere. Sterben wollte sie, und der Maślan mit ihr. Da sie nicht mit einander leben durften . . "

Abermals unterbrach ihn der Pfarrer: „Wollten sie mit einander sterben. Nur so ohne Weiteres. Was liegt an der Todsünde, an der ewigen Verdammniß!"

Der Doctor schüttelte mit leiser Mißbilligung den Kopf: „Alles, Hochwürden, Alles liegt daran. Aber so junges Blut ist wie Brausepulver . . . Der Allmächtige muß Veranlassung zur Gnade gefunden haben; sie hat sichtbarlich über den Beiden gewaltet. Sie hatten Alles klug eingerichtet und geheim gehalten. Ein Wunder muß man es nennen, daß ihnen das Verbrechen erspart blieb. Ein Wunder hat den Herrn Grafen an die Stelle im Wald geführt, die sie sich zum Schauplatz ihres aberwitzigen Entschlusses ausgesucht hatten. Er ist gerade noch zurecht gekommen, um dem Maślan die Pistole aus der Hand zu schlagen, mit der er zuerst die Evi und dann sich erschießen wollte. Er hatte schon den Finger am Drücker, der Schuß ist losgegangen, und die Kugel hat der Evi die Stirnhaut aufgerissen. Der rothe Streifen war noch deutlich unter dem Brautkranz zu sehen, wie sie am Altar gestanden ist. Dem Herren Grafen ist es nämlich nachher gelungen, die Heirath seiner Geretteten, wie er die jungen Leute nannte, beim Vater durchzusetzen. Das hat sich 1867 begeben, ein Jahr, nachdem die beiden Söhne des Grafen im Feld geblieben waren; der Eine am 24. Juni in Italien, der Andere am 3. Juli in Böhmen. Ihre Mutter ist ihnen bald nachgestorben. Im Schloß herrschte eine unbeschreibliche Traurigkeit. Den Herren Grafen hat nach dem Tod seiner Kinder und seiner Frau rein nichts mehr gefreut, nicht einmal die Jagd. So war der Büchsenspanner immerwährend auf Ferien. Hat sich zu Haus gehalten bei seiner Evi und, besonders nachdem ihr Vater das Zeitliche gesegnet hatte und sie unumschränkte Herrin des Hofes geworden war, sich fleißig in der Wirthschaft umgethan. Hat auf dem besten Weg geschienen, ein tüchtiger Landwirth zu werden."

„Ein Kindlein ist auch gekommen, freilich nur ein Mädchen. Und er hatte die ganze Zeit über renommirt: ‚Mein Bub' soll' . . . ‚Mein Bub' muß' . . . ‚Maślan,' sagte ich einmal, ‚wenn's aber ein Mädel wird?' ‚Dann ist's nicht das meine,' schreit er, ‚dann verleugn' ich's.'"

„Nur ein Spaß, ein dummer. Seine Frau ist aber doch bös' geworden und hat ihm zugerufen: ‚Versündig Dich nicht.' — Das sind kleine Wolken gewesen, solche, die einen schönen, blauen Himmel nur noch schöner machen. Bei der Geburt des Kindes war die Frau einen halben Tag lang zwischen Leben und Tod und Matěj vor Verzweiflung außer sich. Dann wieder, als das Kind endlich erschien, außer sich — vor Glück. Fragte nicht einmal, ob Bub' oder Mädel. Daß er's nur hatte, daß es da war, bildhübsch, frisch und gesund. Und trieb's mit der Kleinen mehr als die Mutter. Leider ist das Kind, kaum ein Jahr alt, gestorben. Schlimm für die Leute, ein erster Nagel zum Sarg ihres Glückes. Wer weiß, ob nicht Alles anders gekommen wäre, wenn das herzige Dirnlein gelebt hätte."

„Im Spätherbst 1869 ist etwas Unerwartetes geschehen. Der Herr Graf hat den Bitten der Verwandten nachgegeben und sich entschlossen, den Winter einmal wieder in Wien zuzubringen. Daß der Büchsenspanner ihn begleitet, haben Herr und Diener selbstverständlich gefunden. Beileibe aber nicht die Frau des Büchsenspanners. Sie hat nicht anders gedacht, als daß der alte Herr sich von Raudnowitz nie wieder fortrühren werde. Geschieht es aber, dann muß er ihren Mann beurlauben. Ihr Mann bleibt bei ihr. Maślan wieder sagt: ‚Umgekehrt ist auch gefahren: Meine Frau bleibt bei mir. Ich bin kein freier Mensch, ich steh' im Dienst des Grafen und kann meinen Herrn nicht verlassen.'"

(Forts. folgt.)

Offene Briefe und Antworten.

Natural- oder Geldlöhnung der ländlichen Arbeiter?

In Nr. 16 der „Gegenwart" empfiehlt A. Trampe zum Zwecke der Seßhaftmachung der Landarbeiter neben der Förderung ihres Allgemeinwohls hauptsächlich die Rückkehr zur reinen Naturallöhnung.

Lassen Sie einen alten Practicus zwei Worte dazu sagen. Ich kaufte im Jahre 1861 ein Rittergut in Ostpreußen, und da ich in der Provinz Sachsen die Wirthschaft erlernt, dort die Vortheile davon eingesehen hatte, beschloß ich bald darauf, die Geldlöhnung statt der fast allgemein üblichen Naturallöhnung einzuführen.

Gestatten Sie mir, Ihnen die dabei gemachten Erfahrungen mitzutheilen. Es wird daraus hervorgehen, daß das Uebel des Leutemangels auf dem Lande nicht in der Geldlöhnung als solcher zu suchen ist. Sehr richtig dagegen scheint mir die Ansicht, daß die Seßhaftigkeit davon abhängt, ob der Arbeiter Interessen an der Wirthschaft des Gutsherrn gewinne, und daß man dies erreichen könne, wenn man ihnen Land und Vieh zur eigenen Wirthschaft überlasse.

Als ich mein Gut kaufte, hatten die ansässigen Gutsleute dem Vorbesitzer noch eine Schuld von reichlich 300 Thalern zu zahlen, die einfach gestrichen wurde, da ich die Eintreibung dieser Summe nicht übernehmen wollte, der Vorbesitzer die Fruchtlosigkeit eigener Anstrengungen aber einsah.

Nach zweijähriger Erfahrung bei Weiterführung der alten Contracte, die eine abermalige Schuldenlast von etlichen hundert Thalern erbrachte, änderte ich die Verträge und führte Geldlöhnung statt der Naturallöhnung ein. Meine Gutsnachbarn ahmten mir damals nicht nach, im Gegentheil mußte ich manchen Tadel in landwirthschaftlichen Vereinen und Privatgesprächen hinnehmen und zwar meist mit der Begründung, ich lockere dadurch das noch bestehende patriarchalische Verhältniß.

Es vergingen nur wenige Jahre, und meine Arbeiter hatten keine Vorschüsse mehr bei der Wirthschaftskasse. Ja, ein Instmann (so wird in Ostpreußen der zum Accorddreschen berechtigte, ortseingesessene Arbeiter genannt) kam mit dem Antrage zu mir, eine zweite Kuh anschaffen und Milch an seine Mitarbeiter verkaufen zu dürfen; Geld dazu habe er auf der städtischen Sparcasse liegen. Dieses Beispiel wirkte auch auf die anderen Gutsleute vortheilhaft ein, sodaß ich in dem schweren ostpreußischen Nothstandsjahre 1867 nicht, wie die meisten anderen Besitzer, für meine Leute ein Anlehen aus den vom Staate angebotenen Nothstandsgeldern zu nehmen brauchte. Sie konnten sich die von den Vereinen zu den gewöhnlichen Preisen erhältlichen Lebensmittel und Saaten mit baarem Gelde kaufen. Der eben erwähnte Instmann hatte einen Bruder, der, von den hohen Löhnen verlockt, nach Königsberg übergesiedelt war. Dieser widerrieth dem Bruder auf dem Lande dringend, seinem Beispiele zu folgen, „die hohen Löhne gingen bei einer anstrengenden und kostspieligen Lebensweise reichlich wieder drauf". Es war also für den Instmann trotz Baarlöhnung kein vernünftiger Grund, die ländliche mit der städtischen Arbeit zu vertauschen. Ich kann wohl behaupten, daß ich während der siebzehnjährigen Bewirthschaftung meines Gutes nicht zu klagen hatte, daß die Leute die Stellung bei mir leicht aufgäben. In den allermeisten Fällen war ich der kündigende Theil; auch hinterließ ich bei dem Verkaufe des Gutes etliche Leute, die ich von meinem Vorgänger schon übernommen hatte.

Diese Erfahrungen theile ich hier mit, um zu beweisen, daß nicht Theorie, sondern die eigene Praxis mich gelehrt hatten, den Gründen nachzugehen, die den Vorzug der Geldlöhnung gegenüber der Naturallöhnung beweisen sollten.

Gestatten Sie mir nun, diese kurz darzulegen. Der ländliche Arbeiter erhält bei Naturallöhnung ein reichliches Deputat an Getreide und Futter für Kühe und Schweine. Er kann damit (nothdürftig immer noch) Menschen und Vieh seiner Haushaltung ernähren.

Digitized by Google

Daneben wird ein ganz geringer Tagelohn in Baar gezahlt, beispielsweise wurden auf meinem Gute damals, als noch Naturallöhnung üblich, im Winter für die Tage, an denen nicht auf Accord gedroschen wurde, 28 Pfennige, im Sommer 33½ Pfennig gezahlt. Die Frau erhielt bei 150 Tagen Jahresarbeitszeit 50 Pfennige pro Tag, und ein jugendlicher Arbeiter, welchen damals jeder Instmann halten mußte, 154 Tage à 28 Pfennige, 30 Tage à 20 Pfennige (er mußte beim Dreschen helfen).

Der Instmann selbst verdiente also im ganzen Jahre 59 Mark 70 Pfennige Baarlohn. Wozu verwendete er wohl dieses Geld?

Der Landarbeiter muß bei der seine körperlichen Kräfte stark in Anspruch nehmenden Thätigkeit ein bestimmtes Maaß Alkohol zu sich nehmen, schon weil er von Jugend auf daran gewöhnt ist. Er braucht deßhalb noch nicht Säufer zu sein — was allerdings in Ostpreußen leider oft genug der Fall ist — um für solche Getränke seinen gesammten Baarlohn auszugeben, selbst wenn er dabei auf den Genuß von Bier, der doch dem des Schnapses unter allen Umständen vorzuziehen wäre, verzichtet.

Da bleibt ihm Nichts übrig für seine Kleidung und die seiner Familie, für Aushilfe bei Führung der Wirthschaft im Haushalte. Daraus entsteht Streit und Kampf zwischen den Eheleuten bei der Auszahlung des kärglichen Baarverdienstes, besonders weil die so schnell fortschreitende Cultur Lebensbedürfnisse der Arbeiterfamilien gezeitigt hat, von denen die Leute früher keine Ahnung hatten, die sie jetzt aber für unentbehrlich halten.

So müssen die Gutsleute nothwendig wieder Vorschüsse von den Gutsverwaltern fordern, die kaum abzuschlagen sind und die die Arbeiter dann wieder dem Arbeitgeber vollständig überantworten.

Dadurch wird die Anhänglichkeit an die Gutsherrschaft und an den Wohnsitz nicht etwa vermehrt, meiner Erfahrung nach im Gegentheil nur der Argwohn erregt, als wäre man in eine neue Art von Leibeigenschaft gerathen und die Freizügigkeit erschwert. So wird dann die Probe unternommen, ob man nicht loskommen kann, schon um die doch nicht eintreibbare Schuld endgültig los zu werden. Ueberhaupt müssen wir nicht wähnen, die alten, früher sicher sehr glückbringenden, patriarchalischen Zustände auf dem Lande wieder herstellen zu können. Dazu ist die heutige Zeit mit ihrer materialistischen Interessenvertretung nicht geeignet. Hier Rechte, hier Pflichten, und Alles contractlich festgelegt, — das ist der einzige Weg der Verständigung zwischen beiden Theilen.

Das schließt aber nicht aus, daß der Arbeitgeber ein warmes Herz für das Wohlergehen seiner Leute hat; er wird sicher auch seinerseits Früchte, wenn auch nicht „goldene der Treue und Ergebenheit", so doch in so weit ernten, daß er sich einen Stamm von Arbeitern erhält, der durch sein Vorwärtskommen in gesichertem Lebensunterhalt die Neigung, den Wohnort zu ändern, ablegen, auch Interesse an der Wirthschaft des Brodherrn gewinnen wird. Und dazu hat Herr Trampe in seinem Artikel vortreffliche Fingerzeige geliefert. Ich bin ganz derselben Ansicht, daß man den Landarbeitern Gelegenheit geben muß, selbst Acker zu bewirthschaften und eigenes Inventar zu halten, um so den Werth des Eigenthums kennen und schätzen zu lernen. Dazu ist aber nicht nöthig, daß der Arbeiter seine Arbeit in Naturalien bezahlt erhält. Bietet der Gutsherr seinen Leuten die Gelegenheit, guten Kartoffel- und Leinacker zu verhältnißmäßig billigen Preisen zu pachten, das Gras von Wiesen auf Antheil vom Ertrage zu mähen und trocknen, Streu- und Futterstroh zu kaufen, dann wird das sicher Interesse auch für die Wirthschaft des Gutsherrn erwecken.

Dabei lernt der Landarbeiter das Umgehen mit Geld kennen, er stellt sich wenigstens in seinen Gedanken bald einen Etat auf, der ihn befähigt, je nach seinen Einnahmen, allen Ansprüchen an seinen Geldbeutel gerecht zu werden. Er gibt es doch nicht von vornherein auf, Ordnung in seine Finanzen zu bringen. Dadurch wird er sogar öfter veranlaßt, eine anständige Häuslichkeit dem lüderlichen Wirthshausleben vorzuziehen. Er wird nicht mehr als Bettler um Vorschüsse bei der Gutsverwaltung erscheinen, sondern als Berechtigter seinen wohlverdienten Lohn fordern.

Zum Schluß möchte ich noch warm das Wort reden allen den Maßnahmen des Herrn Verfassers des Artikels in Nr. 16 dieser Zeitschrift, die das geistige Wohl der Landarbeiter fördern sollen. Ich erblicke gerade auch vom Standpunkte des Arbeitgebers aus in der Hebung ihrer geistigen Fähigkeiten und darin, daß sie nunmehr selbstständig und mit Verständniß ihre Arbeiten ausführen lernen, das Mittel, die ländlichen Arbeitskräfte unter Anwendung der jetzt so reich und mannigfaltig entwickelten Maschinentechnik wieder dem Bedarf mehr anzupassen, die Einzelnen richtiger auszunutzen und so das landwirthschaftliche Gewerbe ertragreicher zu machen. **W. Behrend**, Weimar.

Notizen.

Von Meyer's Reisebüchern (Bibliographisches Institut, Leipzig) liegt uns heute in neuer (siebenter) Auflage der erste Theil der Deutschen Alpen vor, der das Bayerische Hochland, den Algäu, Vorarlberg; Tirol: Brennerbahn, Oetzthaler-, Stubaier- und Ortlergruppe, Bozen, Schlern und Rosengarten, Meran, Brenta- und Adamellogruppe; Bergamasker Alpen und Gardasee umfaßt. Es ist für den Wanderfreund jeder Zeit ein Vergnügen, die Neuauflage eines Meyer'schen Reisehandbuches besprechen zu können. Pflegt doch ein Vergleich mit der jeweils vorhergegangenen Auflage die liebevolle Sorgfalt in der Verwerthung des zuströmenden Materials immer wieder zu erweisen. So finden wir auch in dem vorliegenden Bande eine so gründliche Neubearbeitung des beliebten Buches, daß wir nur jedem Besucher des dargestellten Gebietes rathen können, sich seiner Führung anzuvertrauen. Was wir an den Meyer'schen Alpenführern im Allgemeinen und an dem vorliegenden im Besonderen schätzen, das sind die so reichlich beigegebenen Panoramen, welche die Orientirung ungemein erleichtern. Dabei sind sie in der Regel von mühelos erreichbaren Punkten aus aufgenommen, so daß man nicht gerade sportsmäßiger Bergsteiger zu sein braucht, um sie benutzen zu können.

Mit wenigen Worten soll zunächst das Erscheinen eines bedeutsamen Werkes über die „Oberitalienische Frührenaissance" angezeigt werden, das Dr. Alfred Gotthold Meyer zum Verfasser hat und vom rühmlich bekannten Verlage von Wilhelm Ernst & Sohn, Berlin, veröffentlicht worden ist. Eine prächtig und würdig ausgestattete, wissenschaftlich gediegene und dabei doch so frisch geschriebene, geistreich aufgefaßte Arbeit, daß auch der Laie sich mit wachsendem Interesse in sie vertiefen wird. Zumal was der Autor über den Mailänder Dom sagt, dies vielumstrittene, märchenschöne Bauwerk, ist so fesselnd, eigenartig und mit so meisterhafter Beherrschung des schwierigen Stoffes dargelegt, daß es alle uns bekannten einschlägigen Arbeiten weit überholt. Wir kommen auf das Werk noch eingehend zurück.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Absolut bestes Mundwasser der Welt! Odol

Bismarck im **Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen und geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-, Trink- und Badequellen, Mineral-, Moor-, Douche- und Dampf-Bädern,** zeitgemässen Einrichtungen zu **Kaltwasserkuren u. Massage,** ferner einer vorzüglichen **Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. — Hochquellen-Wasserleitung.** — Angezeigt bei **Krankheiten** d. **Nerven,** d. **Athmungs-, Verdauungs-, Harn- u. Geschlechts-Organe,** zur **Verbesserung** d. **Ernährung** u. d. **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden u. d. Folgen entzündl. Ausschwitzungen. Eröff. **Anfang Mai.** Prosp. unentgeltlich.

Gottsched-Verlag. Berlin W. 9.

Eugen Reichel:

Ein Gottsched-Denkmal.

Monumentales Prachtwerk. 30 M.

Kleines Gottsched-Denkmal. 2 M.

Die Londoner „Academy" hat kürzlich verschiedenen hervorragenden Gelehrten und Staatsmännern einen Fragebogen mit der Frage zugehen lassen, welches die zwei im Jahre 1900 erschienenen Werke seien, die auf sie den bedeutendsten Eindruck gemacht haben. Karl Blind, der in London heimisch gewordene berühmte Gelehrte, hat bei dieser Gelegenheit Eugen Reichel's „Gottsched-Denkmal" an erster Stelle genannt.

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. u. **Kurkapelle: 42 Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

Manuskripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuskripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher u. s. w. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Rich. Sattler, Braunschweig
(gegründet 1883).

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 M.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz und Burgsteinfurt, Westf.** Herrliche Lage. Honor. nach Heilg. Prospecte gratis. Aelteste staatl. durch S. M. Kaiser Wilhelm I ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Manuscript-

Angebote erbitten

Jacobi & Zocher, Verlagsbuchhandlung.
Leipzig-R., Oststraße 9.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 33. Berlin, den 17. August 1901. 30. Jahrgang. Band 60.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Reisefieber. Von Ajax. — Der Staat als Branntweinverkäufer. Von Dr. Wilhelm Bode (Weimar). — Einseitig erfaßte Probleme. (I., II. u. III.) Von Karl Noetzel. — **Literatur und Kunst.** Zur modernen Kunst. Zeitgemäße Bemerkungen von Richard Wulckow (Darmstadt). — Gabriele d'Annunzio. Von Anton Weis-Ulmenried. — **Feuilleton.** Maslan's Frau. Von Marie v. Ebner-Eschenbach. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt.** Pompeo Carnevari. Von Prinz Vogelfrei. — Anzeigen.

Reisefieber.

Es war auf einem jener entsetzlichen Diners, zu denen sich die Eingeladenen nur deßhalb zur pflichtmäßigen Abfütterung einfinden, weil sie auch die große Freude gehabt haben, den Herrn Gastgeber an der eigenen reich ausgestatteten Tafel zu sehen. Meine mir selbstverständlich völlig unbekannte Nachbarin war die Einsilbigkeit in Person. Kein Thema wollte anschlagen. Endlich griff ich zu dem Stoff, der bisher noch niemals versagt hatte. „Wo werden Sie, Gnädigste, den nächsten Sommer zubringen?“ Mit einem Schlage war das Eis durchbrochen; und es währte nicht drei Minuten, bis sich die gesammte Tischgesellschaft an der Erörterung dieser im Ganzen doch sehr banalen Frage lebhaft betheiligte. Wäre es dem liebenswürdigen Wirth bei seinem Diner nicht ausschließlich um die Abfütterung an sich zu thun gewesen, so hätte er sich bei mir für die erfreuliche Belebung der Unterhaltung bedanken müssen. „Auf Reisen gehen? Wozu denn? Innerhalb acht Jahre habe ich auch nicht einen Tag Urlaub genommen; und es ist mir wirklich nicht schlecht bekommen,“ rief mir mein Gegenüber zu, der unverkennbare Typus des Pensionirten. Ich hatte die Höflichkeit, ihm meine Bewunderung zu zollen, pries aber im Stillen den hellen Blick seiner einstigen Vorgesetzten, die der beruflichen Laufbahn dieses Bedürfnißlosen frühzeitig ein Ende gesetzt hatten. Zehn Mal besser gefiel mir ein Herr Präsident, der sich rühmte, seinen Räthen einen mindestens sechswöchentlichen Urlaub alljährlich aufzuzwingen, wenn sie sich aus eigener Erwägung hierzu nicht entschließen könnten. Und wahrhaftig! In unserer anspruchsvollen Zeit mit ihrem unerträglichen, stark auf die Nerven fallenden Lärm ist im Interesse der Selbsterhaltung Nichts so dringend geboten wie ein vorübergehendes Ausspannen, eine Flucht aus dem Alltäglichen in eine andere Welt ohne rastlose Arbeit, ohne die Reibungen mit den Leuten, auf die wir an unserem Wohnsitz im Verkehr angewiesen sind. Wie von Neuem geboren kehren wir in die alte Welt zurück. In dem Maße pflegen die andere Luft, die andere Natur, die anderen Menschen unsere geistigen wie physischen Fähigkeiten zu heben, daß wir uns auf die Wiederaufnahme der Thätigkeit, die uns unmittelbar vor dem Ausspannen nur mit Verdruß erfüllt hatte, geradezu freuen. Von Grund aus neu montirt und neu geölt erscheint nach einer längeren, der Erholung gewidmeten Reise die menschliche Berufsmaschine. Wer dieses Wunder an sich selber erfahren hat, wird für den kümmerlichen Pensionär, der volle acht Jahre ohne Unterbrechung in derselben Tretmühle bleiben konnte, nur das tiefste Mitleid haben und es der ausgleichenden Gerechtigkeit zu Dank wissen, daß sie mit der Steigerung der Ansprüche an die Arbeitskraft des civilisirten Menschen gleichzeitig die Mittel schuf, die für Viele nur mäßig mit Glücksgütern Gesegnete ein gründliches Aufathmen ermöglichen. Noch unsere Großväter hatten für ihre Nerven nichts zu fürchten. Sie führten im Allgemeinen ein stilles Dasein. Lärm gab es eigentlich nur in der Politik; und auch dieser war meist nur blind. Schnaufende Maschinen, durch die Straßen sausende Motorwagen, Telegramme, die stets zur Unzeit einlaufen, und der rücksichtslose Ruf an das Telephon, der es nicht mehr erlaubt, den kürzesten Gedanken bis zum Ende durchzudenken, — alles Dies focht sie noch nicht an, und sie hätten sicherlich nicht gewußt, was mit ihr anfangen, wenn ihnen die Regierung die Ueberraschung mit einer Rückfahrtkarte von fünfundvierzigtägiger Giltigkeit bereitet hätte. Heute, wo in dem Trubel des Lebens Jeder sich täglich mehrere Male zu verlieren meint, wird dieselbe Rückfahrtkarte als eine der Menschheit erwiesene große Wohlthat gefeiert. Und sie ist es auch thatsächlich.

Aber jedes Ding hat in der Regel zwei Seiten; und die andere, will sagen, die unvortheilhafte Seite bringt der Mensch in seiner geringen Fähigkeit, Maß zu halten, selber in die Erscheinung. In dem preußischen Landtag wiederholte sich in den letzten Jahren bei jeder Berathung des Etats des Verkehrsministeriums die Klage, es würde jetzt zu viel gereist. Die Beschwerdeführer dachten hierbei fast ausschließlich an die ländlichen Arbeiter, die sich auf der Eisenbahn auf und davon machen, um ihr Brod in den Industriestädten zu suchen und nicht darnach fragen, wer statt ihrer den Acker bestellen und die Kühe melken soll. Wer die Augen nicht absichtlich gegen den Zug der Zeit verschließt, muß in diese Klage auch vom allgemeinen socialen Standpunkt mit einstimmen. Wie jedes Zuviel, so ist auch das viele Reisen vom Uebel. Ja, es entwickelt sich immer mehr zu einer nationalen Calamität. Zu dem Glauben, daß die Welt jetzt unter dem Zeichen des Verkehrs steht, kommt man besonders leicht in den Industriebezirken unserer westlichen Provinzen. So sehr sind dort zu allen Jahreszeiten alle Züge besetzt, daß bei dem Einsteigen der Platz erst mühsam erobert werden muß. Die gesammte Geschäftswelt befindet sich täglich auf Reisen. Mit dem letzten Bissen vom ersten Frühstück

Digitized by Google

noch im Munde, eilt der Kaufmann nach dem Bahnhof, um erst in den Abendstunden heimzukehren. Wer beschränkt dort seinen Erwerb noch auf das Weichbild seines Wohnsitzes? Zudem versucht sich Jeder nach amerikanischer Sitte auf verschiedenen Gebieten. Mindestens zwei Eisen muß der Geschäftsmann im Feuer haben. Ohne genaue vorher getroffene Verabredung ist es z. B. in Elberfeld, Essen, Bochum, Duisburg u. s. w. schier unmöglich, einen Kaufmann zu Hause anzutreffen. Alle sind nebenher noch Agenten der mannigfaltigsten Versicherungsgesellschaften und als solche verbunden, die Kundschaft im weiten Umkreise aufzusuchen. Unverkennbar aber nimmt die Geschäftswelt der anderen Provinzen mehr und mehr die Gepflogenheiten des Westens an; und bald werden wir uns den deutschen Kaufmann nur noch als reisenden Agenten vorstellen können. In kaum geringerem Maße hat sich das Reisebedürfniß auf Grund des erleichterten Verkehrs in den Kreisen der obersten Zehntausend entwickelt. 16 Millionen führt jährlich die erste Wagenclasse der preußischen Eisenbahnen an den Staatssäckel ab. Mit jeder neuen Saison muß schon Anstands halber ein anderes Land aufgesucht werden. Ganz à son aise fühlt man sich nur noch an der table d'hôte der theuersten Gasthöfe in Paris, Baden-Baden oder an der Riviera; und was sich zu dem High Life zählen darf, das kommt aus dem Salonwagen der Eisenbahnzüge und von der eigenen Segelyacht gar nicht mehr herunter. Nur noch als eine Kette von Besuchs- und Vergnügungsreisen, in denen die wichtigsten Begebenheiten die Begrüßungen und Verabschiedungen auf den Bahnhöfen und an den Landungsbrücken sind, stellt sich das Dasein dar. Herrliche Schlösser nennt man sein Eigen. Neugierigen werden in ihnen gegen ein beträchtliches Trinkgeld die Arbeits- und Schlafzimmer der Besitzer gezeigt. Aber die Schreibtische darin sind das ganze Jahr hindurch eben so verwaist wie die Betten. Das täglich zu bewältigende Pensum beschränkt sich auf Unterschriften, und wie leicht gehen diese auch in einem Salonwagen von der Hand! Die Nächte werden aber um Vieles besser in dem rollenden Schlafwagen zugebracht. Unentbehrlich ist bereits das leise Rütteln während der Fahrt geworden; und die Nerven bocken auf, wenn einmal das mitgeführte Bett in einem Gebäude aufgeschlagen werden muß, das mit starken Pfeilern und Mauern unverrückbar in demselben Grund und Boden wurzelt. Dem Geschäftsmann ist das eigene Heim nur noch eine Schlafstelle, dem hohen Herrn nur noch ein Absteigequartier von kaum anderer Bedeutung als jeder größere Gasthof und allenfalls noch die Sammelstelle für die Briefe, die dem allzeit reiselustigen Adressaten nachzusenden sind. Die Familie fliegt dabei vollkommen auf.

Ist es aber in der That nur eine hohle Phrase, daß der moderne Staat sich auf der Familie aufbaut? Was verbürgt ihm denn sein weiteres Bestehen? Materielles Wohlbefinden keineswegs. Weder auf dem Wasser, noch auf dem Lande liegt seine Zukunft. Ueber sie entscheidet das Maß seiner sittlichen Kräfte. Wo anders als in der Familie werden diese nachhaltig gepflegt? Materiell lag das preußische Volk nach 1806 am Boden. Sein König glaubte an keine Wiedergeburt mehr. Noch in der ersten Hälfte des Jahres 1813 konnte er sich nicht entschließen, die in's Korn geworfene Flinte wieder zu ergreifen. Und dennoch stand das Volk bereit, als nach gründlicher Vorbereitung seine Helden es zum Befreiungskampfe aufriefen. Keine lauten Volksversammlungen mit schwungvollen Resolutionen waren vorauf gegangen. In aller Stille, am Feuer des Familienheerdes unter schweren materiellen Entbehrungen war jene Liebe zum Vaterland erstarkt, an der die Macht des gewaltigen Corsen zerschellte. Wo anders als wieder in der Zurückgezogenheit der Familie können die tiefen Gedanken reifen, die Gemeingut Aller werden sollen? Ich zweifle daran, daß in unserer Zeit Geistesheroen wie Schiller und Goethe erstehen können. Dazu ist sie zu sehr von Lärm erfüllt, der selbst in das entlegene Studierzimmer dringt. Und wie nun, wenn der Begriff der Familie sich immer mehr verflüchtigt, so daß sie sich nur noch an den äußeren Bindemitteln erkennen läßt? Thür und Thor sind der sittlichen wie geistigen Verflachung durch die ununterbrochene Befriedigung des Reisebedürfnisses geöffnet und damit auch des Staates Zukunft gefährdet.

Aber wird nicht gerade das Reisen stets als der bequemste und sicherste Weg zu einer guten Bildung gepriesen? Nur auf den Vergleich gründet sich jedes Urtheil, und wo bietet sich mehr Gelegenheit zu vergleichen, als auf Reisen? Liegt hierin nicht ein starkes Gegengewicht gegen die Verflachung? Indessen der Geschäftsmann sieht so gut wie nichts auf seinen Reisen. Er kann zum ersten Mal an dem stolzen Bau des Kölner Domes vorübergehen, ohne seiner überhaupt gewahr zu werden, und sich zum ersten Mal auf Mönchsgut auf der Insel Rügen aufhalten, ohne zu merken, daß die dortigen Einwohner anders gekleidet sind als die Leute in Berlin oder Düsseldorf. So sehr ist sein ganzes Inneres von den zu erledigenden Geschäften erfüllt. Erst wenn auch er einmal zu seiner Erholung andere Länder und Gegenden aufsucht, vermag er vielleicht noch Unterschiede festzustellen, falls der Sinn für sie noch nicht völlig erstorben sein sollte. Ebenso wenig sieht sich der reiselustige Grand Seigneur auf seinen Fahrten zu Vergleichen, die sein Urtheil schärfen könnten, aufgefordert. In der jähen Flucht der sich darbietenden Bilder vermischen sich vollkommen die in der Eile erhaschten Eindrücke. Wer heute Abend von der Gotthardtbahn in das Thal der reißenden Reuß hinabschaut, morgen Abend den Blick über die öden, sandigen Steppen in der Mark zwischen Jüterbog und Luckenwalde schweifen läßt und nach wieder 24 Stunden in irgend einen Fjord Norwegens einläuft, nachdem er die Wochen vorher in ähnlicher Weise zugebracht hat, dem schließt sich von selber das geistige Auge, mag er dessen Sehvermögen selber auch noch so hoch veranschlagen. Die Menschen aber, mit denen er an den verschiedenen Orten und in den anderen Ländern zusammentrifft, kann er erst recht nicht auseinander halten. Stets führt er eine beträchtliche Portion von Ansehen bei sich, vor dem sich die minder hoch Stehenden stets in Ehrfurcht verneigen. Nur Lakaien begegnet er, die der Anrede harren und jede Frage mit der gröbsten Lüge, der Schmeichelei, beantworten. Nur die eine Vorstellung nimmt er bei der Weiterfahrt mit, daß eigentlich die Welt sich um ihn allein drehe. Sie mag ihn im hohen Grade beglücken; aber auf die Dauer büßt er durch sie seine Urtheilskraft ein.

Persönlich mögen sich Geschäftsmann und Grand Seigneur bei dem beständigen Hasten von Ort zu Ort vortrefflich stehen. Aber man wolle sich einmal fragen, welche Generation denn in Familien aufwachsen muß, in denen die Kinder sehr früh aufstehen und sehr spät zu Bette gehen müssen, wenn sie des Vaters überhaupt ansichtig werden wollen, und in denen die Tage des Zusammenseins mit dem Oberhaupt von allen Gliedern als Festtage im Kalender roth angestrichen werden. Mit Fug und Recht trauern alle einsichtsvollen Freunde des Vaterlandes über den Rückgang der idealen Anschauungen vom Leben und von der Pflicht des Einzelnen gegen die Gesammtheit, die uns die Vorfahren doch als unveräußerlichen Schatz hinterlassen haben. Worin besteht denn noch unser ganzes politisches Treiben? Führt in ihm nicht schnöde Selbstsucht allein das Wort? Für einen Gimpel gilt, wer auch noch für die Wünsche und Bestrebungen seines Nachbarn Verständniß zeigt. Wie muß der Eigennutz in's Kraut schießen, wenn erst das Geschlecht an's Ruder gelangt, das zu einem recht beträchtlichen Theil Idealismus gar nicht mehr abstreifen kann, weil es ihn in der öden nüchternen Umgebung seiner Jugend gar nicht in sich hat aufnehmen können? — Doch wir brauchen den Blick nicht erst auf

Digitized by Google

die Zukunft zu richten, um uns die bösen Folgen des jetzt grassirenden Reisefiebers klar zu machen. Nicht der neugebackene Fürst Philipp Eulenburg schwebte uns bei der Kennzeichnung der heutigen Daseinsbedingungen unserer Grand-Seigneurs vor. Er ist Sänger und Componist und muß mit dem Maßstabe des Künstlers bewerthet werden. Wird diesem nicht Alles erlaubt und Alles nachgesehen? Wohl aber zielten wir auf seine regierenden Collegen. Sind unsere Minister nicht unaufhörlich unterwegs? Nur wenn sie in den Parlamenten Rede und Antwort stehen müssen, hat der um das Wohl des Reiches besorgte Politiker die Genugthuung, sie in der Hauptstadt zu wissen. Sonst durchqueren sie von Nord nach Süd und von Ost nach West unaufhörlich das Land, um sich zu informiren. Nach ihrer Berufung auf den hohen Posten gehört es sich, daß sie sich in ihrem Ressort umsehen. So lange dauern aber die Informationsreisen, daß diese noch nicht einmal beendet sind, wenn Herr Lucanus mit der Mittheilung erscheint, daß der Wunsch, das Portefeuille abzugeben oder ein anderes zu übernehmen, Hindernissen nicht begegnen würde. Wer von den Regierenden sich aber über Nichts zu unterrichten braucht, wie z. B. der Reichskanzler, — was soll der allein in Berlin anfangen? Auch er benützt jeden geringfügigen Anlaß, um sich aus dem Staube zu machen. Die Hauptsache bei den dienstlichen Reisen ist aber nicht sowohl das Prüfen an Ort und Stelle, sondern die Ehrung durch die Behörden und den Theil der Bevölkerung, der von diesen in irgend einer Weise abhängig ist. Dem verstorbenen Fürsten Hohenlohe, dem jetzigen Reichskanzler, dem früheren Staatssecretär des Reichspostamtes und gegenwärtigen Minister der Landwirthschaft, dem Staatssecretär des Reichsmarine-Amtes, dem Cultusminister, Herrn Thielen, dem Verkehrsminister, begegneten wir bis heute fast täglich in den Zeitungen, nicht etwa weil sie eine dankenswerthe wichtige Anordnung getroffen, sondern lediglich deßhalb, weil sie auf Staatskosten einen Luftwechsel vorgenommen hatten. Fährt aber plötzlich in dieses Idyll einmal eine Begebenheit von größerer Bedeutung wie eine jener Reden, die jetzt bei uns die Marksteine der inneren wie der äußeren Politik bilden, so erreicht das ministerielle Reisen seinen Höhepunkt. Dann jagt der Staatssecretär dem Reichskanzler und der Minister dem Ministerpräsidenten nach, um in mündlichem Gedankenaustausch zu erwägen, nicht etwa ob sie den allerneuesten Kurs mitmachen oder sich zurückziehen sollen, sondern wie der jüngsten Directive schnell entsprochen werden könne. Nichts kennzeichnet deutlicher und zugleich beißender das jetzt herrschende Regime als die harmlos hingeworfene Mittheilung eines officiellen Blattes, daß Graf Bülow sich von einem in Holstein auf dem Lande abgestatteten Besuch nach Norderney begeben habe und sich damit „für diesen Monat seine Reisedispositionen erschöpft hätten". Also die Reisedispositionen erschöpfen sich einmal für eine oder auch zwei Wochen. Aller Wahrscheinlichkeit nach besteht die Hauptthätigkeit der unteren Organe in unseren Ministerien in dem Entwerfen von Reiserouten für ihre gestrengen Herren. Geld spielt unter dem neuen Course auch in schlechten Zeiten keine Rolle. Man bedenke nur, wie es bei der China-Expedition in fast sündhafter Weise aus dem Fenster geworfen worden ist. Noch heute dürften an 20 000 Tonnen Eisenbahnmaterial in Shanghai lagern, die zwecklos die weite Reise von Deutschland nach Ostasien gemacht haben, weil sie in den unzulänglichen Hafen Chinas nicht an Land geschafft werden konnten. Und wer anders als der Steuerzahler bezahlt die Herstellungs- und Transportkosten? Sind nicht die finanziellen Abmachungen mit China ein ganz unsicherer Wechsel auf die Zukunft? Es ist daher unnöthig, sich über die gewaltigen Summen aufzuregen, welche die Ministerreisen Jahr aus Jahr ein verschlingen. Viel ernster ist aber das Reisefieber der Gewalthaber in seiner Nachwirkung auf die Leitung unserer öffentlichen Angelegenheiten zu nehmen. Der alte schwedische Kanzler Christinens Oxenstierna hielt einmal seinem Sohne vor, er ahne nicht, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert werde. Nun, bei diesen Kreuz- und Querfahrten unserer Minister und Staatssecretäre ist es doch sonnenklar, daß dort oben nur Acte der Inspiration des Augenblickes zu Stande kommen können. Der Salonwagen mag noch so bequem, das Zimmer in dem Gasthofe oder in dem Schlosse des guten Freundes noch so behaglich eingerichtet sein, innerlich steht die reisende Excellenz doch immer auf dem Sprunge, und ebenso sprunghaft können auch nur ihre Entschließungen sein. Wir sind überzeugt, die deutsche Nation würde vor den widerspruchsvollen Plötzlichkeiten, die ihr nach dem Erscheinen einer jeden neuen Zeitungsausgabe den Athem nehmen, bewahrt bleiben, wenn die maßgebenden Herren mehr Sitzfleisch hätten, wenn sie noch im Stande wären, in der Stille ihres Arbeitszimmers einem Gedanken bis in seine letzten Consequenzen zu folgen. Seit der Entlassung Bismarck's wird vergeblich nach dem rothen Faden in der deutschen Politik gesucht. Wie soll er überhaupt gesponnen werden? Folgerichtiges Handeln ist nur Männern eigen, die noch in die Tiefe zu gehen vermögen, nicht aber Denen, die sich beständig dem geistigen Verflachungsproceß aussetzen, die bereits die Fähigkeit eingebüßt haben, zu arbeiten.

Will es nach Allem nicht beinahe scheinen, als wenn der verknöcherte Pensionirte, der sich mit mir auf dem langweiligen Diner abfüttern ließ, mit seiner trostlosen Ansicht über das Reisen doch im Rechte gewesen wäre? Wenn das Zuviel an den Grundfesten der Familie und mittelbar auch des Staates rüttelt, und die Regierenden zu der Anschauung verleitet, sie genügten schon ihren Pflichten, wenn sie das von ihnen zu leitende Land durchzögen und sich an allen Orten huldigen ließen, — — reicht nicht, fragen wir, eine solche Wirkung aus, das Reisen überhaupt zu verurtheilen? Indessen, das Kind soll nicht mit dem Bade ausgeschüttet werden. Hoffen wir noch, daß der wenn auch durchaus nicht beabsichtigte, so doch thatsächlich angebahnte Segen der jetzt bewilligten Rückfahrtkarte die schweren Schäden, die Staat und Reich aus dem grassirenden Reisefieber erwachsen, wett machen, und daß, wenn einmal Regierende an das Steuerruder treten, die wieder arbeiten können, sie noch ein Volk finden werden, dem zu dienen es noch der Mühe werth ist. **Ajax.**

Der Staat als Branntweinverkäufer.

Von Dr. Wilhelm Bode (Weimar).

Ob die Frage des Branntwein-Monopols für uns in Deutschland bloß theoretisches Interesse hat, wer will das sagen? Fürst Bismarck ist im Winter 1885/86 mit seinem großen Projecte den liberalen Gegnern unterlegen, und seitdem hat kein deutscher Staatsmann das Thema wieder angerührt. Aber es fehlt nicht an Zeichen, daß die Frage Morgen oder Uebermorgen aus ihrem Winterschlafe erwacht. Der Boden ist jetzt ganz anders vorbereitet als zu Bismarck's Zeit, denn erstens ist heute die principielle Abneigung gegen das Verstaatlichen geringer, zweitens ist das Brennereigewerbe viel reifer für das Staatsmonopol. Max v. Heckel urtheilt im „Handwörterbuch der Staatswissenschaften": „Die Einführung eines Monopols möchte nur da zu befürworten sein, wo ganz besondere Umstände, insbesondere ein siegreich durchgedrungener Großbetrieb der Brennerei-Industrie hierfür eine geeignete Grundlage geschaffen hat. Andererseits kann ein solcher auch dann am Platze sein, wenn es der organisirten Spiritusindustrie gelungen ist, den Branntweinhandel durch einen das ganze Land umfassenden Ring zu monopolisiren." Diese beiden Vorbedingungen sind jetzt nahezu erreicht; in Fachkreisen sagt man sich das auch, und zwar gerade jetzt,

Digitized by Google

wo eine Novelle zum Branntweinsteuergesetz noch irgendwie zu erledigen ist. So hat der Landtagsabgeordnete Max Schulz, im Hauptberuf Berliner Großdestillateur, erklärt, die Regierung sehe der Schädigung des Gewerbes durch den Spiritusring ruhig zu, „vielleicht, weil sie den Ring als bequemen Uebergang zum Spiritus-Monopol betrachtet; das Monopol, das ihr bei den bisherigen derartigen Versuchen zu theuer war, hat sie dann billig, unter Umständen umsonst". Andererseits hat der Verband südwestdeutscher Branntweinfabrikanten sich zwar gegen die gleiche Novelle gewandt, aber hinzugefügt: die Interessenten würden ein staatliches Monopol bei Weitem dem jetzt etablirten Privat-Monopol vorziehen, da bei dem Letzteren der Profit nicht der Allgemeinheit zufließe, sondern einer privilegirten Classe. —, Und bei der Berathung der letzten Branntweinsteuer-Novelle, am 13. Mai 1901, erzählte der Abgeordnete Pachnicke: „In der Commission fragte man: warum denn nicht gleich Staatsmonopol? Der Staatssecretär sagte, er sei diesem Gedanken gar nicht abgeneigt, aber leider lasse sich der Reichstag gegenwärtig nicht darauf ein." Das „gegenwärtig" kann bald vorbei sein.

Ich will hier nicht für oder gegen das Staatsmonopol sprechen, sondern nur deutlich, nämlich an den Vorbildern anderer Länder zeigen, wie ein solches Monopol aussehen kann. Ueberall will man natürlich zwei Ziele zu gleicher Zeit erreichen, was kaum möglich ist: man will der Trunksucht entgegenarbeiten und gleichzeitig die Staatscasse durch den Gewinn am Branntwein füllen. Je nach dem moralischen Standpunkte der Finanzminister und der sonstigen einflußreichen Politiker wird die Mittellinie zwischen beiden Tendenzen mehr nach links oder rechts fallen. Wie ein Alkohol-Monopol in der philanthropischen Theorie aussieht, so lange die rauhen Hände der Alkoholfreunde und der Fiscus-Advocaten noch nicht daran gerührt haben, zeigt uns am besten das belgische Project des Volkswirthes Lhoest, das der Abgeordnete Carton de Wiart im Juli 1899 der Abgeordnetenkammer vorgelegt hat. Danach steht nur dem Staate das Recht zu, destillirte alkoholische Getränke zu verkaufen. Die Einfuhr solcher Getränke steht gleichfalls nur dem Staate zu, doch können Private Liköre in Flaschen aus dem Auslande beziehen — gegen einen Zoll von 5 Frcs. das Liter. Die Erzeugung und Einfuhr des Absinthes ist verboten. Die jetzt bestehenden Brennereien und Destillationen werden geschlossen. Die Eigenthümer erhalten vom Staate Entschädigung für Gebäude und Einrichtung und zweitens für das Geschäft, nämlich 7 Cts. für jeden Liter fünfzigprocentigen Alkohols, der in den letzten drei Jahren hergestellt wurde. Durch königlichen Beschluß wird jedes Jahr die Menge des zum Trinkconsum zugelassenen Alkohols bestimmt. Sie darf 50 Millionen Liter im ersten Jahre nicht übersteigen und muß jedes Jahr um zwei Millionen vermindert werden, bis die gesetzgebende Gewalt eine endgiltige Ziffer ansetzt. Auf gleiche Weise wird der Verkaufspreis festgestellt. Im ersten Jahre beträgt er 200 Frcs. den hl, von Jahr zu Jahr wird der Preis so gesteigert, daß der Gesammterlös derselbe bleibt, obwohl die verkaufte Menge beständig sinkt. Mindestens die Hälfte der Rohstoffe, aus denen der Staat Spiritus bereiten läßt, ist aus dem Inlande zu entnehmen; die für die Landwirthschaft verwendbaren Brennerei-Rückstände sind im Inlande ohne Gewinn zu verkaufen. Den denaturirten Spiritus verkauft der Staat mit einem Aufschlage von zehn Procent für die Herstellungskosten. Den Trinkbranntwein giebt der Staat nur gegen baar und nicht in Gebinden unter 150 Litern ab, den Kleinverkauf überläßt er also Wirthen und Kaufleuten. Dem Verkaufserlös entnimmt der Staat erstens die Herstellungskosten, zweitens die Ueberwachungskosten, drittens die Verzinsung und Abzahlung der vorhin erwähnten Entschädigung an die bisherigen Brenner. Vom übrig bleibenden Gewinne werden 30 Procent den Gemeindecassen zugewiesen.

Ganz anders sieht schon das schweizerische Monopol aus, das seit 1887 wirklich besteht. Hier hat man erstens das Brennen von Wein, Obst und deren Abfällen, von Enzian, Wachholderbeeren und ähnlichen Stoffen außerhalb des Monopols lassen müssen; einbezogen sind also die Alkohole, die aus Getreide, Rüben, Melasse, Zucker und Kartoffeln gewonnen werden. Diese Alkohole läßt der Bund zu einem Viertel etwa im Inlande herstellen, indem er seine Aufträge in Loosen zu mindestens 150 und höchstens 1000 hl an diejenigen Brennereien vertheilt, die bei genügenden Garantien die besten Bedingungen stellen. Einheimische Rohstoffe und landwirthschaftliche Genossenschaftsbrennereien sind in erster Linie zu berücksichtigen. Den übrigen Bedarf führt der Bund aus Deutschland und sonst aus dem Auslande ein. Der Verkauf erfolgt nur gegen baar und nur in Mengen von mindestens 150 Litern, also auch hier hat der Staat den Kleinhandel und Ausschank nicht an sich gezogen. Der denaturirte Spiritus wird sehr billig abgegeben, der nicht denaturirte reine Alkohol wird zu 120—150 Frcs. das hl verkauft. Der Reinertrag des Monopols — 1899 waren es 6 ½ Million Frcs., also etwas über 2 Frcs. auf den Kopf der schweizerischen Bevölkerung — wird an die Cantone vertheilt. Im Ganzen haben diese und die Octroigemeinden seit Einführung des Monopols 68 Millionen Frcs. Nutzen davon gehabt. Sie sind allerdings verpflichtet, von diesen Einnahmen ein Zehntel zur Bekämpfung des Alkoholismus in seinen Ursachen und Folgen zu verwenden, aber sie haben es nur zu gut verstanden, auch diesen Theil für Zwecke auszugeben, für die sie sonst anderweitig die Mittel hätten finden müssen. Immerhin werden auch die Trinkerheilanstalten und Enthaltsamkeitsvereine aus diesem „Alkoholzehntel" unterstützt, und es ist sicherlich auch dem Monopol zuzuschreiben, daß die Schweizer viel mehr Gedanken für die Alkoholfrage übrig haben, als ihre deutschen Nachbarn. Der Widerspruch zwischen dem philanthropischen und dem fiscalischen Zweck bleibt allerdings bestehen. Im December 1899 beschwerte sich der bekannte Verfasser des „Glück", Professor Hilty, daß die ethischen Gesichtspunkte des Monopols so sehr verdunkelt seien; darauf erwiderte ihm der Nationalrath Curti, es sei nicht richtig, daß bei der Entstehung des Monopols ethische Grundsätze maßgebend gewesen seien, der fiscalische Zweck sei der wahre gewesen. „Was man gesagt hat zur Vertheidigung des Alkoholmonopols, das waren dann allerdings die philanthropischen Ideen, das waren die ethischen Postulate; ich erinnere mich der Vorgänge noch sehr gut, und es ist ja gut, daß wir diesen Wind im Segel hatten."

Das Monopol, das Fürst Bismarck für das Deutsche Reich plante, ging über das schweizerische weit hinaus; aller Branntweinhandel, also auch der Kleinverkauf, sollte vom Reiche übernommen, ein Reinertrag von 300 Millionen Mark sollte erzielt werden; das bedeutete beinahe die Hälfte der damaligen Reichs-Einnahmen. Es liegt auf der Hand, daß der Staatsgewinn am Branntwein viel erheblicher wird, wenn der Staat den ganzen Handel an sich reißt, nicht bloß einen Theil des Zwischenhandels, und daß er auch der Trunksucht besser entgegenwirken kann, wenn die Wirthe und sonstigen Branntweinverkäufer seine Angestellten sind. Aber freilich ist auch die Einführung eines solchen Monopols viel schwerer zu erreichen.

Und doch ist auch dieses vollständige Monopol im letzten Jahrzehnt an zwei Stellen verwirklicht, an der östlichen und westlichen Grenze der Civilisation, in Rußland und Amerika. In Amerika handelt es sich namentlich um Süd-Carolina, einen Staat von 1 200 000 Einwohnern, dessen größte Stadt Charleston 65 000 Einwohner zählt. Bis zum 1. Juli 1893 galt hier die Local-Option für die größeren Gemeinden und die Prohibition für das übrige Land, d. h. die Städte konnten wählen, ob sie Schankstätten haben wollten, auf dem Lande dagegen waren sie verboten. — Seit 1893 hat das Land nur noch staatliche Verkaufsstätten, und zwar waren es 1899

Digitized by Google

92, nämlich 10 in Charleston, 4 in Columbia, je 2 in zwei anderen Städten; die übrigen sind in ihren Orten die einzigen. Die Erzeuger von Bier und Branntwein dürfen im Staate nur an das State Board of Control, das staatliche Alkoholamt, verkaufen; sie sind also völlig in dessen Hände gegeben, denn der Verkauf nach Auswärts ist nicht der Rede werth. Es giebt nur eine Brauerei im Staate; neue Brenner und Destillateure werden nicht mehr zugelassen, da nach Ansicht des Alkoholamtes ihre Zahl ausreicht. Das Alkoholamt verkauft die Getränke an die genannten 92 Verkaufsstätten, die sich nicht anderweitig versorgen können. Der Handelsgewinn des staatlichen Alkoholamtes wird für die öffentlichen Freischulen verwandt, der Handelsgewinn der localen Verkaufsstätten geht zur Hälfte an die Gemeinde, zur anderen Hälfte an den Kreis (county). In diesen 92 Verkaufsstätten, die wir uns nicht wie Wirthschaften, sondern wie Apotheken denken müssen, wird nichts zu sofortigem Genuß verschänkt, sondern es wird nur in verschlossenen Flaschen verkauft, die im Laden nicht geöffnet werden dürfen. Die Läden sind nur zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang geöffnet, am Sonntag ist den ganzen Tag geschlossen. Baarzahlung ist selbstverständliche Vorschrift, an Minderjährige wird nichts verkauft. Wir wollen uns nicht dabei aufhalten, dieses Monopol mit seinen uns so unerträglich erscheinenden Härten aus den besonderen Verhältnissen des Landes heraus zu erklären — durch eine deutsche Brille darf man amerikanische Einrichtungen natürlich nicht betrachten. Hier interessirt uns nur, daß in einem Staate mit größter politischer Freiheit ein Monopol beschlossen wurde und durchgeführt wird, das noch viel weiter geht, als Fürst Bismarck je gehen wollte. Es beseitigt die Schankstätten zu sofortigem Genuß ganz, es bezieht sich auf Bier und Wein ebenso wie auf den Whisky. Auch für den größten Theil von Nord-Carolina ist ein solches Monopol geschaffen, in Süd-Dakota steht es in der Verfassung, ist aber noch nicht eingeführt, weil die Brauer zu starken Widerstand entgegensetzen. In Georgia hat die Universitätsstadt Athens schon seit 1891 ihr eigenes Monopol.

In Rußland hat der von einem klugen Finanzminister berathene Czar befohlen, wofür in Amerika heißbewegte Wählermassen sich entschieden. Hier bezieht sich das Monopol wie bei dem deutschen Vorschlage nur auf den Schnaps, überhaupt ist Bismarck's Plan in allem Wesentlichen Vorbild gewesen. Das Monopol ist 1895 in vier östlichen Gouvernements eingeführt, gleichsam probeweise; allmälig ist so ziemlich ganz Rußland der Monopolverwaltung unterstellt. In Europa fehlen vom 1. Juli 1901 an nur noch die kaukasischen Gouvernements.

Die Herstellung des Rohspiritus ist Sache der privaten Unternehmer wie bei uns, aber verkaufen müssen sie den gesammten Trinkspiritus an die Monopolverwaltung, die ihren Bedarf zum Theil im Auctionswege anschafft, zum Theil zu Preisen, die für das ganze Jahr im Voraus bestimmt werden, bei den Brennereien bestellt. Nach erfolgter Reinigung gelangt der angekaufte Spiritus in eigene Regierungsniederlagen, wo er kalt rectificirt und in Kronsgefäße abgezogen wird. Von hier aus gelangt er dann theils an Liqueurfabrikanten, zum größten Theil aber in die staatlichen Verkaufsstellen und durch sie an das Publicum. Bedient werden diese Verkaufsstellen in der Regel von Wittwen oder von Frauen mit vielen Kindern, denen man eine Hilfe gewähren will; es sind nicht Kneipen, sondern Läden ohne jede Sitzgelegenheit; die Käufer haben sich sofort nach Empfang der Waare zu entfernen. Das Getränk wird in Flaschen geliefert, die versiegelt und mit einer Etiquette versehen sind; von der Etiquette liest man Menge, Stärke und Preis des Inhalts ab. Die Stärke war bisher 40—45 Procent Alkohol, eine Herabsetzung auf 34 Procent soll im Plane sein. Geöffnet sind die Läden von 7 Uhr früh bis 8 Uhr Abends, an Sonn- und Feiertagen von Mittags 12 Uhr an. Die Verkäufer haben festen Gehalt und keinerlei Interesse am Absatz. Natürlich sind sie angewiesen, Trunkene nicht zu bedienen, und nehmen diese Vorschrift genauer als die früheren Wirthe.

Da auch ein feineres Publicum das „Wässerchen" begehrt, so ist der Verkauf des Kronsbranntweins nicht ganz auf die fiscalischen Läden beschränkt, sondern eine Anzahl Speisewirthschaften, Bahnhofswirthschaften, Hôtels und feine Restaurants sind gleichfalls an die große Staatsquelle angeschlossen. Nur in den feinsten Restaurants ist der Ausschank in Gläsern gestattet und der Preis nicht vorgeschrieben, in den gewöhnlichen „Tractirs" erfolgt der Verkauf in verschlossenen Flaschen; in den städtischen darf man den Branntwein auf der Stelle genießen, in den ländlichen nicht. Der Gewinn der Tractirwirthe am Kronsbranntwein ist etwa $3^1/_2$ Procent.

Durch die Einführung des Monopols ist die Zahl der Branntweinverkaufsstätten sehr stark vermindert. In St. Petersburg blieben von 937 privaten Wein- und Spirituosenläden nur 178, mit den fiscalischen Branntweinläden stiegen sie auf 325. Von 650 Tractirs blieben 250. Weiter giebt es jedoch 15 Restaurants erster Classe, wo Branntwein und Liqueure verschänkt und Quantität und Preis nicht vorgeschrieben werden, außerdem 66 andere Restaurants, die den Kronsbranntwein in versiegelten Flaschen zu vorgeschriebenen Preisen verkaufen. In den 20 Gouvernements, die das Monopol vor dem 1. Januar 1898 bekamen, sind die Schänken auf die Hälfte vermindert.

Daß die russische Regierung neben dieses Monopol auch große positive Einrichtungen zur Hebung der Mäßigkeit gestellt hat, sei nur erwähnt; die Schilderung des Geschehenen würde uns zuweit führen. Natürlich kann der Staatsgewinn am Branntwein gar nicht besser verwandt werden, als zur Vorbeugung fernerer Trunksucht und zur Milderung der durch bestehende oder frühere schlechte Trinksitten vorhandenen Leiden.

Wie bewährt sich nun dieses Monopol? Nach den Berichten des Ministers Witte ganz vorzüglich, nach den Berichten seiner Feinde sehr schlecht, nach den Urtheilen ruhiger Beobachter im Ganzen recht gut. Die deutschen socialdemokratischen Schriftsteller Dr. Lehmann und Parvus wissen in ihrem Buche vom „hungernden Rußland" natürlich nur Böses von Allem zu sagen, was mit der russischen Regierung zusammenhängt. „Es ist ein förmlicher Raubzug, den der Staat hier durchführt." Ich habe die Berichte geprüft, die ein besonderer Ausschuß der Russischen Gesellschaft für öffentliche Gesundheitspflege über das Monopol gesammelt hat. Man bemerkt da: allen neuen Einrichtungen wird nichts geschenkt; neue Leiden empfindet man viel schwerer als alte, Uebergangsmängel werden gar zu unbarmherzig getadelt, aber in Summa ist doch das Urtheil günstig. Der erwähnte Ausschuß wünscht die Beseitigung verschiedener Mißstände durch ergänzende Gesetze; er schließt seine Thesen mit einem Satze, der unbestreitbar sein dürfte: „Obwohl der fiscalische Verkauf des Alkohols in erster Linie einen finanziellen Zweck hat, so bietet er doch mehr Mittel dar, den Alkoholismus zu schwächen, als das frühere Besteuerungssystem."

Einseitig erfaßte Probleme.

Von Karl Noetzel.

I. Das Hungerproblem.

„So lange es Hunger giebt, sollen alle Gehirne daran arbeiten, ihn zu beseitigen. Jede andere Beschäftigung ist Zeitverschwendung."

Digitized by Google

Diese extreme Forderung vieler Fanatiker hat schon mehr als ein zartbesaitetes, mitleidsvolles Gemüth um die innere Harmonie gebracht und birgt die größten Gefahren für unser Culturleben in sich. Es liegt ihr aber der logische Fehler zu Grunde, daß eine Begleiterscheinung als Hauptsache angesehen wird. Alle Thätigkeit soll darauf gerichtet sein, ein Symptom zu bekämpfen, während die Krankheitsursache außer Acht bleibt. Der Hunger ist nur das Symptom unnormaler Zustände im Wirthschaftsleben. Wir bemerken gleich voraus, daß er innerhalb der letzten Jahrzehnte statistisch nachweisbar bedeutend abgenommen hat, aber er ist noch vorhanden. Wer ihn beseitigen will, der muß mitarbeiten an der normalen Ausgestaltung des modernen Wirthschaftslebens. Damit ist aber durchaus nicht die Forderung gestellt, daß ein Jeder Nationalökonom werden soll, wiewohl die Kenntniß der volkswirthschaftlichen Grundbegriffe unstreitig zur modernen Bildung gehört. Das Problem ist weiter. Wir wissen heute, daß das Wirthschaftsleben durch eine Reihe geistiger Factoren bedingt ist, und daß namentlich die Allgemeinbildung dabei eine bestimmende Rolle spielt. Mehr noch! Man kann ruhig den Satz aufstellen, daß der wirthschaftliche Fortschritt mit der geistigen und culturellen Entwickelung in gleichem Tempo vor sich geht. Mithin arbeitet Derjenige auch an der Beseitigung des Hungers, welcher die geistige Entwickelung fördert. Das thut aber Jeder, der seinen Beruf seiner Begabung nach erwählt und ihn in ständiger Rücksicht auf das Allgemeinwohl ausübt. Hiermit soll indeß durchaus nicht einem socialen Quietismus das Wort geredet werden. Das Vorhandensein des menschlichen Elends ist vielmehr ein Problem, mit dem sich Jeder abzufinden hat. Einmal also, indem er seinen Beruf im socialen Sinne ausübt, dann aber, indem er stets darauf bedacht ist, das Elend in seiner Umgebung zu beseitigen. Indeß könnte durch die gewissenhafte Befolgung der letzteren Pflicht dem eigentlichen Berufe sehr viel Kraft und Zeit geraubt werden. Und das wäre ungerecht. Jeder Beruf ist auf die Befriedigung von Bedürfnissen gerichtet, vielfach geistiger. Sollten nun, weil ein immerhin kleiner Procentsatz physisch hungert, die geistigen Bedürfnisse der überwiegenden Mehrzahl unbefriedigt bleiben? Allerdings, so lange für den Hunger keine ständige Abhilfe ist. Denn physischer Hunger erzeugt einen Geisteszustand, der nicht als normal bezeichnet werden kann, und dem die sittliche Verantwortung nicht zugesprochen werden darf. Der Hungrige begeht unter physischem Zwang Handlungen, welche, falls sie ein Satter begeht, mit Verbrechen bezeichnet werden müssen, wie Diebstahl, Gewaltthätigkeit. In richtiger Erkenntniß seiner Aufgabe, die sittliche Freiheit seiner Angehörigen zu schützen, hat der moderne Staat, oder die Gemeinde die Fürsorge der Nothleidenden übernommen und bekämpft principiell alle directe Not. Sie erkennen es ebenso als Pflicht, die socialen Krankheiten Armuth und Verbrechen in ihren Symptomen, also in ihrem wirklichen Hervortreten, zu heilen, als durch prophylaktische Maßnahmen ihr Aufkommen mehr und mehr zu verhindern. Die ganze gesetzgeberische Arbeit des modernen Staates ist gleichbedeutend mit Prophylaxis gegen sociale Erkrankungen. Hierin erblicken wir die sociale Aufgabe und Thätigkeit des Staates. Sie erst ermöglicht es dem social gesinnten Bürger, seine Hauptkraft auf die Ausübung seines Berufs zu verwenden, ohne in kleinen Wohlthätigkeitsbestrebungen Zeit und Kraft zu verzetteln. Selbstverständlich wird er aber kein Elend ungestillt an sich vorbeischreiten lassen. Denn der Hungrige soll ein ständiger Vorwurf sein für den Satten. Bis jetzt unterstützen den Staat in der Fürsorge für Nothleidende noch die einzelne und die organisirte Wohlthätigkeit. Diese spielt indeß bloß die Rolle eines fieberstillenden Mittels, welches auf die Heilung der Krankheit selbst keinen Einfluß hat, sie aber erträglicher macht. Die Heilungsperiode des socialen Organismus wird mit zunehmender Cultur fortschreiten. Zu dieser frohen Zuversicht berechtigt uns die sociale Kritik der letzten Jahrzehnte. Das Massenelend hat in bedeutendem Maße abgenommen, die Löhne sind erheblich gestiegen und bewegen sich noch in aufsteigender Linie, ohne daß eine auch nur annähernd entsprechende Vertheuerung der Lebensmittel zu constatiren wäre. Die hierdurch bedingte bessere Lebensführung, sowie der gesetzliche Schutz der Arbeiter haben die, lange nicht in ihrer ganzen Bedeutung gewürdigte Thatsache zur Folge, daß gerade in den Ländern mit größter industrieller Entwickelung die Sterblichkeit am geringsten ist.

Sie beträgt pro 1000 Einwohner in Rußland 33,1, Spanien 31,7, Ungarn 26,7, Deutschland 20,4, England 17,7, Belgien 17,6.

Also gerade Deutschland, England und Belgien, unstreitig die industriell am weitesten vorgeschrittenen Länder, weisen den günstigsten Gesundheitszustand auf. Ich bin weit davon entfernt, Industrie mit Cultur zu identificiren, aber unstreitig schafft die Industrie erst die Vorbedingungen der Cultur. Und dies nicht nur durch den größeren Wohlstand der sie Ausübenden, sondern vielleicht ebenso sehr durch die mit ihr verbundene Erziehung zur Pflichterfüllung und zum Solidaritätsgefühl, von der intellectuellen Erziehung ganz abgesehen. Behalten wir diesen eminent culturellen Werth der Industrie im Auge, so erkennen wir den principiellen Irrthum der industriefeindlichen Lehren eines Ruskin und Tolstoi. Wir glauben im Gegentheil, daß gerade in ethischer Hinsicht wir große Schuldner der Industrie sind. Sie erst lehrte den socialen Geist, den Geist einer für Alle geltenden Sittlichkeit. Die ethische Ueberempfindlichkeit vorerwähnter Socialpropheten ist auch nur ein Product der Industrie; denn diese schuf das sociale Gewissen. In richtiger Consequenz dieser Bedeutung der Industrie halte ich es für sociale Pflicht, ihr Bestehen im Princip zu garantiren, indem wir, trotzdem wir wissen, daß in der Welt Hunger gelitten wird, uns anständig kleiden und überhaupt unsere Lebensführung auf einer unserer Bildung und wirthschaftlichen Lage entsprechenden Höhe halten. So bewahren wir die jetzt in verhältnißmäßigem Wohlstand lebenden Industriearbeiter davor, durch Beschäftigungslosigkeit wieder ins Proletariat zurückzufallen. Dahin würde die consequente Durchführung der Ruskin'schen und Tolstoi'schen Lehren führen. Wenn wir sagten, die Industrie bilde bloß die Voraussetzung zur Cultur, so verstanden wir unter Cultur die geistige und sittliche Ausbildung des Individuums. Mittel hierzu ist Popularisirung von Wissenschaft und Kunst.

Gerade der ethisirende Werth der Letzteren wird vielfach angezweifelt; das liegt daran, daß bis jetzt ihr Wirkungsfeld noch viel zu gering war. Jetzt erst kommt sie mehr und mehr dazu, ihre wahre Bestimmung zu erreichen.

Wenn der Staat größere Einkäufe für seine Museen und Bildergallerien macht, hört man oft die Aeußerung: das Geld hätte viel besser verwandt werden können, indem man arme Leute unterstützt hätte. Wir halten das für principiell falsch und ungerecht. Wiederum sollen die geistlichen Bedürfnisse der Majorität unbefriedigt bleiben, weil eine kleine Anzahl im Elend ist (und Staat und Gesellschaft sind um sie bemüht). Im politischen Leben giebt immer das Interesse der Mehrheit den Ausschlag. Aber wäre es selbst die Minderheit, so muß auch deren Bedürfniß befriedigt werden. Es wäre sonst gerade so, als ob ein Arzt sich nur den am schwersten Kranken widmen wollte und die Reconvalescenten sich selbst überließe. Was wäre die Folge? Der Rückfall der Reconvalescenten. Ganz so hier. Staat und Gesellschaft haben die unbestrittene Pflicht, sowohl die physischen, als auch die geistigen Bedürfnisse zu stillen. In einem gut geordneten Staatsleben darf nicht gehungert werden, es darf aber auch dem Bildungsstrebenden und Kunstbedürftigen — und das sind wir Alle — nicht die Gelegenheit fehlen, diese geistigen Nöthe zu befriedigen.

Digitized by Google

Recapituliren wir: Von Mitleidsfanatikern wird oft die Forderung aufgestellt, alle menschliche Thätigkeit solle auf die Beseitigung des Hungers gerichtet sein. Jede nicht direct darauf gerichtete Thätigkeit sei Zeitverschwendung. Dieser Forderung liegt ein grundsätzlicher Irrthum zu Grunde. Der Hunger ist immer bloß das Symptom unnormaler wirthschaftlicher Zustände. Wohl soll er, wo er aufkommt, direct bekämpft werden. Und das haben der moderne Staat und die Gemeinde im Princip übernommen, unterstützt von den Wohlthätigkeitsvereinen. Der Einzelne soll natürlich mithelfen, wo und wie er kann. Die Hauptaufgabe liegt aber in der Prophylaxis, in den Maßnahmen, welche den Hunger gar nicht aufkommen lassen. Der Hunger wird schwinden mit fortschreitendem wirthschaftlichem und culturellem Fortschritt. Daran soll ein Jeder arbeiten. Das thut er, wenn er seinen Fähigkeiten nach einen Beruf wählt und denselben in socialem Sinne ausübt, d. h. in beständiger Rücksicht auf das Allgemeinwohl. Sociale Pflichten des Einzelnen sind, ein ständiges Beispiel der Tüchtigkeit und des Bildungsstrebens zu geben, für alle auf das Allgemeinwohl gerichtete Thätigkeit Interesse zu haben und directer Noth gegenüber stets hilfsbereit zu sein. Der Schwerpunkt der socialen Berufung eines Jeden liegt aber in der Ausübung seines Berufs, wie außerhalb desselben. Denn wir Alle sind Räder und Rädchen des einen großen socialen Uhrwerkes; da heißt es, an seinem Posten zu arbeiten, daß die große Maschine läuft, nicht aber seine ganze Aufmerksamkeit einem kleinen Rädchen ganz unten zuzuwenden, das sich noch nicht mitdreht. Wenn die ganze Maschine erst ordentlich in Gang gekommen ist, so wird dies Rädchen schon mitlaufen. So denke ich über das Hungerproblem. Der Einzelne lasse sich nur nicht durch das Mitleidsgeschrei irre machen in der pflichtgetreuen Ausübung seines Berufes. Die einzige Bedingung ist, daß er kein Elend ungefragt vorbeigehen lasse.

II. Das Wohlthätigkeitsproblem.

Wie wir oben betont haben, ist die Bekämpfung der directen physischen Noth Aufgabe des modernen Staates. Sobald er hierin auf der Höhe seiner Aufgabe stehen wird, bleibt für die Wohlthätigkeit im Sinne materieller Unterstützung kein Platz mehr, sie ist und war eben blos ein Nothbehelf. Wohlthätigkeit ist aber nothwendig zur Erziehung des Menschengeschlechts, und das Leiden dient zur ethischen Erhöhung des Menschentypus. Sollte auch einmal — und es wird so weit kommen — durch staatliche und communale Fürsorge alle directe physische Noth beseitigt sein, so bleibt für die Wohlthätigkeit noch immer das weite Gebiet der geistigen und seelischen Unterstützung. Selbstverständlich ist dieser Wirkungskreis schon jetzt vorhanden, aber eben darin erblicken wir eine verhängnißvolle Einseitigkeit unserer socialen Uebergangszeit, daß die Ansicht vorherrscht, es könne nur an Armen Wohlthätigkeit geübt werden. Nein! Daß directe Noth beseitigt wird, ist einfach die Voraussetzung für eine höhere Gattung der Wohlthätigkeit, welche keinen Classenunterschied kennen wird. Sie verlangt aber auch viel mehr von dem sie Ausübenden als die materielle Fürsorge. Letztere beansprucht die Zeit und wohl auch den Verzicht auf mancherlei materielle Genüsse, jene aber, die neue Wohlthätigkeit, nichts mehr und nichts weniger als das zeitweilige Aufgeben der eigenen Persönlichkeit, um sich in eine andere hineindenken und hineinfühlen zu können. Denn nur so kann man helfen. Hierzu ist eine ganz specielle Selbsterziehung erforderlich. Jeder aufmerksame Beobachter wird ja gefunden haben, daß selbst geistig hochstehende Persönlichkeiten weit mehr Gefallen daran finden, sich selber reden zu hören, als den Worten Anderer aufmerksam zuzuhören, und daß sich in letzter Instanz ein Jeder nur für das ganz kleine Gebiet seiner persönlichen Thätigkeit interessirt. Dieser geistige Egoismus hat große Unterlassungssünden auf dem Gewissen. Wie viel hoffnungsvoller Jugendenthusiasmus ist nicht von der oder jener Größe schwer enttäuscht worden! Man erwartete Zustimmung oder Bestätigung, oder auch Zurechtweisung in seinen Geisteskämpfen und erhielt im besten Falle einige wohlwollende Banalitäten gesagt. Und doch weiß man genau, daß sie hätten helfen können. Man könnte einwenden, daß große Männer überlaufen werden. Wohl, dann sollen sie sich nur die Berufenen auswählen. Davon wird es nie zu viel geben. Die wenigen freien Geister, welche jeder aufrichtigen Seelenbeichte aufmerksam zuhörten, haben immer einen magischen Einfluß auf ihre Umgebung ausgeübt. Es hat aber ein Jeder die Pflicht hierzu, namentlich die reichen, leicht beweglichen Seelen, Dichter und Künstler, zu deren Beruf das Nachempfinden gehört. Indeß gerade diese meiden vielfach ängstlich jede Seelenbeichte, wenn sie nicht glauben, sie künstlerisch verwerthen zu können; sonst sind sie geizig mit ihrer Eindrucksfähigkeit und schonen sie für ihr künstlerisches Schaffen. Seelengeiz ist fast ein ebenso schlimmer Egoismus wie Geldgeiz. Immerhin haben große Künstler vielleicht ein Recht dazu, ihre Seelenkraft für große, Alle beglückende Aufgaben zu sparen, statt einzelne Bittsteller anzuhören. Diese Sondermoral kann aber nur für ganz große, auserlesene Geister geltend gemacht werden. Goethe übte sie bis zu einem gewissen Grade, und wir haben allen Grund, ihm dafür dankbar zu sein.

Beethoven dachte anders. Der Unsterbliche geizte weder mit Zeit noch Stimmung, um seinen Neffen Karl zu einem ordentlichen Menschen zu machen. Sicherlich ist hierdurch die Nachwelt um manches unsterbliche Werk betrogen worden, aber an der Riesengestalt des Tongewaltigen haftet auch kein Flecken von Kleinlichkeit und Egoismus. Lassen wir also, eingedenk unserer unendlichen Dankesschuld, für große Künstler eine Sondermoral gelten. Für alle anderen Sterblichen erachten wir es als sociale Pflicht, Verstand und Seele stets zugänglich zu halten für fremde Nöthe und stets hilfsbereit zu sein. Darin erblicken wir das Princip der Zukunftswohlthätigkeit, die nicht nur den Armen, sondern den Mitgliedern aller Wirthschaftsclassen gleichmäßig zu Gute kommt.

III. Aufgaben der Wohlthätigkeit.

Um sich in allen bestehenden Wohlthätigkeits-Einrichtungen auf dem Laufenden zu halten, dazu gehört jetzt ein ganzes Lebensstudium. Indeß, wenn unstreitig im Einzelnen auch Wundervolles geleistet wird, so finden wir doch fast überall die Wohlthat an irgend eine Bedingung geknüpft, z. B. Heimath, religiöses Bekenntniß, Abstammung ꝛc. Eine Wohlthätigkeits-Institution, die als einzige Legitimation verlangt: „Du bist elend, folglich werde ich Dir helfen, wer Du auch immer bist!“ existirt unseres Wissens nach noch nicht. Schuld daran sind sicherlich rein praktische Gründe; da es eine solche Menge Elender und Leidender giebt, so müssen sie in bestimmte Kategorien getheilt werden, damit eine einzelne Institution überhaupt den an sie gestellten Forderungen gerecht werden kann. Wer wiederum aus praktischer Erfahrung erkannt hat, wie schwer es fällt, irgend einen Schutzbedürftigen entsprechend unterzubringen, der kann sich nicht der Befürchtung verschließen, daß nur deßhalb so viel Elend sich herumtreibt, weil es sich nicht zurecht findet, auch nicht alle Voraussetzungen zum Eintritt in diese oder jene Anstalt erfüllen kann, und vor Allem keine Existenzmittel hat, um auch nur einen Tag suchen zu können. Wie dem abhelfen? Die vorhandenen specialisirten Anstalten müssen auch ferner specialisirt bleiben. Es handelt sich bloß darum, alle Hülfsbedürftigen so lange zu unterstützen, bis sie definitiv untergebracht sind. Zu diesem Zwecke schlage ich die Gründung von Interimsasylen vor, in welchen jeder Nothleidende vorläufig direct unterkommt, und wo keine andere Legitimation nöthig ist, als daß der Betreffende im Elend ist. Natürlich müßten diese Institutionen bestrebt und in Stand gesetzt sein,

Digitized by Google

so rasch wie möglich die einzelnen Bedürftigen entsprechend zu placiren. Bis dahin aber sei ihnen Obdach und Nahrung gewährt, wer sie auch immer seien. Um nicht in büreaukratische Schablone zu verfallen, wäre es vielleicht zu empfehlen, opferwillige Privatleute in diesen Anstalten dejouriren zu lassen. Man sei aber vorsichtig in der Wahl. Nur vorurtheilslose Seelen eignen sich dazu, solche, denen es nur um die Freude am Helfen zu thun ist und um weiter nichts.

Noch ein anderes Problem der Wohlthätigkeit scheint uns nicht die erforderliche Beachtung zu finden. Wir meinen die materielle oder auch seelische Noth, also die Unterstützungs- oder Rathbedürftigkeit von Mitgliedern der gebildeten Kreise. Und doch wissen wir längst, daß das größte Elend von diesen erduldet wird, und Hungertod eigentlich bloß bei den in Armuth gerathenen Gebildeten vorkommt, denn diese schämen sich zu betteln. Sie schämen sich aber auch, die öffentliche Wohlthätigkeit in Anspruch zu nehmen. Das ist nur zu verständlich bei der jetzt noch dort üblichen Art und Weise, die zwischen gebildeten und ungebildeten Armen gar keinen Unterschied macht. Dazu kommt, daß die professionellen Armenpfleger meist an ungebildete Arme gewöhnt sind und für gebildete Hülfsbedürftige nicht mehr über den nöthigen Tact verfügen. Uns ist das dringende Bedürfniß nach besonderen Unterstützungs- und Berathungsinstitutionen für in Armuth gerathene Gebildete besonders aufgefallen, als wir uns mit dem Gouvernanten- und Erzieherinnenwesen eingehender befaßten. Unwillkürlich drängte sich uns der Gedanke auf: sollte es nicht hochgesinnte Menschen geben, die täglich etwa eine Sprechstunde für in Armuth gerathene Gebildete bei sich zu Hause gäben? Es müßten sich in jedem Stadttheile Mehrere dazu finden, die an verschiedenen Tagen abwechselnd empfängen, aber bei sich zu Hause. Dies scheint uns unbedingt erforderlich, um dem Bittsteller oder Rathsbedürftigen die Demüthigung zu ersparen, in ein öffentliches Armenbüreau einzutreten — das würde Viele abhalten. Der Besuch in der Privatwohnung hat dagegen gar nichts Verfängliches, da ja Niemand wissen kann, ob es sich nicht um einen Privatbesuch handelt. Natürlich dürfte nicht auf dem Wohnungsschilde des Betreffenden die Sprechstunde angegeben sein. Dafür wären aber durch Anschläge an den Litfaßsäulen oder durch besondere Plakate in den Wartesälen die Wohnungen der Empfangenden zu erfahren. Dieser ganze Vorschlag dünkt mich natürlich und leicht durchzuführen. Selbstverständlich müßten die Berathenden durch weitläufige Verbindungen mit Wohlthätigkeitsanstalten, Stellenbüreaus, Privatwohlthätern in der Lage sein, zu helfen. Außerdem müßte ein kleiner Fonds für directe Unterstützungen vorhanden sein, was sich auf Vereinswege durch Mitgliederbeiträge leicht erreichen läßt. Ich bin aber durchaus davon überzeugt, daß auf diese Weise unendlich viel Elend verhütet werden kann, unendlich viel still ertragenes Martyrium zu beseitigen ist und zahlreiche Personen vor dem letzten Verzweiflungsschritt bewahrt und zu nutzbringender Thätigkeit gerettet werden dürften.

Außerdem handelt es hierbei gar nicht nur um materielle Nöthe. Wie oft ist ein alleinstehendes junges Menschenkind in der Lage, wohlmeinenden Rathes zu bedürfen! Und es hat Niemanden! Man rede nicht von geistlichem Zuspruch. Unleugbar stehen doch sehr Viele nicht mehr auf kirchlichem Standpunkte und werden sich wohl selten dazu verstehen, diesen zu heucheln, um berathen zu werden. Außerdem handelt es sich meistens um weltliche Dinge. Schließlich werden die Herren Geistlichen schon jetzt überlaufen. Wüßten nur Rathsbedürftige die Adresse hülfsbereiter Privatpersonen, sie würden sicherlich davon Gebrauch machen und in den meisten Fällen könnte ihnen geholfen werden. Das Gute liegt meistens sehr nahe. Aber gerade deßhalb übersieht es leicht der Suchende, weil er sich immer in ein und demselben Gedankenkreis bewegt. Ein Fernerstehender sieht aber meist gleich, worauf es ankommt. Jeder, der das Glück hat, daß ihm Menschenkinder vertrauensvoll nahen, kann aus vielfacher Erfahrung bestätigen, wie leicht es meist ist, zu berathen. Es giebt eben im Leben keine halbe Situation. Der Schwankende sucht meist bloß nach moralischer Stütze bei einem Anderen. Diese sei ihm gegeben.

Um es kurz zusammenzufassen: Ich halte es für ein dringendes Bedürfniß, für in Armuth gerathene Gebildete in der Weise zu sorgen, daß Privatleute zu diesem Zwecke in ihrer Privatwohnung Sprechstunden festsetzten. Diese Consultationen seien aber auch den bloß Rathsbedürftigen gewährt, die Niemanden zu befragen haben. Hierin sehe ich das Zukunftsprincip der Wohlthätigkeit, die vornehmlich in geistiger und seelischer Unterstützung bestehen wird, ausgeübt an den Mitgliedern aller Classen.

Literatur und Kunst.

Zur modernen Kunst.

Zeitgemäße Bemerkungen von Richard Wulckow (Darmstadt).

Kürzlich wandte sich ein Aufsatz der „Socialen Praxis" gegen die in gewissen Kreisen noch immer herrschende Auffassung von dem exclusiven Wesen und Beruf der Kunst und suchte den Nachweis zu führen, daß diese nicht etwa nur von bestimmten, in Bezug auf Bildung und sociale Stellung bevorzugten Lebenskreisen empfunden und in ihrem hohen Werth geschätzt werde, sondern daß das Bedürfniß nach künstlerischen Erscheinungen und Werken der Kunst dem ganzen Menschengeschlechte tief eingeboren ist, das nach Befriedigung und Nahrung lechze. Mit vollem Rechte werden Museumsbesuche unter sachkundiger Führung und der häufige Besuch von Gallerien und Sammlungen als wirksames Bildungs- und Anregungsmittel aller Kreise empfohlen, denn der lebendige Drang des Menschen nach dem Anschauen und Genießen des Schönen lebt ebensowohl in den schlichten Kreisen des Volkes, wie in dem gebildeten Menschen der oberen Gesellschaftskreise. Wer das Volk zu betrachten versteht, der wird mit Freuden wahrgenommen haben, daß es meistens eine gewisse ehrfurchtsvolle Scheu hat vor dem Großen und Schönen in der Kunst, daß die schlichten, einfachen Leute aus dem Volke die Gallerieen und Museen leise und behutsam durchwandeln, und wenn auch ohne näheres Verständniß für Art und Wesen der ausgestellten Kunstwerke, doch an dem allgemeinen Eindruck ihre bewundernde Freude haben, sich bei besonders hervorragenden ihre beifälligen Bemerkungen zuflüstern und mit leuchtenden Augen und warmem Herzen die Säle verlassen, um dann bei ihrem Tagewerk darüber nachzusinnen, welche gewaltigen Dinge doch durch den kühnen Menschengeist ersonnen und durch die geschickte Hand ausgeführt werden können. Und mit derselben Hingebung lauschen sie den Tönen der Orgel und anderer würdiger Musik, nehmen das lehrende oder rein dichterische Wort mit lauschendem Ohre und empfänglicher Seele entgegen, fühlen während des Genusses die leisen Schwingungen ihrer besseren inneren Kräfte und ahnen das Vorhandensein von etwas Großem und Schönem, das die Welt auch den Armen zu bieten vermag. Daß diese bedeutsame Wirkung des Schönen ganz besonders der jugendlichen Seele fühlbar wird und sie in heilsamer Weise beeinflußt und befruchtet, ist eine längst festgestellte Thatsache und daher der Mahn- und Sammelruf nach „Aesthetik für die Schule" unter den einsichtsvollen Pädagogen immer lauter und eindringlicher geworden. Daß er in der pädagogischen Praxis noch so kläglich wenig Früchte getragen hat, liegt vorzugsweise in

Digitized by Google

der schweren Beweglichkeit der oberen Schulbehörden; es kann indessen keinem Zweifel unterliegen, daß dem ästhetischen Element in der Schule der nahen Zukunft eine bedeutsame und einflußreiche Stellung vorbehalten ist.

Schon vor vierzig Jahren hat der bekannte Aesthetiker Friedrich Theodor Vischer in seiner grundlegenden „Wissenschaft des Schönen" mit seinem divinatorischen Scharfsinn dargelegt, daß das Anschauen eines Bildes oder eines anderen Kunstwerkes keineswegs eine bloße Befriedigung des Auges sei, sondern weit tiefere, nachhaltigere Wirkungen hervorbringe. Während nämlich das leibliche Auge durch das Anschauen des Schönen befriedigt wird, schweift das geistige Auge auf den dunkeln Pfaden der nimmer rastenden Phantasie, des angenehm erregten Gefühls umher und holt sich dort frische Kraft, neues schaffensfreudiges Wollen. In solchen Pausen der eigentlichen geistigen Thätigkeit öffnet sich unabhängig von dem Willen oder der Mitwirkung des Einzelnen die Empfindung den verschiedenartigen Eindrücken, und saugt aus ihnen unbewußt heilsame Nahrung für die erneute frische Thätigkeit des Geistes. Und lange vor Vischer hat unser Schiller in seinen „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen", dieser unerschöpflichen und lange nicht genug bekannten Fundgrube edelster ästhetischer Weisheit, die hohe Bedeutung von dem Einfluß des Schönen auf unsere ganze Entwicklung und Erziehung in unwiderleglichen Folgerungen nachgewiesen. „Es giebt keinen anderen Weg, den Menschen vernünftig zu machen, das heißt empfänglich für alle höheren Interessen und bereit, dafür zu wirken, als indem man ihn zuvor ästhetisch macht." Schiller's inhaltschwere Sätze enthalten den Beweis, daß es gerade die Schönheit ist, die uns zu der Ueberzeugung systematisch erzieht, daß die Kunst nicht nur die Blumen und das Prunkgeräth auf der Tafel des Lebens darstellt, sondern ein Theil der Gottheit ist, die zu uns Menschen herniederstieg, um uns gut und stark und geschickt zu machen, zugleich aber, um uns empor zu heben über allen Jammer des Lebens, der uns ohne diese große Trösterin unter uns selbst herabdrücken würde. Schon aus diesem einen Grunde erscheint es fast unerklärlich, daß die Schule sich bisher diesen mächtigen Erziehungsfactor entgehen ließ, ja daß einzelne „hervorragende Pädagogen" offen die Anschauung zu vertreten suchten, daß die Gewöhnung zum Schönen mit dem Lehrzweck der Schule in keinem Zusammenhang stehe, und daß sie „mit Schönheitstheorieen nichts zu schaffen habe".

Ich bin vom Gegentheil fest überzeugt und betrachte es als eine Art von Dogma, daß die echte und rechte Gemüthsbeschaffenheit des Menschen neben der Weihe wahrer Religiosität nur durch die Gewöhnung zum Schönen zu erlangen sei, daß diese den Menschen trotz möglichen zeitweiligen Irrens und Fehlens zum zweckmäßigen Wirken und Schaffen in allen Lebenslagen befähige, kurz: ihn durch das Schöne hindurch zum Guten leite.

Nun spricht man in der letzten Zeit viel von einer „neuen Kunst" mit dem unverhohlenen Anspruch, daß sie von bestimmten Leuten geschaffen werde und für alle Zeit die herrschende und geltende Richtung sein werde, also einfach gesagt: die Kunst par excellence! Es ist nicht wunderbar, daß solche Orakel besonders von den Vertretern der „Moderne" verkündet werden, und daß Viele daran glauben; ebenso wenig wunderbar, daß solche Verkündigungen in ihrem thatsächlichen Inhalt angezweifelt oder offen bekämpft werden. Auch ich kann an eine solche nagelneue Kunst nicht glauben, und gerade so manche Erscheinungen der Gegenwart auf dem Gebiete der Kunst bestärken mich in meiner Anschauung. Man gewinnt wohl den unbefangensten Standpunkt, wenn man an einer ewigen Erneuerung der Kunst festhält und die wahrnehmbaren Epochen dieser Erneuerung dahin verlegt, wo ein Künstler frei und selbstständig die Natur anschaut und für sein eigenes Empfinden einen schönen und zugleich starken Ausdruck findet. Kunstwerke, die so entstanden sind und in allen kommenden Epochen entstehen werden, sind unter einander verwandt und können als bleibende angesehen werden. Wer mit bestimmter Absicht neu sein will, ist kein Künstler im echten Sinne des Wortes, da seine Absicht nicht künstlerisch ist; ein Kunstwerk, das mit dieser Tendenz geschaffen wurde, ist durch eine Welt von jenen bleibenden entfernt. Jedes gute, den künstlerischen Fortschritt fördernde Kunstwerk ist von der stets verstimmenden Absicht des Neuseinwollens frei, und diese Reinheit und Unbefangenheit der künstlerischen Intention kann nur klärend und vorbildlich wirken. Aus diesem Grunde ist es gerechtfertigt, allen modernen Productionen, bei denen die Absicht aus allen Ecken und Enden deutlich hervorschaut, als unkünstlerisch entgegen zu treten, sie mögen sich noch so pretentiös einführen und sich mit noch so pathetischen Worten Bahn zu brechen suchen. In diesem schwülstigen Pathos leistet, ganz beiläufig bemerkt, der Katalog der Darmstädter Künstlercolonie das Menschenmögliche. Da wird an einer Stelle als neu betont „die Erkenntniß des psychischen Wohlgefallens am Nützlichen, am Zweckmäßigen, und das daraus entsprossene Bestreben, bei Geräthen und Gebrauchsgegenständen Formen zu wählen, die zum Gebrauch einladen". Aus dieser logischen Entwickelung eines künstlerischen Erkennens, vereint mit dem Fortschritt unserer Technik und den neuentdeckten Materialien wird, die Fruchtbarkeit und die Berechtigung des neuzeitlichen Stiles gefolgert. Gut, nun aber die Nutzanwendung in einem einzelnen Falle. Es wird von dem Künstlerhaus Behrens gesprochen und von der Nothwendigkeit, das „Musikzimmer", als den recht eigentlich festlichen Raum des Hauses, seiner Bestimmung entsprechend, höher zu legen als die übrigen Räumlichkeiten. Es wurden also vom Vorplatze aus (im Text wird er öfters piazza genannt) zwei Stufen hinabgeführt und außerdem die Decke des Musikzimmers noch um ebenso viel höher gelegt als die des anstoßenden Eßzimmers. Dann heißt es: „Die beiden Stufen haben den genannten praktischen Zweck, dann aber auch den weiteren, vergeistigten, dem Verkehr zwischen Speise- und Musikzimmer eine rhythmische Bewegung zu verleihen. Das Herabsteigen giebt uns das psychische Gefühl des Bereitseins zu Etwas, das Heraufsteigen das des Erhebens zu Etwas und in diesen Gefühlen geben sich sehr wesentliche Stimmungen im Menschen zu erkennen!"

Man wird aus dieser Probe unschwer erkennen, zu welchen Verstiegenheiten es führt, wenn man um jeden Preis neu und originell sein will und wenn man es unternimmt, baulichen Kleinigkeiten, zu denen die beschränkte Räumlichkeit nöthigte, eine tiefere innerliche Bedeutung zu geben. Das Natürliche und Nothwendige wird einfach zur Unnatur und — zur Verschrobenheit.

Es muß nun noch auf einen wesentlichen Punkt hingewiesen werden, der bei einer unbefangenen Betrachtung der modernsten Richtung sehr in Betracht kommt und doch vielfach unbeachtet gelassen wird. Statt in diesem Ringen nach neuen Formen und Ausdrucksweisen dem Ursprung des auftauchenden überraschenden Neuen aufmerksam nachzugehen, hält man in unfaßlichem Optimismus jede neue Form, jedes überraschende Colorit für eine neue künstlerische Offenbarung, die uns unvermittelt gegenüber tritt, oder man macht sich's bequem und verwirft einfach alles „Neue" als unschön und grotesk und bezeichnet die „Modernen" als Leute, die nur gewaltsam die Aufmerksamkeit auf sich lenken wollen. Beides entspricht nicht der sonst den Deutschen innewohnenden Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit.

Es ist bekannt, daß die „Moderne" uns zunächst im Stil durch England, in der Malerei durch Frankreich, in der Literatur besonders durch Belgien übermittelt wurde. Man versucht dort wie hier, der veränderten Empfindung veränderten Ausdruck zu geben. In Allem sind wir überrascht über eigenartige, bizarre Farbenzusammenstellungen,

Digitized by Google

die im Einzelnen ungereimt erscheinen, als deren Zweck aber die Gesammtwirkung anzusehen ist. Der Vorgang hat bereits in die Lyrik Eingang gefunden; der geistige Inhalt tritt in den Hintergrund, die Abtönung der Worte zu einem harmonischen Klange scheint das Wesentliche geworden zu sein. An Stelle des thatsächlichen Inhalts treten ein mystischer Klang oder symbolische Seltsamkeiten, die uns durch ihre Gesuchtheit und Unnatur keineswegs anmuthen. Wir empfinden sie nur als Etwas, das man gewaltsam in unsere materialistische Zeit hineinpressen will.

Es ist bisweilen darauf hingewiesen worden, daß diese Bestrebungen die natürliche Entwickelung einer Kunst darstellen, die uns seit langer Zeit bekannt ist, der persischen. Seit Altersher spielt Persien in der Phantasie des Abendlandes eine bedeutende Rolle. Goethe hat zuerst in Deutschland den Sinn für die persische Poesie erweckt, und seitdem ist sein Einfluß nach dieser Richtung wirksam geblieben. Es ist keine Frage, daß Rückert und Bodenstedt durch ihn angeregt wurden; während der Erstere aber in wissenschaftlich literarischem Sinne für die Verbreitung der persischen Literatur thätig war, hat Bodenstedt sie durch seine Dichtungen, besonders durch die fast in alle europäischen Sprachen übersetzten „Lieder des Mirza Schaffy" und den „Nachlaß des Mirza Schaffy" in die weitesten Volkskreise getragen.

In den alten persischen Dichtungen (ich erinnere nur an Djella Eddin) finden wir durchaus die Wege wieder, die auch unsere „modernsten" Schriftsteller gehen. Den Mysticismus finden wir bei dem genannten Dichter, die klangvolle tönende Lyrik bei Hafis, auch der wehmüthig sensitive Ton der Neuesten ist bei den Persern vertreten. Hier ist unverkennbar ein entschiedener Einfluß nachzuweisen, den Persien auf die „Moderne" ausgeübt hat. Wir finden ähnliche Empfindungen und Regungen, die Liebe zum Geheimnißvollen; und wie dort die Sprache nach den schönsten und reichsten Klängen sucht, so sucht man jetzt auch bei den „Neuen" nach klingenden, volltönigen Lauten und Harmonien.

Das ältere Geschlecht kann sich nicht recht an die moderne Farbengebung gewöhnen mit ihrer Neigung zur Buntheit und reichen Abtönung des Colorits. Zweifellos muß die Natur darunter leiden, denn es werden für die Gegenstände Farben gewählt, die sie nimmermehr haben und haben können. Man wird hierbei an echte persische Teppiche erinnert. Wie man ihre große Schönheit in den tief gesättigten Farben findet, die trotz ihrer Buntheit mit einander harmonieren, so versucht auch der moderne Maler trotz der scheinbar größten Divergenz die verschiedenen Farben zu einer gewissen Harmonie und Uebereinstimmung zu bringen. Er giebt nicht sorgfältig Acht darauf, ob der gewählte Ton auch der natürliche ist; ihm liegt nur daran, daß er der Stimmung entspricht, der er Ausdruck geben will. Gegen diesen Punkt eifert am meisten die Kritik und leider oft mit Recht. Denn wenn beispielsweise auf den officiellen Ansichtskarten der Darmstädter Künstlercolonie phantastische Damen mit aufgelöstem Haar von blauer und grüner Farbe erscheinen, so kann dafür der anerkannte Satz nicht herangezogen werden, daß die Unterordnung einer Aeußerlichkeit für die Schönheit des Ganzen oft zur Nothwendigkeit wird. Es ist etwas ganz Anderes, wenn die Perser bei der Herstellung ihrer meisterhaften Teppiche nicht viel danach fragten, ob sie einen Baum roth, eine Nelke gelb oder eine Narzisse blau darstellten, denn ihnen kam es nur darauf an, daß die Gesammtwirkung eine ästhetische war. Ein Frauenzimmer mit grünem Haar ist in ihrer Isolirtheit unnatürlich, unschön und unmöglich, da die Unnatur durch Nichts ausgeglichen und verdeckt wird.

Es ist interessant zu sehen, daß ein fernab liegendes Volk bereits vor vielen Jahrhunderten Gefühlen und Stimmungen in der Kunst Ausdruck zu geben verstanden, die nur als Product eines hochentwickelten Geistes- und Empfindungslebens angesehen werden dürfen. Ein durch hohe Cultur hervorgebrachtes Geistesleben erfordert zweifellos einen verfeinerten Ausdruck in der Kunst, damit keine Unterbrechung in ihrer Weiterentwicklung und „Erneuerung" eintritt; — ob die von der „Moderne" angewandten Ausdrucksmittel der Kunst dieser selbst förderlich sind und sich als bahnbrechend bewähren werden, darf billig angezweifelt werden.

Gabriele d'Annunzio.

Von Anton Weis-Ulmenried.

> Wenn ich die Sprachen der Menschen und der Engel redete, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Ap. Paulus.

Von keinem Dichter Italiens wird gegenwärtig so viel gesprochen wie von Gabriele d'Annunzio, von keinem so viel gelesen. Er ist ein Stilist ersten Ranges, ein Virtuos in der Behandlung der Sprache, ein vortrefflicher, aber kalter und cynischer Beobachter, hinter dessen zierlich gedrechselten, bilderreichen Phrasen man niemals ein Herz in warmem Mitgefühl oder edler Entrüstung schlagen hört.

Gabriele d'Annunzio ist ein Sohn der Abruzzen, richtiger ein Kind des Meeres; denn 1864 wurde er an Bord der Yacht „Irene" auf dem Adriatischen Meere geboren. Seine Jugend verbrachte er in der Nähe der Stadt Pescara, später in Toscana in einem Internate bei Prato und setzte dann seine Studien an der Universität zu Rom fort, wohin dem 15jährigen Jüngling*) sein Dichterruhm bereits vorausgegangen war, und wo er in Folge dessen in den elegantesten Kreisen Zutritt fand, ein Günstling der Damen wurde und bald als unwiderstehlicher Don Juan galt. Sein ganzes Leben seither bildet eine Kette galanter Abenteuer, deren eines auch zu seiner Ehe, die aber sehr bald wieder getrennt wurde, mit einer jungen Dame aus der höchsten Aristokratie Roms führte.

Zwei Jahre nach Erscheinen der Gedichtsammlung „Primo vere" gab der nun siebzehnjährige d'Annunzio eine zweite Gedichtsammlung „Canto novo" heraus, in welcher sein Sensualismus noch derber zum Ausdruck kommt, um in dem 1883 erschienenen „Intermezzo di rime" die Spitze zu erreichen. Die unverhüllte Frechheit in der Schilderung, welche die meisten seiner Gedichte auszeichnet, wurde selbst seinen Bewunderern zu stark, und der Kritiker, der d'Annunzio's erste Gedichte am meisten gerühmt hatte, gab seinem früheren Schützling selbst den seither populär gewordenen Namen „poeta porco". Es entstand nun eine heftige Polemik über Werth und Unwerth der Schriften d'Annunzio's, an welcher sich Italiens beste Federn betheiligten. So wurde der Scandal zum ersten-, aber keineswegs zum letzten Mal eine vorzügliche Reclame für seine Schriften.

Zur selben Zeit debutirte er auch als Prosaschriftsteller mit zwei Novellensammlungen: „Terra vergine" und „Il libro delle vergini", in welchen sich mehrere jener Eigenschaften bereits finden, die später seine Romane auszeichnen: Klare und ausdrucksvolle Sprache, feine Beobachtung der Details, schöne Naturschilderungen, aber auch eine ausgeprägte Vorliebe für schlüpfrige Gegenstände und anstößige Schilderungen.

*) 1879, während er noch auf der Schulbank saß, wurde seine erste Gedichtsammlung „Primo vere" veröffentlicht, welche eine außerordentlich freundliche, ja enthusiastische Aufnahme fand. Der jugendliche Dichter wurde von der Kritik als Dichter von Gottes Gnaden begrüßt. Der Inhalt der formvollendeten Gedichte zeichnet sich aber durch eine nicht weniger als rühmenswerthe Frühreife aus. Mit Recht äußerte ein Recensent in der „Revue suisse" darüber: „Wäre ich einer seiner Lehrer, würde ich ihm eine Medaille geben — aber auch eine Tracht Prügel dazu."

Digitized by Google

Die 1886 erschienene Novellensammlung „San Pantaleone" enthält eine Serie Studien, geschrieben mit einer Sicherheit und Reife, welche zeigt, daß der junge Dichter die Lehrjahre bereits hinter sich habe. Den Namen „San Pantaleone" hat die Sammlung nach der ersten Novelle des Buches, welche mit bewundernswürdiger Anschaulichkeit und Naturtreue den Fanatismus katholischer Bauern schildert. All' die Erzählungen dieser Sammlung sind augenscheinlich Jugenderinnerungen, die der Dichter erzählt, ohne viel hinzuzugeben oder wegzunehmen. Er zeigt sich in diesen Novellen als echter Naturalist, als gelehriger Schüler Zola's und Maupassant's. Ruhig, ohne Rührung, ohne Thränen erzählt er haarsträubende Vorkommnisse, ohne sie irgendwie in milderem Lichte erscheinen zu lassen, sie abzutönen durch Einschaltung von Episoden oder Schilderungen, welche den Leser theilweise zu versöhnen geeignet wären oder wenigstens milder stimmen könnten gegen die, gelinde gesagt, so unsympathisch erscheinenden handelnden Personen. D'Annunzio's Productivität ist geradezu erstaunlich. Im selben Jahre 1886 veröffentlichte er abermals eine größere Gedichtsammlung nebst einem Roman „Il piacere", also in einem Jahre drei Werke, deren jedes einem anderen literarischen Genre angehört! In den nächstfolgenden Jahren erschienen Schlag auf Schlag zwei Romane, eine Novelle und wieder drei Gedichtsammlungen!

Mit dem Roman „Il piacere" beginnt in d'Annunzio's literarischer Entwicklung eine neue Periode. Er schwört der Fahne des Naturalismus ab und sucht neue Vorbilder in den psychologischen Romanen eines Paul Bourget, Anatole France und Anderer. Hierauf studirt er Tolstoj und Dostojewsky und schreibt von ihnen beeinflußt, den Roman „L'innocente" und die Novelle „Giovanni Episcopo", und unter dem Einflusse der Schriften Nietzsche's den Roman „Il trionfo della morte" (1894). Ueberhaupt lassen sich in allen Schriften d'Annunzio's die Vorbilder, denen er gefolgt, mit Leichtigkeit erkennen. Nach der Reihe huldigt er den verschiedensten Kunstrichtungen, wie sie eben auftauchen, ohne selbst als bahnbrechendes Genie aufzutreten, das im richtigen Augenblicke eines jener erlösenden Worte ausspricht, auf das die Zeit athemlos und sehnsüchtig wartet.

Die drei Romane „Il piacere", „L'innocente" und „Il trionfo della morte" bilden in gewissem Sinne ein Ganzes, sie ergänzen einander, zwischen ihren Helden besteht eine unverkennbare Verwandtschaft. In allen drei Romanen wird das Seelenleben eines jungen „viveur" analysirt, der kein anderes Gesetz anerkennt, als sein Vergnügen, und der in Folge seiner hervorragenden Begabung sich erhaben dünkt über all' die Gesetze der Moral, die nur für gewöhnliche Sterbliche gelten. Um diesen Typus zu finden, brauchte d'Annunzio nicht weit zu gehen oder lange zu suchen, das Vorbild für seine drei Helden fand er in seinem eigenen Ich; wie es ihm ja überhaupt noch nie glückte, einen anderen Charakter darzustellen, als seinen eigenen.

Man braucht keineswegs zu Jenen gehören, welche „die Literatur zu einem Dienstmädchen der Moral erniedrigen" wollen, um sich abgestoßen zu fühlen von der ausgesprochenen Anarchie auf dem Gebiete der Moral, wie sie von d'Annunzio's Helden durch Wort und That gepredigt wird. Es braucht wohl nicht erwähnt zu werden, daß diese Uebermenschen in ihrem Verhalten gegenüber dem anderen Geschlecht keine Skrupeln kennen. Aber auch in anderer Hinsicht sind ihre Rechtsbegriffe ganz verwirrt. Der Held in „L'innocente" ist einer der erbärmlichsten Spitzbuben, die man sich denken kann. Er ermordet ein unschuldiges Kind, für dessen Vater ihn die Welt hält; aber nicht in einem Anfall einer alles verzehrenden Wuth, sondern nach wochen-, ja monatelanger Ueberlegung, und führt dieses Verbrechen in raffinirter Weise aus. Mit List entfernt er alle möglichen Zeugen seiner That, schleicht sich dann zur Wiege, nimmt das Kind in seine Arme und setzt es der kalten Winterluft bei geöffnetem Fenster aus. Ohne sich einen Moment zu verrathen, bezeugt er des Kindes Krankheit und Tod, und ohne das geringste Zeichen von Reue erzählt er nach einem Jahre den Hergang. Der Dichter, der die Idee offenbar Guy de Maupassant's Novelle „La confession" entnommen hat, scheint allen Glauben an die Existenz des Gewissens verloren zu haben, denn er läßt den Verbrecher den Jahrestag seiner Unthat in aller Ruhe, im Bewußtsein seiner „moralischen Größe" feiern. Welch' himmelweiter Unterschied zwischen diesem Tullio Hermil und seinem Vorbilde Raskolnikov, das so ergreifend menschlich ist in all' seinem Elend!

Die bisher veranstalteten Uebersetzungen der genannten Romane sind nicht genau und vollständig, indem sie wegen der darin vorkommenden — „Schlüpfrigkeiten" stark zugestutzt, „gereinigt" wurden. Beweis hierfür ist, daß bei der in's Französische veranstalteten Uebersetzung des „Piacere" zwei ganze Capitel gestrichen wurden, und die Franzosen sind doch seit Altersher gewiß nichts weniger als prüde. Daß so große Streichungen vorgenommen werden konnten, ohne daß der Zusammenhang des Romans verloren ging, beweist, wie lose der Zusammenhang der ganzen „Composition" ist, und andererseits, daß die mehr als gewagten Schilderungen für das Ganze ganz und gar nicht nothwendig sind, sondern vom Dichter nur aus bloßem Vergnügen an Obscönitäten, kurz gesagt, in Folge seiner Perversität eingeflochten wurden. — Die Novelle „Giovanni Episcopo", in welcher der Einfluß Dostojewski's noch augenscheinlicher zu Tage tritt als in „L'innocente", ist künstlerisch vollendet und trotz aller darin geschilderten Gräßlichkeiten machtvoll ergreifend.

Der unbehagliche, herabstimmende Eindruck der Romane d'Annunzio's wird noch verstärkt durch den vollständigen Mangel an Jugenfrische, welcher ihnen anklebt. d'Annunzio's Sinnlichkeit, welche aus jeder Zeile seiner Schriften spricht, ist nicht jene gesunde, frische, jubelnde Sinnlichkeit der Jugend, sondern die raffinirte eines wollüstigen Weichlings mit kaltem und blasirtem Blick. — Andererseits ist d'Annunzio ein viel belesener Mann, der der Versuchung, hie und da mit seinem Wissen zu prunken, nicht widerstehen kann. Mitten in die Schilderung einer Liebesscene verflicht er eine Dissertation über die Kunst des Quattro centro oder über die Musik Wagner's oder über die Philosophie Nietzsche's. Trotz solcher Abschweifungen und einer gewissen graziösen Manirirtheit ist der Stil außerordentlich schön und fesselnd. Besonders eindrucksvoll sind seine Beschreibungen, vor Allem seine Naturschilderungen. Man könnte aus den erwähnten Romanen geradezu eine kleine Gallerie entzückend schöner Gemälde zusammenstellen — aber im Ganzen wirken sie nichts desto weniger abstoßend in hohem Grad auf jedes gesunde Gemüth.

Da bei d'Annunzio die Formvollendung eine so dominirende Rolle spielt, ist es klar, daß er in der gebundenen Redeweise ein Meister sein müsse. Wie erwähnt, gab er gleichzeitig mit den besprochenen Romanen drei Gedichtsammlungen heraus: „L'Isotteo e la Chimera", „Poëma paradisiaco e Odi navali" und „Elegie romane". D'Annunzio's Beherrschung der Sprache ist so gründlich, daß kein noch so verwickeltes Versmaß und kunstreiches Reimschmieden ihm Schwierigkeiten macht. Insbesondere enthält die erste Gedichtsammlung eine Menge von Balladen, Sonetten, Romanzen und anderen kunstvoll geformten Gedichten ganz im Genre des Quattro cento. Die Verse klingen wie Musik, und die Bilder, die er vor das Auge des Lesers zaubert, erinnern an die Werke primitiver Malkunst alter Zeiten, wo schlanke Frauengestalten mit bleichen, schmalen Gesichtern in wallenden, bis auf die Füße hinabreichenden Gewändern über blumige Gefilde dahinschreiten.

Sowohl unter den in Quattro cento-Manier gehaltenen als auch unter den mehr modernen Gedichten finden sich wahrhafte Kleinode von ausgesuchter Formschönheit. Dem

Digitized by Google

Ohre schmeicheln sie durch den süßen Wohlklang der Worte, und die traumschönen Bilder, die der Dichter hervorzaubert, sind im Stande, das Auge der Phantasie zu fesseln. Doch der, der von der Poesie mehr verlangt, der von ihr Nahrung für Gemüth und Geist fordert, der wird nicht selten vergebens danach suchen und, sobald das erste Entzücken verrauscht, sich mit unbefriedigter Seele abwenden von diesem kunstvollen Spiel mit wohlklingenden, in eleganten Rhythmus und in Reime gebrachten Worten. Der schon einmal erwähnte Mangel an Jugendlichkeit ist es, der uns zurückstößt. Im Allgemeinen giebt sich ja die Jugend zu erkennen durch einen Ueberfluß an Ideen und Gefühlen, die sich ausdrücken in einer schwankenden, meist unklaren oder ungeklärten Form. In d'Annunzio machen wir hingegen die Bekanntschaft mit einem Dichter, der sich in sehr jugendlichem Alter bereits einen eigenen poetischen Stil geschaffen, bezaubernd schön seiner Form nach — aber hinter all' den wohlgefügten Worten sucht man vergebens eine warmfühlende, lebendige Seele.

Als Anfangs 1896 sein Roman „Le vergine delle rocche" herauskam, sprach man allgemein von einem in seiner Dichtungsweise eingetretenen endgiltigen Wendepunkt, denn der Mann, dessen Bücher bisher in andere Sprachen nicht ohne Kürzungen und Streichungen übersetzt werden konnten, hatte nun einen Roman geschrieben, den man, wie der landläufige Ausdruck lautet, „getrost jedem jungen Mädchen in die Hand geben konnte". Die Veränderung, die mit d'Annunzio vorgegangen zu sein schien, dürfte denn doch nicht gar so tiefgehend gewesen sein, wie es auf den ersten Blick den Anschein hatte. D'Annunzio war eben einfach seiner alten Vorbilder oder Muster überdrüssig geworden und schaute sich wieder einmal nach neuen um. Mit aufmerksamen Augen hatte er die neuesten Strömungen in Europa verfolgt und beschloß nun, sich die symbolistische und präraphaelitische Richtung zu Nutze zu machen, die, wie es ihm dünkte, immer mehr Terrain in Kunst und Literatur zu gewinnen schien. In gewisser Hinsicht „liegt" ihm diese Richtung vortrefflich. Er liebte stets schöne, wohl gedrechselte Phrasen und fühlte sich seit jeher mächtig angezogen von den Meistern der primitiven Malkunst.

Sein musikalischer, seit jeher etwas gesuchter Stil, wird nun noch manirirter und schwülstiger. Seine trotz aller Kraßheit in der Schilderung immerhin schematisch gezeichneten Menschen verwandeln sich in formlose Symbole. Der Roman „Le verginè delle rocche" läßt sich vergleichen mit einem melodramatischen Schattenspiel, in welchem menschenähnliche Phantome einen einförmigen, wenn schon kunstreichen Tanz aufführen zu der Musik schmeichelnder, schöner und klangvoller Worte. Im Grunde genommen ist die Hauptfigur des Romans Claudio Cantelmo nur eine neue Auflage der Helden seiner früheren Romane. Er ist weniger Sclave seiner Sinnenlust, aber noch mehr Uebermensch als jene, und sein Hauptbestreben ist, der glückliche Vater eines Ueber-Uebermenschen zu werden. Das Gefühl der eigenen Vortrefflichkeit ist bei ihm so hoch entwickelt, daß er in seinem werthen Ich die Blüte der lateinischen Rasse erblickt und davon träumt, daß sein künftiger Sohn ein würdiger König Roms sein werde. Er hat alle ererbten geistigen und körperlichen Vorzüge seiner Rasse in sich ausgebildet und es erübrigt ihm nur, die richtige entsprechende Gattin zu wählen. Es ist schwer zu begreifen, warum er eine solche in der Familie Montagu, einem altberühmten, aber ganz degenerirten Geschlecht zu finden hofft, nach dessen verborgenem Schlosse Claudio seine sonderbare Freierfahrt unternimmt.

Der alte Fürst Montagu hat sich nach Vertreibung der Bourbonen aus Neapel auf ein einsames Felsenschloß zurückgezogen und führt dort mit seiner Familie ein stilles, freudenloses Leben. Seine Gemahlin ist seit Jahren unheilbar wahnsinnig, lebt in einer eingebildeten Umgebung und erkennt zeitweilig ihre eigenen Kinder nicht. In dieser Umgebung wachsen die drei Töchter des fürstlichen Paares auf, hoffend, daß eine von ihnen Claudios Erwählte werden würde. Sie werden als drei Symbole dargestellt. Massimilla ist die sich hingebende, sich aufopfernde Weiblichkeit, Anatolia die thatkräftige Liebe, Violante die vollkommene Schönheit. Die drei Schwestern schildern sich selbst gleich zu Beginn des Romans folgendermaßen:

„Ich habe das unüberwindliche Verlangen, Jemandes Sclavin zu sein," sagt Massimilla. „Ich bin nicht im Stande, Glück mitzutheilen; aber kein lebendes Wesen und kein seelenloses Ding könnte wie ich ganz und gar seines Herrn Eigenthum werden auf ewig. — — Ich werde verzehrt von dem unstillbaren Begehren, einem höheren und stärkeren Wesen zu gehören, in seinem Willen aufzugehen, wie ein Rauchopfer in seiner glühenden Seele zu brennen. Ich beneide die Baumrinde, die von der Welle verschlungen wird und im Wirbel der Strömung verschwindet. — — Kein Glaube in der Welt würde glühender auch auf solche Dinge lauschen, welche meiner Vernunft unfaßbar bleiben müßten. — Ich bin ein Weib, welches gehorcht, bewundert und schweigt." — „Ich leide an einer Kraft," sagt Anatolia, „welche nutzlos in meinem Innern sich aufzehrt. Meine Stärke ist eines einsamen Schutthaufens letzte Stütze und doch würde sie im Stande sein, mit sicherer Hand zu leiten einen daherbrausenden angeschwollenen Fluß von der Quelle bis zur Mündung. — — Ich könnte einen männlichen Geist erheben bis zur höchsten Sphäre, wo der Werth des Handelns und der Glanz des Traumes in einem gemeinsamen Höhepunkt sich treffen. — — Meine Hände haben gelernt, Wunden zu verbinden und von kranken Augen die Binde zu lösen. Wenn ich sie ausstrecke, fließt mein reinstes Herzblut mit magnetischer Kraft bis in die äußersten Fingerspitzen. — — Darum regt sich in mir dieses Verlangen, durch Liebe erwählt zu werden von dem, der ein vom Himmel begünstigtes Idealbild des Geschlechts fortpflanzt. Mein Wesen würde ernähren können einen übermenschlichen Samen. Im Traum wachte ich eine ganze Nacht geheimnißvoll über den Schlaf eines Kindes. Während sein Körper unter tiefen Athemzügen schlief, hielt ich die Seele gleich einer durchsichtigen Kugel in meinen Händen, und mein Busen wogte in wunderbaren Ahnungen."

Violante sagt; „Ich fühle mich gedemüthigt. Da mein reiches Haar auf die Stirne drückte, glaubte ich, eine Krone zu tragen, und unter dieser königlichen Last nahmen meine Gedanken die Farbe des Purpurs an." — — — — — — „Die Dichter sahen in mir das traumschöne Wesen, in dessen sichtbaren Contouren sich eingeschlossen fand des Lebens tiefstes Geheimniß, das Geheimniß der Schönheit nach einer Ruhe von Jahrhunderten, nach unzählbarer Ahnen Unvollkommenheit auf's Neue geoffenbart in Fleisch und Blut. Und sie dachten: — — Ihres Körpers Linien sprechen eine Sprache, die den den Göttern gleich machen würde, der diese ewige Wahrheit verstünde, und ihre Bewegungen verleihen den Conturen der Gestalt eine Musik, unendlich wie der nächtliche Himmel. — — Nun habe ich zu Ende geträumt alle Träume, und mein Haar ist schwerer als hundert Königskronen. Betäubt von duftenden Wohlgerüchen liebe ich es, am Rande der Springbrunnen zu verweilen, welche immer dieselbe Sage erzählen. Mir ist's, als hörte ich durch die dicken Haarflechten, welche meine Ohren bedecken, die Zeit in weiter Ferne unbestimmt dahinfließen in des Wassers einförmigem Brausen."

So sitzen die drei Schwestern in ahnungsvoller Erwartung, und der junge Mann scheint bloß die Hand ausstrecken zu brauchen, um die zu wählen, die ihm am besten gefällt. Aber die Wahl ist schwer. Am liebsten würde er alle drei nehmen; denn sie ergänzen einander so wunderbar. Zuerst giebt er Violante zu verstehen, daß sie seine Erwählte sei; hierauf versucht er die Seele der Himmelsbraut Massimilla zu trüben, indem er ihr eine irdische Liebe einflößt; aber

Digitized by Google

schließlich und endlich bittet er um die Hand Anatolias. Sie liebt Claudio, weist aber seine Werbung mit der Erklärung zurück, daß — Mutter und Brüder sie nicht entbehren könnten. Damit schließt das Buch. — Während der letzten vier Jahre haben neue Entwürfe Zeit und Kräfte des vielversuchenden d'Annunzio in Anspruch genommen. Er will sich nicht länger damit begnügen, zu dem verhältnißmäßig geringen Publicum zu sprechen, welches Romane und Gedichte liest. Er träumt davon, auf die große Masse des Volks einzuwirken, wie es nur Politiker und dramatische Dichter vermögen. Im Herbst 1897 trat er als Candidat der conservativen Partei bei der Deputirtenwahl für den Kreis Ortona, seinen Heimathsort in den Abruzzen, auf. Im Parlament nahm er den äußersten Platz am äußersten rechten Flügel ein. Sein einziger Anlauf zu einem politischen Glaubensbekenntnisse im eigentlichen Sinn des Wortes bestand in einen scharfen Ausfall gegen den Socialismus. Um so überraschender kam d'Annunzio's plötzlicher Wechsel in der politischen Anschauung im Jahre 1900. Während einer wichtigen Debatte im Parlament trat er ganz unerwartet gegen seine eigene Partei für die von ihm selbst so verketzerten Socialisten ein. Ja, bei der letzten Wahl trat er als socialistischer Candidat auf, fiel aber durch, weil die wohlhabende Bevölkerung in dem Stadttheil Florenz, den er vertreten sollte, zugenommen hatte. Falls er nicht binnen Kurzem seine politischen Ansichten abermals ändert, dürfte er vielleicht in einem anderen Wahlkreis mehr Glück haben.

D'Annunzio warf sich nun auf ein für ihn ganz neues Gebiet, auf die dramatische Dichtung. Dieser Schritt erscheint um so kühner, als er in seinen Romanen gerade jene Eigenschaften vermissen ließ, die für einen dramatischen Dichter unentbehrlich sind. In seinen Schriften fand sich bisher sehr wenig Handlung, die stereotypen Charaktere waren nicht besonders gut gezeichnet, und der Dialog war niemals seine starke Seite. — Doch er wollte ja kein gewöhnlicher Dramatiker werden, sondern das Drama der Zukunft schaffen und zugleich die antike Tragödie zu neuem Leben erwecken. Hand in Hand mit der gefeierten Eleonora Duse wollte er eine neue Aera des italienischen Schauspieles schaffen und zu diesem Zweck soll in der Nähe Roms, am Albanersee, ein neuer Tempel der Kunst erbaut werden. Auf offener Scene, unter Italiens freiem, blauem Himmel sollen die dramatischen Meisterwerke der Zukunft zur Aufführung gelangen. Trotz aller reformatorischen Pläne, über die sich d'Annunzio mit einem gewissen Wohlbehagen gerne interviewen zu lassen pflegt, verleugnet sich auch bei dieser Gelegenheit der Eklektiker nicht, und es fällt durchaus nicht schwer, herauszufinden, wen er in erster Linie imitirt. Bei seinem Studium der mystisch-symbolischen Geistesströmung hat er natürlich die Bekanntschaft mit Maurice Maeterlinck gemacht und ist dessen Beispiel betreffs der dramatischen Dichtung gefolgt. Ist es nicht der leibhaftige Maeterlinck, der uns im folgenden Dialog der „Città morta" („Die todte Stadt") Act II, 1. Scene begegnet?

Bianca Maria: „Hören Sie?"

Alessandro: „Was?"

Bianca Maria: „Ihre Stimme. (Beide lauschen einige Augenblicke.) Es ist ihre Stimme, es ist ihre Stimme. Sie sucht Sie, ganz sicher sucht sie Sie."

Alessandro: „Seien Sie nicht ängstlich, seien Sie nicht ängstlich!"

Bianca Maria: „Sie weiß Alles, sie versteht Alles. Es ist unmöglich, die Sache zu verbergen ... Sobald sie über die Schwelle tritt, wird sie unsere Pulse schlagen hören ..."

Alessandro (traurig): „Man braucht nichts zu verbergen vor einer Seele, die würdig ist, den Schmerz aufzunehmen, Bianca Maria."

Bianca Maria: „Aber der Schmerz, aber der Schmerz ..."

Alessandro: „Sie ist Sclavin des Schmerzes, und uns ist es nicht gegeben, etwas zu ihrer Befreiung zu thun. Sie ist wie in einem anderen Leben!"

Bianca Maria: „In einem anderen Leben."

Innerhalb zweier Jahre hat d'Annunzio zwei Einacter und drei längere Tragödien geschrieben! Lange vor deren Erscheinen wurde die Reclametrommel gewaltig gerührt. In seinem Erstlingsdrama „Sogno d'un mattino di primavera", („Frühlingsmorgentraum") creirte die Duse die Hauptrolle: eine wahnsinnige junge Frau, deren Verstand in jener gräßlichen Nacht umnachtet wurde, in der ihr Liebhaber in ihren Armen von ihrem betrogenen Ehegatten getödtet wurde. Das Stück war zu declamatorisch, und hielt sich infolgedessen nicht lange auf dem Spielplan.

„La città morta" wurde zuerst in französischer Uebersetzung aufgeführt auf dem Theater der Sarah Bernhardt. Sie selbst spielte die Rolle der blinden Anna. Trotz aller Reclame erreichte auch dieses Stück nur einen Achtungserfolg in Paris wie später in Italien. Die Handlung des Stückes ist nach dem heutigen Griechenland verlegt, und es ist wohl die Absicht zu erkennen, das unabwendbare Verhängniß der griechischen Tragödie in der grauenvollen Schlußkatastrophe spuken zu lassen. Doch bei d'Annunzio wird die „Gerechtigkeit" geordnet nicht nach den Geboten strenger Götter, sondern nach der Uebermenschenmoral: Leonardo faßt eine verbrecherische Neigung zu seiner eigenen Schwester, und da er erfährt, daß sie einen Anderen liebt, tödtet er — nicht sich, Gott bewahre! auch nicht den Anderen, sondern sie, die unschuldige Bianca Maria!!

Die dramatischen Dichtungen „La gloria" und „Sogno d'un tramonto d'autunno" (s. v. a. Herbstsonnenuntergangs-Traum) vermochten weder auf der Bühne noch als Lectüre sich Bewunderer zu gewinnen.

„La Gioconda", d'Annunzio's schönstes Prosawerk bezeichnet einen bedeutenden Fortschritt des Dichters auf dramatischem Gebiete. In ergreifender Weise wird geschildert, wie Silvia, die sanfte, hingebungsvolle Gattin, und Gioconda, ein dämonisch-schönes Modell, um die Liebe des Bildhauers Lucio Settala kämpfen. Der dritte Act schließt mit einer leidenschaftlichen Scene, in welcher der Gattin bei dem Versuche, Lucio's bestes Kunstwerk vor der Raserei der Rivalin zu retten, ihre wunderbar schön geformten Hände — das Stück ist „Eleonora Duse mit den schönen Händen" zugeeignet — unter dem schweren Marmor zerquetscht werden. Mit dieser Scene hätte die Tragödie ganz gut schließen können; denn in dem letzten Acte, welcher allerdings einige lyrisch schöne Scenen enthält, erschlafft das dramatische Interesse. Ueberdies begeht der Dichter die Geschmacklosigkeit, die arme Verlassene verstümmelt, ohne Hände, auftreten zu lassen, und sündigt weiters gegen alle dramatischen Regeln dadurch, daß er ganz am Schlusse zwei neue Personen einführt: Silvia's kleine Tochter und La Sirenetta, ein halbblödes Fischermädchen.

D'Annunzio's dramatischer Stil hat dieselben Vorzüge und Schwächen wie sein Prosastil. Schöne, melodisch klingende Worte und Sätze fluthen in einem niemals versiegenden Strome dahin vom ersten bis zum letzten Act, aber immer ist es der Dichter selbst, der im Namen der verschiedenen Personen declamirt. Wahnsinnige und Blinde, Schurken und Heiligen ähnliche Kreuzträgerinnen, alle führen dieselbe poetische, bilderreiche Sprache. Der Dialog wirkt deßhalb einförmig und ermüdend, und geradezu lächerlich wird der Eindruck, wenn auch die Parenthesen im selben bombastischen Stil gehalten sind. Die Bemerkungen für den Regisseur schwellen häufig an zu kleinen Landschaftsschilderungen. Nicht nur der Linien und Farben wechselvolles Spiel, sondern auch schwer darstellbare Dinge, wie der Duft der Blumen und das Wehen sanfter Winde, sollen zur Erhöhung der „Stimmung" beitragen. Die Anforderung an den Schauspieler, gegebenen Falles sein Herz ängstlich klopfen zu lassen, so daß der Zuschauer seine Freude daran haben kann, übersteigt wohl den gewöhnlichen Menschenverstand.

D'Annunzio's letzter Roman „Il fuoco" (das Feuer) leitet eine neue Serie von Romanen ein, die seiner Zeit vervollständigt werden soll durch die Romane „La vittoria dell' uomo" und „Trionfo della vita". Es ist nämlich bei d'An-

Digitized by Google

nunzio Gewohnheit, im Voraus die Titel der erst zu schreibenden Bücher zu publiciren!

Vom künstlerischen Standpunkte aus kann der erwähnte Roman als ein Fortschritt des Dichters bezeichnet werden; denn die psychologische Analyse ist weniger platt und die Sprache vielleicht noch schöner als in seinen früheren Schriften. Den Hintergrund bildet die „Königin der Adria", la bella Venezia mit all' ihren Herrlichkeiten. Dem wie immer bei d'Annunzio die Hauptrolle spielenden Uebermenschen männlichen Geschlechts ist aber hier zum ersten Male ein Weib gegenübergestellt, von dessen Seelenleben wir mehr als undeutlich hingeworfene Conturen kennen lernen.

Ueber dieses Buch wurde schon sehr viel gesprochen und geschrieben. Das große Aufsehen, welches es erregt, hat aber mit seinem literarischen Werth wenig zu thun. Die Ursache hierfür war, daß d'Annunzio mit einer Unverschämtheit sondergleichen sein werthes Ich in der Person des Dichters Stelio Effrena verherrlicht hat und in rücksichtsloser Weise die berühmteste Tragödie seines Vaterlandes zu dessen Geliebter, la Foscarina, Modell stehen ließ. Dieses Vorgehen hat mit Recht allgemeinen Unwillen erregt und der Dichter mußte sich im Vorjahre viele bittere Wahrheiten, selbst von Seite seiner ehemaligen Bewunderer, sagen lassen.

Der erwähnte Roman begeisterte den schwedischen Dichter und Literaturhistoriker Oskar Levertin zu einem brillant geschriebenen Essay, in welchem er d'Annunzio in überschwänglicher Weise einen Paganini der Sprache nennt, dessen Spiel auch bezaubert, wenn die Kunstgemäßheit größer ist, als die Kunst selbst. Dabei kann aber Levertin nicht umhin, die an Selbstvergötterung grenzende Eitelkeit d'Annunzio's zu constatiren. Levertin wählte als Motto seines Essay über Gabriele d'Annunzio den oft citirten Spruch Moritz Busch':

„Bescheidenheit ist eine große Zier,
Doch weiter kommt man ohne ihr"

und hat damit des italienischen Dichters künstlerischen Werdegang treffend charakterisirt. D'Annunzio und seine Freunde haben kein Mittel unversucht gelassen, seinen wohlklingenden Namen — der, in Parenthese gesagt, auch nur angenommen ist — im großen Publicum, dessen überwiegende Mehrzahl keine Zeile von ihm gelesen, bekannt und geläufig zu machen. D'Annunzio wurde in der Presse Europas und Amerikas ausposaunt als Vertreter einer neuen „lateinischen Renaissance" (vgl. M. de Vogüé „La renaissance latine", Revue des deux mondes, 1895, I) — er, der Décadent par excellence! Aber gerade in d'Annunzio's grenzenloser Selbstvergötterung liegt das hauptsächlichste Hinderniß für seine Entwickelung zu einem wirklich großen Künstler. Er befindet sich gegenwärtig auf des Lebens Mittagshöhe, seine Productivität ist in voller Entwicklung, sein Stil ist formvollendeter als je, er wird die Welt zweifelsohne noch mit mancher Abschwenkung in literarischer und politischer Beziehung und durch manches neue Buch von fünfhundert und mehr Seiten überraschen, aber wenn ja, so finden die schönen Worte des Apostels Paulus auf ihn Anwendung: „Wenn ich die Sprachen der Menschen und der Engel redete, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle." Denn es ist wohl keine zu kühne Behauptung, wenn man sagt, daß jedes wirklich große Dichterwerk, welches für die Nachwelt mehr sein soll als eine glänzende Sprachprobe, inspirirt sein müsse von dem „feu sacré" des Altruismus und nichts weniger sein dürfe als ein „Fuoco", angezündet als Rauchopfer für das eigene werthe Ich.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Maslan's Frau.

Von Marie v. Ebner-Eschenbach.

(Fortsetzung.)

„Hochwürden, ich bin just dazu gekommen, wie der Streit losgebrochen ist. Das Vorspiel zu dem, was sich später ereignen sollte. Es war mir arg fatal. Helfen konnt' ich nicht, nur zusehen wie die Zwei immer mehr in Zorn geriethen, er in heftigen, sie in stillen. ‚Seinen Herrn kann er nicht verlassen,' sprach Evi mit einer furchtbaren Bitterkeit an ihm vorüber zu mir. ‚Aber seine Frau, die wohl. Was liegt ihm an der? Was liegt ihm daran, daß sie wieder ein Kind erwartet, daß sie wieder einer schweren Stunde entgegen geht?'"

„Mir blieb nichts übrig, als mich einzumischen, und ich gab eigentlich ihr Recht und meinte, er hätte dazubleiben. Es schien mir auch gerathen, einen kleinen Scherz einzuflechten. Ein Scherz beschwichtigt manchmal erregte Gemüther, wirkt wie ein kühles Lüftchen an heißen Tagen. So droht' ich ihm: ‚Sie sehnen sich halt danach, wieder zu paradiren auf dem Bocke bei den Auffahrten.' Er wurde roth und brach aus: ‚Komm mit, Evi! Du bist in der Stadt besser dran als hier; ich kann meinen Herrn nicht verlassen, aber ich kann auch nicht ohne Dich sein.' Mit ausgebreiteten Armen ist er auf sie zugegangen und sie ihm ausgewichen, förmlich scheu, wie einem Irrsinnigen. Hat er denn gänzlich den Kopf verloren? Sie mit ihm gehen, fort von ihrer Wirthschaft, wo man sie nicht einen Tag entbehren kann; betrunken oder verrückt muß sein, der ihr so etwas zumuthet. Aber sie weiß sich zu helfen, sie geht zum Grafen. Er natürlich der Frau auf dem Fuße nach, und so stehen sie vor dem alten Herrn. In früherer Zeit hätte der gleich ein Machtwort erlassen: Das geschieht! Jetzt sucht er nur zu beschwichtigen und es so viel wie möglich den Andern und — sich selbst Recht zu thun.

‚Kinder, Kinder, das hättet Ihr früher mit einander ausmachen müssen,' so beiläufig soll er gesprochen haben. ‚Als ich dem Maslan erlaubt habe, zu heirathen, hat es sich mir von selbst verstanden, daß er bei seiner Frau bleibt. Wenn er aber durchaus mit will nach Wien — Meine liebe Evi, ich bin alt, ich gewöhne mich nicht leicht an ein neues Gesicht, und um meinetwillen werden Sie sich von Ihrem Manne nicht mehr oft zu trennen brauchen. Sehr bald trete ich eine Reise an, auf der mich Niemand begleiten wird — dahin.' Er deutete nach der Richtung, in der die Gruft liegt . . . ‚Also thut, was Ihr wollt.'

„An dem Tag muß noch ein heftiger Auftritt zwischen den Eheleuten stattgefunden haben, denn am Abend, da ich Maslan im Gasthaus traf, das er seit seiner Verheirathung nur in Gesellschaft seiner Frau betreten hatte, glühte er noch wie ein angeblasener Hochofen. Ausgesprochen hat er sich mir gegenüber nicht, obwohl wir allein waren im Honoratiorenzimmer, nur im Allgemeinen gewettert über den Eigensinn der Weiber und über Bauernstolz.

„Sie hingegen ist auch damals immer die Ruhe, die Würde selbst geblieben, und mit ihm war sie freundlich; freilich nur, sozusagen — beiläufig, so gewiß wie die Wintersonne um vier Uhr Nachmittags, und zu den Leuten hat sie gesprochen: ‚Mein Mann geht ungern fort; es bleibt ihm aber nichts Anderes übrig. Was soll er thun? Der arme, alte Herr entbehrt ihn gar zu schwer, er möcht' sich völlig verlassen vorkommen ohne den Matěj.'

„Knapp vor der Abfahrt ist der noch zu mir gelaufen und bat mich gebeten, ihn zu avisiren, sobald es Ernst werden sollte bei seiner Frau. Lieber natürlich wäre es ihm, erst zur Taufe gerufen zu werden. Wenn seine Anwesenheit seiner Evi aber ein Trost ist, — nu denn! soll ich halt schreiben oder telegraphiren.

„Nicht drei Wochen sind vergangen, und schon war ein Brief von ihm da. Sie hat mir ein paar Stellen daraus vorgelesen. Lauter

Digitized by Google

Liebe und Sehnsucht — eine fressende Sehnsucht. Ungeschickt ausgedrückt, sogar ungern ist Einem vorgekommen, wie wenn sich Einer schämt, nicht eingestehen möchte, was ihm in der Seele brennt, und sich doch verräth, widerwillig verräth!

„‚Wenn ich ihn besuchen ginge für einige Tage, was wär's?' fragte sie.

„‚Ein Unsinn,' mußt' ich ihr antworten, ich konnte sie nicht reisen lassen. Es ist ihr durchaus nicht gut gegangen. Der hinuntergeschluckte Kummer und Zorn — so was rächt sich. Was sie im Stillen durchgemacht haben mag, hat wohl nicht einmal ihr Beichtvater erfahren. Ihr Zustand dazu ... Ich machte ihr einen Vorschlag: ‚Ich weiß was, Maslan soll sich für eine kurze Zeit Urlaub ausbitten beim Herrn Grafen.' Aber damit bin ich abgeblitzt. Das ging nicht, daran war nicht zu denken. Sollte sie sich Lügen strafen? Hatte sie doch selbst den Leuten versichert, der Herr Graf könne nicht sein ohne den Matěj, nicht einen Tag! Das also nicht. Und wie sie ihn kennt, thäte Matěj es auch nicht, aber — und dabei hat sie mich seltsam angesehen: ‚Wer weiß, ob es nicht ein größeres Unglück ist, daß ich jetzt nicht zu ihm darf, als wenn ich um's Kind käme.'

„Bald darauf ist, trotz aller Vorsicht, was ich fürchtete, doch eingetreten. Ich habe dem Maslan schreiben müssen, daß seine Frau eine Fehlgeburt gethan hat (diesmal wär's ein Bub gewesen), konnte ihm aber zugleich versichern, daß er keine Sorge um sie zu haben brauche. Sie hat sich rasch und vollständig erholt, war wieder so thätig wie je in ihrer Wirthschaft und ist beim Herannahen des Frühlings im schönsten Flor gestanden; ein bißchen blaß noch — eine gesunde Maiglockenbläße, und auch sonst ganz Maiglocke, so frisch und hold und ernst. Ich mußt' oft denken, ob das ein Unglück wäre, wenn ihrem Mann etwas zustieße. Es wäre kein Unglück, nur ein Schmerz. Sie würde ihn betrauern, ihn im besten Andenken behalten und sich vielleicht mit der Zeit entschließen, einen Anderen zu nehmen, der besser für sie gepaßt hätte."

Der Doctor seufzte, und über das energische Gesicht des Geistlichen blitzte ein Lächeln. Er sah zu dem kleinen Alten, der in sich zusammengesunken neben ihm kauerte und eben von Neuem das bunte Taschentuch zog und bedächtig entfaltete, mitleidig erstaunt nieder und sagte nur:

„So, so?" (Forts. folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Pompeo Carnevari.

Das ist keine Ferienruhe, wie sie abgerackerte Excellenzen in glücklicheren Jahren genießen dürfen. Gewiß, wie sonst schwatzt zu Füßen des Beschauers der blaue Bergsee, der smaragden schimmert, wenn Wolken über ihn hinziehen, und wie sonst sehen Abends die kahlen Schroffen, die drüben hinter'm grünen Vorgebirge imponirend aufsteigen, den hohen Herrn heimlich auf stillem Balcon seiner Neigung zur kalten Ente fröhnen. Aber die süße Behaglichkeit von ehemals will nicht aufkommen. Vordem ereignete es sich wohl, daß der Würdenträger wochenlang die Zeitungsblätter ungelesen auf seinem Arbeitstische — dem Divan — liegen ließ, gleich als wären es Personal-Actenstücke oder Bittschriften hochachtungsvoll ergebener Unterthanen. Heute bleibt keine Nummer des maßgebenden Organs, das bekanntlich auch S. M. liest und das als Berliner Local-Anzeiger den ragenden Mosse vom Inseratenthrone gestoßen hat, heute bleibt keine Seite ungelesen. Selbst die kleinen Anzeigen werden durchstöbert. Man kann nicht wissen, ob sich in ihnen nicht die ersten Wölkchen der Krise zusammenballen. Vielleicht, daß eine bundesstaatliche Regierung auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege Argumente gegen den neuen Zolltarif sucht, rettende Gründe. Daß er endlich vorgelegt wurde, das haben die agrarischen Tumultuanten und ihre unfreiwilligen Helfer links freilich erzwungen. Aber daß er auch Gesetz wird, das muß staatsmännische Kunst verhindern. Auf den Reichstag ist kein Verlaß. Der hätte am Ende auch den Achtmark-Zoll willkommen geheißen. Alle sehnsüchtige Hoffnung klammert sich an den Bundesrath und an seine wirkl. geh. Berathungen.

*

Die Reichstagsmehrheit will den Zoll, und da es um wichtige persönliche Interessen, da es vielleicht um Existenzen geht, werden Fanatiker genug sein, die ihm den Rücken stärken und ihm den Glauben einflößen, der kaiserlichen Regierung liege im Ernst daran, daß der neue Tarif angenommen werde. Derselbe Tarif, der wie tödtliches Gift wirken wird auf die freundliche Gesinnung aller lieben Nachbarn. So sehr hatten sie sich in die süße Gewohnheit eingelebt, aus unserem Fell Handelsvertrags-Riemen zu schneiden, daß sie den Bruch mit dieser Börsen-Usance als blutige Beleidigung auffassen werden. Der neue Tarif schlägt ihnen in's Gesicht, wie er dem erlauchten Worte von der „rettenden That" und dem „Markſteine" unerhört keck widerspricht. Kann und darf ein Ministerium S. M. Brodwucher treiben? Aber kann und darf es der agrarischen Uebermacht trotzen? Diesmal lassen die Gutsherren nicht mit sich spaßen. Werden sie neuerdings geprellt, so üben sie Lynchjustiz. Was also thun?

Der Berliner Local-Anzeiger giebt keine Antwort, so sorgsam man ihn auch Morgens und Abends studirt. Und die um allen Feriengenuß betrogene Excellenz verhungert elend zwischen den beiden Heubündeln.

*

Unten in der hübschen südösterreichischen Stadt wohnt Pompeo Carnevari, ein tüchtiger Barbier und guter Geschäftsmann. Hat er den Fremdling gehörig eingeseift und von der stachlichen Last des Bartwuchses erlöst, so antwortet er auf die Frage nach der Schuldigkeit: „Bitte, wie gewöhnlich!" Und dabei bleibt er. Man mag ihn nach Gefallen inquiriren oder gar drohend anfahren — „Bitte, wie gewöhnlich!" lächelt er. Zwar hat sein neuer Kunde ihn vorher nie gesehen, kennt auch die Gewohnheiten Pompeo's nicht und weiß nicht, ob er einen Gulden öfter schaut als ein Zehnhellerstück. Aber Pompeo's verbindliche Unverbindlichkeit macht alle Calculationen des gegnerischen Politikers zu Nichte. „Bitte, wie gewöhnlich!" das ist keine dreiste Mehrforderung, ist aber doch ebenso höfliche wie bestimmte Drohung an die Adresse Derjenigen, die Pompeo's Dienste allzu gering anschlagen. Pompeo kann als entschiedener Agrarier gelten, wenn ihr wollt, doch auch dem absoluten Freihandel ist es erlaubt, ihn für einen Kleinen von den Seinen zu halten.

Pompeo Carnevari kennt die Beklemmungen unserer Excellenzen nicht. Er wäre der rechte kommende Mann für die kommende Session.

Prinz Vogelfrei.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Bismarck
im
Urteil
seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Gottsched-Verlag. Berlin W. 9.
Eugen Reichel:
Ein Gottsched-Denkmal.
Monumentales Prachtwerk. 30 M.

Kleines Gottsched-Denkmal. 2 M.

Die Londoner „Academy" hat kürzlich verschiedenen hervorragenden Gelehrten und Staatsmännern einen Fragebogen mit der Frage zugehen lassen, welches die zwei im Jahre 1900 erschienenen Werke seien, die auf sie den bedeutendsten Eindruck gemacht haben. Karl Blind, der in London heimisch gewordene berühmte Gelehrte, hat bei dieser Gelegenheit Eugen Reichel's „Gottsched-Denkmal" an erster Stelle genannt.

Königreich Sachsen.
Technikum Hainichen
für Maschinen- u. Elektrotechnik.
Praktikum f. Masch.- u. Elektrot.
Staatl. Oberaufs. Progr. kostenfr.
Direktor: E. Boltz.

Manuskripte.
Zur Verlagsübernahme von Manuskripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher u. s. w. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von
Rich. Sattler, Braunschweig
(gegründet 1883).

Bismarcks Nachfolger.
Roman
von
Theophil Zolling.
Volksausgabe.
Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom
Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."
Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 16 Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Mineralquelle** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. In den Handlungen natürlicher Mineralwässer und in den Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Bad Reinerz,
klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen und geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-, Trink- und Badequellen, Mineral-, Moor-, Douche- und Dampf-Bädern,** zeitgemässen Einrichtungen zu **Kaltwasserkuren u. Massage,** ferner einer vorzüglichen **Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. — Hochquellen-Wasserleitung.** — Angezeigt bei **Krankheiten** d. **Nerven,** d. **Athmungs-, Verdauungs-, Harn- u. Geschlechts-Organe,** zur **Verbesserung** d. **Ernährung** u. d. **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden u. d. Folgen entzündl. Ausschwitzungen. Eröff. **Anfang Mai.** Prosp. unentgeltlich.

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: **42 Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

Die Gegenwart 1872–1892.
Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.
Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

In unserem Verlag ist erschienen:
Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.
General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom
Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**
Soeben erschien:
Georg von Bunsen.
Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter
Marie von Bunsen.
22 Bogen Oktav.
Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.
Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Stottern
heilen dauernd **Dir. O. Denhardt's** Anstalten **Dresden-Loschwitz** und Burgsteinfurt, Westf. Herrl. che Lage. Honor. **nach** Heilg. Prospecte gratis. **Aelteste staatl.** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I** ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Manuscript-
Angebote erbitten
Jacobi & Zocher, Verlagsbuchhandlung.
Leipzig-R., Oststraße 9.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 34. Berlin, den 24. August 1901. 30. Jahrgang. Band 60.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Walderſee. Von Caliban. — Das Glaubensbekenntniß eines Weltkindes. Von Hermann Eiche (Mühlhauſen in Th.). — Die Prinzeſſin von Preußen in den Jahren 1848 und 1849. Von Königl. Archivar Dr. G. Schuſter (Charlottenburg). — **Literatur und Kunſt.** Die deutſche Frauenlyrik der Gegenwart. Von Hans Benzmann (Berlin). — **Feuilleton.** Maslan's Frau. Von Marie v. Ebner-Eſchenbach. (Fortſetzung.) — **Aus der Hauptſtadt.** Der Bankier in Gänſefüßchen. Von Prinz Vogelfrei. — **Offene Briefe und Antworten.** Zur Errettung des Judenthums. — Anzeigen.

Walderſee.

Der Mann, aus deſſen Mund, wie er ſich nun vor Jahresfriſt feierlich vermaß, niemals der Befehl zum Rückzuge kommen ſollte, iſt wirklich ein Kind des Glückes. In China brauchte er den Befehl zum Rückzuge erſt zu ertheilen, nachdem die Chineſen es durchaus abgelehnt hatten, ihn mit Waffengewalt dazu zu zwingen; und in Deutſchland rettet ihn der blinde Eifer Derer, die trotz Zolltarif und Hinterweltpolitik für St. Bernhard ſchwärmen, vor der beſchämenden Nothwendigkeit, ſich politiſch rückwärts concentriren zu müſſen. Graf Walderſee durfte heuer nicht auf die flammende Begeiſterung jener weither geſtrömten Volksmaſſen rechnen, von denen im vergangenen Jahre der officiöſe Telegraph wahrheitsgetreu zu erzählen wußte. Das graue Elend war allgemein, und merkliche Verſtimmung richtete ſich gegen den Mann, von dem die Rede ging, daß er durch allzu viele Reden und allzu reichliche Lorbeerentnahme auf Credit den deutſchen Namen nicht gerade zum Hochgehen gebracht habe. Mit einem Schlage iſt das anders geworden. Walderſee hat ſich eine Partei geſchaffen. Er wird nicht mehr von hüben und drüben mit Achſelzucken und ironiſchem Schweigen behandelt, ſondern beſchimpft und gefeiert, ganz wie ein echter Staatsmann. Die erſte Stufe auf der Leiter wäre damit erklommen. In Oſtaſien iſt es Walderſee nicht gelungen, ſtrategiſche Künſte zu entwickeln; im alten Europa hat er alsbald bewieſen, daß er ſich auf ſie verſteht.

Die Preſſe des Berliner Kauffmann-Freiſinns raſt gegen den Reden haltenden General. Mit ungewöhnlicher Grobheit herrſcht ſie ihn an und gebietet ihm Silentium; im ſelben Athem wirft ſie dem Manne, den ſie mit Druckerſchwärze einſchüchtern zu können glaubt, gefährliche Machenſchaften gegen den Reichskanzler vor und zeiht ihn unverblümt des Streberthumes. Daß Graf Walderſee beſonders brennende Sehnſucht nach der Wilhelmſtraße 77 und dem Hunderttauſend-Mark-Gehalt empfindet, iſt billig zu bezweifeln. Ich denke doch, trotz alledem, weſentlich höher von ſeinem Witze. Aber wenn er ſolche ſeltſamen Wünſche wirklich im Buſen hegte, und wenn es eine Partei im Reiche gäbe, die ihn zum vierten Nachfolger Bismarck's machen wollte, dann wäre der richtige Weg zum Ziele betreten. Die plumpe Reminiſcenz an den merkwürdigen Schritt des Kronprinzenpaares, das ſich aus San Remo vertrauliche politiſche Berichte von dem Angeſtellten des Juſtizrathes Leſſing erbat, und die reclamehafte Krebſerei mit dieſem unbegreiflich naiven Auftrage muß den Kaiſer erbittern. Erbittern zuerſt gegen die, die ſich dazu hergaben, parteiiſch gefärbte Detectiv-Berichte über ihn zu erſtatten, und erbittern dann auch gegen die Schützlinge dieſer Leute. Graf Bülow, eben noch vom Freiſinn mit Wuth attackirt und als Verräther an der Volksſache, als agrariſcher Ueberläufer gebrandmarkt, hat jetzt das Malheur, von dieſen ſelben Leuten vertheidigt zu werden. Beſtünde die Abſicht, ihn an maßgebender Stelle zu verdächtigen und ihm Knittel zwiſchen die Beine zu werfen, ſo könnt' es gar nicht raffinirter angefangen werden. Wie die Dinge aber liegen, iſt man verſucht, den Gedanken herzlich dumm zu nennen. Walderſee hat jetzt alle Trümpfe in der Hand.

Er wird ſie nicht ausſpielen, bei Leibe nicht. In dieſem Augenblicke die Erbſchaft Bülow's anzutreten — wen könnte darnach gelüſten? Wen könnte es reizen, dem ohnehin mit dem Tode ringenden Manne den Gnadenſtoß zu verſetzen? Die gegen ihn im Felde ſtehen, halten es für richtiger, ihn ſich langſam verbluten zu laſſen. Und ihr Erkorener iſt nicht Walderſee. Andere Namen ſchweben auf ihren Lippen. Den Grafen geht die lärmvolle Affäre und das wilde Schlachtgetümmel nur inſofern an, als ſie ihm die ſchmählich verfahrene Situation gerettet und entſchloſſene Beſchützer da geworben haben, wo er bis vor Kurzem eiſige Ablehnung fand. Er iſt in Wahrheit ein Kind des Glückes. Er ſtolpert, und Andere brechen ſich den Hals dabei.

Caliban.

Das Glaubensbekenntniß eines Weltkindes.

Von Hermann Eiche (Mühlhauſen in Th.).

Das Glaubensbekenntniß eines Weltkindes, das an Himmel-Heimweh leidet, mit dieſer Deviſe hat der volksbeliebte Dichter Peter Roſegger das jüngſte Kind ſeiner Muſe, „mein Himmelreich", in die Welt hinausgehen laſſen. Die raſche Verbreitung, welche dieſe Schrift gefunden, verdankt ſie neben der gefälligen Darſtellung, in welcher der Dichter Ernſtes und Heiteres vorzutragen weiß, den zur Erörterung geſtellten Fragen, welche heute die Gemüther mehr denn vordem bewegen. Wir ſind müde geworden, uns allein nur mit den Reſultaten der Naturwiſſenſchaft und den Fortſchritten der

Digitized by Google

Technik zu beschäftigen, nur von den Erfolgen und Mißerfolgen der Politik zu hören, uns interessirt wieder mehr, das innere Leben des Menschen zu ergründen, Aufschluß über den inneren Zusammenhang zu empfangen, in welchem der Menschengeist zu dem Allgeiste einerseits und der geistigen Entwickelung der Menschheit andererseits steht. Das Gemüthsleben hat für uns wieder eine größere Bedeutung gewonnen, und es in seinen geheimen Tiefen zu erfassen, scheint uns wieder des Schweißes der Edlen werth. Und so kommt es, daß die Fragen der Religion wieder größere Beachtung unter den Zeitgenossen gefunden haben. Nicht Fachmänner nur sind es, die sich mit ihnen beschäftigen, auch Männer, deren Namen der Weltliteratur angehören, sind in ihre Erörterungen eingetreten und haben die Resultate ihres Nachdenkens in kürzeren und längeren Abhandlungen niedergelegt, um sie der Oeffentlichkeit zur Beurtheilung zu übergeben. Voran von ihnen der auf den verschiedensten Gebieten menschlichen Wissens geschulte Philosoph des Unbewußten. Ihm ist der große russische Weltweise und Weltverbesserer Tolstoi gefolgt, der nicht nur gelegentlich in seinen Romanen das Gebiet des Religiösen und Sittlichen gestreift, sondern auch durch ernste Studien seine religiösen Anschauungen zu begründen gesucht und die Ergebnisse seiner Studien in seiner Schrift „Worin besteht mein Glaube?“ der Welt bekannt gegeben hat. Ihnen hat sich nun auch Peter Rosegger angeschlossen, der in Deutschland viel gelesene Dichter, um uns in seinem „Himmelreich“ zu sagen, wie er in Glaubenssachen fühlt und denkt. Was er als seine Erfahrungen uns mittheilt und als sein Glaubensbekenntniß ausgesprochen, verdient um so mehr Beachtung, als es nicht das Bekenntniß eines Einzelnen ist, sondern Vieler, wir können sagen, sehr Vieler unter den Gebildeten, welche den religiösen Frieden suchen und doch der kirchlichen Lehre nicht in allen Stücken zustimmen können.

Um das, was Rosegger in seiner Schrift sagt, würdigen zu können, muß man sich ein Doppeltes vor Augen halten. Rosegger ist kein Parteimann. Solche, die vom Standpunkte einer Partei aus seine Schrift lesen, werden sie unbefriedigt aus der Hand legen. Seine Stellung in den kirchlichen Wirren des österreichischen Staates ist zwar sehr ausgesprochen, aber sie ist eine Stellung mehr zwischen den Parteien und nicht in den Parteien. Die Los-von-Rom-Bewegung hat in ihm ihren edelsten Vertreter gefunden. Seinem warmen Eintreten für sie hat Mürzzuschlag sein evangelisches Gotteshaus zu verdanken, und der Evangelische Bund im Reiche erfreut sich seiner ungetheilten Zustimmung in seinem Vorgehen. Gleichwohl hat er selbst den Uebertritt vom Katholicismus zum Protestantismus noch nicht vollzogen und wird ihn wohl auch nicht vollziehen. Wie oft dieser Uebertritt schon gemeldet worden ist, er ist bis jetzt noch immer dementirt worden. Er selbst giebt als Grund an, daß sein Herz an den Institutionen und Bräuchen seiner Kirche hängt, und daß ihn die Pietät allein abhält, diesen letzten Schritt zu thun. Der Grund dürfte indessen noch in einem anderen zu suchen sein, und das ist es, was wir zum Zweiten im Auge behalten müssen, wenn wir ihn und seine Schrift richtig beurtheilen wollen. Die Religion ist ihm nicht Sache des Wissens, sondern des Herzens. In Glaubenssachen hat der Verstand nicht mitzusprechen, sondern allein das Herz zu entscheiden. „Mit der Wissenschaft den Glauben corrigiren wollen, ist ein kindisches Beginnen. Der Menschenkenner thut es nicht, nur der handwerksmäßige Gelehrte versucht es, der kleinsinnige Geselle, der sich keine andere Wahrheit zu denken vermag, als die enge Staubkruste ist, in der er selber steckt.“ Scholastik und Dogmatik sind ihm stets bis in die Seele hinein zuwider gewesen, diese Wissenschaften haben den Menschen immer irre geleitet in dem, was unter Religion zu verstehen ist. Wer sich daher wissenschaftlich mit seinen Zweifeln auseinandersetzen will, und wer nach wissenschaftlichen Gründen für seinen Glauben sucht, wird für Beides in dem Glaubensbekenntniß eines Weltkindes nichts finden.

Rosegger kann sich nun wohl bei dieser seiner Auffassung auf den Neukantianismus innerhalb der theologischen Wissenschaft berufen, der ebenfalls in Abrede stellt, daß sich die Existenz eines Transcendentalen wissenschaftlich begründen lasse und Glauben und Wissen für unvereinbar erklärt, der alle Versuche, welche die Kirche zur Begründung ihrer Lehre mit Hülfe der orientalischen und griechischen Philosophie gemacht, als mißlungen bezeichnet und behauptet, daß sie auch in alle Zukunft mißlingen müssen. Nur wird sein Standpunkt damit nicht haltbarer. Auf die Dauer wird keine Theologie der Metaphysik entbehren können, und der wissenschaftliche Mensch wird sich nicht bei einem Glauben beruhigen, den wissenschaftlich zu begründen, ihm alle Aussicht fehlt. Wenn der Metaphysik der alten Zeit und des Mittelalters nicht eine Begründung gelungen ist, die unserem modernen Denken genügt, so ist der Schluß doch irrig, daß es der Metaphysik auch in Zukunft unmöglich sein werde, einer Lösung der Räthsel der Welt und des Menschengeistes näher zu kommen. Einem regeren Betriebe der Philosophie, als er gegenwärtig noch ist, zumal auf dem Grunde der vergleichenden Religionswissenschaft, die als neue Wissenschaft zu den alten hinzugekommen ist, dürfte es doch vielleicht gelingen, den Glaubenswahrheiten wissenschaftlich bessere Stützen zu geben, als die früheren gewesen sind. Wie soll auch die Theologie ohne die Metaphysik den philosophischen Gehalt werthen, der in dem Johannis-Evangelium und in den Paulinischen Briefen sicher vorhanden ist! Wie soll sie den Forschenden ihre Zweifel lösen und wie sich mit der Naturwissenschaft auseinandersetzen, wenn diese ihren naturalistischen Glauben dem religiösen Glauben gegenüberstellt! Rosegger hat es auch nicht vermocht. Wenigstens kann ich das nicht als eine Lösung ansehen, was er zur Rechtfertigung seines Glaubens an Gott gegenüber der Naturwissenschaft anführt. Er will Alles gelten lassen, was die Naturwissenschaft lehrt, die Descendenzlehre und die Selectionstheorie, das ganze mechanistische Verfahren, welches die Naturwissenschaft anwendet, um die Entwickelung des gesammten Kosmos aus der Urzelle zu erklären, wenn man ihm nur gestattet, vor die Urzelle seinen Gott-Schöpfer zu setzen. Er hat gar nicht gemerkt, daß der so schroffe Gegensatz zwischen christlicher und naturalistischer Weltanschauung durch die neueste Entwickelungsphase der Naturwissenschaft, die wir als Neovitalismus bezeichnen, selbst schon abgeschwächt worden ist. Wie ganz anders hat sich da ein Eduard von Hartmann mit der materialistischen und mechanistischen Strömung wissenschaftlich auseinanderzusetzen verstanden und hat jetzt die Befriedigung, daß ihm der Neovitalismus selbst zum Theil Recht geben muß! Rosegger ist nur einer mehr, welcher den Beweis liefert, daß man zur Rettung der christlichen Weltanschauung der Metaphysik nicht wohl entbehren kann.

Wenn wir aber von dieser principiellen Stellung Rosegger's in seiner Auffassung von dem Verhältniß der Religion zur Wissenschaft, die es ihm unmöglich macht, die religiösen Probleme wissenschaftlich zu betreiben, absehen, so müssen wir anerkennen, daß seine Auffassung von Religion und Christenthum durchaus zeitgemäß ist und daß seine Auseinandersetzungen volle Beachtung verdienen. Wir würden es als einen Gewinn ansehen, wenn ihnen nicht nur von Seiten Einzelner, sondern von Seiten der christlichen Kirchengemeinschaften die gebührende Berücksichtigung geschenkt würde. Denn daß in unseren Kirchen, in der evangelischen sowohl als der katholischen, sich Unzeitgemäßes noch genug findet, an dem nicht nur ein Weltkind, sondern auch die Anstoß nehmen müssen, welche an alle Dinge, auch an die kirchlichen, einen modernen Maßstab anzulegen gewohnt sind, das kann nicht wohl in Abrede gestellt werden. Die Vorwürfe, welche Rosegger gegen die evangelische und katholische Kirche erhebt,

Digitized by Google

treffen nicht beide in gleichem Maße, aber sie sind doch gegen beide gerichtet. Seine Klage, daß die heilige Schrift auf den Index der verbotenen Schriften gesetzt ist, daß sie kein Laie anders als in der Auslegung des Clerus lesen darf, geht allerdings zunächst die katholische Kirche allein an. Denn die evangelische Kirche hat ihr Werk damit begonnen, daß sie die Bibel wieder in die Hände aller ihrer Bekenner gebracht und Jedem ermöglicht hat, aus den Urkunden selbst sich ein Urtheil über die von ihr aufgestellte Heilslehre zu bilden. Wenn aber Rosegger diese Klage dahin erweitert, daß das Evangelium hinter dem Katechismus zurückgesetzt werde, daß die religiöse Ausbildung mehr auf dem Katechismus als auf dem Evangelium basire, so dürfte sich die evangelische Kirche in gleicher Schuld befinden, als die katholische. Es ist eine nicht hinweg zu leugnende Thatsache, daß auch evangelische Christen in der Mehrzahl die christlichen Wahrheiten anders nicht kennen, als in der Form und Auffassung des Katechismus. Diese Auffassung aber ist keine andere, als sie in den Concilien vergangener Jahrhunderte festgestellt und theilweise wenigstens aus dem katholischen Mittelalter in die protestantische Dogmatik herübergenommen, unserem modernen Denken aber vielfach fremd geworden ist. Ja, dies nicht allein. Dem in den Urkunden selbst Forschenden stellt sich das Christenthum als ein anderes dar, als er es aus seinem Katechismus kennen gelernt hat. Es ist belehrend, wie Rosegger diese Erfahrung an sich selber gemacht hat. Er hat lange den Christus, welchen er in dem Katechismusunterrichte kennen gelernt, für den wahren Christus genommen. Als er aber nach einer schweren Krankheit sich selbst in die heiligen Urkunden vertieft, so findet er des Staunens kein Ende, wie der Christus der Evangelien doch ein so ganz anderer ist, als er bis dahin ihn gekannt hat. Er ruft Weib und Kind an sein Krankenlager und verkündet ihnen den neuen Christus, der in den Evangelien sich ihm offenbart hat. Er hat diesen Christus, wie er seinem Geiste sich dargestellt hat, weiteren Kreisen in seinem neuesten Werk unter dem Titel: „Wie ich mir die Persönlichkeit Jesu denke“ geschildert. Der Aufsatz zeigt uns, wie man doch recht groß von dem Weltheiland denken kann, ohne daß man dabei sich in voller Uebereinstimmung mit seinem Katechismus befindet. Die Kirche verlangt mehr, als sie verlangen darf, wenn sie den Katechismus für bindend erklärt in Glauben und Leben, und nicht die Evangelien. Die Forderung Rosegger's ist durchaus berechtigt, daß wir bei unserem Suchen nach Wahrheit aus den Urkunden selber schöpfen sollen und nicht aus dem Katechismus. Als Anleitung, im Zusammenhang der geschichtlichen Entwickelung nach der Wahrheit zu suchen, können die Katechismen dem Suchenden gute Dienste leisten. Nur dürfen sie ihn am selbstständigen Forschen nicht hindern, und nicht hindern, aus dem Geiste der Zeit heraus die christlichen Wahrheiten zu verstehen. Die Kirche darf ihre Bekenner nicht in die Verlegenheit bringen, entweder das Christenthum mit der alten Weltanschauung anzunehmen oder mit der modernen Weltanschauung das Christenthum zu verleugnen. Es dürfte doch wohl möglich sein, ein moderner Mensch und ein guter Christ zu sein. Rosegger hat dies bewiesen. Sein Bekenntniß eines Weltkindes will nichts anderes sein, als das Bekenntniß eines Menschen, der beides sich nicht nehmen lassen will, modern zu denken, und dabei doch auch christlich zu denken.

Er findet den Weg, die moderne Weltanschauung mit dem Schriftworte in Einklang zu bringen, in der bildlichen Deutung der Schriften Alten und Neuen Testaments. „Wenn die Theologen es buchstäblich meinen, darf ich es mir nicht sinnbildlich auslegen?“ „Engherzig forschen die Gelehrten,“ so schreibt er in seinem „Himmelreich“, „ob es wohl mit rechten Dingen zugegangen sei, wenn bei dem Tode Jesu die Erde bebte und die Sonne sich verfinsterte. Was wollen sie damit? Bebte den Jüngern des Herrn nicht das Herz, betrübte sich ihnen nicht die Seele, als er starb? Und wenn dem Menschen das Herz bebt, so bebt ihm zugleich das Weltall, und wenn sein Gemüth sich verdüstert, da lischt ihm zugleich alles Gestirn des Himmels aus. So geschieht das Wunder, an das er glaubt. Vollzieht sich das Wunder auch nicht für andere, so doch für ihn, und in aller Wahrheit und Wesenheit des Gemüths, denn er fühlt es.“ Diese bildliche Deutung des Schriftwortes hilft Rosegger über manche Schwierigkeiten hinweg, an denen alle die sich stoßen, welche die Schrift nicht anders als buchstäblich nehmen wollen. Und mit seiner bildlichen Deutung der in der Schrift berichteten Vorgänge dürfte er auch wohl in gutem Rechte sein, wenn diese mit den Naturgesetzen und den Gesetzen der Vernunft in Widerspruch stehen. Keiner unter allen Religionen ist die bildliche Ausdrucksweise fremd. Wir dürfen sie geradezu als die Sprache des religiösen Gemüths bezeichnen. Es ist dies psychologisch auch sehr wohl begründet. Nur in Zeiten, in denen das Gemüthsleben das Verstandsleben überwiegt, pflegen Religionen zu entstehen, in Zeiten, in denen der göttliche Gedanke das innere Leben erregt. Dieser inneren Erregung des Gemüthes aber entspricht der bilderreiche Schmuck der Rede weit mehr, als die nüchterne Prosa. Es wäre unnatürlich, wenn dies nicht so wäre. Wenn es aber so ist, dann sind auch die im Recht, welche bildlich fassen, was sich buchstäblich nicht wohl erklären läßt. Die alte Kirche ist darin auch nicht peinlich gewesen, sondern hat der allegorischen Deutung einen großen Spielraum gelassen. Erst die protestantische Kirche hat in dem Streben, überall den einfachen, schlichten Wortsinn wieder herzustellen, ihr allzu enge Grenzen gezogen. Nicht immer mit gutem Grunde und auch nicht immer mit der rechten Consequenz. Läßt sie doch zu, daß das, was von der Zukunft des Herrn und den künftigen Dingen in der Schrift gesagt worden ist, in bildlicher Deutung genommen werde, und legt sie selbst die Bergpredigt des Herrn so aus, daß sie das dort Gesagte nicht buchstäblich nimmt, sondern in ihm nur die Richtlinien findet, die Christus uns für unser Handeln hat geben wollen. Mit welcher Consequenz kann da nun für den übrigen Inhalt der Schrift die bildliche Deutung ausgeschlossen werden!

Das Zugeständniß einer weitergehenden bildlichen Auffassung der Schrift schließt aber auch den Vorzug in sich, daß die, welche es machen, zu einer weitergehenden Toleranz geführt werden. Und diese vor Allem gehört zu dem Glaubensbekenntniß eines Weltkindes, wie es von Rosegger aufgestellt worden ist. Gegenüber früheren Jahrhunderten haben wir in der Duldung Andersdenkender ohne Zweifel Fortschritte gemacht, in den protestantischen Staaten zumal. Ausbrüche eines religiösen Fanatismus, wie wir ihnen in den Ketzergerichten begegnen, gehören der Vergangenheit an. Das Wort Toleranz ist unter den Lebenden zu Ehren gekommen, so sehr, daß wir sogar von einem Toleranz-Antrage des Centrums im Reichstage reden können. Mag dieser Antrag auch noch so sehr eine Deckung sein, hinter welcher man seine eigennützigen Absichten und Pläne verbirgt, er beweist doch, welcher Anerkennung die Toleranz sich in der öffentlichen Meinung erfreut, daß selbst die Partei diesen schönen Namen im Schilde führt, die doch sonst noch keine Neigung zur Toleranz verrathen hat. Aber so sehr wir uns bemühen, vor der Oeffentlichkeit als tolerant zu erscheinen, und nichts mehr fürchten, als für intolerant gehalten zu werden, wie weit sind wir doch noch von jener Toleranz entfernt, die nicht nur tolerirt, wo sie toleriren muß, sondern auch die Denkweise des Anderen respectirt und seiner Intelligenz sowohl als auch seiner moralischen Gesinnung die gebührende Achtung nicht versagt! Welch' ein Widerspruch zur wahren Toleranz liegt darin, daß Rom noch immer die Reformation als einen Abfall von der Wahrheit bezeichnet, daß es noch immer seine alljährlichen Ketzergerichte abhält über die Reformatoren und ihren Anhang, daß es noch immer das Bestehen der pro-

Digitized by Google

testantischen Kirchen nicht als eine historische Thatsache hinnehmen will, sondern ihre Ausrottung als das von Gott gewollte Ziel ansieht! Aber auch in den außerrömischen Kirchengemeinschaften, wie viele Parteien und Richtungen giebt es da wieder, die sich mit aller Gehässigkeit gegenüberstehen und als ihre von Gott gewollte Aufgabe ansehen, das Werk der Anderen zu vernichten und ihren Einfluß zu untergraben! „In Oesterreich-Ungarn allein," sagt Rosegger, „lebt ein halbes Dutzend Arten von Christen. Jede Art sagt, ihr Bekenntniß sei das richtige, jede zeiht die andere mehr oder minder rücksichtslos der Irrlehre, und dem kirchlich durchsättigten Lutheraner ist der Katholik zuwiderer als der Heide oder Atheist." Ob der von Rosegger dem gegenüber gemachte weitherzige Vorschlag, jeden in seinem Kreise und nach seiner Weise auf Grund der Bergpredigt Christ sein zu lassen, zu dem erwünschten Ziele führt, darf mit gutem Grunde bezweifelt werden. Denn auch über die Bergpredigt scheiden sich wieder die Meinungen, ob sie bildlich oder, wie Tolstoi will, buchstäblich zu nehmen sei. Und dann muß doch auch zugegeben werden, daß das Christenthum mehr ist als die Bergpredigt. Seine Beschränkung auf die Bergpredigt würde eine Verkürzung des Christenthums sein. Es läßt sich nicht leugnen, daß das christliche Princip im Laufe der Jahrhunderte seine Fortentwickelung erfahren, die nicht nur eine historische Bedeutung hat. Und die Unterscheidungslehren der Kirchengemeinschaften bezeichnen zugleich die Fortschritte, welche die eine vor der anderen gewonnen hat. Wenn die Kirchengemeinschaften daran festhalten, so haben sie ein volles Recht dazu, es ist sogar ihre Pflicht. Die wahre Toleranz will auch die Gegensätze nicht aufheben, sondern die Menschen nur gewöhnen, trotz der Gegensätze sich zu achten und die gegentheilige Ansicht zu respectiren. Dazu aber müssen die Menschen erzogen werden, und sie dazu erziehen, das sollte jede Kirche als ihre vornehmste Pflicht ansehen. Leider ist dies nicht der Fall. Wie es gegenwärtig steht, muß man sagen, daß die Kirchen weit eher zur Intoleranz als zur Toleranz erziehen. Jede der christlichen Kirchen hat ihre Märtyrer, die um ihrer Ueberzeugung Willen gelitten haben. Und wenn auch die meisten auf Conto der römisch-katholischen kommen, auch in der griechisch-katholischen fehlen sie nicht und unter ihnen befindet sich ein Mann von solcher Tiefe der Religiösität wie Tolstoi. Auch die evangelische Kirche ist noch keineswegs von dem Geiste wahrer Toleranz beseelt, wie sie es gerade sein sollte. Ihr Verhalten gegen Egidy mit seinen nicht immer theologisch klaren, aber doch wohlgemeinten Reformvorschlägen, die Absetzung des Pfarrers Weingart durch das Hannoversche Landesconsistorium und in jüngster Zeit die Hetze, welche gegen Professor Harnack in Synoden und Pastoren-Conferenzen betrieben wird, dies Alles läßt erkennen, welcher Haß auch in unserer evangelischen Kirche noch schlummert, der es ihr ganz unmöglich macht, dem Gegner gerecht zu werden. So lange die Toleranz nicht mehr in unseren christlichen Kirchen betont und geübt wird, als dies gegenwärtig der Fall, ist sie kaum mehr als ein Aushängeschild für eine Waare, die darinnen nicht zu finden ist. Besonders verhängnißvoll für die Kirchen ist in dieser Beziehung das Hineinspielen der Politik in die religiösen Fragen geworden. Der Bund von Kirche und Politik ist von je eine Mesallianz gewesen, die für das kirchliche Leben wenigstens immer nur Unsegen gehabt hat. Die Religion leidet immer, wenn auch das Regiment der Kirche durch die politische Macht eine Stärkung erfährt. Der Staat hat die beste Stütze an der Kirche, wenn er sich in ihre Angelegenheiten nicht einmischt, und die Kirche fährt ebenfalls am besten, wenn sie die Politik von sich fern hält. Das Bedürfniß nach einem religiösen Glauben liegt in der menschlichen Natur, es kann durch äußere Mittel nicht geweckt und nicht gehemmt werden. Die Anwendung äußerer Mittel führt stets zur Intoleranz. Jedermann wird Rosegger Recht geben müssen, wenn er sagt: „Die Gesetzwalter sind auch nicht christlich, wenn sie sagen, zur Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Ordnung müsse das Volk in der Religion erhalten werden. Zum Satan nein! Nicht der gesellschaftlichen Ordnung wegen, nicht des Vortheils einzelner Personen oder Classen oder Staaten wegen muß es Religion geben, sondern darum, weil sie ein Bedürfniß des Herzens ist."

Weil in der menschlichen Natur begründet, ist das Bedürfniß nach Religion auch immer vorhanden. Das Verlangen nach Religion, meint Rosegger, ist mehr vorhanden, als das Verlangen nach einem geordneten Staatswesen, als nach Fortschritten in der Naturwissenschaft und Technik. „Rührend", fährt er fort, „ist die Sehnsucht nach Religion und Cultur, die auch heute wieder erwacht in dem Menschen." In dem modernen Menschen! Man hätte es kaum für möglich gehalten. Die Kirchen rüsten sich eifrig, die Nahenden aufzunehmen. Allein es kommen eben moderne Menschen, mit größerem Weltblick, die neben der Religion noch andere Ideale haben — eine erweiterte Humanität und Duldung, oder ein leidenschaftliches Nationalgefühl, oder die nüchterne Verstandesmenschen sind. Diese werden auch verlangen, daß die Form der Bekennung Gottes, der Cultus ihren Idealen nicht zu sehr widersprechen. Es ist darum eine wohl zu beachtende Forderung, die Rosegger in seinem Bekenntniß eines Weltkindes aufstellt, daß sich die Kirchen den modernen Verhältnissen und dem modernen Menschen anpassen. Die protestantischen Kirchen haben dem modernen Empfinden weit mehr bereits Rechnung getragen als die katholische Kirche, in welcher schon der Gebrauch der lateinischen Sprache beim Gottesdienste, der wenig ausgebildete Gemeindegesang, das geringe Verständniß für die Forderungen der Zeit bekunden. Aber auch die protestantischen Kirchen lassen es darin noch fehlen, daß sie in den Predigten nicht gebührend auf die Zeit und die Menschen unserer Zeit Rücksicht nehmen. Die Beredtsamkeit ist heute nicht mehr eine Kunst, die von der Kirche allein geübt wird, ihr Einfluß wird ebenso wohl in dem gesammten öffentlichen Leben, wie in den kirchlichen Kreisen bemerkt. Sie ist durch den Parlamentarismus in der weiten Oeffentlichkeit zu Ansehen gelangt. Damit ist aber nicht nur ihre Tendenz, auch die Mittel, mit denen sie wirkt, sind andere geworden. Die Tendenz des Redners ist nicht mehr, wie dies bei der früheren Kanzelberedtsamkeit der Fall war, zu rühren und durch Rührung eine Sinnesänderung hervorzurufen, die Tendenz des Redners ist heute vielmehr, von der Wahrheit zu überzeugen und dadurch die bestehenden Irrthümer zu berichtigen. Die Mittel, deren er sich zur Erreichung seines Zieles bedient, sind nicht eine blendende Rhetorik, nicht eine blumenreiche Ausdrucksweise, sondern eine wahrheitsgetreue, den wirklichen Verhältnissen angepaßte Darstellungsform. Nicht darum handelt es sich, den Zuhörer in eine angenehme Sinnentäuschung zu versetzen, sondern ihn in der Erkenntniß der Wahrheit zu fördern. Dem muß die Kirche sich anpassen, wenn sie auf die Gegenwart Einfluß haben will. Die sogenannten Erweckungspredigten sollten als ein überwundener Standpunkt angesehen werden. Sie vermögen nur auf einen kleinen Kreis noch Eindruck zu machen. Auch die blendende Rhetorik hat auf die Mehrzahl der Zuhörer ihre Anziehung verloren. Es giebt noch genug Kanzelredner, die das nicht hinreichend berücksichtigen. Die modern gewordenen Laienpredigten leiden alle mehr oder weniger an diesem Fehler und werden der Kirche und Religion sicher wenig Nutzen bringen. Um auch inhaltlich die Enge früherer Kanzelberedtsamkeit zu überwinden, ist es nöthig, daß der Redner sich nicht nur auf die Worte der Schrift beschränke, sondern auch die Weltliteratur in gebührende Berücksichtigung ziehe. Denn nicht nur bietet die moderne Literatur der Beziehungen auf Religion und Christenthum genug, ihre Gedankengänge liegen dem modernen Menschen auch näher, als die dogmatischen Entwickelungen, für die ihm oft alles Verständniß fehlt.

Digitized by Google

Ebenso wie die Predigt und den Gottesdienst soll man nach Rosegger auch die ganze Sonntagsfeier in modernem Geist umgestalten. Daß die bloße Sonntagsruhe noch kein Segen ist, hat Rosegger mit vielen Anderen erkannt. Wenn die Sonntagsfeier in wilde Sinnenlust ausartet, dann ist die Arbeit der Ruhe vorzuziehen. „Gebt dem Sonntage die Seele wieder", hören wir ihn darum ausrufen. Die Kirchen haben dies bereits gefühlt und haben angefangen, die Zerstreuten zu sammeln, die Jugend in Jünglings- und Jungfrauen-Vereinen, die Männer in Männer-Vereinen. Aber alle ihre Veranstaltungen haben einen zu ausschließlich kirchlichen Charakter und dienen nur der religiösen Bildung. Der moderne Mensch hat auch das Bedürfniß nach einer allgemeinen Bildung, und diese ist ihm auch so nöthig. Nachdem man dem Arbeiterstande neue Rechte eingeräumt, hat man auch die Pflicht, ihn in seiner Bildung so weit zu fördern, daß er von diesen Rechten einen guten Gebrauch machen kann. Zu solcher Weiterbildung sollte vor allen anderen Tagen der Sonntag mit seiner Sonntagsruhe ihm Gelegenheit geben. An die Wohlhabenden sowie an die Gebildeten aller Stände richtet daher Rosegger die Aufforderung, mitzuwirken, daß durch Vorträge und anderweitige Veranstaltungen am Sonntage der Arbeiter neben der religiösen auch in seiner allgemeinen Bildung gefördert werde. Nur setzt dies voraus, daß die Kreise der künstlerisch und wissenschaftlich gebildeten Männer und Frauen sich mit allem Eifer dieser Aufgabe widmen, und daß die jungen Theologen, welche vor Allem zur Mitwirkung an dieser Aufgabe berufen sind, nicht mehr nur eine einseitig theologische Ausbildung empfangen, sondern durch eine neue Prüfungsordnung veranlaßt werden, auch in den Wissenszweigen sich auszubilden, welche bei dieser Thätigkeit besonders in Betracht kommen.

Nach diesen Plänen Rosegger's dürfte sich am ehesten die Zukunftskirche construiren lassen, welche halb Dom und halb Palast die beiden von einander getrennt fließenden Ströme der christlichen und weltlichen Cultur, der Wissenschaft und Religion in sich zu einem Riesenstrome vereinigen soll, aus dem dann schöpfend die kommenden Generationen den Wissensdurst des Geistes wie die Sehnsucht des Herzens in gleicher Weise befriedigen könnten. Möchten der Baumeister immer mehr sich finden, die wie Rosegger an dieser Zukunftskirche bauen.

Die Prinzessin von Preußen in den Jahren 1848 und 1849.

Von Königl. Archivar Dr. G. Schuster (Charlottenburg).

Die Zeit ist noch nicht gekommen, um der ersten deutschen Kaiserin ein würdiges literarisches Denkmal zu setzen. Dazu fehlt es vor Allem noch an historischem Material, das zu erschließen der Zukunft vorbehalten bleibt. Heute steht das Urtheil über die complicirte Persönlichkeit der hohen Frau ausschließlich im Zeichen Bismarck's, das heißt es wird von der Auffassung beeinflußt, die der große Kanzler in seinen „Gedanken und Erinnerungen" niedergelegt hat. Wer tiefer blickt, wird jedoch finden, daß Bismarck's Darstellung in gewisser Beziehung noch der Berichtigung bedarf, und daß die hochstrebende, hochbegabte Fürstin, jemehr dem Forscher die noch heute verborgenen historischen Quellen zugänglich werden, desto entschiedener in der Beurtheilung der Nachwelt gewinnen wird.

Nach dieser Richtung beginnen bereits die kürzlich erschienenen sogenannten „Denkwürdigkeiten" des Ministers Otto von Manteuffel*) zu wirken. Wir haben es in ihnen allerdings nicht mit „Denkwürdigkeiten", also tagebuchartigen Aufzeichnungen des bekannten Staatsmannes zu thun, sondern lediglich mit einer Reihe von Briefen und Actenstücken, die zwar nicht in einwandfreier Bearbeitung mitgetheilt werden, aber doch vielfach neues Licht über eine keineswegs glänzende Periode preußischer Geschichte verbreiten. Für diese Belehrung, für diese Förderung unserer Erkenntniß sind wir dem Herausgeber Heinrich von Poschinger dankbar und nehmen dafür die nicht unerheblichen Flüchtigkeiten und Mängel seiner Arbeit leichteren Herzens mit in den Kauf.

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung sind namentlich die im ersten Bande der „Denkwürdigkeiten" veröffentlichten Briefe der Prinzessin Augusta und eine von ihr verfaßte politische Denkschrift. An der Hand dieser Documente wird es möglich sein, das uns überlieferte Bild von dem persönlichen Wirken und der Haltung Augusta's in den Jahren 1848/49 wesentlich zu vervollständigen.

Die liebreizende, feingebildete Weimaranerin, mit einem Herzen voll warmen, ja leidenschaftlichen Empfindens, aber „es frühzeitig beherrschend durch einen Geist von wunderbarer Schärfe, Kraft und Klarheit — ein Stück von einer Iphigenie", war die Enkelin jenes Karl August, der zuerst von allen deutschen Fürsten seinem kleinen Staate eine Verfassung verliehen hatte. Als begeisterte Schülerin Herder's war sie zudem eine entschiedene Vertreterin des Humanitätsgedankens. So war sie gleichsam mit freieren Anschauungen über das Verhältniß von Fürst und Volk, als man sonst an den deutschen Fürstenhöfen gewohnt war, nach Berlin gekommen. Der Umgang mit einer Reihe hervorragender Geister, dem berühmten Historiker Friedrich von Raumer, den Brüdern Humboldt, dem geistvollen Archäologen Böth, mit Boyen, Gneisenau, den Helden der großen Befreiungskriegszeit, bot ihrem lebhaften Naturell nicht nur erwünschte vielseitige Anregung, sondern trug auch das Seinige dazu bei, ihre Jugendideale, ihre freiere politische Auffassung immer von Neuem zu beleben und zu kräftigen.

Besonders aber wirkte das vertraute Verhältniß, das sich zwischen ihr und Alexander von Humboldt bildete, nach dieser Richtung bestimmend auf sie. Der große, politisch freidenkende Naturforscher, dem die Hofluft ein nothwendiges Lebensrequisit war und der sich dort nicht selten aufdringlich bemerkbar machte, hat ihr in politischen Dingen häufig als intimer Rathgeber zur Seite gestanden. Die Prinzessin selbst bezeichnet ihn in ihrem Briefwechsel als ihren „physikalischen Hofcaplan", als ihren „getreuesten Urmenschen" ꝛc.

Als die politischen Anschauungen des liberalen Freundeskreises zum ersten Male in dem vereinigten Landtage von 1847, besonders durch Georg von Vincke, öffentlichen Ausdruck fanden, zeigte sich Augusta mit der Lage der Dinge durchaus vertraut, und mit eindringendem Verständniß wußte sie die inneren und äußeren Beweggründe zu umfassen und zu ermessen, die dem tiefen Verlangen nach einer geordneten Mitwirkung der Staatsbürger an der Gesetzgebung zu Grunde lagen. So kam es, daß sie bei der liberalen Partei im Lande sich bald großer Popularität erfreute, ein Umstand, der dem König Ernst August von Hannover Veranlassung gab, sie gelegentlich die „kleine Jakobinerin" zu nennen.

So widerwärtig und verabscheuungswürdig der gereiften Frau auch Alles erscheinen mußte, was an Revolution erinnerte, ihrem historisch geschulten Blick entging doch keineswegs die der deutschen Bewegung anhaftende nationale Tendenz. „Der Gedanke an Deutschlands Einheit, Freiheit und Herrlichkeit erfüllte die ganze Seele Augusta's mit glühender Leidenschaft." Aber hiermit fand sie nur bei Wenigen verständnißvolles Entgegenkommen. Der kühlen, besonnenen Denkungsart ihres Gemahls erschien diese Gesinnung zuweilen sogar

*) Bei E. Mittler & Sohn, Berlin.

Digitized by Google

gefährlich, obwohl Beide in der Beurtheilung der durch das heillose Schwanken der Regierung unhaltbar gewordenen politischen Lage einig waren.

Die schlimme Krisis, die über das alte Preußen hereinbrechen sollte, sah Augusta mit prophetischem Blicke voraus. Aber ihrer Besorgnisse achtete Niemand, ja, man lächelte wohl überlegen und mitleidig über die Kassandra. Und doch durfte die charaktervolle Frau nach Goethe's Ausspruch „mitreden, denn sie hatte etwas gelernt".

So trafen die Pariser Februarereignisse, der Sturz des Bürgerkönigs, die Berliner Märzrevolution die Prinzessin nicht unvorbereitet. Sie gehörte zu den wenigen Persönlichkeiten, die in den furchtbaren Tagen nicht völlig den Kopf verloren. Als das Menschengewühl auf den Straßen Berlins in den Nachmittagsstunden des 18. März immer dichter und beängstigender wurde, theilte sie ihrem Sohne und dessen anwesendem Lehrer Schellbach in freudiger Erregung mit, der König habe eine Deputation empfangen und eine Verfassung versprochen; Alles werde noch gut werden. Bald darauf eilte sie in's Schloß, wo Deputation auf Deputationen kamen und gingen. Auch als am 19. März wegen des Abmarsches der Truppen berathen wurde, der ohne Frage auf eine mißverstandene oder unklare und dann von Bodelschwingh in unbedachtem, verhängnißvollem Eifer verbreitete Aeußerung des Königs zurückzuführen ist, war sie zugegen. In der Mittagsstunde waren die Truppen bis auf zwei im Schlosse als Besatzung zurückgebliebene Bataillone nicht nur von den Straßen und Plätzen zurückgezogen, sondern hatten auch die Hauptstadt bereits verlassen. Tiefe Niedergeschlagenheit befiel alle Gemüther. Es fehlte der große Mann, der tapfer zugriff, energisch und mit Umsicht handelte, wo alle Welt, zuerst der körperlich und geistig erschöpfte König, verzagte. Da faßte sich endlich der junge Flügeladjutant, Rittmeister Edwin v. Manteuffel, ein Herz und rieth dem gebeugten Könige, unter dem Schutze der beiden Bataillone aus Berlin zu ziehen. Der Augenblick sei günstig, der Weg „Unter den Linden" zum Brandenburger Thor sei frei, die überraschten Volksmassen ohne einheitliche Leitung, die Regimenter noch in der nächsten Nähe und bereit, auf den ersten Alarmruf zum Schutze des gefährdeten Hofes herbeizueilen. In der That trafen der König und seine Umgebung Anstalten, dem Angesichts der nicht ungefährlichen Lage vielleicht sehr zweckmäßigen Rathe zu folgen. Da aber herrschte die Prinzessin den kühnen Sprecher ungnädig an: „Manteuffel, Sie sind ein exaltirter junger Mensch. Wie können Sie sich herausnehmen, über Dinge zu sprechen, die nur Staatsmänner zu beurtheilen im Stande sind!" Wirkte schon die leidenschaftliche Sprache der Prinzessin lähmend auf die wenigen Entschlossenen ein, so verhinderten dann die bald darauf vor und im Schlosse sich abspielenden wüsten Scenen die Ausführung des Planes.

Die weitere Entwicklung der Dinge machte, wie bekannt, die schleunige Entfernung des Prinzen von Preußen aus Berlin nothwendig.

Von der Pfaueninsel, wo sie mit ihrem Gemahl vor seiner Flucht nach England noch einmal zusammengetroffen war, begab sich Augusta zu ihren Kindern nach Potsdam. Prinz Karl, der durch ihre Anwesenheit der ganzen Familie Sicherheit für bedroht hielt, verlangte, daß sie in der Nacht zum 23. die Stadt verlasse. Solche Zumuthung wies die tapfere Frau energisch zurück, und die Generale von Prittwitz, von Hirschfeld und von Unruh bestärkten sie in ihrer Weigerung. In diesen trüben Tagen legte sie Trauer an und, ihr Unglück mit dem der Herzogin von Orleans vergleichend, schrieb sie klagend: „Je suis une veuve avec deux orphelins."

Der Aufenthalt des Gemahls in dem von ihr geschätzten England, sein Verkehr mit dem Prinz-Gemahl, mit Bunsen u. A. war Augusta durchaus erwünscht. Aus Bismarck's Memoiren wissen wir, daß damals bei der allgemeinen Muth- und Rathlosigkeit in der Umgebung des Königs, bei dem unberechenbaren Zickzackcurse seiner Politik, der Unpopularität des Prinzen von Preußen die liberale Partei mit Vincke an der Spitze auf den abenteuerlichen Gedanken einer Abdankung des Königs, eines Verzichtes des Prinzen auf sein Erbrecht kam und den Plan erwog, eine Regentschaft der Prinzessin für ihren minderjährigen Sohn herzustellen. Zwar kam die gefährliche Idee, die übrigens in den nächsten Jahren noch öfter auftauchte, Angesichts der entschlossenen Haltung Bismarck's nicht zur Reife, aber der ganze Vorgang zeigt doch deutlich, wie groß das Vertrauen und die Werthschätzung waren, die man Augusta in jenen Kreisen entgegen brachte. Hierzu kam, daß auch einsichtige Patrioten, wie Max Duncker und Stockmar, Augusta's Persönlichkeit begeistert huldigten. Dieser erklärte: „Die Prinzessin begreift wohl von Allen das Außerordentliche und Eigenthümliche unserer Zeit am besten." Jener setzte in ihr ein reifes Verständniß für die deutsche Sache und die Zukunft ihres Hauses voraus und suchte in diesem Sinne als Mitglied der Nationalversammlung auf sie einzuwirken.

Man wird nicht fehl gehen, wenn man behauptet, daß der stolze Geist der hochstrebenden Frau durch alle diese Vorgänge, durch das ungewöhnliche Maß des ihr zuströmenden Vertrauens sich außerordentlich gehoben fühlte, daß das Gefühl des eigenen Werthes sich unwillkürlich vergrößerte und der Wunsch immer reger ward, Gedanken und Worte in die That umzusetzen. Gleichzeitig aber kann man auch wahrnehmen, daß die „verschiedenartigen Prätensionen und Rathschläge", die in diesen Tagen unaufhörlich auf sie einstürmten und über die sie sich auch zu Vertretern der Gegenpartei, namentlich zu Bismarck und Leopold von Gerlach, „herzzerreißend" äußerte, sie arg mitnahmen. Einen tiefen Einblick in ihre damalige Stimmung gewährt ein an ihren alten Lehrer Hand aus Babelsberg (10. Juni 1848) gerichtetes Schreiben. „Die neue Zeit", so lesen wir hier, „hat mich nicht unvorbereitet gefunden und bis jetzt auch nicht des Muthes und der Kraft beraubt, aber tief erschüttert hat mich ihr gewaltsames Auftreten da, wo eine weise Vermittlung möglich gewesen wäre, und so nun schwere Opfer gebracht werden mußten.

Hoffen wir das deutsche Vaterland geläutert aus dieser Zeit hervorgehen zu sehen, und deutschen Sinn bewährt zu finden, von einer Zunge zur anderen; denn nur durch Wahrheit, Eintracht und Gesetzlichkeit gedeiht das Wohl der Völker."

Im Vordergrunde des öffentlichen Interesses stand damals, neben dem Schicksale der Elbherzogthümer, das preußische Verfassungswerk und die Frage der Reichsverfassung. Am 18. Mai trat die deutsche Nationalversammlung in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. zusammen, am 22. hielt die preußische Nationalversammlung in Berlin ihre erste Sitzung. Anstatt mit dem Könige auf Grund der bekannten, am 21. März erlassenen Proclamation Hand in Hand zu gehen, verwarf die Berliner Versammlung in unfruchtbarer Opposition den ihr von der Regierung vorgelegten Verfassungs-Entwurf und die zur Wiederherstellung der Ordnung beabsichtigten Maßregeln.

Ein Umschlag in der Stimmung des Volksgeistes, der bis dahin seinen eigenen Weg gegangen, erfolgte erst nach den Frankfurter Septembermorden, denen zwei preußische Abgeordnete, Auerswald und Lichnowski, zum Opfer gefallen waren. Das Gespenst einer Herrschaft des communistischen Terrorismus schien drohend am politischen Horizonte heraufzuziehen. Mit den monarchisch gesinnten Elementen verband sich jetzt gesinnungstüchtig die angsterfüllte Bourgeoisie zu entschiedenem Widerstand gegen das herrschende demokratische Treiben. Sieg über den Radicalismus, Wiederherstellung der Ordnung! ward die Loosung der Nation und der sich

Digitized by Google

nunmehr zu energischem Handeln aufraffenden Regierungen. In Berlin, wo ein liberales Ministerium auf das andere gefolgt war — Arnim-Boitzenburg, Camphausen, Hansemann, v. Pfuel — berief der König am 8. November 1848 das Ministerium der „rettenden That", bestehend aus dem Grafen Brandenburg als Ministerpräsidenten, dem Freiherrn Otto von Manteuffel als Minister des Innern, dem Kriegsminister von Strotha, dem Cultusminister von Ladenberg und dem Handelsminister v. d. Heydt. Das Ministerium begann seine Wirksamkeit damit, daß es die Nationalversammlung nach der Stadt Brandenburg verlegte. Trotzdem setzte die Versammlung ihre Sitzungen in Berlin fort. In Folge dessen ward am 10. November der Belagerungszustand über Berlin verhängt und die Sitzungen der Nationalversammlung geschlossen. Diese beantwortete das Vorgehen der Regierung mit dem Beschluß der Steuerverweigerung (13. November).

Alle diese Vorgänge verfolgte Augusta mit gespannter Aufmerksamkeit und griff ohne Zaudern da persönlich ein, wo es nach ihrer Meinung dringend geboten schien. Sie hat dann auch häufig die Genugthuung gehabt, daß die Ereignisse ihr Recht gaben. Schon die Thatsache, daß sie ihren Wohnsitz zum Unterschiede von der königlichen Familie nach Berlin zurückverlegte, deutet darauf hin, daß sie nicht gewillt war, der Entwickelung der Dinge müßig zuzuschauen. Am 15. September 1848 machte sie Leopold von Gerlach in „einer sehr heftigen, aber gutgesetzten und eigentlich nichts als Wahrheiten enthaltenden" Rede auf die Fehler der Regierung aufmerksam. Die Berufung Pfuel's in's Ministerium, dessen haltlose Schwäche sie richtig erkannt, suchte sie, freilich vergeblich, zu verhindern. Als dann das Ministerium Brandenburg auf dem Plan erschien, sandte die Prinzessin am 24. November 1848 folgenden, von einer hochinteressanten Denkschrift begleiteten Brief an Manteuffel, der vom November 1844 bis Ende März 1848 als vortragender Rath eine Vertrauensstellung bei ihrem Gemahl bekleidet hatte:

„Der Prinz autorisirt mich zu einem Schritt, den ich sonst nicht gewagt haben würde, so sehr Sie auch gewohnt sind, mich offen und vertrauensvoll mit Ihnen die Interessen unseres Vaterlandes besprechen zu sehen, dessen Schicksal mir als Frau und Mutter so nahe liegt. Der jetzige Augenblick ist zu wichtig, zu entscheidend, und ich habe das Urtheil einer zu großen Anzahl Personen der verschiedensten Richtung vernommen, als daß ich es mir nicht hätte zur Aufgabe machen müssen, meine eigene Ansicht der Klarheit wegen zu Papier zu bringen.

Der Prinz hat sie geprüft und gebilligt, er ermächtigt mich, sie Ihnen mitzutheilen, und ich lege sie Ihnen an's Herz, nicht weil es meine Ansicht ist, sondern weil in solch' einer Zeit ein Jeder das Bedürfniß fühlt, sein Scherflein mit beizutragen für das Wohl des Ganzen!

Indem ich meinen Aufsatz Ihrer Nachsicht empfehle, spreche ich Ihnen meine vollste Anerkennung aus für die Aufopferung, mit der Sie sich dem Dienste des Vaterlandes gewidmet haben. Möge Gott uns helfen!

Prinzessin von Preußen."

Die hier erwähnte Denkschrift hat nachstehenden Wortlaut:

„Nachdem viele günstige Momente unbenutzt vorübergegangen sind, und das Ministerium Pfuel sowohl durch den Zeitverlust vor seinem Zustandekommen als durch seine Fehler und endlich durch seinen schmählichen Fall der Krone und dem Staate großen Schaden zugefügt hat; nachdem endlich nach neuem Zeitverlust ein unvollständiges Ministerium zusammengetreten ist, in welches die öffentliche Meinung, gleichviel, ob mit Recht oder Unrecht, Mißtrauen setzt, weil es in ihm das Gespenst der Reaction verkörpert wähnt; nachdem die Krone durch ihre früheren concessionen gegen eine anmaßende Versammlung gezwungen worden ist, nun entscheidende Schritte zu thun, erfolgte bei dem Eintritt des Ministeriums Brandenburg die Verlegung resp. Vertagung dieser Versammlung, das Einrücken einer ansehnlichen Truppenmasse in Berlin, die Erklärung des Belagerungszustandes und die Entwaffnung der Bürgerwehr. Nach diesen Maßregeln fragt es sich nun I., wie ist die Lage der Dinge beschaffen, und II., was ist zu thun?

I.

Die Krone hat von ihrem formellen Recht Gebrauch gemacht, eine von ihr nicht ausschließlich an einem Orte, sondern im Allgemeinen zur Vereinbarung der Verfassung berufene Versammlung zum Schutze ihrer eigenen Würde und Freiheit nach einem anderen Orte zu verlegen, was eine Vertagung zur Folge haben mußte. Daß dieses Recht vom juristischen Standpunkte in Frage gestellt, ja durch die öffentliche Meinung bekämpft wird, zeigt die Unklarheit der Auffassung und das dringende Erforderniß einer künftigen Feststellung desselben auf dem Verfassungswege. Indem aus der Parität beider Gewalten, der Krone und der constituirenden Versammlung, die erstere nur auf die Befugniß der paciscenten beschränkt wird, räumt man factisch der Versammlung eine größere Macht ein, denn die Krone soll sich nur auf legalem Boden bewegen, während man jener doch alle Mittel zur Erreichung ihrer vertragswidrigen Zwecke gestattet. Diese unklare Auffassung hat aber leider die verderblichsten Folgen, indem der Kern der Nation, auf welchen die Monarchie sich stützen muß, der Stand der Besitzenden, der höheren Gewerbetreibenden, der Beamten u. s. w. dem Zweifel preisgegeben ist, und somit der zersetzende Stoff der revolution in die Sphäre dringt, welche bisher noch am gesundesten war. Dazu kommt eine allgemeine Verstimmung in Folge des Druckes der Zeit und ein persönliches Mißtrauen gegen den Monarchen. Zeigt sich die conservative Seite unter so ungünstiger Gestalt, so kann man vollends nicht ohne banges Vorgefühl auf die Seite der Bewegung blicken. Dort überbieten sich die Anstrengungen zum Umsturz des Bestehenden, und die rohe Masse gestaltet sich immer mehr als Miliz der Demokratie, welche die Republik will.

Durch ihre Verheißungen regiert die Krone bereits nach constitutionellen Formen, noch bevor die Verfassung zu Stande gekommen ist; sie hat noch keinen Staatsmann zu ihrer Verfügung, wie ihn der Ernst des Augenblicks erfordern würde, und sie befindet sich außerdem in der Lage, sich der deutschen central-Gewalt nicht unterordnen zu wollen, aber doch ihrer moralischen Unterstützung zu bedürfen. — Möge sie den noch bevorstehenden Moment, wo Preußen an die Spitze Deutschlands berufen werden wird, nicht wiederum versäumen!

II.

Was unter diesen Umständen zu thun ist, läßt sich, vom Standpunkte des 20. November aus betrachtet, folgendermaßen bezeichnen:

Da einmal der Weg der Vereinbarung eingeschlagen, die Krone von vornherein nicht gegen die Uebergriffe der Versammlung geschützt und der Augenblick der höchsten Ungesetzlichkeit (Steuerverweigerung) nicht zur Auflösung benutzt worden ist, muß die Krone jetzt noch alle Mittel aufbieten, die ihr zu Gebote stehen, um sich auf dem Rechtsboden zu halten und ihre Gegner auf den des Unrechts zu drängen. Sie darf erst dann in den Bruch willigen, wenn er factisch nicht mehr zu vermeiden ist.

Am 27. November tritt die Versammlung in Brandenburg zusammen; da sind zwei Fälle annehmbar, entweder sie ist beschlußfähig oder nicht.

1. Ist sie nicht beschlußfähig, so müssen zur Ergänzung der fehlenden Mitglieder die Stellvertreter einberufen werden. Dadurch wird noch etwas Zeit gewonnen, und dies bietet jetzt in Bezug auf die Entscheidung, die in Frankfurt bevorsteht, entschiedenen Vortheil dar. Denn während Preußen durch legale Schritte den inneren Frieden wenigstens scheinbar bewahrt, wird der Anschluß Deutschlands an Preußen, den die central-Gewalt ihrer Selbsterhaltung wegen wünschen muß, natürlicher und leichter zu bewirken seyn, als wenn Preußen in einem ungewissen Kampfe gegen sein eigenes Volk begriffen wäre, ein Anschluß, um so wünschenswerther, da er vielleicht die Regierung Preußens eines letzten Gewaltschrittes überhebt. Welche Aufgabe für Preußen, sich und ganz Deutschland für Jahrhunderte zu retten, d. h. in einen Zustand zu erheben, der Dauer hoffen läßt!

2. Kommen die Stellvertreter nicht oder in ungenügender Anzahl, und ist es erwiesen, daß allgemeine Neuwahlen zu einer zweiten vereinbarenden Versammlung außer der verlängerten Spannung im Lande ein ebenso ungünstiges Resultat liefern würden, dann muß die Krone es den einzelnen Kreisen anheimstellen, ob sie für die ausgefallenen Mitglieder andere wählen wollen oder nicht, und dazu eine kurze Frist bestimmen. Findet auch diese Ergänzung nicht statt, so kann die Krone dem ihr treu gebliebenen Theil der Versammlung, als commission vereinigt, zur letzten Prüfung den bereits in den Ausschüssen bearbeiteten Verfassungs-Entwurf — (in welchem die Krone nur die unentbehrlichsten Modificationen zu machen hat) — vorlegen, dann auf umfassende und überzeugende Weise dem Lande erklären, daß, da die Vereinbarung verhindert worden sey, sie sich von der eingegangenen Verpflichtung enthoben sähe und, auf die sanction jener commission sich stützend, die vorgeschlagene Verfassung vollziehen müsse. — Ist die Brandenburger Versammlung beschlußfähig, so kann man bei der Frechheit der Linken wohl erwarten, daß sie dort vertreten seyn wird. Da muß die Krone (und möge sie sich nur dafür mit einem geeigneten Organ versehen) von vornherein verkünden, daß keine Berathung stattfinden könne, bevor die ungesetzlichen Berliner Beschlüsse nicht etwa zurückgenommen (denn dies würde eine Art Giltigkeit voraussetzen), sondern

Digitized by Google

für unrechtmäßig, mithin für null und nichtig erklärt würden. In wie weit man sich dabei des wichtigen Frankfurter Beschlusses gegen die Steuerverweigerung bedienen kann, muß einer gediegenen politischen Begutachtung der Sachkenner vorbehalten bleiben, jedenfalls scheint dies ein günstiges Hülfsmittel, das, mit Vorsicht gebraucht, namentlich auf den westlichen Theil der Monarchie Einfluß haben würde. Tritt die Majorität der Krone bei, dann hat diese gesiegt, und die Linke fügt sich entweder oder scheidet aus. Bleibt hingegen die Krone in der Minorität, wozu allerdings Gefahr vorhanden ist, wegen der Unpopularität des Ministeriums (weßhalb es so nöthig wäre, es vorläufig mildernd zu complettiren), dann muß sich die Krone in der freien Wahl ihrer Organe für befugt und entschlossen erklären, die Veränderung derselben erst dann vorzunehmen, wenn die Streitfrage der Verletzung dadurch erledigt sey, daß die Aufhebung des Belagerungszustandes und die Rückkehr nach Berlin durch ihre provisorischen Beschlüsse gegen die Mißbräuche der Presse, sowie des Associations-Rechtes und gegen tumultuarische Auftritte möglich gemacht werde. — Gelingt dies, so muß ein neues Ministerium ganz fertig in Bereitschaft gehalten werden, um, sobald die Versammlung dem Verlangen der Krone genügt haben wird, auch Seitens der Krone Bereitwilligkeit für die Wünsche des Landes zu zeigen; gelingt es nicht, so muß wiederum ein neues oder mindestens stark modificirtes Ministerium bereit seyn, um dann den äußersten und gefahrvollsten Schritt zu thun, der ohne diese Modification gewiß scheitern würde, nämlich zur Auflösung der Versammlung und zur Verleihung der Verfassung vorbehaltlich ihrer späteren Revision durch die von derselben verheißene National-Vertretung in zwei Kammern.

Nicht dringend genug kann dieser Schritt als der äußerste und gefährlichste bezeichnet werden, denn der Vergleich mit den tragischen Resultaten ähnlicher Staatsstreiche in den Annalen der Geschichte liegt zu nah, und der Zustand ganz Deutschlands ist zu beängstigend, als daß man nicht, abgesehen von den auswärtigen Rivalen deutscher Macht und Einheit, die innere Zerrüttung, den Sturz der Monarchie und Dynastie zu befürchten hätte, als mögliches resultat des Bürgerkrieges, den selbst die trefflichste Armee nicht bezwingen wird, eben als solchen, d. h. als Bürgerkrieg, weil die Gesinnung, ohne welche sich keine Macht handhaben läßt, auf die Länge nicht durch die Gewalt der Waffen erobert und vertheidigt werden kann.

Möge Gott Diejenigen erleuchten, denen das Schicksal Preußens in diesem verhängnißvollen Augenblicke anvertraut worden ist, und neben der würdigen Festigkeit und consequenz auch die politische Anschauung des Ganzen verleihen, durch welche sich der wahre Staatsmann in den Stunden der Gefahr als Retter des Vaterlandes bewährt."

Diese Denkschrift beleuchtet klar, scharf, erschöpfend die damalige politische Situation in Preußen und Deutschland. Von den verschiedenen Möglichkeiten, die die staatskluge und patriotische Verfasserin hier scharfsinnig erörtert, trat gerade die ein, die sie als die „äußerste" und „gefährlichste" bezeichnet hatte. Am 5. December sprach nämlich der König, nachdem sich in Brandenburg (am 27. November) nur ein Theil der Abgeordneten eingefunden hatte, die Auflösung der preußischen Nationalversammlung aus und erließ dann aus eigener Machtvollkommenheit eine ziemlich freisinnige (die „oktroyirte") Verfassung.

Inzwischen schwanden die Aussichten auf ein Zustandekommen der Einigung Deutschlands unter preußischer Führung immer mehr, eine Wahrnehmung, die Augusta tief betrübte. Am 6. März 1849 schrieb sie resignirt an einen Freund:

„Ich danke Ihnen bestens für Ihren Brief, dessen Inhalt mit meiner eigenen Ansicht übereinstimmend ist. Umstände allein können helfen; denn Erfahrung und Einsicht scheinen ihre Kunst in unseren Tagen versagen zu wollen, was nicht ohne Betrübniß wahrgenommen werden kann. Seit Ihrer Abreise hat sich nichts gebessert, im Gegentheil verschlimmert; hier durch den Rücktritt des Grafen Bülow; in Frankfurt durch die zunehmende Zersplitterung in Folge der Austro-Bairischen Intriguen, welche die Hilfe der Linken nicht verschmähen. Der Particularismus verschließt sein Auge gegen die drohende Gefahr der Märzzeit, und das Medium tenuere beati scheint den Parteien völlig unbekannt. Wäre nicht mein Hoffen auf Gott gerichtet, glaubte ich nicht an die welthistorische Aufgabe Deutschlands, das sich trotz aller Thorheiten doch um den einzigen, festen Mittelpunkt schaaren muß, wüßte ich nicht, daß die Hilfe oft da am Nächsten, wo die Gefahr am Größten ist, — ich könnte wahrlich verzagen, aber das will ich nicht, und darum blicke ich getrost in die Zukunft und bleibe der guten Sache getreu.

Von Ihrem Standpunkt aus können Sie noch viel Gutes stiften und die Wahrheit sagen da, wo es Noth thut, sie zu kennen; aber es wäre jetzt an der Zeit zu handeln, die des Hörens ist bereits um, und ich fürchte wieder ein „„zu spät"".

Ueber die Kammern läßt sich noch nichts sagen, die Erste scheint sehr gemäßigt, die Zweite aus zu heterogenen Elementen zusammengestellt, als daß sich eine feste Majorität bilden könnte; daher droht zunächst von da innere, und von den Proletariern äußere Gefahr. Die Frankfurter sind über die hiesige parlamentarische Unkunde und Rohheit erstaunt, und doch galt die Paulskirche nicht als Vorbild. —

Gewitterschwüle lastet auf Europa, und brächte das drohende Gewölk nur den Regen, er könnte den Boden befruchten, aber ich fürchte den Sturm und achte auf seine Vorzeichen, so lange es mir vergönnt ist, Andere zu warnen." —

Bekannt ist, daß die meisten deutschen Regierungen, namentlich die Mittelkönigreiche, die den Verlust ihrer Souveränität befürchteten, sich der in der Paulskirche berathenen Reichsverfassung widersetzten. Hierzu kam, daß Oesterreich, dessen Ausschluß vorgesehen war, nicht nur erklärte, es werde sich nicht aus dem Deutschen Bunde hinausdrängen lassen, sondern auch mit seinem ganzen außerdeutschen Gebiet in das deutsche Reich aufgenommen zu werden verlangte. So geschah es, daß die Nationalversammlung am 27. März 1849 nach zehnmonatlicher Arbeit eine Reichsverfassung unterzeichnete, die der König von Preußen nicht nur gegen seine eigene Neigung, sondern auch gegen den Willen Oesterreichs und der deutschen Mittelstaaten hätte durchsetzen müssen. Nachdem endlich die Erblichkeit der Kaiserwürde, die erste Bedingung eines preußisch-deutschen Kaiserthums, durchgesetzt war, wurde am 28. März Friedrich Wilhelm zum deutschen Kaiser erwählt. Am 30. März brach die Kaiserdeputation unter Eduard Simson's Führung nach Berlin auf. Damals war es, daß die Prinzessin Augusta jenen inhaltsreichen Brief an Manteuffel sandte, in welchem sie sehr bestimmt zur Kaiserfrage Stellung nahm. Es heißt in ihm:

„Wenn Sie nicht so beschäftigt wären, würde ich Sie gerne in diesen Tagen gesprochen haben, da es aber jedenfalls morgen nicht möglich ist und die Zeit drängt, erlaube ich mir im vollsten Vertrauen einige schriftliche Worte.

Der Entschluß, der in diesen wichtigen Tagen gefaßt werden muß, betrifft nicht allein die Gegenwart, er betrifft auch die Zukunft unseres Sohnes, und da ist es doch wohl Pflicht, sich über die Lage der Dinge zu verständigen. Ich schwärme nicht für die Paulskirche, ich will nicht Preußens Würde und das Recht der Fürsten verletzt sehen, aber ich will ebenso wenig neuen Zündstoff in das unglückliche Deutschland geworfen wissen, ich will nicht Preußens angestammte Stellung an der Spitze Deutschlands zu Gunsten seiner Rivalen verscherzt sehen. Die Verhältnisse sind mir genau bekannt; ich beklage die überaus schwierige Lage des Ministeriums zwischen individuellen Aufregungen und der Last einer Verantwortlichkeit, welche die Kammern noch erhöhen. Aber um so schwieriger die Aufgaben, desto dringender die Verpflichtung, fest und beharrlich dem Ziele entgegen zu schreiten. Aus den Händen der Deputation kann die Krone Deutschlands nicht angenommen werden, aber die Antwort darf keine negative sein, sie muß versöhnlich und befriedigend auf die Befugniß der Fürsten hinweisen, ohne deßhalb das Parlament zu verletzen, in welchem neben einer großen Zahl unwürdiger Subjecte treue Preußen und viele gut gesonnene Männer aus allen Ländern Deutschlands für die gute Sache mit wahrer Aufopferung gekämpft haben. Welch' eine Demüthigung für diese, welch' eine Kränkung der so wichtigen öffentlichen Meinung, wenn Preußens Antwort unglücklich gefaßt würde, und welche unberechenbaren Folgen! —

Wir haben seit zwei Monaten täglich Berichte aus Frankfurt erhalten, daher kann ich beurtheilen, mit welchen Anstrengungen dies Resultat erkauft wurde, und wie unfreundlich sich Oesterreich benommen hat. Alles kommt darauf an, daß die Antwort mit den Mitgliedern der Rechten besprochen werde, die jetzt die Monarchie hier unterstützen, wie früher in Frankfurt: zugleich muß aber mit allem Nachdruck der engere Verband mit den 28 Fürsten befestigt werden. Ich weiß sehr wohl, was die Gesandten der beiden kaiserlichen Höfe in Bewegung setzen, um den König zu einer negativen Antwort zu bewegen oder vielmehr, um ihn darin zu bestärken, ... ich weiß aber auch, daß die preußische Politik kühn sein muß, wenn sie dem großen Vorbild der Vergangenheit entsprechen und sich eine ruhmwürdige Zukunft schaffen will. Ich bitte Sie inständigst, sich in dieser hochwichtigen Angelegenheit wieder in Ihrem vollen Patriotismus zu zeigen, und zu dem großen Verdienst, das Sie sich bereits für das Vaterland erworben haben, ein neues zu fügen, nämlich dahin zu wirken, daß die Antwort befriedigend wirke.

Ich kann Ihnen nicht leugnen, daß die Wahl des Grafen Arnim*) (Heinrichsdorf) der größte Mißgriff war, den das Ministerium begehen konnte; es hat sich seine ohnehin schwierige Lage dadurch bedeutend erschwert, und es kommen mir fortwährend von außerhalb Nachrichten zu, die mein eigenes Mißtrauen gegen die Richtung dieses sehr beschränkten und keineswegs charakterfesten Diplomaten bestärken. — Es wäre sehr zu wünschen, daß er beseitigt würde, wenn dies aber nicht geschieht, so

*) War bereits (21. März — 20. Juni 1848) Mitglied des Ministeriums Arnim-Boitzenburg und Camphausen gewesen.

Digitized by Google

müssen wenigstens seine collegen so tactlose Schritte, wie die unglückliche Note vom 10. März, verhindern."

Hiernach — und das ist sehr bemerkenswerth — befand sich also Augusta hinsichtlich der Kaiserfrage im vollen Einklange mit ihrem Gemahl, der darüber am 16. März u. A. zum Freiherrn von Stillfried geäußert hatte: ... „Ich ersuche Sie, die Personen, welchen Ranges und Standes sie sein mögen, die sich für Annahme der Verfassung aussprechen, zu fragen, ob sie dieselbe Paragraph für Paragraph gelesen haben, und wenn dies geschehen, ob sie die Paragraphen genau geprüft haben und sich davon überzeugt halten, daß die Stellung, die man dem sogenannten Kaiser gegeben hat, eine solche ist, die Macht und Kraft verleihet, um dem gesammten Deutschland zum Heile zu gereichen? Eine solche Prüfung wird ergeben, daß alle Macht dem Parlamente gegeben ist und das Oberhaupt nur zum Schein bestehet, dessen man sich bei Gelegenheit entledigen kann, um zur Republik zu gelangen ... In wenig Tagen wird der König sprechen, und die, welche hören, sehen und verstehen wollen, werden Ihn preisen für den Weg, den Er gehet."

Die Note, von der die Prinzessin in ihrem Briefe spricht, ist eine Circulardepesche der Regierung (Arnim!), die den Unwillen zahlreicher Patrioten erregt hatte, zumal sie dem Verdachte Raum gegeben, daß es „Oesterreich wiederum gelungen sei, Preußen zu umgarnen".

Am 3. April ward die Kaiserdeputation vom Könige in Berlin empfangen. Die Kaiserkrone „von Volkes Gnaden" wurde von ihm — im Sinne seiner Schwägerin — zwar nicht direct abgelehnt, aber die ganze Frage doch so behandelt, daß daraus nur eine Ablehnung zu entnehmen war. Noch am Abend desselben Tages luden die Prinzlichen Herrschaften die Frankfurter Deputation zu einer Soiree ein. Ueber den Empfang liegt ein Bericht Karl Biedermann's vor, aus dem zu entnehmen ist, wie Augusta allein den Mittelpunkt des Interesses für die Abgeordneten bildete. Begeistert schreibt der Frankfurter Deputirte: „Die Prinzessin, eine Frau, bei welcher Geist und Gemüth um den Vorrang streiten, vielleicht der klarste politische Kopf und das wärmste patriotische Herz am Hofe zu Berlin, bat, beschwor uns fast, mit tiefer Bewegung in ihrer Stimmung und in ihren Mienen, an dem glücklichen Ausgange unserer Sendung nicht zu verzweifeln, das Werk der Verständigung nicht vorschnell abzubrechen. Es werde, es müsse Alles noch gut werden; das Ziel sei ja ein so herrliches, ein so nothwendiges."

Es brach nun die Zeit an, da Augusta „den meisten Einfluß ausübte". Anfang Mai 1849 mußte Arnim — ohne Frage auf Betreiben der Prinzessin — aus dem Ministerium scheiden. „Von Jahr zu Jahr", so äußert sich der jüngste ihrer Biographen, der verdienstvolle Hermann von Petersdorff, „gewann sie mehr Boden bei ihrem Gemahl und sonst. Sie wirkte förmlich parteibildend. Ihr ceterum censeo war der Anschluß an England, Abschüttelung des russischen und Anfangs auch des österreichischen Einflusses. Die Radowitzische Unionspolitik unterstützte sie lebhaft. Ihr Vertrauensmann Schleinitz, der 1848 sehr bald hatte zurücktreten müssen, übernahm im Juli 1849 wiederum das Auswärtige, freilich um nach einem Jahre zu fühlen, daß er eine völlige Null im Ministerium war, und selbst die Wahl auf Radowitz zu lenken. Als dieser nun wirklich ernannt wurde, hatte Augusta die Zuversicht, daß es zum Handeln kommen würde und sprach Humboldt ihre Freude darüber aus, denn ‚das Maaß der Demüthigungen sei voll'."

Daß übrigens die „schwarz-roth-goldene" Haltung Augusta's in den Kreisen der Camarilla vielfach Anstoß erregte und sie dort mißliebig machte, wird kaum überraschen. Aber auch der König, von dieser beeinflußt, sah es schließlich ungern, daß die Prinzessin zu einer Zeit (September 1849), da die Wogen des parlamentarischen Kampfes wieder hochgingen, Persönlichkeiten empfing, die „einen üblen preußischen Weg" wandelten. Ueber diese Dinge verbreiten sich zwei höchst charakteristische vertrauliche Briefe. Am 5. October 1849 schreibt Augusta aus Weimar an Manteuffel:

„Ich bin es mir bewußt, Sie in der Zeit, wo Ihre amtliche Thätigkeit alle Ihre Kräfte in Anspruch nimmt, wenig mit Bitten belästigt zu haben, um so mehr aber bin ich bei einem ganz exceptionellen Fall berechtigt, von Ihnen Auskunft zu verlangen, und zwar eine schleunige, da ich vor meiner Rückkehr diese Sache in's Reine bringen will. Ihre frühere Stellung bei dem Prinzen dürfte Sie verpflichten, mir Ihren Beistand zu gewähren, ebenso gut, wie Ihr jetziges Amt Ihnen dazu die geeigneten Mittel verleiht und ich mich auf Ihre Discretion verlassen kann. Lesen Sie einliegenden Brief des Königs, den ich mir übrigens sofort zurück erbitte. Sie werden ermessen, wie sehr es mich verletzt, da ich mich wahrscheinlich durch Gerlach'sche Intriguen Klatschereien preisgegeben sehe, deren Tragweite Sie zu beurtheilen haben, da ich mich an Sie wandte, um mich hinsichtlich des Empfanges der Deputirten sicherzustellen. Ich habe allerdings eine Anzahl dieser Herren sehen wollen, erstens weil die jetzigen Kammern von sehr guter Gesinnung sind; zweitens weil wir stets dergleichen Einladungen gemacht haben, und ich bei der Abwesenheit des Prinzen sonst keine andere Gelegenheit gehabt haben würde, sie kennen zu lernen; drittens weil es meine Pflicht war, meinen Sohn, solange er sich im elterlichen Hause befand, in Berührung mit einigen Vertretern des Landes zu bringen. Seit 8 Tagen weile ich bei meinen Verwandten und bin durch Familienangelegenheiten so in Anspruch genommen, daß es mir nicht gelungen ist, den Kammerdebatten zu folgen. Ich ahne daher nicht, wer diese sogenannte „üble unpreußische Fraction" bildet; es will mir aber nach dieser Königl. Fassung dünken, daß wir den Weg, den unseligen Weg des Vereinigten Landtags einschlagen sollen, d. h. daß Verdächtigungen und persönliche Zurücksetzungen Verstimmung in den Kreis der wahrlich gut gesonnenen Landesvertreter zu bringen berufen sind, ja daß eine geheime Controlle geführt wird, welche die Mitglieder der Königl. Familie belauscht. Da nun die Geheime Polizei zu Ihrem Ressort gehört, dürfte es Ihnen nicht schwer fallen, zu erfahren, welche Berichte der Camarilla gemacht worden sind, da ich durchaus nicht gesonnen bin, ein Opfer derselben zu werden, und die Prinzessin von Preußen doch wohl ein Recht hat, zu verlangen, daß man anders mit ihr verfährt. Unter allen Personen ist mir nur eine erinnerlich, gegen deren Annahme Sie stimmten. Das ist der Graf Dyhrn; von diesem hatte ich aber vernommen, daß er seine Opposition aufgegeben habe; ferner hatte er sich als alter Bekannter gemeldet, und ich durfte ihn nicht zurücksetzen, endlich aber habe ich ihn nur eingeladen an dem Abende, wo er von dem Feste beim Könige kam, mithin selbst dort gesehen worden war. Ich verlange Auskunft und Genugthuung, denn ich kann und darf nicht der Spielball geheimer Intriguen sein und will klar sehen in dieser sehr unklaren Geschichte.

Prinzessin von Preußen."

Manteuffel verwahrte sich gegen die hier erhobenen Vorwürfe so erfolgreich, daß die Prinzessin ihm bald darauf versöhnt antwortete:

„Ich schreibe diese Zeilen in meinem Bette, da ich einiger Rückfälle meiner Krankheit wegen sehr leidend bin und nicht vor Morgen meine Rückkehr nach dem Babelsberg antreten kann. Wenn es Ihnen Ihre Zeit gestattet, und ich nicht meines Befindens wegen absagen lassen muß, wäre es mir lieb, Ihren Besuch heute um 7 Uhr Abends erwarten zu können. — Ich ziehe eine mündliche Beantwortung Ihres Briefes einer schriftlichen vor, weil ich sehe, daß Sie mich nicht verstanden haben. Es ist mir nicht im Entferntesten eingefallen, Ihnen einen Vorwurf machen oder Sie in dieser unangenehmen Sache betheiligen zu wollen, ich nehme nur Ihre Hülfe in Anspruch, um auf den Grund jener widerwärtigen Klatschereien zu kommen, die mir schon lange das Leben verbittern und deren Urheber nur in der nächsten Umgebung des Königs zu suchen ist. Ich habe traurige Merkmale daran wahrgenommen und bin deßhalb durch die betreffende Stelle im mitgetheilten Briefe um so tiefer verletzt worden. Daß keine amtliche aber dennoch eine organisirte Kontrolle stattfindet, kann ich leider nicht bezweifeln. Sie haben wohlgethan, keinen Schritt zu wagen, bevor wir nicht über die Sache gesprochen; Sie haben ferner zu meiner großen Befriedigung mein volles Vertrauen in meinem Briefe erkannt und mir Ihren Beistand zugesagt. Ich werde also mündlich alles Nähere berühren und spreche Ihnen für jetzt nur die Gesinnung wahrer, dankbarer Anerkennung aus, die ich Ihnen unwandelbar widme.

Prinzessin von Preußen."

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Die deutsche Frauenlyrik der Gegenwart.

Von Hans Benzmann (Berlin).

Immer sind überschwängliche Leidenschaft und persönliche Empfindung, Phantasie und Reflection die Quellen der Poesie des Weibes gewesen. Die Frau empfindet nur sich, nur ihr Glück, nur ihren persönlichen Schmerz, sie vermag daher das Glück, die Liebe, das Leid des Mädchens und des Weibes kaum in künstlerischer Weise darzustellen. Es ist eine interessante Thatsache, daß das typische Empfinden des Mädchens und des Weibes in Liedern von Männern seinen natürlichsten und reinsten Ausdruck gefunden hat. Alle Dichtung, von Frauenhand geschrieben, auch die Prosa, ist lyrischer, d. h. subjectiver Art, aber die Lyrik der Frau ist nicht rein lyrischer Art, sie ist nicht die des einfachen Liedes, sie ist vielmehr je nach dem Temperamente und dem Maaße der Begabung leidenschaftlich bewegte Empfindungs- und Phantasiedichtung persönlichster Art oder sinnvolle, ruhige Reflectionspoesie.

Ziel der weiblichen Kunst ist Offenbarung eines Innenlebens, nicht künstlerische Wirkung an sich. Die Lyrik der Frau zeigt daher selten Stilempfinden. Selbst geniale Frauen besitzen nicht die instinctive Sicherheit des künstlerischen Genies in der Formgebung. Es ist so charakteristisch für die modernen Vertreterinnen der Frauenlyrik, daß sie sich weniger um Formstreitigkeiten, um ästhetische Probleme, als um sociale und politische, ethische und philosophische kümmern.

Trotz des persönlichen Inhaltes muthet uns auch aus materiellen Gründen die Frauenlyrik selten originell an. Die Weltanschauung der Frau ist selten selbstständig, universal und über persönliche Erfahrungen und Enttäuschungen sich erhebend. Sie wurzelt nicht in sich, in der Individualität und ihrem Verhältniß zur Welt und Natur, sie ist vielmehr abhängig von den kleineren Ideen der Zeit und vom — Manne. Das liegt begründet in der Natur der Sache. Der Skepticismus der Frau ist nicht der des Weisen, der lächelnd Alles dem Tode zueilen sieht, sondern der leidenschaftlich resignirende des Weibes, das des Weibes Ziel nicht fand: das Glück, — oder der ebenso leidenschaftlich resignirende des besonderen Weibes, das die Befreiung vom Manne nicht finden konnte. Der Pantheismus der Frau ist niemals von der apollinischen Art des Goethe'schen.

Die moderne Frauenlyrik, obwohl reicher, vielseitiger und entwickelungskräftiger als alle frühere, zeigt im Grunde dasselbe Wesen wie alle bisherige Frauenlyrik. Das Neue an ihr ist eigentlich nur, daß die socialen, ethischen und psychologischen, namentlich auch sexuellen Probleme der Gegenwart in ihr als neue Motive erscheinen, ebenso wie im modernen Frauenroman. Sie ist Persönlichkeitskunst, subjectiv im höchsten Grade, darum oft recht weit von echter Kunst entfernt, und vielfach Tendenz- und Kampflyrik. In stilistischer Beziehung bietet sie kaum Neues. Man kann zwei, auch drei Gruppen deutlich unterscheiden. Die ältere Generation pflegt mehr das ruhige Reflectionsgedicht, in rein formeller Beziehung zeigen ihre Vertreterinnen oft mehr Kunstgefühl als die der jüngeren Generation, denen es vor Allem darauf ankommt, ein originelles Innenleben zu offenbaren und lyrisch Meinungen zu äußern. Dagegen haben sich einige jüngste hochbegabte Dichterinnen wiederum von allem Tendenziösen und allzu Persönlichen frei gemacht, und die Kunst dieser Jüngsten, welchen dieser Aufsatz besonders gewidmet sei, ist darum wieder lyrischer geworden.

Unter den älteren Dichterinnen zeichnet sich Frida Schanz ganz besonders durch ein feines, künstlerisches Empfinden aus. Sie überragt in dieser Beziehung ganz entschieden die jüngere Generation. Ihre Verse sind immer melodisch und von feiner, plastischer Wirkung. Frauenhafte Milde entströmt beruhigend und wohlthuend dieser edlen Kunst, deren schönste Blüthen das Sinngedicht und Spruchweisheit sind. Eine durch starke innere Kämpfe geläuterte Persönlichkeit spricht zu uns vom Frieden des häuslichen Herdes. Frida Schanz zeigt außerdem viel Begabung für volksthümliche Darstellung. Frischer und lebhafter empfindet Ilse Frapan; doch ist ihre Poesie im Ganzen farblos, epigonenhaft nüchtern und in der Form incorrect. Nur dann und wann trifft sie echte Töne, so namentlich in der grausigen Ballade „Das versunkene Schiff". Tiefe und Eigenart der Empfindung und künstlerischen Auffassung verräth Carmen Sylva. Ihre Poesie zeigt viel Charakter. Auch sie trifft bisweilen den Volkston. Zu erwähnen wären auch Angelica v. Hörmann und L. Rafael. Was diese Dichterinnen schreiben, ist Alles schön und Manches tief empfunden; aber wie viele Tausend Gedichte derselben Qualität mag es geben! — Bedeutender ist die unlängst verstorbene Ada Christen. Sie war eine starke Individualität. Sie ist die sociale Dichterin der älteren Generation. Eigene und fremde Noth schildert sie in schlichten ergreifenden Versen. In eigenthümlicher Verbindung offenbart sich in ihren Dichtungen Realismus und Romantik. Von Bettlern, Vagabunden, Juden, Zigeunern und Kunstreitern erzählt sie uns. Das Ergreifendste, was sie geschrieben hat, ist das Seelengemälde, die Versnovelle: „Vier Treppen hoch" — eine Tragödie des Alltags in lyrischen Gedichten, ähnlich wie Avenarius' Dichtung „Lebe!" Ein feines, fast möchte ich sagen modernes Kunstgefühl offenbart sich in ihrer Technik, in der Einfachheit und Präcision der Sprache, in der leicht hingeworfenen und suggestiv wirkenden Darstellung. So erscheinen ihre Gedichte wie Tagebuchblätter voll feinen lyrischen Stimmungen. Ebenso ragt Isolde Kurz unter den älteren Dichterinnen hervor und zwar durch die Kraft und Größe ihrer Phantasie und durch einen persönlichen Stil. Ihre starke energische Natur bildete sich an dem Schönheitsempfinden der Hellenen. So kommt es, daß ihre Verse uns oft anmuthen wie Marmorfiguren, durch welche leidenschaftliche Momente dargestellt sind. Ihre Sonette (vgl. den Cyclus „Asphodill") erinnern in der Symbolik der Worte und der gährenden, aber zurückgehaltenen Leidenschaftlichkeit an die Liebessonette Dante's und seiner Freunde. Aber auch Gedichte voll weicher deutscher Sentimentalität und voll drolligem Humor hat sie geschrieben. — Durch kaum eine andere Dichterin der Gegenwart offenbart sich die subjective, dämonische Natur des Weibes so unmittelbar, so schrankenlos wie durch Alberta v. Puttkamer. Trotzdem diese Dichterin jeder modernen Anschauung, namentlich auch der Lehre Nietzsche's, ablehnend gegenübersteht und conservativchristliche Ideen verficht, ist sie in ihrem Fühlen eine Jüngerin Nietzsche's, eine Renaissancenatur mit überschwänglichem Selbstbewußtsein; aber ebenso auch eine gänzlich unharmonische und darum unkünstlerische Natur. Sie neigt, wie alle Phantasiedichter, zur großen symbolischen episch-lyrischen Dichtung. Gern stellt sie in großzügigen Charakterbildern die Kraftnaturen der Sage und Geschichte dar. Cäsar, Brutus, Kleopatra, Nero, Siegfried und Gudrun sind ihre Menschen. Sie liebt alles Unbändige und Räthselhafte, die tiefen Wälder und endlosen Haiden, die Gärten, die strahlend in der Siedehitze der Sonne, in der Pracht der tausend Blüthen daliegen. Ihre Natur- und Liebesgedichte sind voll orgiastischer, pantheistischer Stimmung. Nur wo sie direct gedanklich wirken will, da hört jede künstlerische Wirkung auf. In ihrem Balladenbuch: „Aus Vergangenheiten" bietet sie reife Kunst, aber keine echten Balladen. Den knappen Volkston vermag sie nicht zu treffen.

Die bedeutendste Persönlichkeit unter den Jüngeren ist meines Erachtens die Oesterreicherin Marie Eugenie delle Grazie. Ihr Epos „Robespierre" ist wohl die bedeutendste moderne Dichtung dieser Art. In Symbolen stellt es eine Weltanschauung dar. Es ist darum von lyrischen

Digitized by Google

Partieen, Reflectionen und Stimmungen stark durchsetzt. Die großen Charaktere der französischen Revolution, wenngleich der Geschichte getreu nachgezeichnet, sind hier zugleich zu Symbolen des Menschlichen in seiner Größe, sowie der socialen und philosophischen Ideen der Neuzeit geworden. Ihre Grundanschauungen hat die Dichterin der Darwin-Haeckel'schen Philosophie entnommen. Das Schicksal Robespierre's und seiner Genossen ist ein großes Symbol für die Wahrheit, daß der Mensch, selbst das Genie, der Natur und der Entwickelung der Weltgeschichte machtlos gegenübersteht. Immer wieder wird die Dichterin von den großen Charakteren der Weltgeschichte angezogen. Sie sind ihr die Träger großer Ideen, während sie von Alberta von Puttkamer als Symbole für starke Empfindungen verwendet werden. Andererseits offenbaren auch viele Gedichte der M. delle Grazie ein leidenschaftliches Seelenleben. Das eigentliche Stimmungsgedicht gelingt ihr aber ebensowenig wie das Lied. — Ricarda Huch's Gedichte sind feine, sinnvolle Reflectionen, spiegelnd die Illusionen des Lebens. Der Wurzelboden dieser Weltanschauung ist die romantische Ironie. An einem Abgrunde kämpft der Mensch mit seinem Schicksale. Ueber Daseinsräthsel und Todesschrecken tanzt die Phantasie. Wer die Kraft nicht mehr hat, dem Leben zu widerstehen, der mag sich selbst in den Abgrund hinunterstürzen. Diese Ideen und Reflectionen kehren in den Gedichten der Ricarda Huch's oft wieder. Dazwischen findet man zierliche, zarte Liebesgedichte und Heimathstimmungen. . . . . Innerhalb der subjectiven Versdichtung der modernen Frauen repräsentiren die Dichtungen der Grazie und Huch die vornehme, tendenzlose Persönlichkeitskunst.

Zu ihnen gehört eigentlich noch Maria Janitschek. Aber hier wiegen Unkünstlerisches, Unharmonisches und unselbstständige, von verschiedensten Einflüssen beherrschte Anschauungen schon sehr vor. Schopenhauer und Nietzsche, Buddha und die moderne Theosophie, sogar der Spiritismus haben diese Dichterin beeinflußt; aber, da es ihr an innerer, selbstständiger Kraft fehlt, vermag sie diese verschiedenen Einflüsse nicht zu einer einheitlichen, entwickelungsfähigen Weltanschauung zu verarbeiten. Ihre Gedichte zeigen dasselbe zerfließende, unharmonische und oft unkünstlerische Wesen wie die der Alberta v. Puttkamer. Wie anderen pathetischen Dichtern, fehlt es auch ihr an feinerem künstlerischen Gefühl dafür, daß präcise Kürze und formelle Geschlossenheit immer poetischer und eindringlicher wirken als langathmige Dithyrambenpoesie. Ebenso zerfließen ihre Landschaftsstimmungen in abstracter oder überconcreter Undeutlichkeit. Viel bedeutender als Künstlerin ist Anna Croissant-Rust, deren feineres realistisches Empfinden sie schon als die Beträchtlichere und Ursprünglichere von Beiden erscheinen läßt. Leider versucht sie in ihren „Gedichten in Prosa" zu experimentiren, wohl von den Irrlehren des Naturalismus dazu angeregt. Die consequente naturalistische impressionistische Darstellungsmethode, welche eine Stimmung in ganz einfachen oder prägnanten Worten ohne Berücksichtigung einer Form, eines Rhythmus und dergleichen wiederzugeben sucht, ist im Allgemeinen gerade für ihre Zwecke ganz untauglich. Nicht die Worte, sondern erst die Form überträgt die Stimmung in ihrer Ganzheit, und hierauf kommt es an: auf den ungestörten Genuß der ganzen Stimmung. Unruhige, prosaische Diction und eine noch so feine Wortmalerei im Einzelnen vermögen niemals die Stimmung voll zu übertragen. Im Einzelnen jedoch ist die Wortmalerei der Croissant-Rust sehr originell. Die Dichterin besitzt ein bewunderungswürdiges Sprachgefühl, vermöge dessen sie bisweilen Ausdrücke findet, die Stimmungsnüancen vollkommen wiedergeben.

Die Gedichte der Hermine von Preuschen sind echt weiblicher Art, sie sind nur der Ausdruck einer impulsiven Empfindung, als Kunstwerke aber im höchsten Grade unvollkommen. Es ist eine merkwürdige, abstracte Unruhe in diesen Versen. Die Dichterin möchte gern mehr geben, als sie kann: eine originelle Natur ist eben Frau v. Preuschen gar nicht, höchstens eine excentrische. So kommt Etwas in die Gedichte hinein, das sie zum Theil manierirt, zum Theil geschmacklos erscheinen läßt. Dieses Urtheil trifft nicht das Buch „Noch einmal Mors Imperator", in dem ergreifende Töne des Schmerzes laut geworden sind. Freilich, ein grelles Lachen der Verzweiflung übertönt auch hier oft die schweren Seufzer echten Schmerzes. Eine ähnliche impulsive Natur äußert sich in den Gedichten der Thekla Lingen, welche neuerdings mehr Lob gefunden haben, als sie verdienen. Allein Th. Lingen ist doch mehr echtes Weib und mehr echte Künstlerin als H. v. Preuschen. Die Qualen des Weibes, dem die eheliche Liebe zur trägen Gewohnheit wurde, das sich hinaussehnt aus den engen Mauern des Hauses, um sich auszuleben, — das sich einem geliebten Manne nicht hingeben möchte und doch hingeben muß, das nach Sinnenrausch die Seelenliebe sucht, alle diese Empfindungen eines leidenschaftlichen Frauenherzens haben in diesen Gedichten einen subjectiven Ausdruck gefunden.

Die sinnliche Natur der Weibesliebe hat sich in den Gedichten der Th. Lingen, wie auch in denen einiger der vorher besprochenen Dichterinnen in einer allzu persönlich, allzu bewußt, oft geradezu tendenziös wirkenden Weise geoffenbart. Darum erscheinen uns diese Gedichte kaum als der typische Ausdruck des weiblichen Empfindens. Andererseits wirken sie in ihrer unnaiven Form meist unkünstlerisch, unlyrisch. Nicht fern steht diese Subjectivität, die in ihrem übersensitiven Wesen schon an sich krankhafte, ungesunde Züge zeigt, der Perversität. So sind die Gedichte der Marie Madeleine, die eine vorübergehende Erscheinung sein werden, meines Erachtens aus einer perversen Ueberspanntheit der Phantasie hervorgegangen. Freilich spricht aus diesen Gedichten auch eine wirkliche Dichterin, eine Künstlerseele, die als solche das Recht hat, auch ihre wollüstigen Träumereien zu offenbaren. Welche Tragik der Begierden, die in der Phantasie sich ausleben müssen! Welch ein Kampf der Mänaden und Grazien!

Gesunderes Empfinden dagegen zeigen ein paar andere, ebenfalls schnell bekannt gewordene Dichterinnen, deren Kunst daher auch eher als ein typischer Ausdruck weiblicher Empfindung und als echte Lyrik erscheint, wie die der zuletzt Besprochenen. Die bedeutendste dieser Dichterinnen ist wohl Clara Müller-Colberg. Ihre Verse zeigen ein typisches und zugleich individuelles Gepräge. Sie wirken wie reine Lyrik, und doch haftet ihnen der Zauber persönlichsten Empfindens an. Sie sind von einem instinctiv sicheren Kunstgefühl gestaltet. Dazu ist Clara Müller Heimathdichterin! Ueberall bildet die Natur ihrer Heimath, die Ostseeküstenlandschaft, Meer und Dünen, der weiße Strand mit seiner spärlichen Vegetation oder die flache neblige Winteröde des Nordens in ihren Gedichten den stimmungsvollen Hintergrund. Bedeutend sind auch ein paar sociale Gedichte der Cl. Müller, nämlich die, in denen concrete Vorgänge plastisch und lebendig geschildert werden.

Ein fruchtbareres, aber durchaus nicht tieferes Talent ist Anna Ritter. Es liegt nicht an der Dichterin, sondern an dem laxen poetischen Empfinden des deutschen Publicums, das sich auch gern in künstlerischen Dingen Geschmack und Urtheil suggeriren läßt, daß diese Dichterin eine Berühmtheit genießt, wie kaum ein Liliencron oder Gustav Falke, in deren Gedichtbüchern sich doch ein herrliches Gedicht an das andere reiht, eines immer frischer oder inniger wirkt als das andere. Anna Ritter's Kunst ist im Allgemeinen ebenfalls recht frisch, gesund, einfach und innig; aber man findet doch zwischen diesen Gedichten ganze Reihen von solchen, die die allergewöhnlichsten Motive variiren und recht seicht wirken. Ganz und gar nicht gleicht die Poesie der Anna Ritter der deutschen Volkspoesie, wenngleich dann und wann eine Wendung an das Volkslied erinnert. Diese Poesie scheint ein Privilegium

Digitized by Google

des Genies zu sein, das bei feinstem Empfinden doch naiv zu empfinden vermag. Auch Marie Stona's Gedichte machen auf mich nicht den Eindruck, den sie auf Andere gemacht haben. Hier findet man direct Dilettantenhaftes neben poetisch und echt Empfundenem. Marie Stona erscheint neben Clara Müller und Anna Ritter direct unbedeutend. Ihre Kunst ist weder tief noch reich. Charakteristisch ist für sie in den besten Stücken eine einfache, zarte Darstellung der Empfindung und Leidenschaft.

Ich möchte nun zum Schluß etwas ausführlicher noch eine Reihe von Erstlingswerken von zum Theil hochbegabten jüngsten Vertreterinnen der Frauenlyrik besprechen.

Helene Voigt-Diederichs' Gedichte „Unterstrom" (Verlag Eugen Diederichs, Leipzig) zunächst wirken mehr durch ihre äußere Ausstattung als durch ihren poetischen Gehalt. Helene Voigt hat bisher zwei Bände Novellen „Schleswig-Holsteiner Landleute" (Verlag von Georg H. Meyer, Berlin) und „Abendroth" (Verlag Diederichs) herausgegeben, welche sich auszeichnen durch feine, der Wirklichkeit entsprechende, realistische Schilderungen der Schleswig-Holstein'schen Natur und des bäuerlichen Lebens in diesen Provinzen. Helene Voigt's Gedichte sind im Tone etwas abstract, schwer flüssig und zu reflectiv. Nur dann und wann wird die Stimmung durch feine realistische Landschaftsschilderungen belebt und vertieft. Die Ausstattung wäre, wenn sie nicht etwas zu überladen wirkte, musterhaft zu nennen. Der zarte, graublaue Druck wird von leicht stilisirten zierlichen Blattranken umrahmt, so daß jede Druckseite ein für das Auge ungemein gefälliges, harmonisches Bild darbietet. Als Schlußstücke und ausfüllende Vignetten, ebenfalls in der Farbe des Druckes und in der Stimmung dem Inhalte des Buches angepaßt, kommen noch hinzu Landschaftsbilder, die voll tiefer poetischer Stimmung sind. Auf dem Titelblatt findet man die Notiz: „Der Buchschmuck von J. V. Cissarz lehnt sich landschaftlich an Schleswig-Holstein, die Heimath der Dichterin."

Maidy Koch offenbart sich in ihrer Sammlung „Dämmerung" (E. Pierson, Dresden) als ein echtes lyrisches Talent. Ihre Gedichte verrathen ein zartes Naturgefühl und ein ebenso ursprüngliches und sicheres Kunstempfinden. Dabei sind diese Landschaftsstimmungen nicht bloße Bilder, sondern seelische Offenbarungen, in welche die gleichgestimmten Accorde der Natur harmonisch hineinklingen. Gerade in dieser innigen Verbindung von Natur und Gefühl, von Anschaulichkeit und Innerlichkeit zeigt sich das echte Talent. Maidy Koch hat jüngst auch zwei Dramen herausgegeben, von denen das ältere „Magdalene von Sydow" (Verlag Rágoszy, Freiburg i. Br.) in der lockeren Handlung und unsicheren und unplastischen Charakterzeichnung noch ganz den Anfänger, das jüngere „Ein Todtentanz" (derselbe Verlag) in der äußerst spannenden Handlung und in der scharfen Zuspitzung des Conflictes, der den Kampf zweier Weltanschauungen symbolisirt, ein starkes dramatisches Können verräth.

Aus den „Gedichten" der Anna Klie (Verlag Georg Weigand, Leipzig) spricht die weibliche Empfindung ganz unmittelbar, ganz einfach zu uns. Diese Dichterin hat von allen lebenden deutschen Dichterinnen den Volkston in seiner ganzen Einfachheit und Innigkeit am besten getroffen. Das ist das größte Lob, das man einem Dichter aussprechen kann.

Jeanne Bertha Semmig („Gedichte", Verlag von Georg H. Meyer, Berlin) dagegen ist eine Dichterin von geringer Ursprünglichkeit. Sie zeigt mehr Begabung für die Ballade großen Stiles, als für das lyrische Empfindungsgedicht. Man merkt es jedem Gedichte an, wie sehr die Dichterin mit ihrem spröden Talent und mit ihrem schweren Temperament zu kämpfen hat. Es fehlt ihr nicht an gedanklicher Tiefe; aber die Reflection ist die Feindin der Lyrik. Eine Dumpfheit spricht noch aus diesem Buche, die Eigenartiges und Großes gestalten möchte, aber noch nicht zur Klarheit sich durchzuringen vermag. Das soeben erschienene Werk „Enzio, Ein Ghibellinensang" (derselbe Verlag) zeigt entschieden Fortschritte, es bleibt aber eine Talentprobe, weil es der Dichterin nicht gelungen ist, den uns an sich fremd gewordenen Stoff durch eine kräftige, originelle, packende Darstellung zu beleben. Wir lesen diese schönen Verse ohne menschliches und künstlerisches Interesse. Jedenfalls aber hat sich die Dichterin zur Kunst durchgerungen. Das Werk ist immerhin eine beachtenswerthe Leistung, die von echtem Talent und reinem künstlerischem Streben zeugt.

Auch in den „Gedichten" der Dora Stieler (Verlag Adolf Bonz, Stuttgart) findet man noch recht Unbedeutendes und Nichtssagendes neben vollwerthigen Talentproben. Für Dora Stieler ist charakteristisch eine gewisse Geschmeidigkeit des Empfindens. Die zartesten Stimmungen stehen neben ungemein frisch empfundenen Augenblickslyrismen, auf ausgelassene Fröhlichkeit folgt schwerer Ernst. Charakteristisch für Dora Stieler ist ferner ein knapper, echt künstlerischer Stil und eine originelle Bildlichkeit. Ja, man merkt es manchen Gedichten an, daß sie wegen eines Bildes gemacht worden sind. So wechselt mit stark innerlich Empfundenem auch recht äußerlich Empfundenes. Ein Talent jedenfalls, von dem viel Schönes zu erhoffen ist.

Ein starkes Talent und eine originelle Persönlichkeit offenbart sich in den Gedichten „Mein Land" von Margarethe Susman. Es sind erlebte Gedichte, aus welchen eine Weltanschauung von einer Tiefe und Größe spricht, wie sonst selten aus den lyrischen Dichtungen von Frauen. Freilich ist es ein ähnlicher Pessimismus wie der Leopardi's, der die Grundstimmung dieses Buches bildet; aber den, der selbst den Dingen auf den Grund geschaut hat, wird diese dichterische Verkündigung der absoluten Wahrheit auf's Neue erschüttern, und ihn wird die Ergriffenheit, mit der die Weltanschauung vom Tode hier vorgetragen wird, wahrhaft erheben. Bewunderungswürdig ist auch die originelle tiefe Symbolik und die beseelte, echt dichterische Sprache des Buches. Ich will mir diesen Eindruck nicht durch die späteren, am Schlusse wiedergegebenen Gedichte, die eine Umkehr zu einer optimistischen Lebensauffassung wiederspiegeln, verwischen lassen. Hier kann ich und will ich der Dichterin nicht glauben . . .

Einen ebenso starken Eindruck, wenn auch anderer Art, haben auf mich die jüngst erschienenen „Gedichte" von Agnes Miegel (Verlag Cotta) gemacht. In diesem Buche herrscht eine wirklich hinreißende Ursprünglichkeit der Empfindung, eine Sprache von bezaubernder Schönheit und von packender Kraft. In den Versen dieser jungen Dichterin, die alle ihre Genossinnen an Talent zu übertreffen scheint, hat sich die süße Empfindungsweichheit, das Naturgefühl der deutschen Romantiker mit der Kraft und Ideentiefe des Renaissancekünstlers zu einer poetischen Offenbarung verbunden. Ich vermag diese Poesie nicht anders zu charakterisiren. In ihrer Intensität erinnert sie bald an den Dänen Jacobsen, bald an Storm. Agnes Miegel beherrscht in gleicher Weise das stimmungstiefe Naturgedicht wie die wuchtige, knappe Ballade. In ihren Balladen zeigt sie als Einzige unter ihren Genossinnen ein tiefes künstlerisches Gefühl für volksthümliche Wirkung, für Prägnanz und Präcision des Ausdrucks. Balladen wie „Regina", „Herzog Samo", „Heninng Schindekopf", „Griseldis" und besonders die herrliche tiefe Phantasie „Santa Cäcilia" stelle ich neben Liliencron's beste Schöpfungen dieser Art. Dieser dichterische Typus erscheint in Agnes Miegel viel reiner als etwa in der stets unfertigen, unharmonisch wirkenden Alberta von Puttkamer. Eine Dichterin, von der Großes zu hoffen ist.

Zu erwähnen sind noch Th. Resa und L. von Strauß und Torney. Erstere neigt zur leidenschaftlichen, durch ihre Innerlichkeit oft sehr wirkungsvollen Reflectionslyrik, die andere Dichterin hat recht frisch empfundene Lieder und durch

Digitized by Google

kräftige Sprache und Ideentiefe sich auszeichnende balladenartige lyrisch-epische Gedichte verfaßt.

Schließlich sind noch die sogenannten Volksdichterinnen zu erwähnen, deren Poesien aber meist Nichts weiter als Lesefrüchte sind. Das typische Beispiel für diese Art Poesie ist die sentimentale Lyrik der Johanna Ambrosius, die an wirklichem Können an keine der von mir genannten Dichterinnen heranreicht. Viel begabter ist Frieda Jung, (ebenfalls Ostpreußin). Diese besitzt wirklich Begabung für das einfache, innige Empfindungsgedicht (Gedichte bei Gräfe und Unzer, Königsberg in Pr.). Ein urwüchsiges Talent ist auch die pommersche Dichterin Alwine Wuthenow, die in ihren plattdeutschen „Blomen ut Annmarick Schulten ehren Goren" (Verlag Julius Abel, Greifswald) bisweilen an die Innigkeit und den Humor Fritz Reuter's erinnert. Ueber die noch hier und dort aufgetauchten „Talente" ist wenig zu sagen und das Wenigste über die letzthin bekannt gewordene Kellnerin Grete Baldauf. Diese ist noch mehr Dilettantin als all' die Anderen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Maslan's Frau.

Von Marie v. Ebner-Eschenbach.

(Fortsetzung.)

„Statt Ende April, wie bestimmt war," fuhr Vanka fort, „ist der Herr Graf schon Anfangs März zurückgekommen. Die ganze Beamtenschaft und Dienerschaft war im Hof versammelt, um ihn zu erwarten; auch Frau Evi war da. Als der Wagen vor dem Schloßthor hielt, stürzten ihm die Lakaien entgegen, um den Schlag zu öffnen, und Maslan sprang mit einem Satz vom Kutschbock herunter und eilte auf Evi zu. Sprechen konnte er nicht, aber die Augen funkelten ihm, — ach Gott, was für ein schöner Mensch war er! Und sie, stehen geblieben und ihn erwartet und ihn angesehen, so freudig, so selig, so stolz und so bescheiden, Hochwürden — wie eine Braut. Jedem ist's aufgefallen, — wie eine Braut."

Vanka rieb sich die Nase mit dem Zeigefinger, den ein breiter goldener Siegelring schmückte. „Die Freude hat nicht lange gedauert," sprach er nachdenklich. „Viel länger die Mißstimmung, die nachher eingetreten ist, von der keines der Beiden etwas merken lassen wollte, und die sich doch verrathen hat, wie sich das Fieber durch die Hitze verräth. — Das kam so: Eine von der Dienerschaft konnt' es nicht unterlassen, die Evi zu necken, zu fragen, ob sie den Maslan auch tüchtig in's Gebet genommen, sich erkundigt habe, ob er ihr treu gewesen sei den ganzen Winter? Evi lachte dazu, war ihres Mannes sicher! Aber die Andere gab so lange keine Ruhe mit ihren Sticheleien, bis die Frau endlich stutzig wurde. Jetzt war's aus. Sie wollte wissen, wie's steht, sie hat in ihn gedrungen, ihr die Wahrheit zu sagen. Und er, ein Gemisch von Ehrlichkeit und Falschheit, wie er von jeher war, hat gestanden. Was für eine Demüthigung das gewesen ist für das stolze Weib, können Hochwürden sich vorstellen. Da ist also dann die lange Zeit der Mißstimmung eingetreten. Aber auch die hat ein Ende genommen, und dann war's, als ob die gestaute Liebe mit verzehnfachter Gewalt wieder hervorbräche. Zu viel, zu heftig, mir ist die Sache gleich nicht geheuer vorgekommen. Die Frau hat, um nur ganz ihm zu Gefallen zu leben, ihren eigenen Geschmack verleugnet, ihre zweite Natur — ihre Solidität. Sie hat sogar die Wirthschaft vernachlässigt. Und Maslan die Freiheit, die der Graf ihm spendirte, ausgenützt, zeigen wollen, wie gut es ihm geht, und wie glücklich er ist. Die größte Gastfreundlichkeit ausgeübt, eingeladen, tractirt und auch mit seiner jungen Frau alle Unterhaltungen mitgemacht, die es in der Gegend gegeben hat. Sie wird wohl gehofft haben, daß sie ihn auf die Art herumgekriegt, und daß er sie nicht mehr verlassen wird. Weit gefehlt! Im Spätherbst ist es genau so gegangen wie im vorigen Jahr. Er wieder: ‚Komm mit! wenn ich Dich hab', denk' ich an keine Andere.' Und sie: ‚Ich kann nicht; es ist ohnehin die höchste Zeit für uns Beide, zum Rechten zu sehen.'

„Verzeihen Hochwürden, daß ich so ausführlich bin," unterbrach sich Doctor Vanka, als der Pfarrer unwillkürlich ein Zeichen der Ungeduld gegeben hatte. „Mit der Geschichte dieses einen Jahres erzähl' ich zugleich die der folgenden Jahre. Es war immer dasselbe, nur, — verstehen Hochwürden, die Dimension ist gewachsen. Nach jeder Trennung hat Maslan seiner Frau Schwereres abzubitten gehabt, und so wurde ihr denn natürlich auch das Verzeihen immer schwerer." Er hielt inne, seine Brust hob sich zu einem langen, tiefen Athemzuge: „Nun, ihre Liebe hat auch das Schwerste aufgewogen; es war eine magnifique Liebe; sie ist gewachsen mit dem Kummer, den sie um den Taugenichts erdulden mußte, und glorreich aus jeder Prüfung hervorgegangen.

„Arme Evi!"

„Zuletzt machte der liebe Maslan gar keinen Anspruch mehr auf ihre Begleitung. Das Leben, das er sich eingerichtet hatte, paßte ihm ja wie auf den Leib geschnitten. Im Winter lustig in Wien, in der schönen Uniform glänzen und prunken, im Sommer wieder lustig im Haus der Frau, den Herrn spielen und Gnaden austheilen. Beim letzten Abschied hatte er ihr ganz heiter zugerufen: ‚Auf Wiedersehen im Frühjahr!'

„Das war im Schloßhof bei der Abfahrt des alten Herrn. Alles voll Leut' und alle sich um den Wagen gedrängt. Ich habe mich hinter Frau Evi gestellt, weil ich dachte, sie könnt' zusammenbrechen. Wirklich ganz darnach hat sie ausgeschaut. Wie der Mann ihr denn sagt: ‚Auf Wiedersehen im Frühjahr!' giebt sie eine herbe Antwort: ‚Oder auch nicht; es kommt auf Dich an.' Er ist förmlich zurückgefahren und hat mit großer Zärtlichkeit, ja, ja, ich muß es sagen, und völlig schmerzlichem Vorwurf ausgerufen: ‚Evi! . . .' Da erblickt er aber mich und merkt, daß ich ihre Worte gehört habe, wirft sogleich den Kopf in den Nacken, lacht auf, küßt sie und springt auf den Bock.

„Ein paar Monate sind vergangen; mit Schreiben hat sich Maslan in der Zeit nicht angestrengt, wie ich glaube. Alle Sonntage, wenn ich seine Frau am Ausgange der Kirche traf, nach der heiligen Messe, sprach ich sie an: ‚Gute Nachrichten aus Wien, Frau Maslan? Was schreibt Ihr Mann?' — und immer dieselbe Antwort: ‚Jetzt eine Weile nichts. Morgen erwarte ich einen Brief von ihm.' Wie oft so ein erwarteter Brief gekommen ist, weiß ich nicht; daß auf einmal einer da war, den sie nicht erwartet hatte, haben nachträglich nur zu viel Leute erfahren. Es war ein Brief von einem Frauenzimmer, Hochwürden, von einem jungen Mädchen, das der Maslan niederträchtig betrogen hatte. Es scheint, daß die Person bis dahin brav und unschuldig gewesen ist. Aber dem Maslan widerstand nicht leicht Eine. In diesem Falle wendete er überdies eine falsche Vorspiegelung an, gab sich für ledig aus und versprach seiner Geliebten das Heirathen. Wie sie hinter den Betrug gekommen ist, war schon Alles hin, Ehr' und Reputation und ihre Stelle in einem guten Haus. Eingestellt aber haben sich die Folgen von dem Verhältniß. Was hat die Unglückliche anfangen sollen? Maslan war der Letzte, bei dem sie Rath und Hülfe gefunden hätte. In ihrer Verzweiflung, was thut sie? Sie schreibt an die Frau — eben den Brief, von dem ich Hochwürden sagte. Am Tage darauf, das habe ich vom Postboten erkundschaftet . . ."

„Erkundschaftet? So, so," fiel hier der geistliche Herr ein mit einer Nuance von Wegwerfung, und der Doctor seufzte einmal wieder tief auf.

„Ja, Hochwürden, die Sache hat mich interessirt. Und auch Andere als ich dürften gewußt haben, daß einen Tag nach der Ankunft des

Digitized by Google

Briefes aus Wien mit der fremden Schrift ein dicker, mit viel Geld beschwerter von Frau Evi dem Boten übergeben worden ist. An diesem Tage war sie nirgends zu sehen, nicht auf einem ihrer Felder, nicht im Hof, nirgends. Der nächstfolgende dann war ein Sonntag, und sie ist in die Kirche gekommen. Mir wäre nichts an ihr aufgefallen; nur größer hat sie mir geschienen. Sie muß sich ganz besonders gerade gehalten haben. Nach der heiligen Messe sprach ich sie an, stelle meine gewöhnliche Frage, erhalte aber nicht die gewöhnliche Antwort, vielmehr die: ‚Ich erwarte keinen Brief von ihm,' wendet sich und läßt mich ganz verblüfft stehen.

„Einen Frühling haben wir in dem Jahre in unserer Gegend gehabt, ich denk' keinen schöneren. Auch war der März noch nicht zu Ende, und schon ist die Rückkehr des Herrn Grafen angekündigt worden. Er wußte, wie es mit ihm stand, und wollte in seinem Raudnowitz sterben. Ich habe geholfen, ihn aus dem Wagen zu heben, und mir gleich gedacht: zur nächsten Ausfahrt heben wir ihn im Sarge auf den Leichenwagen.

„Verzeihen, Hochwürden, wenn ich eine Reflexion mittheile, die ich um die Zeit herum und auch später mehrmals gemacht habe. Die Menschen sterben — der eine zu früh, der andere zu spät und nur die wenigsten im richtigen Moment, so denn auch unser Herr Graf. Wäre der Tod, nach dem er sich auf's Innigste sehnte, statt im Frühjahr 1874 im Herbst 1873 bei ihm eingetreten, viel Unglück wäre verhütet worden. Maślan hätte keinen Grund oder keine Ausrede mehr gehabt, nach Wien zu fahren, wäre bei seiner Frau geblieben, und, das muß man ihm lassen, so lang' er bei ihr gewesen ist, hat er keine Andere angeschaut. Die Ehe hätte sich mit der Zeit ganz glücklich gestalten können, und die arme Person in Wien wäre vielleicht heute noch auf ihrem Platze oder hätte einen braven Mann gefunden . . ."

„Hätte! hätte! Die Menschen sterben, wann es dem Herrn gefällt, sie abzurufen," versetzte der Pfarrer. „Sie möchten Vorsehung spielen, Herr Doctor, scheint mir."

„Gott soll mich behüten, Hochwürden, — eine Reflexion habe ich mir erlaubt mitzutheilen, ohne jeden Neben- und Hintergedanken. Nun, es kam, wie es mußte: Zum ersten Mal war Evi nicht unter Denen, die das Hereinfahren der gräflichen Equipage vor dem Schloß erwarteten. Maślan guckte, guckte, wandte sich an mich: ‚Ist ihr was, Herr Doctor?' — ‚Meines Wissens nicht,' er zuckte die Achseln und lächelte hochmüthig und kümmerte sich um nichts mehr, als um seinen alten Herrn. Wieder: — Alles, was recht ist: Ein liebreicher Sohn kann seinen Vater nicht sorgfältiger betreuen, als er den Greis betreut hat. Der litt ihn aber nicht lang da. ‚Geh zu Deiner Frau,' befahl er und entließ uns Beide; er wollte allein sein. Maślan und ich hatten denselben Weg. Der meine führte am Hause seiner Frau vorbei. Im Anfang des Dorfes begegnete uns der Herr Canonicus, der von dem, was sich begeben hatte, mehr wußte als wir, und zwar aus der ersten Quelle. ‚Ihr! Ihr!' sagte er zu dem Ankömmling, ‚Ihr habt wieder schöne Sachen getrieben!' Maślan lächelte auch ihn an, wie früher mich; nicht so hochmüthig vielleicht. Ich weiß nicht, mir hat manchmal geschienen, als ob er so wenig Gewissen hätte und die Reue so wenig kennen würde wie ein Thier. Das hat ihm denn auch eine Art Unschuld gegeben, eine Thierunschuld. Ihm ahnte nichts Böses, er dem geistlichen Herrn die Hand geküßt und weiter geeilt, immer schneller, immer ungeduldiger, nnd als wir ankommen, was finden wir? — Die Thür versperrt.

„Er klopft: ‚Evi, Evi, mach auf, ich bin's.' Keine Antwort. ‚Ich bin's, Mateš! ich, Dein Mann!' Ein paar Kinder sind ihm nachgelaufen, Andere kommen dazu, er ist ja die populärste Persönlichkeit bei der Dorfjugend, wird immer sehnsüchtig erwartet und jubelnd begrüßt. ‚Ist meine Frau nicht da?' fragt er einen der Buben. ‚Habt Ihr meine Frau nicht gesehen?' Doch, der Eine hat sie gesehen, den Augenblick ist sie aus dem Garten herüber gekommen und in's Haus gegangen. Nun fängt die Sache an, ihm befremdlich zu werden, er tritt an eines der Fenster, blickt hinein, und richtig, er sieht sie — mitten im Zimmer stehen.

Nun hat er an's Fenster geklopft und gerufen: ‚Evi, Evi! Bist taub? bist blind? . . . Oder am End' gar bös? Ich glaub's nicht, Evi, ich frag' nur . . . Evi, Evi, ich mach' Dich wieder gut, hör' mich nur an . . .' So sagt er und dergleichen noch Vieles und hat dann angefangen, zornig zu werden, sich zur Thüre zurück begeben und an ihr gerüttelt. Es waren nach und nach eine Menge Leute zusammengekommen, sie haben ihn angesprochen, wollten wissen, was es giebt. Er Niemanden angeschaut, Niemandem geantwortet, sich an die Thür gepreßt, als ob er mit ihr verwachsen wollte, und gerufen, geschrieen, zuletzt geweint: ‚Evi, Evi, so bös bist Du, daß Du mir nicht einmal erlauben willst, Dich zu bitten: Verzeih mir, Evi, meine Evi!"

„Vor dem halben Dorfe hat er sich so gedemüthigt, der eitle Mensch, sich in der Raserei seiner Verzweiflung auf die Kniee geworfen und mit der Stirn an die Thür geschlagen.

„Allerlei Stimmen haben sich erhoben, der kleine Schuhmachermeister zu singen angefangen:

Bauer, steh' auf,
Futter Dein' Schimmel
Prügel Dein Weib,
So kommst in' Himmel.

„Ein Gemeinderath stopft seine Pfeife und sagt: ‚Das könnt' mir einfall'n, und wenn ich in Wien fünfe ausg'halten hätt', vor meiner eigenen Thür zu betteln und zu flennen.' Der Schmied schaut herunter zu seinen Riesenfüßen und flucht: ‚Der Teufel soll mich holen, wenn ich die Thür nicht eintreten thät' und die durchwichsen, die dahinter steht.'

„All' das Gerede war dem Maślan wie Blätterrauschen. Aber plötzlich ist er aufgesprungen, hat sich neuerdings an die Thür gelehnt, den Mund an den Spalt gedrückt und gerufen, gar nicht sehr laut, aber durch Mark und Bein ist's Einem gegangen. ‚Evi, hör' zu, Du hörst mich, ich weiß, daß Du mich hörst. Wenn Du nicht aufmachst, gleich — verstehst mich, gleich? — komm' ich über diese Schwelle nimmer, und wenn Du auf den Knieen liegen thätest, wie ich vorhin gelegen bin, und wenn Du mich mit ausgebreiteten Armen bitten thätest: komm! Das schwör' ich, Evi, bei Gott dem Allmächtigen, und mög' er mich in meiner letzten Stund' verlassen, wenn ich den Schwur breche.'

„In dem Augenblick hat man den Riegel zurückschieben gehört, ganz langsam ist die Thür aufgegangen, daß Maślan Zeit hatte, auszuweichen. Da wurde gelacht: ‚Aha, aha, die Evi! sie giebt nach, so muß man ihr kommen!' (Forts. folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Der Bankier in Gänsefüßchen.

Einige Stationen vor Dresden wurde es im Schlafwagen lebendig. Die Thüren öffneten sich, man grüßte das himmlische Licht und begann sich mit Herren aus dem Nebencoupé über seinen Nachbar zu unterhalten, der ganz commentwidrig schon um sechs Uhr aufgestanden, überhaupt ein unruhiger Bursch sei und während der Nacht wiederholt laut gestöhnt und geseufzt habe. Der Eilzug fuhr nach Berlin, was den Verdacht hinfällig machte, daß der ruheloſe Nachbar des bekannten sanften Ruhekissens entbehre und mit der Gruppe Landau-Terlinden in allzu freundschaftlichen Beziehungen stehe. „Er wird geseufzt haben und gestöhnt im Traum, weil er seinen Kunden bisher leider keine Depots unterschlagen hat", muthmaßte ein vornehm nachlässig gekleideter alter Herr, der bedauerlicher Weise die schlechte Gewohnheit hatte, die Daumen in die Achselhöhle zu bohren und die anderen Finger dramatisch zu

Digitized by Google

spreizen. „Eine Mehlspeisköchin hatten wir übrigens — ein Götterweib!“ berichtete er dann schmunzelnd. „Sie wissen, ich bin gutes Essen gewöhnt, aber die Nußschaumtorten, die diese Schaumgeborene entstehen ließ —“

„Und der Opitz — haben Sie ihn gekannt?“

„Opitz? Ach so ... keine Ahnung. Unser Haus ist sehr seriös.“

„Daß sich solche Kerle Bankiers nennen dürfen! Es ist unerhört. Und was diese blöden Zeitungen wieder für ein Zeug zusammen schreiben! Als ob alle Menschen, die dreihunderttausend Mark jährlich ausgeben, deßhalb schon Betrüger sein müssen!“

Der vornehm nachlässig gekleidete alte Herr — auf seinem Jabot glaubte ich noch Spuren der ihm vorgestern Abend servierten Nußschaumtorte zu erblicken — steckte jetzt Daumen und Zeigefinger in die Westentasche. „Es nennt ihn ja Niemand Bankier. Höchstens im Spott. Ueberall wo Sie finden seinen Namen gedruckt, steht die Bezeichnung Bankier in Gänsefüßchen. So wenig wie ein Kartenkönig als reelle Majestät gilt, so wenig zählt ein Bankier in Gänsefüßchen zu uns.“

Das Gespräch der Beiden wurde interessant. Ich hasse diese greulichen Ungethüme „„ und ““, die man in der lebendigen Sprache weder nennen noch werthen kann, und deren Name allein schon verräth, was das für Gedanken sind, denen sie als Füße dienen müssen. Hier aber schienen sie plötzlich Existenzberechtigung zu gewinnen. Hier präsentirten sie sich als knapper, schlagender Ersatz für allerlei doch unzulängliche Worte, die das Unechte, Nachgeahmte, Schwindelhafte brandmarken sollen. Der Gegensatz zum Bankier, dem landesfürstliche Gnade Charakter und Würde eines Wirkl. Geh. Commerzienrathes verliehen hat, ist der Bankier in Gänsefüßchen. Brillant und schlechtgefaßter Straß. Der Bankier, der die Welt beherrscht, und der „Bankier“, dessen wichtigste körperliche Bewegung darin besteht, das Zuchthaus mit dem Aermel zu streifen.

„Verzeihen Sie, meine Herren,“ mischte sich ein Dritter ein. „Auch mir ist es aufgefallen, daß die Zeitungen alle Bankiers, die in letzter Zeit flüchtig geworden sind oder den Hals dadurch aus der Schlinge zogen, daß sie ihn sich abschnitten, ständig als „Bankiers“, in Gänsefüßchen, bezeichnen. Dagegen habe ich früher bei gelegentlicher Preß-Erwähnung genau derselben Herren niemals die verhängnißvollen Anführungsstriche bemerkt.“

„Früher — nun ja — da konnte man ja auch nicht wissen ... Sobald die Leute aber eine Schande für den Stand werden, dem sie sich aufgedrängt haben, muß man sie doch nach Gebühr kennzeichnen.“

Der Herr mit den Erinnerungen an die vorzügliche Nußschaumtorte legte die Finger seiner Linken behaglich um das fleischige Kinn. „Die Sache erklärt sich einfacher“, sagte er dann. „Ein Bankier, dem sie nischt beweisen können, der kriegt den Adel oder den Kronenorden. Ein Bankier, der sich fassen läßt, der kriegt Gänsefüßchen. Ja, wir haben uns die Presse gut gedrillt.“

Darauf berichtete er weiter von der idealen Mehlspeisköchin hinterwärts im Wiener Walde.

Prinz Vogelfrei.

Offene Briefe und Antworten.

Zur Errettung des Judenthums.

Von den beiden Erwiderungen auf meinen Artikel ist die des Herrn Grünewald eigentlich keine Erwiderung, sondern in der Hauptsache eine Bestätigung meiner Ausführungen. Für die Schönheit der hebräischen Sprache glaubt der Verfasser eine Lanze brechen zu müssen, aber hier waltet ein Mißverständniß vor. Ich selbst, der ich in strenggläubigem Hause erzogen wurde und Hebräisch nicht allein durch die tägliche Uebung, sondern in gereiftem Alter auch nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten erlernte, bin ein begeisterter Bewunderer der hebräischen Sprache als Sprache. Aber als Essentiale einer Religion und als Lehrgegenstand für Kinder weise ich sie zurück, und diese Bekämpfung ist doch durch den Hinweis auf die Schönheit und das ehrwürdige Alter der Sprache nicht zu widerlegen.

Nun zu Herrn Estermann! Ihm ist vor Allem die Betonung meiner deutschen Gesinnung unangenehm. Es giebt eben eine Sorte von Juden, auf die das Wort „deutsch“ wirkt wie das Wort: „Freimaurer“ auf die Ultramontanen. Für diese Leute — und zu ihnen gehört sichtlich Herr Estermann —, die mit einem Auge immer sehnsüchtig nach der Errichtung eines jüdisch-nationalen Staates in Jerusalem schielen und ihren Aufenthalt in Deutschland nur als Uebergangsstation, als nothwendiges Uebel empfinden, habe ich allerdings meinen Mahnruf nicht geschrieben. Denn er gilt nur für Juden, die nicht Jerusalem, sondern Deutschland auch als ihr künftiges Vaterland betrachten.

Ich unterlasse es deßhalb, im Einzelnen auf seine Behauptungen einzugehen. Nur eine will ich zur Charakterisirung herausgreifen. Der Herr Verfasser wirft mir vor, daß ich nicht einmal die zehn Gebote kenne, denn in ihnen sei das Gebot der Samstagheiligung enthalten. Merkwürdig! Woraus schließt denn Herr Estermann, daß mit dem Gebot der Sabbathheiligung gerade unser heutiger Samstag gemeint ist?

Doch es sei mir ferne, mich auf theologische oder religionsphilosophische Erörterungen einzulassen. Hierin erkläre ich mich gern dem Herrn Verfasser gegenüber als inferior, denn er versteht sich meisterhaft auf das, was an der Schöpfung der Rabbinen so tadelnswerth ist, auf das Umdeuteln. Wenn man die zweite Hälfte seiner Erwiderung liest, so könnte man glauben, mein Artikel hätte ausschließlich die Abwehr des Antisemitismus bezweckt. Dies folgert Herr Estermann aus meinem Satze: „... So lange wir uns eine eigene Nationalsprache anmaßen, so lange werden wir mit Recht als Fremdlinge betrachtet.“ Fühlt der Herr Verfasser wirklich nicht, daß der Nachdruck des Satzes auf dem „mit Recht“ liegt? Den Antisemitismus hoffte ich wahrlich nicht durch meinen Artikel zu beseitigen, aber uns selbst wollte ich mahnen, einer Wunde zu achten und sie zu heilen, die meiner Meinung nach todtbringend ist. Das halte ich für eine sittliche Pflicht, ohne ängstlich zu zittern, ob eine derartige Aufdeckung nicht vom Antisemitismus mit Jubel begrüßt wird.

Ich traue mir so viel Verständniß für unsere jüdische Geschichte und Literatur zu, wie Herrn Estermann. Aber geht denn die Pietät für die Vergangenheit so weit, daß man Veraltetes unabänderlich festhalten muß? Weil die Vorfahren vor tausend Jahren einmal eine hebräische Nation gebildet haben, soll deßhalb der Epigone ewig dazu verdammt sein, den trauernd Hinterbliebenen dieser Nation zu spielen, auch wenn er längst im Herzen ein neues Vaterland sein Eigen nennt?

Dies aber ist es, was Herrn Estermann und mich unüberbrückbar trennt. Ihm freilich bedeutet Deutschland weiter nichts als das Land, in dem ihm „die staatsbürgerlichen Rechte gewährleistet sind“. Mir aber ist Deutschland mehr als das Land, das mir Schutz und Rechte gewährt, für mich ist es — und ebenso für einen großen Theil der jungen jüdischen Generation — das Vaterland, in dem wir nicht nur mit unserer wirthschaftlichen Existenz, sondern vor allem mit Herzen und Gesinnung wurzeln. Für ein solches Gefühl, das jeden Wunsch nach einer zweiten hebräischen Nationalität ersticken läßt, hat freilich Herr Estermann kein Verständniß, und er wird die „Betonung des Deutschthums“ wieder „aufdringlich“ und „deplacirt“ finden. Wir sprechen eben zwei verschiedene Sprachen.

Juda Monens.

Digitized by Google

Bismarck im **Urteil** seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtschersky Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Thüringisches **Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

Gottsched-Verlag. Berlin W. 9.

Eugen Reichel:

Ein Gottsched-Denkmal.

Monumentales Prachtwerk. 30 M.

Kleines Gottsched-Denkmal. 2 M.

Die Londoner „Academy" hat kürzlich verschiedenen hervorragenden Gelehrten und Staatsmännern einen Fragebogen mit der Frage zugehen lassen, welches die zwei im Jahre 1900 erschienenen Werke seien, die auf sie den bedeutendsten Eindruck gemacht haben. Karl Blind, der in London heimisch gewordene berühmte Gelehrte, hat bei dieser Gelegenheit Eugen Reichel's „Gottsched-Denkmal" an erster Stelle genannt.

Städtische Subvention
Ausbildung in Theorie und Praxis.
Elektra in Rendsburg
Fachschule für Electrotechnik.
mit grosser Lehrfabrik.
Vorbildung nicht erforderlich.
Programme kostenfrei.
Staatliche Aufsicht.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen und geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-, Trink- und Badequellen, Mineral-, Moor-, Douche- und Dampf-Bädern,** zeitgemässen Einrichtungen zu **Kaltwasserkuren u. Massage,** ferner einer vorzüglichen **Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. — Hochquellen-Wasserleitung.** — Angezeigt bei **Krankheiten** d. **Nerven,** d. **Athmungs-, Verdauungs-, Harn-** u. **Geschlechts-Organe,** zur **Verbesserung** d. **Ernährung** u. d. **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden u. d. Folgen entzündl. Ausschwitzungen. Eröff. **Anfang Mai.** Prosp. unentgeltlich.

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: 42 **Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W. 57.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Stottern

heilen dauernd **Dir. O. Denhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz** und Burgsteinfurt, Westf. Herrl. che **Lage.** Honor. **nach** Heilg. Prospecte gratis. **Aelteste staatl.** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I** ausgezeichn. **Anst. Deutschl.**

Manuscript-

Angebote erbitten

Jacobi & Zocher, Verlagsbuchhandlung.
Leipzig-R., Oststraße 9.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 35. Berlin, den 31. August 1901. 30. Jahrgang. Band 60.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Criminal-Roman. Von Prinz Vogelfrei. — Die gegenwärtige Bewegung im Genossenschaftswesen. Von Max May (Heidelberg). — Herrschaft und Dienstbote. Von A. v. H. — Uebermenschen. I. Von Professor Arnold Fokke. — **Literatur und Kunst.** Goethe und das Unsittliche in der Kunst. Von Dr. Wilhelm Bode (Weimar). — Von falschen und wahren Propheten. Von Dr. M. Lindau (Wien). — **Feuilleton.** Maslan's Frau. Von Marie v. Ebner-Eschenbach. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt.** Hermann Bahr. Von Hermann Bahr. Eine Imitation von Theodor von Sosnosky. — Bayreuth 1901. Von Greta Oske-Fröhlich. — Anzeigen.

Criminal-Roman.

Der Unterofficier Marten vermag nicht bestimmt nachzuweisen, wo er am 22. Januar Nachmittags von 4.30 bis 4.36 gewesen ist. Der Unterofficier Marten hat das Unglück gehabt, nach reichlichem Schnapsgenusse einigermaßen erregt und beim Anblick einer Leiche blaß auszusehen. Der Unterofficier Marten ist ferner so unklug gewesen, seinem störrischen Gaule anzudrohen, er werde heute noch Farbe bekennen müssen. Der Umstand, daß auf die Ergreifung des Mörders ganze tausend Mark Belohnung ausgesetzt sind und trotzdem Niemand den Mörder ergriffen hat, zeugt gleichfalls gegen Marten. Dies sind die Hauptbeweisgründe, auf welche hin der Staatsanwalt gegen den Angeklagten das Schuldig wegen Todtschlages beantragte. Er war in der letzten Minute schwankend geworden und zögerte, auf so phantastische, so haltlose Unterlage hin das Bluturtheil über einen Mitmenschen verhängen zu lassen. Eine andere Meinung aber hatte sich das Richtercollegium gebildet. Trotzdem die erste Instanz ausdrücklich das Gewicht der Beweise als zu leicht befunden hatte, und trotzdem von dem pomphaft angekündigten neuen Material weniger als Nichts zu Tage getreten war, erkannten die sieben Richter nach kaum zweistündiger Berathung, daß Marten des Mordes schuldig sei. Sie stellten es also als eine Pflicht jedes Normalmenschen hin, jeder Zeit über jede Minute Rechenschaft geben zu können, die ihm vor Monaten zu verleben vergönnt war. Sie billigten also die staatsanwaltliche Auffassung, daß nur ein Mörder erregt und bleich aussehen könne, und daß derselbe Meuchler, der seine dunkle That mit unerhörtem Raffinement vorbereitet hat, alle Spuren seines Freischützen-Schusses dämonisch schlau verwischt hat, daß derselbe Mensch vorher urbi et orbi kund thun werde, welches Verbrechen er beabsichtige. Uebrigens hat der Staatsanwalt es selber dahingestellt sein lassen, ob Marten den Gaul oder den Rittmeister gemeint habe; wenn's aber der Gaul nicht gewesen sei, dann könne Niemand anders als Krosigk in Frage kommen. Und so weiter. Im Konitzer Falle sind zwanzig- oder dreißigtausend Mark Ergreifergebühr ausgesetzt worden, ohne daß man den Schlüssel zu dem Geheimnisse fand — wer hat daraus geschlossen, daß der verdächtige Levy schuldig und hinzurichten sei? Nie hat es einen Proceß gegeben, bei dem so äußerliche Indicien die entscheidende Rolle spielen durften. Keine Spur psychologischer Erkenntniß durchweht das Urtheil, und wenn es eine Meuterei als erwiesen annimmt, ohne im Stande zu sein, die Meuterer zu nennen, so wird es auch juristisch zur Monstrosität. Ich bewundere die Richter wegen ihres Muthes, aber ich beneide sie nicht darum, und ich möchte nicht in ihrer Haut stecken.

Excellenz v. Alten hatte durch die Umstoßung des ersten freisprechenden Urtheils, durch die mit dem Wortlaut des Gesetzes unvereinbare Festhaltung Hickel's deutlich zu erkennen gegeben, welcher Meinung er über die Schuld der Angeklagten war. Ging der Mörder Krosigk's frei aus, so stand eine schwere Erschütterung der Mannszucht, wenn nichts Schlimmeres zu befürchten. Die Größe und Kraft des Heeres über Alles! Gegen Marten lag der schauerliche Verdacht vor und lastete schwer auf ihm; vielleicht durfte, wer zu einer unverbindlichen Meinungsäußerung aufgefordert wurde, achselzuckend ihn der That fähig nennen. Aber seine Richter durften das nicht, trotz alledem. Auf Sentiments und Empfindungen hin giebt in unserer Zeit Niemand mehr den Kopf eines Mitmenschen her. „Richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet" — Christi Wort erhält in diesem Zusammenhange noch einen anderen, drohenderen Sinn. Die Zeit ist nun einmal so gefühlvoll geworden, daß sie Menschenopfer, die einer Institution zu Gute kommen sollen, nicht duldet, sonderlich nicht, wenn das Opfer sich unter den Formen der Gerechtigkeitspflege vollzieht. Die sieben Richter haben, daran kein Zweifel, nach bester Ueberzeugung geurtheilt. Ihre Vorgänger aber thaten dasselbe, und ihr Freispruch schien muthiger, größer, gerechter, schien preußischer zu sein. Wer die Ueberlieferungen unseres Heeres kennt und liebt, der wird wünschen, daß sie doch zuletzt Recht behalten, daß über alle Criminal-Romantik ruhige, leidenschaftliche Ueberlegung triumphirt. Nichts würde unserer Armee so furchtbaren Schaden thun als der Wahn, daß sie, gleich dem Bel zu Babel, des warmen Bruderblutes bedarf, um sich und ihre Principien aufrecht erhalten zu können.

Prinz Vogelfrei.

Die gegenwärtige Bewegung im Genossenschaftswesen.

Von Max May (Heidelberg).

Ueber die Entwickelung des Genossenschaftswesens, die Zunahme der Genossenschaften im Allgemeinen und besonders in der Landwirthschaft, geben häufige Notizen in der Presse Kunde, auch werden alljährlich von den großen Verbänden

Digitized by Google

Mittheilungen in die Zeitungen gebracht, woraus man die Zunahme der Umsätze, der erzielten Gewinne und der Reserven zu entnehmen vermag. Bekanntlich haften indeß solche Zahlennotizen nicht bei denen für die sie bestimmt sind. Ebenso wenig interessiren sie die Nichtfachleute. Ihnen genügt es, etwas über die Entwickelung der so wichtig gewordenen Institutionen zu vernehmen, aber möglichst ohne Zahlen. Ich will ihre Wünsche zu befriedigen versuchen.

Unter den deutschen Genossenschaften sind die Creditgenossenschaften nominell am stärksten. Zu ihnen müssen auch die Raiffeisenschen Darlehnscassen gezählt werden, wenn sie sich auch mit dem Einkauf von landwirthschaftlichen Rohstoffen, Maschinen und Geräthen, sowie Lebensbedürfnissen und mit dem Verkauf von landwirthschaftlichen Erzeugnissen befassen.

Die Zahl der Genossenschaften oder Vereine ist aber nicht allein oder nur nebensächlich von Bedeutung. Die Hauptsache bleibt stets die Leistung. Da ist denn gegenüber einem gewissen Prunke mit der großen Zahl der ländlichen Darlehnscassen zu beachten, daß manche alte Schulze-Delitzsch-Genossenschaft nicht nur 50—100 mal so viel Mitglieder zählt als die mittleren ländlichen Cassen, sondern auch hunderttausendfache Umsätze aufweist, darunter ganz erhebliche Procentsätze bis zu 25 und 30% mit Landleuten, mit Bauern, die ungern ihren Nachbarn, ihren Pfarrer, ihren Lehrer in ihre wirthschaftlichen Karten blicken lassen.*)

In den letzten Jahrzehnten haben sich sowohl der Raiffeisen-Verband als auch andere Verbände ländlicher Genossenschaften sehr stark auf das Gründen geworfen, um wenn möglich jede größere Gemeinde, jedes Kirchspiel, mit einer Creditgenossenschaft zu versehen. Dabei ist denn die Erfahrung gemacht worden, daß viele dieser Gründungen nicht lebensfähig waren, aber man ist doch nunmehr ziemlich am Ende, ziemlich an die Grenze des Erreichbaren angelangt, und der Beharrungszustand hinsichtlich der Zahl der Genossenschaften dürfte bald erreicht sein.

Hinsichtlich der Leistungen ist dagegen ein Wachsthum noch möglich. Und wo es sich nicht geradezu von selbst ergiebt, muß es auch mit aller Kraft angestrebt werden.

Neben den Creditgenossenschaften dürften auch die Molkereien in ihrer Zahl und Leistung dem dermaligen Bedürfniß im Allgemeinen genügen. Es macht sich sogar schon hier und dort, wo man zu viel Molkereibetriebe eingerichtet hat, einige Absatzschwierigkeit geltend. Weitere Vermehrung der Betriebe könnte trotz der Verbände zu Preisdrückerei oder zu Liquidation minder günstig gelegener, theuer angelegter oder theuer producirender Molkereien führen.

Es wird erstrebt werden müssen, die Milch mehr als bisher durch Genossenschaften im rohen Zustand zu vertreiben, in die Städte und Industriebezirke zu bringen, den gesunden Milchgenuß, der vielfach zurückgegangen ist, wieder zu erhöhen und dadurch Getränke von geringem oder fast gar keinem Nährwerth zu verdrängen.

Besonders bei der Kinderernährung, und zwar nicht etwa nur der Säuglinge und ganz kleinen Kinder, sondern auch bei derjenigen größerer Kinder (Schulkinder), könnte die Milch wesentlich bessere Verwendung finden, wenn sich entsprechende Organisationen dafür bilden und diese dann richtig gewürdigt und unterstützt würden.

Man ist ja in landwirthschaftlichen Kreisen jetzt allenthalben von dem Werth des genossenschaftlichen Vertriebs der Producte überzeugt. Außer den Getreideverkaufsgenossenschaften sind es besonders die Obstverwerthungs-, Eierverkaufs- und Milchvertriebs-Genossenschaften, denen man fort und fort Beachtung schenkt, wobei man allerdings noch nicht überall entsprechende Thaten auf die belehrenden und anregenden Worte folgen läßt.

*) Dies echt bäuerliche Mißtrauen nimmt Gottlob rasch ab. D. H.

Auch ein anderes, wichtiges Gebiet des Genossenschaftswesens wird zur Zeit weit mehr mit Resolutionen und überhaupt mit Worten, mit Bitten um Staatsunterstützung u. dgl. m. behandelt als mit Thaten. Ich meine das Handwerkergenossenschaftswesen, für welches Anregungsstellen in großer Zahl vorhanden sind, durch die Handwerkerkammern und die in den letzten Jahren um des Wahlrechts zu diesen Kammern willen vielfach vermehrten und vergrößerten Fachvereine, Handwerkervereine, Gewerbevereine und Innungen.

Es ist seltsam, daß man erst jetzt die Bedeutung der Rohstoffgenossenschaften überall erkannt hat und sie empfiehlt, während doch gerade diese Genossenschaftsart die erste war, welche Schulze-Delitzsch in seiner Vaterstadt und in Deutschland überhaupt errichtet hatte.

Allerdings haben die Versuche der 50 und 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts auch manche Enttäuschung hinsichtlich der Handwerker-Rohstoffgenossenschaften gebracht, und man wird daraus bei der Errichtung neuer zu lernen haben.

Daß Rohstoffgenossenschaften aber auch in manchen Gewerken, Werks- und Magazins-Genossenschaften, den Handwerker gegenüber dem Großbetrieb leistungsfähiger machen oder erhalten, ist ganz zweifellos. Die Werkgenossenschaft gestattet ihm, ähnlich wie der Großbetrieb zu fabriciren, die Rohstoff- und Magazins-Genossenschaft führt ihm Gewinne zu, welche sonst dem Zwischenhandel zufallen.

Aber die Eifersucht innerhalb der Gewerke selbst und die Furcht der Größeren, die Kleinen durch Genossenschaften zu starken Concurrenten heran zu ziehen; ferner die Zurückhaltung der Capitalkräftigeren, welche auch ohne Genossenschaft sich empor zu bringen glauben, Alles das hat es bisher verhindert, daß viele Handwerkergenossenschaften begründet worden sind.

Auch die Kleinen glauben dank ihren Erfahrungen mit den zum großen Theil wieder eingegangenen Handwerkergenossenschaften aus den 50 und 60er Jahren Veranlassung zu einem gewissen Mißtrauen zu haben. Damals beuteten die Wohlhabenden, wenn sie an's Ruder gekommen waren, schließlich alle Erfahrungen für sich aus, ließen entweder die Genossen im Stich und errichteten auf eigene Rechnung größere Betriebe, oder brachten die Genossenschaft zur Liquidation und erwarben dann deren Vorräthe, Maschinen und Einrichtung aller Art möglichst billig für sich.

Die Fälle waren zwar nicht häufig, aber die Zahl der Genossenschaften auch nur klein. Und das Mißtrauen, das selbst ein einzelner Fall erzeugt, wirkt nachhaltig. Gerade beim Genossenschaftswesen ist dies oft erkannt worden und wird auch heute noch oft erkannt; z. B. hinsichtlich der Solidarhaft.

Als ein Muster für die Handwerker stellt man nun neuerdings die Einkaufsgenossenschaften von Kaufleuten hin, die überaus vortheilhaft für ihre Mitglieder wirken. Aber der Vergleich mit ihnen trifft für die Handwerker nicht zu.

Bei Handwerkergenossenschaften handelt es sich um local eng begrenzte Vereinigungen, deren Mitglieder nach wie vor Concurrenten sind. In den kaufmännischen Genossenschaften dagegen vereinigen sich Kaufleute, die in verschiedenen Städten und nur selten so nahe beisammen wohnen, daß sie sich einander Concurrenz machen.

Kauft diese Vereinigung für 100 oder 200 Geschäfte so billig ein, wie der größte Großhändler, dann können die Mitglieder ihre Platzconcurrenz überbieten und doch noch mehr Gewinn erzielen als ehedem, soweit nicht diese Platzconcurrenz etwa auch an einer Einkaufsvereinigung betheiligt ist.

Der Vortheil springt hier in die Augen. Opfer und Risiken sind gering im Verhältniß zur Größe der Einzelbetriebe. Tritt aber der Handwerker einer Genossenschaft für gemeinsamen Einkauf oder theilweis gemeinsamen Betrieb (Werkgenossenschaft) bei, so wird von ihm, wenn er nicht

Digitized by Google

schon wohlhabend ist und größere Leistungen auf sich nehmen kann, im Verhältniß zum Vortheil weit mehr verlangt als von dem an einer Genossenschaft betheiligten Detailisten.

Die lebhafteste Bewegung vollzieht sich augenblicklich auf dem lange Zeit sehr in den Hintergrund gestellten und doch mancherlei Bedrängungen ausgesetzten Consumvereinsgebiet.

Sind auch einige Consumvereine sehr groß geworden, und haben auch manche mittlere sich fort und fort für ihre Mitglieder zum großen Vortheil verbessert und erweitert, so war doch gegenüber den Creditgenossenschaften und landwirthschaftlichen Genossenschaften ihre Zahl bisher klein zu nennen.

Wenn man ihre Gegner lamentiren hörte und wenn Beschränkungen und besondere Besteuerungen der Consumvereine gefordert oder sogar von den Parlamenten bewilligt wurden, so konnte man glauben, die Zahl dieser Genossenschaften sei riesengroß. Thatsächlich beläuft sie sich aber noch nicht einmal auf $1^1/_2$ Tausend im ganzen Reiche! Die Breslauer, Görlitzer, Dresdener, Bremener, Magdeburger, Stuttgarter, Karlsruher Kaufleute mochten es wohl recht deutlich merken, daß große und leistungsfähige Consumvereine in ihren Städten bestanden, doch hat dieser Umstand nicht einmal verhindert, daß fortgesetzt neue Detailgeschäfte entstanden und je nach den Personen und Verhältnissen auch prosperirten.

Den Werth des Consumvereinsprincips haben auch manche Gegner nie bestritten und selbst Verwaltungen, die dem Drängen der Detailisten nachgaben, das Verbot des Verkaufs an Nichtmitglieder zum Gesetz zu machen suchten oder Extrasteuern für Consumvereine (Umsatzsteuern) zuließen und einführten, selbst sie erkannten an, daß die Consumvereine für kleine Leute ein Segen seien.

Der Arbeiter, der beim Consumverein gut und billig Lebensbedürfnisse kauft und das Ersparte wirklich ansammelt, sei es auf Dauer, um ein Capital zu bilden, oder auf ein Jahr, um mit seiner Dividende etwas Nützliches zu beginnen; der sich dabei das verderbliche Borgwesen abgewöhnt, — dieser Arbeiter verdient bei seinem genossenschaftlichen Vorgehen durchaus unterstützt zu werden. Es haben daher auch verschiedene Gewerbeaufsichtsbeamte und Fabrikinspectoren alljährlich eine Lanze für die Consumvereine gebrochen, zur Errichtung von solchen Vereinen fortgesetzt aufgefordert.

Wenn die Widersacher der Consumvereine dem gegenüber ihre Feindschaft damit begründeten, daß dann die Rentner, Beamten und Pensionäre doch nicht auch Consumvereinler zu sein brauchten, so war man alle Zeit in der Lage zu beweisen, daß die genannten wohlhabenderen Classen eine kleine Minderheit und die kleinen Leute in den Consumvereinen die große Mehrheit bildeten. Freilich soll nicht geleugnet werden, daß in einigen wenigen Städten der Schein leicht entstehen konnte, als ob gerade die Bessergestellten den Consumverein bildeten.

Bislang litt die Entwicklung der Consumvereine darunter, daß die Führer der Socialdemokratie offenbar keine besondere Freude daran hatten.

Erst neuerdings ist in diesen Kreisen ein Umschwung eingetreten, und wie es eine Richtung giebt, die Politik und Gewerkschaft nicht vermengt haben will, so will sie auch neben dem wirthschaftlichen Kampforgan, der Gewerkschaft, noch den Consumverein benutzen, um langsam und stetig zu anderer Wirthschaftsordnung zu gelangen.

Wie die Gewerkschaften direct bei der Production ansetzen, so sollen die Consumentenvereinigungen eine Macht bilden, welche den Mehrwerth, der in die Taschen der Großproducenten und einer Anzahl Zwischenglieder fließt, mehr und mehr den Consumenten zufallen läßt. Es soll im Anschluß an die Consumvereine, die zunächst ihre Macht als Großeinkäufer in Centralstellen zu entfalten hätten, später bei genügender Erstarkung an die Eigenproduction herangetreten werden.

Der erste Plan dieser Art ist niedergelegt in dem Hamburger Consumverein „Production", und es arbeiten bereits viele Hände und Köpfe daran, weitere ähnliche Organisationen zu schaffen und sie so zu verwalten, daß sie durch Rücklagen, durch Zurückhalten eines Theiles des beim Einkauf Ersparten und bei den bisherigen Consumvereinen in der Regel als Dividende Vertheilten zu denjenigen Mitteln gelangen, welche die Eigenproduction erfordert.

Gelingt es, solche Pläne zu verwirklichen, dann würden die Consumvereine auch Productivgenossenschaften werden und so das anbahnen, was man in einer ganz anderen Form und vom anderen Ende zu beginnend, schon zu Lasalle's Zeiten gedacht, damals aber als Gegensatz zu den Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften Schulze-Delitzsch's geplant hatte.

Neben Großeinkauf und Eigenproduction wird auch eine Lebens- oder Rentenversicherung in's Auge gefaßt. Durch alle diese Mittel sollen die Arbeiter mehr und mehr von den jetzigen Machthabern der Production und des Capitals emancipirt werden.

In der Schweiz, wo das Consumvereinswesen überaus lebhaft fortschreitet, geht man ebenfalls von dem Gedanken aus, durch die Vereinigung der Consumenten eine große Zahl von Zwischengliedern zwischen Production und Verbrauch auszuschalten und den von diesen in Anspruch genommenen Profit den Verbrauchern zuzuwenden.

Die englischen Consumvereine und auch die in Belgien haben bereits mannigfache Eigenproduction, steigern durch entsprechende Rücklagen stetig ihre Capitalkraft und damit auch ihre Concurrenzfähigkeit wie ihre Leistungen.

Haben die Consumvereine es zu eigenen Productionsstätten für die ihnen angeschlossenen Verbraucher gebracht, dann hätten sie die Concurrenz der Einzelcapitalisten und deren Production nicht mehr zu fürchten. Freilich müßte der genossenschaftliche Sinn und Geist der einzelnen Vereine und Genossen so erstarkt sein, daß er den Versuchungen der Gegner widerstände, auch wenn sie entweder billiger produciren oder unterm Selbstkostenpreise verkaufen, etwa in der Absicht die Consumvereinproduction zu vernichten.

Wer die Pläne gutheißt, die neuerdings das Consumvereinswesen durchdringen und eine lebhafte Bewegung in ihm wachrufen, der wird sich darauf beschränken müssen, neben den praktischen Anläufen im Geiste dieser Pläne erst einen wehrhaften Genossenschaftsgeist bei den Verbrauchern zu erzeugen, damit sie auch allen Kämpfen und Gegnern zum Trotz an ihrer Consum- und Productions-Genossenschaft festhalten, ihren Bedarf nur dort decken, Augenblicksvortheile zu Gunsten der Zukunft der Vereinigung verschmähen und künftigen Geschlechtern dieselbe Sinnesart beibringen.

Zunächst werden die neuen Aufgaben, welche man den Consumvereinen gestellt hat, eine lebhafte Gährung erzeugen, die sicher den Erfolg aller lebhaften Bewegungen haben und ein größeres allgemeines Interesse für den Gegenstand wachrufen wird. Dies Interesse wird sich jedenfalls weiter dahin äußern, daß zahlreiche neue Genossenschaften entstehen, wie ja auch im laufenden und vergangenen Jahre thatsächlich eine bedeutendere Zunahme der Consumvereine verzeichnet werden konnte, als sie seit langer Zeit vorgekommen ist. Hatten doch die Consumvereine einst trotz mancher Neugründung an Zahl etwas abgenommen, weil mehr Liquidationen als Neuerrichtungen stattfanden.

Entwickeln sich aber in Folge der Gährung Kämpfe innerhalb der Verbände oder doch innerhalb des großen allgemeinen Verbandes, so können auch sie zu Verbesserungen führen, wenn man sie mit Einsicht und Mäßigkeit führt und den Bogen nach keiner Richtung hin überspannt.

Daß dem Genossenschaftswesen die nächste Zukunft gehört, unterliegt kaum einem Zweifel. Trotz allen Anfeindungen und inneren Kämpfen ist es ein wichtiges Hilfsmittel zur Herbeiführung des socialen Friedens.

Digitized by Google

Herrschaft und Dienstbote.

Wenn ein Mitglied der höheren Stände die Dienstbotenfrage der Groß- und Mittelstadt aufrollt, so ist es für ihn sehr schwer, die volle Gerechtigkeit zu wahren, und um so mehr, je wissenschaftlicher und objectiver, je weiter vom Hausfrauenstandpunkt er entfernt bleiben möchte. Aus Furcht, das eigene Classeninteresse zu einseitig zu betonen, geräth der Beobachter, der in erster Reihe unparteiisch nicht bloß scheinen, sondern wirklich auch sein möchte, dahin, den Ansprüchen der Dienenden, die nicht ihr eigener Anwalt sein können, mehr Beachtung zu schenken als den gegenüberstehenden Ansprüchen der Herrschaft.

Wenn man mit dem Spruch Jesu: „Alles, was Ihr nun wollt, daß die Leute Euch thun sollen, das thut Ihr ihnen auch" an eine sociale Frage herantritt und sich wie Tolstoi ganz auf den demokratischen Standpunkt stellt, dann wird man stets dahin neigen, den Herrschenden Unrecht zu geben. Man sollte dann aber auch so consequent sein und die Existenz einer dienenden Classe überhaupt verwerfen. Jesus würde sie gewiß verworfen haben, wenn man ihn darnach gefragt hätte. In dem von ihm ersehnten Reiche Gottes gab es weder Herrschende noch Dienende. Da es durchaus transcendenter Natur war und die Bedingungen irdischen Lebens von sich abgestreift hatte, so ist eine in's Einzelne gehende Kritik dieser Hoffnungen auch keineswegs angebracht. Für die kurze Spanne Zeit, die dem Menschengeschlecht verblieb, ehe das Himmelreich sich verwirklichte, war es gleichgültig, wie die socialen Verhältnisse beschaffen waren; Nichts lag Jesu deßhalb ferner, als bessernde Hand anlegen zu wollen, um die bestehenden Verhältnisse zu ändern. Anders, wenn man, wie Tolstoi und Herr Karl Nötzel (Gegenwart, Nr. 31 und 32), Ernst macht mit dem Jesuspruch und hier auf Erden sein Handeln darnach einrichten will. Es darf dann weder Soldaten, noch Arbeiter, noch Dienstboten geben, sondern eine einzige große Arbeitsgemeinschaft, in der Jeder abwechselnd die nöthigen Arbeiten verrichtet, umschließt die ethisch herangereifte Menschheit. Das ist das Ideal der Socialdemokratie, über das jetzt noch viele Worte zu verlieren, überflüssig ist. Eingegeben ist es von dem Trieb, das Moralprincip der Gerechtigkeit in voller Consequenz zu verwirklichen. Ihm gegenüber steht das aristokratische Ideal eines nach Ständen und Berufen differencirten Nationalstaats, das in der Existenz höherer und niederer Gesellschaftsschichten kein das Gerechtigkeitsgefühl verletzendes Unrecht erblickt, sobald dadurch nur die Culturentwicklung nicht gehemmt wird. Die erstere, demokratische, Partei stützt sich auf den obengenannten Lehrsatz Jesu oder auf das ganz abstract gefaßte Gerechtigkeitsprincip und sieht in dem Zurückschrauben der geistigen Cultur keine Gefahr (wie Tolstoi), wenn nur die moralische Gesinnung, ohne die bei dem stets erstarkenden sittlichen Bewußtsein kein Herzensfriede zu finden sei, in stetem Wachsthum begriffen ist; die zweite erblickt in dem einseitigen Hervorkehren des ethischen Elements die Gefahr einer Verflachung des intellectuellen Elements und sieht bei aller Hochachtung vor wahrhaft autonomer Sittlichkeit ein, daß es ohne die Führerschaft einer auch gesellschaftlich höher stehenden Classe keinen wirklichen Fortschritt, selbst auf ethischem Gebiete, giebt. Die concrete Gerechtigkeit, die der Verschiedenheit der Menschennatur Rechnung trägt und darin die nicht hinwegzutilgende Ursache auch der socialen Unterschiede erblickt, wird von diesen Denkern dem abstracten Gerechtigkeitsprincip entgegengestellt.

Ueber den Dienstbotenberuf zu schreiben, ist deßhalb so schwer, weil bei ihm Rechte und Pflichten in so unendlicher Abstufung vertheilt sind, daß man von einem einheitlichen Maaße garnicht sprechen kann. Die Leistung eines Arbeiters ist ziemlich genau abzuschätzen, man kann das an der Accordarbeit sehen, die bei einem Dienstboten einfach unmöglich wäre. Es ist auch zu unterscheiden zwischen dem Familiendienstboten und dem in einer Gastwirthschaft bediensteten Mädchen. Wenn immer von dem großen Procentsatz der auf Abwege gerathenden Dienstboten die Rede ist, so muß man erstens fragen: Wieviele dieser Mädchen waren noch Dienstboten, ehe sie anfingen, sich dem Laster zu ergeben? und zweitens: Wieviele davon kamen aus Hôtels und Gastwirthschaften? Der Familiendienstbote, der ein sehr starkes Standesbewußtsein hat, sieht mit einer gewissen Verachtung nicht allein auf die Fabrikmädchen, sondern auch auf die in Gastwirthschaften bediensteten Colleginnen herab.

Bei der Dienstbotenfrage handelt es sich überall in erster Linie um den Familiendienstboten. Da scheinen nun die Kategorien: Köchin, Hausmädchen, Kindermädchen, Kinderfrau und Mädchen für Alles sehr einfach zu sein und Alles einzuschließen, was der moderne Haushalt an Leistungen von den Personen — Diensten zu fordern hat, und doch gestaltet sich die Arbeitsleistung eines jeden Mädchens, wenigstens in Deutschland, in jedem Haushalt anders, mag auch die Ueberschrift beim Miethen gleich gelautet haben bei A. wie bei B. und C. In England, wo übrigens die Dienstbotenfrage lange nicht so gefährlich ist wie bei uns, herrscht weit mehr die Schablone. Ein durch Jahrhunderte langes Wohlleben der höheren Stände herangebildeter Dienstbotenstand hat diese Schablone so genau herausgearbeitet, daß dem deutschen Einwanderer, sei er nun Herrschaft oder Dienstbote, Nichts übrig bleibt, als sich dem herrschenden Brauch zu fügen. Gewisse Arbeiten werden nur von ganz bestimmten Persönlichkeiten verrichtet, und die Etiquette im Verkehr zwischen Herrschenden und Dienenden ist so genau geregelt, daß dem deutschen Besucher in einem englischen Hause zu allererst eingeschärft werden muß, mit den Dienstboten kein Wort, das über etwaige Wünsche und Anordnungen hinausgeht, zu wechseln, weil man sich dadurch in den Augen des freundlich Angesprochenen etwas an Würde vergebe. Sehr gut bezahlt werden diese englischen Dienstboten, sehr höflich, wenn auch kurz behandelt, sehr gut materiell gehalten, aber sonst betrachtet man sie wie Maschinen, die keiner seelischen Kundgebung für werth erachtet werden, und die Dienstboten selbst sind so von diesem Classenunterschied durchdrungen, daß sie gar keine andere Behandlung erwarten und verlangen.

Da es in England nur wenige Socialdemokraten in unserem Sinne giebt, und die aufhetzerischen Bestrebungen der Anarchisten bei den conservativen Anlagen der englischen Bevölkerung auf keinen sehr fruchtbaren Boden fallen, so ist vorläufig in der dienenden Classe noch sehr wenig Neigung vorhanden, ihre Ansprüche auf eine im deutschen Sinne menschenwürdigere Behandlung zu erhöhen. Der Kastenehrgeiz geht vielmehr dahin, tadellose Leistungen zu bieten, um dadurch in jene Häuser zu kommen, wo die Bezahlung am höchsten, die individualisirende Behandlung nach ethischen Principien am geringsten ist; der Stolz dahin, unter einer Herrin zu stehen, die sich selbst an keiner Arbeit betheiligt, sondern in unthätigem Müßiggang sich bedienen läßt und damit den Begriff der Lady, wie er dem Dienenden als ein Ideal vorschwebt, verwirklicht. Die deutschen Hausfrauen, die in England leben, müssen sich diesen Anschauungen anpassen; es ist vorgekommen, daß englische Mädchen einen Dienst verließen, weil die deutsche Herrin, der das müßige Zuschauen auf die Dauer langweilig wurde, und die sich mit dem Nähen als der einzigen erlaubten Beschäftigung nicht begnügen mochte, beim Reinmachen oder Kochen zugriff und damit den Rang einer Lady in den Augen des Dienstpersonals verlor.

Solche Schablonen existiren in Deutschland noch nicht. Zwar giebt es perfecte Köchinnen, die alles Reinmachen außer dem des Eßzimmers und natürlich der Küche verweigern, aber sie sind ebenso wie die reichen Häuser, in denen sie bedienstet sind, so in der Minderheit, daß sie bei der großen

Digitized by Google

Zahl weiblicher Dienstboten gar nicht in Betracht kommen. Bei uns hat jedes Haus seine eigenen Gewohnheiten, und die Thätigkeit von zwei Dienstboten, wenn sie auch unter der Rubrik von Köchin und Hausmädchen gemiethet sind, ist keineswegs eine fest abgegrenzte. Man nimmt auf die einzelne Individualität Rücksicht, läßt z. B. die Köchin Nachmittags beim Nähen helfen, wenn sie dazu Lust und Anlage hat, und das Hausmädchen die Küche besorgen, wenn sie zum Nähen ungeeignet ist, eine Anordnung, die in England einfach unmöglich wäre. Die Mädchen sind mit einer solchen Eintheilung meist sehr wohl zufrieden, da sie ihren Neigungen entgegenkommt. Es wird in Deutschland überhaupt sehr viel Rücksicht auf die Neigungen der Dienstboten genommen, z. B. auf ihre Liebhabereien im Essen und in Bezug auf Lectüre in den Freistunden, die ihnen gern und reichlich gegeben wird.

Was nun die auch von Herrn Nötzel erhobene Forderung auf eine festbestimmte tägliche Mußezeit ohne Beschränkung der persönlichen Freiheit betrifft, die er durch den Hinweis auf die Freiheit der Fabrikarbeiterin hinlänglich begründet glaubt, so ist dem zweierlei entgegenzuhalten. Erstens ist die Leistung der Fabrikarbeiterin, selbst wenn sie nicht auf Accord arbeitet, eine viel intensivere und auch durch die Einförmigkeit der Beschäftigung eine viel ermüdendere als die eines Dienstboten, der zwischendurch immer Gelegenheit findet, beschaulichen Gedanken nachzuhängen. Zweitens muß man doch auch in Anrechnung bringen, daß die Dienstboten meistens eine behaglich erwärmte und erleuchtete Küche haben (wenn auch nicht wie in England einen eigenen Empfangsraum für ihre Freunde) und dort Abends Besuche mit ihren Freundinnen austauschen können, es also nicht nöthig haben, sich wie Fabrikarbeiterinnen, deren Schlafstelle einen gar zu öden Aufenthaltsort darbietet, draußen umherzutreiben. Daß den Dienstboten eine tägliche Mußezeit eingeräumt wird, ist eine Forderung der Humanität, die von billig denkenden Herrschaften schon lange zugestanden worden ist; nur liegt die Mußezeit nicht immer am Ende des Tages, da der Haushalt keine Maschine ist, die jeden Augenblick, ganz nach Belieben, in Stillstand versetzt werden kann. Der Mann, der von Jugend auf gewöhnt ist, die Arbeitszeit als auf gewisse Stunden beschränkt anzusehen, ist immer allzuleicht geneigt, den Dienstbotenberuf mit seiner „unbeschränkten Arbeitszeit" als einen ganz besonders schweren Beruf zu betrachten, dem Erleichterung zu verschaffen nicht bloß klug, sondern auch sittlich ist. Aber ist der Hausfrauenberuf vielleicht leichter? Zwingt man die vielgeplagte Hausfrau, das einzige Mädchen wie die Fabrikarbeiterin Abends um sechs Uhr freizugeben, so entzieht man ihr die Abendruhe, die sie vielleicht für die bevorstehende unruhige Nacht sehr nöthig hat. Namentlich bei einer Reihe kleiner Kinder wird es ganz unmöglich sein, den Dienstboten vor dem Zubettgehen der Kleinen und der letzten Mahlzeit der Großen zu beurlauben.

Außer einer ihnen passenden Zeit für die Muße wünschen die Anwälte der Dienstboten aber auch das Aufhören jeder Beschränkung des Ortes, wo sie ihre Muße zubringen. Das scheint zunächst nur natürlich zu sein. Die Erlaubniß, jeden Abend außer dem Hause zuzubringen, die jetzt schon von vielen Hausfrauen eingeräumt wird, eingeräumt werden muß, weil die Mädchen sich andernfalls ohne Erlaubniß hinwegbegeben, birgt aber gerade für die Mädchen selbst, die jetzt ja schon mit 14 Jahren in Dienst treten, die größten Gefahren in sich. Wäre die Herrschaft sicher, daß diese jungen Mädchen sich nur mit ihresgleichen zusammenfänden, so würde dieser Forderung gewiß von den Herrschaften, die mehrere Dienstboten halten können, gar kein so energischer Widerstand entgegengesetzt werden; denn die Ansicht, daß die Dienstboten ebenso viel Recht auf freie Luft haben wie die jungen Töchter des Hauses wird durchaus nicht als zu weit gehend abgewiesen und mit der Zeit immer verbreiteter werden. Es hat übrigens auch früher nicht an der Möglichkeit, frische Luft zu schöpfen, gefehlt, denn das „Einholen" hat fast immer mehr zu den Obliegenheiten der Mädchen als der Hausfrau gehört. Nur die Forderung, ihre Mußezeit ausschließlich auf den Abend verlegt zu sehen und diese Mußezeit bei schönem Wetter nur auf der Straße zubringen zu dürfen, muß beanstandet werden. Wenn man sieht, wie die Häuser derjenigen Herrschaften, deren Mädchen Abends „herauskommen", in der Dunkelheit von Männern umlagert werden, und wenn man dann Zeuge der ungenirtesten Liebesscenen wird, denen sich die oft erst 15—16jährigen Mädchen hingeben, um damit „das Recht ihrer Persönlichkeit" zu bekräftigen, dann verliert man wirklich den Muth, jene an sich so berechtigte Forderung weiter zu vertreten. Es ist eine alle Psychologie verspottende Gleichmacherei, wenn man den jungen Mädchen etwas als ein „Recht" einräumen will, wornach sie im Durchschnitt gar nicht verlangen. Das weibliche Geschlecht mit seiner so viel geringeren Sexualität braucht gar keine natürlichen Triebe gewaltsam zu unterdrücken, wenn man es an dem regelmäßigen Verkehr mit Männern hindert, aber an eine Ausfüllung seiner Mußezeit durch Handarbeit, Lectüre oder auch zeitigeres Schlafen gewöhnt; wozu es also auf dieselbe Stufe wie die jungen Männer stellen und ihm durch die Gewähr des täglichen intimen Verkehrs eine sittliche Selbstbeherrschung zumuthen, der es noch nicht gewachsen ist? Ein Ausweg, der die Herrschaften voll befriedigen würde, fände sich in der Einrichtung von Unterhaltungsabenden auch in der Woche für die Mädchen, die allerdings sehr geschickt arrangirt werden müßten, um den Widerwillen der Dienenden gegen jede von oben dargebotene Gabe zu überwinden.

Ein anderer Ausweg wäre die Beschränkung der Arbeitszeit auf contractlich festgesetzte Stunden und das Schlafen der Dienstboten außerhalb der herrschaftlichen Wohnung. Damit käme man dem Ideal der Fabrikarbeiterin nahe, und für die Herrschaft fiele die Verantwortlichkeit für das sittliche Verhalten der Mädchen während der Mußezeit fort. Der nüchterne Arbeitscontract schlösse jede Verantwortlichkeit Seitens der Herrschaft, aber auch jede Controlle über das Verbringen der Mußezeit aus. In der Form der Aufwärterinnen steuern wir dieser Entwickelung geradewegs entgegen. Für kleine Haushaltungen erwachsener Personen, die an keine zu frühe Zeit gebunden sind und in den Einrichtungen der Großstadt hinreichende Hülfsmittel finden, ist ihre Brauchbarkeit keineswegs in Abrede zu stellen; bei einer Familie mit kleinen Kindern würde für die Hausfrau eine so große Vermehrung der Last dadurch entstehen, daß ihre Leistungsfähigkeit und damit das Wohlbefinden der ganzen Familie in Frage käme. So lange der Haushalt noch den Anspruch erhebt, durch Bildung und geistiges wie sittliches Uebergewicht zu den höheren, führenden Ständen zu gehören, so lange darf man ihm während der Periode der Kinderpflege auch nicht den vollen Dienstboten entziehen, da eine Aufwärterin, die die Hausfrau nicht persönlich wecken kann, oft gerade dann durch Abwesenheit glänzt, wenn man ihrer am dringendsten bedarf.

Die Vorkämpfer der Dienstboten denken viel zu sehr an die reichen Häuser, wo einem mit Nichtigkeiten geplagten Dienstpersonal eine nur dem Müßiggang und dem Vergnügen lebende Herrschaft gegenübersteht, wo also der Classengegensatz seine gehässigste Form annimmt. Handelte es sich bloß um das behaglichere Leben einer solchen Aristokratie, die ihrer ersten socialen Pflicht, ein möglichst hohes Vorbild in jeder Beziehung zu sein, vergessen hat, so wollte man dem Verschwinden des Dienstbotenstandes keine Thräne nachweinen. Es handelt sich aber bei der Frage, ob es in Zukunft noch Dienstboten geben wird oder nicht, um das Fortbestehen nicht allein der Familie, sondern auch von Cultur und Bildung, und weil dem so ist, wird es auch trotz aller Proteste der

Digitized by Google

Socialdemokraten und Tolstoianer Dienstboten geben, wo es noch Familie und Cultur giebt, wenn auch die barbarische Sitte des Uebermaßes von dienenden Personen mit manchen anderen Auswüchsen einer allzu verfeinerten Cultur verschwinden wird. Auch wird es niemals gelingen, die theoretische Forderung des nüchternen Kaufcontracts, worin Rechte und Pflichten beider Theile genau abgegrenzt sind, in der strengen Fassung zum Beispiel eines Fabrikarbeitercontractes in die Praxis zu übertragen. Bei dem Verhältniß zwischen Herrschaft und Dienerschaft sprechen Imponderabilien mit, die selbst der scharfsinnigste Jurist nicht in Paragraphen zu fassen vermöchte. Es ist in erster Linie ein Vertrauensverhältniß, weßhalb denn auch der gute Charakter eines Dienstboten höher geschätzt wird als seine technische Ausbildung, ganz im Gegensatz zur Fabrikarbeit. Grade wenn man dem Rechte der Persönlichkeit auf beiden Seiten einigen Spielraum gewähren will, darf man die Handlungsfreudigkeit nicht durch Verbote allzusehr beschneiden. Das ist ja grade der Vorzug des deutschen Haushalts vor dem englischen, daß weder Hausfrau noch Dienstbote genöthigt ist, seine Kräfte auf Dinge zu wenden, zu denen er gar nicht besonders geschickt ist, weil die Sitte ihm ein Uebergreifen in die Arbeitssphäre eines Anderen streng verbietet.

Wie die Sache jetzt schon seit sechs Jahren liegt, findet man viel mehr gute, das heißt billig denkende, Herrschaften als gute, das heißt ihr Fach verstehende und arbeitswillige, Dienstboten. Nicht den Dienstboten geschieht Unrecht von einem höheren Standpunkt, sondern den armen Hausfrauen, die sich Tag und Nacht abplagen müssen, um die Nachlässigkeiten und Dummheiten ihrer Mädchen wieder gut zu machen, und dabei noch Gefahr laufen, bei einem etwaigen Wechsel, der oft nur aus purem Uebermuth von Seiten der Mädchen herbeigeführt wird, ganz ohne Hülfe zu bleiben, da das Angebot der Dienstboten bei Weitem nicht die Nachfrage deckt. Daß dem so ist, liegt aber nicht an der schlechten Behandlung und Ueberarbeitung des Dienstboten, sondern in den das Familienleben untergrabenden Wühlereien der Socialdemokraten, die ihren Töchtern das Dienen verwehren. Der Zuzug vom Lande reicht bei dem raschen Wachsthum der Großstädte und der steigenden Wohlhabenheit der städtischen Bevölkerung nicht aus, um den Bedarf an Dienstboten zu decken.

Nicht die Classenmoral der höheren Stände hat es nöthig, eine tiefgehende Correctur zu erfahren, sondern die Classenmoral des dienenden Standes, die aber ganz verwirrt wird, wenn man sie auf das Princip der abstracten Gleichheit und Gerechtigkeit zu bauen sucht. So wenig man von den Dienstboten verlangen kann, daß sie ihre Mußezeit mit wissenschaftlicher Lectüre oder musikalischer Ausbildung ausfüllen sollen, wie solches die Damen des Hauses thun, so wenig darf man von der Hausfrau verlangen, daß sie alle Arbeiten des Mädchens um des Princips der Gleichheit willen theilt und schließlich dem Mädchen auch noch einen Platz am Familientisch einräumt, während die Töchter des Hauses abwechselnd das Anrichten der Speisen in der Küche besorgen und dann nachessen. Standesunterschiede werden trotz aller Beweisführungen der Theoretiker bestehen bleiben, weil sie der Logik der Thatsachen entsprechen; es handelt sich also nicht darum, Haß und Bitterkeit gegen dieselben zu erregen, sondern ihren vernünftigen Gehalt an's Tageslicht zu ziehen, damit die unvermeidlichen Härten, die jeder Ordnung anhaften, als eine Folge der unausweichlichen Nothwendigkeit empfunden werden, von der sich kein Stand, auch der höchste nicht, ausschließen kann. A. v. H.

Uebermenschen.

Von Professor Arnold Fokke.

I.

Die Menschen machen den Menschen viel zu schaffen. Entweder steigen sie ihnen zu hoch über die Köpfe hinaus, oder sie bleiben ihnen zu tief unter den Füßen. Die Einen möchten sie gern zu sich herauf, und die Andern zu sich herabziehen. Warum brauchen auch die Wenigen und Einsamen so weit voraufzueilen, so weit, daß ihre Conturen am Horizont in einander verschwimmen, und daß das Auge nicht mehr unterscheiden kann, ob sie noch der Erde oder schon dem Himmel angehören? Hoch oben in den Regionen wandeln sie, wo die Luft in den Aether übergeht, für die unser Denken zu grob und unser Herz zu heißblütig ist; und hinter uns, warum müssen denn die Massen, die „allzuvielen", so weit zurückbleiben, zurückbleiben in den sumpfigen Thalniederungen, wohin die Sonne ihre Strahlen nicht werfen kann, um die aufsteigenden Geister der Tiefe zu tödten?

Ach, es will uns nicht in den Kopf, daß Viele berufen sind, und nur Wenige auserlesen, daß das unerbittliche Gesetz der Natur auch für die mit Vernunft begabten Söhne der Erde gilt. In den Tiefen zusammengeballt die Massen, die erste Gewähr, daß das genus nicht ausstirbt, unterschiedlos und scheinbar auch bedeutungslos. Aber nicht allein, daß sie die unerläßlichste, allernothwendigste Arbeit verrichten; unaufhörlich, ohne die kleinste Unterbrechung schießt aus ihnen der Nachwuchs in die Höhe, um in den oberen Schichten den Bedarf zu decken, der sich aus den verschiedensten Gründen jeden Augenblick einstellt.

Wie die Menge unten in gewissem Sinne die Arbeit der Vergangenheit betreibt, weil diese an irgend einem Punkte der Vorzeit von höher angelegten Naturen aufgegeben wurde, so liegt in den mittleren Lagen die Menschheit der Arbeit der Gegenwart ob. Diese Thätigkeit, die deßhalb so genannt werden kann, weil sie sich an ihrer unteren Grenze jeden Augenblick von einer gewesenen Zeit abhebt, ragt in ihren oberen Lagen an unzähligen Punkten in die Zukunft. Hier sind auf allen Gebieten des Lebens die Pfadfinder der Menschheit beschäftigt, den Uebergang aus der seienden in die kommende Zeit vorzubereiten, die Brücken zu schlagen, auf denen der Troß bequem nachfolgen kann.

Aber wie hoch auch hier schon einzelne Gipfel über das Gedränge der umliegenden Erhebungen hinausragen, so sind doch ihre Spitzen noch nicht der Ziel- und Ruhepunkt für die, denen das höchste Maß menschlicher Kraft zu Theil ward. Wissen, Können und Wollen drängen diese Großen gleichermaßen, den Fuß noch weiter zu tragen und über schwindelerregende Grate hinweg den Sammelpunkt für ihr noch in den Tiefen zögerndes Gefolge zu finden. Aus den nachschauenden Augen folgt ihnen Staunen oder Mißbilligung, aber je geringer die unterscheidende Sehkraft wird, um so schärfer und lauter tönt der Tadel, um so leiser und zaghafter äußert sich die Theilnahme.

Nur Wenigen ist es beschieden, mit klarem Blick den Weg zu erkennen, den diese obersten Führer der Völker einschlagen. Aber wenn sie auch wissend sind, und wenn ihnen auch Kraft und Fähigkeit innewohnt, selber die gewiesene Straße zu wandeln und auch das Gefolge nachzuführen, so kommt es doch auf die ganze Summe der Kräfte an, die den Begleiter an der Seite des Führers festhält. Denn zur Kraft des Intellects gehört die heiße Gluth des Herzens, und zu beiden die Stärke des schnellen Entschlusses und die Unerbittlichkeit des Willens. Fehlt dem Einen der Ehrgeiz, so mangelt es dem Andern an Muth, und wieder in einem Dritten regt der Zweifel seine matten Schwingen.

Daher kommt es, daß die Großen, obgleich sie mitten unter allem Volke sind, dennoch bis zu einem gewissen Grade einsam und verlassen dastehen. Meistens besitzen sie wenig

Digitized by Google

Anziehungskraft, weil die Luft um sie herum für das Herzblut zu kalt und für das Athmen zu dünn ist. Da Wahrhaftigkeit gern fern bleibt, und Schmeichelei alsbald durchschaut wird, so klemmt Menschenverachtung, das Schlimmste von Allem, was Menschen heimsuchen kann, das Herz des Einsamen ein und erweitert die Kluft, die ihn vom ringsum fluthenden Leben trennt.

Da nach der allgemeinen Anschauung das Glück vor Allem auf Gemeinsamkeit und Theilnahme beruht, so wird es, wenn diese fehlen, genossen wie das Gastmahl des Reichen, zu dem keine Gäste erschienen sind. Aus diesem Grunde hat man gefragt, ob nicht viel eher vom Fluch als vom Segen der Größe zu reden sei. Lassen wir dies dahin gestellt und vergessen wir nicht, daß das Bewußtsein, der Menschheit einen Dienst erwiesen zu haben, auch das Herz des Größesten von freudiger Genugthuung schwellen macht. Ob das zwar in allen Veränderungen des fortstürmenden Lebens ausreicht, steht auf einem anderen Blatte, und jedenfalls ist es nicht wegzuleugnen, daß auch in den Niederungen des Daseins das wahre Glück, wie man zu sagen pflegt, in stiller Hut gewahrt wird.

Wie auch immer sich das innere Leben des Einsamen gestalten mag, ob das Gefühl seelischer Befriedigung geringer in ihm ist und die Qual der Verfehlung weniger peinigend, darüber läßt sich schwer Etwas sagen, und vor Allem soll man sich hüten, zur Herbeiführung einer Entscheidung unsere zudringliche moralische Meßruthe in das Geheimniß seines Daseins einzuzwängen. Jenseit von Gut und Böse, so hat der modernste der Philosophen das Gesetz formulirt, wonach wir die Beurtheilung unserer Mitmenschen regeln sollen. Er hätte sich das sparen können und sich dreist mit der Vorschrift begnügen dürfen, die lange vor ihm ein viel Größerer als er selbst war, aufgestellt hat: Richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet. Lasset uns milde sein in der Messung dessen, was mit uns über die Erde dahin schreitet, und im Besonderen vorsichtig in der Schätzung derer, deren Gang über unsere Köpfe hinweggeht.

Uebermenschen. Wenn sich die Summe alles Dessen in ihnen concentrirt findet, was sonst vereinzelt und zerstreut in den Individuen der Gattung Leben hat, so haben wir weder Ursache, sie zu beneiden, noch zu bemitleiden, noch auch sie mit unserem strafenden, harten Worte zu treffen. Wenn die Natur die sogenannten Uebermenschen aus der Masse ausgeschieden und für sich gestellt hat, so hat sie ohne allen Zweifel die besten Gründe für dieses Verfahren, und wir haben uns darnach zu richten. Zu richten in der Weise, daß wir jenen Gründen nachspüren dürfen und unsere Ansichten darüber äußern können, zu welchen Zwecken sie gedient haben. Daß sich unsere Geschichtschreibung noch immer so wenig durch die hierdurch festgelegte Regel in ihrer Betrachtung will bestimmen lassen, darf uns füglich Wunder nehmen, und zwar um so mehr, als die moralisirende Methode Ergebnisse nicht gefördert und der Moral selber am allerwenigsten genützt hat.

In der Geschichtschreibung des Herodot liegt der historischen Auffassung die Hybris zu Grunde, der Uebermuth oder Frevel, der sich mit den Grenzen des Menschlichen nicht begnügen will und gewaltsam in die Kreise der Götter eindringt. Dadurch hat der „Vater der Geschichte" sich vortrefflich geholfen, um seinem Werke den wünschenswerthen einheitlichen Zug zu geben und vor Allem die Erklärung für das jähe Mißlingen menschlicher Bestrebungen zu finden. Es ist die Strafe der Gottheit, mit der sie den trifft, der sich vermißt, in den Gang ihres Waltens einzugreifen. Mit diesem Verfahren des Herodot steht die historische Kunst seines Nachfolgers in geradem Gegensatze, aber eben in der Weigerung, den gewiesenen Spuren zu folgen, gewinnt die Geschichtschreibung des Thukydides den Vorzug, der sie noch jetzt mustergiltig macht.

Thukydides ist in dem Werke, das er der Nachwelt überliefert hat, so sehr ohne moralische Vorurtheile, daß er sich dadurch den Vorwurf des Atheismus zugezogen hat. Von der Hybris der Menschen und dem Neide der Götter bei Herodot weiß er in seinem Buche ebensowenig wie von der Ethik des Plato, die dieser Philosoph als Richtschnur für Staatsmänner aufgespannt hat. Dafür aber ist er um so sorgsamer und scharfsinniger in der Ergründung der Natur und des Wesens der Menschen, mit denen seine Darstellung zu thun hat, und gerade darin besteht die Größe seiner unvergleichlichen Kunst, daß die Personen in seiner Geschichte genau so reden und handeln, wie es der Wesenheit ihres angeborenen und gewordenen Charakters entspricht. So waren die Menschen, die ich Euch vorführe, und nun sehet selber zu, ob sie Euren Vorstellungen von politischem und sittlichem Werthe entsprechen; ich selber enthalte mich des Urtheils, um mich nicht festzulegen und selber der freien Bewegung zu berauben.

Das waren die Grundsätze einer Kunst, die später kaum von Irgendeinem erreicht worden ist. Soll man sich darüber wundern, oder soll man es erklärlich finden? Freilich ist es leichter, mit dem moralischen Richtmaß unter die Menschen zu treten und so die Böcke von den Schafen zu scheiden; auch an die Großen kann man leichter heran und sie unter sich beugen. Besonders leicht, wenn Einem dies Richtscheit von einer Philosophie wie der sokratischen und nun gar von der christlichen Ethik in die Hand gedrückt wird. Sind wir damit nicht weit über die fast noch in den Windeln liegende Anschauung des Herodot hinausgedrungen?

Es ist erstaunlich, welcher ungeheuren Fortschritte sich die Wissenschaft vom Moralischen im Hinblick auf die historische Schätzung rühmt, und doch handelt es sich hier nur um die Klärung der Begriffe, und im Kern der Sache ist die Wissenschaft um keinen Schritt weiter gerückt. Ob der Frevler vom Blitz des neidenden Zeus, oder der Sünder von der strafenden Gerechtigkeit des Himmels getroffen wird, ist in Absicht auf das historische Ergebniß von gleicher Bedeutung. Wenn Herodot über den Alkibiades zu berichten gehabt hätte, so würde er das Mißlingen seines Strebens vielleicht der Mißgunst der Götter zugeschrieben haben; das zeitgenössische Urtheil, das unter dem Einflusse der Sokratik stand, hat es daraus erklärt, daß der athenische Staatsmann sich dem sittlichen Wollen seines großen Lehrers nicht habe beugen wollen, und die christliche Ethik, die noch weiter geht, will wissen, daß das Verderben des Genannten deßhalb unvermeidlich war, weil er, jedes sittlichen Haltes baar, in offener Auflehnung gegen die Gesetze des Staates Verrath am Vaterlande geübt habe.

Vergleicht man nun diese drei Urtheile unter einander, so wird es sofort klar, daß sie nur in ihrer dialektischen Fassung verschieden sind, daß sie im Uebrigen aber ihrem Delinquenten mit der aus demselben Zeuge gewebten Schnur den Hals zuschnüren. Mit dem aus dem Alterthum stammenden Anschauungen brauchen wir uns hier nicht lange zu befassen, aber es ist von Interesse, das von der christlichen Geschichtschreibung gefällte Urtheil mit dem des Thukydides zusammen zu halten. Wenn dieser Historiker in seinen Forschungen auf irgend eine Spur von Vaterlandsverrath in den politischen Absichten des Alkibiades gestoßen wäre, so würde er darüber in irgend einer Weise berichtet haben, aber es findet sich in dieser Richtung auch nicht die leiseste Andeutung.

Woher sollte sie auch kommen? Aus dem Vaterlande vertrieben und zum Tode verurtheilt, kämpft der Verbannte auf Seiten der Spartaner gegen die Athener und sucht ihnen, wie es ihm immer gut dünkt, Schaden zuzufügen. Das war nach allgemeiner griechischer Anschauung nur natürlich, und auf den Vorwurf des Hochverraths konnte in Griechenland deßhalb Niemand gerathen, weil nach dem Beschlusse der athenischen Staatsbehörden Alkibiades gar kein

Digitized by Google

Vaterland mehr hatte, gegen das er hochverrätherisch handeln konnte.

Alkibiades war ein Uebermensch, wenn denn nun einmal der Ausdruck gelten soll, aber muß denn gerade deßhalb, weil er es war, die Moral gegen ihn aufgefahren werden? Und nun gar das christliche Sittengesetz, mit dem er doch nie in seinem Leben zu thun hatte! Statt ihm nach seinem Tode einen Strick für seinen Hals daraus zu drehen — sie ist wahrlich zu etwas Besserem da —, sollte man lieber den natürlichen Bedingungen seines Charakters nachforschen, und wie er das hat werden können, was er in Wirklichkeit war. Thukydides sagt im fünfzehnten Capitel des 6. Buches seiner Geschichte, daß die Athener aus Verkennung des herrischen und über das gewöhnliche Maß hinausgehenden Wesens, das dem Alkibiades eigen gewesen sei, den Staat ins Schwanken gebracht hätten, und damit stelle man zusammen, was in den „Fröschen" des Aristophanes zu lesen ist. Es ist nicht gut, so sagt der komische Dichter in Anspielung auf den Alkibiades, ein Löwenjunges im Staate aufzuziehen, geschieht es aber, so soll man sich seinem Willen nicht widersetzen. Beider Urtheile sind deßhalb so charakteristisch, weil sie darin übereinstimmen, daß sie die Schuld oder die Ursache des Verderbens nicht in dem moralischen Defect des Einen sehen, sondern in dem intellectuellen Manco der großen Masse des athenischen Volkes.

Literatur und Kunst.

Goethe und das Unsittliche in der Kunst.

Von Dr. Wilhelm Bode (Weimar).

Der Kampf um die Lex Heinze hat ausgetobt, die Goethe-Bünde schlafen oder sind friedlichen Aufgaben zugewandt, der Schwarm hat sich verlaufen. Wir wollen nicht mit dem Selbstbewußtsein spät kneipender Studenten fortfahren: „Nun findet unter den Edleren statt eine würdige Tafelrunde"; aber wir glauben, daß jetzt die Zeit gekommen ist, wo wir die Stellung unseres größten Dichters zu einer schwierigen, gemeinsamen Angelegenheit der Kunst und der öffentlichen Moral mit derjenigen ruhigen Sachlichkeit prüfen können, die er selber sich zur Pflicht machte.

Goethe war stets für eine reinliche Scheidung der Berufe und Aufgaben. Er haßte es, wenn der Schuster oder der Poet dem Staatsmanne in's Handwerk pfuschen wollte, er verlangte aber auch, daß die Gesetze für Künstler von Künstlern gemacht, oder richtiger: nicht gemacht, sondern gefunden, erkannt, unbewußt ergriffen würden. Es sind abgeleierte Sprichwörter: „Ein Jeder kehre vor seiner Thür!" und „Schuster, bleib' bei Deinem Leisten!", aber solche Mahnungen sind der Mittelpunkt von Goethe's politischem System. Dazu paßt es, daß er stets den Künstlern rieth, in ihrer Eigenschaft als Künstler jede fremde Einmischung eifersüchtig abzuwehren, sich auch nicht in den Dienst des Vaterlandes, der Religion oder der Sittlichkeit zu stellen; denn Niemand kann zwei Herren dienen. Die Künstler aber sind der Kunst, der Schönheit verpflichtet. Ein politisch Lied ist ein garstig Lied; wo der Dichter zugleich politische Zwecke erreichen will, wird die Poesie von der Politik erdrückt werden. Welche Gefahr jedoch die Frömmigkeit hat, wo sie in Kunstwerken statt der Kunst zu herrschen übernimmt, das sah Goethe nicht nur an der Mehrzahl der protestantischen Kirchengesangs-Reimereien, sondern besonders auch an der ganzen romantischen Schule in der Dichtkunst und am Nazarenerthum in der Malerei. Ebenso wie die Frommen, so müssen aber auch die Moralisten freundlich abgewiesen werden, wenn sie Forderungen an die Kunst präsentiren. Der Künstler hat das Sinnlich-Höchste darzustellen, nicht das Sittlich-Höchste, seine Aufgabe ist das Bilden und Gestalten, nicht das Lehren. Er darf ja auch Märchen dichten, die doch die Menschen überhaupt nicht auf sich selbst zurück, sondern nur aus sich heraus führen, und gerade solche Märchen wirken auf uns als echteste Poesie.

Nun verlangt der gemäßigte Moralist aber auch nicht, daß jedes Dichterwerk sittliche Lehren predige; er wird sich zufrieden erklären, wenn der Dichter das Sittengesetz anerkennt und sich ihm unterordnet. Dazu bemerkt Goethe: Anerkennen mußten die Künstler das Sittengesetz von jeher, denn deutliche ethische Phänomene wird Derjenige nicht leugnen, der die ästhetischen heilig hält. „Thäten sie aber das Zweite," d. h. ordneten sich die Künstler den Moralisten und ihren Vorschriften unter, „so wären sie verloren, und es wäre besser, daß man ihnen gleich einen Mühlstein an den Hals hinge und sie ersäufte, als daß man sie nach und nach in's Nützlich-Platte absterben ließe."

Namentlich verwahrte sich Goethe gegen jene ängstlichen Pedanten, die das Sittlich-Verwerfliche gar nicht oder doch nur unter deutlichem Ausdruck der moralischen Entrüstung des Künstlers dargestellt wissen wollten. Der Künstler hat objectiv zu sein, er spricht nicht über die Dinge, sondern die Dinge sprechen durch ihn hindurch; sobald er zu moralisiren anfängt, verläßt er das Gebiet der Kunst. Er darf aber auch nicht auf das Sittlich-Verwerfliche als Stoff ganz und gar verzichten, denn „das Uebel macht eine Geschichte und das Gute keine", und Goethe's eigenste Erfahrung war:

„Meine Dichtergluth war sehr gering,
So lang ich dem Guten entgegenging.
Dagegen brannte sie lichterloh,
Wenn ich vor drohendem Uebel floh."

Wenn man etwa einwarf, daß solche Darstellung des Unrechten dem Leser schaden, ihn in unerwünschter Weise aufklären könnte, so erwiderte er: „Es müßte schlimm zugehen, wenn ein Buch unmoralischer wirken sollte, als das Leben selber, das täglich der scandalösen Scenen im Ueberfluß, wo nicht vor unsern Augen, doch vor unsern Ohren entwickelt. Selbst bei Kindern braucht man wegen der Wirkungen eines Buchs oder Theaterstücks keineswegs so ängstlich zu sein. Das tägliche Leben ist, wie gesagt, lehrreicher als das wirksamste Buch."

„Aber doch," erwiderte ihm Jemand, „sucht man sich bei Kindern in Acht zu nehmen, daß man in ihrer Gegenwart nicht Dinge spricht, welche zu hören wir für sie nicht gut halten."

„Das ist recht löblich," antwortete Goethe, „und ich thue es selbst nicht anders: allein ich halte diese Vorsicht durchaus für unnütz. Die Kinder haben wie die Hunde einen so scharfen und feinen Geruch, daß sie Alles entdecken und auswittern, und das Schlimme vor allem Andern."

Goethe lebte noch nicht im Zeitalter der Sensationspresse, dennoch äußerte auch er schon, daß jedes Zeitungsblatt der holden Unschuld gefährlicher sei als das Werk eines ernsten Künstlers. Er nannte selber Byron's „Don Juan" das Unsittlichste, was jemals die Dichtkunst hervorgebracht, hielt aber doch eine Uebersetzung in's Deutsche für gestattet, „indem Dichter und Schriftsteller sich wunderlich gebärden müßten, um sittenverderberischer zu sein, als die Zeitungen des Tages".

Wir bemerken hier, daß Goethe auch das „Unsittliche" in engerem Sinne den Künsten nicht entzogen zu sehen wünschte. Die Anspielungen auf geschlechtliche Dinge und sonstige Derbheiten sind sehr wirksam und brauchbar, sie waren in der älteren Dichtung die ursprüngliche einzige vis comica, und Goethe konnte sie sich von der Komödie nicht gut ent-

Digitized by Google

fernt denken. Er fühlte sich als Theaterleiter verpflichtet, seinen Gästen gesunde Kost vorzusetzen, aber Derbheiten und Aufrichtigkeiten in geschlechtlichen Dingen hielt er nicht für ungesund. Wenn dergleichen sich nicht für heranwachsende Mädchen eigne, dann sei ja noch nicht gesagt, daß das Theater besonders für Backfische bestimmt sein müsse. Wenn aber Männer Spuren von Prüderie zeigten, so spottete er: „Ich hab's ja auch nicht für Euch geschrieben, sondern für die jungen Mädchen." Schiller wünschte, daß ein Mal in der Woche nur für erwachsene Männer gespielt werden möchte; als Eckermann beklagte, daß man Molière's Stücke nicht in ihrer ganzen Natürlichkeit auf der Bühne zu sehen bekomme, rief Goethe aus: „Was thun unsere jungen Mädchen im Theater? Sie gehören gar nicht hinein, sie gehören in's Kloster, und das Theater ist bloß für Männer und Frauen, die mit menschlichen Dingen bekannt sind. Als Molière schrieb, waren die Mädchen im Kloster, und er hatte auf sie gar keine Rücksicht zu nehmen." Auch gegen G. von Reinbeck klagte unser Dichter, daß das deutsche Publicum zu prüde sei und nicht recht Spaß verstehe. Denn dadurch werde der Bühne ein Gebiet verschlossen, das wenigstens den Genuß größerer Mannigfaltigkeit geben könne, und, recht behandelt, könne gerade das Grotesk-Komische ein Vehikel sein, so Manches zur Sprache zu bringen, was in zarterer Behandlung einen zu ernsten Charakter gewinne. Auch in seinem Aufsatz „Deutsches Theater" beklagt Goethe deutlich, daß die Freunde des Theaters, dieser „der höhern Sinnlichkeit eigentlich nur gewidmeten Anstalt", sich haben verleiten lassen, der Polizei, den Frommen und den Moralisten gegenüber die Bühne für eine sittliche Volkserziehungsanstalt auszugeben, die dem Staate und der Gesellschaft unmittelbar nutze. Dadurch werde die alte Gottschedische Mittelmäßigkeit immer wieder erneuert.

Bei solchen Ansichten ist es kein Wunder, daß Goethe auch als Theatervorsteher Anstoß erregte. Als er das Schauspiel „Jou" aufführen ließ, dessen Verfasser, der ältere Schlegel, in Weimar heftige Gegner hatte, gab es fast einen Scandal. Herder's Gattin urtheilte: „ein schamloseres, frecheres, sittenverderbenderes Stück ist noch nicht gegeben"; der Gymnasialdirector Böttiger wollte in Bertuch's „Journal des Luxus und der Moden" eine sehr scharfe Kritik veröffentlichen; und Goethe konnte sie nur durch die Drohung verhindern, daß er bei ihrem Erscheinen die Direction des Theaters niederlegen würde. Goethe wollte das Publicum nicht durch Verwegenheiten beleidigen, sondern es fehlte ihm nur das Organ für die Prüderie. Deßhalb ließ er sich nachher bei den „Mitschuldigen", wie auch bei „Rameau's Neffen", von Schiller in diesem Punkte berathen, denn Schiller war zwar nicht spröder oder prüder als Goethe, aber er verstand sich viel besser auf das Publicum und seine Wünsche.

Goethe wußte von sich selbst und von vielen großen Dichtern aller Zeiten, daß die Geschlechtlichkeiten zweifellos auf dem Felde der Poesie liegen. Wieland z. B. war der ehrenwertheste, wohlmeinendste, sittlichste Mensch, aber bekanntlich hat gerade er sich oft versucht gefühlt, in seinen Dichtungen die Grenzen des Anständigen und Schicklichen zu überschreiten. Goethe erwähnt das in seiner Gedächtnißrede auf den entschlafenen Freund und bemerkt, daß „von jeher das Genie solche Wagestücke unter seine Gerechtsame gezählt hat." Ein ander Mal urtheilt er: „Die Kunst an und für sich selbst ist edel, deßhalb fürchtet sich der Künstler nicht vor dem Gemeinen. Ja, indem er es aufnimmt, ist es schon geadelt, und so sehen wir die größten Künstler mit Kühnheit ihr Majestätsrecht ausüben." Und weiter: „In jedem Künstler liegt ein Keim von Verwegenheit, ohne den kein Talent denkbar ist, und dieser wird besonders rege, wenn man den Fähigen einschränken und zu einseitigem Zwecke dingen und brauchen will." Auch in diesem Sinne ruft der Dichter grämlichen und schwunglosen Kritikern zu:

„Dichten ist ein Uebermuth;
Niemand schelte mich!
Habt getrost ein warmes Blut,
Froh und frei, wie ich!
Wenn des Dichters Mühle geht,
Halte sie nicht ein!
Denn wer einmal uns versteht,
Wird uns auch verzeihn."

Aber freilich muß nicht Alles an die große Oeffentlichkeit kommen, was der heitere Dichter keck hervorsprudelt. Als Goethe zwei eigene Gedichte, die er als allzustark nicht in seine Werke aufnahm, Eckermann zeigte, bemerkte er: „Könnte Geist und höhere Bildung ein Gemeingut werden, so hätte der Dichter ein gutes Spiel; er könnte immer durchaus wahr sein und brauchte sich nicht zu scheuen, das Beste zu sagen. So aber muß er sich immer in einem gewissen Niveau halten; er hat zu bedenken, daß seine Werke in die Hände einer gemischten Welt kommen, und er hat daher Ursache, sich in Acht zu nehmen, daß er der Mehrzahl guter Menschen durch eine zu große Offenheit kein Aergerniß gebe. Und dann ist die Zeit ein wunderlich Ding. Sie ist ein Tyrann, der seine Launen hat und der zu dem, was Einer sagt und thut, in jedem Jahrhundert ein ander Gesicht macht. Was den alten Griechen zu sagen erlaubt war, will uns zu sagen nicht mehr anstehen, und was Shakespeare's kräftigen Mitmenschen durchaus anmuthete, kann der Engländer von 1820 nicht mehr ertragen."

Goethe hielt die beiden Gedichte, von denen hier die Rede ist, für durchaus sittlich, er schämte sich ihrer keineswegs und erwähnte sie sogar gegen eine Dame wie Schiller's Wittwe, aber er wollte sie doch in keinem Falle gedruckt wissen. Und auch das aus ästhetischen Gründen. Denn das Kunstwerk wird erst durch ästhetische Wirkungen vollendet; es hat seine Aufgabe verfehlt, wenn ein großer Theil des Publicums nicht ästhetisch erhoben, sondern ganz anders berührt wird. Völlig zu verhindern ist das nun freilich nicht; namentlich die Jugend, die wohl die „Lustige Person" als das dankbarste Publicum rühmen mag, möchte ja vor allen Dingen in ihren Gefühlen aufgeregt, vielleicht über unbekannte Welten aufgeklärt sein; der wahre Künstler kann aber nur wünschen, die gleiche Stimmung im Betrachter, Leser, Zuschauer zu erwecken, die ihn selbst an sein Werk heranführte. Ihm wird die Geschichte von jenem Bildhauer unsympathisch sein, der sich in seine Statue wie in ein lebendiges Wesen verliebte, und wenn er von gemalten Kirschen hört, nach denen die Spatzen flogen, so meint er: es waren eben Spatzen. „Kein echter Künstler verlangt sein Werk neben ein Naturproduct oder gar an dessen Stelle zu setzen; der es thäte, wäre wie ein Mittelgeschöpf aus dem Reiche der Kunst zu verstoßen und im Reiche der Natur nicht aufzunehmen." „Die Tradition sagt, daß brutale Menschen gegen plastische Meisterwerke von sinnlichen Begierden entzündet wurden; die Liebe eines hohen Künstlers aber zu seinem trefflichen Werke ist ganz anderer Art, sie gleicht der frommen, heiligen Liebe unter Blutsverwandten und Freunden. Hätte Pygmalion seine Statue begehren können, so wäre er ein Pfuscher gewesen." Mit andern Worten: Wenn Kunstwerke in der Praxis die Wirkung haben, daß sie die geschlechtliche Sinnlichkeit im Menschen wecken oder reizen, nicht bloß bei Einzelnen und Ungebildeten, sondern bei einem großen Theile ihres Publicums, dann sind diese Werke in so weit keine Kunstwerke mehr. Eine Sprache, die falsch verstanden wird, hat ihren wesentlichen Zweck verloren und ist keine vollständige Sprache mehr. Die Kunst aber gehört zu den Sprachen, durch die die Menschen sich einander mitzutheilen suchen; sie ist die Sprache der Empfindungen und Stimmungen. Deßhalb durfte Goethe solche Gedichte nicht der Oeffentlichkeit übergeben, die von lüsternen jungen Leuten am eifrigsten gelesen, deren ernste Wahrheiten selten nur erfaßt werden würden.

Digitized by Google

Zweierlei muß noch angedeutet werden, damit man Goethe richtig verstehe. Er lehnt ab, daß die Kunst von Außen her Aufgaben erhalte, daß sie sittlich nützen solle. Damit leugnet er aber nicht, daß sie nütze. Eine Milderung roher Sitten ist überall die natürliche Folge fleißiger Kunstpflege. Als Goethe in Rom war, hatte er auch sein Zimmer mit Abgüssen nach den Antiken angefüllt, so daß er sie schon beim Aufwachen des Morgens früh vor Augen hatte. Da schreibt er nieder: „All unser Denken und Sinnen ist von solchen Gestalten begleitet, und es wird dadurch unmöglich, in Barbarei zurückzufallen."

Und weiter: wenn der Künstler als Künstler nicht auf den Ethiker, den Patrioten, den Frommen u. s. w. hören soll, so ist er doch zugleich auch ein Mensch und Bürger, und als solcher mag er seinen Freunden zugänglich sein. Der Künstler, dem viel Einfluß auf Mit- und Nachwelt anvertraut ist, hat die Pflicht, beständig an seiner Bildung zu arbeiten. Namentlich die erfolgreichen Dramatiker wirken stark auf ihre Zeitgenossen, erhöhen oder verderben die Volksseele, ob sie es wollen oder nicht. „Von Corneille ging eine Wirkung aus, die fähig war, Heldenseelen zu bilden. Das war etwas für Napoleon, der ein Heldenvolk nöthig hatte; weshalb er denn von Corneille sagte, daß, wenn er noch lebte, er ihn zum Fürsten machen würde. Ein dramatischer Dichter, der seine Bestimmung kennt, soll daher unabläßig an seiner höheren Entwickelung arbeiten, damit die Wirkung, die von ihm auf sein Volk ausgeht, eine wohlthätige und edle sei."

So hielt es Goethe auch im eigenen Leben. Bildung ist jedes Menschen große Lebensaufgabe; je mehr wir uns Andern mittheilen, desto ernster wird diese Pflicht. „Ich habe in meinem Berufe als Schriftsteller nie gefragt: wie nütze ich dem Ganzen? Sondern ich habe immer nur dahin getrachtet, mich selbst einsichtiger und besser zu machen, den Gehalt meiner eigenen Persönlichkeit zu steigern und dann immer nur auszusprechen, was ich als gut und wahr erkannt hatte."

Von falschen und wahren Propheten.

Von Dr. M. Landau (Wien).

Der Historiker, sagt man, ist ein nach rückwärts gewendeter Prophet; aber nicht immer gelingt es ihm, das in der Vergangenheit Geschehene richtig zu sehen. Noch schlimmer ergeht es ihm, wenn er wirklich prophezeien, aus der Geschichte der Vergangenheit Schlüsse auf die Zukunft ziehen will. Selbst ein wirklicher Prophet von Gottes Gnaden, der den Untergang Ninives verkündete, mußte seine Prophezeiung zu Schanden werden sehen.

Besser machen es Diejenigen, welche, wie Bellamy, de Amicis und Ihresgleichen, Dinge verkünden, die erst nach vielen Jahrhunderten eintreffen sollen — sie erleben wenigstens ihr Fiasco nicht. Und nicht bloß bei solchen umfassenden Schilderungen, beim Aufbauen ganzer Zukunftsstaaten kann man sich irren, selbst in Bezug auf einzelne Facta und Verhältnisse haben sich schon große Staatsmänner und Gelehrte als falsche Propheten erwiesen: Vor 180 Jahren hat Montesquieu in seinen „Persischen Briefen" die fortschreitende Abnahme der Bevölkerung der Erde behauptet und daraus geschlossen, daß sie nach tausend Jahren ganz menschenleer sein werde. Einige Jahre später behauptete ein anderer Franzose, die Bevölkerung Frankreichs sei vom 14. bis 18. Jahrhundert auf die Hälfte reducirt worden, werde also im 22. Jahrhundert auf ein Viertel, nach weiteren vierhundert Jahren auf ein Achtel reducirt sein, bis nach 9200 Jahren nur ein einziger Franzose übrig bleiben werde.

Das Irrthümliche der diesen Berechnungen zu Grunde liegenden Daten hat schon Voltaire im Dictionnaire philosophique (Artikel Population) aufgezeigt, und seit Townsend und Malthus fürchtet man wieder die ungeheure Zunahme der Population. Aengstliche Staatsmänner und Nationalökonomen zerbrechen sich schon die Köpfe, woher man in den nächsten Jahrhunderten das Brot für diese Milliarden von Menschen nehmen werde.

Ein jüngerer Zeitgenosse Voltaire's, der italienische Nationalökonom Pietro Verri, sagte wieder voraus, der Papst werde seine Herrschaft über die Geister wohl verlieren, aber der weltliche Beherrscher des Kirchenstaates bleiben. Um dieselbe Zeit (1768) schrieb Winckelmann an einen Freund, daß vielleicht in 50 Jahren in Rom weder ein Papst noch ein Priester sein werde. Von der Prophezeiung des Italieners ist nach einem Jahrhundert das gerade Gegentheil eingetroffen. Der deutsche Kunsthistoriker hätte richtiger gerathen, wenn er statt 50 40 Jahre gesagt hätte, denn im Jahre 1809 war Rom wirklich ohne Papst. Pius VII. war auf Befehl Napoleon's weggeführt worden.

Dieser selbst ist indessen mit seinen Vorhersagungen der Wahrheit etwas näher gekommen. Er hat im Jahre 1804 eine Medaille auf seine Landung in England prägen lassen und ist wirklich elf Jahre später auf der englischen Insel St. Helena gelandet. Er sagte voraus, in 50 Jahren werde Europa entweder kosakisch oder republikanisch sein, und jetzt ist wenigstens Frankreich halb kosakisch und halb republikanisch.

Den großen Corsen hat aber, ohne es zu ahnen, Rousseau prophezeit, als er in seinem Contrat social sagte: „Ich habe das Vorgefühl, daß diese Insel (Corsica) einst Europa in Erstaunen versetzen wird."

Daß Cazotte die französische Revolution mit ihren Blutgerichten ganz genau prophezeit habe, braucht man nicht zu glauben, aber ganz klar hat sie Voltaire vorausgesehen, als er am 2. April 1764 an Marquis Chauvelin schrieb: „Die Revolution wird unfehlbar eintreffen, aber ich werde nicht das Vergnügen haben, Augenzeuge zu sein. Glücklich sind die jungen Leute, sie werden da schöne Dinge zu sehen bekommen!"

Voltaire ist ein Jahrzehnt vor Ausbruch der großen Revolution gestorben, aber Vergnügen hätte sie ihm gewiß nicht gemacht, wenn er sie erlebt hätte. Er wäre höchst wahrscheinlich als Aristokrat guillotinirt worden.

In seiner Geschichte dieser Revolutionszeit sagte wieder der deutsche Historiker v. Sybel vor einem halben Jahrhundert, von den Absichten des Kaisers Paul, über Chiwa und Herat zum Indus zu marschiren, um die englische Herrschaft in Indien zu stürzen, sprechend: „So phantastisch und halb wahnwitzig sich diese Entwürfe heute ausnehmen."

Wer hält in dem heute von 1901 diese Entwürfe für wahnsinnig?

Im Jahre 1833 schrieb Macaulay: „Die Institution der Pairie geht offenbar ihrem natürlichen Tode entgegen." Das hat aber ein Vierteljahrhundert später den glänzenden Historiker nicht gehindert, einen Pairstitel anzunehmen, und jetzt, mehr als 40 Jahre nach seinem Tode, sehen wir die lebensgefährlich kranke Institution noch recht gesund und kräftig.

Während Macaulay sich begnügte, den Tod des Oberhauses anzukündigen, erklärte Heine ungefähr um dieselbe Zeit die Jesuiten schon für mausetodt. „Manchmal will es mich bedünken," schrieb er aus Tirol in den Reisebildern, „als sei ihre Existenz nur eine Chimäre, als spuke nur die Angst vor ihnen noch in unseren Köpfen, nachdem längst die Gefahr vorüber, und alles Eifern gegen Jesuiten mahnt mich dann an Leute, die, wenn es längst aufgehört hat zu regnen, noch immer mit aufgespanntem Regenschirm umhergehen." Er sah nur noch ihr Gespenst durch die Welt schleichen:

Digitized by Google

„ein albernes blödsinniges Gespenst, das uns täglich durch Wort und That zu beweisen sucht, wie wenig es furchtbar sei."

Jetzt sehen wir, daß das Gespenst wieder Fleisch und Blut bekommen hat, und wenn Regenschirme genügen möchten, um es zu verjagen, dann würden die Regenschirmfabrikanten sehr gute Geschäfte machen.

Heine hielt sich für einen großen Politiker, war es aber, wie mir scheint, nicht, jedenfalls nicht in den Reisebildern. So hielt er auch den Militärismus (das Wort gebrauchte man damals noch nicht) und den Nationalitätenhaß für eben so todt und begraben, wie die Jesuiten: „Der Haupthebel, den ehrgeizige und habsüchtige Fürsten zu ihren Privatzwecken sonst so wirksam in Bewegung zu setzen wußten, nämlich die Nationalität mit ihrer Eitelkeit und ihrem Haß, ist jetzt morsch und abgenutzt; täglich verschwinden mehr und mehr die thörichten Nationalvorurtheile, alle schroffen Besonderheiten gehen unter in der Allgemeinheit der europäischen Civilisation."

Was hätte er wohl gesagt, wenn er es erlebt hätte, zu sehen, wie diese thörichten Nationalvorurtheile und schroffen Besonderheiten selbst vor dem gemeinsamen Civilisationskleidungsstück, dem heiligen Frack, nicht Halt machen? Nur in der Tschamara wollte der tschechische Bürgermeister von Prag vor dem Kaiser erscheinen. Das ist Männerstolz vor Königsthronen!

In Bezug auf Militärismus, Jesuitismus und was damit zusammenhängt, haben sich übrigens auch Andere, hervorragende Historiker und Gelehrte, so gut getäuscht wie Heine. So schrieb Draper in seiner „Geschichte der geistigen Entwickelung Europas": „Wo giebt es jetzt Einen, der Honorar für eine Reliquie zahlt oder zu einem Heiligenschrein geht, um geheilt zu werden? Diese Täuschungen sind mit der Macht, der sie angehörten, verschwunden."

Die Millionen, die jetzt nach Lourdes und zu der wunderthätigen Madonna bei Pompeji wallfahren, hat Draper ebensowenig vorausgesehen wie die neuesten Wunder und Wundergeschäfte des heiligen Antonius! Ueber die jetzigen Preise von Reliquien bin ich leider nicht unterrichtet, aber ich glaube, daß sie noch immer in höherem Course stehen als die Actien der Leipziger Bank.

Ein Vierteljahrhundert später als Heine hielt noch der geistvolle Buckle, trotz des eben ausgebrochenen Krimkrieges, den Militärismus dem Tode nahe: die Civilisation und die fortschreitende Bildung bringen ihm den Tod. „Es ist bezeichnend," sagte er im vierten Capitel seiner „Geschichte der Civilisation in England", daß der jetzige Krieg nicht durch die streitenden Interessen civilisirter Länder herbeigeführt wurde, sondern durch einen Bruch zwischen Rußland und der Türkei, der zwei barbarischsten Staaten Europas. Es ist höchst charakteristisch für die gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustände, daß der so ungewöhnlich lang andauernde Friede nicht durch einen Streit zwischen civilisirten Nationen, sondern durch den Angriff der uncivilisirten Russen auf die noch uncivilisirteren Türken gebrochen wurde." .... „Die Russen," sagte er, „sind kriegslustig, nicht weil sie weniger moralisch sind als andere Völker, sondern weil sie unvernünftiger und ungebildeter sind."

Für wie dumm und uncivilisirt müßte er seine Engländer halten, wenn er den Einfall Jameson's und den Krieg gegen die Buren erlebt hätte. Oder hätte er vielleicht durch die Art der Kriegsführung seiner Landsleute seine These, daß die civilisirten Menschen der Gegenwart sich von moralischen Motiven nicht mehr beeinflussen lassen als die Wilden und Barbaren, bestätigt gefunden?

Aus alldem sieht man, wie selbst Männer von großem Geiste und vielem Wissen sich von den Einflüssen ihrer Zeit nicht ganz frei machen können und manchmal aus vorübergehenden Erscheinungen, aus dem Charakter einer Generation allgemein giltige, die Zukunft bestimmende Gesetze ableiten wollen.

Buckle schreibt alle Civilisirung und Veredelung der Menschheit nur den Entdeckungen und Fortschritten in den Naturwissenschaften und der Nationalökonomie zu. Solche Entdeckungen werden oft von mehreren Personen gleichzeitig gemacht. Sie lagen in der Luft, sagt man dann, wenn die Entdecker um die Priorität streiten. Den Entdeckern geht aber manchmal um mehrere Jahrhunderte ein Prophet voran, dessen Prophezeiung den Zeitgenossen als Scherz oder Phantasiespiel erscheint, auch wohl von dem Propheten selbst nicht ernst gemeint ist. Vierzehn Jahrhunderte vor Columbus verkündete Seneca in seiner Tragödie „Medea" die Entdeckung Amerikas.

„Einst nach vielen Jahrhunderten löst der Ocean die Fesseln der Dinge, und ein großes Festland wird sichtbar; Thetis enthüllt uns eine neue Welt, und Thule ist nicht mehr das fernste Land."

Seneca's Tragödien wurden im Mittelalter viel gelesen, und seine Prophezeiung mag wohl bekannt gewesen sein. Ein Bischof des achten Jahrhunderts, der an die Existenz von Antipoden glaubte, wurde aber vom heiligen Bonifacius dem Papste als schrecklicher, verdammenswerther Ketzer denuncirt.

Schon im achtzehnten Jahrhundert wollte der Abbate Fortis aus Padua die Herkunft des Menschen von einer menschenähnlichen Thierspecies, ja weiter zurück von den Fischen oder Amphibien herleiten. Sein Biograph Ugoni, der schon im 19. Jahrhundert lebte, bemerkt dazu, er scheine auch in anderen Beziehungen die Richtigkeit der Angaben der Genesis bezweifelt zu haben.

Hat der wahrheitsliebende Baron Münchhausen den Phonographen prophezeit, als er uns von seinen eingefrorenen und wieder aufgethauten Trompetentönen erzählte? Aber dem erfindungsreichen Edison wird auch zu Gunsten eines Bischofs von Chester, der im Jahre 1648 ein Buch Magia mathematica herausgab, die Priorität streitig gemacht. Und mehrere Jahre früher hatte schon der durch Rostand wieder berühmt gewordene Cyrano von Bergerac in seiner Histoire comique des Etats et Empires de la Lune, dem Vorbilde von Swift's Reisen Gulliver's, den Phonographen ziemlich genau beschrieben.

Mit Cyrano betreten wir das Gebiet der schönen Literatur, auf dem es von falschen Propheten wimmelt. Wie oft sind nicht kleine und große Dichter von ihren Zeitgenossen überschätzt oder zu gering eingeschätzt worden! Und solche von der Nachwelt verworfene Urtheile hat sich nicht bloß die große Heerde der Leser zu Schulden kommen lassen. Selbst eine so geistreiche Frau wie die Marquise de Sévigné hat gesagt, Racine werde bald ebenso aus der Mode kommen wie der Kaffee. Dies voreilige Urtheil hat Voltaire so aufgebracht, daß er sie in seinem berühmten Briefe an die Académie française (1778) eine Frau nannte qui écrivait si bien et qui jugeait si mal. In demselben Briefe hat er aber Shakespeare heruntergemacht und gesagt, er schäme sich, seinen Namen neben dem Corneille's zu nennen. So paßten seine eigenen Worte auch auf ihn selbst: „er schrieb so gut und urtheilte so schlecht."

Und seit Voltaire hat das Ansehen Racine's merklich abgenommen, während der Kaffeeverbrauch, wie uns die Statistik nachweist, enorm zugenommen hat. Würde ich nicht fürchten, ein falscher Prophet zu sein, so möchte ich sagen, der Kaffee werde noch länger als Shakespeare „Mode bleiben". Aber es scheint, daß auch der Geschmack im eigentlichen Wortsinne sich so gut ändere wie der im übertragenen. Und wer weiß, was man im dreißigsten Jahrhundert am liebsten trinken wird.

Mitunter haben aber die Dichter selbst ziemlich richtig vorausgesehen, wie die Nachwelt sie taxiren wird. So sagt z. B. der Satiriker Rabener in einem Briefe an Gellert

Digitized by Google

(vom 19. Juni 1756): „Es werden Tage kommen, wo wir Beide vergessen sind, und in denen wir höchstens darum noch genennet werden, weil wir gelebt haben. Der fließende Herr Gellert und der spitzige Herr Rabener (wird es heißen) haben hier und da ganz artige Gedanken gehabt, und die wenigen Bogen, die von ihren vermuthlich gar weitläufigen Werken noch übrig sind, verrathen einigen Geschmack, so gut man ihn von den unaufgeklärten Zeiten, in denen sie gelebt haben, erwarten kann."

Freilich wird der Briefschreiber vielleicht im Herzen gehofft haben, die Nachwelt werde ihn günstiger beurtheilen als er selbst. Er machte es vielleicht wie manche kokette Frauen, die von ihrem unschönen, geistlosen Aussehen sprechen, um lebhafte Versicherungen des Gegentheils vom Angeredeten hervorzurufen. Wir sitzen Herrn Rabener nicht auf und unterschreiben seine Selbstbeurtheilung.

Halb ernsthaft, halb scherzend sprach dagegen Bürger, in einer poetischen Epistel an Göckingk, die Erwartung aus, von der Nachwelt als Classiker behandelt zu werden:

„Doch nach dem Tode geht's erst an!
Denn auch bei den Tunguſen,
Nach tausend Jahren, ehret man,
So Gott will! unsre Musen.

Dort illustrirt man sein aus uns
Antiquitäten-Listen.
Uns liest manch hochberühmter Duns
Gelahrter Humanisten;

Die jetzt aus ihrem Bücherschrein
Verächtlich uns verschieben,
Weil wir nicht Griechisch und Latein
Und nicht Arabisch schrieben.

Dort preist man unsre Opera
Durch Commentationen,
Inaugural-Programmata
Und Dissertationen." u. s. w.

Sieht das nicht wie eine prophetische Satire auf die modernen Goethe-Philologen aus?

Und klingt es nicht wie auf manche moderne schwarz-weiß angestrichene Literaturhistoriker gemünzt, wenn Lessing in seiner Abhandlung „Ueber die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesänger" sagt: „Gott weiß, ob die guten Schwäbischen Kaiser um die damalige deutsche Poesie im geringsten mehr Verdienst haben als der itzige König von Preußen um die gegenwärtige. Gleichwohl will ich nicht darauf schwören, daß nicht einmal ein Schmeichler kommen sollte, welcher die gegenwärtige Epoche der deutschen Literatur, die Epoche Friedrich's des Großen, zu nennen für gut findet."

Schärfer als Lessing, schärfer als Schiller mit seinem

Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrich's Throne
Ging sie schutzlos, ungeehrt

drückte sich Rabener in einem Briefe an Gellert (vom 18. Juni 1757) aus: „Der König will (wird das wohl die Nachwelt glauben?) deutsch, deutsch will der große Friedrich mit mir reden. Hat wohl jemals August mit dem Horaz in seiner harten Muttersprache geredet? Wohl niemals; denn das Griechische war die allgemeine Sprache der Welt und des Hofes; nur der Pöbel und die traurigen Pedanten in Rom sprachen Latein. . . . . Wie freue ich mich, mit dem Könige zu reden! Wie viele gelehrte und witzige Brandenburger, so gelehrt und witzig als Voltaire und Baumelle, wenigstens treuer und dankbarer als Voltaire und Baumelle, will ich ihm nennen, die er und seine Franzosen nicht kennen."

Wer hat nun Recht in Bezug auf das Verhältniß Friedrich's zur deutschen Literatur — die Zeitgenossen oder die Nachwelt? Die Nachwelt! Als ob es nur eine gäbe! Mir scheint, es giebt deren viele; fast jedes Jahrhundert ist eine andere, und manchmal sterben auch die Unsterblichen.

Wer von den Berühmtheiten der Gegenwart wird noch nach hundert Jahren zu ihnen gehören, und wer wird nach einigen Jahrhunderten wieder entdeckt und ausgegraben werden? — Man könnte es voraussagen, wenn man nicht fürchtete, einst für einen falschen Propheten erklärt zu werden.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Maslan's Frau.

Von Marie v. Ebner-Eschenbach.

(Fortsetzung.)

„Maslan stößt einen Freuden- und Triumphschrei aus — zu früh. Die auf die Schwelle getreten ist, die Frau, denkt nicht dran, klein beizugeben. Statt ihr entgegen zu stürzen, erschrickt er und taumelt vor ihr zurück. Sie hat ausgesehen wie eine Leiche mit lebendigen Augen; und entsetzlich war, wie sie mit einer erloschenen, aber sehr festen Stimme gesprochen hat:

„‚Schwur gegen Schwur. So heilig wie Du, im Angesicht Gottes wie Du, schwör' ich, daß ich mein Haus lieber mit eigener Hand anzünden werde, als zu Dir sagen: tritt ein.'

Da waren viele Männer entrüstet: ‚Hoho!' hat man durcheinander rufen gehört, ‚Du hast nicht zu schwören, Du hast zu gehorchen, und der Mann hat zu befehlen, so steht's im Gesetz.'

„Maslan achtete nicht auf die Einmischung, und, ich bitte Hochwürden, das Gesetz war doch wohl das Letzte, auf das sich der berufen hat, wenn er Weibern gegenüber seinen Willen durchsetzen wollte. So höhnte er auch jetzt: ‚O Du! davor keine Angst! von mir aus bist Du assecurirt. Bleib Du allein in Deiner Bauernbaracken. Und wenn die Reu' Dich packt, schluck sie! Untersteh' Dich nie, zu mir auf's Schloß zu kommen. Bei mir giebt's kein Verzeihen; ich thät' Dich jagen wie einen bissigen Hund.'

„Wer sie kennt, weiß, daß jedes Wort ihr eine giftige Wunde in's Herz gerissen hat. Sie verrieth sich aber nicht, sie kreuzte die Arme, sah ihn an und sprach: ‚Matěj, Matěj, vielleicht kehrt die Reu' früher bei Dir ein als bei mir, dann wirst Du mich schon rufen.'

„Er, roth geworden wie glühendes Eisen und getobt und gewettert: Ich Dich rufen? lieber in die Hölle fahren! . . . Ich ruf' Dich nicht . . . und wenn der Satan die Hand nach mir ausstrecken thät' und Niemand als Du mich retten könnt' — ich ruf' Dich nicht!'" . . .

„Was für Reden! was für Reden!" murmelte der Priester unwillig.

„Der baare Aberwitz, Hochwürden. Auch Evi scheint gefunden zu haben und ist immer ruhiger geworden, und als er wie ein Toller noch einmal schrie: ‚Gott ist mein Zeuge, ich ruf' Dich nicht!' hat sie langsam und feierlich den Arm erhoben, die Schwurfinger ausgestreckt und so laut gesprochen, daß der Letzte, der da gestanden ist, es hören mußte: ‚So wahr Gott lebt, ich komm' nicht ungerufen.'

„Kalt ist es Einem über den Rücken gelaufen, und die Worte haben mehr Eindruck gemacht als alles Toben Maslan's. Er wollte noch etwas sagen, konnt' nicht, die Wuth würgte ihn, hatte ihn am Hals gepackt wie eine Beißzange. Von dem Tag an haben die Eheleute nicht mehr mit einander geredet."

„Nicht mehr? und müssen einander doch sehen, begegnen."

Der Doctor setzte eine neuerliche Entfaltung des carrirten Taschentuches in's Werk, bediente sich seiner umständlich und lärmend und erwiderte: „Sehen und begegnen einander, ganz recht, Hochwürden. Zum Beispiel waren sie schon bald nach dem großen Auftritt Beide zugleich

Digitized by Google

in der Gruftcapelle bei der Beerdigung des Herrn Grafen. Maslan derart in Schmerz aufgelöst, daß er sogar Denen leid that, die ihn am wenigsten mögen. Evi eiskalt und eher trotzig dreingeschaut. Sie wird wohl gedacht haben: um mich würdest du nicht weinen, wie um deinen todten Herrn. Zehn Jahre sind seitdem vergangen. In seinem Testamente bestimmte der Herr Graf, daß Maslan die herrschaftliche Mühle in Pacht haben soll, unter Bedingungen, bei denen er leicht ein wohlhabender Mann hätte werden können. Er hat sich aber seiner Sach' im Anfang wenig angenommen. Erst in letzter Zeit ist er ordentlicher geworden. Wer weiß, warum — vielleicht die Jahre, vielleicht weil seine Gesundheit ausspannt" . . .

„Warum sagen Sie nicht einfach: durch die Gnade Gottes?" fragte der geistliche Herr.

Der Doctor reagirte nicht darauf: „Ich betrachte mir die zwei Leute, wenn sie am Sonntag in die Kirche kommen," fuhr er fort. „Er in der ersten Bank rechts, sie in der ersten Bank links. Früher haben sie vermieden, einander zu treffen, beim Eingang oder beim Ausgang; jetzt nicht einmal mehr das" . . .

„Und wohnen dem heiligen Liebes- und Versöhnungsopfer unversöhnten Herzens bei?"

„Aeußerlich unversöhnt wohl, aber wer weiß, was in ihren Herzen vorgeht!"

„Ich will suchen, es zu erforschen," versetzte der Priester und erhob sich. „Wenn die Frau wirklich noch einen Funken Liebe für ihren Mann übrig hat, wird sie auch Erbarmen mit ihm haben. Ich werde ihr Erbarmen mit dem Sterbenden anrufen, und hoffentlich nicht umsonst . . . Sie zweifeln?" unterbrach er sich mit einem mißbilligenden Blick auf Vanka, der die Achseln zuckte.

„Leider kann ich nicht zweifeln, Hochwürden, weil ich weiß, daß hier nichts mehr zu hoffen ist."

„Davon will ich mich selbst überzeugen."

Er verabschiedete sich, und der Doctor sah dem stattlichen Herrn nach, der, rasch und energisch ausschreitend, den Weg in's Dorf einschlug.

* * *

Das Haus Frau Maslan's lag auf dem ziemlich großen und ziemlich gut gehaltenen Platze des Dorfes, dem Teiche gegenüber, zu dem hin das Terrain sich senkte. Als Seitenstück zum siebenhügeligen Rom durfte Raudnowitz sich die Siebenbucklige nennen, denn nicht weniger Erhöhungen bildete der Boden, auf dem die Ortschaft erbaut war. Den höchsten von allen krönte das stattlichste Gehöft. Sein mit Schieferplatten gedecktes Dach überragte alle, sogar die ansehnlichsten Bauernhäuser, die den Platz nach rechts und links im unregelmäßigen Halbkreis umschlossen.

Der Pfarrer trat in das Vorgärtchen. Es war von einem grün angestrichenen Lattenzaun umgeben, und am Eingang standen zwei riesige Sonnenblumenstauden wie ein paar Wächter. Ein breiter, gut besandeter Weg führte zwischen Gemüsebeeten geradehin zu den gemauerten Stufen der Hausthür, theilte sich dort und lief dem Obstgarten hinter dem Hause zu. Junge Birn- und Aprikosenbäume, an Treillagen gezogen, breiteten ihre mit Früchten behangenen Zweige zwischen den sechs Fenstern der Fronte aus. Große Fenster mit blinkenden Scheiben und vorspringenden Simsen, auf denen ein farbenheiterer Flor von Rosen, Geranien und Nelken duftete und prangte.

Eine kleine, alte Person, die, mit Unkrautjäten beschäftigt, auf dem Boden gekauert hatte, wendete beim Eintreten des Geistlichen den Kopf, schob das Tuch, das ihr über das halbe Gesicht gefallen war, zurück und kam auf den Besucher zu mit einem freundlich-demüthigen: „Gelobt sei Jesus Christus!"

„In Ewigkeit, Amen," erwiderte er, und sie legte die schmutzigen Hände auf den Rücken, streckte den Hals und küßte, ohne sich bücken zu müssen, die herabhängende Hand des Priesters.

„Ich möchte mit der Frau sprechen," sagte er. „Ist sie da?"

„Zu dienen, hochwürdiger Herr, die Bäuerin ist da; wo sollt' sie sein? Im Garten ist sie, in den Erbsen. Ich werd' sie gleich rufen."

Der Pfarrer wehrte ab: „Nein, führen Sie mich zu ihr."

„Wie befehlen — wie der hochwürdige Herr befehlen", und die Kleine lief vor ihm her um das Haus, in den Garten und rief aus allen ihren Kräften: „Bäuerin! Bäuerin! Der hochwürdige Herr Pfarrer will Euch besuchen!" (Forts. folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Hermann Bahr.

Von Hermann Bahr. Eine Imitation von Theodor von Sosnosky.

Da ist Einer, dessen künstlerische Formel ich suchen will, welche gilt. Das ist dieser Hermann Bahr, den höhnischer Undank den „Herrn aus Linz" genannt hat. Aus Linz ist er wirklich. Eine spielerische Laune des Schicksals hat sich den wunderlichen Scherz geleistet, auf dem Mostobstbaume Ober-Oesterreichs diese seltsame, fremdartige Frucht hervorzubringen. Seine Mitbürger, die braven Linzer, lieben die breiten, bequemen Philister- und Pensionisten-Wege, welche Herkommen sind. Er aber sucht sich die steilen, heimlichen Pfade, seitab von den andern, die locken und verwirren. Verwegene Schwänke im Sinn und köstliche Pläne schlenderte er durch die hellen Straßen und Plätze seiner ehrsamen Vaterstadt. Aber es verdroß ihn dieser ewige Wigidak mit seinen Cravatten und Hemden und der ewige Pupp mit seinen Confitüren, es verdroß ihn das Café Traxlmayr mit den Hofräthen und den Provinzgigerln. Jähe Dränge reizten ihn, und heftige Wünsche zupften an seinen Nerven. Das Wort dieses Rod war es, das ihn trieb, ohne daß er es noch kannte: „sortir de la banalité". Und ein anderes Wort vom weisen Lemaître, welches die Formel ist für die Menschen, die nicht wie die Andern sind, das setzte er zur That um: „La recherche pédantesque des sensations rares".

Auf diese Suche ging er und schüttelte den Alltagsstaub seiner Vaterstadt von den ruhelosen Sohlen, um die muffige Provinzathmosphäre mit der freien, aber schwülen Luft des einzigen Paris zu vertauschen.

Und er wandelte nun die Boulevards entlang auf und ab, immer fort und freute sich sehr, daß er nicht mehr den Wigidak sah und den Pupp, und eine große Lust kam über ihn, er blähte die Nüstern, spreizte die Lippen, um den seltenen Duft einzusaugen, einzuschlürfen, der diesem gewaltigen Paris aus allen Poren seiner gleißenden Haut strömt, der berauscht und verführt.

Wie mit liebesgierigen Händen tasteten seine Augen an den Schönheiten und Wundern, die sie da sahen. Die erhabene Gothik der Notre Dame, welche erbaut und läutert, die mediciäische Ueppigkeit des Louvre sah er, den kalten, strengen Classicismus der Madeleine, dieses griechischen Tempels, der eine römische Kirche ist, und die ungeheuere Kuppel des Invalidendomes, der dem Atlas mit der Weltkugel gleicht. Sein Ohr aber vernahm die kecken Chansons dieser dicken Judic und die boulangisirenden Gesänge des Paulus, der in Wien Guschelbauer heißt. Er vernahm auch die Glockentöne von Saint-Germain-l'Auxerrois, welche einstmals die blutigen Brünste der Bartholomäusnacht eingeläutet haben.

Und dann ging er in die Museen. Da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, die starrten und sogen. In seiner jauchzenden Seele hub es an zu blühen von den unerhörten Wundern des Pinsels, von den gewaltigen Gesängen der Farbe. Die schillernde Pracht des Besnard, die seltene Kunst des Whistler, der das je ne sais quoi der fragenden Seele malt und die Mystik des Khnopff, welchen man den Maeterlinck der Malerei nennen möchte.

Digitized by Google

Die thaten es ihm an, und er schämte sich sehr der heimischen Asterkünste für die Gartenlaube und die bildersüchtigen Herren vom Ring und der Börse.

Von den Bildern und Malern ging er zu den Büchern und Dichtern, hörte und las die neuen Wunder der Moderne, welche wie seltene, köstliche Orchideen aus dem plumpen, stinkenden Cadaver des Naturalismus erblühten, versenkte sich in die schönen und tiefen Verse des kargen Mallarmé und las die perverse Trauer des Dichter-Vagabunden Verlaine, die rührt und reizt. Den mystischen Sâr Peladan lernte er kennen, der mit erhabenen Gesten wie ein assyrischer Herrscher durch das Leben wandelt, das köstliche „nouveau jeu" des Lavedan und die „joie triste" des Anatol France. Auch den schelmischen Rod und den unergründlichen Barras, welcher seiner Seele verwandt schien. Und da sah er, daß der große Hugo mit seinem ehernen Worte Recht hatte, daß dieses Paris wirklich das Gehirn der Welt war. Oder doch der Kunst, die immer neue, seltene Noten fand, die sie vertieften und verjüngten. Ja, dieses mußte die echte Kunst sein, nach so viel irrendem Wahn und tastenden Wünschen, welche galt. Ihm wurde unsagbar gut, wie schmeichelnde Geigen sang es in seiner Seele, und mystische Hände spielten leise über seine Nerven, daß es ihn schauerte. Da wußte er, daß die echte Kunst die Dinge im Leben nicht mit plumpen Griffen befingert und mit musternden Blicken beäugt, in gemeiner Deutlichkeit, sondern, daß sie nach köstlichen und seltenen Zeichen sucht für die Deutung geheimer Lebensräthsel. Und er überwand den brutalen Naturalismus und pflegte die Kunst des Symbols.

Die faustischen Dränge in ihm aber feierten nicht, und er wanderte weiter. Am sonnigen Ufer des Guadalquivir schlenderte er hin, müßigen Ganges, doch suchenden Sinnes, wo süße Düfte und braune Gitanen ihm wonnig die Nerven schaukelten. Dann wieder quer durch Europa hindurch, nach dem hohen Norden, daß er auch die kalte Pracht der stolzen Czarenstadt kennen lerne. So blieb ihm von den Säulen des Hercules bis zu den hyperboreischen Grenzen Nichts unbekannt, und die Seele Europas, die nackt und durchsichtig vor ihm lag, wurde die seine ohne Geheimniß.

Und er kehrte heim in sein liebes Wien. Dieses galt ihm als die wahre Heimath, es ist ihm verwandt, denn er hat die Wienerische Note. Das Weiche und Spielerische, das an schöne liebende Frauen erinnert und womit die Wiener Luft erfüllt ist, das streichelt ihm kosend die Nerven und weckt Resonanz. Nur zu capuanisch, zu duselig, war sie ihm; immer nur Sonntag! Es sollte doch auch einmal Montag werden, und kein blauer, wo wieder gefeiert wird! Frisches Leben wollte er schaffen, eine wienerische Kunst. Und er ließ sich nieder im alten „Griensteidl", das damals noch ein alter verrauchter Kasten war, und der treffliche Heinrich credenzte ihm Café und Literatur. Um ihn aber schaarten sich die jungen Dichter Wiens und die es werden wollten, und er schuf mit ihnen die Moderne, welche die steilen und wilden Dränge der Natur bezwingt und die Kunst der Nerven pflegt. Da saßen der schelmische Carlweis und der heimliche Schwazkopf, der seine Feder lächelnd in tödtliches Gift taucht, und J. J. David, der eigentlich C. F. Meyer heißt, was er nicht sagen will. Die waren nur dabei, aber sie brauchten nicht erst erweckt zu werden, wie die Andern, der Schnitzler mit der Locke und dem „süßen Mädel" und der feine und tiefe Beer-Hoffmann und besonders die ganz Jungen, welche strebten und tasteten. Die entdeckte er und verkündete sie der Welt. Den großen Hoffmannsthal, welcher kühl und tief ist wie ein See, in dem sich das Leben spiegelt, und Meister ist der heimlichen Symbole, welche die Menge nicht versteht; und den seltenen Macasy pries er, den Niemand kennt, den lieben Bératon, den frischen Andrian und den einzigen Altenberg, dem das beredte Geheimniß des Gedankenstrichs kund ist.

Aber indem er diese und noch Andere entdeckte, entdeckte er sich selber. Ueber dem Entdecker vergaß man die Entdeckten oder achtete ihrer geringer. Man vernahm die fremden Namen, die er verkündete, aber man merkte sich nur den seinen. Man ging in seine Conferenzen mit welchen er den Wienern die Wunder der symbolischen Dichtung zeigte, aber man kam nicht um des Maeterlinck willen und der Andern, denen es galt, sondern um den Bahr zu hören.

Nicht, daß sie ihn allzuheftig lieben, durchaus nicht. Heimlich und laut, daß sie fast bersten vor Gift, ärgern sie sich über ihn, die guten Freunde besonders; wogegen wieder Andere sind, die ohne Verständniß die Köpfe schütteln und die Achseln zucken, weil sie Nichts von sich selber in ihm finden, was doch jeder vom Dichter will, den er versteht. Sie werfen ihm vor, daß er ein Chamäleon sei, weil er seinen Stil immer ändere und seine Ziele in der Kunst. Ihm aber macht das Nichts, aber schon gar Nichts. Es ist ihm sogar sehr recht, denn diese guten Leute besorgen ihm die nothwendige Reclame, die er keineswegs verachtet, und es kostet ihn Nichts. Er ist darauf bedacht, daß sie von ihm immer wieder reden, er läßt sich auf dem Umschlag eines Buches als Zauberer abbilden und widmet das Buch seinem Hunde, er nimmt bekannte Persönlichkeiten, versieht sie mit andern Namen und stellt sie auf die Bühne, daß alle Leute sie erkennen; und das freut die Leute, sie laufen in das Stück und sind stolz, daß sie errathen. Sie merken sich aber den Namen dessen, der so seltsame Späße macht, der sie verblüfft und reizt. Und er selber hat sein Plaisir daran, „épater les bourgeois", das gefällt ihm.

Wie den Naturalismus, so hat er den Symbolismus überwunden, denn sein Geist ist frei und leicht und läßt sich nicht in Fesseln schlagen. Alles, was starre Formel und Schablone ist, haßt er und verläßt er, und weil er sie flieht, ist er Symbolist geworden.

In seiner Heimath war noch Alles beim Alten, die Künstler malten noch, wie man Bilderbogen malt, sie malten die Gedanken früherer Malergenerationen, nicht ihre eigenen; und eben so machten es die Bildhauer. Die Einen und die Andern wußten Nichts davon, daß der Künstler auch etwas Anderes thun kann, als Bilder malen und in Marmor hauen, sie wußten Nichts von der intimen Kunst der Wohnung, der Möbel und Geräthe, das überließen sie den Tapezierern und Tischlern und andern Handwerkern, die immer nur das wiederkauten, was Andere lang vor ihnen von sich gegeben. Da kam er, den das ekelte, und offenbarte den Künstlern seiner Heimath, daß sie nicht nur für Museen und Ausstellungen schaffen sollten, sondern auch für Privatwohnungen; er zeigte ihnen, daß man die feinsten Schwingungen der Künstlerseele, all ihr Ahnen und Drängen ebenso in einen Sessel oder in ein Trinkglas legen könne, wie in ein Bild oder in eine Büste; er lehrte sie, daß es auch Sessel geben müsse, die nicht zum Sitzen, Gläser, die nicht zum Trinken sind.

Aber über diesem heiligen Kunstfrühling, dem er die Bahn wies, vergaß er nicht die Kunst der Heimath, der Provinz zu pflegen. Von Linz, der Provinzstadt, war er ausgegangen und über Paris, Petersburg, Madrid und Wien war er wieder dahin zurückgekehrt.

Er wird nicht dort bleiben, er wird auch die Heimathskunst und die Secession überwinden; denn seine Seele ist nicht auf eine einzige Note gestimmt und nicht auf zwei oder drei. Sie nimmt immer neue Töne auf, die sie mit feinstem Gehör wahrnimmt, bevor die Andern sie hören. Darum ist er immer ein Anderer. Eben darin ist er immer Derselbe. Das ist das Geheimniß seiner Art. Seine Devise ist das Wort des köstlichen und tiefen Barras: „Car il n'est qu'une chose, que je préfère à la beauté, c'est le changement".

Das ist die künstlerische Formel dieses Bahr. Ich denke, ich muß sie kennen, denn ich bin ja er selber. . . .

Anmerkung der Redaction: Wir beeilen uns mit dem Abdruck dieser Arbeit, denn bei der rapiden Art, mit der der Herr Verfasser seine künstlerische Gesinnung und Ausdrucksweise zu wechseln pflegt, könnte sie leicht nicht mehr zutreffend und antiquirt erscheinen, bis eine Arbeit von ihm gedruckt wird, ist er ja meist schon ein Anderer, als zur Zeit, da er sie verfaßt hat.

Digitized by Google

Bayreuth 1901.

In Hellas gehörte das Theater zum Göttercult, und dem Volke wurde dort die Offenbarung dessen, was all' seine großen Dichter und Denker geschaffen hatten. Dasselbe dem deutschen Volke zu geben, war Richard Wagner's Traum, die Grundlage zu seinem Bayreuther Gedanken. In bescheidener Seele glaubte er etwas bereits Vorhandenes aufzuerwecken und schuf ein Neues. Die Gesammtheit der civilisirten Welt richtet heute den Blick auf die Bayreuther Festspiele. Des Meisters Wunsch und Hoffnung ist in Erfüllung gegangen: einzigartig und vorbildlich darf man die Festspiele nennen. Was in sorgfältigen Proben in viel monatlicher Arbeit errungen und studirt worden ist, das muß selbstverständlich ein ganz anderes Ergebniß haben, als die überhasteten Aufführungen unserer Tagestheater. Wie darf man auch von Sängern, die heute eine Operette minderwerthigen Genres creiren und morgen ein Wagner'sches Musikdrama durchleben und reflectiren müssen, so einheitliche Leistungen verlangen, wie sie der Meister im Interesse seiner Kunst als unumgänglich nöthig forderte? Deßhalb wird den mitwirkenden Künstlern Bayreuth ein unvergeßliches Moment in ihrem Berufsleben sein, aus dem sie reiche Anregung in ihren Arbeitskreis mitnehmen.

Schon zwischen der Art zu singen und zu spielen auf den weltbedeutenden Brettern der Festspielstadt und derjenigen der Tagestheater besteht ein großer Unterschied. Die Sänger und Sängerinnen werden hier von dem Amanuensis der Frau Cosima Wagner, dem tüchtigen Professor Kniese mit großer Energie und vollständiger Hingabe an die Sache geschult. Allen, die in Bayreuth sangen, merkt man diesen Einfluß an. Während man oft auch auf guten Bühnen die Wahrnehmung macht, daß selbst namhafte Sänger einzelne Töne zu Gunsten eines „Operneffectes" im alten Stil wild herausschreien und damit oft ganz rücksichtslos die Wirkung des geistigen Gehaltes ihrer Partie schädigen, bewegt sich hier Alles im Rahmen vornehmster Stilechtheit. Niemals wird das Große einer Wirkung durch die keuchenden Anstrengungen der Vortragenden zur Caricatur.

Als die diesjährigen Programme erschienen, erregte mancher Name darauf Erstaunen. Eingeweihte behaupteten, daß die Aufführung von Siegfried Wagner's „Bärenhäuter" die Brücke zwischen Bayreuth und Berlin geschlagen. Wenn hier und da einer der Mitwirkenden nicht die höchste Höhe der Vollkommenheit erreichte, so ist das eine Kleinigkeit, die der berufene Beurtheiler, der ja zum Bekritteln da ist, registriren darf, die aber im Verhältniß zu dem gebotenen wahren Kunstgenuß gar nicht in Erscheinung tritt. Wagner hat schon 1876 geäußert, er wolle auch seine früheren Werke zur Aufführung in Bayreuth bringen. Seine Erben brachten die „Meistersinger", „Tristan", „Lohengrin" und „Tannhäuser" heraus und bescheerten uns diesmal den „Fliegenden Holländer". Man hat das Drama ohne Pause aufgeführt. Was dabei gewonnen wurde, läßt sich kaum in dürren Worten sagen, die Illusion wird so vollständig gewahrt, daß man keinen Augenblick den Eindruck des Wirklichen verliert. Ob das Experiment für andere Bühnen nachahmenswerth, ist schwer zu entscheiden. Es würde dieselbe Stimmung voraussetzen, die den Hörer in Bayreuth beseelt: ein festliches Gefühl, das alle Sinne intensiv auf den Kern des Kunstwerkes, auf sein Wesenhaftes hinzwingt. Ob das Publicum für solche Stimmungen nach der Last und Arbeit des Tages zu haben ist, das müßte erst ein Versuch lehren. Die Aufführung an sich bot des Schönen und Großen eine reiche Fülle. Alles überstrahlte der Holländer Anton van Rooy's. Es war eine Freude, zu beobachten, wie er seine phänomenalen Stimmmittel dem Ensemble unterthänig machte. Nur einige Male, als er solistisch thätig war, ging die Kraft mit ihm durch und er schmetterte Töne, die sich eigentlich nur ein Wotan erlauben darf. Peter Heidcamp stellte einen tüchtigen, derb-urwüchsigen Daland auf die Füße. Fräulein Emmy Destinn's Senta war gesanglich gut. Manche Sängerinnen werden sie um den Glanz ihres Organs beneiden, aber sie stand darstellerisch und seelisch der Partie zu fern, und deßhalb verbreitete ihr Spiel nicht jene Wärme und jenes fieberhafte Interesse, die diese poesievolle, energische, in großen Zügen gezeichnete Nordlandstochter erwecken muß. Aloys Burgstaller war als Erik mitunter ein wenig zu heroisch, Frau Ernestine Schumann-Heink's Mary dagegen sehr charakteristisch. Die Chöre standen auf einer künstlerischen Höhe, für deren Lob eigentlich kein Superlativ ausreicht. Dieses Material guter, schlacken-freier Stimmen, vereint mit dem lebensvollen Spiel, bis in die kleinste Feinheit herausgearbeitet, bot einen hinreißenden Genuß. Auch sei der Verdienste der Regie gedacht. Das Rauschen der Meereswogen, die sich deutlich zu überschlagen schienen, das Heulen des Sturmes und die wunderbaren Abstufungen des Lichtes, Alles fand beredten Ausdruck. Die nordische Landschaft mit ihrer Herbheit, das Gespensterschiff und die malerische, poesievolle Apotheose des Schlusses waren von überwältigender Großartigkeit! Alles erweckte den Eindruck der Natur durch die Echtheit in Physiognomie und Farbe.

Vom „Fliegenden Holländer" zum „Parsifal" — welch' eine Entwicklung liegt dazwischen! Im „Holländer" haben wir die Tendenz der Erlösung durch ein Weib; im „Parsifal" vollzieht sich die Erlösung gegen ein Weib. Durch die Umwerthung unseres Glaubens in modernen Schopenhauer'schen Pessimismus und Philanthropismus vermeinte Wagner die christliche Religion auf ihre ursprüngliche Reinheit zurückführen zu können. Mag man nun über die philosophische Seite des Werkes denken, wie man will; es wird dennoch nie seinen Eindruck verfehlen. Die Wirkung ist gewaltig und fesselt den Skeptiker wie den Gläubigen. Herrliche Weihe liegt über dem Ganzen, dessen zarte Poesie von fast überirdischer Schönheit ist. Auch hier hat die Regie Vollendetes geschaffen. Die üppige Vegetation, die Belebung von Klingsor's Zaubergarten mit Menschenblumen, die in graziösem Reigen Parsifal umschweben, ist von märchenhafter Schönheit. Der psychologische Höhepunkt des Dramas liegt in dem Moment, wo das Mitleid, die vornehmste Regung der menschlichen Seele, zuerst durch Kundry's Kuß in Parsifals, des reinen Thoren Herz geweckt wird. Man findet eine Brücke von der Realität zu einer dem Menschen sonst unzugänglichen, transcendentalen Welt. Wenn der heilige Speer über Persifal's Haupt schweben bleibt, dieser ihn ergreift und nach der Gralsburg wandert, so ist hier schon eine Wirkung erreicht, von der man keine Steigerung mehr für möglich hält. Die scenischen Bilder gehören zu dem Schönsten, was menschliche Phantasie erdacht hat. Wie Gemälde altitalienischer Meister nehmen sich die Kirchenscenen aus. Die Chöre waren auch hier von gewaltiger Wirkung; die Knaben sangen in der Domkuppel wie mit Engelstimmen. Ernest van Dyck's Parsifal entzückte, obgleich ihm die Jugendlichkeit der Erscheinung fehlte. Dagegen brachte Rudolf Berger zwar stimmlich für den Klingsor die rechte Begabung mit, blieb ihm aber schauspielerisch leider alles schuldig. In keinem Zuge war er der grimme Hasser und Verächter, der da geglaubt, der Mangel an Fähigkeit zur Untugend komme der Tugend gleich. Der stimmgewaltige Hans Schütz sang den Amfortas, Blaß den Titurel. Den Gurnemanz verkörperte Knüpfer mit weicher, tragender und ausgiebiger Stimme, ohne ihm seelisch nahe zu kommen. Er hat das Charakteristische der Figur noch nicht erfaßt in ihrer breiten Jovialität, ihrem stellenweisen Unmuth und ihrer stoischen Ruhe, der endlich das Glück zufällt. Der Ruhm der Frau Marie Wittig ist schon in alle Welt gedrungen; wer sie als Kundry sah, wird wissen, daß sie eine der genialsten Darstellerinnen und Sängerinnen ist auf deutschen und außerdeutschen Bühnen. Nennt man die besten Namen, wird auch der ihre genannt. Allen seelischen Phasen ihrer complicirten Partie wurde sie glänzend gerecht: der wilden Zigeunerin des ersten, der Verführungsscene des zweiten und der büßenden Magdalena des dritten Actes! — All' diese Einzelleistungen hob und unterstützte die zauberhafte Klangschönheit des Orchesters unter Leitung des genialen Muck, der in großen Zügen die grandiose Schöpfung zeichnete, seine Truppe mit sicherer Hand führte und sie trotzdem in Begeisterung mit fortriß. Wahrlich, etwas so Großartiges ist hier in Erscheinung getreten, daß man des Wortes des unglücklichen Nietzsche gedenkt: „Wagner gehört zu den ganz großen Culturgewalten."

Das eigentlich jubilirende Werk ist der „Ring des Nibelungen". Wie wunderbar Alles gelang, läßt sich kaum beschreiben. Bertram war ein herrlicher Wotan, er machte den Gott, der doch allzu sehr Mensch ist, verständlich und erweckte unser tiefes Mitgefühl. Kraus und die Wittig als Siegmund und Sieglinde — welch' reife Meisterschaft in Sang und Spiel! Schmedes sah als Siegfried schöner aus, als er sang, und auch Frau Gelbranson's Brünhilde war nicht gewaltig genug. Breuer bot eine Glanzleistung als Mime und Frau Schumann-Heink strahlte wieder durch ihre sammetweiche, pastose Altstimme und die eminente Kraft ihrer vielseitigen Gestaltungskunst. Alle Anderen trugen, wie es in der Theatersprache nun einmal heißt, bestens zum Gelingen des Ganzen bei.

Vor 25 Jahren ging das herrliche Werk, jene zaubervolle Auferweckung der kraftvollen Sagenwelt unserer Altvorderen mit der modernen Tendenz der Sehnsucht nach Liebe und der Gier nach dem Golde, zum ersten Male in Scene. Was der Meister in Jahrzehnten gehofft und ersehnt, was er in emsiger Arbeit erstrebt hatte, hier war es endlich zur That geworden. Die gewaltige Tetralogie war viel umstritten, der Sieg durchaus nicht vollkommen. Die Stimme zahlloser Neider und Philister wetterte noch ganz gehörig gegen das neue Musikdrama. Sechs weitere Jahre (1882) hatte der geniale Schöpfer mit den Sorgen um die Deckung der Kosten zu kämpfen, und das Wagnertheater blieb geschlossen, um sich erst in genanntem Jahre dem Parsifal zu öffnen. Im kommenden Jahre riß der unerbittliche Schnitter Tod den rastlosen Meister von seinem Lebenswerk. Wer hätte damals an eine Fortführung der Festspiele gedacht? Daß sie möglich wurde, danken wir in erster Linie der geist- und energievollen Gattin des Unsterblichen, die, gestützt von den Freunden des Hauses Wahnfried, mit reiner Hingabe das Erbe des Großen verwaltete und fortführte und unermüdlich bestrebt ist, das Bayreuther Vermächtniß zu wahren.

„Hier schließ' ich ein Geheimniß ein,
Da ruh' es viele hundert Jahr:
So lange es verwahrt der Stein,
Macht es der Welt sich offenbar."

Diese Zeilen legte Wagner in den Grundstein des Theaters. Nicht durch die Jahrhunderte, durch die Jahrtausende wird sein hohes Geheimniß der Welt sich offenbaren, wird das Bayreuther Werk als ein wirkliches Culturdenkmal unserer Nation, ein granitener Markstein gelten.

Greta Oske-Fröhlich.

Digitized by Google

Bismarck im **Urteil** seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtschersky Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Gottsched-Verlag. Berlin W. 9.

Eugen Reichel:

Ein Gottsched-Denkmal.

Monumentales Prachtwerk. 30 M.

Kleines Gottsched-Denkmal. 2 M.

Die Londoner „Academy" hat kürzlich verschiedenen hervorragenden Gelehrten und Staatsmännern einen Fragebogen mit der Frage zugehen lassen, welches die zwei im Jahre 1900 erschienenen Werke seien, die auf sie den bedeutendsten Eindruck gemacht haben. Karl Blind, der in London heimisch gewordene berühmte Gelehrte, hat bei dieser Gelegenheit Eugen Reichel's „Gottsched-Denkmal" an erster Stelle genannt.

Manuskripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuskripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher u. s. w. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Rich. Sattler, Braunschweig

(gegründet 1888).

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen und geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-, Trink- und Badequellen, Mineral-, Moor-, Douche- und Dampf-Bädern,** zeitgemässen Einrichtungen zu **Kaltwasserkuren u. Massage,** ferner einer vorzüglichen **Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. — Hochquellen-Wasserleitung.** — Angezeigt bei **Krankheiten** d. **Nerven,** d. **Athmungs-, Verdauungs-, Harn- u. Geschlechts-Organe,** zur **Verbesserung** d. **Ernährung** u. d. **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden u. d. Folgen entzündl. Ausschwitzungen. Eröff. **Anfang Mai.** Prosp. unentgeltlich.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 16 Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Mineralquelle** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. In den Handlungen natürlicher Mineralwässer und in den Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: 42 **Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 M.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's** Anstalten **Dresden-Loschwitz** und Burgsteinfurt, Westf. Herrl. che Lage. Honor. nach Heilg. Prospecte gratis. **Aelteste staatl.** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I** ausgezeichn. **Anst. Deutschl.**

Manuscript-

Angebote erbitten

Jacobi & Zocher, Verlagsbuchhandlung.
Leipzig-R., Oststraße 9.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 36. Berlin, den 7. September 1901. 30. Jahrgang. Band 60.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Uebermenschen. II. Von Professor Arnold Fokke. — Der Intellect als Kralle. Von Eduard Sokal (Berlin). — **Literatur und Kunst.** Sacher-Masoch und der Masochismus. Von C. Ziegler. — Der neufranzösische Roman. Von A. Brunnemann (Dresden). — Anton Tschechow und Maxim Gorki. Von J. Norden. — **Feuilleton.** Maslan's Frau. Von Marie v. Ebner-Eschenbach. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt.** Auf der Plagiatjagd. Von Max Hoffmann. — Aus unseren Kunstsalons. Von J. Norden. — Anzeigen.

Uebermenschen.

Von Professor Arnold Fokke.

II.

Zu dem Ergebniß moralischer Defecte kommt man auf dem Wege, daß man rein willkürlich an die Dinge der Welt den Maßstab einer Ethik legt, die zwar mit der Form strenger Wissenschaftlichkeit gewonnen wurde, aber deßhalb noch keineswegs den Anspruch auf absolute Wissenschaft machen kann. Es liegt an einem *πρῶτον ψεῦδος*, das die Grundlage für den logischen Aufbau bildet. Die griechische Staatsidee, die für die Stadt der Athener die deutsche historische Wissenschaft noch immer in dem weisen Regiment des Perikles verkörpert findet, ist eine solche ethische Täuschung, die für den geraden Gang des Alkibiades in der Geschichte geradezu verhängnißvoll geworden ist.

Auch Alexander dem Großen, der unter der stattlichen Reihe antiker Uebermenschen eine hervorragende Rolle spielt, wird mit dem moralischen Meßapparat noch immer arg zugesetzt. Prokrustes, der ihn auf seinem Streckbette liegen hat, hackt munter auf seine überragenden Glieder ein und ist ohne alle Besorgniß, daß einmal Theseus Vergeltung an ihm üben könnte. Denn mit welcherlei Maß Du misseſt, damit wirst Du wieder gemessen werden. Muß es denn sein, Prokrustes? Eine Vivisection ist es zwar nicht, die Du an dem großen Macedonierkönige vornimmst, aber noch jetzt nach über zweitausend Jahren giebt es Menschen — und wird darin jemals ein Wandel stattfinden? — die seiner Natur und seiner Stellung in der Welt Rechnung tragen und in dem lebendigen Gefühl, daß er war, was wir sind, den Schmerz empfinden, den Du nur ihm zu bereiten gedenkst. Seine Beine sind Dir zu lang? — Bedenke doch, welchen Weg er vor sich hat, und daß er ohne sie nicht über die Berge hinweg kam, die sich vor ihm aufthürmen.

Dem Sohne des Philippus genügte der Besitz von Macedonien und Hellas nicht, sein Herrschertrieb ging auf das Ganze. In ihm war jetzt zusammengeflossen, was auch die Herzen der großen griechischen Männer von alten Tagen her klar oder unklar bewegt hatte. Wenn einmal Herrschaft sein sollte, dann mußte der Osten dem Westen gehorchen. So sollte denn die Fluthwelle der Cultur, die sich vom Innern Asiens bis an die Küste vorgeschoben hatte, jetzt wieder rückwärts wenden; all' das unermeßliche reiche Land vom Mittelmeere bis zu den Ufern des Ganges ein einziges Pflanzungsgebiet für das Volk der Hellenen. Konnte Alexander etwas dafür, daß diese Idee in ihm lebte und ganz Besitz von ihm genommen hatte? War sie ohne Pflege, wild in ihm emporgeschossen, oder drängte nicht vielmehr die ganze Vergangenheit auf ihr Entstehen sowohl wie auf ihr Wachsen und Gedeihen und ihr endliches in die Saatschießen hin?

Alexander hatte starke Gliedmaßen zu dem Gange nöthig, den er durch die Welt zu machen bestimmt war. Die realen Voraussetzungen waren alle vorhanden: das Zerhauen des gordischen Knotens giebt in seiner drastischen Kürze dafür den besten Beweis. Aber mit der geschickten Handhabung des Schwertes ist nicht alles gemacht, es gehören dazu auch gewisse Dinge, die auf eine Wagschale nicht gelegt werden können. Um dem inneren Widerstande zu begegnen, der vom Gemüthe des besiegten Volkes ausgeht, mag eine Verheirathung mit der Tochter des früheren Herrschers von großem Gewicht sein, noch durchschlagender, wenn die Meinung Asiens zu dem Glauben bewogen werden kann, daß der König aus dem Abendlande der Sohn des von Allen anerkannten obersten Gottes ist.

O Prokrustes, daß Du auch hiervor mit Deinem moralischen Richtbeil nicht still halten kannst! Alexander will sich mit der frommen Täuschung dem Fühlen und Denken seiner naiven asiatischen Unterthanen näher bringen, und Du lässest ihn damit über alles menschliche Maß und Ziel hinaussetzen und ihn „die Vergöttlichung der Herrscher einleiten, die dann im Knechtssinn der Völker ihre Ergänzung findet." Als ob die Herrschsucht der Könige an dem Servilismus der Völker schuld wäre, und als ob diese nicht vielmehr selber die Fäden zu dem Bande spännen, an dem sie entweder mit sanfter Hand gegängelt oder mit Gewalt nachgeschleift werden!

Mit seinem Zuschneide-Apparat richtet Prokrustes auch den Cäsar aus. Der römische Gewaltmensch soll direct und mechanisch von dem macedonischen gelernt haben, denn er übertrug die Vergöttlichung des Herrschers ohne Weiteres vom Orient auf den Occident und zog damit das Verhängniß auf sich herab. Cäsar habe zwar, so heißt es, mit der Aufrichtung seiner thatsächlichen Alleinherrschaft das politisch Nothwendige gethan, aber in dem Gefühl einer ungeheuern Ueberlegenheit habe er doch mit den Einrichtungen und Anschauungen seines Volkes allzu schroff gebrochen. Wenn eine solche Geschichtsanschauung sich doch ein wenig deutlicher über die damalige Gestaltung der politischen Lage in Rom hätte

Digitized by Google

aussprechen wollen! War sie derartig, daß von Innen heraus Alles auf die Einheit des persönlichen Regiments hindrängte, dann war das Wort aut Caesar, aut nihil nicht der brutale Ausdruck für die Gewalt des individuellen Ehrgeizes, sondern die kurze logische Formel für die Unabwendbarkeit einer sachlichen Nothwendigkeit.

Auch Du, Brutus? — Ja, wenn Du es nicht einsiehst, was ich habe wollen müssen, dann ist es besser, ich verhülle mein Haupt und nehme schweigend die Stöße hin, die Ihr auf mein Leben richtet. Es war das tragische Geschick des Cäsar, daß man ihn für das verantwortlich machte, was nicht in ihm, sondern in dem Wesen der Zeit lag. Ja, und lag nicht auch seine sogenannte Vergöttlichung, an der Ihr so schweren Anstoß nehmt, in der Krankheit jener Tage, die die menschliche Tugend immer mehr schwinden sahen und dafür den Ersatz im Göttlichen suchten? Die Menschen, die ihm als einem Gotte Statuen errichten ließen, hoben ihn damit weniger zu den Göttern empor, als daß sie diese in's Irdische hinabzogen, und wenn sie seinem Namen das Wort divus hinzufügten, so darf nicht vergessen werden, daß das am passendsten mit von Gottes Gnaden übersetzt wird.

Das Christenthum habe das Gefühl der sittlichen Verantwortlichkeit gesteigert. Ja, ohne Zweifel in Denen, die überhaupt vorzugsweise moralisch veranlagt waren, aber daß mit der Religion der Liebe die alte Hybris in der Menschennatur im Allgemeinen zurückgedrängt worden sei, ist ein schöner Glaube, der für ideal angelegte Naturen etwas sehr Beruhigendes hat, aber er steht mit den harten Thatsachen der Geschichte in schroffem Widerspruch. Die Zahl der Uebermenschen, deren Wesen vorzugsweise in der Gewaltsamkeit liegt, ist, seitdem das Christenthum seinen Weg durch die Welt begonnen hat, mit nichten geringer geworden. Die Staatskunst des Macchiavell, die auf antiker Weltanschauung beruht, nimmt ihre Beispiele aus der zeitgenössischen Geschichte, und ein Mann wie Cäsar Borgia steht hoch an der Stelle, wo das Lebenswasser christlicher Liebe hätte sprudeln sollen. Die Gewaltherrscher aus dem Blute Wilhelm's des Eroberers kümmerten sich, wenn es auf die Durchsetzung ihres Willens ankam, blutwenig um den Einspruch der Kirche, und Oliver Cromwell war zwar seinem Bekenntniß nach ein sehr gläubiger Christ, aber in seinen Thaten bleibt er hinter keinem von der Hybris getriebenen Tyrannen des Alterthums zurück.

Sollen wir noch weiter in den Bänden der neueren Geschichte blättern? Der deutsche Abschnitt aus ihr bietet eine reiche Ausbeute von Ueberexemplaren sauberer und unsauberer Art. Auch von solchen, die ihren Platz in der Mitte von Beiden haben und dem Prokrustes für sein Recken und Abhacken ein gut Stück Arbeit liefern. Auf dem Conto Karl's des Großen steht die Abschlachtung von 4500 Sachsen und andere blutige Herrscherthaten, die für den kreuztragenden König der Franken wenig Empfehlendes haben. Aber er, wie Otto der Große, strebten einem hohen Ideal nach, und das deckt bekanntlich, wenn es aus dem Christenthum stammt, der Sünden Menge und noch einiges Anderes dazu. O Prokrustes, dem Alkibiades und Genossen hackst Du die Ideale ab, weil sie für die unseligen Heiden nicht passen, aber den germanischen Völkerhirten reckst Du sie lang, daß auch ihre kleine Zeh nicht hervorlugen kann.

Daß Napoleon dem Ersten ein hohes Ideal vorgeschwebt haben könne, ist schlechterdings undenkbar, weil er erstens vom Wirbel bis zur Sohle antik ist, und zweitens, weil er das französische Indigenatszeugniß nicht beibringen kann. Ludwig XIV. und Ludwig XV. waren Nationalfranzosen, sie stammten im Besonderen aus dem Hause Bourbon und konnten deßhalb ihrem Volke, der Eine das l'état c'est moi, der Andere den parc aux cerfs bieten. Napoleon aber war weder das Eine noch das Andere und überdies aller Ideale so baar wie ein neugeborener Spatz der Federn. Was half es ihm, daß er eine wärmende Flocke beim alten Hause Oesterreich entlehnte? Die Schande, ein kümmerlicher Korse zu sein, konnte er doch damit nicht zudecken.

War denn wirklich der große Korse ohne Ideale? Vielleicht auch deßhalb, weil er die Ideologen haßte? Aber ohne Zweifel haßte er nur die, die über die Ideen bloß zu schwätzen und keine in die Wirklichkeit umzusetzen vermochten. Die große Revolution hatte deren im Ueberfluß an's Tageslicht gefördert: auch die Deutschen konnten ihm zunächst noch keinen Respect abgewinnen. Er selbst aber hatte wenigstens einen großen Gedanken, und nach seinen bisherigen Leistungen durfte er glauben, ihn auch verwirklichen zu können. Das ganze Europa in eine volkswirthschaftliche Geschlossenheit zusammenzuschweißen, um damit die englische Zwingherrschaft zu brechen, war schon eine Idee, an die auch er seine Kraft setzen durfte. Freilich das moralische Gepräge hatte sie von vornherein nicht, aber er hatte das Recht, vorab an die Schaffung einer gesunden materiellen Grundlage zu denken, in die später viel tugendhafte Aussaat gemacht werden konnte.

Napoleon I. versuchte eine Handelssperre über den ganzen europäischen Continent zu legen, Friedrich Wilhelm I., der sogenannte Soldatenkönig, legte sie über die einzelnen Häuser seiner Unterthanen. Es ist ohne Zweifel, daß in keinem regierenden Hause aller Zeiten das Gefühl der sittlichen Verantwortlichkeit größer gewesen ist und noch ist als im Geschlechte der Hohenzollern. Auch das muß zugestanden werden, daß die christliche Ethik zur Schärfung dieses Pflichtgefühls sehr viel beigetragen hat, aber wenn Prokrustes nun auch hier mit seiner Thätigkeit eingreifen möchte, so mag er zusehen, wie weit er mit seinem Recken kommt. Um die Schultern des größesten aller Hohenzollernfürsten hängt ein Mantel von antik-philosophischem Zuschnitt, ihn zum specifisch-christlichen dehnen zu wollen, möchte für die Nähte der Spannung doch zu viel sein.

Vorsichtig, Prokrustes! Eine einzige Schablone zur Messung der Menschen giebt es nicht, besonders nicht der Uebermenschen. Es müssen solche geben, damit die Vorwärtsbewegung in dem Geschlechte, dem auch sie angehören, nicht zum Stillstehen kommt. Alle sind sie Führer und Wegweiser zu höheren Punkten der Entwickelung, aber darin unterscheiden sie sich, daß die Einen das Glück haben, die Andern nicht. Ist nun der Erfolg entscheidend, oder kann er es auch nur sein? Und wenn er es nicht ist, was sollen wir thun? — Nichts anderes, als daß wir uns hüten müssen, auf der einen Seite, wo er ausgeblieben ist, zu glauben, es sei nicht das Richtige angestrebt worden, und auf der anderen, wo er eintrat, ihn für alle Zeit festlegen zu wollen. Die Bewegung steht weder hier still, noch dort, und es ist eine ewige Wahrheit, daß, wenn auch einmal eine Arbeit an der Menschheit vergeblich war, sie doch immer von einem Anderen wieder aufgenommen wurde, und daß, wo sie ihr Ziel fand, damit noch nicht alles Ende erreicht war. Ein Beispiel für Viele. Von allen Uebermenschen hat niemals Einer unzweifelhafteren Erfolg gehabt als der Fürst Bismarck. Einen Erfolg von solchem Umfang und solchem Gewicht, daß sich viele Menschen von ihm nicht losmachen können und des Glaubens sind, die Politik, die das deutsche Volk zu leiten hat, sei damit ein für alle Mal festgelegt. Indem man Sätze des großen Kanzlers citirt, Worte, die die Kinder des Augenblicks waren, will man beweisen, daß für alle Zeit die Ziele unserer auswärtigen Politik innerhalb der Grenzen Europas zu suchen seien. *Αὐτὸς ἔφα.* In einer gewissen Orakelbude, die in der Reichshauptstadt aufgestellt ist, ist sogar laut und hallend der horchenden Mitwelt verkündet worden, daß die Stunde, in die Weltpolitik einzutreten, einmal von Deutschland verpaßt worden sei, und daß kein Gott in aller Ewigkeit ihm den Augenblick zurückbringen könne. — Laßt uns mit einem solchen Urtheil nicht zu hart in's Gericht gehen.

Digitized by Google

Der Intellect als Kralle.

Von Eduard Sokal (Berlin).

„Dem Menschen ist sein Intellect, wie den Thieren Klauen und Zähne, als Waffe im Kampfe um's Dasein gegeben." (Schopenhauer.) Wenn einmal die Verdienste Schopenhauer's um die Erkenntnißtheorie und Naturwissenschaft ihre gebührende Würdigung finden, und es Jemandem gelingen sollte, die genialen Ahnungen des Meisters in ihrem visionären Fluge zu fassen und in die Sprache exacter Forschung zu übersetzen, so wird wohl dieser Ausspruch zunächst seine Aufmerksamkeit auf sich lenken. In der That enthält er in knapper Form das Resumé einer bereits ziemlich umfangreichen erkenntnißtheoretischen Literatur, welche später in dem Gedankenkreise der Darwin'schen Theorie ihre Anregung gefunden hat. In den Schriften von R. Avenarius, in der Psychologie von Herbert Spencer, sowie in einzelnen Abhandlungen von E. Mach ist diese moderne erkenntnißtheoretische Auffassung am klarsten ausgesprochen worden. Darnach beruht das psychische Leben auf einer Anpassung des inneren an das äußere Geschehen, und die Ausgestaltung der wissenschaftlichen Erkenntniß ist gewissermaßen eine vervollkommnete ökonomische Form dieser Anpassung. Die Forschung hat keinen anderen Zweck als die Naturerscheinungen in einfachster Weise zu beschreiben; die Wissenschaft ist nichts Anderes als eine „Oekonomie des Denkens". Ursprünglich nur dem Zwecke dienend, die leichtere Mittheilung der praktischen Erfahrungen zu ermöglichen, kann die Wissenschaft selbst in ihren abstractesten Ideen diesen Ursprung nicht verleugnen, und es darf uns daher nicht wundern, wenn selbst in ihren tiefsten und umfassendsten Conceptionen dieses scheinbar fremdartige und willkürliche Element sich findet.

Die Geschichte von der Lehre der Energie zeigt uns diese krallenartige Natur unseres Intellects mit ausnehmender Deutlichkeit. Der Satz von der Erhaltung der Energie, welcher die Grundlage der gegenwärtigen Naturforschung bildet, ist durch die vergeblichen Versuche der Construction eines perpetuum mobile zur klaren Erkenntniß gebracht worden. Im Museum des Conservatoire des Arts et Metiers in Paris befindet sich eine reichhaltige Sammlung der merkwürdigen Apparate verschiedener Sorte und Kalibers, welche die Herstellung eines perpetuum mobile zum Zwecke hatten. Hermann von Helmholtz erwähnt in seinen „Vorträgen" ähnlicher Constructionen (über welche ein Laie oder superkluger Schüler vielleicht a priori zu spotten geneigt wäre) und zollt der Erfindungsgabe ihrer Entdecker seine Bewunderung. All' diese mehr oder weniger geistreichen Männer gingen von der Annahme aus, daß es möglich sei, bei entsprechender Anordnung durch irgend eine Zustandsänderung (etwa von A in B) mehr Arbeit zu leisten, als bei der entgegengesetzten Zustandsänderung (von B in A) verbraucht würde. In der empirischen und, wie man sieht, nur durch höchst mühselige Erfahrungen gewonnenen Einsicht, daß diese Annahme unstatthaft sei, ist auch der Kern des Satzes von der Erhaltung der Energie enthalten, die also Nichts weniger als ein apriorisches Postulat unseres Geistes ist. Die spätere genaue Fassung der Begriffe, die strenge Definition der Energie, sowie die budgetmäßige und daher „der ökonomischen Natur des Menschen so zusagende" Formulirung des Satzes waren zwar ebenfalls von großer, aber doch nur von secundärer und mehr formeller Bedeutung.

Der von Haus aus praktische Gesichtspunkt der „Arbeitsleistung" ist demnach auch für die rein wissenschaftliche Forschung leitend geblieben.

Die Naturkräfte, deren Wirken wir täglich um uns beobachten, als Wärme, Licht, Elektricität, chemische Affinität ꝛc., können wechselseitig in einander, sowie auch in mechanische Arbeit übergehen. Die Aequivalente und die Gesetze, nach welchen diese Umwandlung erfolgt, sind zum Theile mit großer Genauigkeit gemessen und erkannt worden. Aber zwischen der demokratischen Gleichwerthigkeit der Energieformen beim wissenschaftlichen Experiment und ihrer gleichmäßigen praktischen Verwendbarkeit für die Bedürfnisse und Zwecke des täglichen Lebens gähnt eine gewaltige Kluft, welche zu überbrücken eine der Hauptaufgaben der Technik bildet. Einige concrete Betrachtungen und Beispiele werden uns dies in klarem Lichte zeigen.

Die Form, in der wir die Energie in den meisten Fällen benützen, ist die mechanische Arbeitsleistung, die in einer bestimmten Richtung vor sich gehende Massenbewegung, welche einen gewissen Widerstand zu überwinden im Stande ist. Auch die anderen Energiearten können freilich der Endzweck unseres Strebens sein, so z. B. die Wärme bei der Beheizung der Wohnungen, das Licht bei der Beleuchtung, die Elektricität in den elektromedicinischen Apparaten ꝛc. Aber in dem Gesammtbudget des wirthschaftlichen Lebens verschwinden all' diese Anwendungen, so gewaltig sie auch an sich sein mögen, gegenüber der einen, sie alle weitaus überragenden: der mechanischen Arbeit. Auf diese wollen wir also vorläufig unsere Betrachtungen beschränken.

Es ist zunächst klar, daß die mechanische Arbeit uns fast nirgends in der Natur in direct verwendbarer Form geboten ist. Die gewaltigen Massenverschiebungen in der Natur, als Erdbeben, Winde, Meeres- und Flußströmungen, sind eben wegen ihres gewaltsamen, chaotischen, unregelmäßigen Charakters und Vorkommens für die directe Anwendung in den allermeisten Fällen ganz unzugänglich. Auf die indirecte Anwendung mittelst elektrischer Kraftübertragung werden wir noch später zu sprechen kommen. Um uns daher z. B. in der Dampfmaschine mechanische Arbeit zu verschaffen, sind wir gezwungen, den Druck des Wasserdampfes bei hoher Temperatur zu benützen, also zur Wärme und zur chemischen Energie der Kohle unsere Zuflucht zu nehmen.

Die chemische Energie ist die räumlich und zeitlich concentrirteste aller Energieformen, und schon dieser Umstand weist nach Hoppe-Seyler gebieterisch darauf hin, daß sie die Energie des Lebens ist. Ein Kilogramm Kohle entwickelt bei seiner Verbrennung eine Wärmemenge von rund 8000 großen Wärme-Einheiten, nach Aequivalenten entsprechend einer Arbeit von 3,400,000 Kilogrammmeter. (Die größte räumliche und zeitliche Concentration der Energie bieten uns die chemischen Processe bei der Zersetzung der Explosivkörper. Ein Kilogramm Dynamit, einen Würfel von nur 90 Millimeter Seite einnehmend, kann schon in 0,00002 Secunde gegen 1,000,000 Meterkilogramm Arbeitsleistung entwickeln. Wollte man etwa durch Federspannung in dem verschwindend kleinen Zeittheilchen, in welchem ein Kilogramm Dynamit detonirt, dieselbe Leitung geben, so wären nach Berechnungen von J. Tranzl gegen 2000 Millionen Menschen oder gegen 300 Millionen Pferdestärken erforderlich.) Nun ist freilich der weitaus größte Theil dieser Energie für unsere Zwecke nicht nutzbar. Wenn wir die Wärme, welche bei der Verbrennung der Kohle entwickelt wird, zur Erhitzung des Wasserdampfes im Kessel verwenden, so erhalten wir nur einen Bruchtheil der Energie in Form von erhöhter Spannung des Dampfes wieder. Der weitaus größere Theil wird auf die sogenannte innere Arbeit, auf die Ueberführung des Wassers aus dem flüssigen in den gasförmigen Aggregatzustand verwandt, und wenn man noch die unvermeidlichen Verluste bei der Wärmeübertragung hinzurechnet, welche selbst bei unseren vollkommensten Feuerungsanlagen bestehen, so kommt man nach Mendelejew zu dem für unser Können sehr demüthigenden Resultate, daß kaum fünfzehn Percent der entwickelten Energie in nutzbarer Form erhalten und zur Ueberwindung von Widerständen, etwa zur Hebung eines Kolbens, gebraucht werden können.

Bei der elektrischen Energie liegen die Verhältnisse wesentlich anders und sind weit complicirter. Wenn man

Digitized by Google

von den Gewittererscheinungen absieht, so tritt die Elektricität überhaupt nicht als gewaltige kosmische Kraft auf. Sie wird uns fast nirgends in der Natur direct gegeben und wird auch nur in wenigen Fällen von uns als solche verbraucht. Aber sie ist „die große Vermittlerin" zwischen allen anderen Energiearten. Die Kraft der Wasserfälle und Flüsse, die sonst nur einer sehr beschränkten Anwendung fähig wäre, kann durch dynamoelektrische Maschinen von ihrem Entstehungsorte auf weite Strecken hin übertragen werden. Durch ihre Eigenschaft, sich vermöge der Leitung räumlich strenge localisiren zu lassen, bietet sich die Elektricität zu zahllosen Anwendungen dar, in welchen sie durch keine andere Energieform vertreten werden könnte. Wir können nur auf weiten Umwegen zu ihr gelangen, aber dies wird reichlich wettgemacht dadurch, daß auch ihre Ausnützung sich dementsprechend vollkommener gestaltet.

Für die Gewinnung der Elektricität bieten sich außer der obenerwähnten „Kraftübertragung" zwei principiell verschiedene Wege dar: die Dynamomaschinen und die galvanischen Elemente. Betrachtet man diese beiden Methoden, so gelangt man zu einem merkwürdigen Resultate: die erste ist principiell unvortheilhaft, praktisch jedoch die zweckmäßigere, bei der zweiten ist das Umgekehrte der Fall. Bei der Anwendung von Dynamomaschinen bietet uns ein Dampfmotor die Energiequelle für die Erzeugung von Elektricität, so daß wir alle obenerwähnten Mängel nur noch in erhöhtem Maße wiederfinden; bei den galvanischen Elementen hingegen wird die chemische Energie fast ohne Verlust in elektrische verwandelt. Aber zum Aufbau dieser Elemente werden Substanzen gebraucht, welche um so Vieles theuerer als die Kohle sind, daß die Gewinnung von elektrischer Energie auf diesem Wege sich dennoch unvergleichlich kostspieliger als auf dem ersterwähnten gestalten müßte. Wenn es nun gelingen sollte, ein galvanisches Element herzustellen, in welchem die Verbrennungsenergie der Kohle direct in Elektricität ich umwandeln würde, so müßte freilich das theoretisch rationelle Verfahren auch praktisch das billigste und brauchbarste werden. Wilhelm Ostwald entwirft in einer kürzlich erschienenen Abhandlung das Bild dieser Zukunftstechnik. „Haben wir ein galvanisches Element, welches aus Kohle und dem Sauerstoffe der Luft unmittelbar elektrische Energie liefert, und zwar in einem Betrage, der einigermaßen im Verhältniß zum theoretischen Werthe steht, dann muß eine Umwälzung der Technik eintreten, gegen welche die bei der Erfindung der Dampfmaschine verschwindet. Denken wir nur, wie bei der unvergleichlich bequemen und biegsamen Vertheilung, welche die elektrische Energie gestattet, sich das Aussehen unserer Industrie ändern wird! Kein Rauch, kein Ruß, kein Kessel, keine Dampfmaschine, ja kein Feuer mehr, denn Feuer wird man nur noch für die wenigen Processe brauchen, die man auf elektrischem Wege nicht bewältigen kann, und deren werden täglich weniger werden!"

Literatur und Kunst.

Sacher-Masoch und der Masochismus.

Von C. Ziegler.

Als Richard Freiherr von Krafft-Ebing, der verdienstvolle Erforscher der psychopathischen Erscheinungen des menschlichen Sexuallebens I, es unternahm, durch eine sachgemäße Classificirung der Einzelthatsachen Licht über diese bis dahin ziemlich dunkle Materie zu verbreiten, da legte er der Perversität, die es den Mann als hohe Lust empfinden läßt, wenn er von der geliebten Frau gequält und mißhandelt wird, den Namen Masochismus bei und verhalf so, ohne es zu wollen, den blinden Gegnern des Schriftstellers zu einem wissenschaftlich verbrämten Schlagwort, mit dem man den Gehaßten kurzerhand abzuthun in der Lage war. Es kann ja keinem Zweifel unterliegen, daß der verdiente Psychiater keineswegs beabsichtigte, Sacher-Masoch damit zu stigmatisiren, man mag sogar von Schlichtegroll*) Recht geben, der darin eine Ehrung des Schriftstellers erblickt, wissenschaftlich läßt es sich indeß durch nichts rechtfertigen, eine Erscheinung, die zu den uralten Erbstücken des Menschengeschlechts gehört, nach einem Schriftsteller des 19. Jahrhunderts zu benennen, wenn er gleich ihr berufenster Schilderer geworden ist. Viel näher hätte es gelegen, und völlig einwandsfrei wäre es dagegen gewesen, wenn von Krafft-Ebing etwa den Severin, den Sclaven der „Venus im Pelz", als besten Typus aus Sacher-Masochs Schriften herausgegriffen und die Perversität meinetwegen als Severinismus bezeichnet hätte. Diese Bezeichnung hätte freilich farbloser geklungen, dafür aber des persönlichen Beigeschmacks entbehrt. Zudem ist in Sacher-Masoch's Schriften der Unterschied zwischen der activen und der passiven Seite der Erscheinung gar nicht so scharf durchgeführt, wie von Krafft-Ebing annimmt, und Sacher-Masoch selbst kam es zweifellos in erster Linie darauf an, das perverse Weib zu schildern und nicht den Mann, so daß die von Krafft-Ebing'sche Unterscheidung zwischen Sadismus und Masochismus auch nach ihrer litterargeschichtlichen Begründung auf sehr schwachen Füßen steht. Sacher-Masoch selbst hat sich mir gegenüber mehr als einmal bitter über diese Auszeichnung beklagt, und ich habe ihm noch kurz vor seinem Tode versprochen, meine Auffassung später einmal den Lesern der „Gegenwart" zu unterbreiten, zu deren Mitarbeitern er sich mit Stolz zählte, weil ihn deren Redaktion nie zu „echten Sacher-Masoch's" drängte. Inzwischen hat nun von Schrenck-Notzing für die in Rede stehende Erscheinung die Bezeichnung „Algolagnie" — von ἄλγος-Schmerz und λαγνος-wollüstig erregt — geprägt und damit einen Begriff geschaffen, der, wenn man zwischen activer und passiver Algolagnie unterscheidet, allen Anforderungen entspricht. Ihr sollte darum auch von Krafft-Ebing in seine Terminologie aufnehmen.

Daß die Algolagnie schon den alten Völkern bekannt war, beweisen die durch von Schlichtegroll geschickt zusammengetragenen Spuren, die sie in Geschichte und Sage zurückgelassen hat. Sehr durchsichtig ist in dieser Hinsicht die griechische Sage von Attis und Cybele, welche Beiden man wohl als antikes Liebespaar à la Wanda und Severin bezeichnen kann. „Die gute Cybele fand entschieden ein Vergnügen an dem Mitanschauen und dem Verüben von Grausamkeiten, zumal, wenn ein von ihr geliebter Mann dabei in Frage kam. Sie machte sich gelegentlich den Scherz, zuzusehen, wie Apollo dem Marsyas die Haut abzog, und verlangte, hierdurch nach Blut lüstern geworden, von ihren Liebhabern gleichfalls blutige Sühnopfer. So auch von Attis. Sie hatte ihn im Verdacht, außer ihr noch mit der Nymphe Sagaris Umgang gepflogen zu haben, und begehrte daher, damit sie nicht weiter von Eifersucht geplagt würde, er möge sich ihr zu Liebe selbst verstümmeln. Er willfahrte diesem Verlangen, und als sie später zu Hippomenes und Athalantus in Beziehungen getreten war, fand sie es nöthig, solchen Beweis höchster Opferfreudigkeit Seitens eines Mannes auch von diesen Beiden zu fordern. Als es geschehen war, war sie mit diesem Acte der Unterwerfung unter ihren Willen aber noch keineswegs zufrieden, sondern verwandelte die Unglücklichen obendrein in Löwen, spannte sie vor ihren Wagen und ließ

*) C. F. v. Schlichtegroll, Sacher-Masoch und der Masochismus. Dresden, 1901.

Digitized by Google

sie die Peitsche spüren." Eine altarabische „Wanda" lernen wir in „Tausend und eine Nacht" kennen: „Eine schöne Fürstin, die zugleich eine Zauberin ist, hält ihren Gemahl in einer statuenähnlichen Starrheit und schlägt ihn täglich mit Ruthen, weil er ihren Geliebten, einen häßlichen Neger, getödtet hat." Auch Kirke, die ihre Verehrer in Schweine verwandelt, gehört hierher.

Nicht als Sage, sondern als Thatsache tritt uns eine algolagnistische Scene in der von Josephus (Ant. XI. 3. V.) überlieferten Erzählung von Zorobabel entgegen, die auch in das 3. Buch Esra übergegangen ist. Zorobabel, ein Vertrauter des Darius Hystaspes, hält dort in Gegenwart des Königs eine Lobrede auf das Weib und sagt dabei: „Sah ich doch selbst, wie der König, dem die ganze Welt unterthan ist, von einer seiner Frauen, nämlich von Apame, der Tochter des Themasiers Rabezak, Stockschläge erhielt; wie er litt, daß sie das Diadem von seiner Stirne nahm und sich selbst aufsetzte, wie er glückselig war, wenn sie lächelte, und untröstlich, wenn sie zürnte, wie er allen ihren Launen schmeichelte und durch die tiefste Demüthigung sich ihre Gunst wieder zu erwerben suchte, wenn er sie einmal zornig sah." Daß bei den Knabengeißelungen im alten Sparta, die gewöhnlich als rein pädagogische Maßnahme angesehen werden, ein algolagnistisches Moment mit im Spiele war, erscheint sehr wahrscheinlich, wenn man bedenkt, daß die Jünglinge am Feste einer Göttin und vor den Augen einer Priesterin gepeitscht wurden, und daß in Alea beim Feste des Dionysos Weibern vor der Statue des Gottes das Gleiche geschah. Auch in die mittelalterlichen Geißelfahrten spielt das sexuelle Moment hinein. Den schlagendsten Beweis dafür liefern die Büßerorden, bei denen Mönche und Nonnen den Convent bildeten, der Orden der heiligen Brigitte und der Orden von Fontevauld, die geradezu algolagnistische Satzungen hatten und völlige Unterwerfung der Mönche unter die weiblichen Oberen forderten. Das berühmte Kloster von Fontrevauld war eine wahre Brutstätte der Unzucht, und nach Stralsunder Chroniken fanden sich bei der Erstürmung des dortigen Brigittenklosters zur Reformationszeit in den Kellern ganze Berge von Kinderskeletten. Um die geschichtliche Kette zu schließen, brauchen wir aus der Neuzeit noch hinzuweisen auf Betti Carleß in London, die geradezu raffinirt war im Erfinden von Qualen für ihre Liebhaber, und auf die Pariser Schauspielerin Contet, die zur Zeit des ersten Napoleon ihre Verehrer, zu denen fast alle bedeutenden Männer gehörten, in toller Ausgelassenheit wie Hunde peitschte.

Algolagnistische Anklänge finden sich zahlreich bei den Liebeslyrikern aller Völker. Heute sind uns aber die Bilder so geläufig geworden, daß uns der pathologische Boden, dem sie entstammen, nicht mehr zum Bewußtsein kommt und wir keinen Anstoß daran nehmen. So giebt das Goethe'sche Gedicht „Lilli's Park", wenn es symbolisch aufgefaßt wird, worauf Albert Moll zuerst aufmerksam gemacht hat, die Empfindungen des Algolagnisten wieder, allerdings in scherzhaftem Gewande. Auch Werther schwelgt gern in Schmerzen. In des Amtmanns Hause wird „Zählens" gespielt, wobei Lotte Ohrfeigen austheilt. „Ich selbst," schreibt Werther, „kriegte zwei Maulschellen und glaubte mit innigem Vergnügen zu bemerken, daß sie stärker seien als die, die sie den übrigen zuzumessen pflegte." Die Aufzeichnungen Werther's beim Empfange der durch Lotte geschickten Pistolen: „Sie sind durch Deine Hände gegangen, Du hast den Staub davon geputzt; ich küsse sie tausendmal, Du hast sie berührt . . . . und Du, Lotte, reichst mir das Werkzeug, Du, von deren Händen ich den Tod zu empfangen wünschte und ach, nun empfange" — könnte ebenso gut ein Held einer Sacher-Masoch'schen Erzählung gemacht haben. Bei Heine klingen die Vorstellungen in der Ballade „Das Schlachtfeld von Hastings" an, in der König Harald an den „Denkmälern der Lust" auf seiner Brust erkannt wird, die seine Geliebte hineingebissen. Ausgesprochen algolagnistische Typen sind auch die Penthesilea Heinrich von Kleist's und die Gräfin Mathilde in Friedrich Müllers Trauerspiel „Golo und Genoveva". Auf die altspanischen und portugiesischen Romane und die modernen Schriftsteller wie Zola und Turgenjew besonders hinzuweisen, ist füglich überflüssig.

Daß Sacher-Masoch bei seiner Auffassung von der Dichtkunst an den Nachtseiten des Menschenlebens nicht vorübergehen konnte, liegt klar auf der Hand. Sein künstlerisches Glaubensbekenntniß hat er in folgende Worte gefaßt: „Die Poesie soll eine bilderreiche Naturgeschichte des Menschen sein. Wo sie dies nicht ist, wo sie abstracte Phantome oder ideale Phantasiegebilde bietet, erfüllt sie ihre sittliche Aufgabe nicht. Der Idealismus der Kunst darf nie an ihren Objecten zu Tage treten, nicht der Mensch, sein inneres und äußeres Leben dürfen idealisirt werden, sondern über dem Chaos menschlicher Thorheiten, Leidenschaften und Laster muß uns der Dichter das ewige Licht der Wahrheit entzünden, das uns den Weg zeigt nach vorwärts. Jene Poesie, welche den Menschen Tugenden andichtet, die sie gar nicht besitzen, oder gar, wie es Schiller bei seiner Maria Stuart gethan hat, das Laster, den Aberglauben, verklärt, steht nicht auf dem Zenith ihrer Wirksamkeit. Der echte, bedeutende Dichter wird immer, wie es Aeschylos, Aristophanes, Dante, Cervantes, Shakespeare, Molière, Voltaire, Goethe gethan haben, mit Vorliebe die Thorheiten und Leidenschaften der Menschen zum Gegenstand seiner Darstellung machen. Es ist freilich angenehmer, wenn man sich ungestört mit dem Heiligenschein der Reinheit und Unfehlbarkeit umgeben kann, und in diesem Sinne möchte ja der Mensch und jedes Geschlecht den Papst spielen. Daher in der Kunst die Vorliebe für historische Stoffe. Von unsern Ahnen wagen wir alles Böse und Lächerliche zu erzählen, aber wehe dem, der mit kühner Hand den Schleier von unsern eigenen Schwächen, Thorheiten und Lastern herabreißt. Es lebe der Märchenerzähler! Nieder mit dem Sittenmaler, den Reformator."

Diese Auffassung von der Aufgabe der Poesie genügt aber nicht, die Thatsache zu erklären, daß in Sacher-Masoch's Schriften die algolagnistischen Naturen so sehr im Vordergrunde stehen, daß darin das Charakteristikum seines Schaffens gefunden werden konnte. Der Schlüssel dafür liegt in seinem Lebensgange.

Sacher-Masoch's Heimath ist Galizien, und in diesem Lande haben nach den Worten eines geistvollen Werkes die Weiber „nur die eine Wahl: entweder sie beherrschen ihren Gatten vollkommen und machen ihn zu ihrem Sclaven, oder sie sinken selbst zu den elendsten Geschöpfen herab." So empfing denn Sacher-Masoch bereits in seiner frühen Jugend Eindrücke nach dieser Richtung hin, die sein ganzes Leben lang haften blieben. Schon der zehnjährige Knabe küßte den Fuß einer galanten Tante, die die Peitsche sehr geschickt zu handhaben wußte, das Original der Heldin in seinem „Emissär", und war unfreiwilliger Zeuge einer sehr intimen Scene und einer Prügelscene, wie er sie später so oft geschildert hat. Dazu kam der Eindruck der Greuelscenen des polnischen Aufstandes von 1846. Im Prager Aufstand von 1848 nahm der Zwölfjährige an der Seite einer andern Verwandten, einer echten Amazone, an den Straßenkämpfen Theil.

Als Sacher-Masoch plötzlich wie ein hellaufleuchtender Komet am literarischen Himmel emporgestiegen war, da waren es wieder perverse Weiber, die sich in Schaaren an ihn herandrängten, dem algolagnistischem Zuge seiner Natur immer mehr zum Durchbruche verhalfen und einen geradezu unglückseligen Einfluß auf ihn ausübten. Ihre Steckbriefe mag man bei von Schlichtegroll nachlesen, wo besonders die famose Aurora Rümelin, dieses Namen-Chamäleon, die sogar des Dichters Gattin wurde und ihn eigentlich auf dem Gewissen hat, endlich einmal in das Licht der Wahrheit gerückt wird. Nach seiner Familienkatastrophe in Leipzig war Sacher-

Digitized by Google

Masoch wirthschaftlich ruinirt, er mußte um das tägliche Brot kämpfen und bequemte sich unter dem Drucke der Noth so sehr dem perversen Geschmack seiner Lesergemeinde an, daß er sich schließlich mit seinen unwürdigen „Messalinen Wiens" und den „Russischen Hofgeschichten" an dem Geiste der Kunst versündigte. Das Verhältniß seiner Leser zu ihm ist auch eins der Momente, die in hohem Maße für die einseitige Ausprägung seiner Eigenart bestimmend wurden. Von Schlichtegroll scheint es ebenso wenig bekannt geworden zu sein, wie der gleich zu besprechende Einfluß der Zeitschriften-Redaktionen. Es dürfte kaum einen zweiten belletristischen Schriftsteller geben, dem so viele Briefe seiner Leser zugingen, als Sacher-Masoch. Diese Briefe enthalten ein interessantes Material für den Psychologen, doch soll hier nicht näher darauf eingegangen werden; es kommt mir nur darauf an, die Thatsache dieses Einflusses zu konstatiren. Ebenso groß war der Einfluß mancher Redactionen, die, wie schon oben angedeutet, stets nur „echte Sacher-Masoch's" von ihm haben wollten; ob sie gleichfalls nur auf ihre Leser Rücksicht nahmen, oder ob sie der Meinung Karl von Thalers waren, der Autor einer „Venus im Pelz" dürfe keine „Marzella" schreiben, muß dahin gestellt beiben. So kam es, daß Sacher-Masoch auch in der letzten Epoche seines Schaffens, als er in der Ehe mit der bekannten Polyglotte Hulda Meister auch das bis dahin entbehrte häusliche Glück gefunden hatte, nur schwer den specifisch masochistischen Zug unterdrücken konnte. Aber er hatte den ehrlichen Willen, und seine letzten Schriften zeigen, daß es ihm schließlich gelungen wäre, sich ganz davon frei zu machen, wenn ihm nicht der unerbittliche Tod die Feder aus der Hand genommen hätte.

Der neufranzösische Roman.

Von A. Brunnemann (Dresden).

Zola und France — mit diesen Beiden wäre die Reihe der bedeutenden französischen Romanciers eigentlich schon erschöpft. Nur sie wagen es noch, uns ihr Denken mit Unerschrockenheit aufzuzwingen. Ueber alle ihre Mitstrebenden, die früher viel zu sagen hatten und die nun längst zu den „Unsterblichen" der Akademie gehören, ist eine Erstarrung, etwas Chinesisches gekommen. Jeder arbeitet in seiner Manier weiter, äußerlich sieht es ja gerade noch so aus wie früher, aber der geistige Gehalt! Das deutlichste Beispiel hierfür sind Pierre Loti und Paul Bourget. Letzterer ist nach einer Wanderung durch Amerika auf die psychologischen Romane aus höheren Pariser Gesellschaftskreisen zurückgegangen und macht sich dabei eines schweren künstlerischen Rückschritts schuldig. Das Neue, was er gern bringen möchte, besteht nur in einer gesteigerten Absurdität des Stofflichen. Man höre die Fabel, die „le Fantôme" zu Grunde liegt. Ein junger Mann heirathet, um aparte „sensations" zu haben, die Tochter seiner einstigen Geliebten, einer Frau der besten Gesellschaft. Die ahnungslose junge Gattin liebt ihren Mann, wird aber bald durch dessen unerklärliches Benehmen tief unglücklich, während sich der Schuldige innerlich an der sehr fatalen „sensation de l'inceste", die mit dem Phantom der einstigen Geliebten wider sein Erwarten überall aufsteigt, zermürbt. Selbstverständlich gestattet das Bourget's Kunst ganz besonders feine psychologische Haarspaltereien — aber, kann man sich etwas Gesuchteres, Ungesunderes denken als diesen Vorwurf? Es gehört schon ein starker Dunstkreis von Decadenz dazu, um diese Kost überhaupt zu vertragen.

Jules Lemaître hat sich ganz in die Politik gestürzt; Huysmans, der rücksichtslose naturalistische Schilderer der Unnatur, fand seinen Damaskusweg und ging in's Kloster. Jetzt schreibt er ermüdende Betrachtungen über die Kathedrale von Chartres neben sehr erbaulichen Heiligenlegenden. Unter den jüngeren Autoren, zahllos wie der Sand am Meere, unverhüllt frech, oder die Frechheit mit einem wohlgefälligen ästhetischen Mäntelchen behangen, stoßen wir doch auf ein paar rühmliche Ausnahmen, die danach streben, wirkliche Werthe zu geben, seien sie nationaler, socialer oder ethischer Natur. Freilich sind die Barrès, Paul und Victor Margueritte, Prévost, Octave Mirabeau, Edouard Rod, Jules Renard sehr beachtenswerthe Erscheinungen, aber nur einen kurzen Blick zurück auf die Literatur zur Mitte des 19. Jahrhunderts und wie Pygmäen stehen sie alle neben den Großen: Stendhal, Balzac, Flaubert und dem Zola der „Rougeon-Macquard." Es sind Männer, geboren nach einer großen nationalen Niederlage, genährt vom philosophischen Dilettantismus Renan's, der sie zu einer Gedankengymnastik ohne Resultate, ohne praktischen Gewinn führte. Sie haben das Reizvolle der vieler Nüancen fähigen Uebergangsnaturen, aber auch deren Ungesundheit, Willenlosigkeit und Zielllosigkeit. Ihre besten Züge sind die starke Antheilnahme an den socialen Nothständen und die tiefe altruistische Regung, die in allen Menschen Brüder sehen will. Der russische Roman hat seine gewaltige Mitleidsfluth, die „Religion des menschlichen Leides", überall hin ergossen, und sie ist nicht bei Allen im Zustand leerer Phrase oder einer sentimentalen Salonphilosophie geblieben.

Den Typus eines Kindes des gedemüthigten Frankreich schildert Octave Mirabeau im „Calvaire". Sein Jean, obwohl er ihn 1870 als 20jährigen Jüngling einführt und am Kampfe theilnehmen läßt, ist kein Jüngling aus der Generation vor 1870. „Von einer nervösen Mutter geboren", ohne Weltkenntniß erzogen, wird er, der sich kein eignes Ideal bilden konnte und kein allgemeines Ideal fand, dem er sich hingeben durfte, ein willenloses Spielwerk der Ereignisse und geht schließlich am Weibe zu Grunde. Alles Krankhafte der Kinder einer trostlosen Zeit, ihr völliger Mangel an Kraft zum Aufraffen und Ueberwinden des Feindlichen, Erniedrigenden wird durch diesen schmachvollen Leidensgang in erschütternder Weise zur Darstellung gebracht.

Dem haltlosen Manne dieser Generation sucht Marcel Prévost nach einigen geistvollen Ausflügen in die Frauenseele die „Vierge forte" entgegenzustellen. Sie ist gleichfalls eine Uebergangsnatur, ein Zwitterding, das der Liebe flucht, an Sehnsucht nach Liebe krankt und sich mit dem freiwillig auf sich genommenen Martyrium, das Weib der Zukunft durch Verzicht auf Weibesglück vorzubereiten, wichtig thut. Die wirkliche Vierge forte, bei der alles natürlich und glaubwürdig erscheint, wurde vom Ausland importirt; das Experiment an der Französin mißlang.*) Auch ist Prévost wieder von dem hohen Kothurn des Weibes der Zukunft herabgestiegen und hat uns im „heureux ménage" in ganz schlichter Weise eine französische Gattin geschildert, wie sie der Franzose haben will und wie sie mancher Glückliche auch findet: Eine treue Gefährtin, die alle Freiheiten gestattet, selbst Scandal meidet, Alles vergiebt und schließlich den wirklichen Halt des müden Eheherrn bildet. Jedenfalls ist „l'heureux ménage" französischer als die „Vierges fortes". Viel innere Tiefe bietet es allerdings nicht.

Ungleich tiefere, vorwiegend ethische Probleme sucht dagegen Edouard Rod zu lösen, dessen ernste, aber dem Sinn des Lebens nachgrübelnde Werke immer zum Nachdenken anregen, denen wir ab und zu auch etwas verdanken können. Trotz alledem ist gerade Rod der Mann des unruhvollen Tastens, der mit redlichem, immer strebenden Bemühen die wahren Lebenswerthe herausfinden möchte, um das Dasein auch in der richtigen Weise zu führen, der eigenen Persön-

*) Die Vierges fortes sind bereits eingehend in der „Gegenwart" besprochen worden.

Digitized by Google

lichkeit zur Erhöhung, der Gesammtheit zum Nutzen, aber oft das rechte Ziel nicht findet. Im „Sens de la vie“ fand er auf seine quälenden Fragen die Antwort: „Das Leben hat nur einen Sinn für die, welche lieben und glauben.“ Er selbst gefiel sich jedoch noch zu sehr im Geistesakrobatenthum des Dilettanten, um eine starke Liebe für irgend Etwas, einen kraftvollen Glauben an irgend Etwas in's Feld zu führen.

Ungeheuer reizvoll ist gegenüber den alten, sehr abgegriffenen Wahrheiten die feine zersetzende Wissenschaft, das Studium der Leidenschaften, die ewige Wißbegier des Gelehrten, die beobachtet, ohne Schlüsse zu ziehen, mit einem Worte, der Dilettantismus, aber, man beginnt, ihm nicht mehr zu trauen.

Das ungefähr sind die Prämissen zu seinem letzten sehr gedankenreichen Buche „Au Milieu du chemin“. Er führt uns hier „Nel mezzo del cammin“, eines berühmten Schriftstellers, der sich „in einen finsteren Wald verschlagen findet, weil er vom rechten Weg sich abgewandt“, d. h. von der gesunden Natur, und der sich nun voll reicher schmerzlicher Erfahrung zurückzutasten sucht nach dem Pfad des Heils.

Der Dramatiker Clarencé steht am Vorabend einer Première. Er hat Dramen geschrieben, die die einfache erschütternde Tragik des Lebens mit falschem und lockendem romantischen Flitter umkleiden. Auch sein neuestes Werk wird ein solches sein. Ein Reporter, der sich an ihn herandrängt, erzählt ihm, daß sich ein junges Mädchen, Tochter braver Eltern, von einem seiner Werke beeinflußt, aus unglücklicher Liebe den Tod gegeben hat, und weitere Nachforschungen lassen ihn in dem Geliebten des Mädchens einen seiner Freunde, einen talentvollen Maler erkennen, den er glücklich verheirathet glaubte. Der Maler wird vor Schmerz wahnsinnig, und seine kleine Frau zeigt einen rührend schlichten Heroismus. Mit einem Schlag zerfällt vor Clarencé seine ganze künstlich überhitzte Leidenschaftsliteratur in Nichts. Was hat er der Menschheit an wirklichem Lebenswerthen geboten? Nur Ungesundes hat er geweckt, nur Gift ausgestreut. Er selbst lebt seit Jahren in Freundschaft mit Claudine, einer genialen Frau, die sich, von ihrer ersten Ehe enttäuscht, nicht zu einem gesetzlichen Bund mit ihm entschließen kann. Auch dieses Verhältniß beginnt Clarencé zu bedrücken; er plädirt jetzt für die Regel, und obwohl Claudine, eine starke Persönlichkeit und eine der wenigen kraftvollen Naturen Rod's, die Ausnahme vertheidigt, giebt sie ihm aus Liebe nach und vermählt sich mit ihm. So wird Clarencé's Privatleben wie sein künftiges Werk von nun ab ein Widerruf alles dessen werden, was er zuvor angebetet hat. Meisterhaft schildert er seinen bisherigen Irrweg, den Irrweg so vieler Schriftsteller und Künstler.

„Religion der Kunst! Man giebt sich lange Zeit mit dieser Religion zufrieden; man hält sie für sehr edel, über Allem stehend. Man verachtet die als Barbaren, die nichts von ihr wissen wollen. Aber eines Tages kommt man dahinter, daß ihre Dogmen hohl klingen, daß der Gott ein Idol war. Man hat gelitten, gelebt, verstanden, man hat sich mit Menschlichem angefüllt. Nun beginnt man die Welt zu beobachten und findet bald heraus, daß über den Büchern, den Versen, den Dramen, jenes erhabene einfache Gesetz steht, was eben das Leben ausmacht, das gemeinsame Leben, das Leben der Armen und oft Unglücklichen. Viele, die mit dem ausschließlichen Cultus der Kunst zu Felde zogen, behalten nach dem Siege ausschließlich die Liebe zum Guten... Der Advokat, der Arzt bleibt ein Mensch wie alle Anderen. Sie genießen, sie leiden, sie lieben wie Andere auch. Wir aber wandeln, indem wir unsere Einbildungskraft entwickeln, unsere Gefühlsthätigkeit künstlich um, wir übertreiben, reizen und fälschen sie, wir brechen die so nöthigen Bande, die uns an das Leben fesseln. So hören wir auf, wie die Anderen zu sein, um Ausnahmen zu werden. Aber die Ausnahmewesen haben in der gegenwärtigen Gesellschaft gar keine Existenzberechtigung. Sie haben in allen Stücken Unrecht, sie sehen falsch, sie beurtheilen schlecht, sie täuschen sich über die Proportionen der Wirklichkeit.“

Es ist viel Erlebtes in dem Buche. Freilich der Mann, der ein so ehrliches Ringen offenbart, ist, trotzdem er ganz in Paris heimisch, ein Schweizer von Geburt; es haftet ihm etwas Germanisch-Grüblerisches an. Er hat sich auch mit Vorliebe an dem großen slavischen Ideenreichthum genährt; dem esprit latin aber, jener Kühnheit mit der Paradoxen aufgestellt, jener logischen Schärfe und prägnanten Klarheit der Kunst, mit der selbst widersinnige Gedanken bewiesen und anschaulich gemacht werden, und nicht zuletzt auch dem wirklich nationalen französischen Empfinden steht er ganz fern. Ich möchte Rod einen Vertreter der „Religion de la souffrance humaine“ nennen.

Französische Verhältnisse, frei von Pariserthum, und der nur einseitigen Schilderung der oberen Zehntausend zeichnen die Brüder Rosny in „La Charpente“. Sie bemühen sich mit löblichem Ernst, die naturgemäße Entwickelung socialer Verhältnisse darzustellen und das vorliegende Buch will das Ueberlebte der Aristokratie schildern, wie es schon früher François de Curels' geistvolles Drama „Les Fossiles“ that. Indeß geht „La Charpente“ nicht über ein dilettantisches Philosophieren der Hauptpersönlichkeiten in den Salons hinaus; es bleibt Alles schematisch, inneren Erlebens baar. Die Rosny erweisen sich als liebenswürdige, klarblickende und klardenkende Schriftsteller, nicht aber als solche, die uns absolut Eigenes in warmer persönlicher Sprache zu sagen haben.

Eine ganz eigenartige Erscheinung unter den Jüngsten bildet Jules Renard. Er repräsentirt einen in Frankreich kaum bekannten Schriftstellertypus, den Humoristen und zwar im Gegensatz zu der bekannten Humoristenphysiognomie germanischen Ursprungs, die selbst Alphonse Daudet im „Jack“ und „Petit Chose“ annahm, wo ihm Dickens als Vorbild diente, den specifisch französischen Humoristen. Ganz vereinzelt steht er nicht da; wir finden einige seiner Züge bei Anatole France. Es ist das Hervortretenlassen ungewöhnlich starken Gefühls bei Vermeidung alles Sentimentalen, eine scharfe Selbstironie, ein keck satirisches Beleuchten der Verkehrtheiten des Lebens, und bei untrüglichem Erkennen der Schwächen am lieben Nächsten eine unverwüstliche Laune in ihrem Belächeln, über das eigene Leid hinweg. Mit erhabener Philosophie wird alles Kleine durchtränkt, alles Kleinliche stoisch verachtet, naive Harmlosigkeit jedoch ist kaum ein Mal zu finden. „Poil de Carotte“ nennt sich Jules Renard's bestes Werk, das auch, dramatisirt, im Théâtre Antoine viel Erfolg hatte. Es sind schlichte Einzelbilder aus dem Leiden eines Knaben, Sohnes biederer Provinzler, den seine Mutter nicht liebt, weil er häßlich ist (er hat rothes Haar, daher sein Spitzname, Poil de Carotte), und der aus dem gleichen Grunde seinen Geschwistern als Zielscheibe des Spottes dient und von ihnen wegen seiner immer dienstbereiten Gutmüthigkeit ausgebeutet wird. Poil de Carotte kann es Niemandem recht machen und in seiner Unbeholfenheit und Einsamkeit denkt er sich sein Theil über das Leben, ohne Bitterkeit. Kurze, auf geistvoll ironische Pointen zugespitzte Scenen beleuchten das Leben aus dem Gesichtswinkel dieses tief empfindenden Kindes heraus, das sich bei unverwüstlicher Selbstironie zum Weltweisen ausbildet.

Der am schärfsten hervortretende Zug der französischen Literatur, dem wir Deutschen gerade unsere Aufmerksamkeit nicht versagen dürfen, ist das „Erwachen der nationalen Energie“. Sie ist durchaus nicht als literarische Erscheinung an sich aufzufassen: die Literatur ordnet sich hier nur als Mittel zum Zweck einer nach der Affaire Dreyfus entstandenen politischen Strömung unter. Bedeutende Schriftsteller, wie Brunetière und Jules Lemaître, haben sich dieser bis

Digitized by Google

zur Aufgabe ihrer früheren literarischen Thätigkeit hingegeben. Von Letzterem, dem feurigsten Nationalisten, hört man in der Literatur so gut wie gar nichts mehr.

Unter den Romanschriftstellern haben wir es neben den Brüdern Paul und Victor Margueritte, die unter den Gesammttitel „Une époque“ im „Désastre“ und „Les Tronçons du Glaive“ mit breiter Weitschweifigkeit die Schrecknisse des Krieges und das unerschütterliche Vaterlandsgefühl schildern, mit Maurice Barrès zu thun. Auch er hat seinen Damaskusweg gefunden. Wir haben ihn einst als rücksichtslosen Vertreter des „Culte du moi“, des dilettantischen Geistesakrobatenthums, der Selbstberäucherung in höchster Potenz kennen gelernt.*) Plötzlich hält er eine überraschende Umkehr. Das Individuum, predigt er nun, hat keinerlei Anrecht, sich selbst zum Zweck zu existiren. Es gehört zum organischen Ganzen seines mütterlichen Nährbodens, es ist Eins mit den Eigenthümlichkeiten seiner Rasse, und wird es aus diesem natürlichen Zusammenhang herausgerissen, so geht es an Unbeständigkeit zu Grunde. „Les Déracinés“, die Entwurzelten, der erste von Barrès' „Romanen der nationalen Energie“, ist ein sociologischer Roman, der die obige These zu beweisen sucht. Paris, diese ungeheure Centralisationsmacht, entreißt viele begabte junge Leute ihrem Mutterboden, wo sie für ihr Leben und Streben die richtigen Ziele gefunden hätten und verbraucht sie für Ideen von vager Allgemeinheit, für das abstracte republikanische Pflichtenideal, das keiner der verschiedenen Rasseeigenthümlichkeiten Rechnung trägt. „Wenn ein Neuling aus der Provinz auf dem Pariser Bahnhofe eintrifft, so ist er ein belebter Körper, der in eine Masse hineinfällt, worin er sich unaufhörlich bewegen und neue Gestalten annehmen wird, bis er sie geschändet oder besudelt, als ein Leichnam verläßt.“ Vom unersättlichen Paris verbraucht werden sieben junge Lothringer, Schulkameraden auf dem Lyceum zu Nancy, die einer ihrer Professoren, Bouteiller, der strenge Vertreter der republikanischen Allgemeinheit ohne persönliches Heimathsgefühl, nach Paris zieht. Ich muß Barrès einwenden, daß er nicht stark genug die Rasse-Eigenthümlichkeiten seiner jungen Lothringer geschildert hat, um uns deren besseres Vorwärtskommen auf dem mütterlichen Boden glaubwürdig zu machen, um uns in ihnen etwas sehr Werthvolles beklagen zu lassen, das durch ihre Entwurzelung verloren ging. Alle angeführten Verhältnisse, die den Untergang mehrerer dieser jungen Leute herbeiführten, sind von so allgemeiner Natur, daß sie Jeden auch anderwärts geschädigt haben würden und keinen zum speciellen Opfer von Paris machen. Immerhin hat die Decentralisationsbewegung, die in Frankreich stark zunimmt, eine gewisse Berechtigung, und die zu ihrer Stärkung gegründeten Zeitschriften, wie der in Havre erscheinende „Individualiste“, verfolgen sehr anerkennenswerthe Ziele, nämlich das geistige Leben der Provinz zu heben und die trefflichen nationalen Eigenthümlichkeiten der einzelnen französischen Volksstämme in ihrer gesunden Stärke zu erhalten. Paris kann sich nur dafür bedanken, denn bei seinem raschen Verbrauch aller Kräfte bedarf es unausgesetzt des gesunden, starken Blutes der Provinz, um einen neuen Aufschwung auf den Gebieten von Wissenschaft, Kunst und Literatur herbeizuführen. So bilden das normannische und das bretonische Element die regenerationskräftigsten des französischen Geistes; auch ist nicht zu unterschätzen, was die Südfranzosen stetig für die Literatur thun, und die durch die „Félibres“ hervorgerufene Renaissance der provençalischen Poesie gebietet hohe Achtung. Barrès hingegen, früher der Mann der freiesten Ideen, hält sich jetzt an eine engherzige, das freie Menschenthum ganz beschränkende Politik. Er will seine Landsleute wieder zu dem glücklich überwundenen Chinesenthum zurückführen, das in sehr einseitig entwickeltem nationalen Selbstgefühl die kräftig pulsirende Ader des Fortschrittes unterbindet und im Stolz auf die alte Kulturüberlegenheit Frankreichs unsere Nachbarn die Bedeutung des heutigen Frankreich für die übrigen Culturstaaten stark überschätzen läßt.

Diese seine chauvinistische Einseitigkeit mußte ihn wieder zu dem alten Revanchegedanken führen, und voll von ihm ist „l'Appel au Soldat“, der zweite Roman dieser Serie, der eine genaue Darstellung des Boulangismus enthält. Drei der erwähnten jungen Lothringer, die Besten unter ihnen, Stürel, Römerspacher und Gallant de St. Phlin gelangen, der Eine in Italien, der Andere als Student auf einer deutschen Universität, wo er die Wurzeln der nationalen Energie des deutschen Volkes kennen lernt, der Dritte als Grundbesitzer in seiner lothringischen Heimath, zur Erkenntniß der Nothwendigkeit eines starken Nationalbewußtseins. „Unser nationaler Gedanke,“ heißt es auf den ersten Seiten, „hebt sich und sinkt, wie Ebbe und Fluth des Meeres. 1887 ist er bei allen Franzosen auf seinem höchsten Niveau. Stürel auf dem Lido, Römerspacher auf dem Brocken, versuchen die geistige Anarchie, Humanismus genannt, die ihnen die Universität einflößte, zu ersticken; sie filtriren die beängstigte Anhäufung von Dingen, die man in ihre Seelen gesenkt hat; sie läutern sich, um die Disciplin ihrer Rasse wiederzufinden und sich ihren Vätern anzureihen. Man glaubt sich diese Thatsache leicht zu erklären bei zwei jungen Leuten, die auf längere Zeit in ein deutsches und italienisches Milieu versetzt wurden. Bei ihnen mußte das Nationalgefühl besonders reagiren. Aber um diese Zeit regt es sich in ganz Frankreich, in allen seinen Zellen und versucht die von außen eingedrungenen Elemente abzustoßen.“

Ein Mann nun kam zur rechten Zeit, Boulanger. Von den hochgehenden Wogen des Nationalbewußtseins gehoben, brauchte er nur die Fluthen in die von ihm gewollte Bahn zu leiten, sie hätten sich blindlings dahin ergossen. Aber er war nicht der rechte Mann, keiner, der den Augenblick zu erfassen wußte. Wohl ein Abenteuerer, aber nicht Abenteurer genug, um auf Leben oder Tod zu spielen. Trotz lebhafter Unterstützung Seitens seiner sich rasch entwickelnden Partei geht er zu Grunde. Barrès gefällt sich darin, ihn uns noch als sentimentalen Liebhaber der schwindsüchtigen Madame de Bonnemains zu schildern, auf deren Grab er sich bekanntlich erschoß. Inwieweit hierin die Charakteristik des Generals treu ist, entzieht sich meiner Beurtheilung. In seinen Momenten haltlosen Schwankens erscheint er mir durchaus als glaubwürdig gezeichnet. Die Schilderungen der politischen Kämpfe von Boulanger gehören zu dem Trockensten, was Barrès geschrieben hat. Seine Manirirtheit, mit der er hier einen altklugen archaisirenden, das moderne Französisch vergewaltigenden Vernunftton anschlägt, hat hier die Spitze erreicht. Warm, mit echter innerlicher Antheilnahme, sind die Kapitel geschrieben, in denen Stürel gemeinsam mit seinem Freunde St. Phlin auf einer Reise durch Lothringen die Wurzeln seiner Nationalität sucht. Für uns Deutsche besonders interessant ist auch der Brief Römerspacher's über deutsche Universitäten. Barrès läßt hierin der Geisteskraft des deutschen Volkes hohe Bewunderung zu Theil werden und ist voll des Lobes für die Unterrichts- und Forschungsmethoden der deutschen Gelehrten.

Das Buch schließt mit dem Begräbniß Boulangers. „Sie wiederholen ‚Es lebe Boulanger!‘ bemerkt einer der Leidtragenden, „aber wer wird sich nach einem Jahre noch seiner erinnern?“ — ‚In einem Jahre,‘ erwiderte Stürel, bleich vor Erregung, ‚in einem Jahre wird er gerächt sein!‘ Was will Barrès damit sagen, da er doch den Ausgang des Boulangismus kannte? Will er seine Landsleute von Neuem für ihn begeistern? Um es einzusehen, müssen wir noch den dritten bereits angekündigten Roman der nationalen Energie, den abschließenden, erwarten.

Wie wenig Manche unter den Begabteren seiner Lands-

*) Vergl. Maurice Barrès, Gegenwart, Jahrgang 1896, Nr. 46.

Digitized by Google

leute seinen Theorien zustimmen, zeigt trefflich ein ganz merkwürdiges Buch, das als Veröffentlichung der „Revue blanche“ soeben auf dem Bürchermarkt erschien: „Nouvelles Conversations d'Eckermann avec Goethe“. Altmeister Goethe wird hier im Gespräch mit Eckermann einigermaßen glaubwürdig vorgeführt, und ihre Gesprächsthemen liefert die moderne französische Literatur. Der Verfasser hat sich mit sichtlicher Begeisterung und tiefem Ernst in die Goethesche Weltanschauung versenkt und nimmt sie nach seinen Kräften zum Maßstab für die von ihm kritisirten Erscheinungen. Darum dürfen wir, befremdet von der Kühnheit dieses Beginnens, das Buch nicht ohne Weiteres als eine Entweihung ansehen. Um einen Begriff von der Art des anonymen Verfassers zu geben, schließe ich diese Betrachtung mit einer Stelle über Barrès, die zugleich die Verurtheilung der Barrès'schen Theorien Seitens vieler seiner Landsleute sehr charakteristisch veranschaulicht:

„Gewiß, das Individuum darf sich nicht als sich selbst zum Zweck hinstellen. Das wäre der Triumph des Egoismus, der willkürlichen Phantasie, alles dessen, das unmenschlich ist. Er soll nach außen blicken und in der Vernünftigkeit der socialen Gesetze das Gesetz seiner eigenen Vollkommenheit suchen. Und sein Glück bildet nur das Maß dessen, was er für das Glück der ganzen Menschheit eingesetzt hat. Indessen können wir nur durch die Seelen, durch persönliche Intelligenzen am Glück der Menschheit arbeiten.

„Der Universalismus gestattet also weder die Verachtung, noch das Opfer der Individuen. Er bestätigt uns, daß das Individuum nicht sich selbst zum Zweck da ist und daß die Begründung der Moral im Universellen liegt. Sie aber, Barrès, wollen über die Individuen hinweg das collective Leben stärken. Ich weiß, wohin Sie, ohne es zu wollen gelangen werden. Sie werden nur Formen befestigen; sie werden die Tyrannei der politischen Formen aufstellen, denn, von Ihrem Standpunkt aus sind die politischen Formen die einzige Beziehung, die man zwischen dem Individuum und der Gesammtheit aufstellen kann. Es sind jedoch willkürliche Formen, die sich nur rechtfertigen, indem sie sich nach dem Leben und nach der Geschichte verändern, die Sie aber fest begründen, ewig giltig machen wollen.“

Anton Tschechow und Maxim Gorki.

Von J. Norden.

Das Interesse für russische Literatur ist in Deutschland stetig im Wachsen begriffen. Und die beiden Namen Tschechow und Gorki stehen im Augenblick im Vordergrund dieses Interesses. Neben Tolstoj natürlich, obschon dieser seit einem Jahrzehnt bereits nicht mehr, wie einst nach und mit Turgenjew und Dostojewski, als eine der Hauptquellen gelten darf, aus denen man in Westeuropa Kenntniß von dem Geistes- und Seelenleben unseres großen Nachbarvolkes in der sarmatischen Tiefebene zu schöpfen pflegte. Dazu ist er allmälig, in demselben Maße, als in ihm der Künstler immer mehr dem Philosophen Platz machte, in seiner Anschauungsweise viel zu individuell geworden. Nicht mehr als der Dichter, der seine Zeit und Zeitgenossen auf dem Heimathsboden im Spiegel künstlerischer Reflexe auffängt, kann er uns gelten: er ist ein Moralphilosoph geworden, der abseits von seinem Volke sein eigenes inneres und äußeres Leben lebt und über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus es der gesammten Menschheit als eine alleinseligmachende Lehre vorzuhalten bestrebt ist.

Mit Tolstoj ist es uns merkwürdig gegangen. Der Zeitgenosse Turgenjew's und Dostojewski's, der seinen Höhepunkt in den Jahren 1865—75 erreichte, trat uns weit später erst näher, und die Bekanntschaft mit seinen Werken wurde zu einer Nothwendigkeit für Jedermann, der auf allgemeine Bildung Anspruch erhebt, eigentlich erst mit der „Kreutzer-Sonate“, die fast 15 Jahre später erschien und seinen moralphilosophischen Schriften, angefangen mit der „Beichte“, eine erhöhte Aufmerksamkeit zuwenden ließ. Und das ergreifende Interesse, das er mit ihnen erregte und das auch den spärlichen späteren dichterischen Arbeiten erhalten blieb, die sich dabei zumeist in demselben Ideenkreise bewegten — es war so stark und groß, daß wir selbst heute noch auf jedes seiner Worte aufhorchen, wie auf eine Offenbarung, hat auch der Einsiedler von Jaßnaja Poljana uns Neues kaum mehr zu sagen. Turgenjew und Dostojewski aber sind uns jetzt schon literarhistorische Begriffe, wenn auch für alle Zeiten hochstehende Begriffe. Wer sich eingehender mit dem russischen Volke selbst beschäftigen konnte, weiß freilich, daß diese Begriffe noch immer sehr lebendig sind, und daß zwischen ihnen und den späteren und auch den heutigen literarischen Erscheinungen Rußlands ein tiefer Wesenszusammenhang besteht, der gleichzeitig im slavischen Nationalcharakter und in den äußeren Verhältnissen des russischen Lebens wurzelt. Denn diese Verhältnisse, unter denen gerade die Besten des Volkes am meisten zu leiden haben, sind während mehr als einem halben Jahrhundert die gleichen geblieben ... Es ist der Drang nach individueller Freiheit, nach Bethätigung der Persönlichkeit, der einerseits immer wieder zu Tage tritt, und andererseits jener pathologische Zug, der in einer tiefen Schwermuth und einem hoffnungslosen Pessimismus, einem Verzweifeln an dem Siege im Kampfe mit widrigen äußeren Verhältnissen und einer hierdurch bedingten schwächlichen, thatenunlustigen, ganz in schmerzlicher Reflexion oder aber bitterer Satire sich bewegenden Halbheit seinen immer wiederkehrenden Ausdruck findet.

Welch eine lange Reihe wesenverwandter Gestalten in den Werken russischer Dichter von dem Tschazki in Gribojedow's Komödie „Wehe dem Geschеidten“ zu Lermontow's Petschorin im Roman „Ein Held unserer Zeit“ und zum Titelhelden des Puschkin'schen Versromans „Jewgenji Onegin“ und weiter zu Gontscharow's „Oblomow“, den er selbst als ein Prototyp „elementarer russischer Arbeitsunlust und verträumter Apathie“ bezeichnete, zu Turgenjew's Rudin und Dorf-Hamlet bis hinunter zu den pathologischen Helden der Erzählungen und namentlich der Schauspiele Tschechow's!

Die Romantiker und die Realisten, die Naturalisten und neuerdings die Symbolisten unter den russischen Dichtern und Schriftstellern verbindet dieser typische Zug innerlich, wechseln auch die Ausdrucksformen.

Ich weiß nicht, ob darauf schon genügend hingewiesen worden ist. Jedenfalls kann es nicht oft genug geschehen, denn gerade hierin tritt die heimathwüchsige Eigenart russischer Dichtkunst am schärfsten zu Tage. Und es ist kein Zufall, daß der „Weltschmerz“ des Byronismus gerade in Rußland einen so ungeheuer empfänglichen Boden vorfand, von Puschkin bis auf Tschechow.

Unsere heutige Generation liest im Ganzen Turgenjew, Dostojewski, von Gontscharow gar nicht zu reden, ja auch die älteren Werke Tolstoj's nur noch wenig. An die Stelle der Dichter, die die Culturbewegung der 40er bis Ende der 60er, zum Theil auch noch der 70er Jahre wiederspiegelten, ist ein anderes Geschlecht getreten, das der zweiten Hälfte der 70er und der 80er Jahre, einer Zeit der immer stärker zum Ausdruck gelangenden Reaction nach der freiheitlichen Aera, die die erste Hälfte der Regierung des Czar-Befreiers, Alexander II., mit sich brachte. Die Culturbewegung selbst aber wird durch ein ewiges Auf und Ab von freiheitlicheren Regungen und Bestrebungen und mehr oder minder starken Aeußerungen einer Reaction gekennzeichnet. Da aber die Reaction weitaus immer die größeren Zeiträume

Digitized by Google

umfaßt, so erscheint es ganz natürlich, d. h. begreiflich, daß gerade die Besten unter den Dichtern und Schriftstellern immer wieder zeitweilig oder dauernd Opfer der Reaction werden, von den Jugendtagen Puschkin's an bis auf die jüngsten Erlebnisse Gorki's hinunter.

Der Kampf gegen diese Reaction ist ein zweiter rother Faden in den Werken der russischen Dichtkunst. Daß dieser aufreibende Kampf auch mit zur Entwickelung jenes Pessimismus beiträgt, ist selbstverständlich. Nebenbei sei bemerkt, daß der Entwickelungsgang der Literatur eine Parallelerscheinung in der Geschichte des Universitäts- und Studentenlebens in Rußland besitzt. Hier wie dort das gleiche Auf und Ab, dieselbe Tragik und dieselbe Pathologie. Darum auch so viel Verständniß und Sympathie bei den Aelteren für die Jüngeren und umgekehrt ...

Als Bekämpfer, zum Theil als Opfer jener Reaction sind von den Dichtern und Schriftstellern des letzten Viertels des 19. Jahrhunderts namentlich Michael Albow und Wsewolod Garschin, Wladimir Korolenko und Ignatji Potapenko dem Auslande bekannt geworden. Leider nicht auch Ssaltykow-Schtschedrin, der übrigens mehr zu der älteren Gruppe gehörte, einer der bedeutendsten Satiriker der Weltliteratur überhaupt, und Gleb Uspenski, einer der hervorragendsten Führer der „Narodniki", der „Volksgänger". Seit Ende der 40er Jahre, wo zum ersten Male freiheitlichere Regungen in Rußland zu Tage traten, besonders aber seit Aufhebung der Leibeigenschaft (1861), die an der Schwelle einer großen reformreichen Epoche stand, war in der russischen Literatur diese „Volksgängerei", die „Narodnitscheftwo", etwas Stehendes. Mit diesem Worte bezeichnet man dort die Beschäftigung mit dem Bauern, dem Arbeiter u. s. w. in der Literatur, die Romane, Novellen, Dramen, deren Stoff das Leben und das Leiden — was eigentlich das Gleiche bedeutet — dieser Klasse bilden. Die wenigsten dieser Schriftsteller und Dichter gingen freilich wirklich in's Volk. Wenn sie mit ihm, sei es als Gutsbesitzer oder beruflich oder sonst wie, engere Fühlung gewannen, so fast immer doch nur als Vertreter einer höheren Gesellschaftsklasse ...

Auch Albow und Garschin gehören in die lange Reihe der Vertreter eines ausgesprochen subjectiven Pessimismus. Künstlerisch objectiver gaben sich Korolenko und Potapenko; sie vermögen sich über ihren Stoff zu stellen und von schmerzlicher und bitterer Tendenziosität zu befreien, ohne darum an nationaler Bedeutung und dem für alle neuzeitlichen Russen so bezeichnenden Wesen einer „Heimathskunst" etwas einzubüßen.

Noch jüngere Erscheinungen sind Alexis Lugowoi, der übrigens auch in seinem Vaterlande höchstens als „unterhaltender" Erzähler geschätzt wird, und dann eben Anton Tschechow und in allerjüngster Zeit Maxim Gorki, mit seinem wirklichen Namen Alexei Peschkow. Lugowoi taucht nur hier und da einmal in einem Zeitungs-Feuilleton auf, obschon, wenn ich nicht irre, auch ein Bändchen gesammelter Erzählungen von ihm in deutscher Uebersetzung erschienen ist. Sehr bekannt dagegen ist schon seit einer längeren Reihe von Jahren Tschechow, der, heute 41 Jahre alt, in seiner Heimath bereits als neunzehnjähriger Student in satirischen Witzblättern und als Feuilletonist der „Nowoje Wremja" debütirte, für Deutschland aber erst vor bald 10 Jahren entdeckt wurde, wo zum ersten Male einzelne seiner Skizzen und kleinen Erzählungen in unseren Tagesblättern und Revuen zu erscheinen begannen. Sie gefielen, und man wollte immer mehr von ihm lesen und wissen. Heute halten es deutsche Verleger schon für angezeigt, seine Schriften gesammelt herauszugeben. Ganz beispiellos ist aber der Erfolg Maxim Gorki's, von dem man vor anderthalb Jahren noch so gut wie gar nichts wußte und der im Augenblick wohl der gelesenste und „gefragteste" russische Schriftsteller ist. Weder Turgenjew, noch Dostojewski, noch Tolstoj, noch Tschechow waren in Deutschland und überhaupt in Westeuropa so rasch zu Ansehen gelangt. Das erklärt sich wohl nicht nur dadurch, daß bei uns das Interesse an allen geistigen Lebenserscheinungen in Rußland überhaupt sehr stark im Wachsen begriffen ist, sondern vor Allem durch Gorki's scharf ausgeprägte eigenartige Persönlichkeit, die reizte und fesselte, als man noch gar nicht wußte, daß er ein echter, rechter self made man, der, anders als so viele andere „Narodniki", selbst aus dem Arbeiterstande hervorgegangen ist, nichts als Lesen und Schreiben gelernt hatte und Jahre lang mitten unter Arbeitern, Tagelöhnern, Strolchen und Vagabunden, als „Gleicher unter Gleichen" gelebt hat. Das erhöhte natürlich noch das Interesse für ihn. Tschechow stammt ebenfalls aus niederem Stande. Er wurde sogar als Leibeigener geboren, oder zum Mindesten war es sein Vater noch. Aber er machte einen regelrechten Bildungsgang durch, besuchte das Gymnasium zu Taganrog, studirte bis 1884 in Moskau Medicin und war längere Zeit als Arzt thätig ...

Man nennt heute die beiden volksthümlichsten Schriftsteller, die auch eng befreundet sind, vielfach zusammen. Aber wenn sie auch auf dem gleichen Heimathsboden stehen, so sind sie doch recht verschieden, und zwar nicht einmal der Art, daß man sagen könnte, sie ergänzten sich gegenseitig. Nur die heiße Liebe zum Vaterlande und zum Volke ist ihnen gemeinsam. Tschechow hat sie der Satire in die Arme getrieben, die aber oft durch Humor gemildert erscheint. Er steht ganz und gar auf dem Boden einer erzieherischen Tendenz, die sich, wie bei so vielen Schriftstellern der 60er, 70er und 80er Jahre, gegen die verrotteten oder aber verkümmerten Vertreter der „Intelligenz" richtet und ihn in die große Gruppe der hoffnungslosen Pessimisten einreihte. Gorki bewegt sich in seinen Skizzen und Erzählungen, wenigstens in den besten, fast ausnahmslos in den Kreisen des ländlichen und Arbeiterproletariats, in denen er, immer wieder zurückkehrend zu einem freien Vagabundenleben, bis er sich endlich ganz durchgekämpft hatte, den größeren Theil der 33 Jahre seines so man möchte sagen romanhaft buntscheckigen und dabei ungeheuer schweren Lebens zugebracht hat. Und als der Fünf- oder Sechsundzwanzigjährige nach langem Wander- und Vagabundenleben, in dessen Verlauf ihn aber ein heißer Wissensdurst und ein tiefer Bildungsdrang immer über seine Umgebung hoch hatte hinausragen lassen, wie es andererseits seinen Geist reifen ließ, seine Beobachtungsgabe schärfte, seine Liebe zur Natur und die Empfänglichkeit für die Reize des intimen Umgangs mit ihr entwickelte — als er endlich, in Tiflis war's, sich auf Drängen von Freunden und Berathern dazu entschloß, Alles, was er erlebt und erfahren und durchdacht hatte, zu Papiere zu bringen, da ward er bald der warmherzige Anwalt der Verlorenen und Entgleisten, Erniedrigten und Bedrückten, die Jahre lang seine Lebensgenossen gewesen waren. Aber, was ihn von so vielen seiner schriftstellernden Landsleute, und namentlich von den „Narodniki" früherer Zeit und den jetzigen so wesentlich unterscheidet, nie in tendenziöser Form, wenigstens nicht in den ersten Jahren seiner Schriftstellerei. Neid und Krittelei in seinem Vaterlande, Unkenntniß der Verhältnisse im Auslande haben allerdings auch gegen ihn diesen Vorwurf erhoben. Aber er trifft nicht zu. Wenn Gorki auf den, der Land und Leute jenseits der Weichsel und des Dnjepr nicht aus eigener Anschauung kennt, den Eindruck der Tendenziosität macht, so nur darum und gerade darum, weil er die Thatsachen selbst in unverfälschter Echtheit und mit dem Stempel treuherziger Wahrheitsliebe reden läßt. Daß dabei seine eigene Persönlichkeit doch greifbar zu Tage tritt, ist aber natürlich. Denn es ist eine sehr starke Persönlichkeit; ein seltsames Gemisch von kindlicher Naivität und tiefer Lebensphilosophie. Eine immer packende, farbenreiche Naturschilderung wird durch eine differenzirt feine psychologische Analyse glücklich ergänzt, und aus Allem, was dieser Naturalist im besten Sinne des Worts schreibt, strömt dazu ein ungemein

Digitized by Google

kräftiger Erdgeruch seines slavischen Heimathsbodens. Das Fabuliren, das Ausgestalten einer künstlich ersonnenen Handlung ist seine Sache nicht. Seine Romane „Foma Gordejew“*), wo er uns in die Mitte der Kaufmannschaft in einer großen Wolgastadt führt und im Titelhelden ein Opfer des Stumpfsinns, der Rohheit, der Eigensucht des russischen „Kupez“ schildert, und „Die Bauern“ — ein Roman, den er übrigens nicht vollendet hat und in dem sich nun wirklich schon was von ganz bewußter Tendenziosität zeigt — stehen nicht auf der Höhe seines Könnens. Dagegen erreicht er sie ausnahmsweise doch in den längeren Erzählungen „Das Ehepaar Orlow“**), einem kleinen Meisterwerk der Menschenschilderung, und „Gewesene Leute“**); immer aber in den kleineren Skizzen, von denen bereits mehrere Bände erschienen sind, zum Theil schon in dritter und vierter Auflage. Da ziehen sie an uns vorüber, seine langjährigen Lebensgenossen, schlicht und recht, ohne Beschönigung und Verherrlichung, ohne Sentimentalität und Romantik, die ganze lange Reihe aller möglichen Verkommenen und Verlorenen, unter denen sich auch viele befinden, die aus höheren Gesellschaftskreisen stammen: Förster und Lehrer, Militärs und Beamte, Studenten und Geistliche, Entgleiste und Gescheiterte, die das Leben und die eigene Schuld in die „Barfüßer-Compagnie“ eingereiht haben, wie die Russen die Vagabunden bezeichnen, und die nun in den Niederungen des Lebens hausen, in die sich der ganze Unrath aus der Stadt oben auf den Hügeln ergießt, wo die satte, fette Bourgeoisie und die faule und verfaulende Intelligenz lebt.

Gerade unter diese führt uns Tschechow, der nur ausnahmsweise einmal in einem Roman, der auch den Titel „Die Bauern“ trägt, sich in einer anderen Mitte bewegt und dabei ein ergreifend trostloses Sittengemälde malt, ohne jene befreiende Note, wie sie Tolstoi in „Der Macht der Finsterniß“ so schön anklingen läßt. Und hier stehen wir vor einem einschneidenden weiteren Wesensunterschied zwischen Tschechow und Gorki.

Tschechow ist im Auslande zumeist nur durch seine kleineren Arbeiten bekannt. Von den größeren ist meines Wissens bisher nur „Abtheilung 6“ übersetzt. In allen jenen Skizzen tritt er uns als Humorist und Satiriker entgegen, der mit viel Witz und Behagen und in glänzender Form von sprudelnder Lebendigkeit die großen und kleinen Schäden und Lächerlichkeiten seiner lieben Landsleute als lachender Lebensphilosoph aufdeckt und unter die Lupe seines fein und scharf beobachtenden Künstlerauges und unter das Secirmesser seiner kundigen und sicheren Arzthand nimmt. Wir müssen lachen, wo er selbst vielleicht eine Thräne zerdrückt, die ja jedem Humoristen eignet, wie das Lachen. So haben wir zunächst unsere Freude an seinen künstlerischen Caricaturen, die sein flotter Stift hinwirft meist ohne die Schärfe eines Hogarth und die Bitterkeit eines Thöny oder Th. Th. Heine, mit souveräner Beherrschung des Stoffes und zweckbewußter künstlerischer Gestaltung der Form. Aber liegt auch in dem Lachen, das er uns entlockt, etwas Befreiendes, es hat doch einen bitteren Nachgeschmack.

Doch es giebt noch einen anderen Tschechow, einen, der sein blutendes Herz und sein weinendes Auge nicht verhüllt, der keinerlei befreiendes Lachen kennt, sondern der sich als echter Sohn des großen russischen Dichtergeschlechts der Pessimisten und Weltschmerzler giebt und seine innere Wesensverwandtschaft nicht bloß mit den Turgenjew und Dostojewski, sondern auch mit den Lermontow, Puschkin, Gribojedow verräth. Als solcher zeigt er sich schon in einigen seiner größeren epischen Arbeiten, in „Abtheilung 6“, „Die Steppe“, „Memoiren eines Unbekannten“, „Die Bauern“, in weit höherem Grade aber noch in seinen in Deutschland leider noch ganz unbekannten vier vieractigen Schauspielen „Iwanow“, „Djada Wanja“ („Onkel Wanja“), „Die Möwe“ und „Die Schwestern“. In diesen socialethischen Milieu- und Charakterdramen, die uns in drei Fällen unter die intelligente Landbevölkerung, im jüngsten („Die Schwestern“) in eine schlafumfangene mittelgroße Provinzialstadt versetzen, schlagen die Wogen eines trostlosen Pessimismus völlig über uns zusammen. In ihren Mittelpunkten stehen immer mehrere moderne Halbnaturen, die an dem Conflict von Wollen und Können so oder so zu Grunde gehen; grüblerische, selbstquälerische Wesen, die mitunter ihrer Umgebung weit überlegen sind, aber diese Ueberlegenheit auf richtige Weise doch nicht zu bethätigen vermögen. Feinste Analysen menschlichen Seelenleidens, verschuldeten und unverschuldeten, eingebildeten und wirklichen Leidens; hier bedingt durch den Conflict zwischen dem Einzelnen und seiner Umgebung, dort durch den Mangel an „Rückgrat“, da endlich auch durch erbliche Belastung, sind diese als „documents humains“ und als Kunstwerke, wenn auch nicht als dramatische im Bühnensinn, sehr hochstehende Dichtungen. Aber ihr Eindruck ist niederschmetternd. Und daran kann auch die vortreffliche Lebenswahrheit athmende Milieuschilderung, die wundervoll realistische und oft abermals humoristische Zeichnung der Nebenpersonen, kann endlich auch nicht eine gewisse Selbstironisirung des Dichters Nichts ändern — je wahrer und wirklicher Alles erscheint, um so niederschmetternder gerade ist der Eindruck. Daß die Schauspiele in Rußland bisher nur einen sehr bestrittenen Bühnenerfolg hatten, ist daher begreiflich. Aber als Beiträge zur sitten- und moralgeschichtlichen Analyse der intelligenten Gesellschaftskreise unseres Nachbarvolks sind sie, wie gesagt, sehr bedeutsam, trotz aller Einseitigkeit.

Eine gewisse Einseitigkeit kann man auch Gorki vorwerfen und sogar eine Eintönigkeit, ganz abgesehen davon, daß wir es bei ihm, wie bei den Tschechow'schen Dramen, lediglich mit geistigen und seelischen Zustands- und Menschenschilderungen zu thun haben. Aber wie ganz anders wirkt seine Einseitigkeit. Ueber das Meiste und Größte, was Tschechow geschrieben, der dabei unstreitig der größere Künstler ist, läßt sich ein vernichtendes „Lasciate ogni speranza...“ als Aufschrift setzen; über Gorki's Werk vermeint man das beseligende „Heute wirst Du mit mir im Paradiese sein“ zu lesen. Bei aller Düsterkeit und Traurigkeit auch seiner Stoffe giebt's schließlich doch immer oder fast immer ein schönes Gefühl der Befreiung, denn er weiß noch immer auch unter der dicksten Schicht der Verkommenheit und Verworfenheit, unter Lumpen und Schmutz ein Stück reinen Menschenherzens zu entdecken, Züge schöner Menschlichkeit, die die „Barfüßer“ in ihr elendes Dasein hinübergerettet haben. So erscheinen uns diese Landstreicher und Tagediebe, Strolche und sogar ehemaligen Sträflinge mitunter als Helden von tragischer Größe, und neben dieser Heldengröße giebt's daseinserheiternden Humor und treffenden Spott und andererseits Züge einer Gemüthstiefe und gar einer Art Frömmigkeit, wie man sie in solchen Kreisen vielleicht nur noch beim russischen Volke antrifft, das ja stets eine gewisse Kirchlichkeit zeigte und zeigt.... Und nie was Gekünsteltes, was Gemachtes ... Um nur einige Beispiele zu nennen: wie ergreifend ist die Selbstkasteiung des Säufers „Konowalow“; wie rührend in „Einst im Herbst ....“ die herzinnige Augenblicksfreundschaft zwischen zwei jungen verkommenen Menschenkindern; wie menschlich wahr und tief das reine Liebesbedürfniß einer Gefallenen in „Boleß“, oder in „Jemeljan Piljai“, jener Skizze, die ich vor ein paar Monaten in den Spalten der „Gegenwart“ dem Leser vorlegen konnte, wie erschütternd die Wandlung, die ein Mordgeselle erlebt, nur durch den tiefen Eindruck, den der Selbstmordversuch einer jungen Verführten auf ihn macht. Und so noch in vielen, vielen anderen Skizzen.

Zwei große Herzenskündler, Tschechow und Gorki. Beide wissen sie hineinzuleuchten in die tiefsten Falten: aber Gorki

*) Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.
**) Verlag Bruno und Paul Cassirer, Berlin.

Digitized by Google

weiß dort lauteres Gold zu finden, wo Tschechow nur Schutt und Moder entdeckt.

Ich möchte glauben, daß der Bildungsgang der Beiden, so weit man bei Gorki von einem solchen überhaupt reden kann, das Ausschlaggebende gewesen ist. Wer weiß, was aus ihm geworden wäre, als Schriftsteller, wenn auch er ein Provinzialgymnasium und eine hauptstädtische Universität besucht hätte. Nicht eine Cultur, die zum Theil Halbcultur und zum Theil Uebercultur ist, war seine Lehrmeisterin, sondern Mutter Natur, die ewig junge, und die Volksseele, die immer rein menschliche. Gorki hätte vielleicht intuitiv eine ebensolche Lösung für die „Macht der Finsterniß" finden können, wenn er sich des Stoffs bemächtigt hätte, wie Tolstoj auf didaktischem Wege; Tschechow — niemals. Dieser ist der größere Künstler, gewiß, aber Gorki ist der tiefer veranlagte Mensch; Tschechow hat viele, sehr viele Wesensverwandte unter seinen dichtenden Landsleuten; Gorki ist in gewisser Beziehung eine Ausnahme-Erscheinung, wenngleich auch er mit jeder Faser und jeder Fiber ein echter Sohn seines Landes und Volkes ist . . .

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Maslan's Frau.

Von Marie v. Ebner-Eschenbach.

(Fortsetzung.)

Er folgte ihr und war bald von Bienen umschwärmt, von Tauben umflogen, von Hühnern umgackert; Schafe, die auf den Wiesenplätzen weideten, blökten ihn offenbar fragend an; schöne weiße Ziegen hoben ihre Köpfe über die Einfassung ihres Pferches und betrachteten ihn mit ihren großen, friedlichen Augen. Drei ganz junge Hündlein trotteten ihm entgegen, schnüffelten, erhoben ein schrilles, thörichtes Gebell, in dem sich Neugier und Verwunderung, aber nicht die geringste Böswilligkeit kundgab.

Der Pfarrer ging zwischen den Obstbäumen, über das Gras, einem kleinen Wald von Stangen zu, an denen schlanke Erbsenstauden ihre zierlichen, hellgrünen Ranken emportrieben. Auf dem schmalen Wege, der sie von einer ansehnlichen Baumschule trennte, kam die Hausfrau geschritten. Eine hohe, harmonische, ebenso wenig zur Fülle wie zur Hagerkeit neigende Gestalt. Sie trug halb städtische Kleidung. Eine schwarze, eng anliegende Jacke mit weißem Umschlagkragen, einen dunkeln, faltigen Rock und eine blaue Arbeitsschürze, die sie im Gehen abnahm und über den Arm hängte. Von der bäuerlichen Tracht hatte sie nichts beibehalten als die Schaftstiefel an den schlanken Füßen und das künstlich geknüpfte Kopftuch. Es war aus schwarzer Seide mit bunten Bändern und Fransen, schloß sich eng um den Hinterkopf, bildete einen schmalen Wulst um die dunkelblonden, dichten Scheitel und einen reichen Knoten im Nacken.

Dem Priester fiel die tiefe Ruhe auf, die über der Erscheinung dieses Weibes lag, die Festigkeit, mit der die klaren blauen Augen sich auf ihn hefteten, der sanfte Ernst, den die regelmäßigen, fast classischen Züge athmeten. Eine im völligsten Gleichgewicht, in völliger Einigkeit mit sich selbst hinlebende Frau kam da heran, langsam, als ob sie ihm und sich Zeit lassen wollte zur Vorbereitung auf eine erste, wie sie voraussah, bedeutungsvolle Zusammenkunft.

„Euer Hochwürden erweisen mir eine große Ehre mit Ihrem Besuch," sprach sie den Geistlichen an, der seinen Hut leicht vor ihr lüpfte. „Belieben Euer Hochwürden in's Haus zu treten?"

„Wir wollen da bleiben," erwiderte er, „im Freien, unter Ihren Schützlingen. Ein hübscher Anblick, all' dieses Gethier; es scheint sich seines Lebens zu freuen und ist so zutraulich."

„Jawohl, zutraulich sind sie schon; warum sollen sie's nicht sein? Es thut ihnen ja Niemand nichts."

Sie geleitete ihn zu einem Birnbaum von seltener Größe und Schönheit, in dessen Schatten ein länglicher Tisch zwischen zwei Bänken in den Boden eingerammt war, lud den Gast ein, sich zu setzen, und nahm Platz ihm gegenüber, nachdem sie der Magd, die in respectvoller Entfernung gefolgt war, einen kurzen Befehl gegeben hatte.

Eine kleine Pause entstand. Der Priester bemerkte wohl, daß die äußere Gelassenheit Frau Evi's eine wachsende Erregung verbarg. Ihre schmale, gerade Nase, ihre Stirn hatten sich mit kalkiger Bläße bedeckt, den Mund umspielte ein kaum merkliches Beben, als sie gedämpften Tones und mit einer Stimme, die etwas eigenthümlich Einschmeichelndes hatte, begann:

„Hochwürden sind schon bei meinem Mann gewesen?"

Aha, dachte der Pfarrer, sie kommt dem Angriff zuvor! „Ich bin am Tage nach meiner Ankunft hier am Orte zu ihm gerufen worden," sprach er, „und habe ihm die letzten Tröstungen der Kirche gespendet."

„Ja, ich weiß, er ist krank."

„Vielleicht sterbend; wissen Sie das auch? Der Doctor giebt wenig Hoffnung."

Sie fuhr mit der Hand über ihr Gesicht und schloß einen Moment die Augen: „Es wird nicht so arg sein. Der Herr Doctor muß es nur ärger machen, als es ist; das ist so der Brauch, er muß es thun wegen der anderen Doctoren."

„So — wieso? Das versteh' ich nicht."

„Nicht? O, ich bitte unterthänig, Hochwürden haben mich zum Besten; Sie wissen schon selbst, daß die Doctoren übertreiben müssen; das ist unter ihnen ausgemacht. Warum, kann man sich an den Fingern abzählen. Unser Herr Doctor ist ja sehr brav, aber — Klappern gehört zum Handwerk, hat er mir in's Gesicht gesagt." . . .

„Im Scherz, nun ja, im Spaße" . . .

„Im Spaß, Hochwürden, da verräth sich der Mensch, gerade so gut wie im Rausch und im Zorn."

Der Pfarrer war erstaunt —, ein seltsames Gemisch von Vorurtheil und von Vernunft in der Frau. Aber, sagte er sich, die hält was aus, und war entschlossen, sie ohne Schonung zu behandeln: „Ich bin auch heute bei Ihrem Manne gewesen," sprach er, „und habe ihn viel elender gefunden als vorgestern. Er selbst, das darf ich Ihnen nicht verhehlen — er fühlt sich sterben."

Frau Evi machte genau dieselbe Bewegung wie früher: „Ach er! er ist immer kindisch ängstlich gewesen, wenn ihm das Geringste gefehlt hat. Alle Leute, die ihr Lebtag gesund waren, sind so. Beim kleinsten Uebel meinen sie schon, es bringt sie in's Grab."

Der Pfarrer richtete einen festen und strengen Blick auf sie: „Sie weichen aus. Wenn Sie dem Arzt nicht glauben und nicht dem Kranken, glauben Sie doch mir. Ich sage Ihnen: Ihr Mann ist übel dran, braucht Pflege, und Sie, seine Frau, gehören an sein Krankenbett."

Sie erwiderte nichts, sie stand auf. Die kleine Magd war herangekommen, einen Korb am Arme, und die Bäuerin half ihr, seinen Inhalt auf dem Tische ordnen: blanke Teller und Gläser, eine Flasche mit Wein, ein Laib Brod, ein schönes Stück Butter und herrlichen Lindenhonig in hellgelber Wabe. Die Magd entglitt wie ein fliehender Schatten, die Bäuerin nahm ihren früheren Platz wieder ein und sprach, das Aufgetragene gleichsam vorstellend:

„Eine kleine Pause, Hochwürden. Was so aus der Wirthschaft kommt. Geruhen Sie, vorlieb zu nehmen, obwohl Sie's zu Hause besser haben."

Der Geistliche ließ das ohne innere Ueberzeugung vorgebrachte Compliment unberücksichtigt; er betrachtete den thauklaren, goldgelben Wein, den seine Wirthin ihm in's Glas schenkte, und fragte lächelnd: „Kommt der auch aus Ihrer Wirthschaft?"

Digitized by Google

„Nein, Hochwürden, es ist Vöslauer. Mein Mann hat ihn gern getrunken, so halt' ich ihn bis heut' im Keller."

Ein langgedehntes: „Deßhalb?" kam von den Lippen des Pfarrers. „Und Sie selbst? Es ist kein Glas für Sie da; Sie thun mir nicht Bescheid?"

„Entschuldigen Hochwürden, ich mag den Wein von jeher nicht. Früher hab' ich manchmal einen Schluck gethan, meinem Mann zu Lieb', wenn er's durchaus wollte. Seitdem es aus ist zwischen uns, nie mehr."

„Aus?" rief der Geistliche, „das sollten Sie nicht sagen. Sie haben Ihrem Manne Liebe, Treue, Gehorsam gelobt bis in den Tod, Sie sind durch ein heiliges Sacrament mit ihm verbunden" ...

„Gewesen, Hochwürden," unterbrach sie ihn leise, aber mit großer Entschiedenheit.

Er bemeisterte seinen Unwillen und sah ihr zu, wie sie das Brod vom Tische nahm und rasch und mechanisch, bevor sie es zu schneiden begann, mit der Messerspitze das Zeichen des Kreuzes über die untere Fläche machte. „Sie befolgen da einen ehrwürdigen Brauch," sprach der Pfarrer, und als sie einen fragenden Blick auf ihn richtete: „Ja so, Sie thun's gedankenlos. Frau Maslan! Frau Maslan! ich fürchte, Sie führen Ihre religiösen Uebungen vielleicht überhaupt gedankenlos aus."

„Was meinen Sie damit, Hochwürden?"

Der Priester steigerte sich: „Ich meine, Sie beten, Sie besuchen die heilige Messe, Sie verrichten Ihre Andacht zur vorgeschriebenen Zeit, Alles gedankenlos."

Mit stolzem Erstaunen wies Frau Evi diese Anklage zurück: „Sie kennen mich nicht, Hochwürden."

„Ich kenne Ihre Geschichte und habe offene Augen," fiel er rasch ein. „Sie waren heute in der Frühmesse. Haben Sie andächtig gebetet, Bäuerin?"

Die Frage kam ihr seltsam vor. „Ich habe für meinen Mann gebetet," erwiderte sie.

„So, so — und nicht für sich? nicht darum, daß der Herr Mitleid und Erbarmen in Ihrer Seele erwecke? Ihr Mann hat schwer an Ihnen gesündigt. Ich weiß. Ist aber Verzeihen nicht Christenpflicht, vor Allem Pflicht des christlichen Weibes? Was soll Ihr Gebet, was sollen Ihre guten Werke, wenn Sie mitleidslos bleiben gegen einen Sterbenden? ... Ein großer Heiliger lehrt, daß keine Andachtsübung und kein gutes Werk uns am Tage des Gerichts vom geringsten Nutzen sein wird, wenn wir die Erinnerung an erlittene Unbill nicht aus unserem Herzen getilgt haben ... ‚Erst gehe hin und versöhne Dich mit Deinem Feinde' ... spricht unser göttlicher Heiland" ... Er stockte, er fühlte, daß die Ungeduld ihn hingerissen, und daß er nicht so gesprochen hatte und nicht in dem Zusammenhange, wie er sprechen wollte.

„Mein Mann ist nicht mein Feind, Hochwürden," nahm sie mit ihrer unerschütterlichen, verwirrenden Gelassenheit das Wort, „und — versöhnen ... ich trag' ihm nichts nach, ich habe ihm Alles verziehen."

„Sie ihm? und er Ihnen? Hat er Ihnen nichts zu verzeihen?"

Sie schüttelte langsam und sinnend das Haupt: „Daß ich nicht wüßte, Hochwürden."

„Haben Sie sich keine Härte gegen ihn vorzuwerfen, keinen Mangel an Nachsicht mit seinen Schwächen, seiner Fehlbarkeit?"

„Nein, Hochwürden."

„Sie fühlen sich ihm gegenüber schuldlos?"

„Ja, Hochwürden."

Die Züge des Priesters verfinsterten sich. Welche Hoffart! dachte er, sprach es aber nicht aus. Er rief in eindringlicher Rede die Langmuth der Gerechten für den armen Sünder an und schloß: „So viel Barmherzigkeit wir geübt haben, so viel werden wir erfahren. Glauben Sie der Barmherzigkeit Gottes nicht zu bedürfen?"

„O Hochwürden, wie sollt' ich? ... so frevelhaft, das zu glauben, ist kein Mensch."

„Gut also. Geben Sie also, was Sie empfangen wollen. Gehen Sie hin zu Ihrem Kranken, reichen Sie, die Beleidigte, zuerst die Hand zur Versöhnung. Thun Sie's aus Liebe zu Gott, in seinem allerheiligsten Namen." (Forts. folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Auf der Plagiatjagd.

Von Max Hoffmann.

Originalität war von jeher eine theure Waare, und Jedermann weiß heut, daß selbst das Genie Nichts aus sich herausschöpfen kann, wenn es nicht Etwas aufgenommen hat, das heißt, daß auch die sogenannten schöpferischen Geister sich an Vorbilder angelehnt haben. Trotzdem unterscheidet man sehr wohl zwischen Originalen und Nachahmern, wobei die merkwürdige Erscheinung zu Tage tritt, daß man, besonders in der Lyrik, viel eher die Benutzung eines fremden Stoffes als die der Form verzeiht. Wer jetzt ganz eigenartig Gedanken in Ghaselen vorbrächte, würde doch nur als ein Nachbeter von Rückert und Platen betrachtet werden, während Klopstock'sche oder Novalis'sche Gedanken in Holz'schen Unrythmen oder in Stephan George's Stammelversen für originell angesehen würden. Gewiß ist aber, daß die Originalität weder in der Form noch in dem Stoff allein liegt, sondern in dem Stempel des Persönlichen, den der Autor dem gesammten von ihm geschaffnen Kunstwerk aufzuprägen weiß. Es ist ein undefinirbares Etwas, ein eigenartiger Hauch, der von den Werken großer Geister ausströmt, mögen sie nun, wie Shakespeare, eine italienische Novelle dramatisiren, oder wie Goethe ganze Seiten aus dem Mémoire des Beaumarchais in ein Drama übernehmen. Ist ja doch die größte Dichtung deutscher Zunge, der Faust, weder dem Inhalt noch der Form nach Original!

Trotzdem ist man bisweilen überrascht, wenn man bemerkt, wie ein Dichter unbedenklich zugegriffen hat.

Da liegt vor mir eine Sammlung alter französischer Chansons, und ich finde, daß Goethe eine davon ganz kühn nachgebildet hat, ohne durch ein Wort auf seine Quelle hinzuweisen. Es handelt sich um das niedliche Gedicht „Offne Tafel". Der Gedankengang, das Versmaß, der Refrain, Alles ist Nachahmung, wobei allerdings hervorgehoben werden muß, daß die ganze Sache bei Goethe viel poetischer und anmuthiger ist, als im Original. Da ist gleich der Refrain, der im Französischen lautet:

Va-t'en voir s'ils viennent, Jean,
Va-t'en voir s'ils viennent.

Sehr viel hübscher heißt es bei Goethe:

Hänschen, geh' und sieh Dich um!
Sieh' mir, ob sie kommen!

Und während im Französischen in einer Reihe von Aufzählungen Hans aufgefordert wird, zu sehen, ob da komme

Un auteur sans vanité,
Un musicien sobre,
Un breton qui ne boit point,
Un gascon tout bête usw.

hat es Goethe verstanden, zu verallgemeinern, und dadurch dem Gedicht einen typischeren Charakter gegeben. Aber dennoch finden sich noch genug Anklänge. Wenn der Franzose spricht von

Une fille de quinze ans,
D'Agnès la pareille,
Qui pense que les enfants,
Se font par l'oreille,

so übersetzt Goethe in decenter Weise:

Schöne Kinder hoff' ich nun,
Die von gar nichts wissen,
Nicht, daß es was Hübsches sei,
Einen Freund zu küssen.

Wie liebenswürdig klingt es bei Goethe:

Frauen denk' ich auch zu sehn,
Die den Ehegatten,
Ward er immer brummiger,
Immer lieber hatten,

während es im Original sehr offen lautet:

Une femme et son époux
Couple bien fidèle;
Elle le préfère à tous,
Et lui n'aime qu'elle.

Also der stolze Olympier hatte nicht bloß in puncto puncti seine schwachen Seiten — wobei ihm von naiven Gemüthern besonders seine Untreue gegen Frau von Stein übel genommen wird! — er verstand auch, wie alle Großen, zu nehmen, wo sich etwas Brauchbares bot.

Digitized by Google

Aber auch Schiller griff keck zu. Ich will nur an die Capuzinerpredigt in „Wallensteins Lager“ erinnern und überlasse es Jedem, die Sterbescene in „Othello“ mit derjenigen in „Kabale und Liebe“ zu vergleichen. Man wird einen merkwürdigen Parallelismus der Gedanken finden.

Schiller ist dafür nicht geschont worden. Kein Geringerer als der „göttliche“ Heine, der schon den Stoff zu seiner Lorelei den Romantikern Brentano und Loeben entlehnt hatte, hat ihn einmal mit geschickter Hand geplündert. Der Lyriker den Dramatiker! Ja, ja, birgt doch die Lyrik der Liebe oft eine Tragödie des Herzens! — Aber hören wir die weihevollen Worte der „Jungfrau von Orleans“:

Frommer Stab! O hätt' ich nimmer
Mit dem Schwerte dich vertauscht!
Hätt' es nie in deinen Zweigen,
Heil'ge Eiche, mir gerauscht!
Wärst du nimmer mir erschienen,
Hehre Himmelskönigin!
Nimm, ich kann sie nicht verdienen,
Deine Krone, nimm sie hin!

Und wie bedichtet Heine seine Geliebte?

Lebe wohl, du heil'ge Schwelle,
Wo da wandelt Liebchen traut!
Lebe wohl, du heil'ge Stelle,
Wo ich sie zuerst geschaut!
Hätt' ich Dich doch nie gesehen,
Schöne Herzenskönigin!
Nimmer wär' es dann geschehen,
Daß ich jetzt so elend bin!

Der Dramatiker läßt seine Heldin declamiren:

Kümmert mich das Loos der Schlachten,
Mich der Zwist der Könige?
Schuldlos trieb ich meine Lämmer
Auf des stillen Berges Höh',

und der Lyriker singt:

Nie wollt' ich Dein Herze rühren,
Liebe hab' ich nie erfleht,
Nur ein stilles Leben führen
Wollt' ich, wo Dein Odem weht.

Die letzte Wendung ist außerdem eine unbewußte Reminiscenz an den „Ritter Toggenburg“:

Schiffet heim zum theuren Lande,
Wo ihr Athem weht.

Da braucht nicht mehr auf den Vers hingewiesen zu werden:

Doch Du rissest mich ins Leben (Schiller)
Doch Du drängst mich selbst von hinnen (Heine),

die Anlehnung ist unbestreitbar.

Wenden wir uns nach diesen Heroen einem stillen Poeten der Liebe zu, dem früheren Leib- und Magenpoeten aller deutschen Jünglinge und Jungfrauen, Emanuel Geibel! Auch er hat es nicht für einen Raub gehalten, einem Andern nicht blos ähnlich zu sein, sondern ihn sogar, ohne es durch ein Wörtlein zu verrathen, stark zu benutzen. Und zwar ist es Byron. Der englische Lord, der mit einer Donnerstimme spricht, unter der Maske des sanften Backfischlyrikers, der von Lenz und Liebe in zarten Tönen flötet, das ist lustig!

Geibel dichtet eine „Abendfeier in Venedig“:

Ave Maria! Meer und Himmel ruhn,
Von allen Thürmen hallt der Glocke Ton.
Ave Maria! Laßt vom ird'schen Thun,
Zur Jungfrau betet, zu der Jungfrau Sohn!
Des Himmels Schaaren selber knieen nun
Mit Lilienstäben vor des Vaters Thron,
Und durch die Rosenwolken wehn die Lieder
Der sel'gen Geister feierlich hernieder.

O heil'ge Andacht, welche jedes Herz
Mit leisen Schauern wunderbar durchdringt!
O sel'ger Glaube, der sich himmelwärts
Auf des Gebetes weißem Fittich schwingt!
In milde Thränen löst sich da der Schmerz,
Indeß der Freude Jubel sanfter klingt.
Ave Maria! Wenn die Glocke tönet,
So lächeln Erd' und Himmel mild versöhnet.

Und nun halten wir daneben die berühmten Stanzen aus dem dritten Gesange des unsterblichen „Don Juan“, die ich in der trefflichen Gildemeister'schen Uebertragung anführe:

Ave Maria! Sei gesegnet, Nacht!
Und Zeit und Land und Ort, wo ich die Stunde
So oft empfand in ihrer vollsten Macht,
So sanft, so schön, auf stiller Fluren Runde!
Des Tages Lieder starben fern und sacht,
Und Glocken tönen leis aus tiefem Grunde;
Ob auch kein Hauch der ros'gen Lüfte wehte,
Doch regte sich der Wald wie im Gebete.

Ave Maria! Erd' und Himmel kniet!
Ave Maria! Lieb' erwacht und Glaube!
Ave Maria! uns're Seele flieht
Zu Dir und Deinem Sohn empor vom Staube!
Ave Maria! hold in Demuth sieht
Dein Antlitz nieder vor der ew'gen Taube! . . .

Erde und Himmel, ros'ge Wolken, die Stimmung zu Liebe und Andacht, die Erinnerung an die Jungfrau und den Sohn — Alles hat der Lyriker benutzt, und doch, wie gewaltiger rollen die Stanzen des Lords dahin!

Blättern wir weiter in Geibel's „Jugendgedichten“, so finden wir ein „Herbstgefühl“, das folgender Maßen anhebt:

O wär' es bloß der Wange Pracht,
Die mit den Jahren flieht!
Doch das ist's, was mich traurig macht,
Daß auch das Herz verblüht;
Daß, wie der Jugend Ruf verhallt
Und wie der Blick sich trübt,
Die Brust, die einst so heiß gewallt,
Vergißt, wie sie geliebt.

Das Original zu diesem Gedicht schrieb Byron bereits im März 1815, acht Monate vor Geibel's Geburt.

Kein Glück ist, das die Welt uns giebt,
Dem gleich, das sie uns nimmt,
Wenn die Gluth der jungen Seel' erlischt
Und ihr Gefühl verglimmt;
Nicht bloß auf weichen Wangen ist
Der Jugendduft verweht,
Auch des Herzens zarte Blüthe welkt,
Eh' Jugend selbst vergeht.

Geibel hat einige Verse des Originals weggelassen und die übrigen umgestellt. Sein Gedicht lautet weiter:

Ob von der Lippe dann auch kühn
Sich Witz und Scherz ergießt,
's ist nur ein heuchlerisches Grün,
Das über Gräbern sprießt.

Bei Byron heißt es:

Ob der Witz von sprüh'nder Lippe fließt
Und Scherz entwölkt die Brust . . .
So ist es nur, wie Epheulaub
Den morschen Thurm umrankt . . .

Die Verse, die nun bei Geibel folgen:

Die Nacht kommt, mit der Nacht der Schmerz,
Der eitle Flimmer bricht;
Nach Thränen sehnt sich unser Herz
Und findet Thränen nicht,

stehen in dem Byron'schen Gedicht etwas vorher:

Und die Grabeskälte sinkt in's Herz,
Wie Tod sich niedersenkt . . .
Im dumpfen Frost gefroren ist
All' unsrer Thränen Quell,
Und ob das Auge funkeln mag,
Es ist von Eis so hell.

Lesen wir weiter das Geibel'sche Gedicht „Fahr wohl!“

Den letzten Becher bring' ich dir,
Du schöner fremder Strand!
Ach, bitter wird das Scheiden mir,
Als wär's mein Heimathland,
Fahr wohl, fahr wohl! Im Segel ruht
Der Wind und treibt sein Spiel,
Und rauschend furcht die grüne Fluth
Der Barke scharfer Kiel.

Die vorbildlichen Verse hierzu sind im „Childe Harold“ und in einigen anderen Byron'schen Gedichten unschwer zu finden.

Aber nicht bloß Byron ist es, den Geibel benutzt hat, auch den lieben Walter von der Vogelweide hat er mit sanfter Unbefangenheit als eine gute Beute betrachtet. Seine „Herbstklage“ in den „Junisliedern“ ist weiter Nichts als die Uebertragung eines berühmten Walter'schen Liedes.

O weh, wie ist so rasch dahin
Der grüne Sommer gegangen . . .
Mein Leben däucht mir als ein Traum,
Den ich geträumet habe. (Geibel.)

O weh, wie sind verschwunden
Alle meine Jahr'!
Hab' mein Leben ich geträumet,
Oder ist es wahr? (Walter v. d. Vogelweide.)

Digitized by Google

Tanz und Sang zergeht mit Gram (Geibel.)

Tanzen, Singen zergeht mit Sorgen gar (W. v. d. Vogelweide.)

Die Welt ward falsch und eitel Schein,
Wie soll sie mir gefallen?
An Bechers Rande blinkt der Wein,
Und drunten schwimmen die Gallen. (Geibel.)

O weh, wie uns mit süßen
Dingen ist vergeben!
Ich sehe die bittern Gallen
Mitten in dem Honig schweben.
Die Welt ist außen schön, weiß, grün und roth
Und innen schwarzer Farbe,
Finster wie der Tod. (Walter v. d. Vogelweide.)

Doch solche kleinen Schwächen werden den Dichter von dem „Tod des Tiberius" und „Sanssouci" nicht herabsetzen; bei weiterem Suchen würden sich vielleicht auch bei anderen strahlenden Sonnen derartige Flecken nachweisen lassen. Fraglich ist allerdings, ob das ein Trost ist!

Aus unseren Kunstsalons.

„Todte Saison" giebt's für unsere Kunstsalons bekanntlich nicht mehr. Wie im Winter wechseln die meisten auch im Sommer regelmäßig ihre Ausstellungen, wenn diese auch ein etwas anderes Gepräge zeigen, als die winterlichen.

Aber ich weiß nicht — ich habe für diese kleinen Ausstellungen in den intimen Salons während der heißen Sommerzeit viel übrig. Es ist da meistens so schön kühl, und kein blendendes, grelles Licht reizt dort die Augen wie in den Straßen, und dann herrscht dort auch eine so nervenberuhigende stille Einsamkeit. Was sonst in Berlin in Kunstpflege und Mäcenatenthum macht, ist so ziemlich verreist, und der Fremde befriedigt sein Kunstbedürfniß in der Regel unter Begleitung von Militärmusik und Seidelklingen lieber im großen Ausstellungspark . . .

Und auch aus anderen Gründen habe ich diese kleinen Sommerausstellungen gern, die ohne Tam-Tam und fast mit Ausschluß der Oeffentlichkeit stattfinden. Denn natürlich — die großen Sensationen sparen sich die Herren für die Saison auf, die man nicht die „todte" nennt. Sie holen was aus ihren großen Lagerbeständen heraus, und da entdeckt man denn mitunter mancherlei Interessantes. Oder man begegnet auch schüchternen jungen Talenten, die ihren oft ersten Schritt an die Oeffentlichkeit lieber in der stillen Zeit thun, oder denen die großen Ausstellungen verschlossen blieben; aber auch solchen Talenten, die vielleicht eine Scheu vor dem Trubel und Getümmel und Massenangebot draußen haben und sich in der Intimität des kleinen Salons wohler fühlen.

So sind jetzt bei Schulte neben einigen Landschaften von Courtens, zwei die ganze Eigenart Thoma'scher Naturauffassung zeigenden Bildern des Karlsruher Galerie-Directors vom v. J. 1891 und älteren Gemälden von Franz Stuck, F. A. v. Kaulbach, des Wieners C. v. Merode u. A. auch zwei Werke von Eduard von Gebhardt, bezeichnet 1863 und 1864, wieder zu sehen: „Christi Einzug in Jerusalem" und „Jairi Töchterlein". Der Maler war damals 25, resp. 26 Jahre alt, und schon zeigte sich das Wesen seiner Kunst in vollem Umfange, von dem rein äußerlichen Moment der Verlegung der Handlung in das Deutschland des Reformationszeitalters an bis zur innigen Religiosität im Entwurf des Bildes und in der Charakteristik der Persönlichkeiten, die dabei in der Regel Porträts seiner Verwandten und sonstigen Heimathsgenossen in Estland sind. Und frisch wirken die Bilder dabei in technischer Beziehung, als wären sie nicht schon vor fast vier Jahrzehnten von der Staffelei gekommen, sondern vor ein paar Jahren.

Unter den größeren Collectionen, die Schulte ausgestellt hat, ragen die von Adolf Bachmann und Ernst Dargen hervor. Bachmann interessirt namentlich durch seine Motive. Wie viele unserer Künstler holen sie sich denn aus dem hohen Norden: von Island, Spitzbergen, den Faroer? Und er ist dabei kein einfacher „Reisemaler", sondern sucht in das innere Wesen der fremdartigen Landschaft von meistens herbem, düsterem Charakter einzudringen. Das zeigt sich vor Allem in den frischen Skizzen und Studien, die auf dem Wege zum Atelierbilde meist von der Unmittelbarkeit des Eindruckes Einiges einbüßen, so daß dieses leicht trocken und hart wirkt. Dargen, wie Bachmann in München ansässig, sucht sich für seine Aquarellblätter Näherliegendes. Hohe Burgen, alte Schlösser, verwitterte Kirchen, kleine Flußstädtchen mit rothen Dächern, schattige Parkwinkel und stickige enge Gäßchen liebt er und findet das Alles bald in München selbst, bald in Bautzen, Burghausen oder Füßen a./L. Schön im Ton, kräftig in der Zeichnung sind die meisten Blätter. Das gilt auch von den Aquarellen von Heynemann-Goltzen, der seine Vaterstadt Dresden und ihre Umgebung am Elbufer in allen ihren Reizen mit sehr flottem Pinsel zu schildern weiß.

Dann möchte ich noch auf den feinfühligen Radirer Emil Anner aus Baden in der Schweiz aufmerksam machen und auf den Berliner Hans Martin Lemme, offenbar noch ein recht junger Künstler, der aber u. A. in dem größeren Oelgemälde „Kieferwald a. d. Mark", mit sonnigen Häusern hinter alten Stämmen, eine durchaus persönliche Note anklingen läßt. Auch die impressionistischen Blumen- und Gemüsestücke von Margarethe Trautwein fesseln die Aufmerksamkeit.

Bei Gurlitt, wo einst der Besucher dankenswerther Weise nähere Bekanntschaft mit Anselm Feuerbach, Wilhelm Leibl, Hans Thoma machen konnte, wie ja auch Böcklin diesem Salon viel zu danken hat, sind jetzt wieder aus dem reichen Lagerbestand des Hauses schon früher gesehene Werke dieser Maler auf's Neue ausgestellt, darunter ein Selbstbildniß und ein Bildniß seiner Mutter (a. d. J. 1878), die Studie zum Hamlet von Feuerbach, von Thoma eine Badescene a. d. J. 1884, von Leibl u. A. ein blonder Damenkopf in breitem, saftigem Farbenauftrag; auch Max Klinger's „Sommer" (a. d. J. 1885), im Entwurf ganz böcklinsch, die drei antiken Frauengestalten unter dem mächtigen Baume vor dem See, an dessen Ufer rosenrothe Flamingos gravitätisch stolziren; in der Farbe aber etwas flattrig und zerfahren. Dann giebt's dort einen älteren Michetti zu sehen, noch aus der Zeit, wo seine Ausdrucksweise ziemlich conventionell war, wie eben auch in dieser Abschiedsscene zwischen einem Landmädchen und ihrem Schatz.

Im Cassirer'schen Salon ist man immer sicher, einige führende Franzosen anzutreffen. So auch jetzt wieder neben einigen vorzüglichen kleinen Corot's Landschaften von Sisley, Pissaro, von Claude Monet ein sehr interessantes Flußufer mit Weidenbäumen u. s. w. Auch Liebermann's sind dort immer „auf Lager", und das kleine Fräulein auf dem Esel am Strande von Scheveningen oder Blankenberghe, der Bauer in der Dorfstraße, die zwei rothgekleideten blonden Kinder, die man jetzt zu sehen bekommt, sind sogar lauter Arbeiten neueren Datums. Von deutschen Impressionisten sind sonst auch noch Ulrich Hübner und Ernst Pottner nicht übel vertreten. Den clou der Ausstellung bilden aber einige bunte Tafeln von Valloton, der das japanische Princip der scharfumrissenen eintönigen Farbenflächen, aus denen er seine Figuren zusammenzusetzen pflegt, meist auf eintönigem Hintergrunde, etwa am Meer oder am Flußufer u. s. w., hier minder scharf betont, aber doch vor Allem nur starke decorative Wirkungen zu erzielen sucht auch in den Badescenen, mit den Damen auf der Düne und anderen Motiven. Er bleibt dabei immer in erster Linie illustrativ, wie auch in der „Abendtafel", obschon hier ein malerischer Lichteffect angestrebt wurde. Uebrigens ist die ganze Sammlung recht sehenswerth, besonders für den, der von dem eigenartigen, oft bitter satirischen Künstler etwa nur die silhouettenartigen Charakterköpfe kennt.

Bei Keller & Reiner wird natürlich gebaut. Wie in jedem Sommer. Dieses Mal wird die ganze Etage über den bekannten ebenerdigen Geschäftsräumen für Ausstellungen von Zimmereinrichtungen hergerichtet. Und auch unten giebt's Veränderungen und Erweiterungen. Und dabei doch noch im Oberlichtsaal eine sehr sehenswerthe Ausstellung. Vor Allem eine ganze Reihe älterer Arbeiten von Ludwig von Hofmann, die in ihrer Zusammenstellung mit einigen ebenfalls vorhandenen jüngeren und jüngsten recht gut die Entwickelung des Künstlers vom Naturalistischen zum Decorativen veranschaulichen. Da ist u. A. eine ganz naturalistisch aufgefaßte Badescene am stillen grüngrauen Weiher mit einem vorzüglich gemalten Mädchenact und daneben ein verwandtes Motiv in decorativem Farbengefunkel und ornamentistischer Linienphantastik, wie auch die ganze Landschaft in bekannter phantastischer Weise aufgefaßt ist. Auch ein wildphantastisches Bild aus vermuthlich seiner allerersten Zeit, das „Thal des Schreckens", ist bei dieser Gelegenheit vielleicht zum ersten Male ausgestellt. Von diesem Bilde zu den „Panthern" in schwüler Sommernacht an der Tränke, von denen ich im Winter berichtete und die zur Zeit sich in Darmstadt befinden, ist's freilich ein recht weiter Weg.

Von Max Liebermann ist ein holländisches Interieur mit stickendem Mädchen am Fenster a. d. J. 1884 zu sehen, schon ganz der revolutionäre spätere Führer des Clubs der „XI" und noch spätere Begründer unserer „Secession". Henri Croß, einer der „Neo-Impressionisten", der sich nicht ausschließlich auf die Punkt- und Strichelchenmanier versteift hat; G. S. van Strydonk, einer der Vorkämpfer der impressionistischen Hellmalerei Mitte der achtziger Jahre; C. Straßburg-Paris, der in Rafaelli's Fußtapfen wandelt, gehören in dieselbe Gruppe. Dann aber interessirt besonders der Meißener Hans Rudolf Hentschel, der in Berlin noch nicht ausgestellt hat, dessen Bilder in den sächsischen Sälen der Internationalen Ausstellung in Dresden aber zu den meistbemerkten gehören. Auch bei Keller & Reiner hat er eben sehr Eigenartiges, namentlich das Brustbild eines lebensgroßen Feldarbeiters, der seine Sense dengelt. Braun steht seine Silhouette gegen den grauen Himmel und ein Epheugeranke rechts vervollständigt die ernste Farbengamme. Dazu die schöne Modellirung des Gesichts im Helldunkel. Man vergißt das Bild nicht leicht. Auch ein großes, decorativ behandeltes sonniges Parkmotiv zeugt von dem feinausgebildeten Farbensinn des jungen Künstlers, der übrigens zu den hervorragendsten Atelierkünstlern der Königl. Porzellan-Manufactur in Meißen gehört.

Leider fällt seine kleine Ausstellung in eine sehr ungünstige Zeit.

J. Norden.

Digitized by Google

Bismarck im **Urteil** seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Thüringisches **Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentsch.

Manuskripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuskripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher u. s. w. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Rich. Sattler, Braunschweig
(gegründet 1883).

Städtische Subvention
Ausbildung in Theorie und Praxis.
Elektra in Rendsburg
Fachschule für Electrotechnik
mit grosser Lehrfabrik.
Vorbildung nicht erforderlich.
Programme kostenfrei.
Staatliche Aufsicht.

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.
Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Königreich Sachsen.
Technikum Hainichen
für Maschinen- u. Elektrotechnik.
Praktikum f. Masch.- u. Elektrot.
Staatl. Oberaufs. Progr. kostenfr.
Direktor: E. Bolts.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen und geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-, Trink- und Badequellen, Mineral-, Moor-, Douche- und Dampf-Bädern,** zeitgemässen Einrichtungen zu **Kaltwasserkuren u. Massage,** ferner einer vorzüglichen **Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. — Hochquellen-Wasserleitung.** — Angezeigt bei **Krankheiten** d. **Nerven,** d. **Athmungs-, Verdauungs-, Harn- u. Geschlechts-Organe,** zur **Verbesserung** d. **Ernährung** u. d. **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden u. d. Folgen entzündl. Ausschwitzungen. Eröff. **Anfang Mai.** Prosp. unentgeltlich.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. c. Kurkapelle: 42 **Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche c. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in Berlin.

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.
Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.
Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Stottern
heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz** und **Burgsteinfurt, Westf.** Herrl. che Lage. Honor. **nach Heilg. Prospecte gratis. Aelteste staatl.** durch **S. M. Kaiser Wilhelm I ausgezeichn. Anst. Deutschl.**

Manuscript-
Angebote erbitten
Jacobi & Zocher, Verlagsbuchhandlung.
Leipzig-R., Oststraße 9.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 37. Berlin, den 14. September 1901. 30. Jahrgang. Band 60.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Hans im Glück. Von Caliban. — Die Mobilisirung der socialen Kräfte. Von Karl Noetzel. — Der leichte Accumulator. Von Gustav H. Cast. — **Literatur und Kunst.** Wilhelm Raabe. Von Alfred Semerau (Charlottenburg). — Persönliche Lieder. Von Max Bewer (Dresden). — **Feuilleton.** Maslan's Frau. Von Marie v. Ebner-Eschenbach. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt.** Musik in der Sommerfrische. Von Hedwig von Friedlaender-Abel. — Notizen. — Anzeigen.

Hans im Glück.

Der kluge alte Mann, der es ablehnte, einen zweiten Sachsenwald zu etabliren und der die paar Ferientage seines Lebens dazu benutzte, den Deutschen durch gelegentliche Vorlesungen über praktische Politik das Nörgeln abzugewöhnen, Dr. Miquel ist rasch ein stiller Mann geworden. Niemand braucht ihn mehr zu fürchten, und Niemand hat mehr von ihm zu hoffen. Darin, daß der Tod ihn so bald nach seiner Entfernung aus Amt und Bürden ereilte, liegt ein schwacher Trost für die, denen unser karger Bestand an beträchtlichen Staatsmännern mit der brüsken Absägung dieser starken Intelligenz unvereinbar schien. Bismarck's Urkraft hat sich lange Jahre hindurch, nicht nutzlos zwar, aber doch kaum an rechter Stelle, verzehren müssen; was ragende, sonnige Thaten hätten werden können, blieben vom Abendroth überhauchte Gedanken und Erinnerungen. Johannes Miquel überlebte seinen Sturz nur um einige Monate. Die schlimmsten Bitterkeiten blieben ihm erspart, wie er sie den Maßgebenden ersparen wird, die mit einiger und erklärlicher Besorgniß auf die Eröffnung seines politischen Testamentes warten. Er wird keinen zweiten Sachsenwald etabliren, auch nach seinem Tode nicht.

Denn er ist, nehmt Alles nur in Allem, als ein Glücklicher gestorben. Was er in harten elf Dienstjahren, die als Kriegsjahre doppelt zählen, erreichen wollte, das hat er sieghaft zu Ende geführt. Gegen eine Welt von Hindernissen drückte er die Steuerreform durch, die jetzt alle Welt, sogar Herrn Mosse's Privatblatt, als eine glorreiche That feiert und die doch vor einem Jahrzehnt kaum drei überzeugte Anhänger im Parlament fand. Es bedurfte der ganzen satanischen Fuchsschlauheit des Alten, um diesem gerechten und noblen Gesetze eine Mehrheit zu sichern. Mit durchaus weltlichen Mitteln eine eigentlich unirdische Sache zu fördern, das war immer seine Hauptkunst. Er hat die preußischen Finanzen auf eine sichere Basis gestellt, nicht zuletzt dadurch, daß er das Canalabenteuer verhinderte, das eine runde Milliarde gefressen und mit Staatsgeldern den Staatsbahnen unlauteren Wettbewerb gemacht hätte. Er ist der Börse zu Leibe gegangen und im Kampfe mit ihr unverletzt geblieben, hat eine neue, der productiven Arbeit freundliche Zollpolitik in die Wege geleitet und noch kurz vorher den Handwerkern und Kleinkaufleuten die von ihnen stürmisch begehrte Waarenhaussteuer bescheeren können. Das Alles in einer Zeit, wo die Ballin und Siemens beinahe Minister geworden wären, die Wiegand und Geo Plate zu unverantwortlichen Rathgebern aufrückten, wo der Freihandel allen Ernstes von einer neuen Aera phantasirte. Johannes Miquel hat seine Reformen durchgedrückt gegen den Willen einflußreicher Freunde des Kaisers, vielleicht zum Theil sogar gegen den Willen des Monarchen selbst. Er verstand sich eben wie kein Zweiter auf das schwierige Handwerk des Hof-Diplomaten. Seinen körperlich stattlicheren Nachfolgern werden solche Lorbeeren zuversichtlich nicht grünen, wobei allerdings zu beachten ist, daß sie, bis auf Bernhard von Bülow, auch keinesfalls darnach geizen.

Der Erfolg krönte Miquel's Werk und ist ihm treu geblieben bis an's Ende. Wohl besaß er schon seit 1899 nicht mehr das Ohr des Kaisers, an dem er doch mit wirklicher Zuneigung hing. Aber die Macht, die er über den Schein der Macht stellte, war ihm nicht zu entreißen. Hans im Glück. Daß sich Verdienst und Glück verketten, den Thoren fällt es niemals ein. Unter den politischen Hochtouristen des neuen Curses ist Keiner gewesen, der solche Gipfel bezwang wie er, aber Keiner hat auch mit so zäher Geduld Stufen gehauen und sichere Anstiege gesucht. Ein Liebling der Götter, wie ihn die Meyer und Comp. mit hohnlächelndem Haß nannten, wurde er deßhalb, weil er wie sie vor die Tugend den Schweiß setzte. Weil er die kleinen Vorurtheile und kleinen Vortheile verachtete, die der taube Kern unseres Parteitreibens sind; weil er seine nicht geringe Kraft immer in einem Punkte sammelte und über Personen und Fractionen das Vaterland stellte. Mancher mag nicht alle Wege billigen, die er wandelte, um zum Ziele zu gelangen: das Ziel selbst, das Errungene ehrt gleicher Weise den Mann wie den Staatsmann Miquel. Sein Tod ist in Wahrheit ein Unglück für den Staat. Es giebt keine schönere Grabschrift für Hans im Glück.

Caliban.

Die Mobilisirung der socialen Kräfte.

Von Karl Noetzel.

Dem Müßiggang eines Wohlhabenden gegenüber wird oft Verachtung und Haß empfunden. Das hätte Sinn, wenn jeder Einzelne sich bewußt wäre, daß Müßiggang gleich-

Digitized by Google

bedeutend ist mit Pflichtvergessenheit. Dem ist aber nicht so. Ungerecht urtheilen wir auch, wenn wir den um des Lebens Nothdurft arbeitenden Mann aus dem Volke an sich sittlich höher einschätzen als den nichtsthuenden Wohlhabenden. Hier verführt uns unsere Sympathie zur Unlogik. Wer sagt uns, ob derselbe Mann auch schaffen würde, wenn er es nicht nöthig hätte, oder ob der jetzt müßig gehende Wohlhabende, wenn er in Armuth verfiele, es vorzöge zu verhungern, als zu arbeiten? Natürlich will ich damit nicht bestreiten, daß auch der Arbeit aus Noth, wenn sie mit Ernst und Pflichttreue ausgeführt wird, sehr oft ein sittlicher Werth als soziales Beispiel zukommt. Doch das kann nicht als Regel betrachtet werden. Aus alledem ergiebt sich die Nothwendigkeit, zunächst die bemittelte Classe über ihre socialen Pflichten aufzuklären. Der Ausgleich zwischen dem möglichen Müßiggang des Bemittelten und dem erzwungenen Fleiß des Mittellosen beruht doch bloß in strenger Berufstreue des Armen und in der freiwilligen Thätigkeit des Wohlhabenden für die Gesammtheit. Das heißt mit anderen Worten: das Vorhandensein socialen Elends bedingt die freiwillige Mitarbeiterschaft aller Arbeitsfähigen. Oder viel weiter gefaßt: So lange die Menschheit nicht vollkommen ist, hat ein Jeder an ihrer Vervollkommnung mitzuarbeiten. Mobilisirung aller socialen Kräfte muß auf lange Zeit hinaus das Losungswort sein für eine vorwärts strebende Menschheit.

Indeß ist andrerseits auch die freiwillige soziale Thätigkeit des Wohlhabenden an sich nicht höher einzuschätzen, als die einseitig auf den eigenen Erwerb gerichtete Thätigkeit des Proletariers. Letzterer hat bis jetzt wegen Mangel an freier Zeit einfach nicht die Möglichkeit gehabt, an dem Allgemeinwohl mitzuarbeiten. Das ist schreiende Ungerechtigkeit. Der tiefe Sinn der sogenannten socialen Frage liegt wohl weniger in dem Verlangen des Proletariers nach den materiellen Genüssen der Bourgeois, als vielmehr darin, daß er dieselbe Möglichkeit haben will, mitzuarbeiten an allem Nützlichen, Fördernden. Das klingt wie eitel Schönfärberei und mag auch instinctiv nur von den Besten des Volkes und vollbewußt nur von den Edelsten seiner Helfer empfunden werden, aber bloß aus diesem tief sittlichen Willenstrieb heraus läßt sich die Unwiderstehlichkeit der nicht dogmatischen proletarischen Bewegung erklären. Ich mißverkenne dabei durchaus nicht, daß eine hierzu erforderliche Kürzung der Arbeitszeit immer nur dann möglich ist, wenn der Erwerb in der bleibenden Zeit zur Existenz ausreicht. So lange dieses noch nicht der Fall ist, würde sich der Staat durch eine gewaltsame Beschränkung der Arbeitsdauer nur Bettlerheere heranziehen aus steuerzahlenden Bürgern. Jede sociale Gesetzgebung hat eben mit den vorhandenen wirthschaftlichen Kräften zu rechnen. Erst müssen die Massen zu essen haben, dann kann man dafür sorgen, daß ihr Leben lebenswerth werde. Arbeiterbildung und selbst Arbeiterschutz sind illusorisch, wenn die Arbeit selbst fehlt. Dies den Utopisten der Richtung Tolstoi's zur Antwort, welche glauben, der Sieg der christlichen Weltanschauung auf der ganzen Linie werde die Massen sättigen. Das und noch viel mehr erwarte ich von einer zunehmenden Bildung des Volkes und einem daraus hervorgehenden wachsenden Verständniß für die eigenen Interessen. Man wird mit Erfolg nur immer an den Egoismus appelliren, die gesündeste und mächtigste Triebfeder jeder menschlichen Thätigkeit. Sache der Bildung bleibt bloß, den Egoismus aufzuklären, d. h. dem Individuum seine wirklichen, bleibenden Interessen zu zeigen gegenüber den Illusionen der verkleinernden, kurzsichtigen Selbstsüchteleien.

Unstreitig gehört ein sehr feines Abwägen der wirthschaftlichen Kräfte dazu, um zu entscheiden, welche Arbeitserleichterungen möglich sind ohne ökonomische Schädigung. Ohne eingehendste Kenntniß der wirthschaftlichen Lage wäre es ebenso billig, die Massen damit abzuspeisen, es sei noch nicht die Zeit gekommen, in der die betreffenden Reformen ohne wirthschaftliche Nachtheile durchgeführt werden könnten, als darüber zu schimpfen, daß der Achtstundentag noch nicht gesetzlich ist. Daß er erstrebt werden muß, so bald er nur möglich ist, wird wohl kaum bestritten werden. Denn damit wäre dem Arbeiter Zeit zur Weiterbildung und zur allgemeinen Thätigkeit gegeben, sogar in viel höherem Grade als den meisten Geistesarbeitern der Bourgeoisie. Es wird hier, wie stets, darauf ankommen, ob die maßgebenden Factoren unter Arbeitgebern und Gesetzgebern aufgeklärt genug sind, berechtigte Forderungen der Arbeiter anzuerkennen, und die Arbeiter gebildet genug, keine unberechtigten Forderungen zu stellen. Je mehr die allgemeine sociale Aufklärung fortschreitet, um so mehr wird gerade in der thatsächlichen Berechtigung der ausschlaggebende Machtfactor liegen. Ferner lehrte die Erfahrung bis jetzt noch immer, daß Erleichterung der Arbeit reiche Zinsen zu tragen pflegt, nicht nur in dem erhöhten guten Willen, sondern auch in der größeren Körper- und Geistesfrische der von Uebermüdung und Familiensorgen freieren Arbeiter. Auch die Beschränkung der Arbeitszeit in den letzten Jahrzehnten hat nachweislich zu gewissenhafteren und intelligenteren Leistungen geführt. Man fing endlich an, die verschiedenartige Anstrengung in den verschiedenen Berufsarbeiten zu berücksichtigen und danach die Dauer der Berufsarbeit zu bemessen. Aufgabe einer fürsorgenden Socialpolitik bleibt es, zu prüfen, welche Arbeitszeit und welche Erleichterungen jedem Berufe am meisten entsprechen, und welche gesetzlichen Bestimmungen daraufhin in Kraft treten können, ohne daß die Existenz der betreffenden Industrie oder überhaupt die wirthschaftliche Lage gefährdet werde. Ständiger Ueberblick des Innen- und Außenmarktes ist dazu ebenso sehr erforderlich wie das Durcharbeiten des reichen statistischen Materiales von Seiten der Fabrikärzte und -Inspectoren. So viel über die leitenden Gesichtspunkte einer gesetzlichen Beschränkung der Arbeitsdauer. Ob in der That schon der Zeitpunkt gekommen ist zur allgemeinen Einführung des einzig normalen Achtstundentages, wage ich um so weniger zu entscheiden, als man nicht einmal mit Sicherheit sagen kann, ob das Bildungsniveau der großen Massen schon so hoch ist, daß ein hierdurch gewonnener Zuwachs an freier Zeit in der That zur Weiterbildung, oder wenigstens zur Erholung benutzt, nicht aber dem Wirthshaus und schädlichen Vergnügungen gewidmet werden würde. Eine weitere Frage bleibt es noch, ob die jetzt vorhandenen Einrichtungen zur Weiterbildung der großen Massen dem dann erwachsenden Bedürfnisse entsprechen könnten. Auch das möchte ich nicht unbedingt bejahen. Das Eine aber steht uns außer allem Zweifel: es ist mit aller Energie darauf hin zu arbeiten, daß eine jede Arbeit Zeit und Kraft zu einem persönlichen Leben lasse. Immer ist dieses Ziel im Auge zu behalten, ob man sich nun bestrebt, durch Hebung des Wirthschaftslebens an sich die Möglichkeit zu einem ausreichenden Lohne bei verkürzter Arbeitsdauer zu geben, ob man durch Erweiterung der Volksaufklärung einem Mißbrauch der größeren Muße zu steuern beabsichtigt, oder ob man durch Förderung der Volksbildungsinstitute ihrer, als Folge einer Arbeitsbeschränkung zu erwartenden, viel größeren Inanspruchnahme begegnen will. Wird der Achtstundentag einmal eingeführt werden, so wird durch diese Beschränkung der zum Erwerbe des Lebensunterhaltes nothwendigen Zeit eine ungeheure Fülle von Kräften frei. Werden sie wohl zunächst auch mehr oder minder völlig absorbirt werden durch das Streben nach Weiterbildung, in nicht allzu ferner Zeit stehen sie einer socialen Thätigkeit zur Verfügung. Es handelt sich schon jetzt darum, Arbeitsfreudigkeit zu wecken durch ein immer zweckentsprechenderes Erziehen der Arbeitenden zum Geiste der Solidarität aller Classen. Sociale Aufklärung ist es, die uns dringend noth thut. Fassen wir das ganze Problem kurz zusammen: die Lösung der socialen Aufgaben verlangt die Mithilfe der weitesten Kreise. Ein Jeder ist mit-

Digitized by Google

verantwortlich für die Gesammtheit. Nicht nur seinen speciellen Beruf hat er in diesem Sinne auszuführen, sondern es muß ihm Zeit, Kraft und Lust bleiben zur thätigen Antheilnahme an den Interessen Aller. Die Mobilisirung aller verfügbaren socialen Kräfte kann zunächst bloß ermöglicht werden durch sociale Aufklärung der Besitzenden und der Proletarier, sowie durch Arbeitsentlastung der Letzteren. Ebenso wie ein jeder Bürger, ob reich oder arm, dem Vaterlande dienen muß, ebenso hat ein Jeder der größeren Gemeinschaft, dem Interesse der arbeitenden Menschheit, zu dienen. Es giebt eine allgemeine sociale Wehrpflicht ebenso gut, wie es eine allgemeine militärische Wehrpflicht giebt. Erstere hat noch den Vorzug, daß körperliche Untüchtigkeit durchaus keinen Hinderungsgrund bildet. Jeder Krüppel kann socialer Mitarbeiter sein, sofern er nur guten Willen hat. Ich sagte oben, sociale Aufklärung sei erforderlich, und bezeichnete als deren Ziel die Erziehung zum Solidaritätsbewußtsein der arbeitenden Menschheit. Ein Jeder soll daher zunächst die Noth der großen Massen verstehen lernen. Es ist ihm ein Ueberblick zu geben über die gesammte sociale Arbeit und die leitenden Grundsätze derselben. Um Wohlthätigkeit handelt es sich dabei wenigstens im Princip durchaus nicht. Ihr kommt durchaus keine Krankheit heilende Bedeutung zu, sie ist bloß ein schmerzstillendes Mittel. Wir aber wollen, daß der sociale Körper gesund werde und bleibe. Die hierdurch bedingten Aufgaben habe ich unlängst an dieser Stelle umschrieben. Ich wiederhole nur kurz, daß das Streben Aller darauf gerichtet sein muß, Allen Arbeit zu schaffen, zu sorgen, daß diese Arbeit ohne körperliche und sittliche Gefährdung ausgeführt werden kann, daß sie die Mittel gebe zu einer hygienisch und ethisch anstandslosen Existenz, und daß sie freie Zeit lasse zu einem persönlichen Leben. Weiter ist zu erstreben, daß die Weiterbildung ermöglicht und gefördert werde, deßgleichen Natur- und Kunstgenuß.

Der Kernpunkt jeder auf realem Boden stehenden Socialpolitik wird immer auf das Schaffen von Arbeit gerichtet sein. Wenn es heut zu Tage den Anschein hat, als ob das Hauptstreben auf Erweiterung der Volksbildung und größere Zugänglichkeit aller vornehmen Genüsse hinziele, so liegt das eben nur daran, daß der ungeahnte wirthschaftliche Aufschwung der letzten Jahrzehnte große Massen aus bitterer Armuth zu einem gewissen Wohlstand gelangen ließ, ohne daß ihnen weder die Zeit, noch auch die Anleitung ward, ihre Bildung auf eine ihrer socialen Stellung entsprechende Höhe zu bringen. Das Bildungsbedürfniß aber pflegt im Allgemeinen proportionell mit der ökonomischen Verbesserung zu steigen. In seiner Unbefriedigtheit haben wir eine der mächtigsten Quellen der Classenunzufriedenheit zu erblicken. Darum ist bis jetzt noch das Hauptbestreben aller freiwilligen socialen Thätigkeit darauf gerichtet, den Massen beizubringen, daß das Leben nicht da ist für die Arbeit, sondern die Arbeit für das Leben, und daß sie sich weiterbilden sollen, um genießen zu können. Es liegt aber bis jetzt noch für die freiwillige sociale Thätigkeit eine Gefahr vor, in Sentimentalitäts- und Wohlthätigkeitsschwärmerei zu verfallen. Immer wieder ist auf die oben gezeichneten leitenden Gesichtspunkte hinzuweisen. Sonst könnte es leicht zu einem Ueberwiegen rein philanthropischen Wirkens kommen, und das wäre ebenso, als wenn bei einem gegen den Feind ziehenden Heere es plötzlich dem größten Theile der Mannschaft einfallen würde, sich zur freiwilligen Krankenpflege zu melden. Was wäre die Folge? Für die paar Kranken wird ausgezeichnet gesorgt werden, sie hätten es bald besser als die Gesunden, aber der Feind dränge immer weiter in das Heimathland ein, und bald würden die Krankenpfleger selber verwundet und getödtet. Ganz so hier. Der Wohlthätigkeit kommt im socialen Kampfe bloß die Rolle der Ambulanz zu, sie hat den Kampfunfähigen zu pflegen nnd wieder streitbar zu machen. Die Hauptmasse muß immer mit der Bekämpfung des Feindes, d. h. der socialen Mißstände, beschäftigt sein, damit der Friede bald wieder hergestellt werde. Ich will durchaus nicht, daß ein Jeder sich über die Hauptprobleme der Socialpolitik den Kopf zerbreche; es soll nur sein Wirken zunächst auf das Schaffen von Arbeit oder die Verbesserung der Bedingungen etwa vorhandener Arbeit gerichtet sein. Ich mache mir keinerlei Illusion darüber, daß die Hebung der Massen in letzter Instanz ohne Verbesserung ihrer wirthschaftlichen Lage unmöglich ist. Nicht aus socialer Opferwilligkeit der Volksfreunde, sondern aus dem Eigennutz der privaten Initiative geht das Wohlbefinden des Volkes hervor. Ich will aber, daß ein Jeder sich der socialen Tragweite seiner persönlichen Initiative bewußt werde und sich von diesem höhern Standpunkte aus leiten lasse. Vor uns haben wir die großen Massen des schwer um seine Existenz ringenden Volkes. Die Strategie lehrte uns nun, ein wie großer Antheil an jedem Siege dem Geiste zukommt, der die Armee beseelt — pflegte doch Moltke zu sagen, die „Wacht am Rhein“ habe ihm ein Armeecorps ersetzt. Auf den Geist der wirthschaftlich ringenden Massen haben wir es abgesehen; wir wollen, daß die Truppe der Arbeit durchdrungen sei von dem Bewußtsein der Pflichten des Einzelnen für Alle. Hinfort soll sich Niemand mehr berechtigt glauben, die Hände ruhig in den Schooß legen zu können, nachdem er seinen Tagesberuf gewissenhaft erfüllt hat. Stets klinge ihm in den Ohren Etwas von dem Wehruf Derer, die Hunger leiden, nicht nur nach Brod, auch nach Bildung und Lebensgenuß. Es muß so weit kommen, daß jeder gesunde Mensch sich schämen wird, wenn er eine Stunde vertändelt hat. Die Leitmotive für das Leben des Gebildeten der Zukunft werden sein: Ausübung des Berufs in socialem Geiste, Weiterbildung, freiwillige sociale Mitarbeiterschaft, Erholung im Natur- und Kunstgenuß. Wie einst bei den Spartanern ein Nichtkampftüchtiger mißachtet ward, so soll hinfort des Ansehens entbehren, wer im socialen Kampfe unthätig bei Seite steht. Deren aber sind heute noch Millionen und Millionen, und sehr vereinzelt stehen die Kämpfer. Und dabei fehlt es sogar vielfach durchaus nicht an gutem Willen. Aber wer kennt wirklich Etwas von dem socialen Elend? Dank der Vorzüglichkeit unserer Polizei sieht man in den hauptsächlichen Stadttheilen keinerlei elende Gestalten. Nicht etwa, daß es dort kein Elend giebt; im Gegentheil, es lebt dort in Schaaren. Man denke einmal über das Leben der Kellnerinnen in den sogenannten Vergnügungslocalen nach, oder gar an die Sclavinnen des Vergnügens. Da lebt viel Jammer und Noth, die sich verbergen muß; denn das zahlende Publicum will sich amüsiren und nichts Häßliches hören, noch sehen. So ist es auf den großen Hauptstraßen; in die Vorstädte aber verirrt sich der moderne Mensch nur, wenn er muß. Ihn stößt die häßliche Seite des Elends ab; die andere, die große, die das tiefe Mitgefühl in uns auslösende, kennt er meistens nicht. Es fehlt zwar nicht an Versuchen, sie ihn verstehen zu lehren. Einzelnes in der modernen Literatur und Kunst weist direct darauf hin. Vielfach wird dagegen geeifert: Es gäbe kein höheres Ziel für die Kunst und überhaupt nichts Höheres als die Schönheit — strebe die Kunst danach, einen direct sittlichenden Einfluß zu üben, so sei das nicht Kunst, sondern Sittenpredigt. Durchaus richtig. Allein unzweifelhaft wird doch das Kunstwerk aus der tiefinneren Seelenerregung des Künstlers heraus geschaffen. Den Einen erregt nun die Schönheit eines Menschen oder einer Landschaft, den Anderen die Daseinslust, den Dritten das große Mitgefühl mit menschlichem Elend. Was auch immer das Motiv gewesen sein mag, in jedem Fall schafft echtes Empfinden das wahre Kunstwerk. Hier erregt den Künstler das menschliche Elend, also Mitgefühl oder der Zorn über die Herzlosigkeit und Unrecht; es wird in der Künstlerseele zum Bilde, zum Gedicht, zum Drama, immer aber in Schönheit getaucht.

Digitized by Google

Eigentlich besaß es die von jeher, wir waren nur blind gegen sie. Der Künstler sah sie, er schuf sie nach für unsere Organe. Da fällt es uns wie Schuppen von den Augen. Wir sehen die tiefe Schönheit der adeligen Menschennatur gerade im Kampfe um des Lebens bittere Nothdurft. Millet, Uhde und Meunier haben die Schönheit der schweren Körperarbeit gelehrt. Große Dichter schöpften ihre Begeisterung aus dem Mitleid mit den Enterbten. Und da es sich darum handelt, in den großen Massen Lust zu wecken zur Arbeit für Alle; wer kann es uns da verargen, wenn wir die Kunst zur Hülfe nehmen? Ihre Schönheit und nur diese kann und soll Rettungswillen erzeugen; nur sie vermag es, feurige Mitstreiter zu gewinnen. Das beabsichtigte zunächst nicht der Künstler, er wollte der Schönheit allein dienen, und schon dadurch ist er ein Wohlthäter für Alle. Wir aber wollen das Elend beseitigen, wir erstreben eine satte, gesunde und tüchtige Menschheit. Hat man doch auch sonst die Kunst zu Hülfe genommen, um Massensuggestionen zu erzeugen oder zu stärken, z. B. in Nationalhymnen, Kriegsliedern, patriotischen Stücken. Ueber den Werth dieser Kunstgattungen kann man sehr verschiedener Meinung sein, so viel aber ist zweifellos, daß sie ihren Zweck in hervorragendem Maße fördern. Um so mehr wird das hier der Fall sein, wo wir nur mit wirklichen Kunstwerken zählen. Großen Massen indifferenter Elemente unter den besitzenden Classen soll soziales Interesse eingeflößt werden. Sie sahen das Elend kaum; sie gingen ihm geflissentlich aus dem Wege, weil sie davor ekelte. Sie kennen nur seine unästhetische Seite, nicht seine Kraft fördernde. Nun bringt ihnen ein großer Meister mit solch fascinirender Kraft das Loos der Elenden vor Augen, daß sie nicht anders können, sie müssen sich darin vertiefen. Erst empfinden sie Furcht, dann schämen sie sich dessen, sie sehen näher zu, sie gewinnen Interesse. Sie besinnen sich auf ähnliche Vorgänge, die ihnen im Leben begegnet sind; sie schämen sich, daß sie achtlos vorbeischritten; nächstens werden sie besser zusehen. Ihr socialer Blick hat sich geschärft. Halb sind sie schon gewonnen zur Mitarbeiterschaft. Gerhard Hauptmann hat es in seinem „Hannele" vermocht, das durchaus nicht seltene Schicksal eines kleinen, mißhandelten Waisenkindes, wie wir es fast täglich in den Zeitungen gleichgültig übersehen, uns mit solcher Gewalt vor Augen zu stellen, daß wir große, starke Männer erbleichend den Theatersaal verlassen sahen. Sie waren eben nicht stark genug, menschlichem Elend in's Auge zu sehen. Der Dichter aber zwang sie dazu. Er zeigte ihnen ihre Schwäche. Vielleicht werden sie bescheidener werden.

In diesem Sinne könnte die Kunst also bewußt zum Zwecke der inneren socialen Mission ausgenutzt werden. Sucht doch auch die Kirche durch Gesänge und Kunstwerke aller Art für ihren Geist zu gewinnen. Es müßten hierzu Anthologien geschaffen werden der genialsten Schilderungen des socialen Elends. Autoren wie Dostojewsky, Tolstoi, Tschechow, Gorki, Zola, Maupassant, Hauptmann u. A. gäben reiches Material. Deßgleichen Dichter wie Nekrassoff, Chamisso, Freiligrath ꝛc. Es handelt sich bloß darum, die einzelnen Edelsteine geschickt und künstlerisch zu gruppiren. Die suggestive Kraft dieser Künstler würde dann alle nur irgendwie empfänglichen Elemente zu socialem Interesse unwiderstehlich zwingen. So viel über den Beistand, welchen ich von der Kunst zur Mobilmachung der socialen Kräfte erhoffe. Viel erwarte ich; denn mit der Seele verstehen lernen muß der Indifferente das Elend, soll er sich freiwillig zur Mitarbeiterschaft entschließen.

Bei der neueren Generation wären allerdings alle Keime dazu schon in der Schule zu legen. Unsere heutige Erziehung begeht im Großen und Ganzen noch den Fehler, daß sie die Jugend viel zu sehr im Unklaren läßt über die wirthschaftlichen Unterschiede und deren moralische Folgen. Sie verheimlicht sie ihnen geradezu. Man wende nicht ein, das Glück der Jugend solle nicht getrübt werden. Das wäre kaum zu befürchten, zumal es sich natürlich ausschließlich um die Schüler der höheren Classen handelt. Denen aber kann kaum ein größerer Dienst erwiesen werden, als indem man ihnen von vornherein ein wahrheitsgetreues Lebensbild giebt und sie so einerseits vor thörichten, verdummenden socialen Vorurtheilen und Classenhochmuth bewahrt, andrerseits aber ihnen die Bahnen weist, auf denen sie einst ihre Kräfte erproben können. Mag diese Aufklärung nun geschehen in einem, nicht lange mehr der reiferen Jugend vorzuenthaltenden Unterrichte in den Elementen der Staatswissenschaften oder im Religionsunterrichte oder in einem speciellen Moralunterrichte, der Erfolg wird stets segensreich sein. Ferner müßte ein solcher Unterricht das Programm der ihrer Lösung harrenden socialen Arbeiten geben und damit jedem Einzelnen die Möglichkeit bieten, sich eine seinen speciellen Anlagen entsprechende Thätigkeit zu wählen. Eins steht für mich unerschütterlich fest: Wo Pflichten gelehrt werden, da kann die soziale Pflicht nicht mehr übersehen werden. Eine kommende Generation wird sicherlich einmal auch das Bewußtsein dieser Pflicht aus der Schule mitbringen. (Forts. folgt.)

Der leichte Accumulator.

Von Gustav H. Cast.

Nachdem die Elektricität als bewegende Kraft für Bahnen und sonstige Beförderungsmittel eine so gewaltige Rolle zu spielen begonnen hatte, war es das Bestreben der Elektriker, diese Fahrzeuge unabhängig von Elektricitätscentralen zu machen. Man hatte ein Mittel von nicht zu unterschätzender Bedeutung in dem Blei-Accumulator, der neben seinen guten Eigenschaften besonders die schlechte hat, ein zu großes Gewicht zu besitzen. Aus diesem Grunde versuchte man von der Zeit an, als de Khotinsky, Planté und Faure mit ihren Accumulatoren in die Oeffentlichkeit traten, an Stelle des schweren Bleis ein anderes, leichteres Metall zu setzen. Bis vor Kurzem haben alle diese Versuche mit Ausnahme von zweien zu keinen nennenswerthen Resultaten geführt.

Bekanntlich besteht ein solcher Blei-Accumulator aus präparirten, in Schwefelsäure von gewisser Verdünnung stehenden Bleiplatten. Die Platten sind so angeordnet, daß je eine mit Bleisuperoxyd überzogene und durchdrungene positive Platte zwischen je zwei mit schwammigem Blei ebenso präparirte, negative Platten zu stehen kommt. Diese Bleiplatten, oder besser besagt Bleigitter, suchte man durch andere Materialien zu ersetzen. Von der Ansicht ausgehend, die Platten selbst hätten keinen Antheil an den chemischen Vorgängen, sondern hätten nur den Zweck der Stromleitung, suchte man andere leichtere Metalle, Kohle und Graphit anzuwenden. Auch isolirende Körper mit Metallüberzug zog man in Betracht, alle mit dem gleichen Erfolg, nämlich dem, daß der Accumulator nach kurzer Zeit zerstört war durch die vereinten Angriffe des Stromes und der Säure.

Von genannten Versuchen mit anderen Metallelektroden hatten nur zwei Arten einigen Erfolg, indem sie in Amerika, Frankreich und Belgien beschränkte Anwendung gefunden haben. Beide Erfindungen sind amerikanischen Ursprungs. Bei dem einen System, einem Blei-Zink-Accumulator, ist die negative Bleiplatte des gewöhnlichen Accumulators durch eine solche aus Zink ersetzt, was zur Folge hat, daß eine höhere Spannung und Stromstärke, sowie ein leichteres Gewicht erzielt wird. Das wäre nun allerdings ein unschätzbarer Erfolg, wenn nicht gerade diese Zinkplatte selbst alle Vortheile wieder aufheben würde. Die positive Bleiplatte erfüllt ihren Zweck wie in dem Blei-Accumulator. Dahingegen geht bei

Digitized by Google

der Entladung des Elementes die Zinkplatte in Lösung, das heißt, sie löst sich in der sauren Flüssigkeit auf. Bei der Ladung schlägt sich das gelöste Zink wieder auf der metallischen Platte nieder, und es mag nun daran liegen, daß die innere Structur des Metalles nicht in allen Platten die gleiche ist, denn auf der eine Platte wird das Zink verhältnißmäßig gut, auf der andern dahingegen in völlig unbrauchbarer Form niedergeschlagen. Ferner ist noch ein weiterer Mangel diesem Accumulator eigenthümlich, nämlich die Auflösung der selbst vorzüglich amalgamirten Zinkelektrode im Ruhezustande.

Aehnlich verhält es sich mit dem Zink-Kupfer-Accumulator, der ebenfalls an Stelle der negativen Bleiplatte eine solche aus Zink, und an Stelle der positiven Bleiplatte eine solche aus Cuprooxyd oder Kupferoxydul, einer Verbindung von Kupfer mit Sauerstoff, besitzt. Die verdünnte Schwefelsäure ist durch Kalilauge mit gelöstem Zinkoxyd ersetzt. Die Capacität, d. h. die Energie-Aufnahmefähigkeit in Bezug auf das Gewicht des Elementes, ist größer als die des Bleisammlers, aber die elektromotorische Kraft, sowie der Nutzeffect ist kleiner als bei den heute gebräuchlichen Sammlern. Den größten Nachtheil des Elementes finden viele seiner Kritiker darin, daß es auf 55 Grad Celsius erwärmt werden muß, damit die chemischen Vorgänge ohne Schwierigkeit vor sich gehen, besonders die Wiederoxydirung des bei der Entladung in metallisches Kupfer umgewandelten Kupferoxyduls.

Diese Schwierigkeiten des Erwärmens können aber offenbar nicht sehr bedeutend sein, sonst hätte wohl nicht in letzter Zeit ein so hervorragender Fachmann, wie C. Heim, vorgeschlagen, die Capacität von Bleistromsammlern dadurch zu erhöhen, daß man diese während der Dauer der Ladung erwärmen soll. Es müssen also doch noch andere Factoren ungünstig mitwirken, die eine Concurrenz von Seiten des Kupfer-Zink-Accumulators ausschließen, und welche nach Meinung des Referenten auch in der Zinkplatte zu suchen sind; doch dies kann uns hier nicht weiter beschäftigen.

Wie oben gesagt, bedingt die Erwärmung während der Ladung einer Blei-Accumulatorenbatterie eine recht günstige Sammelfähigkeit, so daß durch diese Entdeckung ein sehr bedeutender Fortschritt auf dem Gebiete der Accumulisirung der elektrischen Energie zu verzeichnen ist. Das Gewicht der Batterie bleibt dasselbe wie früher, aber die Capacität wird bedeutend größer. Um dieselben Leistungen zu erzielen, kann man also kleinere Batterien nehmen, wenn man sie während der Ladung erwärmt; demnach ist die Batterie gegen früher leichter geworden, und was bei großen Batterien sehr werthvoll ist, ist der geringere Kostenaufwand für eine Batterie von derselben Capacität wie früher, auch wenn man die Kosten des Heizens in Betracht zieht. Technisch angewendet, ist die Batterie mit einer Heizvorrichtung auszurüsten, welche im Allgemeinen mit dem Abdampf der Maschinen, oder mit dem erwärmten Condensationswasser zu bethätigen sein wird. Im Automobilismus wäre die Batterie mit Glühstoff oder einem sonstigen zweckentsprechenden Material zu erwärmen. Diese Heizung hätte jedoch keineswegs ununterbrochen zu geschehen, sondern gewöhnlich nur während der Ladung. Auf diese Weise kann die Aufspeicherungsfähigkeit der Batterie variabel gemacht werden, was in der Praxis von außerordentlicher Bedeutung ist. Zu Zeiten besonders großen Stromverbrauchs heizt man die Batterie, und die Aufspeicherungsfähigkeit steigt zweckentsprechend. Kommt es nun einmal vor, daß die Entladung schneller vor sich gehen muß, als die höchste zulässige Entladestromstärke es erlaubt, so heizt man die Batterie während dieses angestrengten Betriebs, und der Accumulator nimmt keinen Schaden mehr, wie dies bis heute immer geschehen ist, wenn er einmal stärker belastet wurde.

Nun haben wir noch eines weiteren Fortschritts in der Accumulatoren-Industrie zu gedenken, die wir einem der Begründer der Elektrotechnik, dem Erfinder der elektrischen Glühlampe, des Phonographen und vieler anderen Dinge: Edison verdanken. Nach vielen Mißerfolgen scheint es diesem genialen Manne gelungen zu sein, den seit über 20 Jahren gesuchten leichten Accumulator für Elektricität zu finden. Nachdem sein Cadmium-Kupfer-Accumulator sich für technische Zwecke als unpraktisch erwiesen hat, scheint seinem Nickel-Eisenelement eine Zukunft praktischer Anwendung sicher zu sein.*) Nach amerikanischer Fachliteratur besteht dieses Element aus einem negativen Pol von Eisen und einem positiven Pol aus einem Superoxyd des Nickels. Die elektrolytische Flüssigkeit ist eine Kaliumlösung.

Jede Platte ist aus Stahl geformt mit rechteckig eingestanzten Löchern und hat also äußerlich viel Aehnlichkeit mit den Gittern gewisser Blei-Accumulatoren. In diesen Löchern sind, durch hohen Druck festgehalten, mit Nickel belegte dünne Stahlkapseln angebracht, welche sehr zahlreiche haarfeine Oeffnungen besitzen, damit der Elektrolyt zu der eigentlichen activen Masse, einer Nickelverbindung mit Graphit durchsetzt, Zugang hat. Dieses sind die negativen Platten. Die positiven Platten bestehen aus einem analogen Rahmen. Die active Masse ist eine Eisenverbindung, die ebenso mit Graphit durchsetzt ist, wie die negative Platte, und wie die Nickelverbindung nach eigenartigen Verfahren hergestellt wird. Der Graphit nimmt anscheinend an den chemischen Vorgängen im Accumulator nicht Theil, sondern besitzt nach Dr. Kenelly**) nur den Zweck der elektrischen Leitung in der activen Masse. Nachdem die Platten so zusammengestellt sind, werden sie einem hydraulischen Druck von mehreren Tonnen unterworfen, was zur Folge hat, daß die Büchsen in den rechteckigen Löchern der Platten sich festklemmen und die einzelne Platte zu einer compacten Masse wird. Entsprechend der Capacität, die das Element haben soll, werden mehr oder weniger positive und negative Platten zusammengestellt, gegenseitig durch Hartgummi isolirt und in ein Gefäß gestellt, das beispielsweise aus Eisenblech bestehen kann, da der Elektrolyt dieses Metall nicht angreift. Diese Möglichkeit, Eisenkästen als Gefäße für die Accumulatoren anzuwenden, hat technisch beleuchtet hoch anzuschlagende Vortheile. Man kann sie an Stelle der theueren schweren Glaskästen oder der noch schwereren und ebenso theueren Bleikästen setzen, was an und für sich betrachtet den Accumulator schon leichter und billiger macht.

Die chemischen Vorgänge im Accumulator gestalten sich folgendermaßen: Die Eisenverbindung der positiven Platte wird während der Ladung in feinzertheiltes metallisches Eisen übergeführt, während der Sauerstoff der Verbindung an die negative Platte wandert und die Nickelverbindung auf eine höhere Oxydationsstufe bringt. Bei der Entladung wandert der Sauerstoff wieder zur positiven Platte zurück, das Eisen wird wieder oxydirt, und die damit verbundene Energieentwickelung tritt als elektrische Kraft zu Tage. Der Elektrolyt hat nur den Zweck der Leitung oder Uebertragung des Sauerstoffs von positiver zu negativer Platte und umgekehrt. Die chemische Action der Kalilauge ist demnach gänzlich von derjenigen des Elektrolyten im Blei-Accumulator verschieden. Seiner äußeren Erscheinung nach ist dieser Edison-Accumulator ein Trockenelement, denn die Gefäße lassen sich schließen bis auf eine kleine Oeffnung, die zum Entweichen der in sehr geringen Mengen auftretenden Gase gelassen werden muß.

Bei den Blei-Accumulatoren beträgt die pro Kilogramm Gewicht aufgespeicherte Elektricitätsmenge ungefähr 9 Wattstunden. Also für eine Kilowattstunde abgerundet 110 Kilogramm. Das Gewicht des neuen Accumulators beträgt in Bezug auf diese Einheit nur 32,4 Kilogramm. Die Lade- und Entladezeit kann sich in viel größeren Spielräumen bewegen, als die des Blei-Accumulators. Seine Empfindlichkeit

*) Beide Erfindungen Edison's werden vielfach zusammengeworfen und fälschlicher Weise als eine angesehen.

**) Vortrag im Inst. d. Elekt. Ing. New-Yorks.

Digitized by Google

für äußere Einflüsse, wie Temperaturunterschiede, nicht sachgemäße Ladung und ähnliche für den alten Sammler schwerwiegende Umstände, ist bei diesem Accumulator entschieden geringer. — Stellen sich die Herstellungskosten nicht zu hoch, d. h. nicht über das Zwei- bis Dreifache der Kosten eines Bleisammlers von gleichem Gewicht, so ist dieser Batterie ein unabsehbares Feld der Anwendung sicher.

Literatur und Kunst.

Wilhelm Raabe.

Von Alfred Semerau (Charlottenburg).

Der April, der einst mensis novarum hieß, ist der wahre Monat des Humors. Regen und Sonnenschein, Lachen und Weinen trägt er in einem Sack; und Regenschauer und Sonnenblicke, Gelächter und Thränen brachte er auch diesmal mit, und manch' Einer bekam sein Theil. Ich liebe diesen janusköpfigen Monat, welcher mit dem einen Gesichte grau und mürrisch in den endenden Winter zurückschaut, mit dem andern jugendlich fröhlich dem nahen Frühling entgegenlächelt. Wie ein Gedicht Jean Paul's greift er hinein in seine Schätze, und schlingt in einander Reif und keimendes Grün, verirrte Schneeflocken und kleine Marienblümchen, Regentropfen und Veilchenknospen, flackerndes Ofenfeuer und Schneeglöckchen, Aschermittwochs-Klagen und Auferstehungsglocken. Ich liebe den April, welchen sie den Veränderlichen, den Unbeständigen nennen, und den sie mit „Herrengunst" und „Frauenlieb" in einen so böswilligen Reim gebracht haben.

Also schreibt unter dem Datum des 15. April Johannes Wachholder in seinen tagebuchartigen Aufzeichnungen, dessen Blätter die Chronik der Sperlingsgasse bilden, das Erstlingswerk Wilhelm Raabe's.

Nicht jede erste Schöpfung eines Künstlers wird für seine Eigenart und Bedeutung charakteristisch sein, selten vielmehr findet ein Anfänger sich sofort zurecht. Auf Umwegen kommt der Wanderer, der sich zum ersten Mal auf den Weg gemacht hat und den ein geheimnißvoller Drang hinaus in die unbekannte Ferne trieb, an das ersehnte Ziel. Es ist in der Regel leicht, bei dem Erstlingswerk eines jungen Künstlers auf seinen Lehrer, sein Vorbild hinzuweisen: das und das ist abgeguckt und schülermäßig wiedergegeben! Aber es wäre eine Thorheit, zu verlangen, das Gesicht eines Menschen, der noch erst an der Schwelle des Lebens steht, solle schon den Geist und Stempel des Lebens tragen, den ihm erst die Erfahrung und der Kampf der Jahre aufprägen.

Ein Mensch, der noch abseits des Treibens und Lärmens der Welt steht, zu dem die Wogen des Lebens wohl heranrollen, den sie aber noch nicht fortreißen und mit sich ziehen in ihre Strudel und Tiefen, damit er sich als tapferer Schwimmer bewähre oder von den Wirbeln verschlungen werde, wird, wenn er nachdenklicher Natur und mehr Philosoph als sonst der Mensch ist, sich ein Bild des ihm noch unbekannten Lebens zu schaffen versuchen. Ist er zum Dichter geboren, dann wird ihm die allgewaltige Phantasie sein Bild mit bunten Farben schmücken, daß es in reicher Mannigfaltigkeit uns entgegenleuchtet. Es wird kein Abbild der grauen und nichtssagenden Alltäglichkeit sein, die wir immer vor uns haben, keine Photographie der Dinge um uns, die streng und nüchtern die äußeren Formen der Wirklichkeit festhält, sondern es wird zeigen, was hinter den Dingen eigentlich ist, was der Kern der Dinge ist, es wird ein farbenfrohes, glänzendes Bild poetisch erhöhter Wirklichkeit sein.

Raabe's Erstlingswerk, die Chronik der Sperlingsgasse, zeugt deutlich genug für die charakteristische Eigenart seines Schöpfers, des erst dreiundzwanzigjährigen Dichters. Die Chronik der Sperlingsgasse giebt gleichsam die Raabe'sche Welt in kleinstem Raum, sie erscheint fast wie ein Programm seines Lebenswerkes. Sofort bei seinem Eintritt in die literarische Welt stellt Wilhelm Raabe sich unseren Augen dar als eine selbstständig ihre eigenen Wege verfolgende Persönlichkeit, die man nicht mit irgend einer anderen mehr verwechseln kann. Der junge Dichter schon hat seinen Weg gefunden, was er giebt dem Inhalt, der Form nach, gehört nur ihm allein. Er hat keinen Lehrer, in dessen Bann er steht, kein Muster, das er nachahmt.

Es scheint auf den ersten flüchtigen Blick dem, der bei Raabe Bescheid weiß, beinahe, als hätte der Dichter in späteren Jahren nur all' das, was die Chronik der Sperlingsgasse leise andeutet und im Keim enthält, ausführlicher behandelt und in großen Zügen entwickelt. Dem aber ist nicht so. Raabe's erstes Werk ist eben nur der Anfang einer langen Reihe von Dichtungen, in denen vom Werden und Sein der menschlichen Natur, die immer anders wieder in die Erscheinung tritt, erzählt wird. Will man aber verstehen, wie der Dichter sich fortgebildet und entwickelt hat, dann muß man genauer betrachten, wie er begann.

Regen und Sonnenschein, verirrte Schneeflocken und kleine Marienblümchen, Aschermittwochs-Klagen und Auferstehungsglocken, all' das findet sich friedlich nach Johannes Wachholder's Worten im Monat April, dem wahren Monat des Humors, zusammen. Wie in der großen Welt scharf und hart die Gegensätze zusammenstoßen, so auch in ihrem kleinsten Widerspiel, in der Gasse, in der Sperlingsgasse. Von ihr führen tausend Fäden hinaus in die Ferne und Nähe und zu ihr führen tausend Fäden wieder zurück aus der Welt. Alle Lebensalter, Berufe und Stände sind in der Chronik der Sperlingsgasse vertreten: Kindheit und Schulzeit, heranwachsende Jugend, Reife und Tod; ein niedergehendes Adelsgeschlecht, Gelehrte, Künstler, Schriftsteller, der mittlere Beamtenstand, kleine Handwerker und Kaufleute. Von ihren Schicksalen erzählt die Chronik; ein flüchtiges Wort gönnt Johannes Wachholder dem Völkerkampf fernab im Osten, es ist ein Monat nach der Einschließung von Sebastopol; die alte Großmutter Karsten gedenkt der Befreiungskriege und ihrer Söhne Ludwig und Wilhelm, die ihr Leben für das Vaterland gaben. Doch nicht nur wie es jetzt draußen zugeht und zuging, auch von den im Innern Deutschlands herrschenden Verhältnissen wird uns Kunde: Um eines Zeitungsartikels willen muß Wimmer ausgewiesen Berlin verlassen; daß Noth, Hunger und Krankheit herrscht, klagt Wachholder; der Schuster Burger wandert aus nach Amerika. Mehr als alles Andere aber illustriren diese Verhältnisse einige Wortreihen aus den Strobeliana, den Erinnerungen des Karikaturenzeichners Strobel, welche dieser zu der Chronik beisteuert: Brausend und schnaufend, die gelben Fluthen gewaltig peitschend, kam der „Hermann" die Weser herunter. Der Capitän stand auf dem Räderkasten und griff grüßend an den Hut, als das Schiff vorbei schoß. Hunderte von Auswanderern trug der Dampfer an mir vorüber, hinunter den Strom, der einst so viele Römerleichen der Nordsee zugewälzt hatte. Ein Männerchor sang: „Was ist des Deutschen Vaterland?" und die alten Eichen schienen traurig die Wipfel zu schütteln; sie wußten darauf keine Antwort zu geben und das Schiff flog weiter. Die Weser trägt keine fremden Leichen mehr zur Nordsee hinab; wohl aber murrend und grollend ihre eigenen unglücklichen Söhne und Töchter! — Ich verließ meinen Ruheplatz und ging durch den Buchenwald den nächsten Berg hinauf bis zu einer freien Stelle, von wo aus der Blick weit hinausschweifen konnte in's schöne Land des Sachsengaues. Welch' eine Scholle deutsche Erde! Dort jene blauen Höhenzüge — der Teutoburger Wald! Dort

Digitized by Google

jene schlanken Thürme — die große germanische Culturstätte, das Kloster Corvey! Dort jene Berggruppe — der Idth! cui Idistaviso nomen sagt Tacitus. Ich bevölkerte die Gegend mit den Gestalten der Vorzeit. Ich sah die achtzehnte, neunzehnte und zwanzigste Legion unter dem Proconsul Varus gegen die Weser ziehen und lauschte ihrem fern verhallenden Todesschrei. Ich sah den Germanicus denselben Weg kommen und lauschte dem Schlachtlärm am Idistavisus; bis der große Arminius, der „turbator Germaniae!“ durch die Legionen und den Urwald sein weißes Roß spornte, das Gesicht unkenntlich durch das eigene herabrieselnde Blut geschlagen, todtmüde. Ich sah, wie er die Cherusker von Neuem aufrief zum neuen Kampf gegen die „urbs“; wie das Volk zu den Waffen griff: pugnam volunt, arma rapiunt; plebes, primores, juventus, senes. Aber, wo ist die Puppe? kam mir damit plötzlich in den Sinn. Ich schleuderte den Tacitus in's Gras, stellte mich auf die Zehen, reckte den Hals aus, so lang als möglich, und schaute hinüber nach dem Teutoburger Walde. Da eine vorliegende „Bergdruffel“ (wie Joach. Heinr. Campe sagt) mir einen Theil der fernen blauen Höhen verbarg, gab ich mir sogar die Mühe, in eine hohe Buche hinaufzusteigen, wo ich auch das Fernglas zur Hülfe nahm. Vergeblich; — nirgends eine Spur vom Hermannsbild! Alles, was ich zu sehen bekam, war der große Christoffel bei Cassel und mit einem leisen Fluch kletterte ich wieder herunter von meinem luftigen Ausflug. Hatte ich aber eben einen leisen Segenswunsch von mir gegeben, so ließ ich jetzt einen um so lauteren los. „Das hat man davon,“ brummte ich, während ich mir das Blut aus dem aufgeritzten Daumen sog, „das hat man davon, wenn man sich nach deutscher Größe umguckt: einen Dorn stößt man sich in den Finger, die Hosen zerreißt man, und zu sehen kriegt man nichts, als den — großen Christoffel.“

Die Chronik der Sperlingsgasse führt uns in den rastlosen Lärm der großen Stadt, der königlichen Residenz, und in das kleine Landstädtchen zwischen den grünen buchenbewachsenen Bergen. Die rothen Dächer schimmern in der Abendsonne; da und dort laufen die Kornfelder an den Berghalden hinauf; aus einem Thal kommt rauschend und plätschernd ein klarer Bach, der mitten durch die Stadt hüpft, einen kleinen Teich bildet, bedeckt am Rande mit Binsen und Wasserlilien und in einem anderen Thal verschwindet. Die Chronik führt uns auch weiter noch in die freie Natur, in den hochstämmigen Wald, wo fern den Menschen Andreas Ralff und Burchard hausen, trauernd um die durch den Grafen von Seeburg in Noth und Tod getriebene Luise Ralff.

Gleich Johannes Wachholder liebt auch Wilhelm Raabe in großen Städten die älteren Stadttheile mit ihren engen, krummen und dunkeln Gassen, in welche der Sonnenschein nur verstohlen hineinzublicken wagt, mit ihren Giebelhäusern und wundersamen Dachtraufen, mit ihren alten Karthaunen und Feldschlangen, welche man als Prellsteine an die Ecken gesetzt hat. Er liebt diesen Mittelpunkt einer vergangenen Zeit, um welchen sich ein neues Leben in liniengraden, parademäßig aufmarschirten Straßen und Plätzen angesetzt hat, und nie kann er um die Ecke der Sperlingsgasse biegen, ohne den alten Geschützlauf mit der Jahreszahl 1589, der dort lehnt, liebkosend mit der Hand zu berühren. Selbst die Bewohner des älteren Stadttheils scheinen noch ein originelleres, sonderbareres Völkchen zu sein, als die Leute der modernen Viertel. Hier in diesen winkligen Gassen wohnt das Volk des Leichtsinns dicht neben dem der Arbeit und des Ernstes, und der zusammengedrängtere Verkehr reibt die Menschen in tolleren ergötzlicheren Scenen an einander, als in den vornehmeren, aber auch öderen Straßen. Hier giebt es noch die alten Patrizierhäuser — die Geschlechter selbst sind freilich meistens lange dahin — welche nach einer Eigenthümlichkeit ihrer Bauart, oder sonst einem Wahrzeichen unter irgend einer naiven merkwürdigen Benennung im Munde des Volkes fortleben. Hier sind die dunklen verrauchten Comptoire der alten gewichtigen Handelsfirmen, hier ist das wahre Reich der Keller- und Dachwohnungen. Die Dämmerung, die Nacht produciren hier wundersamere Beleuchtungen durch Lampenlicht und Mondschein, seltsamere Töne als anderswo. Das Klirren und Aechzen der verrosteten Wetterfahnen, das Klappern des Windes mit den Dachziegeln, das Weinen der Kinder, das Miauen der Katzen, das Gekeif der Weiber, wo klingt es passender — man möchte sagen, dem Ort angemessener, als hier in diesen engen Gassen, zwischen diesen hohen Häusern, wo jeder Winkel, jede Ecke, jeder Vorsprung den Ton auffängt, bricht und verändert zurückwirft. Und Johannes Wachholder sagt: Die Stimme Gottes spricht zwar vernehmlich genug im Rauschen des Windes, im Brausen der Wellen und im Donner; aber nicht vernehmlicher als in diesen unbestimmten Tönen, welche das Getriebe der Menschenwelt hervorbringt. Ich behaupte, ein angehender Dichter und Maler — ein Musiker, das ist freilich eine andere Sache — dürfte nirgend anders wohnen als hier! Und fragst Du auch, wo die frischesten originellsten Schöpfungen in allen Künsten entstanden sind, so wird meistens die Antwort sein: in einer Dachstube! — In einer Dachstube im Wine-office Court war es, wo Oliver Goldsmith, von seiner Wirthin wegen der rückständigen Miethe eingesperrt, dem Dr. Johnson unter alten Papieren, abgetragenen Röcken, geleerten Madeiraflaschen und Plunder aller Art ein besudeltes Manuscript hervorsuchte mit der Ueberschrift: der Landprediger von Wakefield. In einer Dachstube schrieb Jean Jacques Rousseau seine glühendsten, erschütterndsten Bücher. In einer Dachstube lernte Jean Paul den Armenadvokat Siebenkäs zeichnen und das Schulmeisterlein Wuz und das Leben Fibels.

Als junger Student hat Wilhelm Raabe in der Spreegasse in Berlin gewohnt und sie wurde ihm, bevölkert genug und lebendig, einen mit nervösem Kopfweh Behafteten wahnsinnig zu machen und ihn im Irrenhause enden zu lassen, zu einer unschätzbaren Bühne des Weltlebens, wo Krieg und Friede, Elend und Glück, Hunger und Ueberfluß, alle Antinomien des Daseins sich widerspiegeln. Die Bühne ist klein, der darauf Erscheinenden sind wenig, und doch können sie eine Welt von Interesse in sich begreifen. Ein einsamer alter Mann, Johannes Wachholder, hat die Chronik der Sperlingsgasse geschrieben. Die bunten, ewig wechselnden, ewig neuen Bilder des großen Bilderbuches, Welt genannt, werden seinen alten Augen dunkler und dunkler; mehr und mehr verschwimmen sie, mehr und mehr fließen sie in einander. Er ist mit seinem Leben da angelangt, wo, wie in jenem Uebergang vom Wachen zum Schlaf, die Erlebnisse des Tages sich noch dumpf im Gehirn des Müden kreuzen, wo aber bereits die dunkle, traum- und geistervolle Nacht über Alles, Gutes und Böses, ihren Schleier breitet. Er ist alt und müde; es ist die Zeit, wo die Erinnerung an die Stelle der Hoffnung tritt. Die Vergangenheit liegt hinter ihm wie ein weites Land im letzten Abendschein, und nur da und dort heben sich einzelne Punkte über die in eins verschwimmende Unermeßlichkeit heraus. Aus der dämmerigen Nacht des Vergessens taucht es auf und klingt es; Gestalten, Töne, Stimmen, die er kannte, vernahm, die er einst gern sah und hörte in vergangenen bösen und guten Tagen, werden wieder wach und lebendig; todte begrabene Frühlinge fangen wieder an zu grünen und zu blühen. Die Chronik der Sperlingsgasse ist, wie schon der Titel andeutet, ein Buch der Vergangenheit, in das nur manchmal die Gegenwart hineinspielt. Am 15. November schreibt Johannes Wachholder das erste Blatt der Chronik, aber in ihr herrscht doch Aprilwetter, Aprilstimmung: Reif und keimendes Grün, Regentropfen und Veilchenknospen, flackerndes Ofenfeuer und Schneeglöckchen. Der April ist ja der Monat des Humors und voller Humor ist auch die Chronik. Was war, sieht Wachholder im Lichte eines ruhigen,

Digitized by Google

milden Humors: am Ende hat ja doch Alles trotz Leiden und Ungemach einen guten Ausgang genommen: „Wie die Fäden laufen mußten, um hier in der armen Gasse sich zusammen zu schürzen zu einem neuen Bunde! Wie so viele Herzen fast brechen wollten, um ein neues Glück aufsprießen zu lassen! Das ist die große ewige Melodie, welche die Mutter im Lächeln ihres Kindes, der Denker in den Blättern der Natur und Geschichte wahrnimmt.“ Zum Glück also führt der Weg nur durch Schmerzen, lehrt die Chronik der Sperlingsgasse.

Raabe's Erstlingswerk zeigt uns des Dichters Welt und Menschen im Kleinen. Später hat er ausgebaut und vertieft, worauf er in der Chronik flüchtig hingewiesen hatte. Um aber sein Werden und seine Entwickelung zu begreifen, mußte ich bei ihr länger verweilen, denn vieles aus seinen späteren Werken lag bereits im Keim in ihr. Zuerst gab der Dichter ein Weltbild im Kleinen, um dann die einzelnen Figuren und Situationen zu variiren, in wechselnden Lichtern zu zeigen, um das Einzelne, das ihm des Interesses werth schien, in großen Zügen auszuführen.

Raabe's Leben ist ruhig und regelmäßig dahingegangen, es läßt sich schnell genug erzählen. Zu Eschershausen im Herzogthum Braunschweig am 8. September 1831 wurde Wilhelm Raabe als Sohn eines Beamten geboren. Neunjährig kam er auf die Klosterschule in Amelungsborn, deren er im „Odfeld“ gedenkt, dann auf das Wolfenbütteler Gymnasium. Als seine Schulzeit vorüber war, trat er in eine Magdeburger Buchhandlung als Lehrling ein. Doch lange hielt er es nicht in diesem ihm wenig zusagenden Berufe aus, bereits 1854 ging er nach Berlin, wo er sich philosophischen, geschichtlichen und literarischen Studien widmete. Zwei Jahre darauf, nach des Vaters Tode, kehrte er nach Wolfenbüttel zurück, wo er sich auch verheirathete und längere Zeit wohnte. Heute lebt der Siebzigjährige in Braunschweig seit mehr als dreißig Jahren, nachdem er in Stuttgart von 1862—1870 gewohnt hatte.

Die poetische Thätigkeit Wilhelm Raabe's begann vor fast einem halben Jahrhundert, sein letztes Werk „Hastenbeck“ erschien vor zwei Jahren. Wir können heute schon über sein Lebenswerk urtheilen und den Werth dessen, das er uns gab, ermessen. Als Raabe zu schreiben begann, begann Gesellschaft und Staat sich neu zu gestalten. Die Hoffnung, daß es nach dem Sturmjahr 1848 anders und besser werden müsse, beherrschte und trieb das Volk vorwärts. Keiner hatte auch nur ein annähernd deutliches Bild von der Zukunft, wie er sie sich ausmalte, gemacht; es blieb bei allgemeinen Wünschen und unbestimmter Hoffnung. Das spiegelt sich in der Chronik der Sperlingsgasse deutlich wieder, wo aber Politisches und Sociales nur gestreift wird. Diese unerquicklichen und schwankenden Verhältnisse, denen Alle rathlos und zweifelnd fragend gegenüberstehen, sind kaum ein dichterischer Vorwurf. Ueber seinen im Beginn der Gründerjahre geschriebenen Roman Christoph Pechlin sagt Raabe: „Was blieb da dem einsamen Poeten in seiner Angst und seinem Ekel, in seinem unbeachteten Winkel übrig, als in den trockenen, in den ganz unpathetischen Spaß auszuweichen, die Schellenkappe um die Ohren zu ziehen und die Pritsche zu nehmen? Es ist übrigens immer ein Vorrecht anständiger Leute gewesen, in bedenklichen Zeiten lieber freiwillig den Narren zu spielen, als in großer Gesellschaft unter den Lumpen ein Lump zu sein.“ Wenn aber die Neugestaltuug aller Verhältnisse in Staat und Gesellschaft dem Dichter kein festes, der Schwindel der Gründerjahre nur ein abstoßendes Bild dem Dichter bot, so gab es aber doch wiederum in diesem halben Jahrhundert Manches, das das Unerquickliche milderte und mit dem Häßlichen versöhnen konnte. Die Einheitsbestrebungen und die Einigung Deutschlands selbst. Nicht mit lautem Geschrei hat darüber Raabe seine Freude kund gethan, aber wo er von diesen Zeiten spricht, merkt man, wie warm er dabei wird. Gleichviel, ob er von Deutschlands Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft redet, immer fühlt man seine Liebe zu seinem Vaterland. Alle Zeit treu ist er den Worten geblieben, die der alte Professor Drüding in der Erzählung „Prinzessin Fisch“ zu dem in die Welt ziehenden Theodor Rodburg spricht: „Auf Deine Zugehörigkeit zu dem ehrbaren, tapferen, arbeitsamen, in seiner Grundfeste nimmer zu erschütternden Volke der Deutschen wünsche ich Dich hiermit noch einmal eindringlichst aufmerksam zu machen. Gedenke zu jeder Zeit, welch' eine erstaunliche uralte Ehre Du auf dieser völkerwimmelnden, völkerschaffenden und völkervernichtenden Erde mit zu bewahren, vermehren und verringern magst.“ Raabe ist ein nationaler Dichter, nicht in dem Sinne, daß er alles Deutsche preist und verherrlicht, sondern indem er stets auf das Gute unter dem vielen Schlechten, auf den tüchtigen Kern hinweist. Es mag ja freilich so scheinen, als ob Manches faul und abgestorben, ein unnützes Glied am Körper des Ganzen sei, aber wo so viel Schönheit und Kraft ist, da giebt es kein Unterliegen und Verderben. Er schildert gern Deutschland im Kampfe, in Noth, aber nur um darin die gute alte tapfere Art, die Treue und Mannhaftigkeit zu preisen, die jedem Feind und Ansturm wacker Stand hält. Klingt nicht durch sein schönes Buch „des Herrgotts Canzlei“ das erhebendste und siegesfreudigste aller Lutherlieder „Ein feste Burg“? Nirgendwo strahlender als hier, wo wir in den Waffenlärm des sechzehnten Jahrhunderts versetzt werden, hat Wilhelm Raabe das treue Ausharren in Geduld, das Nimmerwanken trotz Kampf und Noth geschildert. Es ist, als hörten wir durch das Kampfgetöse und den Karthaunenknall, der um die alte Stadt Magdeburg tobt, die frohlockenden Worte: „Das Reich muß uns doch bleiben.“

So gut wie in der Vergangenheit Deutschlands ist der Dichter auch in der Gegenwart Deutschlands zu Hause. Was er im Laufe seines langen Lebens erfahren und gesehen hat, spiegelt sich in seinen Werken wieder: unsere Siege über Oesterreich und Frankreich, die Einigung des Vaterlandes, die Kämpfe der politischen Parteien, sociale Wirren. Nichts ist seiner Erinnerung verloren gegangen und zu Allem nimmt er Stellung mit dem guten Recht des Dichters, der an den Geschicken seines Volkes innigen Antheil nimmt.

Man hat in Wilhelm Raabe einen Anhänger Schopenhauer's erblicken wollen und den Dichter schlechtweg unter die Pessimisten gezählt als einen Menschen, der nicht viel von diesem Leben hält. Es waren Voreilige, denen tieferes Verständniß für Raabe's Wesen fehlte. Fest steht ja, daß, als der Dichter literarisch thätig zu sein begann, die Gedanken des Frankfurter Philosophen weitere Kreise zu erobern begannen. Wem aber, der nachdenklich auf das Leben blickt oder in Zeitläuften lebte, in denen Raabe zu schreiben anfing, sollte nicht früher oder später die Erkenntniß als reife Frucht vom Baume fallen, daß kein Leben ohne Leiden, daß alles Irdische unvollkommen ist und bleibt?

Raabe führt uns nicht auf die Höhen der Dichtung und des Lebens, von denen Alles im Thale so unendlich klein, unbedeutend und werthlos erscheint, er weist uns hin auf die kleinen und großen Mühen und Schmerzen, unter denen die Menschen sich ihre Wege aus dem Dunkel zum Licht suchen müssen. Wir sind von Staub und werden zu Staub, wenn einst unsere Zeit erfüllt ist, aber in uns ist etwas Ewiges, das uns aus der Niederung hinauf auf die Höhen treibt gewaltig und unabläßig, in uns leben und wirken Ideale. Gleichgiltig, in welche Hülle gekleidet, überall sind sie. Hohes und Edles findet man überall, wenn es auch selten frei aus seinem vergänglichen Gewande hervortritt und allen Augen sichtbar wird: der Vagabund am Landstraßengraben, die Armenhäuslerin, in ihnen lebt der Drang des Idealen.

Der Erfüllung und Verwirklichung, dem Nachleben der Ideale aber setzt sich das alltägliche Leben mit seiner Nüchtern-

Digitized by Google

heit, Enttäuschung, Flachheit, mit seinen Leiden, so klein und doch so groß, entgegen. Ueber diese Widerwärtigkeiten hilft uns jedoch der Humor hinweg, der sie in ihrer schließlichen Machtlosigkeit durchschaut, über sie fortsieht und lacht: „Ihr seid doch schwächer als ich.“ Immer die Augen emporgerichtet, unbeirrt um die Mühsal des Weges sollen wir die Höhen ersteigen. Jean Paul hatte einst den Conflict zwischen Ideal und Wirklichkeit immer von Neuem variirt, Raabe setzt den Trieb zum Leben und Leid des Lebens in Gegensatz; also ist auch Raabe's Humor ein anderer als der Jean Paul's. Bei Raabe ist der Humor nicht etwa eine bestimmte Art, menschliches Geschick poetisch wiederzugeben, oder eine mit den Lächerlichkeiten und Thorheiten des Lebens versöhnende Wendung oder ein Ausdruck thätiger Ueberlegenheit, sondern ihm ist er die Lebensstimmung: in allen seinen Werken bildet der Humor in allen Nuancen die stets wiederklingende Grundmelodie. Wenn in einzelnen seiner Dichtungen humoristische Scenen mit ernsten wechseln, diese jene oder jene diese überwiegen, wenn einzelne seiner Werke rein humoristisch sind, hat Wilhelm Raabe in noch anderen Dichtungen seine Rolle als Humorist gleichsam an einzelnen Personen der Werke abgetreten, so an Strobel in der „Chronik der Sperlingsgasse“, an Weitenweber in den „Kindern von Finkenrode“, an Ostermeier in dem Roman „Ein Frühling“ an Fiebiger in den „Leute aus dem Walde“, an Eyring in den „Gänsen von Bützow“.

Raabe hat nicht für den Tag geschrieben, er macht es seinem Leser nicht sehr mundgerecht. Er sucht seine Leser nicht, sondern er wartet, daß sie zu ihm kommen. Er schreibt nicht für die Bequemen und Gedankenfaulen. Man muß in ihn tiefer eindringen und sich länger mit ihm beschäftigen, wenn man von dem Reichthum seiner Erfindung und Gestaltung sich eine Vorstellung machen will. Er hat eine eigene Art, menschliche Schicksale in Bildern und Worten zu schildern, sein Denken und Fühlen zu offenbaren. Immer schildert er die Wirklichkeit, das Leben, wie wir es alle Tage sehen. Und doch gewinnen die Dinge, von denen er erzählt, an Glanz und Wärme, sie sind nicht mehr so, wie wir sie sehen. Er zeigt nicht nur die bunte Oberfläche, sondern auch das, was dahinter ruht, Wesen und Sein. Vom Einzelnen lenkt er unseren Blick auf das Ganze. Nichts Menschliches ist ihm fremd, er begreift und erklärt, was die Andern nicht verstehen und deuten können: er ist ein echter Dichter.

Persönliche Lieder.*)

Von Max Bewer (Dresden).

Mondnacht.

Der Du in den Wolken träumest,
Jeden Sturm erträgst mit Ruh',
Silbern noch Dein Grab umsäumest,
Stiller Mond, mein Bild bist Du!

Selig könnt' ich für mich schweben,
Steh umschleiert doch wie Du,
Denn mir weht das dunkle Leben
Seine ganze Schwermuth zu.

Durch das Nachtgewölk zu schimmern
Suche ich im Silberlauf,
Düster aus den Wolkentrümmern
Athmen neue Schatten auf.

Wahn und Qual und Gram entsteigen,
Noth und Tod dem Erdenschooß,
Tröstend mich hinabzuneigen,
Ist mein stilles Himmelsloos.

Und so strahl' ich bis zum Scheiden
Wehmuthsvoll mit mildem Sinn,
Erde, über Deine Leiden
Himmlische Gedanken hin!

*

Sonnentag.

Als mich Gott zur Erde sandte,
Sah ich sie verfinstert steh'n,
Und wie Purpur fühlt' ich flammend
Dunkle Scham mein Herz durchweh'n!

Wie ein Heer von gold'nen Speeren
Strahlte meine Seele auf,
Und aus meinem Geiste schwoll es
Wie ein Meer von Licht herauf.

Leuchtend steh' ich wie ein Krieger
Nun in düst'rer Wolkenschlacht,
Einmal soll Dein Himmel blauen,
Deutschland, eh' mich deckt die Nacht!

Dann mag stumm der Abendpurpur
Sinken um die dunkle Welt,
Wenn er nur auf meine Wunden
Wie ein Siegesmantel fällt!

*

Wege des Einsamen.

Nichts kann mein Gemüth so rühren,
Als an einem Abgrund steh'n
Und in schaurigen Revieren
Holde Blumen wachsen seh'n;
Lieber Bruder, komm doch wieder,
Rufen sie dem Wand'rer nach,
Der die stolzen Schritte nieder
Immer noch nicht wenden mag!

Und so sind geliebte Stimmen
Auch an meinem Weg nicht still,
Der ich immer höher klimmen
In die ew'gen Räthsel will:
Lieber Bruder, komm doch wieder,
Wohin gehst Du so allein,
Süße Liebe, traute Lieder
Warten in den Thälern Dein!

Liebend wollt Ihr mich beschwören,
Während Wehmuth mich durchdringt,
So wie in die dunklen Föhren
Schwarzgewölkt der Abend sinkt;
Ach, aus Eurem holden Flehen
Weht mich bitt're Schwermuth an,
Liebe schmerzt, die man verstehen,
Aber nicht erwidern kann.

Einsam wandern, einsam träumen
Laßt mich in den Bergen still,
Der ich aus den Himmelsräumen
Euren Geist begnaden will;
Denn wer Gott sucht, ist bethöret,
Sucht er ihn, wo Jeder geht,
Gott ist dort nur, wo man höret
Kaum sein eigenes Gebet.

*) Max Bewer wird den meisten unserer Leser nur als politischer Schriftsteller bekannt sein. Er hatte im schwarzen Jahre 1890 das Verbrechen begangen, mit ganzer Kraft der Seele für den geächteten Bismarck einzutreten und das deutsche Volk in flammenden Worten immer wieder an seine Pflicht zu erinnern. Dafür wurde er von den maßgebenden Zeitungen todtgeschwiegen, und das von Rechtswegen. Ich möchte nichts desto weniger die spärlich gesäeten Freunde deutscher Dichtung auf den Poeten Bewer recht eindringlich hinweisen. Seine „Lieder aus der kleinsten Hütte“ z. B. (Druckerei Glöß, Dresden) scheinen mir zu den reifsten und männlichsten Gaben unserer gesammten neueren Dichtung zu gehören. D. H.

Digitized by Google

Und so laßt es einsam werden
Um mein lauschendes Gemüth,
Senden will ich Euch auf Erden
All' was meine Seele sieht,
Und so sollt Ihr tausendfaltig
Mich in Liedern wiederseh'n,
So wie droben trostgewaltig
Gottes gold'ne Sterne steh'n!

*

Nahen der Sterne.

Langsam dunkelt nun der Himmel,
Und mein Herz wird ernst und still,
Als wenn es auf dieser Erde
Schlafen nur und sterben will;
Denn des ewigen Erwachens
In Enttäuschung bin ich müd',
Nur noch Ruhe träumt die Seele,
Die kein Glück mehr blühen sieht.

Sieh', da leuchten gold'ne Sterne
Ueberall am Himmel auf,
Dort zu Zweien, hier zu Dreien
Ordnen sie den Wunderlauf,
Hundert folgen, und es wandern
Noch viel tausend And're so,
Und ihr holder Anblick machet
In der Brust das Herz mir froh!

Wo so viele Sterne gehen,
Geh' auch ich wohl noch ein Stück,
Und vielleicht auf späten Wegen
Findet sich ein spätes Glück,
Blüht es nirgends, will ich sterben
Doch mit einem Hoffnungsschein,
Denn wo so viel Sterne leuchten,
Kann es nicht ganz dunkel sein!

*

Gott und ich.

Es warf der Wind
Zum Strande eine Welle,
Und sieh', ein Tropfen fiel
In einer Blume Schooß,
Wo leuchtend er
Die unermess'ne Helle
Des Meers erblickt,
Aus der er sich
Soeben erst riß los!

So trug mich einst
Der Liebe dunkles Wehen
Empor in Raum und Zeit,
Und überall,
Wohin sie sehen,
Schau'n meine Augen
Gottes Herrlichkeit!

Er lebt bewegt
In unerschöpfter Fülle
So wie das Meer in seiner Fluth,
In mir schafft er
Sich eine enge Stille,
Als wenn er zur Betrachtung in mir ruht:

In meiner Seele träumendem Gemüthe
Ergötzt er staunend sich
An seiner Sterne Gold,
Er schaut des Morgens Rosengluth,
Die knospend sich im Thau entrollt,
Er sieht die Sonne glüh'n im Mittagsblau,
Das Abendroth auf dunkler Himmelsau
Und in der Nacht gewölkter Schattenfluth
Des Mondes Silberfahrt ...
Er hört die Nachtigallen schlagen,
Er hört der Lerche frühe Lust,
All' seiner Werke Wunderfülle
Empfindet er in meiner Brust!

Doch ach, nicht länger trägt das Herz
Im spiegelnden Gemüthe
All' dieser Wunder holden Bau,
Als sich im dunklen Kelch der Blüthe
Die Welt erhellt
In einem Tropfen Thau!

*

Ergebung in Gott und Welt.

So still und weltergeben
Ich trat in dieses Leben
Auf Dein geheim Gebot,
So still und gottergeben
Will ich auch ohne Beben
Erwarten meinen Tod.

Ob heute oder morgen,
Ich will darum nicht sorgen,
Die Stunde ist mir gleich,
Ob hier ich bin, ob dorten,
Ich bin ja aller Orten
In meines Schöpfers Reich.

Und rufst Du mich zum Gehen,
Mag wie ein Traum verwehen
Das Glück, das ich erstritt,
Du läßt in Himmelsräumen
Ja still mich auch verträumen,
Was ich auf Erden litt.

Will gern mich dann erheben
Und wiederum ein Leben
Dem Loos der Erde weih'n,
Sind Edle dort im Streite,
Wer mag an Deiner Seite
Wohl ohne Kampflust sein?

*

Ein Schmerz.

Mich sprengte an gleich einem dunklen Recken
Ein Schmerz mit seiner ganzen Kraft,
Er zielte, in den Staub mich hinzustrecken,
Und warf nach mir mit seinem Eisenschaft,
Und sieh', er traf, und aus der düst'ren Wunde
Brach wie ein Strom das Blut so voll und roth,
Und floß und stürzte und die nächste Stunde
Erwartete ich meinen Tod ...
Da wurde mir so himmelsmilde
Und immer freier, leicht und still,
Daß ich nun wie aus heiterem Gefilde
Tief unter mir die Welt betrachten will!*)

*

Volksmund.

Sah es wie ein Märchen an,
Was die Menschen sagen,
Daß das Herz uns bluten kann
Und doch weiterschlagen.

*) Anm. d. Verfassers: Auch dieses Lied darf der Verfasser ein „persönliches" nennen, obwohl es, wenn auch keine Nachdichtung, ist doch in allem Wesentlichen eine Mitempfindung mit einem Gedicht des französischen Vlamländers Verlaine ist, dem auch der schöne Vergleich des Schmerzes mit einem schwarzen Ritter zugehört.

Digitized by Google

Und nicht lange schon darauf
Spürt' ich's an dem meinen,
Dumpf und dunkel brach es auf,
Still in mir zu weinen.

*

Gefühl des Göttlichen.

Der Du mir die Erde nahmst,
Gabst den Himmel mir dafür,
Keine Blume blüht für mich,
Deine Sterne leuchten mir.

Auf der Erde keine Freude,
Und im Herzen keine Ruh,
Lenkst Du, Vater, meine Seele
Einzig Deinem Himmel zu.

Nur in Deinem Willen webend,
Fühl' ich himmlisch mich erhellt,
Wie ein Kind in Wolken schwebend,
Segne ich die düst're Welt.

Hoffnung von dem Saum der Sterne
Sing' ich hold in Euer Herz,
Aus des Himmels gold'ner Ferne
Senk' ich Trost in Euren Schmerz.

Wandeln seht mit Alltagsaugen
Ihr mich hier in Erdennoth,
Doch daß ich die Wahrheit sage,
Seht Ihr erst nach meinem Tod!

*

Der Gottesträumer.

Der Du droben geheimnißvoll
Ordnest mit leiser Hand
Der Gestirne Lauf
Und das Schicksal der Sterblichen,
Lenke zu Dir
Den Weg meiner Seele,
Sternenbeweger,
Menschenträumer!

Hirten hast Du
Verwandelt zu Königen,
Und das Dunkel des Aethers
Sternengeschmückt mit ewigen Perlen!

Aber reicher als Könige,
Die Du gekleidet in Purpur hast,
Näher Dir ist,
Als die Gestirne des Himmels noch,
Wer in der Tiefe des Herzens
Deine Gedanken träumt!

Schöpfer wird er wie Du,
Haucht ihn Dein Odem an,
Von den Lippen schweben ihm Welten,
Mächtig bewegt sein Gesang
Die Seelen der Irdischen!

Aber ihn selbst erregen
Die Dinge der Welt nicht mehr;
Ruhig athmet und tief
Und selig
In Dir sein Herz,
Wie im schirmenden Schooß einer Mutter,
Sanft nur bewegt vom Schlage des Deinen!

*

Aepfel und Sterne.

Ein Apfel, der gereift,
Sinkt still der Erde zu,
Wer ganz die Welt begreift,
Sinkt stumm in Himmelsruh'.

Der Apfel, der zerfällt
Und wird ein neuer Baum,
Aus der erstorb'nen Welt
Blüht Dir ein Gottestraum.

In Grabesspezerei'n
Sank einst vom Kreuz der Christ,
Von dem wie Himmelswein
Die Welt durchathmet ist.

Zum Baume wird der Kern,
Der in die Erde fällt,
Die Seele wird zum Stern,
Die treu zum Himmel hält.

*

Stolz und Demuth in Gott.

Wenn im hellen Morgenthau
Sich das Licht der Sonne bricht,
Leuchtet auch im kleinsten Bau
Golden auf des Himmels Licht.

Also fühle ich und denke,
Also schaffe ich wie Du,
Gott, wenn ich nur ganz versenke
Meinen Geist in Deine Ruh.

Aber wölkt die Welt beschattend
Ueber meine Seele hin,
Fühl' ich, daß ich glanzermattend
Nur ein Tropfen Wasser bin —

Nur ein Korn des Erdenballes,
Nur ein Spiegel Deines Lichts,
Nur ein Echo Deines Schalles,
Du bist Alles, ich bin Nichts!

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Maslan's Frau.

Von Marie v. Ebner-Eschenbach.

(Fortsetzung.)

Evi hatte die Augen gesenkt gehalten und erhob nun ihren sanften Blick zu dem geistlichen Herrn: „Hochwürden kennen meine Geschichte, sagen Sie, dann müssen Sie auch wissen, daß ich nur darauf warte, daß mein Mann mir sagen läßt: ‚Komm.' Will er lieber selbst kommen — mir ist es auch recht. Zu jeder Stund' ist Alles für ihn bereit. Alles ganz so, wie er's gern hat."

Der Pfarrer betrachtete sie aufmerksam. Sie hatte mit dem vollen Accent der Wahrhaftigkeit gesprochen, und doch erweckten ihre Worte ihm nicht die rechte Zuversicht: „Ich seh' Ihren Mann heute noch; soll ich ihm das Alles sagen?"

„Wenn Sie die Gnade haben wollen, Hochwürden."

„Soll ich es ihm als von Ihnen kommend, als Ihre Botschaft sagen?"

Digitized by Google

Sie zögerte, sie hatte einen Kampf mit sich zu bestehen, sprach aber: „Wenn Hochwürden es wünschen, und weil er jetzt so krank sein soll — auch das.“

„So! — Ihr thut recht, Bäuerin,“ rief er freudig, zum ersten Male ihr gegenüber das feierliche ‚Sie‘ mit dem gebräuchlichen ‚Ihr‘ vertauschend. Er stand auf und sah um sich: „Ich will ihm erzählen, wie gut er's hier hätte. Es ist schön bei Euch, Bäuerin. Und eine große Thierfreundin scheint Ihr zu sein.“

Die drei Hündlein, die im Grase geschlafen hatten, kamen heran, als der Pfarrer sich erhob, beschnüffelten seine Schnallenschuhe und machten Abschiedscapriolen.

„Ich möcht' mir nicht so viel aus Thieren machen,“ erwiderte Frau Evi, „aber Matěj hat sie so gern, besonders Hunde. Die drei hab' ich aus dem Teich gezogen, der Halter wollte sie ertränken. ‚Sind Hunde genug im Dorf,‘ meinte er. Ja, Hochwürden, zweibeinige. Aber — ich bitte!“ ... Sie blickte plötzlich erschrocken zum Tische nieder. Hochwürden haben keinen Tropfen getrunken, keinen Bissen gegessen.“ Das ist eine Schande für mich, Hochwürden.“

„So sollt Ihr's nicht nehmen; ich komme wieder, und wenn ich das Haus nicht mehr ohne seinen Herrn finde, will ich von Eurem Weine trinken und von Eurem Brode essen.“

Sie erwiderte nichts, sie hatte bei seinen Worten traurig zur Seite geblickt und ging nun mit ihrem Gast durch den Garten. Er lobte und bewunderte die Ordnung, die überall herrschte, den guten Stand der Gebäude, die tadellose Reinlichkeit.

„Ja, Hochwürden, meine Wirthschaft ist mein Leben,“ sagte Evi. „Gut halten würd' ich sie immer, aber so schön doch nicht, wenn es nur für mich allein wäre. Aber dem Matěj ist ja nie etwas schön genug.“

„Das sind lauter gute Worte, und die soll er alle hören,“ sprach der Geistliche.

Sie waren beim Hause angelangt, und er wollte sich verabschieden; sie gab ihm aber noch ein Stück Weges das Geleite. Sie hatte noch etwas auf dem Herzen.

„Wenn er mir also nicht sagen lassen will, daß ich kommen soll — er ist ja stützig, Hochwürden —, braucht nur er zu kommen. Und wenn er nicht gehen kann — eingespannt ist gleich, und Polster und Decken sind auch gleich in den Wagen gelegt ... Also, Hochwürden, ich warte und danke Ihnen, Hochwürden.“

„Ich danke Euch, Frau Maślan. Ich habe Euch anders gefunden, als ich erwartete, viel besser.“ Er reichte ihr die Hand, die sie küßte. Dann wendete sie sich wieder ihrer Behausung zu.

In ihren Augen war ein stilles, freudiges Leuchten, ihre Züge hatten sich wunderhell belebt: „Vielleicht, vielleicht doch!“ flüsterte sie vor sich hin.

* * *

Die Mühle lag am Ausgange des Waldes, in einer breiten, grünen Schlucht, die der wasserreiche Bach munter durchrauschte. Heute hatte er's gut, brauchte das schwere Rad nicht zu treiben, die Arbeit war eingestellt. Am Himmel neigte die Sonne sich zum Untergang und hauchte einen rosigen Schimmer über das einsame Haus mit den kahlen Mauern und den dicht geschlossenen Fenstern. Auf einer Bank neben dem Thor lag der Länge nach ausgestreckt ein feister Müllerbursche. Er hatte das Gesicht mit dem Hute bedeckt, schlief sanft in den Abend hinein. Der Pfarrer war im Begriff, ihn zu wecken, um ihn nach seinem Herrn zu fragen, als das Thor geöffnet wurde und eine hinkende Alte heraus humpelte. Sie gab sich als eine Verwandte Maślan's zu erkennen, sie hatte den Herrn Pfarrer kommen gesehen und war ihm entgegen geeilt. Kriechend freundlich empfing sie ihn und führte ihn die stöhnende hölzerne Freitreppe hinauf, durch den mit Ziegeln gepflasterten Flur, in's Krankenzimmer. Ein weißgetünchter, unwohnlicher Raum.

Das Bett stand mit dem Kopfende gegen das Fenster an einer feuchtfleckigen Wand, an der zwei Jagdgewehre, eine Waidtasche und ein schöner Hirschfänger — Erinnerungen an glänzende Tage! — hingen. Unter diesen Trophäen war ein Bild des verstorbenen Grafen, ein kleines, schwarzes Crucifix mit silbernem Heiland, und die völlig verblichene Photographie Evi's als junges Mädchen befestigt. Die halb geöffnete Thür eines Schrankes gewährte den Einblick in ein wirres Durcheinander von Kleidern, Wäschestücken und Schuhzeug. Es waren auch noch ein paar Sessel vorhanden und zwei Tische; einer trug das Waschzeug, ein zweiter, den man in die Nähe des Bettes gerückt hatte, eine Wasserflasche, ein Glas und eine Tasse voll Suppe, neben der ein paar Cigarrenstummel lagen. Es roch nach kalt gewordenem Tabakrauch und nach Feuchtigkeit; dumpfe Luft erfüllte die Stube.

Der Pfarrer öffnete eines der Fenster und trat an das Bett Matěj's, der mit dem Gesicht gegen die Wand gelegen hatte und sich nun jäh empor richtete. Schlaftrunken starrte er den Besucher an und murmelte:

„Herr Doctor ... Grüß Gott, Herr Doctor.“

„Ich bin's, Maślan, ich, der Pfarrer.“

„Der Pfarrer und — wer?“ Sein düsterer, zuckender Blick glitt an dem Geistlichen vorbei und blieb erwartungsvoll an der Thür haften.

Der Priester betrachtete ihn mitleidig. So viel Kraft und Schönheit vorzeitig aufgezehrt und verwelkt. Armes, verpfuschtes Leben, armes, verwüstetes Menschenkind! dachte er und nahm Platz auf dem Sessel den die alte Frau an das Bett gerückt hatte. „Es ist Niemand da als Ihre Verwandte und ich. Ich bin allein gekommen.“

Jetzt erst schien Matěj aus seiner Betäubung völlig erwacht, legte sich auf's Kissen zurück und brummte halblaut: „Wozu? Was wünschen Sie noch, geistlicher Herr? Versehen bin ich schon.“

„Ich will Euch Trost bringen, Maślan.“

„Brauch' keinen, kränke mich nicht.“

„So? Gut also, keinen Trost. Aber einen Vorschlag möcht' ich Euch machen. Ihr seid hier nicht gut dran, habt auch keine rechte Pflege, ich möchte Euch besser versorgt haben.“

„O, ich weiß schon,“ erwiderte Maślan wegwerfend, „ich weiß schon, was das heißt: in's Spital möchten Sie mich schicken.“

„Durchaus nicht. In einem guten, netten Hause säh' ich Euch gern, einem schönen, hellen Hause mit einem großen Garten ...“

„Ich versteh' — Sie meinen den Himmel.“

„Nicht doch! nicht doch! Seht, Maślan ...“

Die stocktaube Alte hatte den Pfarrer nicht aus den Augen gelassen, mit wahrer Gier beobachtete sie jede seiner Mienen, jede seiner Bewegungen, und mischte sich nun auf einmal in's Gespräch:

„O, Hochwürden, er ist hier so gut aufgehoben, der Matěj; besser aufgehoben als hier kann er nirgends sein. Tag und Nacht geb' ich Acht auf ihn, und was er sich wünscht, bekommt er. Grad früher hat er Suppe haben wollen, da steht sie. Cigarren hat er auch verlangt.“

„Ihr raucht, Maślan?“ fragte der Pfarrer vorwurfsvoll, „ein Unsinn bei Eurem Zustand. Der Doctor sagt, daß Ihr knapp an einer Lungenentzündung vorbei gekommen seid.“

„Sie sind kein Raucher, geistlicher Herr, sonst wüßten Sie: einem Raucher schadet das Rauchen nicht, und so lang' der Tabak ihm schmeckt, ist noch Alles gut.“

„Sprecht nicht, vor Allem widersprecht nicht! Auf diese Art kommen wir nicht weiter. Ohne Umschweife also, Maślan. Ihr sollt zu Eurer Frau. Sie wartet auf Euch, mit offenen Armen wartet sie, hat Alles zu Eurem Empfang vorbereitet, und wie vorbereitet! Eine Freude, es zu sehen.“ — Er machte die lockendste Beschreibung des Hauses, des Gartens, der Wirthschaft und schloß: „Ich will Euch nicht mehr verrathen, will Euch die Ueberraschung nicht verderben, ich sage bloß: Wie Ihr's gern habt, so ist es, und was Ihr gern habt, ist Alles da — Tauben, Schafe, Hunde ...“

„Ja, Hunde, freilich,“ wiederholte Maślan.

„Da ist ein so gescheidter, kleiner, weißer, und hat ein braunes Ohr ...“

Digitized by Google

„Wie der Bili," sagte Maslan, und der Schimmer eines Kinderlächelns glitt über sein abgemagertes Gesicht, sofort aber verzerrte es sich im Zorne: „Die alte Hex' dort leidet keinen Hund — mag nur Katzen, vergiftet mir die Hunde, die böse Hexe."

Er ballte die Faust gegen sie, und sie beeilte sich, dem Pfarrer zuzuflüstern:

„Er ist nicht recht im Kopf, wissen. Es kommt vom Fieber. Was ich oft von dem anhören muß!"

In die augenblickliche Stille, die nun eintrat, tönte das Getrappel von Pferden, — ein Wagen war heran gerollt, hielt vor dem Hause, und man vernahm ein ankündigendes, dreimaliges Peitschenknallen.

Maslan horchte auf, der Pfarrer begab sich an das Fenster, die Alte folgte, beugte sich hinaus und kreischte in hellem Schrecken:

„Herr Jesus Christus — das Wägelchen vom Hof. Es ist schon leer, sind schon ausgestiegen. — Herr Jesus Christus, am End' sind es gar die Bäuerin!"

Aus der Brust des Kranken rang sich ein fast thierischer Laut, ein Winseln, ein Stöhnen wonniger Erwartung, an Schmerz grenzenden Entzückens. Freudig bewegt, Worte des Willkommens auf den Lippen, schritt der Pfarrer aus dem Zimmer auf den Flur.

Aber die zu begrüßen er gehofft hatte, war nicht gekommen; der Knecht allein trampelte in seinen schweren Stiefeln die Treppe herauf und meldete: Die Frau schicke das Wägelchen. Für alle Fälle lasse sie sagen, wenn der Herr vielleicht fahren möcht'.

Der Geistliche befahl ihm, zu warten, und kehrte in die Stube zurück, seine Enttäuschung so gut wie möglich hinter einer freundlichen Miene verbergend.

„Seht nur, seht," sagte er, „jetzt schickt Eure Frau gar das Wägelchen um Euch. Ja, da hilft nichts, da müßt Ihr fahren. Wir bringen Euch hinunter, der Knecht und ich, wickeln Euch gut in Decken ein; es wird Euch nicht schaden, es ist ein so schöner, warmer Sommerabend. Nun, Matěj, nun, rafft Euch auf."

Aber Maslan hatte sich steif auf den Rücken gelegt, die Arme über der Decke fest an den Leib geschlossen. „Es kann nicht sein," sagte er, „ich kann nicht zu ihr, ich hab's verschworen."

„Mit Eurem Schwur, Matěj, was Ihr nur denkt! Ein Schwur, der keine Geltung hat. Keine Geltung!" wiederholte er lauter, als Maslan ihn unterbrechen wollte, „denn Ihr habt ihn gethan in sinnloser Wuth ... Mit Eurem Schwur! ... Als ob wir Gott zum Zeugen einer ungerechten Handlung anrufen dürften! ... Ein Frevel — betet zu Gott, daß er Euch Euren Frevel verzeihe!"

„Das hat der Herr Canonicus mir Alles gesagt," versetzte Maslan trotzig, „nicht einmal, hundertmal, das hilft Alles nichts bei mir, ich kann's nicht thun, ich hab's verschworen. Und wenn ich's nicht verschworen hätte" — er erhob die Stimme und schrie zwischen zwei Hustenanfällen und kläglich mit Athemnoth ringend: „ich thät's doch nicht. Ich bin der Herr!"

Der Priester betrachtete ihn von Neuem mit einem langen, wehmüthigen Blick und dachte: Ich habe Dich ernst genommen, ich hatte Unrecht. Dein bißchen Geist ist umnachtet, Du armer „Herr", Du Knecht Deiner Launen und Triebe. Er bat, besänftigte, gab zu: „Ja, ja, Ihr seid der Herr; und weil Ihr es seid und durchaus nicht zu Eurer Frau gehen wollt, so laßt sie denn herkommen. Wenn sie nur einen Tag da wäre, es würde anders aussehen bei Euch."

„Freilich," sagte Maslan.

„Ihr seid der Herr, — befehlt ihr, zu kommen."

„Befehlen? ... Freilich könnt' ich, wenn ich wollt'."

„So, Matěj, also so! Laßt ihr durch mich befehlen, daß sie kommen soll. Ich übernehme die Botschaft."

„Botschaft?" wiederholte der Kranke mißtrauisch, und der Pfarrer beeilte sich zu berichtigen:

„Den Befehl. Sie würde so gern gehorchen. Sie sorgt sich um Euch, sehnt sich nach Euch."

„Wirklich?" Wieder flog über seine Züge der verjüngende Glanz.

„Wahr und wirklich, und so geh' ich zu ihr oder fahre vielmehr. Ich will den Wagen benützen, den Eure Frau geschickt hat."

Er erhob sich mit kurzem Abschiedsgruß und schritt der Thüre zu, entschlossen, keinen Einwand mehr anzuhören. Ein in Zorn und Angst ausgestoßener Schrei gellte ihm nach, seufzend blieb er stehen und sah sich um. Maslan, auf den Ellbogen gestützt, halb sitzend in seinem Bette, das Gesicht verzerrt, rief ihn an:

„Halt! Halt! Was wollen Sie ihr sagen? Wie soll's heißen? Wenn es heißen soll: Komm! sag' ich's nicht! Ich nicht. Sie soll von selbst kommen. Ich ruf' sie nicht — ich lass' sie nicht rufen, ich hab's verschworen, ich käm' in die Höll'!"

Einem Kranken gegenüber kannte des Pfarrers Langmuth keine Grenzen. Er ging wieder auf ihn zu, beschwichtigend, beruhigend. Maslan streckte die Hand abwehrend aus und schrie aus allen seinen Kräften immer von Neuem:

„Ich sag' es nicht, nie, nie, nie! Ich hab's verschworen."

Inzwischen war Jemand langsam und bedächtig die Treppe herauf gestiegen und nun eingetreten. Der Doctor stand da und schüttelte in seinen sanft-mißbilligenden Art den Kopf: „Maslan, ich fürchte, Ihr seid übergeschnappt, kullert wie ein beleidigter Truthahn. Wenn Ihr's so treibt, steh' ich für nichts. Wollt Ihr Euch tödten?"

Maslan hatte gar nicht zugehört. Er lag jetzt still und erschöpft mit geschlossenen Augen. Plötzlich schlug er sie zu dem Priester auf und sprach, als ob zwischen seinen letzten Worten und diesen keine Unterbrechung stattgefunden hätte: „Aber — daß ihr Bild noch da hängt, das können Sie ihr sagen, hochwürdiger Herr." (Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Musik in der Sommerfrische.

Von Hedwig von Friedlaender-Abel.

Man geht ja schließlich nicht zu seinem Vergnügen auf's Land. Zum Mindesten nicht in die Hinterbrühl bei Mödling. Dieser romantische Thalkessel ist nämlich der musiktollste Winkel des südlichen Wienerwaldes. Es wird da mehr Musik gemacht, als jetzt in sämmtlichen Wiener Concertsälen zusammen. Die hübschen Villen, die so vorschriftsmäßig ziegelroth oder kalkweiß in das vielfarbige Grün der Landschaft gebettet liegen, sind wahre Musikbehälter. Den ganzen Tag wird da musicirt und zuweilen auch noch die halbe Nacht, wenn nämlich wieder einmal der Vollmond hinter dem kleinen Anninger aufgestiegen ist und nun den weiten Thalgrund nebst sämmtlichen Höhen versilbert. Das regt hunderte Hände an und stimmt so und so viele Gurgeln zum Gesang. Sogar die zahllosen Köter dieses hundereichen Thales fühlen sich zur Musik gestimmt, ganz zu schweigen von den vielen Katzen und Fröschen, die diese gesegnete Gegend bevölkern und natürlich auch sehr musikalisch sind. Ich hörte sogar einen Frosch, der genau so quakte, wie sein Urahne in Haydn's „Jahreszeiten". Nun, vor einem Vierteljahrhundert ungefähr standen die Dinge noch ganz anders in der Hinterbrühl. Sie galt damals noch für eine elegante Felswildniß, und durch die Klausen, dieses niedliche Felsenthor fuhr man nur mit einer obligaten Gänsehaut auf dem Rücken. Aber die Hinterbrühl verlor bald ihre Schrecken. Sie wurde sogar eine Wiener Sommerfrische, für reiche Wiener natürlich. Der Wiener Börsenmensch oder Bauspeculant, der just vom großen Krach fett geworden, baute sich da an für den Sommer. Sämmtliche Echos der Gegend wurden rebellisch von dem vielen Getrappel der Fiakerpferde auf den Landstraßen, denn der Millionär fuhr allabendlich nicht anders als mit seinem Leibfiaker auf's Land. O, es war eine schöne Musik, denn sie trug den Leuten Geld ein. Nun ist das Alles vorbei. Die Hinterbrühl ist sozusagen entwerthet, denn der Wiener Stadtpark und Schottenring gehen jetzt nach Ischl. Die Luft ist dort angeblich reiner, was ja dem Steigen der Curse sehr förderlich sein soll.

Was den Ruf der Hinterbrühl noch so ziemlich erhält, das ist jenes Häuflein von steinreichen Wiener Stadtbaumeistern, die hier ihre selbsterbauten Villen bewohnen. Der Stadtbaumeister aus Wien ist eine ganz besondere Species der Hinterbrühl. Er ist mit ihr verwachsen

Digitized by Google

bis auf Weiteres. Die Wiener Stadterweiterung liegt ihm noch in allen Gliedern, was er baut ist daher von monumentaler Geschmacklosigkeit. Es sind Ringstraßenhäuser mit Zugeständnissen an verschiedene Villenstyle und Aehnliches. Man sieht da Alles, von der Ritterburg mit meterdicken Mauern und Zinnenthürmen, bis zu Renaissancepaläsien mit unverhältnißmäßigen Freitreppen und marmornen Riesenlöwen aus Gyps oder noch Schlechterem. Und dann wieder jene urdrolligen Mischlinge aus Barock, deutscher Frührenaissance, Rococo und was weiß ich zusammengebacken, mit Eckpavillons, Giebeln, Glasveranden, Butzenscheiben, Blumenfloren ꝛc., die der hiesige Volksmund auch richtig „abyssinisch" getauft hat.

Zwischen zweien dieser Villen, einer paradeisrothen in italienischer Renaissance und einer kalkweißen im Barockstyl liegt mein grüner Garten. Ich verbringe darin den ganzen Tag und sitze somit an der Quelle der Musikgenüsse in der Hinterbrühl. Aus diesen zwei Villen ergießen sich nämlich zwei gewaltige Musikströme unaufhörlich in meinen Garten. Von Norden und Süden werde ich unausgesetzt überfluthet. In den ersten Tagen fürchtete ich natürlich taub zu werden; jetzt hoffe ich es nur mehr. Aber ach! mein Gehör ist schärfer denn je, das scheinen die Najaden jener Musikgewässer zu wissen. Sie schenken mir kaum ein Stündchen Ruhe. Es sind ihrer zusammen sechs, je drei in einer Villa. Ich nenne sie nur noch die Rothen und die Weißen, oder Lancaster und York, was sie natürlich nicht ahnen dürfen. Sie sind mir ohnehin nicht grün, obgleich ja Grün das Complementär zu weiß und roth ist.

. . . Die drei „Rothen" Schwestern, sind jede allein sechs Schuh hoch. Sie heißen Irene, Grethe und Ella. Weit passender wäre Brunhilde, Isolde und Gutrune. Namentlich Irene hat so etwas Schildjungfrauhaftes. Wahrscheinlich spielt sie auch darum so häufig den Feuerzauber in der Brassin'schen Bearbeitung. Auf alle Fälle sind aber die drei Clavierwalküren Drillinge, denn jede sieht genau so aus, wie ihre zwei Schwestern. Auch Anderen scheint das so vorzukommen. Einmal hörte ich sogar Jemand fragen: „Ach, Fräulein Irene, sind Sie nicht vielleicht Fräulein Grethe? Ich suche diese nämlich." Zufällig war es Fräulein Irene, Grethe spielte just mit Ella vierhändig, und zwar den schönen Trauermarsch aus dem Es-dur-Clavierquintett von Schumann, der hier aber wie eine lustige Polka klang. Mein Gott, die guten Kinder waren damals sehr fröhlich gestimmt, vermuthlich weil die „Weißen", nämlich die drei singenden Schwestern, Pipsi, Lintschi und Mintschi in Villa Nr. 2 stockheiser waren und nicht singen konnten. Es war ein schöner Tag für mich. Ich konnte in Ruhe die feinen Unterschiede im Spiel der „Rothen" studiren, und das that mir wohl. Zuerst glaubte ich natürlich, sie spielten alle über einen Leisten. Allmälig entdeckte ich aber, daß Irene Pedal und Verschiebung niemals ausließ, während Grethe nur das Pedal und Ella wieder nur die Verschiebung gebrauchte. Ella ist mir daher seit diesem Tage die Liebste. Ihr Spiel klingt so angenehm gedämpft, so körperlos, als sei sie die blinde Therese Paradies und benutze eine Physharmonika. Und dazu spielt sie immer nur Nocturnen von Field, wobei sie seine Tactzeichen höchst picant umzugestalten weiß. Noch niemals ist der gute John Field mit so viel Abwechslung gespielt worden, nicht einmal von Rubinstein. Noch curioser behandelt Fräulein Ella die Vorzeichnungen. Was über drei Bees oder Kreuze hinausgeht, ist ihr nämlich unsympathisch. Bekanntlich giebt es aber Stücke, sogar berühmte, mit vier, fünf, ja sechs Kreuzen oder Bees. Man denke an die „Appassionata", die „Mondscheinsonate" und vieles Andere noch. Das ficht aber Fräulein Ella wenig an. Sie spielt z. B. den letzten Satz der „Appassionata" mit gänzlicher Nichtachtung des vierten Bee. Bekanntlich geht ja diese Sonate aus F-moll. Nun, Fräulein Ella stellt schon in den ersten Accorden ihren Standpunkt fest. Statt des e-des greift sie hartnäckig e-d. Auch die folgenden Sechzehntel beginnt sie mit d statt mit des. Und so geht es weiter. Niemand verübelt ihr das schließlich, bloß ihr Papagei Koko nimmt es gewaltig krumm. Er ist selbst sehr musikalisch und verfügt über Töne, die nicht einmal die Patti besitzt. Auch ist er entschieden Wagnerianer, und zwar variirt er sein einziges Leitmotiv auf ganz erstaunliche Art. Er spricht auch ein sehr gewähltes Deutsch und hat überhaupt entschieden Sinn für zoologische Dinge. Er titulirt sogar seine drei Herrinnen mit „dumme Gans". Ihren ehrenwerthen Vater nennt er „Aff" und eine gewisse ältere Tante Toni ruft er zärtlich „Komm her Du Kuh, Muh." Das „Muh" klingt äußerst komisch und dient zugleich den Hunden der rothen und weißen Villa als Signal zum Bellen. Der schlaue Koko weiß das sehr gut und wenn z. B. Fräulein Irene, deren Conservatoriumsdiplom doch die Hauptwand des Salons der Villa schmückt, ein allzuclassisches Stück spielt, ruft Koko in bekanntem Baßtenor: „Komm' her Du Kuh', Muh!" „Wau, Wau, Wau," antwortet es wüthend von sechs Seiten, denn Rustan, Waldl, Camilla, Bubi und wie sie sonst noch heißen, bellen wüthend in die rollenden Donner der Waldsteinsonate hinein. Am ärgsten treibt es dabei die kleine Dachshündin Camilla. Sie schwärmt mehr für Chopin, als für Beethoven, und sobald Fräulein Irene Morgens nach den üblichen „Schulen der Fingerfertigkeit" die ebenso übliche As-dur-Etude op. 25 von Chopin beginnt, schlüpft Camilla hurtig durch das gewisse Loch in der Gartenecke und folgt den Tönen Chopin's bis in die — Speisekammer der rothen Villa. In ihrer Begeisterung hat sie nun einmal ein gerupftes Huhn gestohlen und auch verzehrt, was ihr außer der Köchin der „Rothen" und Rustan, der Bulldogg, niemals verzeihen wird. Ein prächtiger Hund und äußerst musikalisch. Sein Brustkasten berechtigt zu den schönsten Hoffnungen und würde einem ersten Bassisten Ehre machen. Rustan kann auch eine ganze Stunde lang bellen, ohne heiser zu werden; das konnte nicht einmal der berühmte Skaria. Er ist übrigens schon einmal auf der Mödlinger Bühne aufgetreten als Pudel in einer kleinen Operette, wobei er sich so pudelnärrisch aufführte, daß man den Bulldogg ganz vergaß. Seither gilt Rustan in Hundekreisen als Autorität und spielt bei den nächtlichen Concerten so zu sagen die erste Geige. Ich höre seine Stimme immer aus allen anderen heraus. Sie hat einen ganz eigenen Timbre, rauh und gebieterisch, und wenn er sein „Wau" aus dem tiefsten Abgrund seiner breiten Brust holt, dann fühlt der nächtliche Einsteiger sicherlich ein menschliches Rühren in seinen Waden und kehrt schleunigst um. Nächst dem Hund Rustan ist die Katze Minka das musikalischeste Thier der Hinterbrühl. Oft belauschte ich in sternklarer Julinacht ihre Duette mit Rustan und schauderte bei manchem kecken Uebergang wohlig zusammen. Es klang ganz zukunftsmusikalisch, förmlich Richard Straußisch, wenn Minka ihren hohen, dünnen Sopran chromatisch auf- und abwärtsgleiten ließ, in einer vier oder gar fünf Mal gestrichenen Region, von der die Melba keine Ahnung hat, während Rustan dazu kurze Gutturaltöne beisteuerte, wahre Wolfsschluchttöne, die einem das Mark in den Knochen gefrieren ließen. Aber auch bei Tage ist Minka keine üble Katze. Sie ist schneeweiß, bloß die äußerste Schwanzspitze ist schwarz, und so gleicht sie eigentlich ihren drei Besitzerinnen, den Fräuleins Pipsi, Lintschi und Mintschi, die sich auch immer ganz weiß tragen, bis auf das schwarze Sammetband um die wespendünnen Taillen. Nichts Dünneres als diese drei weißen Damen in der weißen Villa. Wenn so der Wind vom Anninger herunterstreicht über das weiße Haus hin, habe ich immer Angst, daß er die drei Wespendamen entführt. Alles ist so dünn an ihnen, selbst ihre Stimmen. Man glaubt immer, diese Sopränchen müßten plötzlich reißen. Und so hoch sind sie, fast so hoch, wie Minka's Stimme, mit der sie auch sonst Aehnlichkeit haben. Wenn Nachts einmal zufällig Minka unpäßlich wäre und etwa Fräulein Pipsi für sie einspränge, um das Duett mit Rustan zu singen, ich würde es kaum merken, höchstens an ihrer fehlerhaften Stimmbildung, die ihr von einem berühmten Gesangslehrer der Residenz eingetrichtert worden. Diese Stimmbildung, namentlich den Ansatz der Kopftöne und die Bindung der Register erkenne ich aus Tausenden. Die Fräulein Pipsi, Lintschi und Mintschi sind aber offenbar sehr stolz auf die „Methode" und können gar nicht genug davon haben. Daher kommt der „Meister" wöchentlich zwei Mal heraus und giebt den Dreien zusammen zwei Unterrichtsstunden. Sie fallen gewöhnlich in die Zeit von Fräulein Grethe's Uebungsstunden und Koko's zweitem Frühstück. Erstere spielt dann immer irgend eine besonders schwierige Etude aus „Gradus ad Parnassum" von Clementi. Letzterer, Koko nämlich, wiederholt während der Mahlzeit sein Leitmotiv, eine seltsam gezackte Figur. Und zwar die Nämliche in immer höherer Lage, bis er total heiser ist. An diesen Schusterflecken erkenne ich den ausgepichten Wagnerianer, der ja Koko auch ist. Wenn Koko sein Leitmotiv citirt, ist das ein sehr böses Zeichen. In der That ist er wüthend über die italienische Richtung der „Weißen". Die Solfeggien des alten Concone, welche Fräulein Pipsi während der Lehrstunde zu singen pflegt, kann er eben so wenig leiden, wie ich. Auch verträgt er nur sehr schwer Concone mit Clementi gemischt. Wir athmen gemeinschaftlich auf, wenn Fräulein Pipsi zu Ende ist und ihre Schwester Lintschi singt. Die ist nämlich mehr lyrisch geartet und hält sich hauptsächlich an Schubert. Sie weiß wahrscheinlich, daß die Hinterbrühl eine Schubertgegend ist und noch immer im Zeichen Schubert's steht. Und gegen den hat nicht einmal Meister Koko etwas einzuwenden. Und doch sind's nur zwei Schritte von seinem Bauer zur Höldrichsmühle, in der noch immer jenes Schubertzimmer gezeigt wird, die angebliche Geburtsstätte der Müllerlieder, allwo aber Schubert niemals geweilt. Die Höldrichsmühle hat seit hundert Jahren so manche Bauschicksale erlebt, und in puncto Schubert tappt man hier noch immer im Nebel des Muthmaßlichen herum. Das hindert aber den wackeren Besitzer der Höldrichsmühle, Herrn Ladentrog, nicht, seinen Schubert in Ehren zu halten. Er versichert sogar, der Schatten Schubert's suche noch immer die Höldrichsmühle heim, namentlich, wenn der Gumpoldskirchner besonders gelungen ist. Die Leute glauben das Alles und weilen mit vorschriftsmäßiger Feierlichkeit in jenem Schubertzimmer, in dem wahrscheinlich Schubert niemals geweilt. Und dann kaufen sie Ansichtskarten, die sich näher oder ferner auf Schubert beziehen, und der Wirth reibt sich die Hände; denn das Geschäft florirt, und mehr braucht er ja vom Herrn von Schubert nicht. Uebrigens angenommen, Schubert habe niemals die Höldrichsmühle betreten, es ist doch Alles Schubertisch hier herum. Bis auf den Husarentempel, den der Fürst Liechtenstein bauen ließ zum Andenken gefallener Liechtenstein-Husaren, und den Anninger, und den runden Mäusethurm, der eigentlich gar nicht echt ist. Und der blinde Clavierspieler dort unten in der Restauration der Höldrichsmühle, der den ganzen Tag das tollste Zeug zusammenspielt und nur aufhört, wenn die Militärmusik aus Wien concertirt, ist unverfälscht Schubertisch. So ungefähr, denke ich, hat auch der dicke Schubert gespielt, vielleicht sogar auf dem nämlichen alten Klapperkasten, der nur damals weniger verstimmt war, als jetzt. Der Blinde scheint selbst so eine Ahnung zu haben, daß er dem berühmten Andenken etwas schuldig ist. Daher dieser kurze schneidige Rhythmus, und diese markigen Bässe und das Wiegen der Walzermelodien. Ja, ja, meine Damen von der rothen und weißen Villa. Ich habe diesem armen Teufel mit dem vorsintfluthlichen Clavier, der nicht einmal ein

Digitized by Google

Conservatorium absolvirt oder einen Curs der Aesthetik durchgemacht hat, oft mit Vergnügen gelauscht, wenn er in thauiger Morgenfrühe seine Märsche, Walzer und Lieder frisch vom Strauche brach. Sie schliefen noch, und das war gut, denn sonst hätten Sie mir den Genuß verdorben. Ohne Zweifel ist dieser Clavierspieler in der Höldrichsmühle der größte Künstler in der Hinterbrühl, wenn er auch, zum Entsetzen von Fräulein Irene, äußerst sparsam mit dem Pedal verfährt.

Die Hinterbrühl hat aber auch eine Fülle lohnender Spaziergänge und was das Angenehme ist, man läuft nirgends Gefahr, der Musik zu entgehen. Ich brauche nur eine der Villenstraßen hinunterzuschlendern, und bin schon gründlich gesättigt. In einer kleinen Villa hörte ich einmal drei verschiedene Clavierspieler zu gleicher Zeit. Das gab ein interessantes Ragout von Chopin's Minutenwalzer, Czerny's „Schule der Geläufigkeit" und der „Tannhäuser-Ouvertüre". Aus einer anderen Villa, „Anningerblick" genannt, erhaschte ich bei einem Morgenspaziergang die Töne einer Drehorgel. Ich erkannte die Serenade Turiddu's aus „Cavalleria", und dazu sang eine weibliche Fistelstimme in der Nebenvilla das „Ständchen" von Richard Strauß. Sehr bemerkbar macht sich in derselben Straße eine italienische Familie von ungefähr acht Köpfen. Sie erfüllt den ganzen Umkreis mit ihren Musikübungen. Zeitig Morgens verüben schon weibliche Hände Fingerübungen und Skalen. Zwei Stunden später singt ein Bariton mit starkem Gaumenansatz den Monolog aus dem „Bajazzo". Jeden Tag den nämlichen, mit denselben Fehlern und dem vorgeschriebenen Steckenbleiben bei irgend einem unüberwindlichen Sprung. Nachmittags ist dann vierhändiges Spiel. Regelmäßig Ouvertüre zur „Weißen Dame", wozu sich gewöhnlich eine Zigeunermusik auf der Straße gesellt. Man läßt sich ja schließlich auch diese gemischte Kost munden, und ist froh, wenn sich zwei Häuser weiter nicht auch ein wienerisches Kleeblatt, bestehend aus dem landesüblichen Geiger, Harmonikaspieler und Guitarristen hören läßt. Diese Inhaber von Winsel[1]), Blasbalg[2]) und Klampfen[3]) sind bei manchen Sommergästen sogar sehr wohl gelitten. Sie müssen auf Bestellung arbeiten, heimsen das saftigste Trinkgeld ein und erregen den Neid der Zigeuner und böhmischen Musikanten. Der Wiener ist den Andern eben auch an äußerer Politur über, von der musikalischen gar nicht zu reden. Jeder ist ein kleiner Johann Strauß oder ein Joseph Lanner im Keim und sein Repertoire reicht auch entsprechend weit in den musikgesegneten Wiener Vormärz zurück. Ja, bis zu Schubert gehen sie, dem musikalischen Patron dieser Gegend und spielen seine „deutschen Tänze", als wären es Wiener Lieder vom letzten Heurigen.

Die Wiener Musikanten sind daher bei ihren fahrenden Collegen, namentlich aber den Zigeunern, sehr schlecht angeschrieben. Der Zigeuner ist ja auch ein Mensch sozusagen und will zuweilen was Warmes hinter den schmutzigen Hemdkragen schütten. Die Hinterbrühl kann sich übrigens nicht beklagen; sie besitzt zwei Zigeunerbanden von einer Vollständigkeit, die für ein Budapester Vergnügungslocal genügen würde. Ihre Mitglieder sind zwar nicht nach der letzten Mode gekleidet, der Primas der einen Bande trägt sogar ein halbmilitärisches Costum, bestehend aus einer blauen Infanteriehose, einem zimmetfarbenen Leibrock und einem breitkrämpigen Burenhut, dafür stellt er aber beim Absammeln seinen Mann. Brave Kerls, diese Ziegeuner, sie stehlen niemals bei Tag und auch bei Nacht nur, was ihnen zwischen die Beine läuft. Und auf Wunsch spielen sie sogar den Berfaglierimarsch, wenn auch etwas stark papriziert. Und die „blaue Donau" beginnen sie erst dort, wo sie schon in Ungarn fließt. Ihre Mittelstimmen taugen nebstbei gesagt nichts, meist aber reißt sie der Contrabaß heraus. Spieler und Instrument sind gemeiniglich gleich schwarz und rußig an Gestalt. Und wenn der Bogen auf die Saiten losfäbelt, denkt man sich diese nervige Faust, die ihn führt, im Kampfe mit einem feindlichen Türkenschopf, deren etliche ihr Ahn ja auch vor ein paar hundert Jahren bezwungen. Aber ach! der Zigeuner ist heute ein armer Teufel und froh, wenn ihm das gute Herrgottchen das Leben schenkt und einen rothen Heller dazu. Das Geschäft geht ja so schlecht, seit der Drehorgelmensch den Markt beherrscht. Man bekommt wirklich Mitleid mit dem Zigeuner und verwünscht im Augenblick sämmtliche Drehorgeln der Welt, oder zum Wenigsten die der Hinterbrühl. Sie sind die wahre Plage dieses schönen Winkels, noch ärger und gefährlicher, als die Claviere. Und sie sind so verschieden an Gestalt und von erschreckender Leistungsfähigkeit. Eine Drehorgel versorgt gleich eine ganze Straße. Wer eine von seinem Thore vertreiben will, muß hohes Lösegeld zahlen. Dafür genießt er den Vorzug, den Rest des abgebrochenen Stückes, zwanzig Schritte weiter zu hören. Uebrigens der Drehorgelmensch ist auch mit den besten Worten nicht zu vertreiben. Er zieht von Haus zu Haus und graft Alles ab.

Und eines Tages hielt ich es nicht mehr aus und floh in den Wald. In die dichteste Wildniß, wo es schon beinahe alpin aussieht und es nur Bäume giebt und sonst nichts, allenfalls noch fortgeworfene Papiere, von den Sonntagsausflüglern. Ich stieg den engen Pfad empor, der zum sogenannten „Hexensitz" führt. Dort wollte ich ein Stündchen vergessen, daß es Claviere giebt und singende Katzen und .... Ein seltsames Geräusch bannte plötzlich meinen Fuß. Aus diesem schweigenden Wald heraus klang das gedämpfte Schreien eines Kindes. Es klang überaus schmerzlich, zuletzt beinahe ersterbend. Mir fielen die Kindermißhandlungen der letzten Jahre ein, und ich stürmte vorwärts, dem schwachen Schreien nach. Die Spur führte mich gerade auf den „Hexensitz" los. Das ist eine kreisrunde Höhle, oben offen, mit einem niederen, ausgemauerten Pförtchen. Als ich athemlos dort anlangte, schien das Kind in den letzten Zügen zu liegen; es wimmerte förmlich herzzerreißend. Ohne Besinnung zwängte ich mich durch das niedrige Thor und .... blieb erstarrt stehen. Was ich da sah, war keineswegs ein crimineller Act. Ich konnte kein sterbendes Kind seinen Peinigern entreißen, denn es war keines da. Hingegen hatte sich eine lustige Gesellschaft den „Hexensitz" zu einem Picknick ausersehen und einer der Herren producirte zum Spaß einen Phonographen. Eben begann ein neues Stück, die große Arie der Leonore „Entsetzlicher, wo eilst Du hin ꝛc.", gesungen von Lilli Lehmann. Nun, auch ich eilte fort aus diesem Kreise, der mich mehr oder minder verdutzt ansah. Ich floh den steilen Berg empor, zum Husarentempel, dort hoffte ich Ruhe zu finden. Aber ich war noch nicht oben, als ich schon umkehrte; denn ganz deutlich vernahm ich Trompetentöne aus der Höhe. Dort oben blies Jemand das Echo aus den Schluchten der Vorderbrühl heraus. Ich wandte mich thalwärts und ging dann die breite Fahrstraße entlang auf den großen Anninger los. Nichts war zu hören und zu sehen, bloß ein Eichkätzchen lief über meinen Weg. Gottlob! Eichkätzchen sind ja nicht musikalisch. Ich ging ungefähr eine Stunde so und lobte meinen Schöpfer. Und als ich ein steinaltes Männchen des Weges kommen sah, fühlte ich sogar etwas Philantropisches in mir aufsteigen, und ich ließ ein Zwanzighellerstück in meiner Hand blinken. „Vergelt's Gott, Gnaden", grinste das Männchen mit allen Zahnlücken, „dafür aber will i auch ..." Und er wickelte hurtig etwas aus dem roth-weiß gewürfelten Tuche, unter seinem Arm und setzt es in Bewegung. O Himmel es war auch eine Drehorgel, ein winziges italienisches „Werkel", ganz bequem unter dem Arm zu tragen. Und das Männchen drehte immer hurtiger und sang dazu mit der zitterndsten aller Stimmen eine italienische Arie. Als ich abwinkte, wies es auf zwei Medaillen auf der Brust. „Südtiroler, Trento-Veteran", grinste es, „hoch lebe unser Kaiser Franz Joseph der Erste." Noch ein Zwanzighellerstück, und ich floh von Neuem. Ich lief ziellos in's Grüne weiter, hinein in den steilen Engpaß des Eschengrabens, die Musik war mir ja doch überall auf den Fersen. Ich war gewiß im Schutzhaus oder auf der Jubiläumswarte auf dem Anninger ein philharmonisches Orchester zu finden, bereit die „Eroica" aufzuführen. Diese Befürchtung traf zwar nicht ein, dafür fand ich aber beim „Eschenbrunnen" eine ganze Schaar lustiger, junger Leute, Zöglinge aus der Missionsschule in Mödling. Sie führten wohl keinerlei Instrument bei sich, sangen aber dafür im Chore. Und keineswegs fromme Hymnen, sondern „Santa Lucia" und ähnliches welsche Teufelszeug. Als ich wieder zu Thale ging, zog die ganze Bande hinter mir her, immer die jungen Kehlen voll lustiger Lieder. Sie sangen sogar den Kuhhirten zu Schanden, der im schattigen Kienthal den „Hoch-Habsburgmarsch" blasen wollte. Und auf der Landstraße angelangt, carambolirten die Mödlinger mit drei großen Breaks, voll mit Ausflüglern. Diese hatten sogar eine kleine Musikcapelle mit und die spielte soeben „Du, mein Girl" aus der „Schönen von New-York", dazu der Chor der Missionare: „Gaudeamus igitur". In der That, ein dramatischer Effect. Als ich in die bekannte Villenstraße einbog, ging es dort lauter zu als je. Bei den Italienern schien großes Concert zu sein. Einige Hände spielten Clavier, und dazu sangen mindestens zwanzig Stimmen einen unverfälschten italienischen Gassenhauer, natürlich im landesüblichen Unisono. Zwei Häuser weiter ein Lied aus Wien, das Neueste, was zwischen Stefansthurm und Thury diesen Sommer gewachsen ist und vor der „Villa Anningerblick" hockte eine riesige Drehorgel, noch dazu ein „Clavierwerkel" und ließ sich nicht einmal durch das vereinigte Geheul eines Soprans und Tenors zum Schweigen bringen.

In der Höldrichsmühle ruhte ich ein wenig aus. Der Blinde in der Restauration war an der Arbeit. Er übte die „Schönbrunner" von Strauß, Tact für Tact, den Sonntag war „Kirtag" und in der Höldrichsmühle alles Mögliche los. In der Mittagssonne lagen in Schußweite vor mir die weiße und rothe Villa. Und während ich da unten die „Schönbrunner" an der Quelle genoß, sang Fräulein Mintschi mit Begleitung von Violine und Harmonium das „Ave Maria" von Gounod und Fräulein Irene drüben spielte — anscheinend mit geballten Fäusten — den zweiten Satz der C-dur-Phantasie von Schumann.

[1]) Winsel = Geige, [2]) Blasbalg = Harmonika, [3]) Klampfen = Guitarre.

Notizen.

Die neue Ausgabe von Brockhaus' Conversations-Lexicon ist jetzt bis zum dritten Bande gediehen. Was wir den beiden ersten nachrühmen durften, das muß auch diesem zur Ehre gesagt werden: jeder einzelne Artikel giebt gewissenhafte, unparteiische Auskunft, die in der Mehrzahl der Fälle durchaus genügt, im Uebrigen aber durch sehr umfassende Literaturnachweise auch eingehenderes Studium erleichtert. Die große Sorgfalt, womit der Brockhaus hergestellt wird, zeigt sich bei jeder Stichprobe, sowohl in den statistischen wie den personellen Angaben, und das Buch ist in seinen Mittheilungen so völlig up to day, daß man mitunter eine Zeitschrift vom gestrigen Tage, nicht aber ein mühevoll und umständlich herzustellendes, wissenschaftliches Werk zu lesen glaubt. Die bildlichen Beigaben, Karten u. dgl. sind des Verlages Brockhaus würdig.

Digitized by Google

Bismarck
im
Urteil
seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 16 Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Mineralquelle** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über **Anwendung** und **Wirkung** gratis. In den Handlungen natürlicher Mineralwässer und in den Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein.** **Dr. Carbach & Cie.**

Manuskripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuskripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher u. s. w. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Rich. Sattler, Braunschweig
(gegründet 1883).

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen und geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-, Trink-** und **Badequellen, Mineral-, Moor-, Douche-** und **Dampf-Bädern,** zeitgemässen Einrichtungen zu **Kaltwasserkuren** u. **Massage,** ferner einer vorzüglichen **Molken-, Milch-** und **Kefyr-Kur-Anstalt. — Hochquellen-Wasserleitung.** — Angezeigt bei **Krankheiten** d. **Nerven,** d. **Athmungs-, Verdauungs-, Harn-** u. **Geschlechts-Organe,** zur **Verbesserung** d. **Ernährung** u. d. **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden u. d. Folgen entzündl. Ausschwitzungen. Eröff. **Anfang Mai.** Prosp. unentgeltlich.

Gottsched-Verlag. Berlin W. 9.

Eugen Reichel:

Ein Gottsched-Denkmal.

Monumentales Prachtwerk. 30 M.

Kleines Gottsched-Denkmal. 2 M.

Die Londoner „Academy" hat kürzlich verschiedenen hervorragenden Gelehrten und Staatsmännern einen Fragebogen mit der Frage zugehen lassen, welches die zwei im Jahre 1900 erschienenen Werke seien, die auf sie den bedeutendsten Eindruck gemacht haben. Karl Blind, der in London heimisch gewordene berühmte Gelehrte, hat bei dieser Gelegenheit Eugen Reichel's „Gottsched-Denkmal" an erster Stelle genannt.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

In unserem Verlag ist erschienen:

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 M.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Stottern

heilen dauernd **Dir. O. Denhardt's** Anstalten **Dresden-Loschwitz und** Burgsteinfurt, Westf. Herrliche Lage. Honor. **nach** Heilg. **Prospecte gratis.** **Aelteste staatl. durch S. M. Kaiser Wilhelm I ausgezeichn. Anst. Deutschl.**

Manuscript-

Angebote erbitten

Jacobi & Zocher, Verlagsbuchhandlung.
Leipzig-R., Oststraße 9.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Manstein-str. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 38. Berlin, den 21. September 1901. 30. Jahrgang. Band 60.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die Katastrophen in unseren Actien-Unternehmungen und die Gesetzgebung über deren Reservefonds. Kritische Betrachtungen und Vorschläge vom Reichsbankvorstand Dr. jur. Vosberg (Waldenburg, Schl.). — Die Mobilisirung der socialen Kräfte. Von Karl Noetzel. (Schluß.) — Zur Philosophie der Maschine. Von Heinrich Pudor. — **Literatur und Kunst.** Goethe und Schiller, und Schiller und Goethe. Von Eugen Reichel. — Unterricht und Städtebau. Von Dr. Hans Schmidkunz (Berlin-Halensee). — **Feuilleton.** Maslan's Frau. Von Marie v. Ebner-Eschenbach. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt.** Die Abwehr des Anarchismus. Von Prinz Vogelfrei. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Die Katastrophen in unseren Actien-Unternehmungen und die Gesetzgebung über deren Reservefonds.

Kritische Betrachtungen und Vorschläge vom Reichsbankvorstand Dr. jur. Vosberg (Waldenburg, Schl.).

I.

Es haben in den letzten Monaten große Banken und industrielle Gesellschaften, deren Capital und deren Reserven nach Millionen zählten, ihre Zahlungen eingestellt, ohne daß vor Eintreten der Katastrophe die feinfühlende Börse, geschweige denn das größere Publicum irgend welche Ahnung davon hatte.

Diese bedauerlichen Ereignisse haben eine Anzahl von Broschüren hervorgebracht, welche die Gefahren unserer Actiengesetzgebung beleuchten sollten und Vorschläge zur Besserung machen wollten. So bespricht Dr. Lindenberg in einem bei A. W. Heyn's Erben in Berlin erschienenen Essay „Die Gefahren im deutschen Bankwesen" und fordert u. A. für die Bilancirung eine Veröffentlichung sämmtlicher größerer Engagements mit Namen und Ziffern. (!!) Nach Erwähnung dieser geschäftlichen Ungeheuerlichkeit, daß eine Bank die Namen ihrer Kunden und deren Engagements veröffentlichen soll, will ich auf die ferner gemachten Vorschläge nicht erst eingehen, da sie anscheinend von einem Theoretiker ohne irgend welche Erfahrung im Geschäftsleben herrühren. Erheblicher erscheinen die Forderungen, welche auf eine größere Verantwortung des Aufsichtsraths hinzielen, doch wird hier schwer eine Grenze gezogen werden können, ohne den Aufsichtsrath identisch mit der Direction zu machen. Endlich schlägt ein süddeutscher Professor ungefähr die Verwandlung sämmtlicher Actiengesellschaften in Commanditgesellschaften unter persönlicher Haftung des Vorstandes vor, welcher gehalten sein soll, die vertraglichen Tantièmenbezüge in dem von ihm geleiteten Werke anzulegen. Das Unternehmen soll damit zunächst Schuldner des Vorstandes werden, es soll aber diese Summe gleichsam als Caution für gewissenhafte Geschäftsführung haften. Eine solche Forderung erscheint zunächst nicht unlogisch. Meines Erachtens treffen alle diese Vorschläge indeß nur gewisse hervorgetretene Krankheitssymptome, nicht aber die Krankheit selbst und deren Erreger.

Wenn ein Privatmann ein Geschäft längere Jahre betreibt, so wird er bei vernünftiger Wirthschaft sich außerhalb seines Betriebes leicht realisirbare Reserven schaffen, um in Zeiten der Noth mit diesen, aus dem früheren Geschäftsgewinn gezogenen Mitteln dem Unternehmen neue Kräfte zuzuführen. Ist dagegen Alles, was er hat, bereits im Werke engagirt und reichen die gewöhnlich arbeitenden Mittel nicht aus, so wird ihm in außerordentlichen Fällen, z. B. bei Versagen eines in ruhiger Zeit stets benutzten Credites, die Fähigkeit, sich zu halten, abgehen, und er wird liquidiren müssen. Die Potenz einer Gesellschaft zeigt sich eben in der Bewährung bei Krisen. Bei günstiger Conjunctur helfen alle möglichen Umstände zu erfolgreicher Arbeit, es braucht kaum eine Leitung vorhanden sein, aber wenn die Conjuncturen schlecht sind, hier und dort die Gefahren an Verlusten sich mehren, wenn wirklich auch einmal solche ertragen werden müssen, wie stärken wir für solche Fälle unsere Actiengesellschaften? Das ist das punctum saliens. Hat unsere Gesetzgebung in ihren Normativbestimmungen für die genannten Gesellschaften so gesorgt, wie es der vorsichtige Kaufmann, wie erwähnt, in rationeller Weise thun muß? Wohl giebt es einen gesetzlichen Reservefonds; wie ist aber seine Natur und sein Zweck?

Der betreffende Paragraph des neuen Handelsgesetzbuches (§ 262) lautet:

„Zur Deckung eines aus der Bilanz sich ergebenden Verlustes ist ein Reservefonds zu bilden. In diesen ist einzustellen:

1. von dem jährlichen Reingewinn mindestens der zwanzigste Theil so lange, als der Reservefonds den zehnten oder den im Gesellschaftsvertrage bestimmten höheren Theil des Grundcapitals nicht überschreitet;
2. der Betrag, welcher bei der Errichtung der Gesellschaft oder bei einer Erhöhung des Grundcapitals durch Ausgabe der Actien für einen höheren als den Nennbetrag über diesen und über den Betrag der durch die Ausgabe der Actien entstehenden Kosten hinaus erzielt wird;
3. der Betrag von Zuzahlungen, die ohne Erhöhung des Grundcapitals von Actionären gegen Gewährung von Vorzugsrechten für ihre Actien geleistet werden, so weit nicht eine Verwendung dieser Zahlungen zu außerordentlichen Abschreibungen oder zur Deckung außerordentlicher Verluste beschlossen wird."

Zunächst ist hierzu zu bemerken, daß die Bestimmungen des neuen Handelsgesetzbuches sich im Wesentlichen mit den

Digitized by Google

Forderungen der Novelle zum Actiengesetz vom 18. Juli 1884 decken. Nur Absatz 3 ist hinzugekommen. Er enthält indessen thatsächlich nur subsidiäre Bestimmungen, sofern nicht die Organe der Gesellschaft etwas Anderes beschließen.

Es ist also seit nahezu zwei Jahrzehnten an der Gesetzgebung nichts geändert, auch in der betr. Novelle bereits der Name Reservefonds gewählt worden. Thatsächlich fordern aber die damaligen und heutigen Normativbestimmungen (vergl. H.-G.-B. § 261 Nr. 5) keinen Fonds, sondern nur ein Reserveconto. Denn ein Fonds ist eine bestimmte, faßbare Vermögenssumme und gehört in die Activa der Handelsgesellschaft, während das Reserveconto ein Passivum ist, wie das auch § 261 a. a. O. vorschreibt. Es wird bei keiner Actiengesellschaft nach den heutigen Bestimmungen gesagt werden können, das oder jenes ist der Reservefonds, und deßhalb sollte auch der Ausdruck vermieden werden, da er nur falsche Vorstellungen erweckt.

Wenn Staub es in seinem Commentar zum Handelsgesetzbuch Band I, 805, gleichwohl bestreitet, daß die Bildung des Reservecontos eine bloße Buchoperation sei, so ist dies meines Erachtens nur in so weit richtig, als er es selbst begründet, daß nämlich ein entsprechender Theil der im Betriebe gewonnenen Activa von der Vertheilung unter die Actionäre ausgeschlossen wird, daß also ein aliquoter Theil des herausgerechneten Geschäftsgewinnes aus dem geschäftlichen Unternehmen nicht herausgezogen wird. Ist aber der berechnete Gewinn fictiv, wie wir es leider in letzter Zeit wiederholt erleben mußten, so ist auch der hieraus reservirte „Fonds" fictiv, seine Natur als Conto wird zur Thatsache und in den Zeiten der Krisen wird er sich nicht als refugium erweisen, sondern sich als ein lediglich fictiver Buchungsposten darstellen. Es sei nur an die Reserven der Trebertrocknungsgesellschaft erinnert, welche fast 16 Millionen Mark erreichten. Ist da nicht die Täuschung des Publicums durch den Ausdruck Fonds über Maßen gelungen? Für wirthschaftliche Krisen ist es aber von größter Wichtigkeit, daß der Reservefonds keine Buchoperation bleibt. Dies müßte von der Gesetzgebung zur Sicherung der Actionäre unbedingt auf irgend eine Weise gefordert werden.

Der Reservefonds ist nach dem heutigen Recht lediglich dazu da, einen sich ergebenden bilanzmäßigen Verlust zu decken, wie der Eingang des § 262 ausdrücklich besagt. Er darf zu anderen Zwecken nicht benutzt werden. Ein im Laufe des Jahres eingetretener, größerer Geschäftsverlust kann nicht ohne Weiteres von dem Reserveconto abgeschrieben werden, sondern nur derjenige, welcher bei der Bilanzirung zu Tage tritt. Das ergiebt sich aus der Verbindung des § 261, 6 des H.-G.-B. mit dem vorher citirten Paragraphen. Denn während der Erstere bestimmt, daß der aus der Vergleichung sämmtlicher Activa und Passiva sich ergebende Gewinn oder Verlust am Schlusse der Bilanz besonders angegeben werden muß, bestimmt § 262, daß für einen solchen eventuellen Verlust eine Reserve durch Abschreibung von dem alljährlichen Gewinn geschaffen wird. Eine weitere Fürsorge des Gesetzes für die Actionäre, insbesondere für Zeiten der Krisen leicht realisirbare Activa zu schaffen, findet nicht statt, es bleibt vielmehr den Organen einer jeden Gesellschaft überlassen, sich nach freiem Ermessen Hilfsquellen zu reserviren.

Allerdings fordert das Gesetz (§ 265 a. a. O.) die Veröffentlichung der Bilanzen, um dadurch den Actionären Kenntniß über den Status zu verschaffen, die allgemeine Kritik herauszufordern und durch das Princip der Publication die Zuverlässigkeit der Abschlußziffern zu gewährleisten. Sind aber die Letzteren günstig, so locken sie zur Betheiligung d. h. zum Ankauf von Actien, und wenn bei der Geschäftsleitung die Absicht des Anlockens behufs Neuauflage von Capitalien besteht, so werden sehr leicht und sehr oft bessere Gewinnresultate, als es der Gesellschaft dienlich ist, herausgerechnet werden können. In der That haben in letzter Zeit Actiengesellschaften, sowohl industrielle Unternehmungen als auch Banken, trotz vieler faulen Punkte Jahre lang sehr gute Dividenden vertheilt, allerdings mit dem endlichen negativen Erfolge, daß sie wenig Wochen nach Auszahlung der letzten Gewinnquote um ein Moratorium bitten mußten, oder so weit gänzlich zusammenbrachen, daß kaum die Gläubiger befriedigt werden konnten, für die Actionäre aber ziemlich alles verloren war. Ich erwähne nur die Elektricitätsgesellschaft von Kummer, welche Jahre lang 10% Dividende vertheilte, die Creditanstalt für Handel und Industrie in Dresden, welche noch im März $7\frac{1}{2}$% zur Ausschüttung brachte, die Leipziger Bank, welche seit 1886 niemals unter 5%, seit vier Jahren aber 10 und 9% vertheilte, und die heute fertig ist, von der Kasseler Trebertrocknungsgesellschaft ganz zu schweigen, deren Dividendenzahlungen bis 50% ausmachten, während der Kurs der Actien bis 900 steigen konnte. Was hat allen diesen Gesellschaften der gesetzliche Reservefonds, was haben Specialreserven genützt? Bei der Leipziger Bank beliefen sich diese angeblichen Reserven auf mehr als über 17 Millionen Mark!!

Es soll hier keine Kritik an der Geschäftsgebahrung der genannten Institute geübt werden, also tadele ich es nicht weiter, daß Directoren von Banken und Industriegesellschaften von so hervorragender Bedeutung jede Befähigung abgehen konnte, sich die nöthigen liquiden Mittel zu erhalten. Ich frage auch nicht, wie es möglich war, mit Wissen des Aufsichtsrathes die sämmtlichen Werthe in einem einzigen Unternehmen festzulegen; wie es mit der bona fides zu vereinigen ist, die Reserven einer Bank in Accepten der Trebergesellschaft zu investiren. Es soll hier vielmehr lediglich untersucht werden, ob die Gesetzgebung im Stande ist, es zu verhindern oder doch zu erschweren, daß dergleichen Krisen wie über Nacht hereinbrechen können, Millionen und aber Millionen Mark an Vermögen verschlingen und dem Wohlstande des Volkes so erhebliche Schädigungen zufügen.

Ich will auch nicht weiter auf die wirthschaftliche Begründung der Bank-Katastrophen eingehen, ebenso wenig erörtern, ob das Axiom richtig sei, daß durch die zu kurz gesteckte Notendecke unseres Centralbankinstitutes, deren Ausdehnung auf 450 Millionen Mark erst von der jetzigen Leitung mit Ablauf des Vorjahres durchgesetzt werden konnte, die colossalen jährlich sich steigernden Capitalserhöhungen unserer Großbanken geradezu erzwungen worden sind, und daß für die nach der Erhöhung hin und wieder frei werdenden Mittel die Letzteren Anlagen suchen mußten, wodurch sie mehr und mehr Industrielle wurden und von dem sogenannten Consortialgeschäft das eigentliche Gebiet des Bankgeschäftes fast in den Hintergrund gedrängt wurde. Wenn aber die Betheiligung an mannigfachen industriellen Unternehmungen die in den Bankgeschäften investirten Capitalien immer mehr festlegte, so mußte um so gebieterischer von der Geschäftsleitung die Sorge für flüssige Mittel, für große Reserven, welche den zu erwartenden industriellen Rückgang ertragen helfen konnten, gefordert werden. Statt dessen legt man, wie bei der Leipziger Bank, die Reserven in einem einzigen industriellen Werke fest, Börse und Laienpublicum sind vertrauensselig, die Actien stehen auf 140 — bis sie urplötzlich auf $1\frac{1}{2}$% fallen. Fragt man da nicht unwillkürlich: „Wäre eine solche Katastrophe möglich gewesen, wenn gesetzliche Bestimmungen auch über die Anlagen der Reserven gewacht hätten?" Man fühlt es heraus, daß hier etwas geschehen muß. Es ist eine Lücke in der Gesetzgebung, die duldet, daß, wie bei der Treber-Trocknung-Gesellschaft der Vorstand das Reserveconto zwar auf dem Papier stehen hat, die hohen Dividenden aber lediglich von dem durch Neuauflage von Actien erzielten Agio, welches in den Reservefonds gehört (§ 262 Abs. 2 d. H.-G.-B.), bezahlt.

Digitized by Google

Die Gesetzgebung begnügt sich mit der Veröffentlichung der Bilanzen. Dies ist der einzige Schutz der Actionäre. Gewöhnlich enthalten jedoch die publicirten Abschlüsse nur äußerst dürftige Angaben, der begleitende Geschäftsbericht wird in der Regel die wirklich faulen Punkte möglichst nicht berühren oder sie gar zu vertuschen suchen, und es bleibt nach wie vor als einziger Grund für die günstige Beurtheilung eines Unternehmens dessen Rentabilität, d. h. nicht die solide mögliche, sondern die thatsächliche Ausschüttung der auf irgend eine Weise berechneten Dividende. Es ist allerdings richtig, Niemand steckt Geld in ein industrielles Unternehmen ohne die Erwartung, sich hierdurch eine gute Verzinsung des Anlage-Capitals zu sichern. Aber wenn man nun Abschlüsse prüft und, wie bei der Leipziger Bank, Jahre lange, stetige Dividende von 9 und 10% und Reserven findet, welche über 1/3 des Actiencapitals ausmachen, ist das nicht verlockend? Man glaubt gar nicht an die Möglichkeit der Zahlungseinstellung bei einem Institut mit 48 Millionen Capital und 17 Millionen Reserven. Der Laie, ja selbst Communen trauen blind einem so bedeutenden Unternehmen, und dieses Vertrauen wäre auch ohne Weiteres gerechtfertigt, wenn die 17 Millionen Reserven thatsächliche Reserven wären und nicht ideelle Buchposten von Anlagen, die irgend wie bereits im Betriebe verwendet sind.

Nehmen wir nun aus dem Leben das Beispiel eines Abschlusses einer kleineren Maschinenfabrik und Eisengießerei und besprechen an der Hand der Bilanz Gewinn und Verlustberechnungen, so werden wir über das Thema klarer sehen.

Bilanz nach Abschreibungen:

Activa:			Passiva:		
Grundstücke u. Gebäude	Mk.	500 000.	Actien-Capital	Mk.	1.500 000.
Maschinen u. Modelle	„	400 000.	Reserven:		
Vorräthe:			gesetzliche	„	150 000.
Rohmaterialien	„	350 000.	Baureserve	„	100 000.
fertige Produkte	„	350 000.	Creditoren	„	250 000.
Debitoren	„	400 000.		Mk.	2.000 000.
Consortialconto	„	100 000.	folgl. Gewinn:	„	150 000.
Casse u. Wechsel	„	50 000.	Vertheilung:		
			II. Reserve	10 000	
			4% Dividende	60 000	
			Tantième	15 000	
			Superdivid. 4%	60 000	
			Vortrag	5 000	
				150 000	
	Sa. Mk.	2.150 000.		Sa. Mk.	2.150 000.

Der vorstehende Abschluß macht einen nicht ungünstigen Eindruck, der Status der Gesellschaft erscheint gut fundirt, der gesetzliche „Reservefonds“ ist voll; es ist eine zweite Reserve vorhanden; die nöthigen liquiden Mittel scheinen auch, sofern die Debitoren nicht zu Bedenken Anlaß geben, vorhanden zu sein; die Ausschüttung einer Dividende von 8% ist ohne Weiteres gerechtfertigt, es wird auch hierzu nach Lage der Dinge nur ein vorübergehender Bankcredit beansprucht werden. Nun tritt kurz vor der Veröffentlichung der Bilanz ein plötzlicher Preissturz in Eisen von 30% ein, wie es thatsächlich vorgekommen ist. Die Bilanz mußte jetzt bei gewissenhafter Berücksichtigung der veränderten Verhältnisse in der Inventuraufnahme anders ausfallen, wohl gemerkt, nur durch die andere Bewerthung der Activen. Und zwar in folgender Weise, wobei angenommen werden soll, daß ein Theil der fertigen Producte bereits zu festen, den höheren bisherigen Preisen verschlossen ist.

Activa:			Passiva:		
Grundstücke u. Gebäude	Mk.	500 000.	Capital-Conto	Mk.	1.500 000.
Maschinen u. Modelle	„	400 000.	Reserven:		
Vorräthe:			gesetzliche	„	150 000.
Rohmaterialien	„	245 000.	Baureserve	„	100 000.
fertige Producte	„	280 000.	Creditoren	„	250 000.
Consortialconto	„	100 000.			
Debitoren	„	400 000.			
Casse u. Wechsel	„	50 000.			
	Mk.	1.975 000.			
Also Verlust	„	25 000.			
	Sa. Mk.	2.000 000.		Sa. Mk.	2.000 000,

mithin Einstellung der Reserven für den nächsten Abschluß mit nur Mk. 225 000 anstatt Mk. 250 000, damit die Bilanz wieder ausgeglichen ist.

Nehmen wir nun ferner an, das Werk hätte sich, um billigere Kohlen zu erhalten, mit Mk. 100 000 an der Erschließung eines benachbarten Braunkohlenwerkes betheiligt (siehe Consortial-Conto 100 000 Mk.) und sich damit auch die Lieferung sämmtlicher Maschinen ꝛc. gesichert. Nun ersäuft diese Grube. Wie wird das Consortial-Conto, wie das 150 000 Mk. betragende Guthaben bei dem Bergwerk für gelieferte Waare (Maschinen ꝛc.) in der Inventur bewerthet werden? Wir nehmen hier stets eine reelle Geschäftsführung an und setzen voraus, daß diese Posten ganz abgeschrieben werden, das Consortial-Conto also ausfällt und die Debitoren mit Mk. 150 000 weniger figuriren. Es würde hiermit sofort eine starke Verschiebung in der Liquidität eintreten, die Activen müßten sich um 250 000 Mk. verringern, und zum Ausgleich hierfür würden die Reserven gänzlich verschwinden. Mithin würde die Bilanz nunmehr so aussehen:

Activa:			Passiva:		
Grundstücke u. Gebäude	Mk.	500 000.	Capital	Mk.	1.500 000.
Maschinen u. Modelle	„	400 000.	Creditoren	„	250 000.
Vorräthe:					
Rohmaterialien	„	245 000.			
fertige Producte	„	280 000.			
Debitoren	„	250 000.			
	Sa. Mk.	1.675 000.		Sa. Mk.	1.750 000.
Verlust (Vortrag)	„	75 000.			
	Sa. Mk.	1.750 000.		Mk.	1.750 000.

Durch diese Abschreibung der Reservefonds wird nothdürftig für die Weiterarbeit die Bilanzirung hergestellt. Es fragt sich aber, erhält das Werk hierdurch die für den Weiterbetrieb nöthigen liquiden Mittel? Hat thatsächlich die Abschreibung des Fonds irgend etwas Anderes erreicht, als daß eben die Passiven bedeutend verringert sind und dadurch dem Werke die Möglichkeit erleichtet wird, schneller wieder bilanzmäßigen Ueberschuß zu erzielen, also wieder Dividenden zu vertheilen, wodurch die Kräfte der Gesellschaft abermals vermindert wurden? Denn je kleiner die Summe der Passivseite ist, desto eher wird die Activseite einen Ueberschuß erzielen können.

Aus den obigen Gegenüberstellungen der Bilanzen ersehen wir, daß allein die Bewerthung der Activen in der Inventuraufnahme für eine Gewinn- und Verlustberechnung maßgebend ist. Das der Verwaltung eines Unternehmens ferner stehende Publicum, ja bei Fabriken wie die obige oft auch ein Theil des Aufsichtsrathes hat kaum eine Ahnung, in wie weit die Schätzung der Activa richtig ist. Man kauft Actien lediglich nach der gezahlten Dividende, und bestimmt damit die Curse. Solange nun die Bilanzirung mit der Vorsicht eines guten Kaufmannes erfolgt, wird man zufrieden sein müssen — wer aber weiß, daß das stets der Fall ist? Thatsächliche Verluste können Jahre lang durch zu hohe Bewerthung alter oder eventuell neugeschaffener Activposten verschleiert werden, es werden flott Dividenden ausgezahlt, zunächst wohl in der Hoffnung, in besseren Zeiten entsprechende größere Abschreibungen vornehmen zu können. Mit den im § 262, 1 des H.-G.-B. bestimmten 5% solcher falscher Gewinnberechnungen werden auch die Reservefonds buchmäßig vergrößert und verstärkt, so daß das Werk äußerlich stets potenter erscheint. In Wirklichkeit aber ist es immer schlechter geworden, denn die Auszahlungen zwar berechneter, aber nicht erzielter, fictiver Gewinne schwächen das Unternehmen, und die Reservefonds sind nichts Anderes als lediglich künstliche Buchungsposten. Eine solche Gesellschaft wird aber stets immer mehr Credite in Anspruch nehmen müssen, und wenn es anders nicht mehr geht, so macht man es wie bei der Casseler Trebergesellschaft: man lügt stets größern Gewinn vor, renommirt mit „neuen großartigen“ — innerlich aber faulen — Erwerbungen und Patenten, „die phänomenale Dividenden versprechen“, bis das so angelockte große Publicum Actien kauft

Digitized by Google

und kauft und bei Neuauflagen ein ungeheures Agio bezahlt. Dies Agio sollte gesetzgemäß in den Reservefonds fließen, und buchmäßig scheint dieser Fonds auch vergrößert. In Wahrheit aber dient das Aufgeld lediglich dazu, die Mittel zur Auszahlung neuer Dividenden zu geben, bis es eines Tages nicht weiter geht. Dann bricht das Kartenhaus zusammen, die 16 Millionen Reserven sind verpulvert, ein Fonds existirt nicht, und für die Actionäre ist Alles verloren.

Nehmen wir nun keine betrügerischen Manipulationen an, setzen wir den Fall peinlichster Gewissenhaftigkeit bei der Inventuraufnahme, so müssen wir doch immer die Subjectivität jeder Werthbemessung, also einen möglichen Irrthum hierin im Auge haben. Es sei nur an die Taxen bei den nothleidenden Hypothekenbanken erinnert: so viel Taxatoren, so viel verschiedene Werthe, Differenzen bis 80% traten hier zu Tage, und das bei Immobilien, die wohl leichter einzuschätzen sind als halbfertige Fabrikate. Und doch waren die Sachverständigen in keiner Weise genöthigt, günstige Resultate zu äußern, ja sie waren theilweise vereidigt, nach bestem Wissen und Gewissen ihr Urtheil abzugeben.

Angesichts der Möglichkeit falscher Bewerthung der Activen, sei es mit, sei es ohne Bewußtsein; Angesichts der Thatsache, daß das bei Neuauflage von Actien erzielte Agio zur Auszahlung von Dividenden benutzt wird, daß also der Theil des Gewinnes, welcher als Reservefonds die größere Potenz eines Werkes, einen höheren Werth legitimiren solle, oft nur buchmäßig geführt, in Wahrheit aber gar nicht mehr vorhanden ist, erscheint die Forderung für unsere Actiengesetzgebung nothwendig, daß der Reservefonds ein thatsächliches greifbares Activum wird, zur Hülfe bei Krisen und Katastrophen, daß er also niemals in dem Unternehmen selbst angelegt sein darf.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Die Mobilisirung der socialen Kräfte.

Von Karl Noetzel.

(Schluß.)

Einstweilen bleibt aber eine der vornehmsten Aufgaben noch die, in weiteren Kreisen soziales Interesse zu erwecken. In diesem Sinne muß eine innere Mission in's Leben treten. Es sollen keine Seelen gerettet werden, es sollen nur Seelen und Geister gewonnen werden zur Antheilnahme an dem Schicksale Aller. Hier giebt es keine dogmatischen Verschiedenheiten, keinen Gegensatz zwischen Laien und Priester. Jeder der Missionare ist Laie und Priester zugleich. Weltflucht und Entsagung werden nicht verlangt. Bekehrungsversuche können ruhig im Salon vorgenommen werden. Gerade dort haben sie am meisten Zweck. Dort finden sich die meisten ungenützten Kräfte. Man wähle Spott, Satyre, Liebenswürdigkeit, Witz oder Pathos, um ihnen die Unausgefülltheit und innere Oede ihrer bisherigen Existenz zum Verständniß zu bringen. Man fasse einen Jeden bei seinem speciellen Interesse. Ein jedes läßt sich allgemein verwenden und kann die Brücke bilden zur socialen Weltauffassung. Ich könnte mir ferner sehr wohl denken, daß schon bestehende, fest organisirte große Vereinigungen in diesem Sinne wirkten, zum Beispiel die Freimaurerloge. Gewiß kommt ihr in clericalen oder despotisch regierten Ländern noch immer eine große Bedeutung zu als Verfechterin der Toleranz und Gewissensfreiheit. Im Grunde aber war ihre Rolle stets mehr passiv und theoretisch. Wenn sie ihrem veralteten Formalismus wenigstens theilweise entsagen wollte und in den Vordergrund ihres Programmes praktische Förderung der menschlichen Race, also soziale Arbeit, stellen würde, so könnte sie zu neuer ungeahnter Größe und Bedeutung gelangen. Die Organisation ist ja da, nur der Geist, der sich allzu sehr in Theorie gefiel, muß zu neuem Leben erwachen. Man müßte allerdings als Voraussetzung zur Mitgliedschaft nicht wie bisher bloß ein bürgerlich anständiges Leben verlangen, — was an sich, namentlich bei gesicherter Existenz, durchaus kein Verdienst bedeutet, wohl aber vielfach große Unterlassungssünden in sich birgt —, sondern nur der dürfte sich Maurer nennen, der auch wirklich mitmauert am großen socialen Bau; und sobald er aufhörte, geduldig Stein auf Stein zu fügen und zu befestigeu, so bald werde er auch des Rechtes verlustig, sich Freimaurer zu nennen, denn das bedeutet Einen, der da nicht als Handlanger mauert, sondern freiwillig.

Noch eine andere feste Organisation könnte zu einer ausgedehnten socialen Mission berufen sein und zwar in den breiten Massen — die Freimaurer möge diese Gegenüberstellung nicht kränken —, wir meinen nämlich die Heilsarmee. Sie hatte sich von Anfang an die Rettung der Seelen zur Hauptaufgabe gestellt. Die marktschreierische Art ihres Vorgehens, berechnet auf den Erfolg innerhalb der weitesten Kreise, zog ihr den Spott vieler Gebildeter zu. An der Aufrichtigkeit und Genialität ihrer Führer konnte nie ein Zweifel herrschen. Ernste Volksfreunde standen ihr nur deßhalb gleichgültig gegenüber, weil sie praktische Zwecke vermißten. Indeß waren solche wohl schon von Anfang an vorhanden, sie mußten nur verborgen bleiben, weil man damit die großen Massen eher abstößt als gewinnt. Jetzt erst, nachdem die Bewegung erstarkt ist und über einen festen Stamm verfügt, hat sie angefangen, namentlich in den trübsten Gegenden Londons, soziale Rettungsarbeiten zu leisten in einem Umfange und mit einem Erfolge, der jeden Unbefangenen mit Bewunderung, jeden Wohlwollenden mit aufrichtiger Freude erfüllen muß. Eines hat sie uns dabei sicher gelehrt, wie man nämlich vorgehen muß, um die großen Massen zu gewinnen; daß man mit ihrer Lust an aufdringlichen Geschmacklosigkeiten rechnen muß und sich vor Allem an ihre nach Bildern dürstende Phantasie zu wenden hat. Ich könnte mir sehr wohl denken, es sei dem genialen Begründer von vorne herein bloß auf soziale Rettungsarbeit angekommen, und die religiöse Einkleidung sei ihm bloß realpolitisches Mittel gewesen zur Erlangung der Popularität. Gehen wir noch weiter: denken wir uns eine Heilsarmee, die sich nicht an das Volk wendet, sondern gerade an die Gebildeten, die daher aller geschmacklosen Marktschreierei entbehren kann und sich ganz einfach das zeitliche Heil der Mitlebenden zur Aufgabe stellt, die also die großen Massen der Gebildeten aller Stände für allgemeine soziale Interessen zu gewinnen und die ganze Fülle ihrer unausgenützten, zwecklos vertändelten Zeit zur Lösung der socialen Aufgaben nutzbar zu machen sucht. Es brauchte hierbei kein Extraplatz im Himmel versprochen zu werden; es wäre bloß nachzuweisen — und das ist nicht allzu schwer — wie viel reicher und genußvoller das Leben desjenigen ist, der das Wohl und Weh Aller mitfühlt und daran mitarbeitet, als desjenigen, der nur seinen eigenen kleinen Interessen und sogenannten Genüssen nachläuft und logischer Weise stets unbefriedigt sein muß, weil er seinen Phantomen Ansehen, Reichthum, Sinnesgenuß Werthe beimißt, welche sie in keiner Weise besitzen.

Bisher suchte ich darzuthun, daß zunächst Zeit und Lust geschaffen werden muß zur socialen Arbeit. Noch ein Drittes kommt hinzu: die vorhandene Arbeit muß so organisirt werden, daß jeder Einzelne mit Leichtigkeit die seinen Neigungen und Fähigkeiten entsprechende Thätigkeit finden kann. Das würde ja natürlich auch von privaten Vereinigungen im Sinne der oben geschilderten besorgt werden. Ich könnte mir aber auch sehr wohl officielle Institutionen dafür denken. Ginge ich doch davon aus, eine neue Bürgerpflicht aufzustellen. Jeder Einzelne soll das Allgemeininter-

Digitized by Google

esse auch außerhalb der dafür vorhandenen gesetzlichen Vertretungen ständig und systematisch zu fördern suchen. Allerdings ist dies ebenso Menschen- wie Bürgerpflicht. Jede sociale Arbeit wirkt ja vorbildlich für die ganze civilisirte Welt. Zunächst kommt sie indeß der Stadtgemeinde zu Gute. Es könnte daher von dieser aus eine ständige Kammer für praktische sociale Thätigkeit eingerichtet werden. Man wende nicht ein, die ganze Stadtverwaltung habe dieselben Ziele. Ein Unterschied besteht darin, daß die Commune zunächst die Aufgabe hat, den sich ändernden Verhältnissen gegenüber die Ordnung der bestehenden Institutionen zu wahren und zwar mit Zuhülfenahme der obligatorischen vorhandenen Kräfte. Es soll auch nicht geleugnet werden, daß hierin an sich schon eine große Veranlassung liegt zu socialer Initiative, und daß einzelne Communen, wie namentlich Frankfurt, darin ein hervorragendes Beispiel gegeben haben. Worauf ich indeß hinaus will, das wäre die Stadtverwaltung als Organisatorin der vorhandenen, nur durch freiwillige Mitarbeit zu bewältigenden socialen Arbeit. Auch in den bestgeleiteten Gemeinwesen wird es immer noch Mißstände geben, zu deren Lösung bisher die Mittel oder die Arbeitskraft oder auch Beides fehlte. Andrerseits ist auch die Commune durch ihre weitgehenden Informationen am meisten in der Lage, eine Uebersicht über die socialen Bedürfnisse ihrer Bürger zu geben. Die Arbeiten der communalen Statistiker sind schon jetzt für die Socialwissenschaft unentbehrlich. Die Stadtverwaltung benutze ihre socialen Kenntnisse und ihre organisatorische Praxis dazu, die vorhandene Arbeit systematisirt nachzuweisen. Zu errichten wäre auch eine städtische Kammer für praktische sociale Thätigkeit. Auch hierfür sind Ansätze reichlich vorhanden in dem schon vielfach der Stadtverwaltung angegliederten Arbeitsnachweis und der ebenfalls städtischen Armenpflege. Nur möchte ich die sociale Arbeit viel weiter gefaßt und intensiver organisirt wissen. Es ergäben sich mit Natürlichkeit vier große Arbeitsgebiete: Arbeit, Gesundheit, Bildung, Kunst. Die Thätigkeit müßte natürlich sowohl eine praktische, wie eine theoretische sein: z. B. die Begründung von Institutionen zur Abhülfe eines vorhandenen Uebelstandes, wie Baugesellschaften gegen die Wohnungsnoth; ferner die freiwillige Ueberwachung eines Gewerbes, z. B. der Hausindustrie, welche die bestehenden Gesetze so vielfach übertritt, weiter die Ausarbeitung von Statistiken über Erwerbsleben, Gesundheits- und Bildungsverhältnisse und dementsprechende Eingaben für communale oder staatliche Reformen. Auf rein theoretischem Gebiete käme ihr noch die große Aufgabe zu, die schon jetzt in Vereinen geübte, freiwillige sociale Thätigkeit den Bedürfnissen nach zu ordnen. Ist es doch ohne Weiteres einleuchtend, daß freiwillige Vereine mit socialen Zwecken, z. B. Kinderschutzvereine, Gefangenenvereine in ihren Leistungen nicht von den Bedürfnissen abhängen, sondern von der zufälligen Anzahl der gleichartigen Vereine an einem Orte und der ebenfalls zufälligen Anzahl ihrer Mitglieder. Daraus erklärt sich die Ungleichartigkeit in den freiwilligen Leistungen der Gesellschaft, verschiedenen socialen Uebelständen gegenüber. Dem könnte begegnet werden durch ständige Controlle von Seiten besagter Kammern. Sämmtliche derartige Vereine hätten sie ständig auf dem Laufenden zu erhalten.

Natürlich kann ich in diesem Rahmen bloß einzelne kleine Skizzen geben von der unendlich vielseitigen Arbeit, welche derartigen Kammern für praktische sociale Thätigkeit zukäme. Denken wir uns beispielsweise nur eine von der Stadt erbaute Vorlesehalle, in der Fachmänner aller Gebiete umsonst Vorlesungen hielten, bildende Künstler Kunstunterricht ertheilten und ihre Werke ausstellten, Musiker in der Musik unterrichteten, Chor- und Orchestersachen einübten und auch selbst concertirten, Tanzlehrer Anstand und Grazie lehrten, Alles in ihrer freien Zeit und außerhalb der Arbeitsstunden. Es läge der Gedanke nahe, talentirte Bürger obligatorisch hinzuzuziehen, wie ja auch Niemand sich z. B. der Ehrenpflicht des Geschworenen entziehen kann. Das würde ich aber nicht befürworten, da jede sociale Thätigkeit freiwillig geschehen soll; nur dann hat sie Aussicht auf Erfolg. Ein Schritt weiter wäre die Vereinigung aller dieser Kammern, nicht behufs Centralisation, die bei der Verschiedenartigkeit der jeweiligen Verhältnisse bloß hemmend wirken könnte, wohl aber zu möglichstem Austausche der gemeinsamen Erfahrungen. Um die sociale Thätigkeit der städtischen Kammern stets von wissenschaftlichen Normen beherrschen zu lassen, wäre es durchaus erforderlich, daß ständige Commissionen existirten für jeden einzelnen Zweig der socialen Thätigkeit, zusammengesetzt aus den hervorragendsten Fachleuten im ganzen Reiche, z. B. Commission gegen die Wohnungsnoth, gegen das jugendliche Verbrecherthum, für Volkskunst ꝛc. Solche Commissionen würden den einzelnen Kammern treffliche Anreger und Berather geben und zugleich vorzügliches Material ausarbeiten zur Eingabe um Reformgesetze. Sie würden ferner den Sammelpunkt bilden für alle privatim an der Lösung dieses oder jenes Uebelstandes Arbeitenden. Bis jetzt fehlt es daran noch völlig. Daher hält es noch so schwer, sich die Literatur über bestimmte Fragen zu verschaffen, und werden eine Fülle socialer Broschüren geschrieben, die zwar sehr gut gemeint sind, aber über Wiederholungen längst bekannter Vorschläge nicht herauskommen und deßhalb verlorene Arbeitszeit und -lust bedeuten. In dieser freien Vereinigung aller auf einem bestimmten Gebiete Arbeitenden um einen aus den besten Fachleuten bestehenden Krystallisationspunkt liegt absolut nichts bureaukratisch Beengendes. Es steht ja selbstverständlich Jedem frei, seiner eigenen Wege zu gehen; ich möchte nur, daß es ihm auch möglich sei, der Beihülfe der Besten seines Faches sich zu erfreuen, wodurch ihm viel nutzlose Arbeit erspart und noch obendrein eine Fülle von Anregungen gegeben würde. Dies wären einige Vorschläge zur Organisation der socialen Arbeit.

Ich brauche wohl nicht zu fürchten, für einen Utopisten zu gelten, wenn wir die Zuversicht aussprechen, daß Interesse nach und Lust an freiwilliger, praktischer socialer Thätigkeit immer mehr zunehmen werden. Uns Alle hinderte bisher allzusehr ebenso die Sorge um die Existenz wie übernommene Vorurtheile. Wirthschaftlicher Aufschwung und Aufklärung sind in unaufhaltsamem Siegeszuge begriffen und haben viele dieser Hemnisse beseitigt. Immer mehr wird es uns ermöglicht, unseren freien Impulsen zu folgen. Es steckt aber in uns Allen Expansionskraft. Ueber sich selber hinaus will ein Jeder von uns. Alle sollen unsere Freude empfinden, Alle mit uns trauern. Der Sonne streben wir nach, die Allen leuchtet und wärmt. Nur dann ist unsere Freude vollkommen, wenn sie das Weltall theilt. Darum gab es noch keine vollkommene Freude; aber wir suchen nach ihr. Das ist unser mächtigster Instinct. Sie nennen's die Jagd nach dem Glück. Laßt uns nicht müde werden darin. Aber nicht soll uns in verderbliche Sümpfe locken das schwankende Irrlicht des blinden Eigennutzes; nein, als leuchtende Fatamorgana schwebe uns vor eine Menschheit, die keinen andern Hunger kennt, als den nach Wissen und nützlicher Thätigkeit, wo unglücklich nur die Kranken sein werden und unthätig allein die Todten.

Zur Philosophie der Maschine.

Von Heinrich Pudor.

Die Geschichte der Entwicklung der Maschine ist zugleich eine Geschichte der Entwicklung des menschlichen Geistes. Denn die Maschine, wie sie vom Menschengeist ersonnen ist, ist ein Niederschlag der menschlichen Denkthätigkeit und giebt in ihrer Idee und in ihrem Princip ein Bild von der Höhe

Digitized by Google

und dem Standpunkt des menschlichen Geistes. Ihre Idee ist Ausfluß des menschlichen Denkens. Die Maschine hat vom Mensch geborgten Intellect, sie denkt, sie hat Gehirn. Denn Denken heißt vergleichen und verbinden. Wenn die Heftmaschine mit einem Schlage nicht nur ein Buch durchsticht, sondern zugleich heftet, so ist sie gleichsam vermenschlicht, sie hat nicht nur mechanische, sondern auch menschliche Denkarbeit verrichtet. Verschiedene Thätigkeiten sind zu einer einzigen verbunden worden, und diese wird in einer möglichst kurzen Zeit ausgeführt. Und je weiter die Entwicklung der Maschine fortschreitet, je mehr die Maschinen verbessert werden, je complicirter sie werden, desto mehr geht vom menschlichen Geist in sie über, und ein desto beseelteres Werkzeug des menschlichen Geistes werden sie. In diesem Sinne geht die Entwicklung der Maschine mit der Entwicklung der Cultur überhaupt in Schritt. Die gegenwärtige Zeit, in welcher die Entwicklung der Maschine eine bedeutende Höhe erreicht hat, und in der man geradezu von dem Anheben eines Zeitalters der Maschine sprechen kann, darf darnach den Anspruch auf eine besonders fortgeschrittene Zeit machen. Vielleicht, daß man einst den Beginn der neuen Zeit von dem Zeitpunkt der Erfindung der Maschine an rechnen wird. Denn hierdurch erst wurde dem Menschen die Herrschaft über die Materie, über den Stoff ermöglicht. Wenn die Voraussetzung einer früheren Periode der Cultur die Herrschaft des Menschen über das Thierreich gewesen war, so datirt eine spätere von der Herrschaft über die Elemente. Und diese Herrschaft über die Elemente schließt zugleich eine Ausbeutung der Elemente und ihrer Kräfte in sich oder hat sie zum Mindesten zur Folge: diese Zeit beginnt mit der Erfindung des Blitzableiters und setzt sich fort mit der Verwerthung der elektrischen Kraft.

Man wolle nicht denken, daß dabei die Herrschaft der Maschine nothwendig die Herschaft des mechanischen Princips in sich schließe. Vielmehr liegt in der Maschine eine große ethische Bedeutung. An und für sich zwar kennt die Maschine nur physikalische, statische, mechanische und chemische Werthe; aber mittelbar trägt sie ethische Werthe in sich. Denn ihr Zweck ist es, dem Menschen die mechanische Arbeit zu erleichtern, sie ihm zum Theil abzunehmen und ihm Zeit und Kraft zur Leistung höherer sittlicher Arbeit zu schaffen. Die Maschine bedeutet nicht nur Zeit- und Gelderspariß, sondern sie bedeutet Ersparniß an menschlicher Kraft und sie hat ein Freiwerden dieser menschlichen Kraft für höhere Aufgaben zur Folge. Nicht nur, daß in Folge der Erfindung der Dampfmaschine und des elektrischen Motors das Thier, das Pferd geschont wird und das Zugthier mehr und mehr in Wegfall kommt, so wird auch der Mensch selbst mehr und mehr von niedriger mechanischer Arbeit entlastet und seine Kraft wird frei für höhere Aufgaben, für höher stehende Arbeit, für höhere Ziele. In Ostasien wird der Mensch noch heute als Zugthier verwendet, bei uns wird der Mensch noch heute zur Verrichtung niederer körperlicher Arbeit (wie Straßenreinigungen, Bergbau) verwendet, aber ein gut Theil dieser niedersten Arbeit ist ihm schon abgenommen Dank der Erfindung der Maschinen (z. B. Straßenreinigungsmaschinen).

Darin liegt der hohe Culturwerth der Maschine und ihr hoher ethischer Werth. Je mehr die menschliche Kraft frei wird für höhere sittliche, geistige und künstlerische Aufgaben, desto höher steht die Kultur; der Maschine aber fällt gerade diese Aufgabe zu. Deßhalb hat man ein Recht, die moderne Zeit diejenige zu nennen, in welcher die Maschine ihren Siegeslauf begann, und ein Blick in die Maschinenhalle der 1889er Pariser Weltausstellung war ein Blick in die Morgenröthe eines neuen Zeitalters. Die Erfindungen und Entdeckungen des Reformations-Zeitalters stehen an Bedeutung gegenüber der beginnenden Herrschaft der Maschine weit zurück. Zu einem höheren ethischen Wesen wurde der Mensch erst mit Hülfe der Maschine.

Also nicht nur Intellect und Denkkraft steckt in der Maschine, sondern ebenso sittliche Kraft und Moralität. Wenn heute die Gruben durch Maschinen geräumt, die Teppiche durch Maschinen gereinigt, das schmutzige Geschirr auf maschinellem Wege gespült, die Lasten durch Maschinen gehoben und bewegt werden, so bedeutet dies nicht nur Gewinn an Geld und Zeit, sondern ebenfalls an Sittlichkeit: je mehr dem Menschen niedere mechanische Arbeit abgenommen wird, desto mehr wird seine Kraft frei für höhere Aufgaben. Und deßhalb liegt der Beginn des Maschinen-Zeitalters im Beginn des demokratischen Zeitalters, in dem der vierte Stand nach Befreiung ringt und die Menschenwürde in allen Menschen erwacht und nach Anerkennung strebt. Diese Emancipation des vierten Standes, diese Firmelung der untersten Menschenclasse, diese Erhöhung des menschlichen Thieres oder Arbeitspferdes, diese Befreiung des Arbeitssclaven ist nur möglich durch die Erfindung der Maschine. Darin liegt die socialpolitische Bedeutung der Maschine, darin liegt der hohe Werth, den sie für die Culturgeschichte der Menschheit hat.

Also nicht nur ein gut Theil des menschlichen Geistes ist in die Maschine übergegangen, sondern auch ein gut Theil sittlichen Fühlens. Die Maschine hat nicht nur Gehirn, sondern auch Herz. Sie besitzt nicht nur Klugheit, sie kennt auch Mitleid. Sie denkt nicht nur, sie fühlt. Nicht daß alle Maschinen auf diesem Standpunkt stehen, aber die innere Idee der Maschine liegt hierin begründet. Die Idee der Maschine ist Befreiung des Menschen von niederer körperlicher Arbeit, und Ersparniß höherer sittlicher Kraft. Es giebt heute Maschinen zum Ausklopfen der Mehlsäcke. Der Erfinder hat gewiß hierbei nicht ethische Ziele im Auge gehabt, er hat lediglich nach einem Mittel gesucht, die Mehlsäcke möglichst gründlich zu reinigen, um damit Mehl und folglich Geld zu sparen — also der ökonomische Standpunkt war für ihn maßgebend. Der Erfinder der Locomotive hinwiederum hat vermuthlich in erster Linie an eine möglichst schnelle Fortbewegung des Menschen und materieller Lasten gedacht — also die Frage der Ersparung von Zeit und Geld war für ihn ausschlaggebend. Und ähnlich verhält es sich mit den meisten Maschinen. Ob aber nun die ethische Bedeutung der Maschine für den Erfinder maßgebend war oder nicht, ob sie ursprünglich nebensächlich oder hauptsächlich war — für die Entwicklung der menschlichen sittlichen und geistigen Kräfte kommt sie zumeist in Betracht, und es ist nicht nur nicht ausgeschlossen, sondern zu erwarten, daß in einer künftigen Zeit das Regulativ für Erfindung von Maschinen die Befreiung des menschlichen Individuums von der Materie sein wird. Dann erst wird die Zeit bewußter sittlicher Erhöhung des Menschen mit Hülfe der Maschine gekommen sein. Dann wird die Bedeutung der Maschine sich beträchtlich steigern, und dann wird vermuthlich auch die Technik der Maschinenerfindung einen neuen, ungeahnten Aufschwung nehmen.

Immerhin giebt es auch heute schon Maschinen zur Erhöhung des Gesundheitszustandes des Menschen, Maschinen also, welche ausdrücklich und bewußt mit dem Zweck, das Wohl des Menschen zu fördern, erfunden sind. Dahin gehören alle in das Bereich der Hygienie fallenden Maschinen von der Straßenreinigungs- bis zur Elektrisirmaschine, von der Ventilationsmaschine bis zum Magenspülapparat.

Man kann geradezu die Geschichte der Erfindung der Maschine nach dem Standpunkt, in wie weit die Erhöhung des menschlichen Wohles der Vater des Gedankens war, eintheilen. Zuerst waren es immer nur praktische und ökonomische Gründe; der ethische und intellectuelle Gewinn war nebensächlich und mehr oder weniger zufällig. Je weiter wir aber culturell vorwärts schreiten, desto mehr wird auch bei der Erfindung der Maschine die Erhöhung der menschlichen Moralität der treibende Gedanke werden. Darnach wäre z. B. eine der dringlichen Aufgaben für die Maschinentechnik, die zu Tage

Digitized by Google

Förderung der Erze mehr als bisher auf maschinellem Wege zu ermöglichen. Denn streng genommen müßte die Hygiene, von der öffentlichen Wohlfahrt im Allgemeinen und Socialpolitik zu schweigen, die bisherige Art des Gruben- und Bergwerkbaues durchaus verbieten; sie ist menschenunwürdig, denn mehr oder weniger ist Schädigung der Gesundheit, Krankheit und Tod unumgänglich mit ihr verknüpft.*)

Die ökonomischen Gründe sind für die Erfindung der Maschine wie bemerkt in erster Linie maßgebend gewesen, im Besonderen die Zeitersparung. Dem Dampfschiff war es weniger um die Herrschaft über die Wellen- und Wogenkraft, als um die Beschleunigung der Seefahrt zu thun. Der Sieg über Raum und Zeit bildet geradezu das Losungswort für die meisten maschinellen Erfindungen. Der Telegraph vermittelt Entfernungen und gleicht Raumunterschiede aus, ebenso das Telephon. Beide bedeuten zugleich Zeitersparniß, denn Alles, was im Raum ist, ist auch in der Zeit, und für den Verkehr wächst das Moment der Zeit in Proportion zu dem des Raumes. Raum- und Zeitersparniß bewirken daher die Locomotive, die elektrische Eisenbahn, das Automobil. Und am Vollkommensten ist bisher der Sieg über Raum und Zeit dem Phonographen gelungen, welcher es ermöglicht, daß ein Wort, das heute in Berlin gesprochen wird, noch nach fünfzig Jahren in New-York gehört werden kann, so daß hier der umgekehrte Fall stattfindet, wie in der Astronomie: ein Stern, der heute auf irgend eine Weise in Trümmer geht oder erlischt, würde uns noch Hunderte von Jahren leuchten, weil das Licht bei der ungeheuren Entfernung Jahre braucht, um zu uns zu gelangen. Und ein Wort, das man im Jahre 1951 aus dem Phonographen hört, kann schon seit fünfzig Jahren erstorben sein. Damit wird der Sieg über Raum und Zeit immer vollkommener, und es fehlt in der Hauptsache nur noch die Erfindung, welche es uns ermöglicht, Raum und Zeit überbrückend zu sehen, nicht nur zu hören, also Teleskopie in diesem Sinne.

Aber die Maschine kennt nicht nur intellectuelle und ethische Werthe, sondern auch logische und ästhetische.

Die Logik betrifft freilich mehr die Art ihres technischen Baues, genauer die Art, inwieweit die technische Leistung der Maschine ihre Idee zur Ausführung bringt. Ferner können einzelne Theile einer Maschine unlogisch sein: unlogisch ist heute noch sehr viel an dem ganzen körperlichen Aufbau der Maschine, indem nämlich dem Eisen und Stahl noch immer nicht genug Tragkraft von Seiten des Erfinders zugetraut wird, so daß ihre Leistung im Mißverhältniß zu der im Material steckenden latenten Kraft steht. Beim Fahrrad hat man Jahr für Jahr das Gewicht des stählernen Rahmens vermindert. Bei den großen eisernen Brückenbauten wird immer mehr und mehr Tragkraft den eisernen Stützen zugemuthet. Die Locomotiven werden immer leichter gebaut, und zugleich wird die Schnelligkeit, also das ihnen zugetraute Kräftemaß erhöht. Und ähnlich wird es mit den Automobilen und Motoren gehen, die heute noch eine ganz unverhältnißmäßige Materialaufwendung zeigen.

Hiermit in engem Zusammenhange steht das ästhetische Princip. Auch für die Maschinen gelten ästhetische Gesetze, nicht nur insoweit als das äußere Gesammtbild der Maschine, sowie die einzelnen Theile kunstvoll gestaltet und den Schönheitsgesetzen Genüge thun müssen. Weit wichtiger ist es vielmehr, daß die Materialaufwendung im Verhältniß zu der Kraftleistung steht. Die heutigen Automobile sind ebenso unschön wie die einstigen Fahrräder, die einstigen Locomotiven und Postkutschen von Anno Dazumal. Das heutige Fahrrad dagegen ist schön und befriedigt den ästhetischen Sinn, weil die Stärke und Dichtigkeit des Materials genau im Verhältniß zur Kraftleistung steht. Dieses moderne Fahrrad ist in der That eine maschinelle Kunstleistung und eine den ästhetischen Sinn im hohen Maße befriedigende Maschine. Es giebt nichts, was für die moderne Zeit nach verschiedenen Richtungen hin so charakteristisch ist, wie das Fahrrad. Es ist geradezu eine Art Kleidungsstück des modernen Menschen, eine Art modernen Siebenmeilenstiefels. Es überbrückt den Raum, und es überbrückt die Zeit. Es steckt ein außerordentliches Maß menschlichen Intellectes in diesem Fahrrad. Es hat eine hohe ethische Bedeutung, ja, es hat eine socialpolitische Bedeutung, von der man sich beispielsweise überzeugen kann, wenn man eine Straße überschreitet, auf der Arbeiter Eisenschienen legen, während an der Seite die Fahrräder dieser Arbeiter stehen, um sie nach geschehener Arbeit nach Hause zu führen.

Und ähnlich wie das Fahrrad ist der Dampfpflug für unsere Zeit charakteristisch. Man könnte die moderne Zeit mit der Erfindung des Dampfpfluges anheben lassen, denn die Bearbeitung des Bodens auf maschinellem Wege bedeutet geradezu einen Umschwung in den Anschauungen, im Denken sowohl, als im Wirthschaftsleben. Ueberall beginnt die Elektricität ihren Einzug in die Landwirthschaft zu halten. Namentlich in den skandinavischen Ländern werden die meisten Meiereiwirthschaften elektrisch betrieben, und die Landwirthschaft selbst hat sich dort bereits zu einer fabrikmäßig betriebenen Industrie entwickelt.*) So dringt die Maschine überall da ein, wo mechanische Kraft nothwendig ist und auf allen Gebieten wird daher die menschliche Kraft geschont, um sich intensiveren und höheren Aufgaben zuwenden zu können.

Ich bemerkte schon, daß die Maschine gewissermaßen beseelt ist, daß der Geist und das Herz des Menschen in sie übergeht. Zugleich erhält nun die Maschine auch einen Willen. Damit komme ich zu der Psychologie der Maschine. Einen selbstbewußten Willen kennt nur der Mensch, aber ein unbewußter Wille liegt in der Triebkraft und in dem Gange der Maschine. Der Gang der Maschine ist zugleich ihr Herzschlag. Wie das Herz beim Menschen das Blut bis in die fernsten Körpertheile pumpt, so überträgt sich bei der Maschine vom Heerde, vom Dampfkessel aus die Kraft vermöge Rädern, Hebeln und Transmissionsriemen auf alle Theile der Maschine. Der Stillstand der Maschine bedeutet Tod; wenn sie im Gange ist, lebt sie. Und der Gang der Maschine hat zugleich einen Rhythmus, welcher abhängig ist von der Vollkommenheit ihrers Baues. Das oberste rhythmische Gesetz für die Maschine ist absolutes Gleichmaß der Bewegung. Der Mensch gliedert metrisch die Reihenfolge der Bewegungen, für die Maschine selbst giebt es eine derartige Gliederung nicht; zwei und drei ist für sie gleich eins. Das menschliche Ohr allein ist es, welches die Aufeinanderfolge der Bewegungeu rhythmisch in Jamben und Trimetern ordnet. Durch dieses Gleichmaß der Bewegung gerade erhält die Maschine für den Menschen etwas Mysteriöses, etwas Ueberweltliches — wenn wir eine Stunde lang in das Maschinenwerk eines Dampfers schauen, verlieren wir uns vollständig in Raum und Zeit.

Von Allen in Anwendung gebrachten Gesichtspunkten dürfte der ethische der bedeutungsvollste für die Beurtheilung der Maschine und ihres Werthes sein. In Folge dessen steht eine Maschine, je weniger sie von der Bedienung des Menschen abhängig ist, ethisch desto höher. Um einen Eisenbahnzug, also eine Last von Hunderttausenden von Centnern zu bewegen, bedarf die Locomotive der Bedienung zweier Menschen. Welches ungeheure Maß von Menschenkraft ist mithin für höhere sittliche Aufgaben frei geworden! Dabei stehen wir hier erst am Anfange der Entwicklung. Der Automat ist dazu angethan, ebenso große Umwälzungen hervorzubringen, wie die Maschine selbst. Wenn wir heute

*) Nach einer neueren Statistik ist in Amerika der Procentsatz derjenigen Bergwerke, welche mit Maschinen arbeiten, in starkem Steigen.

*) Das ist natürlich cum grano salis zu verstehen. Die Erzeugung von Rohproducten wird dadurch nicht zu einer Industrie, daß der Landwirth sich der Maschine bedient; und „fabrikmäßig" kann gerade zur Landwirthschaft, dieser helle, thatsächliche und sittliche Gegensatz der Fabrik, nie betrieben werden. R. M.

Digitized by Google

nicht nur Waarenautomaten, sondern auch automatische Restaurants haben, so eröffnet sich uns von hier ein herrlicher Blick in die socialpolitische Entwicklung der Menschheit. Der Kellnerberuf ist eines Menschen streng genommen unwürdig. Derartige Berufe aber giebt es heute noch viele. Wenn nun der Automat und die Maschine dem Menschen immer mehr und mehr von der Sclavenarbeit abnehmen, so erhöht sich damit zugleich immer mehr das menschliche Geschlecht selbst — nicht nur, daß überhaupt die menschliche Kraft für rein künstlerische, geistige und sittliche Arbeit frei wird, sondern immer mehr Berufsstände steigen aus menschenunwürdigem Dasein empor, und das Zeitalter wird in wahrem Sinne des Wortes humanistisch. Und deßhalb darf eine Philosophie der Maschine Aufgaben für die künftige Maschinen- und Automaten-Erfindung stellen. Es kommt darauf an, überall dahin, wo der Mensch seiner unwürdige Arbeit verrichtet, sei es, daß er am Körper, sei es, daß er an der Seele Schaden erleidet, den Maschinenautomaten zu stellen. So wird z. B. die heute stark hervortretende Dienstbotenbewegung sicherlich noch mit Hülfe der Maschine und des Automaten ihre Lösung finden, derart, daß nämlich die Reinigungsarbeiten und Bedienungsarbeiten mit Hülfe der Maschinen, Apparate und Automaten so leicht werden, daß sie von allen Herrschaften selbst ausgeführt werden können. Schon heute sind eine ganze Reihe häuslicher Arbeiten theils bedeutend erleichtert, theils in Fortfall gekommen. An die Stelle der Hausbäckerei ist die Dampfbäckerei getreten. Heizung und Beleuchtung ist Dank der Elektricität und Dampfheizung weit einfacher zu bewerkstelligen. Die Teppiche werden mechanisch, die Stoffe chemisch gereinigt, für die Fensterreinigung giebt es Institute, welche sich besonderer Apparate und Geräthe bedienen. Kurz und gut, die Maschine hält ihren Einzug auch in die Hauswirthschaft, und damit wird wiederum Menschenkraft gespart und für höhere Zwecke frei. Diese Bedeutung der Maschine ist wahrlich nicht die am Wenigsten zu berücksichtigende. Wer da meint, die Maschine kenne nur mechanische Werthe, und es sei nicht zum Ruhm unseres Zeitalters gesagt, daß es im Zeichen der Technik und der Maschine stehe, ist in schwerem Irrthum befangen. Nicht daß die Technik die Spitze der Pyramide menschlicher Cultur bedeute, aber sie ist ihre Basis, sie schafft erst die Möglichkeit für eine höhere sittliche Cultur, indem sie den Menschen von der Materie befreit, dadurch, daß sie ihm die Herrschaft über die Materie verschafft. Mit der Erfindung der Maschine datirt ein neues Zeitalter der Menschheit, für welches die Freiheit des menschlichen Geistes, die Bethätigung der höchsten menschlichen Kräfte, sittlicher, geistiger und künstlerischer Art, die Menschenerklärung aller Berufsstände — für welche die Würde des Menschen kein Traum und kein Phantom mehr ist. Jetzt endlich scheint das Zeitalter des Humanismus zu dämmern.

Literatur und Kunst.

Goethe und Schiller, und Schiller und Goethe.

Von Eugen Reichel.

Wir Deutsche sind in vielen Beziehungen sehr seltsame Leute; vor Allem in Beziehung auf unsere Dichter. Während bei uns alle guten Biere in gleichem Ansehen stehen und ehrfurchtsvoll in Massen von uns verschlungen werden; während wir so ziemlich alle Rhein- und Moselweinsorten mit der gleichen Hochachtung über unsere Zungen gleiten lassen, mindestens für fünfzig Arten von Schnäpsen das gleiche liebevolle Verständniß besitzen, und, schlecht gerechnet, zum mindesten hundert Cigarrenarten für „classisch", d. h. für „prima" halten: kommen wir bei der Hochachtungsbezeigung für unsere dichtenden Hauptmänner nicht über die engsten spießbürgerlichen Grenzen hinaus. Sobald wir uns, was ja selten genug der Fall ist, mit unsern Dichtern vor uns selbst oder vor dem Auslande „breit machen" wollen (wie man zu sagen pflegt), werden wir kleinliche Philister, die ihre Bewunderung, eben weil wir sie uns mit so qualvoller Mühe abringen müssen, nur für die anscheinend Auserwähltesten der Auserwählten opfern. Seit Goethe und Schiller den überaus klugen Einfall gehabt hatten, sich als Dichter der Xenien auf ein gemeinsames erhöhtes Fußgestell zu begeben, und alle ihre dichtenden Zeitgenossen wie arme Sünder abzuschlachten; hat sich für uns eine fast hundertjährige Literatur-Epoche zu einer Literatur-Einöde umgewandelt, in der wir eigentlich nur zwei Riesen oder am Ende gar nur einen Riesen wandeln sehen. Allerdings: unsere Literaturgeschichte wimmelt von Namen; und Reclam's Universal-Bibliothek hat unsere Lesewelt mit etlichen Tausend Auserwählten der Weltliteratur vertraut gemacht, in deren Mitte sich, unter der Fülle von in- und ausländischen Tages- oder Monatsfliegen, auch eine stattliche Reihe von guten deutschen Dichtern und Denkern bemerken läßt. Aber trotzdem: wenn wir wirklich literarisch thun, so schrumpft für uns die ganze deutsche Literatur zu einer Episode zusammen, deren Helden wir in Goethe und Schiller erblicken. Ja, wir kommen uns schon sehr weitherzig vor, wenn wir überhaupt diese zwei Namen nennen. Am liebsten häuften wir alle Ehren auf ein Haupt, weil es uns unbequem ist, unsere Bewunderung nach zwei Seiten sich austoben zu lassen. So hat es denn thatsächlich Zeiten bei uns gegeben, da wir nur Goethe in den Himmel hinein bewunderten (— natürlich, ohne ihn näher zu kennen; denn selbst unsere Goethe-Forscher haben ja kaum so viel Zeit für ihren Helden übrig, um die Schriften des Meisters aufmerksam zu lesen, geschweige denn seine besten Werke zu verstehen oder, wenn ich so sagen darf, zu durchschauen —) und Schiller mit einem Hochachtungsfußtritt bei Seite warfen. Um „goethereif" zu scheinen, mußte man sich dem armen Schiller gegenüber so vornehm wie möglich fühlen. In den Tempeln, wo unsere urtheilslosen Schönredner vor Homer, Dante, Shakespeare und Goethe ihre Veitstänze verrichteten, war für einen „poetischen Lumpen" vom Schlage Schiller's kein Platz übrig. Andererseits gab es in den Zeiten, welche der Goethemanie vorhergingen, in Deutschland kaum hundert gebildete Menschen, die sich mit Goethe „befassen" mochten: die andern „schwärmten" für Schiller; der idealistische, angeblich „demokratische" Schwabe war ihr Abgott, dem sie den „Fürstenknecht" Goethe mit echtem Mannesstolz opferten. Sobald aber die deutsche Welt „aristokratisch" geworden war, drehte sie eben den Spieß um: und heute verdichtet sich Alles, was wir „deutsche Literatur" nennen, so ganz in dem einen Namen Goethe, daß die Schillerfreunde, an denen es ja zum Glück nie ganz bei uns gefehlt hat, jetzt endlich den Muth gefaßt haben, laut zu erklären, daß auch ihr Liebling ein Classiker sei. Dagegen wäre an und für sich Nichts einzuwenden. Nichts ist an einem Volke verächtlicher, als Pietätlosigkeit großen, verdienten Männern gegenüber; und es wäre eine neue Sünde des an Sünden dieser Art nur allzu reichen deutschen Volkes, wenn es Schiller vergessen, wenn es seinem veredelnden Einflusse sich entziehen wollte. Aber wenn die neuen Schillerherolde nun abermals so thun, als ob in „Goethe und Schiller" und in „Schiller und Goethe" alle Weisheit und alle Größe des deutschen Geistes enthalten sei: so muß doch endlich einmal offen ausgesprochen werden, daß wir dieses „Zwei-Männer-System" satt haben, daß es eines großen, gebildeten Volkes unwürdig ist, immer nur einen oder zwei Namen im Munde zu führen, wenn vom geistigen und künstlerischen Leben der

Digitized by Google

Nation die Rede ist. Wie das die schlechtesten Eltern sind, die ihre Affenliebe nur einem oder höchstens zweien ihrer Kinder zuwenden, so sind das die unreifen, ihrer großen Dichter und Denker unwürdigen Völker, die immer nur einen oder höchstens zwei Götzen für ihre wesenlose Bewunderung aufgerichtet wissen wollen. Unser Volk hätte wahrhaftig allen Grund, sich mit seiner Literatur begraben zu lassen, wenn es nun auch im 20. Jahrhundert nur „Goethe und Schiller" oder „Schiller und Goethe" oder gar nur „Goethe" bewundern wollte. Wir sind durch dieses Zwei-Männer-System, aus welchem ganz naturgemäß ein höchst einseitiger, blinder Heroen-Cultus erwachsen mußte, lange genug schwer geschädigt worden; wir sind dadurch in geistiger Beziehung so völlig bankerott geworden, daß wir einige Jahre lang allen Ernstes glaubten, zuerst in Sudermann und später in Gerhart Hauptmann den Gipfel unserer nationalen Dichtung erblicken zu dürfen, und dementsprechend (da wir eben immer nur einem Götzen opfern wollen) Alles, was vor diesen Helden des Tages zu leben und zu wirken gewagt hatte, einfach zu den Todten warfen, selbst Goethe, den Abgott Goethe, nicht ausgenommen! Solche Thorheiten wären in keinem andern Lande möglich; sie sind ausschließlich deutsches Nationaleigenthum.

Ueber Leichen herrscht sich's leicht — nirgend hat sich diese Wahrheit besser und ausgiebiger bewährt, als im deutschen Literaturreiche. Man muß einerseits weder Goethe noch Schiller wirklich kennen, wenn man glauben kann, daß diese zwei Dichter allein uns in alle Zukunft, ja selbst auch nur noch im 20. Jahrhundert, Alles sein könnten; und man muß andrerseits die tiefe und reiche Fülle Dessen, was unsere großen Dichter und Denker seit dem Auftreten Gottsched's uns beschеert haben, ebenso wenig kennen, wenn man sich einbilden kann, daß das Alles uns durch Goethe und Schiller, oder gar nur durch Goethe allein, reichlich ersetzt werde. Aber lernt nur erst einmal Gottsched kennen, und Ihr werdet staunen, wenn Ihr seht, was Ihr von diesem „Ueberwundenen" noch erst zu lernen habt, und wie er Euch bereichern kann. Doch ich denke hier nicht etwa nur an Gottsched, der nur eben so zufällig in die „Literatur" hineingerathen ist. Ich denke noch an ganz andere Männer, von denen im „Volke" Alles still ist; weil unsere Literatur-Pedanten und Literatur-Banausen immer nur von „Goethe und Schiller" und von „Schiller und Goethe" schwatzen, und zwar so schwatzen, als wenn sie mit ihnen so zu reden geistige Brüderschaft getrunken hätten. Wie weit ist etwa Lichtenberg unserm Volke in's Blut übergegangen? Freilich: unsere „Classiker" sprachen gern von „Lichtenberg und Consorten"; Grund genug, ihn über die Achsel anzusehen. Wer aber Lichtenberg kennt, diesen Denker, der es verschmähte, das Gescheidte, was Andere vor ihm gedacht hatten, „noch einmal zu denken", weil er an eigenen Gedanken reich war: der weiß, daß dieser unbeachtete, kaum von der „Elite" unseres Volkes recht gekannte Denker und „Witzling" uns unsere zwei oder „drei", durch hundert Denkmäler und unzählige Ausgaben ihrer sämmtlichen Werke von uns geehrten „Classiker" entbehrlich erscheinen lassen kann. Und ferner: welchen Rang nimmt E. T. A. Hoffmann bei uns ein? Er ist vielleicht der eigenartigste Novellist der ganzen Welt; er ist zugleich einer der geistvollsten Schriftsteller, die je gelebt haben — seit einige seiner Geschichten bei Reclam erschienen sind, werden diese wohl auch in den „Hinterhäusern" zugleich mit Colportageromanen, die beinahe ebenso „gruselig" sind, gelesen: aber welche Schätzung genießt er im Volke? Wer sagt dem Volke, daß dieser Classiker Gemeingut des Volkes sein müßte; daß seine novellistischen Hauptwerke so vollendete Meisterstücke sind, wie höchstens einige der schönsten Lieder Goethe's und das „Lied von der Glocke"? Und welches Ansehen genießt — man lache nicht! — Kotzebue bei uns? Die „Classiker" haben den gefährlichen Concurrenten gründlich gehaßt und ihm alles Schlechte nachgesagt; und die Literaturfischweiber haben das Ihrige gethan, diesen genialen Komiker, diesen saftigsten und ergiebigsten Meister unserer Schaubühne zum Gegenstand unsterblicher Verachtung zu stempeln. Das ist Kotzebue's „Unsterblichkeit"! Der Name des Mannes, dessen Komödien und Schauspiele 50 Jahre lang nicht nur die Bühnen Deutschlands, sondern die der ganzen Welt beherrschten, und von dessen Reichthum noch heute die Schwankdichter in aller Welt zehren, ist bei seinem Volke ebenso zum Schimpfwort geworden, wie der Name des ehrwürdigsten aller unserer Geisteshelden, wie der Name des Schöpfers der „Dichtkunst", der „Weltweisheit", der „Redekunst" und der „Sprachkunst". Auch Heinrich von Kleist war einem Goethe „unsympathisch". Kein Wunder! Aber genießt dieser unglückseligste Dichter auch heute schon die Ehren, die er verdient, und die wir ihm, zu unserer eigenen Ehre, einräumen sollten? Gilt nicht auch er nur für einen Mann zweiten oder dritten Ranges, der neben den „Classikern" nicht geehrt werden darf? Und wo sind die Leute, die von Herder lernen wollen? Ich überschätze diesen großen Anreger unseres Volkes nicht. Er war kein ganz klarer Kopf, kein nüchterner, von Grund aus ehrlicher Denker, kein Genie wie Gottsched. Aber trotzdem: wie hinreißend hat er zu seiner Zeit gewirkt! Wie hat er Gottsched's allumfassende Wirksamkeit nach einer Seite hin zu ergänzen gewußt! Und wie hoch steht auch er vor Allem als Lehrer und Erzieher des Volkes über seinen unmittelbaren Schülern, über Schiller und Goethe! Und um auch ein Wort von neueren Großen zu sagen: Wer kennt Mörike? Für wie viele Deutsche sind die köstlichen Lieder dieses Lyrikers, dem selbst der Lyriker Goethe nur in ganz vereinzelten Fällen gewachsen ist, wirkliche Seelenspeise geworden? Wo stehen die Altäre für diesen ganz einzigen Meister? Und wie weit reichte die Wirkung Gottfried Keller's selbst in den paar Jahren, als er „Mode" war? Wer liebt und verehrt Conrad Ferdinand Meyer, Wilhelm Raabe u. A. m.? Sie Alle haben im glücklichsten Falle eine stille Gemeinde, aber für das Volksbewußtsein sind sie nicht vorhanden — sie müßten dann gerade einmal ihren 70. Geburtstag feiern. Goethe und Schiller und allenfalls noch Lessing — mit diesen drei Worten erschöpft sich nahezu das ganze „Geistesleben" des „Volkes der Dichter und Denker".

Es ist möglich, daß das in Deutschland bis auf Weiteres so bleiben wird, da es ja selbst den Wagnerianern nicht gelungen ist, Goethe, Schiller und Lessing, zur größeren Ehre des zweifellos jeder Ehre würdigen Meisters, aus den Vorzugsstellungen zu verdrängen. Man wird im 20. Jahrhundert wahrscheinlich ebenfalls mit den Namen Goethe, Schiller und Richard Wagner Alles umfassen, was, nach der Meinung des deutschen Volkes (soweit es sich überhaupt noch um solche „unbedeutende" und „unpraktische" Dinge bekümmert), den Inhalt unserer Bewunderung bilden soll. Aber darüber täusche man sich nicht: falls diese „Selbstbeschränkung" fortdauert, so wird man sich nicht wundern dürfen, wenn unser Volk über kurz oder lang seinen vollständigen geistigen Zusammenbruch erleidet. Wir sind ja über Rudolf Waldmann und Paul Lincke, über Oscar Blumenthal und Gustav Kadelburg hinweg, schon heute bis zum „Ueberbrettl" gelangt, von dem herab uns einige ganz besonders pfiffige Leute sogar allen Ernstes „Höhenkunst" spenden wollen. Wir haben mit dieser ganz Deutschland verseuchenden Ueberbrettl-Manie zweifellos alle andern Völker „geschlagen" und dürfen „stolz" darauf sein, wenigstens in dieser Beziehung an der Spitze von Europa zu marschiren. Noch 25 Jahre todten Goethe-Cultus, bequemen, gedankenlosen Einzel-Heroen-Cultus: und wir werden überhaupt nicht mehr fähig sein, etwas Anderes zu lesen, als Feuilletons, etwas Anderes zu genießen als öde Possenwitze, Gassenhauer und Tingeltangelpoesie.

Goethe und Schiller in Ehren. Denn der wäre ein

Digitized by Google

schlechter Berather unseres Volkes, der uns diese zwei Dichter verleiden wollte. Aber sie sind eben nur zwei Dichter unseres Volkes und keineswegs — haben wir doch endlich einmal den Muth, ehrlich zu sein und zu urtheilen! — unsere größten; geschweige denn, daß ihre Weisheit über die Weisheit unserer edelsten Denker erhaben sein sollte. Halten wir Goethe und Schiller in hohen Ehren; ehren wir sie vor Allem dadurch, daß wir ihr wirklich Bestes lebendig auf uns und in uns hinein wirken lassen (denn gerade daran fehlt es bei uns nur zu sehr, und unsere, wenn ich so sagen darf, amtlichen Goethe-Enthusiasten stehen Goethe und Schiller so ziemlich am fernsten) — aber haben wir zugleich soviel Geschmack, so viel Pietät und Selbstachtung, die vielen anderen großen Bescheerer unseres Volkes ebenfalls hoch zu ehren, ihre reichen Schätze für uns fruchtbar zu machen. Dann wird es nicht nur eine Freude für jeden deutschen Dichter und Denker sein, die besten Kräfte seiner Seele dem deutschen Volke zu weihen: dann erst werden auch die Deutschen ein Recht haben, sich das Volk der Dichter und Denker zu nennen. Dann erst wird es ein Glück für die erlesenen Geister unseres Volkes sein, sich mit Deutschen als Deutsche zu fühlen.

Unterricht und Städtebau.

Von Dr. Hans Schmidkunz (Berlin-Halensee).

Als die Malerei und zum Theil auch ihre Schwesterkünste sich aus längerer Erstarrung heraus in der Richtung einer Moderne entwickelten und „secessionistisch" wurden, ging noch eine andere künstlerische Secession vor sich, die damals kaum bemerkt wurde und auch jetzt noch verhältnißmäßig wenig Aufmerksamkeit findet. Es ist dies ein anscheinend geringfügiger, bei näherer Betrachtung jedoch entscheidend weitgreifender Zweig der Baukunst: die Bebauungsweise der Städte, die Anlageform der Straßen und Plätze sammt ihren Füllungen wie Denkmäler, Brunnen, Pflanzungen u. s. w., kurz der Städtebau im engeren Sinne des Wortes. Nicht also um die Bauart der städtischen Häuser handelt es sich hier, außer insofern sie mit dem von uns Gemeinten in bemerkenswerther Beziehung steht; sondern die Gruppirung der Häuser, die den Boden in gewissen Figuren bebaut macht und in anderen Figuren unbebaut läßt, die also Baublöcke und Verkehrsflächen bildet — diese ist das hier Gemeinte.

Nun fand ein neu erwachender kritischer Geschmack, daß in der gegenwärtigen Anordnung dieser Elemente des Städtebaus, also des Baublockes und — was mit ihm schon gegeben sein kann — der Straße oder des Platzes eine geschmacks- und zweckwidrige Schematik herrsche. Die Straßen möglichst gleich, grundsätzlich gerade und gegenüber der Enge früherer Straßen nun mit Vorliebe breiter als nöthig; die Kreuzungen möglichst so in einander geführt, daß die Verkehrsgefahren sich potenciren; und Füllungen wie Denkmäler u. dgl. allermeistens genau in die Straßenachse gestellt, auf daß der Verkehr ihnen ausweichen und der Blick sie als Centrum irgend einer symmetrischen Linienführung treffen muß. Die Plätze im Wesentlichen ebenso beschaffen: eine stückweise Verbreiterung und Ausweichstelle der Straße, mit einer der Elementargeometrie entnommenen Randung, meist mehrmals so umfangreich, als man es brauchen würde; die Straßen zu ihnen und aus ihnen und über sie wiederum so geführt, daß kaum einige nicht durch das Verkehrsgewirre gefährdete Stellen übrig bleiben, und daß gerade noch der am sichersten ist, der auf den Kopf eines Denkmals oder in die Krone eines Baumes aus dem „städtischen Grün" oder auf einen Laternenpfahl klettert oder wenigstens eine der so herrlich idyllischen, sogenannten Rettungsinseln erreicht hat.

Nicht daß nun der Secessionismus im Städtebau jede dieser Eigenthümlichkeiten für durchaus unanwendbar erklärte und durchaus statt gerader Straßen krumme, statt breiter enge, statt Mittelstellung von Denkmälern u. dgl. Seitenstellungen haben wollte. Je nach Umständen kann auch für ihn eine solche Anlageweise in Betracht kommen; allein die Rücksicht auf die Lage der Umstände ist ja gerade einer der wesentlichen Punkte dieser Moderne, und der Mangel daran, die Rücksichtslosigkeit gegen die gegebenen Verhältnisse, ist für sie einer der Hauptangriffspunkte in der älteren Bebauungsweise. Neben dieser Rücksichtslosigkeit gegen die jeweils verschiedenen Verhältnisse, die vor Allem verschiedene Breitenmaße der Straßen bedingen, bedauert unsere Moderne an dem bisher Ueblichen auch eine Rücksichtslosigkeit gegen Verhältnisse, die sich in allen betreffenden Fällen gleichbleiben. Man könnte im bisherigen Städtebau folgende Definitionen aufstellen: „Straße ist, wenn der Baublock aufhört"; und „Platz ist, wenn ein Baublock ausfällt". D. h. also: die unbebauten, die Verkehrsräume der Stadt sind das, was von den Ueberbauungen übrig bleibt. Die Plätze sind Luftlöcher, die Straßen Luftcanäle. Ihre Größe, Form und Abschließung oder Wandung ergeben sich im Wesentlichen nicht aus technischen und ästhetischen Erwägungen, angestellt für die Straßen und Plätze selber — ausgenommen jene geometrische Pseudophantasie, die da gewisse geometrische Grundgebilde wie das Rechteck u. dgl. in ihnen verwirklichen will. Vielmehr ergeben sie sich aus den technischen, den ästhetischen oder vielmehr unästhetischen, den polizeilichen und ganz besonders den wirthschaftlichen oder vielmehr unwirthschaftlichen Erwägungen für den Bau der Häuser und Häuserblöcke. Man sorgt nicht für zweckmäßige und schöne Straßen und Plätze, insbesondere nicht für eine dem Anblick wohlgefällige und den Verkehrsvortheilen entsprechende Raumbildung dieser Bestandtheile der Stadt, und vernachlässigt namentlich die Forderung, durch Straße und Platz dem Auge ein in sich geschlossenes Gebilde und dem Verkehrsbedarf einen Raum darzubieten, auf dem sich die ihr nöthigen Bewegungen möglichst frei entfalten können.

Mit der Kritik dieser Mißstände verband sich nun der geschichtliche Nachweis, daß es nicht immer so war, daß frühere Bauperioden zweckmäßiger und schöner, jedenfalls mit mehr Sinn für die Aesthetik des Anordnens der Bestandtheile vorgegangen sind, allerdings auch wieder mit fundamental verschiedenen Typen. Es bildete sich eine Forschung nach der Geschichte des Städtebaues heraus, bislang zwar nur in einzelnen Anläufen verwirklicht, aber doch schon so weit, daß eine Uebersicht über die Typengeschichte möglich ist. Da haben wir vor Allem die zwei Hauptgattungen: die gewordene und die gegründete Stadt: jene allerdings nicht in dem Sinne „geworden", daß Alles sich selber oder dem Zufall überlassen blieb, sondern so, daß Stück für Stück theils ohne, theils mit ästhetischer Einsicht gebaut wurde: diese hinwieder so, daß eine ganze Stadt nach einem vorgezeichneten einheitlichen Plan ausgeführt wurde.

Nun zeigt es sich, daß im Allgemeinen jede größere Culturschicht, wenigstens jede ältere, sowohl ihre gewordenen als auch ihre gegründeten (oder umgebauten und so den gegründeten analogen) Städte besitzt. Schon in den alten Culturen Asiens und dann auch in seinen neueren steht neben der unregelmäßigen, meist engstraßigen Stadt die regelmäßige, meist weitstraßige, der Ausdruck eines militärischen Machtwillens: so aus der alten Stromcultur die bisher wohl größte Stadt, Babylon, und aus späteren Zeiten manche chinesische Stadt, namentlich soweit die Tatarenherrschaft auch die Stadt nach sich bildete. Das griechisch-römische Alterthum zeigt erst die alte Hügelstadt, mit anscheinend meist formlosen Straßen, und dann, seit dem Bau des Peiraieus, der Hafenstadt Athens, durch Hippodamos von Milet, die hellenische und römische Colonisationsstadt, mit rechtwinklig sich schnei-

Digitized by Google

denden und sonst noch schematisch angeordneten Straßen, also ein Art Reißbrettstadt. Eine Steigerung dieser Schematik war dann die römische Lagerstadt, heute noch in deutschen und anderen Städten älteren Ursprungs nachwirkend. Das Mittelalter brachte einerseits die Stadt des südlichen und westlichen Mitteleuropas, die kurz etwa so zu nennende romanische oder romanisch-gothische Stadt, jene zwischen Burg oder Dom einerseits und hohen Mauern andrerseits sich zusammenpressende Stadt der engen, formlos krummen Straßen und der frei natürlichen, künstlerisch geschlossenen Plätze von Wien bis Cöln und Belgien, von Thüringen bis in die Schweiz und in's Südromanische durch zahlreiche berühmte Altstädte vertreten. Andererseits entstand seit dem 13. Jahrhundert oder noch früher die germanische Colonisationsstadt, die ostelbische Stadt, vielleicht von Italien, vielleicht von Holland beeinflußt, zum Theil wohl auch aus selbständiger Vernunft-Ueberlegung entstanden, wie sie wohl immer wieder zu ähnlichen Ergebnissen führen wird, und jedenfalls der späthellenischen Stadt ähnlich. Sie giebt jetzt noch den meisten Städten des protestantischen deutschen Nordens ihr ganzes Gepräge und mancher anderen Stadt, wie z. B. München, einen großen Theil ihres Gepräges.

Die Renaissance und die Barocke brachten nun an Stelle des Engen und Kleinen der mittelalterlichen Stadt, namentlich in Südeuropa und im westelbischen Deutschland, die weiteren und größeren, aber durchaus nicht auf gewaltige Dimensionen hinarbeitenden Züge. Die von dem Franzosenkönig Ludwig XIV. ausgehende, sozusagen fürstliche Sondersprache des Barockstyles schuf in Versailles das Vorbild jener steifen Geometrie im Städtebau, die dann von deutschen Duodezfürsten des 18. Jahrhunderts zu den wohlbekannten symmetrischen, in Fächer- und ähnlichen Formen spielenden Residenzstädten verwendet wurde, zu Berlin in der „Friedrichstadt" nachklingend und im „Gensdarmenmarkt" zu einem der charakteristischesten und jedenfalls nicht kleinlichsten Andenken an jene „rationale" Zeit gesteigert. Empire-, Biedermaier- und Repetitionsstyl setzten nicht eben die Größe fort, die hier trotz Allem zum Vorschein gekommen war, wohl aber die nüchterne Regelmäßigkeit der möglichst gleichen und geraden- und rechtwinklig geschnittenen Straßen. Dazu kamen die selbstverständliche Opposition gegen die unbrauchbar gewordenen, mittelalterlich engen Straßen und schließlich die Factoren des Bauprofits und der Baupolizei mit ihren berühmten 22 Metern u. dgl. Straßenbreite. Schon aber sind einige secessionistische Architecten, wie C. Sitte, C. Henrici, C. Gurlitt, Th. Fischer, E. Seidl am Werk, aus künstlerischer und technischer Einsicht wie auch aus historischer Erkenntniß heraus in manchen Stadterweiterungen eine neue Bauweise zu schaffen. Doch inzwischen wirken die alten Schemen des grünen Tisches in ganz gewaltiger Weise auf amerikanischem und englisch-deutschem Colonisationsgebiete nach. Die amerikanische Schnellbaustadt, aber auch die europäische Stadt Südafrikas bietet fortgesetzte Triumphe der Stadtbau-Geometrie. Beim Mangel eines wirklichen neuen Baustils und eines wirklichen neuen Culturelementes in unserer Zeit, von Halbheiten und Mischungen abgesehen, ist auch ein wirklicher neuer Städtebaustyl nicht so bald zu erhoffen. Indessen kann ja schon eine Milderung der ärgsten bisherigen Steifheiten mit einiger Freude begrüßt werden. Wenn wir hören, daß jetzt die chinesische Stadt Dalni nach Zerstörung durch die Russen wieder aufgebaut werden solle, daß daran der Berliner Architect Junghändel betheiligt sei, und daß sich dort ein eigener englisch-deutsch-chinesischer Styl entwickele, so dürfen wir zwar wünschen, von einem solchen Styl verschont zu bleiben, doch auch, zu erfahren, in welchem Styl oder Unstyl denn die Bebauungsweise der Stadt gehalten sei.

Aus all' dem Gesagten geht nun Folgendes hervor. Zunächst die Thatsache, daß es kaum eine Kunstart, oder besser ausgedrückt: kaum eine angewandte Kunst giebt, die so innig mit dem historischen Geschehen und dem alltäglichen Volksleben verknüpft ist, wie die Stadtbaukunst. Sie geht einerseits aus beidem hervor und bietet vorzügliche Kennzeichen dafür, und sie beeinflußt andrerseits beides, als die ständige Umgebung und äußere Basis der maßgebenden historischen Geschehnisse und Zustände. So weit sich diese außerhalb der Städte halten, ist doch auch das, was ein Diminutivum und zum Theil ein Keimblatt des Städtebaus bildet: der Dorfbau, von analoger Bedeutung. Wir leben und weben ja beim privaten und öffentlichen Verkehr großentheils in den Räumen der Stadtanlagen. Wir bekommen gleichmäßigere Straßen auch durch eine Verbindung demokratischer und behördlich-despotischer Einflüsse und bekommen geradere und breitere Straßen in Babylon und in Paris und anderswo durch den militärischen Machtwillen, durch den Napolepnismus im Städtebau, der die Straßen durch militärische Colonnen und nun auch durch Kanonen beherrschen, und der die nur in engeren, krummeren Gassen praktischen Barrikaden unmöglich machen will. Wir bekommen aber von all dem hier wirkenden Geist durch dieses Medium auch etwas für uns ab. Wir werden da ästhetisch oder unästhetisch, doch auch in unserer Gesundheit, unserem Verkehr u. s. w. beeinflußt. Wir finden oder vermissen für unsere Kinder Spielplätze. U. dgl. m.

Gerade dieses letztere Moment ist geeignet, vermuthen zu lassen, eine uns so eng und so weit umgebende Welt werde nun auch mit der gesammten pädagogischen Welt in mannigfacher Beziehung stehen. Und in der That kann kein Zweifel sein, daß gleich jeder anderen Umgebung auch die Form einer Stadt erzieherisch wirkt. Man will sogar bemerkt haben, daß die Bewohner einer Stadt mit den lebenslosen künstlichen Straßen unserer Zeit die Stadt nicht so energisch vertheidigen, wie es die Bewohner einer natürlicher gebauten Anlage thun. Weiterhin aber muß doch ein so wichtiger Factor unseres täglichen Lebens und unsrer historischen Entwicklungen mannigfachen und unersetzlichen Stoff zum Unterricht ergeben. Ueberall dort, wo Belehrungen über geographische und geschichtliche Dinge stattfinden, fügen sich die Typen des Städtebaues und ihre einzelnen Ausprägungen dem Unterrichte leicht als ein integrirender und fruchtbarer Bestandtheil ein. Selbst über sociale Dinge ist eine Belehrung an Verhältnisse des Städtebaus anzuschließen, wenn wir an historische Beispiele elementarer Stadterweiterungen, an Stadtformen mit social günstiger und an solche mit social ungünstiger Bebauungsweise u. s. w. denken; geht doch die „Moderne" im Städtebau auch energisch diesen Fragen zu Leibe, in mannigfachem Streit wider die hier hemmend wirkenden privaten und öffentlichen Factoren. Weiterhin sind die Elemente des Städtebaus: das Haus und der Baublock, die Straße, der Platz, und dann Gruppen dieser Elemente, wie das „Stadtviertel", zugleich ein Rahmen für technische Dinge und geben folglich auch einen passenden Rahmen für Belehrung über technische Dinge ab. Der oberirdische und unterirdische Querschnitt einer Straße enthält so viele Bestandtheile von öffentlichem Interesse in enger „Lebensgemeinschaft", daß sich seine Einbeziehung in einen niederen oder höheren Unterricht gut lohnen würde. Ferner ist der Städtebau didaktisch überall dort am Platze, wo eine Belehrung über ästhetische Dinge stattfinden soll. Grundfactoren der Schönheit wie Symmetrie und Unsymmetrie, wie das Maß einer mehr abstracten oder mehr concreten Behandlungsweise der Objecte, wie das Mehr oder Minder an Naturalismus im Berücksichtigen der gegebenen Verhältnisse, wie die enge Verbindung zwischen Schönheit einerseits und Zweckmäßigkeit andererseits, wie die Abrundung, Geschlossenheit und Einheitlichkeit eines zusammengesetzten sinnlichen Eindrucks (hier z. B. des Anblicks eines Platzes) u. s. w., werden sich gerade an einem Stadtbau gut demonstriren lassen. Schließlich gehört hierher auch die Heranbildung der im Städtebau thätigen Techniker und

Digitized by Google

Künstler selber, die Einfügung dieser Specialität in den Unterricht für die Architecten und eventuell für die Bauingenieure.

Was nun all diese Dinge im Einzelnen betrifft, so können wir in unseren Zeilen begreiflicher Weise nur mehr einige Andeutungen geben. Daß jede untere oder höhere Schule an belehrenden Excursionen in charakteristische Theile einer Stadt glückliche Ergänzungen ihres Unterrichtes über diese Dinge finden wird, bedarf wohl nicht erst eines besonderen Betonens. Zunächst freilich wird es nöthig sein, eine entsprechende Anzahl von Stadtplänen, charakteristisch für die mannigfachen Bebauungstypen und für ihre Variationen, als eine neue Art von Lehrmitteln zu verwenden. In ihrer Benützung wird man dann leicht zu den hier so interessanten culturhistorischen Analogien gelangen können. Beispielsweise läßt sich im höheren Unterricht jene schon angedeutete Beziehung zwischen französischem Staats- und Gesellschaftsgeist und fürstlichem Städtebau des 17. und 18. Jahrhunderts näher durchsprechen. Dem Walten der drei Ludwige vom 13. bis zum 15., der Minister Richelieu, Mazarin, Colbert und ihrer geringeren Nachfolger gehen analoge Bestrebungen des Imperativischen, Steifen, Regelmäßigen, Symmetrischen, zum Theil achtungswerth Großzügigen in Kunst und Literatur parallel. Unter den Schriftstellern sind in diesem Sinne Autoren wie Malerbe, dann die Classiker des regelrechten französischen Dramas, endlich der Poetiker Boileau in ihren Eigenarten so weit bekannt, daß sich an sie weitere Ueberblicke leicht anknüpfen lassen. Dem Boileau ist längst der Gartenbaumeister Le Nôtre zur Seite gestellt, und der Geist des Sonnenkönigs und seines Gartenkünstlers breitet sich nun auch überall dorthin aus, wo man eine Ehre darin findet, im Kleineren Gleiches zu thun.

Schon mit diesen Betrachtungen verbinden sich leicht ästhetische Unterweisungen; und es ist darauf um so mehr zu rechnen, je mehr Aussicht die gegenwärtigen Bestrebungen nach Aufnahme eines Kunstunterrichtes in den Lehrplan der höheren Schulen besitzen. Der für Ende September 1901 nach Dresden einberufene Kunsterziehungstag mag auch daran ein fruchtbares Thema finden. Manches ist in diesen Dingen schon öffentlich gesagt worden, und wir würden zwar nicht reichlich, aber doch über den verfügbaren Raum hinaus zu thun bekommen, wollten wir das dabei Vorgebrachte recapituliren.

Am schwersten wird wohl das Thema der Heranbildung tüchtiger Stadtbaukünstler selber wiegen. Einige technische Hochschulen, wie Aachen, Charlottenburg, Darmstadt, München besitzen nun auch Docenten, die sich dieses Faches annehmen. Im Allgemeinen sind freilich die Probleme des Unterrichtes an Hochschulen kein beliebter Gegenstand directer Aufmerksamkeit, sie werden allermeist dem Ungefähr der Praxis überlassen. Besitzen wir ja doch so gut wie keine historischen Darstellungen über die Entwicklung des Unterrichtes für angehende Künstler, beispielsweise keine Geschichte des Architecturunterrichtes, und noch weniger solche systematische Darlegungen des Hochschulunterrichts, wie es „Gymnasialpädagogiken" u. dgl. giebt. In neuester Zeit ist nun allerdings auch dieses Gebiet von einer eigenen historischen Bewegung, der sogenannten hochschulpädagogischen, in Angriff genommen worden; und gerade auch die Probleme des Unterrichts in Architeetur, mit Einbeziehung des Städtebaus, sind zum Thema von Erörterungen gemacht worden. Diese Tendenzen zu fördern muß also auch zu einem Verdienst um die Welt des Bauwesens selber führen.

Es darf hier wohl erwähnt werden, daß die erziehlichen und unterrichtlichen Momente im Städtebau bereits ein oder das andere Mal öffentlich hervorgehoben worden sind. Insofern solche Momente, wie alles Pädagogische, gewisse sittliche Voraussetzungen bedingen, insofern also ihre Erörterung ein Stück Ethik voraussetzt, gehört hieher auch der Versuch, die Beziehungen zwischen „Städtebau und Ethik" herauszuarbeiten (in der Zeitschrift „Ethische Cultur", Berlin 20. Januar 1900). Hier sind beispielsweise die Gefährlichkeit von Passagen und die ungünstige Aufstellung von Denkmälern und Anlagen auch nach ihrer ethischen Seite gekennzeichnet. „Die ästhetische und ethische Bedeutung solcher Anlagen und Denkmäler: die Erhebung über die Alltagsgefühle, die durch sie erweckt werden soll, die Pietät, die sie mit Recht beanspruchen — dies Alles wird um so illusorischer, je mehr man es als etwas empfindet, dem man ausweichen muß; und Platz und Straße sind um so mehr gehindert, irgend eine derartige ästhetische und ethische Bedeutung zu erlangen, je mehr ihre Passanten all ihre Aufmerksamkeit zusammennehmen müssen, um nicht überfahren zu werden. Wehe dem, der stehen bleibt und sich in künstlerische, historische oder ähnliche Eindrücke hineinleben will! Er wird durch das Gefährte, das bereits dicht an ihn herangekommen ist, rasch eines Anderen belehrt werden und thut besser, daheim zu bleiben und in der Zeitung zu lesen, wie schon wieder zwei Wagen zusammengestoßen und ein paar Kinder überfahren worden sind u. s. w." Auch das nationale Moment war hier und schon vorher hervorgehoben worden. „Viele, die „mitten in der großen, auf eine Erstarkung des Volksbewußtseins gerichteten geistigen Strömung unserer Tage stehen, haben übergenug von der ‚höheren' Cultur Pariser Schule, die uns Allerweltsstädte beschcert hat; sie wollen wieder individuelle Städte nach germanischer Art." „Eine Wandlung in den künstlerischen Grundsätzen des Städtebaus wird sich um so schneller vollziehen, je entschiedener eine dem deutschen Knittelverse verwandte nationale Bauweise die ‚Regeln' und ‚Ordnungen' romanisirender Kunstauffassung überwindet. Die Ansätze dazu sind im modernen Wohnungsbau erkennbar." Bei dem heutigen Drängen nach mehr nationaler Farbe in unseren Schulen, das sich wohl manchmal auf mindestens unnöthigen Wegen ergeht, dürfte eine derartige Förderung nationaler Pädagogik: die heimische Eigenart unseres städtischen Milieus, besonders willkommen sein.

Die Ansprüche der Kinder und ihrer Pfleger oder Erzieher an die Gaben der Stadt als eines Baucomplexes fanden eine nähere Beleuchtung durch den Artikel „Pädagogisches im Städtebau" („Allgemeine deutsche Lehrerzeitung", Leipzig, 27. Januar 1901). Hier wurde eine Erörterung der Kinderspiele auf städtischem Boden und ihrer Schwierigkeiten gegenüber dem Trubel der Stadt folgendermaßen resumirt: „So lange nicht vor Allem die ‚engräumige' Bebauungsweise einer ‚weiträumigen' und die den Verkehr ineinandertreibende Anlageart der Straßen und Plätze einer den Verkehr auseinanderlösenden weicht, so lange wird auch die Frage nach der Beschäftigung der Großstadtkinder zwischen Wohnungsenge, Straßenenge und Spielplatzwünschen haltlos hin- und herschwanken. Hauptsächlich aber bedürfen wir zahlreicher und geschlossener Plätze, deren Verkehrslinien so gelegt sind, daß genug stille Inseln frei bleiben, auf denen dann die vereinigte Stadtbautechnik und Spielpädagogik sich miteinander abfinden; und endlich brauchen wir eine Ausbildung des Fahrverkehrs, die einerseits die meisten Straßen von dem Wagengetümmel entlastet und andererseits das Wohnen in den ländlichen Außengegenden immer mehr erleichtert."

Dem nun, was wir von einer Stadt lernen können, widmete sich speciell ein Aufsatz „Die Stadt als Schule" („Zur guten Stunde", Berlin 1899, 7. Heft). Er wies zunächst darauf hin, daß die großen Städte geradezu Massen von Bildungsmaterial aufhäufen. „Zunächst von geschichtlichem. Die allermeisten Städte, wenigstens der europäischen Welt, sind jedenfalls so alt, daß sie von mehreren Generationen zu erzählen haben. Ihre ‚Viertel', Straßenanlagen und Häuser stellen das, was in einem langen Nacheinander geschah, in einem oft sehr knappen Nebeneinander vor unsere Augen." „Um so dankbarer dürfte für einen auch das Be-

Digitized by Google

lehren verstehenden Kenner die Aufgabe sein, die Steine für uns redend zu machen und uns so in die einzelnen Zeiten zu versetzen, an deren Zeugnissen wir sonst gleichgültig vorübergehen." „Aber überhaupt: wer kennt denn eigentlich seine Stadt? Wohl jedem von uns sind manche Theile fremder Städte bekannter als manche Theile unserer eigenen Stadt sammt nächster Umgebung." „Allein wenn wir uns und etwa noch die Lehrerschaft solcher Versäumnisse beschuldigen, so müssen wir dafür doch als Rechtfertigung den Umstand berücksichtigen, daß der in den Städten aufgehäufte Lehrstoff nicht leicht zugänglich ist, obwohl er zugänglicher sein könnte." „Eine Gedenktafel an jedem Hause sollte nachgerade selbstverständlich sein, um so mehr, als ja die Kosten und Mühen dafür kaum in Betracht kommen. Schon die einfache Jahreszahl auf der Vorderseite eines Gebäudes bringt uns dieses gewissermaßen näher. Wieviel mehr, wenn wir noch weiterhin über die Geschichte des Hauses so belehrt werden, daß wir nicht bloß ein paar altväterische Namen abzulesen bekommen, sondern ein lebendes Bild von der Vergangenheit des Hauses erhalten, vielleicht verstärkt durch irgend eine Reliefdarstellung u. dgl. m." Schließlich handle es sich bei all' dem nicht bloß um Unterricht, sondern auch um Erziehung im engeren Sinne. „Jede Umgebung wirkt züchtend auf den Menschen, eine so reichhaltige und in vielen Theilen so wichtige Umgebung wie eine Stadt thut es in besonders hohem Maß. Natürlich kann diese Einwirkung günstig und ungünstig sein. Wie eine Stadt den Kunstgeschmack bilden oder verbilden kann, so auch den Charakter. In erster Linie kommt hier wohl die Gesundheitspflege in Betracht." Dann aber seien Heimathgefühl und Patriotismus nicht bald durch etwas leichter heranzuziehen, als durch eine wohl ausgestattete Stadt. „Oder sollten die typischen modernen Stadtviertel der Proletarier und Kleinbürger eine besonders opfermuthige Begeisterung erzeugen?"

* * *

Es ist eine in der Entwickelung unseres geistigen Lebens ganz unvermeidliche Erscheinung, daß irgend eine Art von Thätigkeit lange Zeit hindurch dem Zufall der Praxis überlassen blieb, die zu keinem festen Bewußtsein von sich selber kam, bis endlich auch sie zu einer bewußten Kunst oder Wissenschaft gemacht wurde und nun mächtig aufblühte. So scheint es jetzt dem Städtebau zu ergehen. Vor Kurzem noch ein fast ungeläufiger Begriff, bildet er heute einen Zweig künstlerischer Modernität und wird wohl in Kurzem einen Ansatzpunkt für mehrfache pädagogische Interessen darbieten.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Mašlan's Frau.

Von Marie v. Ebner-Eschenbach.

(Schluß.)

Bis zum grauenden Morgen hatte der Pfarrer keine Ruhe gefunden, in rastloser Aufregung gewacht, gebetet. Wie ein Dorn im Fleische saßen ihm die Worte Mašlan's: „Das hat der Herr Canonicus mir Alles schon gesagt." Er hatte die Empfindung eines Arztes, der ein neues Heilmittel gereicht zu haben meint und entdeckt, daß er zu einem verbrauchten griff, gegen das der Organismus des Kranken längst abgestumpft ist. Was thun? Um was handelte es sich denn? — Zwei Eheleute, die einander liebten, sich nach einander sehnten, waren getrennt durch ein Hirngespinst. Es war nur ein Hirngespinst. Nicht Hochmuth, nicht Unversöhnlichkeit von Seite der Frau, wie er Anfangs gedacht hatte, nicht Gleichgiltigkeit von Seite des Mannes. Wirklich nur ein Hirngespinnst. Und das sollte er nicht zerreißen können? Die Aufgabe, die so leicht schien, sollte unlösbar sein?

Je länger er darüber nachsann, desto mehr wuchs seine Zuversicht. Es mußte gelingen, sich selbst gab er Schuld an seinem ersten Mißerfolg. Wenn er sein Gespräch mit Frau Evi überdachte, kam ihm vor, daß er nicht warm genug an ihr Herz appellirt, nicht ein gewichtiges, ergreifendes, erschütterndes Wort zu ihr gesprochen. Er hatte ja nicht gewußt, wie glühend sie ersehnt wurde. Nun wollte er es ihr sagen und ihre schlummernde Liebe und Zärtlichkeit wecken.

Bei der Frühmesse sah er sie an ihrem gewohnten Platz in der Kirche, versunken in inbrünstigstes Gebet, und als er eine Stunde später in das Gärtchen vor ihrem Hause trat, kam sie ihm entgegen, und in ihren Augen, in ihrem ganzen Wesen lag etwas wie eine bange Frage, die auszusprechen sie zögerte.

„Das ist ein Tag, Frau Mašlan," sagte der Priester nach der ersten Begrüßung, „ein Gottesgeschenk. Auch Euch muß die Sonne bis in's tiefste Herz hinein scheinen und jede Härte darin schmelzen."

Sie bat ihn, ihr die Ehre eines Besuches in ihrem Hause zu schenken, und führte ihn in eine geräumige, für bäuerliche Verhältnisse luxuriös eingerichtete Stube. Der Boden gedielt, die Wände bemalt und mit drei großen Farbendrucken geschmückt, ein Muttergottesbild, vor dem ein Flämmchen in einer Lampe aus rothem Glase flackerte, die Bildnisse des Kaisers und der Kaiserin. Ein mächtiger Schrank mit gewundenen Säulen nahm die Tiefe, ein Tisch, auf dem eine buntgestickte Decke lag, die Mitte des Zimmers ein. Dunkle, geschnitzte Holzsessel waren längs der Wände und in den Fenstervertiefungen aufgestellt. Auf einen von diesen deutete Frau Evi.

„Ist's gefällig, Platz zu nehmen, Hochwürden?" fragte sie gepreßt, und es war, als ob sie hervorbrechende Thränen niederzukämpfen suche. Schon als er ihrer Aufforderung, in's Haus zu treten, entsprochen, hatte eine schmerzliche Enttäuschung sich ihrer zu bemächtigen geschienen; die wurde herber und herber, steigerte sich zu einem Ausdruck frostiger Trostlosigkeit in der Miene des stolzen Weibes. Der Priester verstand sie, und was sie niederbeugte, erhöhte seine Siegeszuversicht.

„Ich will Euch nur den Schlaf nicht forttragen," sagte er, ihrem einladenden Wink folgend, „Euch nicht etwa einen so langen Besuch machen wie gestern. Ich bin da, um Euch abzuholen nach der Mühle."

„Sie waren dort," versetzte sie und sah ihn fest und forschend an. Der Pfarrer überlegte einen Moment und sprach dann entschlossen:

„Gebt jeden Zweifel auf, Euer Mann ist sterbend."

„Ich hab' es durch den Herrn Doctor erfahren," erwiderte sie leise.

„So? Nun also, folgt mir, kommt!"

„Hat er mich rufen lassen?" brachte sie stockend und mühsam hervor.

„Er hat Euch nicht rufen lassen, und trotzdem werdet Ihr zu ihm gehen, weil Ihr sollt, weil es Eure Pflicht ist, weil Ihr nie wieder gut machen könntet, was Ihr heute versäumt."

Er erzählte, wie schlecht versorgt und lässig betreut er den Kranken gefunden hatte, er berichtete den kleinsten Umstand seiner Unterredung mit ihm, freute sich über den erschütternden Eindruck, den seine Schilderung auf die Bäuerin machte. Als er von dem Entzücken Mašlan's sprach, da ihm die Hoffnung auf einen Besuch seiner Frau aufleuchtete, von seiner schmerzvollen Erbitterung bei dem Schwinden dieser Hoffnung, stöhnte Evi, beugte sich vor und vergrub ihr Gesicht in ihre Hände.

Der Pfarrer stand auf. „Kommt," sagte er, ihren Scheitel mit der Rechten sanft berührend, „und wenn noch ein Zweifel in Euch lebt ob Ihr dürft, so wisset, ich löse Euren Schwur, er besteht nicht, er hat nie bestanden. Gott hat ihn nicht gehört."

Sie hob den Kopf, ihr Gesicht war weiß bis auf die Lippen; die Augen blickten erschreckend starr: „Er hat ihn gehört," sprach sie mit schwacher, aber klarer Stimme. „Ich weiß es, denn ich hab' es gefühlt.

Digitized by Google

Ich werde nie vergessen, Hochwürden, wie ich's gefühlt habe: Gott ist nah' und hört Dich. Matěj hat im Zorn geschworen; sein Schwur ist vielleicht nicht hinauf bis zu Gott gedrungen, barmherzige Engel haben ihn unterwegs vielleicht abgelenkt, wie sie den Blitzstrahl ablenken oder eine andere Gefahr. Ich, Hochwürden" — sie machte eine kleine Pause und fuhr dann fort mit ihrer weichen, klangvollen Stimme, aus der eine eiserne Ueberzeugung sprach: „Ich, Hochwürden, war ganz bei mir, ich war, wie jetzt. Fragen Sie ihn, ob er sich besinnt, was er gesprochen hat, ob er noch jedes Wort weiß — er weiß es nicht. Ich kann jedes Wort, das ich gesagt habe, wiederholen. Und wenn ich dran denke und es mir recht vorstelle, wie ich damals meine Hand aufgehoben und Gott angerufen habe, läuft es mir wieder aus den Spitzen meiner Finger durch alle meine Glieder: Gott hört dich. Und deßhalb . . ." Sie richtete sich empor, ein seltsamer, fremdartiger Zug, etwas wie ein weltverschmähendes Lächeln prägte sich in den strengen Linien ihres Mundes aus. „Wenn mein Mann stirbt — wie Gott will. Ich bin eine Wittfrau seit vielen Jahren. Dieses Leben haben wir uns verdorben, aber es giebt ein Anderes, ein Besseres, das wollen wir uns nicht verderben. Ich hoffe darauf, und ich weiß — auch er hofft darauf."

„Frau! Frau!" rief der Priester ihr zu. „Seid Ihr mit Blindheit geschlagen? Seht Ihr nicht, daß Ihr Euch von dem Wege abkehrt, den Ihr zu wandeln meint? Frau! Frau! der Tag der Reue wird kommen, und er wird furchtbar sein . . . Und dennoch bet' ich zu Gott um diesen Tag, denn das Furchtbarste wäre, wenn er zu spät käme!" Seine Augen ruhten drohend auf ihr: das Unüberwindliche blickte ihm aus ihren starren, wie vereisten Zügen entgegen. Ja, dieses Weib hätte man foltern können, sie in ihrer Ueberzeugung erschüttern — nimmermehr.

Er hatte einige Schritte dem Ausgange zu gemacht, blieb plötzlich stehen und sprach: „Euer Bild hängt noch immer über seinem Bette. Das läßt Euch der Sterbende sagen."

„Hochwürden!" Sie schrie es fast, sie bebte am ganzen Leibe. „Aber: Komm! — hat er mir doch nicht sagen lassen!"

* * *

Oft noch wanderte der Seelsorger von der Mühle zum Hof, vom Hof zur Mühle. Er ruhte nicht, er kämpfte seinen aufreibenden und nutzlosen Kampf mit den Verblendeten treulich bis an's Ende. Und eines Sommerabends gellte der klangarme Schall des Zügenglöckleins durch's Dorf. Die Frauen blieben aufhorchend stehen, die Männer lüfteten die Hüte, jeder sprach ein Gebet für die scheidende Seele. Alle wußten, Matěj Maślan liegt im Sterben. Matěj Maślan, dem so Viele viel zu verzeihen haben. Der Matěj, dem Keine widerstand, um die er sich ernstlich bemühte, dem die Kinder zuliefen, den die bissigsten Hunde anwedelten. Der Matěj stirbt, geht hinüber, Rechenschaft abzulegen vor Gott dem Herrn und Richter. Seit Morgengrauen waren der Pfarrer und der Doctor bei ihm, und im schönsten Hause des Ortes lag ein Weib auf den Knieen und rang die Hände, und der Angstschweiß floß über ihre Stirn und netzte ihre trockenen, glühenden Augen.

Sie betete und horchte dazwischen auf jeden Laut, auf jeden Schritt, der von der Straße herüber tönte. Keiner hielt vor ihrem Hause, Niemand verlangte Einlaß; und als endlich gegen Mitternacht an die Thür gepocht und nach der Bäuerin gefragt wurde, da war's ein vom Arzte Abgesandter, der die Todesbotschaft brachte.

Mit dem Frühesten war Bewegung im Hause, herrschte ein geschäftiges Regen. Vorbereitungen zum Empfang des todten Herrn wurden so leise getroffen, als ob er schon daläge in der Stille gebietenden Ruhe des Todes.

Die Dorfbasen männlichen und weiblichen Geschlechtes liefen zusammen. Die Neugierigen litten Folterqualen. „Was geschieht? Was wird sie jetzt thun, die Evi?" Und als es hieß: Sie läßt ihn einholen! da bemächtigte sich der meisten Leute eine unerklärliche Begeisterung. Die Kinder liefen in Schaaren zur Mühle, um die Leiche ihres Freundes zu sehen und dabei zu sein, wenn sie auf den Schragen gelegt und fortgetragen wurde. Auch Erwachsene schlossen sich an, und als die irdische Hülle Maślan's beim Dorfteich anlangte, hatte sie ein großes Geleite. Langsam kam der Zug die Anhöhe herauf, und durch die Menge, die sich, immer anwachsend, um den Hof versammelt hatte, lief ein Geflüster:

„Sie bringen ihn! Sie bringen ihn!"

Aus dem Inneren des Hauses aber drang ein gellender Schrei, von einer alten, zitternden Stimme ausgestoßen: „Frau! sie bringen ihn!"

Eine Secunde athemloser Spannung, Evi auf die Schwelle getreten, ging auf die Gartenthür zu und öffnete beide Flügel. Die schwarz behangene Bahre kam immer näher, und die bleiche Frau am Gitterthor breitete ihr die Arme entgegen, ihre zuckenden Lippen murmelten einen Namen. Nun — glaubten Alle — nun wird sie ihm entgegen stürzen, sich über ihn werfen und sich die Haare raufen.

Nichts von alledem geschah. Der Blick Evi's war über die Menge geglitten, über neugierige, theilnehmende, schadenfrohe und traurige Gesichter. An ihr Ohr war leises Gekicher, lautes Stöhnen gedrungen. Sie nahm sich zusammen, stand gerade aufgerichtet und blickte zu der Bahre, die an ihr vorbei in's Haus getragen wurde, stumm und thränenlos nieder. Erst als man den Todten hingestellt unter das Muttergottesbild in der großen Stube und sie mit ihm allein gelassen hatte, zog sie das Bahrtuch herab, sank auf die Knie, küßte seinen Mund und die Hand, die noch den Trauring trug, und sprach zärtlich und liebevoll zu ihm:

„Hast mich nicht gerufen, hast Deinen Schwur halten wollen. Hast Recht gehabt. Es war kein so heiliger Schwur wie der meine, aber ein Schwur! Mein Matěj, hast Dich nach mir gesehnt? Nicht so, wie ich mich nach Dir, o lang', lang' nicht, aber doch gesehnt; und jetzt bin ich Dein und bist Du mein für die Ewigkeit."

Aus der Hauptstadt.

Die Abwehr des Anarchismus.

Der amerikanische Bevollmächtigte: Diese ruchlose Greuelthat stößt dem Fasse den Boden aus. Jetzt darf kein Pardon mehr gegeben werden. Keine Maßnahme gegen das Mordgesindel ist zu streng. Aber Eins vor Allem — wir müssen gemeinsam vorgehen. Nur wenn sämmtliche Culturstaaten einmüthig den Kampf aufnehmen, kann er zu siegreichem Ende geführt werden.

Der deutsche Bevollmächtigte: Ich würde beantragen, den Grafen Waldersee neuerdings mit dem Obercommando zu betrauen —

Der russische Bevollmächtigte (sehr rasch): Wo immer Anarchisten auftauchen, und welcher Herkunft sie immer sind — sofort muß Jeder von uns seine ganze Macht aufbieten, sie zu vernichten. Und wie Brüder wollen wir uns dabei unterstützen. Ich darf im Namen meiner Regierung erklären, daß sie durchaus bereit ist, etwaige anarchistische Umtriebe in Indien sofort mit Waffengewalt —

Der englische Bevollmächtigte (unterbricht ihn): In Südafrika macht sich seit längerer Zeit eine sehr gefährliche, anarchistische Propaganda der That bemerkbar. Wir haben sie vom 15. September an amtlich verboten, aber sie fährt fort, mit Dynamit, Raub und Brand zu arbeiten. Wenn die geehrten Bundesbrüder die Gefälligkeit haben wollten, mir mehrere Armeecorps zur Bekämpfung dieser anarchistischen Bewegung zur Verfügung zu stellen —

Der deutsche Bevollmächtigte: Glauben Sie nicht, daß Graf Waldersee sich als Obercommandirender dabei sehr gut machen würde?

Der französische Bevollmächtigte: Ein anarchistisches Verbrechen hat mein herrliches Land im Jahre 1871 zweier östlicher Provinzen

Digitized by Google

beraubt. Will Europäerschaft die Bekämpfung des Anarchismus, so möge es uns Executivtruppen zur Verfügung stellen, die die Unthat sühnen. Wir würden eventuell geneigt sein, dem deutschen Vorschlage entgegenzukommen und dem Grafen Waldersee das Obercommando über die Expedition anzuvertrauen.

Der russische Bevollmächtigte: Das sind alles bedeutsame Vorschläge — sie müssen wohl erwogen werden. Ich beantrage, daß die Conferenz eine Commission wählt, die sich mit den eben zur Sprache gekommenen Probleme befaßt und uns binnen Jahresfrist Bericht erstattet.

Der österreichische Bevollmächtigte: Ja, aber der Anarchismus in unseren Staaten, unser privater Anarchismus, sozusagen, den wir bekämpfen wollten, Fürsten- und Präsidenten-Mörder —

Der amerikanische Bevollmächtigte (nach einigem Besinnen): Ach, lassen wir doch die Bagatellen, wo so wichtige Dinge auf dem Spiele stehen! Denn was Nord-Amerika anbelangt — die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß nunmehr zunächst das Staatsoberhaupt eines anderen Landes ermordet wird. Wir haben Schonzeit. Und in die Angelegenheit anderer Länder mischen wir uns grundsätzlich nicht!

(Die Conferenz wird hierauf vertagt.)

Prinz Vogelfrei.

Dramatische Aufführungen.

Laboremus. Schauspiel in drei Acten von Björnstjerne Björnson. (Berliner Theater.)

Es ist gut, daß Paul Lindau die Erinnerung an den halbvergessenen norwegischen Dramatiker mit kräftigeren Mitteln als dem lendenlahmen Dialog gegen die Sinnenliebe zu erneuern versucht hat. Wäre Laboremus vor dem gewaltig dahinrauschenden Stücke gekommen, in dem ein Bergsturz und eine Dynamit-Explosion die Höhepunkte der äußeren Handlung bilden, dann hätte sehr wahrscheinlich Niemand das bereits feststehende Urtheil über den Dichter-Prediger revidirt. Bergsturz und Explosion, diese unerhört kühnen Symbole und wuchtigen Gipfelungen eines echt dramatischen Gedankens, haben im Laboremus nicht ihresgleichen. Der Moralist, der Sonntagsleitartikler sind hier in Björnson mächtiger gewesen, als der Poet. Was schon den Schlußact seiner effectvollen Schöpfung „Ueber unsre Kraft" beeinträchtigte, die langathmigen Auseinandersetzungen zwischen dem Fabrikanten und dem Fräulein Sang, das zerstört im Laboremus von Anbeginn jede Theaterwirkung. Nicht ein Bild, sondern eine These ist dem Dichter zuerst aufgegangen. Und er war diesmal unfähig, das Gerippe mit blühendem Fleisch zu umkleiden. Donner und Blitz gehorchten dem Denker nicht mehr.

An sich bietet der Gegensatz, den Laboremus beleuchten will, des dramatisch Dankbaren genug. Wie aus dem Taumel der Leidenschaft die Begier nach großer, harter Arbeit aufwächst, wie sich der moderne Tannhäuser aus dem Venusberge befreit, das ist ein würdiger Vorwurf für einen großen Dichter. Zumal in der Zeit stumpfsinniger Ueberbrettelei, im Blüthenlenz des Evalein-Gedudels. Aber der Vorwurf ist nicht neu. Björnstjerne hätte ihn erst dazu machen müssen. Statt dessen hat er sich damit begnügt, eine kniffliche, von Unwahrscheinlichkeit und Rabulisterei wimmelnde Fabel zu ersinnen, die nicht einmal Minuten lang interessirt. Lydia, die schöne, gefährliche Undine, sollte der schwindsüchtigen Frau Wisby Heilung durch ihre Musik bringen. Sie hat die Musik indeß dazu benutzt, der Dame völlig den Garaus zu machen und Herrn Wisby in's Netz zu locken. Der schwache Mann heirathet die verführerische Künstlerin, um schon in der Hochzeitsnacht von seiner seligen Gattin, die als Gespenst debutirt, darüber belehrt zu werden, weß Geistes Kind die neue Frau sei. Lydia läßt sich, als sie die Liebe des so unsanft aus süßen Träumen erweckten Wisby schwinden sieht, von einem jungen Componisten trösten. Doch auch dem bleibt sie nicht lange Göttin. Ein Herr Doctor klärt schließlich alle Welt über den gemeingefährlichen Charakter der schlimmen Pianistin auf, und Fräulein Borgny, Wisby's hübsche Tochter aus erster Ehe, entreißt ihr den lieben, braven, componirenden Langfred. Fräulein Borgny ähnelt zudem ihrer verstorbenen Mutter so auffallend, daß sie die reizende Hexe, die die Männer verrückt macht und von ehrlicher Arbeit abzieht, als Spukerscheinung erschrecken kann. Um diesen Effect zu ermöglichen, bedient sich Björnson eines recht umständlichen Apparates. Er erklärt uns z. B., weßhalb Lydia, die doch lange in Wisby's Familie verkehrt hat, das Fräulein Borgny nicht früher zu Gesicht bekam, damals, als sie der verewigten Madame Wisby süße Musik kredenzte. Madame Wisby litt an der ansteckenden Schwindsucht, deßhalb wurde die Tochter dem elterlichen Hause fern gehalten. Und so weiter.

Alle diese Künsteleien und Unmöglichkeiten einzeln aufzuzählen, wäre ein zu wohlfeiles Vergnügen. Man sähe auch zur Noth über sie hinweg, wenn damit scharfe Charakterisirung der Personen, ja sogar nur bunte Belebung der Scene erreicht worden wäre. Doch just daran mangelt's. Aus der Lydia wird man nicht klug: erst macht sie einen sehr erfreulichen, erfrischenden Eindruck, nachher beträgt sie sich wie eine Erzdirne und am Ende kommt sie uns mit Philosophismen über Liebe und Sinnengenuß, die genau so begründet und genau so wenig dramatisch sind, wie die Sentenzen ihrer rede- und arbeitsfrohen Gegner. Der Künstler Langfred bleibt ein klug schwätzender Simpel, Fräulein Borgny ein gespenstischer Schatten, den ganz und gar nichts Jungmädchenhaftes eignet; der alte Herr Wisby, im ersten Act des Dichters Nothbehelf, verschwindet schließlich völlig aus unserm Gesichtskreise. So machen Dilettanten Theaterstücke, aber ein erfahrener Kenner und Dichter dazu darf solche Sünden nicht begehen.

Und die These — was will sie? Was bedeutet sie uns? Verunreinigt die Liebe wirklich, wie Björnson behauptet, unsre Lebensluft? In dieser Verallgemeinerung ist der Satz gewiß nicht richtig. Und der ganz besondere, verzwickte Fall, den der Dichter uns vorträgt, beweist eben in seiner Absonderlichkeit blutwenig. Immerhin wird, wer das Drama liest, Anregungen zur Genüge darin finden und reichlich viel bedeutsame Worte. Manches darin ist sogar ursprünglicher, als man es sonst bei dem Gedankeninzucht weilenden Norweger gewöhnt ist. Auf das Theater aber taugt Laboremus nicht. Dort wirkt es wie ein nüchterner und garnicht gespenstischer Nachhall von Rosmersholm. Wie ein Versuch, den alten Feind Ibsen zu übertrumpfen — wie ein Versuch mit untauglichen Mitteln.

Notizen.

Meyer's Führer durch „Süddeutschland, Salzkammergut, Salzburg und Nordtirol" ist noch jung an Jahren, und doch liegt er schon in achter Auflage vor. Das Bibliographische Institut in Leipzig hat mit ihm einen Haupttreffer gemacht. Einen zuverlässigeren und unterrichteteren Wanderkameraden findet man nicht leicht. Auch in der neuen Auflage sind alle veränderten Verhältnisse gewissenhaft berücksichtigt. Der ausgezeichnete und wiederum vermehrte Apparat von nunmehr 68 Karten, Plänen und Grundrissen, sowie 9 Panoramen bildet eine besonders schätzenswerthe Zugabe des Buches. Für Radfahrer ist bei allen Touren durch geeignete Winke gesorgt. Die Hälfte des Bandes behandelt München und das bayerische Hochland, das Berchtesgadener Land, Salzburg und das Salzkammergut, die Landschaften an der Gisela- und Arlbergbahn, das Unterinnthal, also eines der schönsten und beliebtesten Gebiete der Alpen. Der Rest entfällt auf Franken, Oberpfalz, Niederbayern, Hessen, Pfalz, Elsaß, Baden, Württemberg und das bayerische Schwaben.

Digitized by Google

Bismarck im **Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Manuskripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuskripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher u. s. w. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Rich. Sattler, Braunschweig

(gegründet 1883).

Redacteur

einer Tages-Zeitung, Feuilletonist und Kunstkritiker von Ruf, mit besten Referenzen (auch von der „Gegenwart" warm empfohlen), sucht die

Berliner Vertretung

für größeres Provinzblatt oder Zeitschrift auf dem Gebiete der Berichterstattung über Theater, Kunst und öffentliches Leben. Unter L 25 an die Expedition der „Gegenwart".

Gottsched-Verlag. Berlin W. 9.

Eugen Reichel:

Ein Gottsched-Denkmal.

Monumentales Prachtwerk. 30 M.

Kleines Gottsched-Denkmal. 2 M.

Die Londoner „Academy" hat kürzlich verschiedenen hervorragenden Gelehrten und Staatsmännern einen Fragebogen mit der Frage zugehen lassen, welches die zwei im Jahre 1900 erschienenen Werke seien, die auf sie den bedeutendsten Eindruck gemacht haben. Karl Blind, der in London heimisch gewordene berühmte Gelehrte, hat bei dieser Gelegenheit Eugen Reichel's „Gottsched-Denkmal" an erster Stelle genannt.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: 42 **Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W. 57.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen und geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-, Trink- und Badequellen, Mineral-, Moor-, Douche- und Dampf-Bädern,** zeitgemässen Einrichtungen zu **Kaltwasserkuren u. Massage,** ferner einer vorzüglichen **Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. — Hochquellen-Wasserleitung.** — Angezeigt bei **Krankheiten d. Nerven,** d. **Athmungs-, Verdauungs-, Harn- u. Geschlechts-Organe,** zur **Verbesserung d. Ernährung u. d. Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden u. d. Folgen entzündl. Ausschwitzungen. Eröff. **Anfang Mai.** Prosp. unentgeltlich.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart. Berlin W 57.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in Berlin.

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz und Burgsteinfurt, Westf.** Herrliche Lage. Honor. nach Heilg. Prospecte gratis. Aelteste staatl. durch S. M. Kaiser Wilhelm I ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Manuscript-

Angebote erbitten

Jacobi & Zocher, Verlagsbuchhandlung. Leipzig-R., Oststraße 9.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 39. Berlin, den 28. September 1901. 30. Jahrgang. Band 60.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Deutsch-russisch-französische Annäherung. Von Otto Umfrid (Stuttgart). — Amerika nach Buffalo. Von Dr. Cajus Moeller (Berlin). — Die Katastrophen in unseren Actien-Unternehmungen und die Gesetzgebung über deren Reservefonds. Kritische Betrachtungen und Vorschläge von Dr. jur. Vosberg (Waldenburg, Schl.). (II.) — **Literatur und Kunst.** Allerneueste Denkmals-Concurrenzen und ihre Geheimnisse. Von Hans W. — Darmstädter Theater-Pläne. Von J. Norden. — **Feuilleton.** Der Prozeßschneider. Eine Geschichte vom Lande von Ewald Gerhard Seeliger. — **Aus der Hauptstadt.** Ein poetischer Gedanke. Von Caliban. — Die gekürzten Kaisermanöver. Von Ajax. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Deutsch-russisch-französische Annäherung.*)

Von Otto Umfrid (Stuttgart).

Es ist erstaunlich, wie langsam das Licht in den Köpfen aufzudämmern pflegt. Wenn die ganze Entwickelung der Menschheit darin bestünde, am althergebrachten Gespinnste weiterzuspinnen oder Längst-Dagewesenes in unendlichen Wiederholungen zu rekapituliren, so wäre es unsern Alltagspolitikern nicht zu verargen, wenn sie sich damit begnügten, immer wieder die geläufigen Register zu ziehen und in der beliebten pathetischen Art zu leitartikeln und zu kannegießern. Wenn aber einmal ein neuer ungewohnter Ton im Völkerconcert erscheint, so machen die zeitungsschreibenden Zuhörer ein Gesicht dazu, auf dem mit Runenschrift „Verständnißlosigkeit" geschrieben steht.

Daß Rußland und Frankreich „gemeinsame Interessen" haben und darum sich in einem Bund zusammenschlossen, das finden die Herren begreiflich. Daß der Dreibund immer noch zusammenhält und dem europäischen Frieden dient, das gehört zu ihrem Repertoire. Daß Rußland die Mandschurei besetzt und die Finen vergewaltigt, das wird bei aller sittlichen Entrüstung, mit der davon geredet wird, doch durchaus verständlich gefunden. Denn derartige Vorgänge unterscheiden sich durch nichts von dem hergebrachten Gewaltsystem. Aber daß eine ernstliche deutsch-russisch-französische Annäherung stattfinden sollte, das ist so unerhört, daß daran nur „Träumer" denken können oder Leute, die auf das Vergnügen verzichten, „ernst genommen zu werden". — Daß Kaiserreisen unternommen werden, daß Begegnungen zwischen Monarchen stattfinden, daß dadurch der Weltfrieden befestigt wird: das ist ein beinah abgeleiertes Thema, dem die Zeitungsschreiber von sich aus keine neuen Seiten, die Zeitungsleser kein neues Interesse abgewinnen können. Aber daß einmal eine Kaiserbegegnung in Scene gesetzt werden soll mit dem ausgesprochenen Zweck, die drei stärksten Militärstaaten Europas, die bisher durch Berge von Mißtrauen von einander getrennt waren, sich näher zu bringen, mit der feierlich angekündigten Absicht, eine gemeinsame hohe Europa-Politik zu inauguriren, das paßt zu wenig zu dem alten Hausrath, als daß der Zeitungsmensch einen Reim darauf finden könnte. Und doch redet die officiöse, also wohl von der russischen Regierung inspirirte Petersburgskija Wjedomosti nicht bloß von den verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen dem russischen und deutschen Kaiserhaus, von der Nachbarschaft der beiden Reiche, von der unvermeidlichen Solidarität vieler politischer und wirthschaftlicher Interessen, von dem unausrottbaren gegenseitigen Vertrauen und Wohlwollen; sie huldigt nicht nur dem hochbegabten und unermüdlichen, energischen und von idealen Bestrebungen geleiteten deutschen Kaiser — das Alles geht über die Grenzen hergebrachter Schablonen-Liebenswürdigkeiten nicht hinaus —; sondern, und das ist die Hauptsache, sie meint, daß der Kaiserbesuch in Danzig auch in Frankreich volle Sympathie finden müsse, wo Vieles aus der Vergangenheit schon vergessen sei und wo viele Hoffnungen wach werden auf Schaffung einer engeren, ernstlicheren deutsch-französischen Annäherung und einer gemeinsamen hohen Europa-Politik.

Zur Vervollständigung der Thatsachen nehme ich hinzu, daß die Nowosti und der Graschdanin offenbar gleichfalls auf Grund höherer „Eingebung" hervorheben, die drei Reiche (Rußland, Deutschland, Frankreich) wünschen die Aufrechterhaltung des Bestehenden und hoffen dadurch dem Frieden zu dienen.

Eine Interpretation dieser Kundgebungen sollte für unbefangen denkende Menschen nicht nöthig sein. Wer in diesen officiösen russischen Preßstimmen nichts Anderes sieht als das Bestreben, den unruhigen französischen Nationalcharakter zu zügeln und dem Zaren unangenehme Ueberraschungen, die ihm die leicht erregbare Bevölkerung bei seinem Besuch auf französischem Boden bereiten könnte, zu ersparen, der verkennt das eigentliche punctum saliens. Die Hauptsache, die am liebsten todtgeschwiegen wird, ist aber der Gedanke einer deutsch-französischen Annäherung und einer gemeinsamen hohen Europa-Politik unter Voraussetzung der Aufrechterhaltung des Bestehenden. — Nach den bisherigen Erfahrungen hatte man ein gewisses Recht, zu sagen: „Da die Einzelstaaten bei aller Pflege freundschaftlicher Beziehungen — der ganzen Natur des Staats nach — ihr Sonderinteresse im Auge behalten müssen, so ist die Solidarität unter ihnen nie sicher, in die Brüche zu gehen; eine andere Art von Staat als den nationalen, auf sein wohlverstandenes Eigeninteresse gerichteten,

*) Wir geben unserem alten Mitarbeiter das Wort, ohne uns mit seinen Darlegungen zu identificiren und ohne seine Hoffnungsfreudigkeit zu theilen. Immerhin verdient die von ihm angeschnittene Frage eingehende Erörterung gerade in der unabhängigen und für unabhängige Gebildete bestimmten Presse. Die Red.

Digitized by Google

hat die Geschichte bis jetzt nicht gesehen, und einen andern haben wir sicher auch in absehbarer Zeit nicht zu erwarten." — Das mochte bisher unanfechtbar scheinen, obgleich neben den Nationalstaaten auch jetzt schon merkwürdige Staatenkonglomerate wie Oesterreich, die Türkei und die Schweiz vorgekommen sind. Künftig wird eine andere Betrachtungsweise mindestens als zulässig erscheinen, und die These wird sich ohne allzugroßen Aufwand von Scharfsinn vertheidigen lassen, daß der Staat seinem Sonderinteresse am besten dient, wenn er das Gesammtinteresse — sagen wir einmal: Europa's — im Auge behält.

Ich bin nicht der Schwärmer, um es der Petersburgskija Wjedomosti zu glauben, wenn sie behauptet, daß Rußland eine allem Egoismus fremde Politik treibe. Aber ich glaube, Anzeichen dafür zu haben, daß die russische Politik beginnt, über den engen Rahmen nationaler Sonderbestrebungen hinauszuwachsen, daß sie die Pflicht erkennt, internationale Vorkehrungen für das Wohl des Ganzen zu treffen, daß nicht das Interesse der eigenen Nation, sondern das menschenwürdige Zusammenleben der Völker das Ideal ist, von dem sie wenigstens in ihren interessantesten Deklarationen geleitet ist. Es ist mit einem Wort ein Stück wirklicher moralischer Politik, wenn der Zar die Versöhnung zwischen Frankreich und Deutschland auf sein Programm geschrieben zu haben scheint. Dabei ist es gar nicht nöthig, dem Selbstherrscher aller Reußen die reine Selbstlosigkeit zuzutrauen. Er wird sicher seinen Vortheil davon haben. Aber das Neue besteht darin, daß er diesen Vortheil nicht auf dem Weg einseitig nationaler Interessenpolitik, sondern auf dem internationaler Abmachungen zu erreichen sucht.

Wie steht's nun mit der Möglichkeit einer Versöhnung zwischen Deutschland und Frankreich? Man schreie doch nicht gleich über Träumereien friedensfreundlicher Utopisten, ehe man die Verhältnisse nüchtern geprüft hat! Man darf wohl mit einer gewissen Bestimmtheit behaupten, ohne in den Geruch leichtfertiger Conjecturalpolitik zu kommen, daß Frankreich, wenn ihm nicht die Reichslande genommen worden wären, heute schon so gut im Bund mit Deutschland stehen könnte, wie das bei Oesterreich nach dem Jahre 1866 der Fall war. Dies weist aber auf eine tiefer liegende Zusammengehörigkeit der beiden Völker hin. Deutsche und Franzosen suchen sich, während sie vorgeben, einander zu hassen. Eine zunächst zurückhaltende, bei Gelegenheit aber auch lebhaft hervorbrechende Bewunderung ist bezeichnend für die gegenseitige, im Herzen der Nationen schlummernde nur künstlich unterdrückte Sympathie. Die beiden Völkerpsychen ergänzen sich gegenseitig. Der unbefangen urtheilende Deutsche steht nicht an, die Liebenswürdigkeit, den Esprit, den guten Geschmack der Franzosen anzuerkennen, und der nicht verhetzte Franzose wird stets bereit sein, der deutschen Gründlichkeit, Gelehrsamkeit und Solidität die Palme zu reichen. Es hieße Altbekanntes wiederholen, wenn ich auf die bei der Pariser Weltausstellung bewiesene französische Gastfreundschaft, auf die Verbrüderungsscenen, die sich auf gewissen Schiffen abspielten, auf die Kameradschaft, die auf chinesischem Boden Deutsche und Franzosen verbunden hat, eingehen wollte. Thatsächlich kann nur Böswilligkeit verkennen, daß der Haß im Schwinden begriffen ist. Was will es dem gegenüber heißen, wenn in deutschen Blättern darauf hingewiesen wird, daß der von gewissen Rednern angeschlagene Revanchemißton immer noch populär in Frankreich werden könne und daß der Ruf à Berlin unter gewissen Umständen immer noch denselben Widerhall fände wie vor 31 Jahren? Das ist hier wie drüben ganz dieselbe Sache. Das Volk läßt sich bearbeiten, so oder so; es läßt sich kneten wie ein Teig in der Hand des Bäckers. Je nachdem das deutsche Volk bearbeitet wird, erwacht in ihm der furor germanicus, und etwaige Schranken, welche die Vorsicht gezogen hat, werden genau ebenso über den Haufen geworfen, wie dies jenseits der Vogesen der Fall sein kann. Man wird aber gut thun, sich klar zu machen, daß Stimmungen keine realen Hindernisse sind, und daß die Politik in den seltensten Fällen darnach zu fragen pflegt, ob sie populär sei, ja daß die wichtigsten völkerverbindenden Abmachungen sehr häufig über die Köpfe der Nationen weg geschlossen worden sind. Aber abgesehen davon: es kann doch nicht geleugnet werden, daß die Revancheideen in Frankreich an Kraft verloren haben, daß das Rachefchwert im Lauf der Zeit stumpf geworden ist, daß die Erinnerungen an das „schreckliche Jahr" verblaßt sind, daß ein neues Geschlecht herangewachsen ist, das kein Sedan erlebt hat, daß die Verhältnisse in den Reichslanden sich consolidiren, daß die Elsaß-Lothringer anfangen sich in die Lage zu finden, daß insbesondere die leitenden Politiker sich ihrer Verantwortung und der Gefahr, welche ein europäischer Krieg heraufbeschwören würde, voll bewußt sind. Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage. Die französische Regierung ist, das kann man heute ruhig erklären, nicht für dieses Risico zu haben. Und wenn durch die russische Friedensliebe etwas Wasser in den französischen Wein gegossen wird, und wenn die Hurrahpatrioten an der Seine durch die Petersburger Erklärungen sich etwas abgekühlt fühlen, so kann dies der Wohlfahrt der Völker nur dienlich sein.

Der Friede, wie er heute zwischen den europäischen Nationen besteht, ist freilich noch kein Bündniß. Das Bündniß aber ist der Leuchtthurm, dem der Zar entgegensteuert. Wie will er seinem Ziele näher kommen? Er hofft, daß die Regierungen sich auf die Formel „Aufrechterhaltung des Bestehenden" vereinen könnten. Das ist dasselbe, was die Partei der Friedensfreunde, die man besser Föderalisten nennen würde, seit geraumer Zeit schon formulirte. Ich selbst schrieb Anno 1897 in meinem Büchlein „Friede auf Erden": „Auf welcher Grundlage sollen sich die europäischen Staaten verbünden? Ich sehe keinen anderen Weg, als daß sie sich ihren Besitzstand gegenseitig garantiren". — Aber wird Frankreich, das ja den Verlust seiner Provinzen bis heute nicht verschmerzt hat, darauf eingehen? Wird nicht eine französische Regierung, die es wagen würde, eben diese Aufrechterhaltung des Bestehenden officiell anzuerkennen, alsbald hinweggefegt werden? Ich glaube, daß dies nicht der Fall wäre, wenn dem französischen Volk die ungeheuren Vortheile der Föderation klar gemacht würden. Ist es nicht einleuchtend, wenn der russische Sociologe Novikow ausführt, daß „durch die Föderation der Europastaaten unser Welttheil gegen die früher so häufigen, welterschütternden Kämpfe, gegen Raub und Plünderungszüge sicher gestellt würde," und wenn er im Zusammenhang damit die Frage aufwirft: „Wenn die Sicherheit für die 536000 Quadratkilometer, welche Frankreich bilden, gut ist, warum soll sie für die 9730000 Quadratkilometer, welche zu Europa gehören, schlecht sein?" . . . Aber selbst vorausgesetzt, daß auf die französische Empfindlichkeit Rücksicht genommen werden müßte, so ließe sich das Bundesinstrument vielleicht mit einiger Vorsicht also fassen: „Die vertragschließenden Staaten verpflichten sich, zunächst an den bestehenden Grenzen keine Aenderung vorzunehmen." Die französischen Intransigenten könnten dann das Wort „zunächst" zu ihren Gunsten deuten und immer noch auf eine bessere Zukunft hoffen. Die Hauptsache aber wäre erreicht: das Bündniß würde sich einleben und seine Segnungen über den Erdball verbreiten, und darüber würde man die alte Rancune und den alten Grenzstreit vollends vergessen.

Aber noch ein Zweites muß beachtet werden. Es ist möglich, daß der Tag der Versöhnung heute noch nicht gekommen ist; dann muß ein Umweg eingeschlagen werden. Die Panslavisten äußerten früher die lächerliche Idee, der Weg nach Konstantinopel führe über Berlin. Ich sage dagegen: der Weg von Berlin nach Paris führt über Petersburg. Wir müssen uns zunächst mit den Russen verbünden, haben wir dann (Deutsche und Franzosen) einen gemeinsamen Freund, so werden wir uns durch diesen Freund am Ende doch dazu

Digitized by Google

bringen lassen, uns die Hände zu reichen. Welche Chancen hat aber eine entente cordiale zwischen Russen und Deutschen? Der russische Nationalcharakter ist uns unstreitig fremder als der französische und durchaus nicht in jeder Hinsicht sympathisch. Aber wie interessant erscheint uns doch auch wieder das russische Leben, wie begierig greift der Deutsche nach einem guten, russischen Buch, das ihm einen Einblick in die dortigen Verhältnisse gewährt! Hat nicht Turgenjeff seine Verehrer, hat nicht Tolstoi seine Gemeinde auch in Deutschland gefunden? Wir können uns also vertragen, wenn wir es auch bisweilen für nöthig finden, einander im Bart zu kratzen.

Aber das sind Nebensachen für die hohe Politik. Völkerpsychologie pflegt sie bis jetzt nicht zu treiben. Eine andere Frage wird aufgeworfen: Wird nicht die Erhöhung des deutschen Getreidezolls der russischen Freundschaft einen schweren Stoß versetzen? Bekanntlich sollen nach Bismarck wirthschaftliche Feindschaft und politische Freundschaft wohl nebeneinander bestehen können. Die Möglichkeit jedoch, zu einer für beide Theile befriedigenden Lösung der Zollfrage zu kommen, ist ja keineswegs ausgeschlossen. Ein Bündniß mit Rußland muß aber der deutschen Diplomatie aus rein internen Gründen naheliegen. Welche Rückendeckung läge darin, welche Beruhigung für Zeiten, da Oesterreich in die Brüche gehen dürfte, welche Consolidirung unseres Staatswesens im Herzen von Europa! Wie von einem Alpdruck befreit würden die Nationen aufathmen, wenn dieses Bündniß geschlossen wäre. Es ist längst zugestanden, daß eine derartige Constellation in der Sphäre des Erreichbaren liegt, trennen uns doch keine allzu schmerzlichen Erinnerungen von den Russen, weist doch die Tradition der Bismarck'schen Zeit auf eine russisch-deutsche Allianz mit wünschenswerther Klarheit hin. Benützen wir die Gunst des Augenblicks! Wer weiß, ob uns das Glück zum zweiten Mal in solcher Nähe lächelt. Wenn aber die große Stunde kleine Herzen findet, wenn die dargebotene Freundeshand zurückgestoßen wird — wer weiß, wie bald das russische Staatsschiff dann den Kurs verändert? Ein feindliches Rußland aber wird für Deutschland von Jahr zu Jahr gefährlicher. Man thut sich in Germanien viel zu gut auf die rasche Vermehrung des Volks; man glaubt, mit den größeren Massen allen Eventualitäten gewachsen zu sein. Sieht man denn nicht, daß die russische Bevölkerung in viel stärkerem Maaße wächst, und daß wir also von unserem östlichen Nachbar überflügelt werden? Das schadet nichts, so lang die Schiffe mit dem Winde Bord an Bord durch's Weltmeer schwimmen; aber es wird gefährlich für uns, wenn sie im Sturm gegen einander geworfen werden.

Ueber St. Petersburg aber führt der Weg nach Paris. Frankreich kann sich der Isolirung nicht aussetzen. Es kann nicht aus Groll über die alte Narbe zusehen, wie sein einziger Freund sich der Frau Germania in die Arme wirft, ohne — auch dabei sein zu wollen. Es wird es nicht ertragen können, daß die gemeinsame hohe Europapolitik etwa nur von Rußland und dem Dreibund gemacht wird; es wird sich sagen, daß seine Zukunft auf dem Spiel steht, wenn es die Vergangenheit nicht vergessen kann, — und so wird es, wenn auch vielleicht widerstrebend, sich doch dazu herbeilassen, die Hand dem Nachbar darzureichen, vorausgesetzt, daß dieser bereit ist, sie mit der rechten Herzlichkeit zu drücken.

Welchen Zweck sollte das Bündniß haben? Zunächst die Erhaltung des Bestehenden. Kühnere Hoffnung auf Herstellung der Gerechtigkeit werden sich einstweilen bescheiden müssen. Es sollte freilich nicht ausgeschlossen sein, daß ein mitteleuropäischer Staatenbund in der Türkei ein ernstes Wort mitreden würde, und daß den Engländern ihre „Freuden" in Transvaal versalzen würden, und daß die Amerikaner zu einer Revision ihrer famosen Monroe-Doktrin bewogen würden. Aber die Perspectiven sind zu weit, als daß heute schon ein Ueberblick möglich wäre. Daß der Zar sich mit England nicht verfeinden will, das scheint daraus hervorzugehen, daß auch er bei allem Mitleid Onkel Krüger nicht empfangen will. Hier hätten also Leute, die nicht bloß Frieden, sondern auch Gerechtigkeit erstreben, selbst nach dem Abschluß des europäischen Staatenbundes noch viel zu thun.

Was wir aber für heute wünschen möchten, das ist die Kleinigkeit, daß unsere Tagesblätter gegenüber einer neuen, politischen Idee, wie uns eine solche in dem Gedanken einer deutsch-russisch-französischen Annäherung entgegentritt, weniger mit abgebrauchten Clichés sich behelfen möchten. Ich wünsche, daß der nur scheinbar geistreiche Skeptizismus der Hoffnung auf bessere Zeiten weichen möchte. Dem Vorwärtskommen dient es jedenfalls nicht, wenn man nur immer an der Aufrichtigkeit der nachbarlichen Absichten zweifelt. Etwas mehr Glauben an die Wirksamkeit der Vernunft — und wir werden unserem Ziele näher kommen.

Amerika nach Buffalo.

Von Dr. Cajus Moeller (Berlin).

Der zweite ganzamerikanische Congreß soll im October von General Porfirio Diaz nach Mexico einberufen werden. Sein Vorgänger tagte vom 2. October 1889 bis 19. April 1890 in Washington unter den Auspicien des Präsidenten General Harrison und seines politischen Bärenführers Staatssecretär Blaine. Die Feste beanspruchten Millionen Dollars, und das Ergebniß war gleich Null; zwischen der großen Union und den mächtigeren Staaten des spanischen Amerikas war nachher das Verhältniß kühler als vor dem Congreß. Mißtrauische Politiker haben übrigens mehr als einen Zufall darin erblicken wollen, daß die beiden mächtigsten dieser Staaten bald darauf von Bürgerkriegen heimgesucht wurden: Argentinien und Chile. Einen Erfolg hatte der Congreß übrigens doch, und das war die Vernichtung des brasilischen Kaiserreichs durch die Revolution vom 15. November 1889. Die letzte Monarchie auf der westlichen Halbkugel war untergetaucht und in ihr der Zusammenhang mit den europäischen Fürstenhäusern. Dom Pedro II. war der letzte regierende Braganza. Indirect eine Vollendung der Monroedoctrin vom 2. December 1823, wie man sie deutlicher nicht wohl verlangen konnte.

Der 71jährige mexicanische Präsident wird die Congreßberathungen leiten, aber das Schwergewicht wird wohl bei dem nordamerikanischen Staatssecretär Hay liegen, wenn nicht etwa Präsident Roosevelt selbst erscheinen sollte. Das Letztere ist indeß nicht mit Bestimmtheit anzunehmen. Es würde der politischen Etiquette widersprechen und diese wird unter den amerikanischen Präsidenten annähernd ebenso sorgfältig wahrgenommen, wie unter den europäischen Monarchen. Die Vertreter der großen Union werden die südliche Nachbar-Republik in einem vorzüglichen Zustande antreffen, der blühender sein soll, als in den nordamerikanischen Südstaaten; in wie weit das aber den greisen Dictator überdauern würde, ist leider mehr als zweifelhaft. Die Gefühle zwischen den beiden Mächten sind an sich nicht die freundlichsten, da Mexico 1898 während des cubanischen Krieges offen mit Spanien sympathisirte. Doch hielt General Diaz den offenen Ausbruch klüglich zurück. Hätte aber der spanische Widerstand etwas länger gedauert, die Stammesgefühle in den früheren Colonieen hätten zu Gunsten des Mutterlandes irgend einen Ausdruck gefunden. Natürlich aber hat man das am Potomac der Nachbarrepublik nicht vergessen, und die persönliche Tüchtigkeit des mexicanischen Präsidenten vermag wenig an der precären auswärtigen Lage seines Landes zu ändern. Der Nicaraguacanal in nordamerikanischem Besitz würde Mexico

Digitized by Google

im Rücken fassen und zwischen zwei Feuer bringen. Daneben fällt auch der Panamacanal in's Gewicht, und wenn eben jetzt Columbien von Venezuela angegriffen wird, dann kommt das den nordamerikanischen Interessen merkwürdig gelegen. Die Union kann dort interveniren „müssen" und dabei das Gebiet des unvollendeten Canals in die Hand bekommen. General Castro in Caracas behauptet, Columbien habe die ihm feindlichen Flüchtlinge unterstützt. Was daran wahr ist, wird man hier schwerlich entscheiden können; das sind Geschichten wie zwischen den italienischen Zwergstaaten des Quattrocento. Aber das Ganze kann auch von Washington her angezettelt sein und Venezuela sich dabei der ihm 1896 durch Nordamerika in dem englischen Guyanastreit geleisteten Hülfe entsinnen. In diesem Falle wäre das nordamerikanische Eintreten für Columbien nur ein Scheinmanöver. Die politischen Inspiratoren der New-Yorker gelben Presse haben schon raffinirtere Anschläge in das Werk gesetzt, als diesen.

Erscheint so Mittelamerika im Augenblick des zweiten transatlantischen Congresses zerrüttet, dann ist das fast noch mehr der Fall mit Südamerika. Von Washington aus ist die Einsetzung eines Schiedsgerichtes zur Verhütung künftiger Kriege unter den amerikanischen Staaten betrieben worden. Fast sämmtliche Republiken südlich von Panama haben dem im Princip zugestimmt, aber mit dem Bemerken, sich von dem Congreß zurückziehen zu müssen, sobald für Chile eine Ausnahme von der Bündigkeit dieser Schiedssprüche stipulirt werde. Das „südamerikanische Preußen" ist bei den Nachbarn weit mehr gefürchtet, als beliebt. Nach dem 1884 mit Peru und Bolivia geschlossenen Frieden hat es die ihm sehr günstigen Bedingungen nicht einhalten wollen; abgesehen von Gebietszuwachs auf Kosten Bolivias erhielt es von Peru die Provinz Tarapaca endgiltig abgetreten, die Districte Arica und Tacna auf zehn Jahre mit dem Beding, daß nach dem Ablauf dieses Termins die Einwohner sich für die Zugehörigkeit zu einem der beiden Staaten erklären sollten, worauf der Andere von dem Bevorzugten eine Geldentschädigung empfinge. Der Termin ist am 31. März 1894 abgelaufen, und wiederholt hat Chile Anstalt zur Erfüllung seiner Zusagen gemacht, stets ist ihm aber dabei etwas in den Weg gekommen. Anscheinend fürchten die übrigen südamerikanischen Staaten, daß die große Union mit der genannten kriegsbewährten Republik eventuell Ernst zu machen abgeneigt sein könnte; sie hat auf den Philippinen und auf Cuba ohnehin Last genug. Bleiben aber die wichtigsten südamerikanischen Staaten aus Mexico fort, dann ist der Congreß nur ein Rumpf, und die großamerikanische Politik erleidet eine sehr nachhaltige Schlappe.

Das Verbrechen vom 6. und der Todesfall vom 14. September haben den Befehlshaber der „Rough Riders" aus dem cubanischen Feldzug von 1898 an die Spitze der transatlantischen Weltmacht gehoben. Vor dem Wahltag des 6. November 1900 und mit der Präsidentenwahl von 1904 vor Augen hat Mr. Roosevelt sich lebhaft um die Sympathien des deutschen Bevölkerungselementes bemüht; ob er das jetzt noch für nöthig oder für möglich hält, wird die Erfahrung lehren. Er ist im vorigen Jahre auf den zweiten Posten als erklärter Imperialist gewählt worden, und der New-Yorker Imperialismus zeigt sehr sichtbar eine antideutsche Spitze. Selbst wenn 1904 unsere Landsleute drüben den Wahlausschlag sollten geben können, wäre das vielleicht dem nunmehrigen Präsidenten einerlei; noch nie ist ein im Todesfall des Präsidenten an dessen Stelle getretener Vicepräsident nach dem Ablauf der ersten Amtszeit wiedergewählt worden. Der Yankee-Imperialismus wird sich jetzt wohl zunächst überschlagen, vielleicht freilich, um am 8. November 1904 der demokratischen Partei zum Siege zu helfen. Imperialismus ist auf die Dauer an allgemeine Wehrpflicht gebunden, wenigstens für den Fall großer auswärtiger Verwickelung, und wer würde diese Pflicht den Nordamerikanern auferlegen wollen? Vertraulich weiß man, daß 1898 gewisse festländische Regierungen die Berichte ihrer in das nordamerikanische Feldlager entsandten Officiere vor dem Druck censirt haben, um nicht Nordamerika durch Veröffentlichung unangenehmer Thatsachen zu verstimmen; vor dem Feuer der hunger- und fieberermatteten Spanier sollen bei Santiago di Cuba die nordamerikanischen Freiwilligen vielfach kläglich Reißaus genommen haben. Auch würde im Fall weiterer Gebietsausdehnung die große Union ihren nationalen Charakter zu beeinträchtigen in Gefahr kommen, durch den Zuwachs an iberolateinischem und farbigem Element. Man hat es schon bezeichnend finden wollen, daß 1900 zwei Nichtangelsachsen aus der Wahlurne stiegen, der hochschottisch keltische Mc. Kinley und der dem vormaligen Neuamsterdam, jetzt New-York niederländisch entstammte Roosevelt. Romanen haben noch nicht an der Spitze der großen Union gestanden, aber Präsident van Buren, 1837—41, war aus derselben holländischen Kaufherren-Aristokratie New-Yorks wie Mr. Roosevelt.

So lange im spanischen Amerika der rollende Dollar oder auch Eagle jeder Zeit die einzelnen Republiken gegeneinander hetzen kann, wird die Union freilich die transatlantische Löwenrolle fortsetzen können. Auch anderweitig hat sie Glück. Die ältere angelsächsische Weltmacht hat stets auf die mittelamerikanischen Landengen und ihre geplanten Wasserstraßen Acht gehabt und sich mit der Union in das Aufsichtsrecht theilen wollen; der Clayton-Bulwer-Vertrag von 1850 hat vor einiger Zeit in dem Hay-Pauncefote-Abkommen eine Erneuerung gefunden und Beide stellen die Neutralität dieser möglichen Wasserstraßen unter den gemeinsamen englisch-nordamerikanischen Schutz. Aber was bedeuten diese Abkommen, wenn und so lange sich der britische Leopard in Südafrika an die Goldshareskette der Rhodes, Beit & Co. gelegt hat? Papierdrachen, über die sich die nordamerikanischen Imperialpolitiker amüsiren.

Die Katastrophen in unseren Actien-Unternehmungen und die Gesetzgebung über deren Reservefonds.

Kritische Betrachtungen und Vorschläge von Dr. jur. Dosberg (Waldenburg, Schl.).

II.

Nachdem ich zu dieser positiven Forderung gelangt bin, muß ich zunächst bekennen, daß es mir widerstrebt, in die Handelsgesetzgebung unnöthige Zwangsmaßregeln hineinzubringen. Jeder Geschäftsmann soll am besten wissen, wie er mit seinem Gelde macht, er ist sich selbst allein Verantwortung für sein Thun und Lassen schuldig. Und wenn dieser Grundsatz für die physische Person gilt, so müßte er auch für die juristische gelten. Functioniren indeß die Aufsichtsorgane in den Gesellschaften schlecht, so trägt den Schaden die Societät, das heißt jeder einzelne Actionär, welcher sein Geld für das betreffende Unternehmen hingegeben hat. Deßhalb hat die Gesetzgebung eine ganze Reihe von Schutzvorschriften für die gewissenhafte Geschäftsführung des Vorstandes erlassen und zwar mit Recht, denn der Vorstand verwaltet eben fremde Gelder, und bei der immer wachsenden Vermehrung der Actiengesellschaften ist eine Fürsorge der Gesetzgebung für die der Leitung oft fern stehenden Actionäre im Interesse der Erhaltung des Volksvermögens durchaus geboten. Wenn nun eine neue Gesetzesvorschrift mein Postulat aufnähme, daß der Reservefonds nicht in dem betreffenden Geschäftsunternehmen investirt sein dürfe, so müßte sie nicht negativ ausgedrückt werden, sondern positiv vorschreiben, wie die Anlage stattzufinden hat.

Digitized by Google

Ich formulire daher meine Vorschläge in folgenden Thesen und werde hernach zu beweisen suchen, warum ich sie gerade in dieser Form und nicht anders aussprechen mußte.

1. Der § 262 des H.-G.-B. ist unzureichend. Der Ausdruck Reservefonds ist durch Reserve-Conto zu ersetzen.
2. Dem Reserve-Conto hat ein entsprechendes Activum gegenüber zu stehen, welches im baaren Gelde oder in mündelsicheren oder in solchen an einer deutschen Börse gehandelten Werthpapieren angelegt ist, die die Reichsbank im Lombard I. Classe beleiht.
3. Dieser Activposten, der Reservefonds, kann von der Gesellschaft zur Erhaltung eines vorübergehenden Credites benutzt werden, doch soll die Inanspruchnahme in der Regel nur in dem auf den Abschluß folgenden Vierteljahr und nicht über dessen Dauer hinaus stattfinden.
   Dauernde Verpfändungen sind nur bei einstimmigem Beschluß des Vorstandes und Aufsichtsrathes unter Nachholung der Genehmigung der Generalversammlung binnen einer bestimmten Frist gestattet.
   Jede Inanspruchnahme ist aber in dem nach § 260 des H.-G.-B. zu erstattenden Geschäftsberichte unter Angabe der Dauer und Höhe der darauf entliehenen Beträge anzugeben.
4. Eine unter Verpfändung des Reservefonds aufgenommene Schuld muß vor Vertheilung einer Dividende abgelöst sein, anderen Falles ist der erzielte Gewinn zur Ablösung der Schuld zu verwenden.
5. Wird bei Aufstellung einer Bilanz ein Verlust constatirt und von dem passiven Reserve-Conto abgeschrieben, so darf über den entsprechenden Theil des Activums nach Ermessen der Gesellschaft frei verfügt werden. Es kann also in Höhe dieser Abschreibung ein Verkauf der Werthe erfolgen oder, wenn dieser unthunlich erscheint, ohne Weiteres ein dauerndes Darlehen aufgenommen werden.
6. Am Schlusse der veröffentlichten Bilanz ist das dauernde Vorhandensein der Reserve-Activa und deren Bestandtheile ausdrücklich anzugeben. Die Strafbestimmungen des § 314 des H.-G.-B. finden bei unrichtigen Angaben entsprechende Anwendung.

Zunächst schicke ich voraus, daß ich gegen die bestehenden gesetzlichen Vorschriften des § 262 nichts einzuwenden habe, daß sie vielmehr völlig bestehen bleiben. Sodann geht wohl meine Annahme nicht fehl, daß die Auslassungen der vorhergehenden Spalten die erste These bereits genügend gestützt haben. Auch die negative Seite der zweiten Forderung, daß die Reserven nicht im Betriebe angelegt sein dürfen, erscheint einwandsfrei als nöthig bewiesen. Daher kann ich gleich in die Besprechung der Frage eintreten, in welcher Art das Reserve-Activum, welches nicht in dem Unternehmen der Societät investirt sein darf, angelegt werden muß. Was ist z. B. bei einer großen Bank eine dem Geschäftsbetriebe völlig fern liegende Anlage? Man könnte vorschlagen: industrielle Unternehmungen, sei es in Actien, sei es in Obligationen, — aber damit hätten wir ja sofort das sogenannte Consortialconto, welches so vielen großen Banken ein unheilbarer Krebsschaden geworden ist. Auch sind dergleichen Betheiligungen zu allerletzt leicht realisirbare Activa, zumal in Zeiten kritischer Conjuncturen. Das Sicherste ist natürlich baares Geld. Da aber die wenigsten Gesellschaften sich große baare Summen halten werden, so wird kaum etwas Anderes übrig bleiben als das Postulat: Anlage der Reserven in guten Fonds. Sollte die Mündelsicherheit hierfür ein zu eng gezogener Kreis bedeuten, so wäre, zumal da es sich um industrielle oder commercielle Unternehmungen handelt, gerade der Ankauf solcher Werthe geboten, welche die Reichsbank im Lombard erster Classe beleiht. Hiermit wäre übrigens auch für jedes Unternehmen die Hilfe des Centralnoten-Institutes gesichert.

Ich verkenne keinen Augenblick, daß durch diese Vorschrift die Gründung sogenannter Trustgesellschaften, die Fusion von Banken u. dgl. außerordentlich erschwert wird. Es läßt sich aber über den Werth und die Berechtigung solcher Transactionen sehr streiten. Die endlichen Erfolge wenigstens, welche der größte Theil dieser Unternehmungen bei uns erzielt haben, sind negativ gewesen. Man wird nicht fehl gehen in der Annahme, daß immer große Vorsicht angebracht ist gegenüber einer Societät, welche so und so viel Tochtergesellschaften gegründet hat und sie schließlich durch Neuauflage eigener neuer Actien in sich aufnimmt, um sich durch das größere Agio größere buchmäßige Reserven zu schaffen. Jedenfalls ist es für die Consolidirung unseres Actienwesens durchaus vortheilhaft, wenn Capitalsschiebungen, wie sie der Concern der Trebertrocknung-Gesellschaft darstellt, so viel als möglich erschwert oder überhaupt verhindert werden. Hätte die Forderung meines Vorschlages, die Anlage des Reservefonds in den genannten Effectensorten, in den letzten Jahren schon Gesetzeskraft gehabt, so wären die hohen Dividendenzahlungen auf Grund erlogener Gewinne, damit auch die übrigen Manipulationen, wie sie die Direction der genannten Gesellschaft vornahm, überhaupt unmöglich gewesen, und das Vermögen so und so viel Tausender wäre erhalten geblieben. Deßhalb ist unbedingt zu fordern, daß eben die Reserven sich als in jeder Weise solide Basis einer jeden Gesellschaft darstellen. Auch die Katastrophe der Leipziger Bank wäre unmöglich gemacht, da der Direction die andauernde Verfügung über den Reservefonds in der von ihr beliebten Weise nicht zugestanden hätte. Ueberhaupt wird durch mein Postulat jede äußerlich glänzende Capitals-Vermehrung mit einem vom Publicum gezahlten Agio verhindert, wenn nicht gleichzeitig der erzielte Gewinn, welcher nach Absatz 2 des § 262 a. a. O. dem Reservefonds zufließen soll, zur soliden Capitalsanlage verwendet wird.

Allerdings ist es richtig, daß in vielen Fällen die nach meinem Vorschlage angelegte Reserve geringere Zinsen aufbringen wird als das im Betriebe arbeitende Capital, aber warum sollte dies nicht zugestanden werden, zumal auf der anderen Seite stets eine sichere Verzinsung wenigstens dieses Activums der Gesellschaft fast unbedingt garantirt wird?

Daß für bereits bestehende Gesellschaften Uebergangsbestimmungen erlassen werden müßten, welche die Schaffung eines activen Reservefonds nach und nach ermöglichen, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

Es sei hier mit einer kleinen Abschweifung auf das wirthschaftlich-politische Gebiet zu erwähnen gestattet, daß für unsere Staats- und Communalanleihen, Pfandbriefe u. dgl. ein neues Absatzgebiet durch mein Postulat geschaffen wäre. Es liegt ihm auch ein gewisser Gerechtigkeitssinn insofern zu Grunde, als die meisten Anleihen zu Anlagen benutzt werden, welche unserer Industrie zu Gute kommen, sie fördern, ja sie oft ausschließlich in Nahrung setzen. Darum erscheint es nicht unbillig, wenn die industriellen und commerciellen Actien-Gesellschaften einen Theil ihres Gewinns in dergleichen Werthpapieren anlegen.

Ich komme zu Punkt 3. Man hat vielfach vorgeschlagen, und auch aus industriellen Kreisen ist mir gegenüber das Axiom geäußert worden, die als Reserven angelegten Capitalien völlig außer Kurs zu setzen, d. h. sie der Verwaltung der Gesellschaft durch Uebergabe an die Reichsbank oder an eine besonders zu schaffende Depositalbehörde bis zur Liquidation des Unternehmens zu entziehen. Das wäre aber doch wohl unrichtig. Denn damit wäre ein Theil der Mittel völlig festgelegt und könnte der Gesellschaft überhaupt nicht dienstbar gemacht werden. Fast jedes Unternehmen bedarf zur

Digitized by Google

Dividenden-Auszahlung eines vorübergehenden Credites, und wenn man das im Handelsverkehr übliche Dreimonat-Ziel zu Grunde legt, so wird man es ihr wohl gestatten können, sich bis zum Eingang der benöthigten Mittel aus dem laufenden Geschäft für die Gewinnauszahlung den Reservefonds dienstbar zu machen. Deßhalb erscheint es billig, daß die Verfügung hierüber in dem auf den beendeten Abschluß folgenden Quartal dem Vorstande ohne Weiteres übertragen wird. Auch eine mit 1—2 Wochen vorübergehende Belastung wird man späterhin zugeben können. Dagegen soll eine dauernde Verpfändung dieses Fonds, welche also einer Absorption fast gleichkäme, nur mit Genehmigung der obersten Instanz, der Generalversammlung, stattfinden können. Es darf diese Genehmigung in eiligen Fällen nachträglich binnen einer Frist nachgeholt werden, sagen wir binnen 14 Tagen. Indeß ist jeder andere Termin gleich willkommen und kann vielleicht statutarisch von jeder Gesellschaft geregelt werden.

Daß aber überhaupt eine Verpfändung gestattet werden soll, hat seinen Grund eben darin, daß ich den fraglichen Fonds als thatsächliche Reserve betrachte, welche im Bedarfsfalle jeder Zeit herangezogen werden kann. Und wenn ich hierzu vorschlage, daß jede Inanspruchnahme im Jahresbericht ausdrücklich veröffentlicht wird, so ist das Motiv dafür darin zu suchen, daß die Lombardirung stets als ein Gradmesser vorübergehenden Nachlassens der Liquidität für die Beurtheilung einer Societät von Wichtigkeit ist, daß also diese Mittheilung in den Jahresbericht gehört.

Hat nun die Gesellschaft sich entschließen müssen, eine kürzere oder längere Zeit andauernde Schuld — wir kommen jetzt zu These 4 — aufzunehmen, so fordere ich, daß ein etwa erzielter Gewinn zunächst zur Ablösung dieser Belastung verwendet wird, bevor eine Dividende zur Ausschüttung gelangt. Das liegt schon in der Natur meines Vorschlages begründet: denn schwindet das Aktivum des Fonds, von welchem man jetzt nicht sagen kann, das er im Unternehmen stecke, so würde sich das Passivum als lediglicher Buchungsposten darstellen. Die Möglichkeit eines solchen Zustandes aber bekämpfe ich ja, und deshalb muß stets die Reserve unbelastet erscheinen, bevor überhaupt ein Gewinn ausgezahlt werden darf. Diese Forderung erscheint auch im Interesse der Actionäre geboten: denn hat Jemand Actien eines Unternehmens gekauft, dessen Reservefonds z. B. $^1/_2$ Million unbelasteter Effecten darstellt, und ist die Gesellschaft, sagen wir, in Folge einer Explosion gezwungen, die Reserven zu belasten, so wird es für den Actienbesitzer nur vortheilhaft sein, wenn der Status quo ante, so bald als möglich, wieder erreicht wird und die Gesellschaft ebenso gut fundirt erscheint als vor dem Unglücksfall. Ob durch diese Maßnahme nicht auch die Annahme gerechtfertigt erscheint, daß der Kursstand gewisser Industriepapiere eine größere Stabilität erhalten würde, bleibt abzuwarten. Jedenfalls ist es für den Actionär, der theuer gekauft hat, von Wichtigkeit, daß der innere Werth der Gesellschaft wieder auf den Stand der Ankaufszeit gebracht wird, daß also, bevor man Gewinne vertheilt, die Reserven zu ergänzen sind. Und so behaupte ich, das in unserer These 4 ausgesprochene Verbot der Dividennenzahlung bei Belastung der Reserven gewährleistet Benutzung des Fonds zu ausschließlich vorübergehenden Zwecken und consolidirt unbedingt das ganze Unternehmen. Es ist aber auch nothwendig, weil es den Reservefonds als solchen erhält.

Man könnte nun einwerfen, daß schon mit der Gestattung der Belastung des Fonds dessen Werth imaginär werde, daß es jeder Gesellschaft ein Leichtes sein würde, die dauernde Belastung zu unterbrechen. Man nimmt eben vorübergehend anderweitig Credit in Anspruch und löst damit die bestehende Schuld von dem Fonds ab, um nach einiger Zeit das umgekehrte Experiment wieder vorzunehmen. Zugegeben. Ja, ich erwarte bestimmt, daß dergleichen Schiebungen vorkommen werden, aber sobald eben der Reservefonds frei ist, ist er auch voll vorhanden, und derjenige, welcher ohne Deckung einen Credit gewährt, ist nur Gläubiger, wie es jeder andere Creditar der Gesellschaft ist. Der Fonds aber bleibt ihr ganz erhalten und nicht wie heute als imaginärer, im Unternehmen steckender Werth, sondern als ein faßbares, in sichern Werthen angelegtes Vermögensobject. Und darin erblicke ich den Hauptwerth meines Vorschlages, daß es nunmehr unmöglich ist, den Reservefonds lediglich als Buchwerth darzustellen, wie es wiederholt passirt ist. Denn ist auch ein Gewinn thatsächlich nur künstlich herausgerechnet, so wird doch diejenige Quote, welche zum Reservefonds fließen muß, als ein wirklich faßbares Werthobject der Gesellschaft erhalten bleiben und kein bloßer Buchwerth sein, und es wird überhaupt mit meiner Forderung schwieriger gemacht worden, fictive Gewinne zur thatsächlichen Ausschüttung zu bringen.

Ich komme nun zu Satz 5, zu der Behandlung des Reservefonds bei bilanzmäßigen Verlusten und verweise für die bisherige Praxis auf meine durch Bilanzen illustrirte Ausführungen. Der passive Reservefonds wird abgeschrieben, die Passiv-Seite entsprechend kleiner, und damit wird es der Gesellschaft eher ermöglicht, wieder Gewinn herauszurechnen. Bei der Investitution der Reserven in den Anlagen des betreffenden Werthes selbst erscheint eine solche Operation durchaus gerechtfertigt. Sie kann aber, wie wir aus den früheren Beispielen sahen, oft Bedenken erregen, weil die Liquidität eines jeden Unternehmens durch dieses Verfahren bedeutend geschwächt wird, zumal gerade durch die Verluste die Ausrechnung neuer Gewinne leichter stattfinden kann als vorher, und zwar um die durch den Verlust gebotene Abschreibung auf der Passiv-Seite. Durch die Schaffung eines activen Reservefonds dagegen würde sich die Ausmerzung eines Verlustes ganz anders gestalten. Mein Vorschlag (These 2) verlangt, daß ein dem passiven Reserveconto entsprechendes Activum vorhanden ist. Wird nun ein eingetretener Verlust auf dem Conto — wie bisher — abgeschrieben, dieses also entsprechend kleiner, so wird derselbe Betrag von den leicht realisirbaren Effecten des activen Fonds frei, und es werden hierdurch der Gesellschaft in demselben Augenblick, wo sie krank ist, wo sie Verluste hat, neue Mittel zugeführt. Nehmen wir zum bessern Verständniß ein Beispiel und setzen wir den Fall, eine Actiengesellschaft habe gemäß meiner Anregung ein passives Reserve-Conto von 200000 Mark und dem entsprechend unter den Activen 200000 Mark in Effecten. Nun ergiebt die Bilanz einen Verlust von 100000 Mark, welcher dadurch ausgeglichen wird, daß von dem passiven Conto 100000 Mark abgeschrieben werden. Da nun aber der active aus Effecten bestehende Fonds stets die Höhe des Passiv-Contos haben soll, so können aus dem Ersteren, der bisher 200000 Mark zählte, 100000 Mark herausgenommen werden, welche zur freien Verfügung der Gesellschaft stehen. Sie erhält also, wenn sie Verluste hat, durch die Neuordnung einen Zufluß liquider Mittel, und gerade eine Stärkung hierin hat für jede Societät zumal in ungünstiger Zeit ganz ungeheuren Werth. Es wird sich hierbei gleich bleiben, ob die Direction in jedem einzelnen Falle den Verkauf oder die Belastung der Werthe durch Darlehne für günstiger hält.

In der letzten These habe ich gefordert, daß am Schlusse der Veröffentlichung der Bilanz angegeben wird, daß die in der Letzteren angeführten Reserve-Activa während der Berichtsperiode andauernd vorhanden waren, nnd daß specialisirt wird, in welchen Werthen sie angelegt sind. Wenn ich für die Richtigkeit dieser Angaben die Ausdehnung der Strafbestimmungen des § 143 des H.-G.-B. forderte, so würde sie das laut gewordene Postulat nach Deposition der Effecten bei der Reichsbank oder einer besonderen zu schaffenden Behörde ersetzen. Zumal wenn für unrichtige Angaben in diesem Punkte ausdrücklich die civilrechtliche Regreßpflicht des Aufsichtsrathes und Vorstandes sowie etwaiger Revisoren ausgesprochen würde.

Allen diesen Ausführungen wird man zunächst entgegen-

Digitized by Google

halten, daß mit der Trennung der Reserven von dem Unternehmen selbst seine andauernde stille Stärkung verhindert würde, falls nicht weit größere Abschreibungen wie bisher vorgenommen würden; ferner, daß öfter Capitalserhöhungen für nöthige Erweiterungen erfolgen würden müssen, und dergleichen mehr. Nun wohl! Warum soll dies nicht geschehen? Ja, liegt denn nicht die Annahme nahe, daß das Publicum für eine Betheiligung an einem Geschäft, welches sich an sich gut entwickelt und das einen Reservefonds in guten Effecten hat, weit eher zu haben sein wird, als wenn der Fonds sich aus imaginären Werthen des Werkes selbst zusammensetzt? Erscheint nicht die ganze Basis der nach meinen Forderungen constituirten Actien-Unternehmungen solider fundirt als bisher? Und wenn ich auch nicht glaube, das Arkanum für alle Schäden mit meinen Vorschlägen gefunden zu haben, wenn ich auch erwarte, daß mir von einigen Kritikern eine zuweit gehende Bevormundung der Gesellschaften zum Vorwurf gemacht werden wird, wenn auch Einwendungen gegen diesen oder jenen Punkt wirklich berechtigt erscheinen werden: das Prinzip meines Postulates trägt jedenfalls zur Festigung der Verhältnisse der besprochenen Gesellschaften bei, und ich bin schon zufrieden, wenn die Richtigkeit meiner Ansicht von weiteren Kreisen anerkannt und hiermit schließlich die Revision der betreffenden Gesetzesvorschriften angeregt wird.

Literatur und Kunst.

Allerneueste Denkmals-Concurrenzen und ihre Geheimnisse.

Der Wettbewerb um das Wagner-Denkmal ist für's erste beendet. Von den zehn zur engeren Concurrenz bestimmten Entwürfen haben einige den Beifall der Oeffentlichkeit gefunden, während drei fast allgemeinem, scharfem Tadel begegneten: die Arbeiten von Hundrieser, Eberlein und Herter.

Man denkt in eingeweihten Kreisen schon lange pessimistisch über den Ausfall moderner Denkmals-Concurrenzen. Doch hatte man sich diesmal etwas mehr Hoffnung auf ein befriedigendes Urtheil gemacht, weil in die Jury außer den Berliner Künstlern auch fremde aufgenommen worden waren, die, wie man meinte, das Aufkommen von Sonderinteressen und Parteilichkeit verhindern würden. Augenscheinlich waren ihre Bemühungen aber ohne Erfolg. Die Namen mancher Künstler scheinen doch immer wieder einen berauschenden Einfluß auf die Preisrichter auszuüben, und man reicht ihren Arbeiten den Lorbeerkranz, selbst wenn sie so hohl und schlecht sind wie diesmal Eberlein's und Herter's Entwürfe.

Was haben die vielen Denkmals-Concurrenzen in den letzten Jahren Gutes für die Kunst gezeitigt? Bedauerlich wenig. Welchen Aufwand von Arbeit, Zeit und Geld verursacht nicht jede Concurrenz, und wie selten ist die endlich zur Ausführung bestimmte Arbeit von der Art gewesen, daß man der Entscheidung auch nur einigermaßen beipflichten konnte! Die Schuld hieran tragen die Veranstalter, die die Preisrichter zusammenrufen. Denn die Gesichtspunkte, die bei ihrer Auswahl Geltung haben, sind meistens sehr einseitig. Man ist sich wohl darüber klar, daß die Jury aus zwei Elementen bestehen muß: aus Künstlern und kunstsinnigen und verständigen Laien. Aber unter Künstlern versteht man nur Mitglieder der Landes-Kunstcommission und der Akademie, unter kunstverständigen Laien — sich selbst und seine Freunde. Es macht immer wieder einiges Vergnügen, nachzuforschen, auf welche Weise regelmäßig eine ziemlich große Anzahl von Preisrichtern in die Jury kommt, von deren Existenz vorher kein Mensch etwas gewußt hat. Man findet unschwer des Räthsels Lösung, wenn man den Haupt-Geldgeber kennt und seine guten Freunde und Bekannten.

Bei einem Auftrag privater Art mag solch ein Vorgehen Berechtigung haben, nicht aber bei einem Denkmal, das nationaler Gesinnung Ausdruck verleihen soll. Der Spender macht sein Verdienst zu Schanden, wenn er die nöthige Zurückhaltung nicht bewahrt.

Aber nehmen wir an, die Zusammensetzung der Jury sei vollkommen, sie habe gewissenhaft ihres Amtes gewaltet und ihr Endurtheil gesprochen. Leider ist auch dann noch nicht ein gutes Ergebniß gesichert. Denn die Jury hat nicht das Recht, über die Ausführung des Denkmals irgend welche Bestimmung zu treffen, falls ihr ein Entwurf geeignet erscheint. Sie hat nur die üblichen Preise zu vertheilen und „ehrenvoll zu erwähnen". Weiter nichts! Wer die Ausführung bekommt, das geht sie gar nichts an. Man sucht vergeblich nach dem triftigen Grunde, der zu einer solchen Bestimmung Veranlassung geben kann. Denn sollte selbst der Fall eintreten, daß keine Arbeit der Ausführung würdig ist, so braucht ja die Jury den ersten Preis nicht zu verleihen oder wenigstens keine von den Concurrenz-Arbeiten zur Ausführung zu bestimmen. Und wer kann das besser beurtheilen, als die Jury selber, die ja aus den erwähltesten Kennern und berufensten Kunstrichtern bestehen soll?

Uebrigens handelte es sich fast jedes Mal, wenn eine andere als die von der Jury als beste anerkannte Arbeit zur Ausführung kam, nicht um einen Künstler, der überhaupt nicht mitconcurrirt hatte und darum für die Preisrichter außer Betracht blieb, sondern vielmehr um einen Wettbewerber, den die Preisrichter hatten durchfallen lassen.

Ebenso unberechtigt ist der Einwurf, man dürfe der Jury die Entscheidung nicht überlassen, weil der künstlerische Werth der Arbeiten nicht allein entscheiden könne. Es sei noch anderes zu berücksichtigen, wie z. B. sympathische und volksthümliche Auffassung und Darstellung, die Platzfrage und anderes mehr. Als ob die Jury das nicht am besten zu entscheiden vermag! Man wählt ja neben den Künstlern auch Laien in des Richtercollegium. Zu welchem anderen Zweck, als um diese Punkte bei der Entscheidung in Berücksichtigung zu bringen?

Bedenkt man noch, daß die Veranstaltung eines solchen Wettbewerbs beträchtliche Kosten macht durch die Preise und Entschädigungssummen, die zur Vertheilung kommen, so fragt man sich vergeblich: warum die zahllosen Concurrenzen? Ist es nicht zwecklos, einen Wettbewerb auszuschreiben, dessen Ergebniß bei der Entscheidung über die Ausführung unberücksichtigt bleibt? Warum geht man nicht gleich zu seinem guten Freunde oder hört nicht gleich ergeben und sorglich nach oben, wo man sich jede Entscheidung in solchen Dingen vorbehält?

Es ist in den letzten Jahren sogar vorgekommen, daß man Denkmals-Concurrenzen veranstaltet hat, nachdem der ausführende Künstler bereits bestimmt war. Nur um dem berechtigten Vorwurfe zu entgehen, bei einer Sache von allgemeinem Interesse sei eigenmächtig zu Gunsten von Freunden oder Günstlingen die Entscheidung getroffen worden, nur deßhalb hat man nachträglich noch einen Wettbewerb veranstaltet. Natürlich durfte dann das Urtheil der Jury nicht mehr von irgendwelcher Bedeutung sein, und es mußte ihr das Recht genommen werden, die Entscheidung über die Ausführung zu treffen. Zu statten kommt solchen Gepflogenheiten noch die widersinnige und zwecklose Einrichtung der sogenannten engeren Concurrenz, die die Entscheidung hinzieht und unlautere Künstler dazu verführt, in der engeren Concurrenz die Ideen anderer Wettbewerber, die Anklang gefunden haben, zu verwenden.

Mit Hülfe guter Freunde, von denen man möglichst in

Digitized by Google

die Jury gebracht hat, wird dann der prädestinirte Herr in die engere Concurrenz geschoben und Viele preisgekrönt. Geht das nicht an, weil man bei dem geringen künstlerischen Werthe der Arbeit allgemeine Entrüstung über das Urtheil befürchten müßte, so werden die Preise irgend wie anders vertheilt, und die Sache auf die lange Bank geschoben. Die Jury verläuft sich, das öffentliche Interesse läßt nach, und schließlich erscheint in den Tagesblättern eine kleine Notiz, daß dem Bildhauer X. die Ausführung übertragen sei.

Wenn man den heutigen Stand der deutschen Bildnerei nach der Anzahl der Denkmäler bemessen wollte, die sie alljährlich hervorbringt, so müßte unsere Zeit, wenn sich's irgend machen läßt, einen nie dagewesenen Blüthenlenz der Kunst darstellen. Und das wird leider oft genug allen Ernstes behauptet. Denn das Verständniß für die Plastik ist bei uns schon so tief gesunken, daß man in der Denkmals-Bildnerei allgemein die eigentliche Aufgabe der Bildhauer sieht. Die Denkmalswuth scheint alle Welt gepackt zu haben, und begeisterte Festausschüsse saugen alle Mittel auf, die das Publicum für Kunstzwecke herzugeben vermag. Ungeheure Summen werden alljährlich geopfert für Denkmäler, die, weit davon entfernt, die Kunst zu fördern, bei ihrer Eintönigkeit durchaus zu künstlerischer Verflachung und Verödung führen müssen, während sie der eigentlichen Plastik: der Darstellung der Form um ihrer selbst willen, das nöthige Interesse und das kauffähige Publicum entziehen. Gerade sie ist aber das eigentliche Gebiet des Bildhauers, und in ihr sich zu bethätigen, wird der Ehrgeiz jedes wirklichen Künstlers sein, während die üblichen eintönigen Denkmalsarbeiten immer mehr oder weniger eine Kaltstellung seiner wahren künstlerischen Befähigung bedeuten. Was die Künstler dennoch dazu bewegt, sich mit solchen Aufgaben zu befassen, ist vor allem das Bestreben, sich dadurch Mittel zu erwerben, um Zeit und Muße zu gewinnen, ihren eigenen künstlerischen Absichten, ihrer persönlichen Idealkunst nachzuhängen. Hier kann der Bildner unverwelkliche Lorbeeren erringen — leider keine Aufträge, und darum muß er sich an Denkmals-Concurrenzen betheiligen. Bei den heutigen übertriebenen und sinnlosen Anforderungen an die Entwürfe in Größe und Ausführung erfordert zwar eine solche Betheiligung sehr viel Arbeit und Zeit und macht bedeutende Kosten. Aber der Künstler nimmt sie auf sich im Vertrauen auf die gerechte Beurtheilung der Arbeiten. Es ist daher eine Gewissenlosigkeit, ein frevles Spiel und ein Verbrechen an der Kunst, wenn man Wettbewerbe ausschreibt, die gar nicht ernst gemeint sind. Solche Zustände sollten die Bildhauer nicht ruhig mit ansehen. Sie müßten sich zusammenthun und vereint energisch ihre Interessen vertreten sowohl nach außen, aber auch im eigenen Stande. Denn angelockt durch die unsinnige Nachfrage nach Denkmälern, die die befähigten Künstler allein nicht befriedigen könnten, hat sich ein Proletariat gebildet, das den Mangel an eigenem Können durch unerfreuliche und selbst unanständige Mittel zu ersetzen sucht — nicht zur gedeihlichen Entwickelung des ganzen Standes.

Vor Allem aber möge ein solcher Bildhauer-Verein alle ausgeschriebenen Concurrenzen prüfen und seine Mitglieder vor ihnen warnen, wenn sie ihrer Beschaffenheit nach keine Gewähr für richtige und sachliche Beurtheilung bieten. Sollten aber Concurrenzen Resultate ergeben, die vom künstlerischen Standpunkte aus unhaltbar sind, dann müßten die Ergebnisse kritisch untersucht, und es müßte der Oeffentlichkeit gegenüber Protest eingelegt werden gegen solche Beurtheilung.

Warum sollen die Bildhauer nicht durchsetzen können, was die Architekten schon lange haben? In Berlin, Hannover, Hamburg und anderwärts findet kein Wettbewerb auf dem Gebiete der Architektur statt, bei dem nicht die betreffenden Vereine ein gewichtiges Wort mitzureden haben. Sie sind bei der Bildung der Jury nicht zu übersehen und haben bei ihrem bedeutenden Einflusse ungebührliche Concurrenzen öfters schon allein dadurch gänzlich vereitelt, daß sie ihren Mitgliedern von der Betheiligung abriethen.

Bis dahin aber werden die Denkmals-Concurrenzen dasselbe trostlose Bild abgeben, oder sogar noch trostloser werden. Wie geringschätzig heute manche Künstler über die Urtheilsfähigkeit der Jury denken, das beweist auch wieder die Wagnerconcurrenz, wo einzelne Bildhauer — um ihre Aussichten zu bessern — sich mit mehreren Entwürfen betheiligt haben, gleich als wäre ein solcher Wettbewerb eine Lotterie und die Jury der Waisenknabe, der mit verbundenen Augen, ein Symbol des blinden Zufalls, die Gewinne aus der Urne zieht. Betrübender Weise ist nun aber auch der beabsichtigte Erfolg nicht ausgeblieben. Indessen ist Eberlein's Entwurf wohl doch zu schlecht, als daß es ihm bei der definitiven Entscheidung wieder glücken könnte. Bedenklicher steht es hinsichtlich bei der Arbeit eines anderen. Zwar ist sein Entwurf nicht um ein Haar besser als der Eberlein's. Aber seit dem Bekanntwerden des Wettbewerbs geht auch schon das Gerücht um: ihm sei die Ausführung zugedacht; und seine unbegreifliche Zulassung zur engeren Concurrenz ist nicht dazu angethan, die Fama Lügen zu strafen.

Soll sich die Tragikomödie vom Kaiser Wilhelm-Denkmal wirklich wiederholen?

Hans W.

Darmstädter Theater-Pläne.

Von J. Norden.

Nur wer mit verbundenen Augen durch's Leben geht, kann's nicht gewahr werden, daß man in immer weiteren Kreisen unseres Volks der Vorherrschaft der Wirklichkeitskunst satt zu werden beginnt. Das Verlangen nach einer neuen Kunst macht sich auf allen ihren Gebieten geltend. Auch auf dem des Theaters. Auch dort sehen wir eine Secessions-Bewegung sich vollziehen. Und scheitern auch im Einzelnen die Versuche, in denen sie sich bethätigt, bald an der Unfähigkeit und den Mißgriffen der Führer der einzelnen Unternehmen, bald daran, daß diese Nebenzwecke verfolgen, die nicht auf künstlerischem Gebiete liegen, sondern auf ganz gewöhnlich geschäftlichem — die Versuche selbst sind und bleiben doch Lebensbekundungen eines vorhandenen Bedürfnisses nach einem Theater, das nicht eines einer einseitig nur wirkenden naturalistischen Illusion wäre, sondern wenigstens theilweise auch ein Theater einer auf den Höhen unseres Culturverlangens frei mitschaffenden Phantasie.

Aber es soll auch nicht verkannt werden, daß nirgends sonst in der Kunst es so schwer fällt, Neues an die Stelle des Alten zu setzen, als in der Theaterkunst. Nicht zum Mindesten darum, weil hier alle Künste zusammen zu wirken berufen sind.

Der Bewegung hat sich begeistert auch die vielgenannte Darmstädter Künstlercolonie angeschlossen. Doch auch ihre Versuche sind bisher gescheitert.

Es ist heute ein öffentliches Geheimniß, daß ihre kunstgewerbliche und Bau-Ausstellung, die, angefangen bei dem großspurigen Titel „Ein Document Deutscher Kunst", mit durchaus unkünstlerischem, aber um so künstlicherem Tamtam in's Werk gesetzt wurde, einen starken Mißerfolg erlebt hat. Ich will die Bestrebungen der „Sieben" nicht bemängeln; ich glaube, daß die Meisten von ihnen es ehrlich meinen; und wenn es Manchem von ihnen sozusagen den Kopf verdreht hat, sich plötzlich, wo sie noch soeben vollständig in einem Gährungsproceß stehen, an weithin sichtbarer Stelle als Führer in's Vordertreffen geschickt worden zu sein — es ist am Ende natürlich. Und wer weiß, ob's nicht doch noch

Digitized by Google

anders gekommen wäre, hätte nicht hinter ihnen der Begriff „Ausstellung" mit der anfeuernden Hetzpeitsche gestanden, und vor ihnen ein — Weltpublicum, daß sie sich erträumten.

So fing man die Sache vom verkehrten Ende an. Man wollte vor Allem sich zeigen, sich hervorthun, mit „Neuem", womöglich noch „Nicht-Dagewesenem" blenden. Und verlor dabei schließlich den eigentlichen Zweck ganz aus dem Auge: dem „Volk" in Wohnstätten und Hauseinrichtungen wahrhaft Zweckmäßiges in wahrhaft schöner Form zu bieten.

Es kam bekanntlich ganz anders .... Und der Schwulst und Bombast des Selbstlobs in all' den Catalogen und Monographieen machte die Sache nicht gerade erquicklicher.

Und so auch ging's mit dem Theater, dem großartig angekündigten.

Schon das Olbrich'sche „Spielhaus" stand ganz und gar im Zeichen des „Du sollst und mußt Dich wundern." Das geschah denn auch. Aber die Leute wunderten sich schon über das Aussehen des Hauses so sehr, daß sie meistens das Hineingehen vergaßen. Es ist nur das Modell zu einem stehenden Theater, das wohl schwerlich erbaut werden wird. Es gleicht so einer Art Rieseneiskeller, grau und lila gestrichen. Da es nur ein Modell ist, ist es natürlich aus Holz aufgeführt. Drinnen hat man versucht, Alles auf „Stimmung" hinauszu arbeiten. Das mächtige Tonnengewölbe, das den 800 Personen fassenden Raum überspannt, ist mit violettem Stoff bekleidet; violett ist auch sonst der einzige Farbenton im Hause. Aus dem Saal führt eine Treppe zur flachen und breiten Bühne hinauf, und manche Vorträge fanden auf dem Podest dieser Treppe statt, zu deren Seite inmitten mächtiger Topfpflanzen ein Concertflügel stand, der die Stelle des Orchesters vertrat und auf dem zu Sologesängen begleitet wurde ... Dann war Alles im Saal und auf der Bühne stockdunkel. Nur von oben etwas concentrirtes Licht auf den Sänger, den Recitator. Ich hab's aber auch erlebt, daß selbst dieses Licht fortfiel ... Rein zum Gruseln! .. Aber zwischen den Außenthürspalten lugte neugierig und vordringlich das Tageslicht hinein.

Und erst die Bühne selbst! Decorationen im gewöhnlichen Sinne fehlen. Auch alles decorative nebensächliche Beiwerk ist vermieden worden. Olbrich selbst sagt in seinem pathetischen Styl: „Die Scenen spielen gleichsam vor einem concentrirten Motiv, das als räumlicher Grund die Dichtung in Farbe und Form unterstützen soll ... Der Zuschauer wird nicht mehr zerstreut und genießt voll den Rhythmus der gesprochenen Dichtung, den Reiz der gesungenen und gespielten Weisen. Es soll der vollkommenste Einklang von Form, Farbe, Stimme und Sinn hier erzielt werden; ein geschmackvolles gegenseitiges Unterstützen aller Schönheiten eine Vollendung anstreben."

Das „concentrirte Motiv" klang besonders geheimnißvoll. Nun — der Hintergrund der Olbrich-Bühne besteht aus einer Reihe verstellbarer hoher schmaler Schirme, die auf violettem Grunde in grellen weißen Linien geometrische Figuren zeigten, allerlei Erinnerungen an die Mathematikstunden mit ihren großen Wandtafeln. Gab's 'mal eine Scene mit „Ausstattung", dann wurden in der Mitte ein paar Schirme fortgeschoben und ein seidener Vorhang herabgelassen, der in einfachsten Linien mit Applicationsstickerei bald eine Wiese, einen Marktplatz, eine Halle oder dgl. markirt. Vor diesem stilisirten Hintergrunde traten dann Künstler und Künstlerinnen in gewöhnlichen Theatercostümen auf und mimten und recitirten mit dem größten Aufwand an Mühe, jenen „vollkommensten Einklang von Form, Farbe, Stimme und Sinn" zu erzielen, die eine und andere der inzwischen unter dem Titel „Spiele" bei Eugen Diederichs verlegten Holzamer'schen dialogisirten lyrischen Scenen, die ganz fein und nett sind, aber nichts Neues bedeuten. Gedanklich haben sie in vielen Dichtungen der älteren und jüngeren Romantiker und in der Form in den Pariser „tableaux parlants" ihre Vorläufer und Vorbilder. Mit ihnen wechselten dann die Vorträge von Dichtungen und Compositionen unserer „ganz modernen" Lyriker und Tonsetzer ab. Und das war Alles ... Gesprochene, gesungene, gemimte Lyrik, und das Ganze war eine — dramatische Veranstaltung. Das Publicum blieb fort, und Maëstro Olbrich legte die Leitung nieder, noch ehe es zur Aufführung der anfänglich in Aussicht gestellten „eigens hierfür geschaffenen größeren Werke" kam ... Es wäre interessant, auch ihre Bekanntschaft zu machen. Vielleicht ist dort durch „geschmackvolles gegenseitiges Unterstützen aller Schönheiten" die angestrebte „Vollendung" erreicht. Vielleicht sind diese wenigstens den Bedürfnissen jener ganz kleinen Ueberculturgemeinschaft angepaßt, die heute das Recht beansprucht, der übrigen gebildeten Menschheit klar zu machen, was denn eigentlich Kunst ist. Was das Darmstädter Künstler-Theater in seiner ersten so bald zur Neige gegangenen Aera bot, gehörte nicht einmal zu diesem engen Kreise dichterischer und musikalischer Schöpfung. Es pendelte vielmehr, so, wie es geboten wurde, meist zwischen Lächerlichkeit und Langerweile hin und her.

Nach Maëstro Joseph Olbrich, dem findigen Wiener, sollte der nachdenkliche Norddeutsche Meister Peter Behrens, der mir aber von Beiden der Begeistertere zu sein scheint, zu Worte kommen. Aber er verzichtete darauf. Statt dessen gab es Wolzogen's „Ueberbrettl", die Variété-Kunst im altmodischen Fracke und mit dem Biedermeiergesicht, zu dem das modisch frivole Geistreicheln, oder die modisch geistreichelnde Frivolität, und eine mitunter bissige Satire einen so wirksamen Gegensatz bilden. Und — wenn ich nicht irre — blühte das Geschäft eine Weile ...

Also Behrens verzichtete. Ihm mag schon das Olbrich'sche „Spielhaus" noch allzusehr Compromiß-Theater gewesen sein. Denn Behrens kennt keine Compromisse, und er geht noch viel weiter. Er will wirklich was ganz Neues: für Uebermenschen ein Uebertheater. Und Richard Dehmel steht ihm dabei zur Seite ... Er hat sich über seine begeisterten Träume und ikarischen Pläne mit schwärmerischer Inbrunst schon wiederholt ausgesprochen in verschiedenen Zeitungsaufsätzen und Einzelschriften, vor Allem in der Programmschrift „Feste des Lebens und der Kunst."

Freilich ganz was Neues ist das, was er will, im Grunde doch nicht. Es ist es nur in den Ausdrucksformen. Denn er fußt zum Theil auf Kulturanschauungen der Alten und zum Theil auf denen des Bayreuther Meisters.

Natürlich ist auch das Theater selbst ein ganz eigenartiger Bau. An einem Bergesabhang liegt das kreisrunde Festspielhaus mit vier Portalen nach den vier Himmelsrichtungen zu. Das Hauptportal, das „Sonnenportal," liegt nach Süden. Es ist der Haupteingang und dient dem gemeinschaftlichen Verkehr der darbietenden und der empfangenden Festtheilnehmer; nach Osten und Westen zu die Portale des „Morgensterns" und des „Abendsterns"; im Norden endlich das „Mondportal", das zur Bühne und zu den Verwaltungsräumen führt. Eine lichtdurchbrochene Kuppel überwölbt den Bau; denn es soll keine ein für alle Male festgelegte Spielstunden geben. Es kann draußen Tag oder Abend sein. Tags wird das Licht durch gedämpfte Scheiben fallen, Abends wird ein Accord mit dem künstlichen Licht gesucht. Der südliche Halbkreis enthält die amphitheatralisch geordneten Sitzplätze, zwischen denen überall der Verkehr unbehindert sein soll, denn „wir wollen gesellige Menschen bleiben und froh sein unseres schönen Lebens, uns nicht nach dem Schluß sehnen, um aufathmen zu können". In der Mitte des feierlichen Raumes liegt unter dem Scheitelpunkt der Kuppel vertieft das südlich von einem breiten Rundgang umgebene Orchester, zu dessen beiden Seiten breite monumentale Marmorstufen zur Vorbühne führen; zwei in ihrer ganzen Breite hinlaufende weitere Marmorstufen trennen diese von der eigentlichen Bühne, die natürlich hinten halbkreisförmig ist. Ein Säulengang schließt sie dort ab. Zwischen den Säulen hängen kostbare Gobelins mit symbolischen Motiven; diese

Digitized by Google

Teppiche können theilweise, oder ganz entfernt werden: dann blickt man durch die Säulen auf eine goldene Hinterwand. Je nachdem kann dieser Hintergrund heller oder dunkler als die eigentliche Bühne beleuchtet werden. Im ersteren Falle würden dann die Figurirenden als Silhouetten erscheinen, im zweiten mehr reliefartig wirken, denn reliefartig soll die Bewegung der Gestalten und Aufzüge sein — das Relief ist „der markanteste Ausdruck der bewegten Linie, der Bewegung, die beim Drama Alles ist". Aber — möchte ich hier einschalten — doch wohl in etwas anderem Sinne, als Behrens es hier auffaßt.

Daß in diesem Spielhause, das weder das alte Shakespeare-Theater noch ein modernes Schauspielhaus ist, und am nächsten noch dem Theater der Alten steht, keine gewöhnlichen Theatervorstellungen stattfinden können — versteht sich von selbst. „Feste des Lebens und der Kunst" hat ja Behrens seine Programmschrift betitelt. Und erhebende Feste für ernste, genußverständige Menschen sollen die Aufführungen sein; zu einer liturgischen Feierlichkeit soll uns das Theater und seine Kunst werden, wie es dem Griechen in seiner Schönheitswelt das seine war. Also ein antiker Culturbegriff. Und doch ruft Behrens aus: „Was soll uns die Maskerade mit längst verflossenem, uns unverständlichem Leben!" Andererseits steht er aber auch auf Wagner'schem Boden. Wenn der Schöpfer des Nibelungen-Rings davon ausging, daß, was das Wort nicht sagen könne, die Musik geben solle, so stellt Behrens den Grundsatz auf: die Malerei hat sich zum Bühnenvorgang ganz so zu verhalten, wie die Musik zum Operntext; sie müsse „den Gesang ihrer Linien, die Macht ihrer Farben zum Drama steigern". Der Farbe wird denn auch schon in der Ausstattung des Hauses überall eine symbolische Bedeutung zugewiesen. Farbenleuchtend soll es von außen sein; bunt umkränzt sind die Säulen; in glühenden Gewändern stehen auf der hohen Empore Tubenbläser, die ihre langgezogenen Rufe weit über das Land und die Wälder erschallen lassen. Wenn der Farbenschmuck draußen sagen soll: „Dieses Hauses Mauern bedürfen des Sonnenscheins nicht," so sind im hohen Festraum drinnen alle Farben tiefer gestimmt, „wie zur Sammlung". Nirgends hat die Malerei hier die „Natur" darzustellen; durch „tiefgründige Umbildung der äußeren Dinge" soll sie das Wesen des Dramas veranschaulichen. Dementsprechend sind auch die „Decorationen," d. h. das, was Behrens so nennt, und die Costüme malerisch „soweit stilistisch und ornamental zu behandeln, daß die ganze Stimmung des Acts durch sie dargestellt wird".

Und die Schauspieler? Es versteht sich von selbst, daß die Regeln Hamlet's und Wilhelm Meister's für diese Bühne nicht ausreichen: „Schön sei des Schauspielers Bewegung, ein jeder Schritt, ein jeder Griff eine künstlerisch übersetzte Form. Der Schauspieler stehe über seiner Rolle; er verdichte sie, bis alles Pathos ist und Pose. Nicht das Pathos und die Pose irgend einer Bühnengröße der Tradition, sondern seine eigene starke Form, sein Schönheitsideal, sein Stil. Seine Bewegungen sollen rhythmisch sein, wie die Sprache seiner Verse. Seine Bewegungen sollen selbst eine Formendichtung werden. Er wird ein Meister des Tanzes werden, eines Tanzes, wie wir ihn als schöne Kunst kaum noch kennen: ein Ausdruck der Seele durch den Rhythmus der Glieder".

Die Feierlichkeit der Anschauungen Behrens' überträgt sich auch auf seinen Styl. Aber sie lassen sich leichter auf Papier bringen, als in lebendige That umsetzen.

Nehmen wir an, es finden sich einige Millionäre und bauen Behrens seinen erhabenen Schönheitscultustempel. Wo nimmt er die Schauspieler her? Wo die Dichtungen, die aufgeführt werden sollen? Wo endlich das Publicum? Oh, der schwärmende Optimist auf der „Mathildenhöhe" kommt nicht in Verlegenheit: „Gebt uns nur erst unser Haus — alles Uebrige findet sich dann schon von selbst!" Aus dem Kreise der empfangenden Festtheilnehmer würden sich die „Darbietenden" herausbilden. Und dann: mit dem Zweck wachsen auch die Mittel. Die Dichtungen eines Theaters „des Sinnbildes unserer Geistescultur" — sind das etwa die Dichtungen der Shakespeare, Goethe, Schiller, Hebbel, Ibsen, Björnson nicht? — würden auch die entsprechenden Darsteller finden. Wo sind aber solche Dichtungen im Sinne Behrens'? Oh — sie seien vorhanden — Dehmel's „Lebensmesse" an der Spitze, die den neuen Stil schon inaugurirt habe und die Behrens seinerseits für die Bühne bearbeitet hat.

Wo wir hinschauen — überall verwegenste Zukunftsmusik, für eine zukünftige Menschheit gedacht! Sollen etwa im farbenleuchtenden Festspielhause am Hügelhang unsere Festgenossen im englisch geschnittenen Frack und in pariserisch ausgeschnittener Robe sich zum Weiheact zusammenfinden? Oder wird der Arbeiter, der Bürger an Dehmel's „Lebensmesse" seine „ernste Weltanschauungsfreude" haben können? Für welches Publicum ist denn das feierliche Haus und das feierliche Spiel gedacht? . . .

Vom verkehrten Ende fangen die Herren auf der „Mathildenhöhe" es an; in der angewandten Kunst und in der Theaterreform. Den Endzweck einer großen Culturrevolution nehmen sie zum Ausgangspunkt, und dabei ist noch das Ziel jener Evolution selbst schließlich doch noch ein anderes, als das ihre. Und sie vergessen, daß wir keine in der Cultur des Dichters oder in der Kanzlei eines Theaterleiters von heute auf Morgen ersonnene und gefundene vollständige Neugestaltung des Dramas und der Bühnenkunst erwarten können: sie kann zur Wirklichkeit werden, nur wenn eine bestimmte Reihe von Vorbedingungen auf natürliche Weise erfüllt ist als Ausfluß allgemeiner Culturbedürfnisse. Nur diese Culturbedürfnisse ständig und allmälig vertiefen können wir. Aber gewiß nicht auf dem Wege und mit den Mitteln, wie Behrens sie anstrebt, oder sagt man richtiger? — träumt.

Er selbst schreibt ja in der genannten Schrift: „Der Styl ist das Symbol des Gesammtempfindens, der ganzen Lebensauffassung einer Zeit," und: „Das, was im Werden ist, wirkt innerlicher und wird weder willkürlich erfunden, noch spielerisch aus Altem zusammengestellt."

Diese Sätze unterschreibe ich gern. In ihrem Geiste sollte Behrens sein Programm noch einmal nachprüfen. Ob's dann auch noch in seinen eigenen Augen Stand hält?

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Proceßschneider.*)

Eine Geschichte vom Lande von Ewald Gerhard Seeliger.

Draußen an der Landstraße, die sich steif durch die wogenden Kornfelder wand, lag eine alte, baufällige Hütte. Die Fenster waren vor Alter fast blind, und die Wände zeigten Risse und Rillen wie ein Greisengesicht. An vielen Stellen war der Lehm abgefallen, und die hölzernen Rippen des Hauses traten frei zu Tage. Das Dach hatte sich hinten bis auf den Erdboden herabgesenkt, als wenn es den mürben Wänden die Last etwas erleichtern wollte. Schlecht war allerdings der Schornstein dabei weggekommen; denn diesen hatte das Dach mit nach hinten gezogen, daß er nun dem Hause wie ein schiefer Hut auf dem Kopfe saß.

Fuhr der Wind einmal über die Felder daher, so klapperten die losen Dachziegel jedesmal, daß die Spatzen, die sich im nebenliegenden Weizenfelde die süßen Körner schmecken ließen, höchst erschreckt und entrüstet aus den Halmen emporflogen.

*) Aus „Leute vom Lande, Geschichten aus Schlesien". Ein demnächst bei Hermann Seemann Nachfl., Leipzig, erscheinendes Werk. Gerhart Hauptmann hatte die Güte, die Widmung dieses Buches entgegen zu nehmen.

Digitized by Google

„Eine Schande, eine Schande!“ rief der Hauptschreier unter ihnen, als sie auf dem Weidenbaume über der Straße in Sicherheit waren, und der gesammte Spatzenchor wiederholte die Worte wie aus einem Munde, denn erschrocken waren sie alle.

„Mich wundert nur,“ ließ sich der Anführer wieder vernehmen, „daß die Menschen, die doch immer so klug sein wollen, das alte Haus noch nicht eingerissen haben!“

„Und uns wundert es auch!“, rief es im Chor.

„Wie leicht kann es einstürzen, und dann erschlägt es den Alten!“

„Das heißt, — er muß gerade drin sein,“ piepste vorlaut ein junges, naseweises Spätzchen, ehe der Chorus Zeit hatte, einzufallen.

„Halt Deinen Schnabel,“ rief der Alte zornig, „sonst reiße ich Dir die Schwanzfedern aus.“

Das war eine schreckliche Drohung; denn was sollte ein Spatz ohne Schwanzfedern blos beginnen? Beim Fliegen würde ihm das Steuer fehlen, beim Hüpfen die Balancirstange. Und welche traurige Figur würde solch' ein schwanzloser Spatzenjüngling seiner angebeteten Holden gegenüber machen? —

Zwar, wenn ihre Liebe so weit ginge, daß sie sich aus Mitgefühl und Schmerz ebenfalls alle Schwanzfedern ausreißen würde, dann wäre es noch zu ertragen. Jedoch, wo ist der, welcher sich gegenüber den eitlen, leichtsinnigen Spatzenweibern auskennt? — Der junge Guckindiewelt schien sich aber doch auszukennen, denn er schwieg, allerdings nicht ohne die gelblich-weißen Schnabelränder nach Außen zu drücken, zum Zeichen, daß er der Beleidigte wäre.

„Schade wäre es um den Alten nicht!“ schrie jetzt wieder der Anführer der Bande.

„Aber,“ machte ein Anderer, „gestört hat er uns nicht ein einziges Mal!“

„Nein,“ rief der ganze Chor, „gestört hat er uns nicht!“

„Gefreut hat er sich sogar,“ rief da ein alter, grauer Spatz, „wirklich gefreut hat er sich einmal, damals als wir drüben unser Jubiläum feierten, und im Felde ein Spectakel war, daß es meinen alten Spatzenohren selbst zu viel war.“

„Schade wäre es um ihn aber doch nicht!“, beharrte der Erste wieder auf seinen Worten.

„Warum?“, fragte sein Gegner.

„Er ist nämlich schrecklich geizig!“

„Geizig? — Was ist denn das? — Kann man das fressen?“, piepste wieder der Gelbschnabel.

„Halte Deinen Schnabel, Du Dummerjahn und störe alte, verständige Leute nicht in ihrer Rede,“ fuhren ihn nun aber die beiden Alten an, daß er erschrocken zwei Aestchen weiter flog.

„Geizig? — Geizig? —“ Jeder piepte es leise vor sich hin, blinzelte nachdenklich mit den Aeuglein in die warme Julisonne hinein, klappte einmal mit den Flügeln, schnappte gähnend mit dem Schnabel und wippte ein wenig mit dem Schwanze.

„Wie kann man nur geizig sein?“ —

„Sage mal,“ rief der alte Spatz wieder, „ich möchte in der That wissen, ob Du Dir auch das Richtige unter diesem Worte denkst. In der Spatzensprache ist der Ausdruck nicht vorhanden.“

„Ja ja, sag' es uns!“ rief der ganze Chor.

„Geizig?“, begann der mit einem tiefen Athemzuge, „geizig heißt“, — hier machte er eine Kunstpause und sträubte die Halsfedern kragenförmig nach Außen, um sich das Aussehen eines gelehrten Magisters zu geben, — „geizig heißt — geizig sein.“

Surrr —! flog der ganze Spatzenschwarm hinüber in das Weizenfeld; denn eben hatte sehr deutlich eine Peitsche geknallt und langsam holperte ein Wagen die Straße herab.

Nur der vorlaute Gelbschnabel blieb sitzen und ließ den Wagen vorüberhumpeln.

Dann flog er nach dem gegenüber liegenden Zaunpfahl und schaute neugierig durch die halbblinden Fensterscheiben.

Da saß der Alte und schrieb und schrieb. Langsam malte er die Buchstaben, langsam und deutlich, voll Ingrimm und Haß.

„Huh,“ dachte das Spätzchen, „macht der ein Gesicht!“ Und surrr —! war es schon drüben bei den Andern und hatte über den saftigen Weizenkörnern geschwind den alten, bösen Griesgram vergessen.

Der saß hinter dem Schneidertisch und schrieb — und schrieb. Manchmal kollerten ihm ein paar kurze Worte über die Lippen.

„Diebstahl! — Freiheitsberaubung! — Hausfriedensbruch! Er wird's Euch schon anstreichen, der Proceßschneider.“

Das war der Alte, der Jeden im Städtchen drüben haßte. Er haßte alle Welt, vielleicht haßte er sich auch selber.

So saß er denn vor dem Tintenfasse und ließ den ganzen Haß, den sein Herz barg, auf das Papier strömen.

Die kurzen, grauen Haare standen starrsinnig nach allen Seiten ab. Weißgraue Bartstoppeln umrahmten sein altes, ledernes Gesicht, aus dem zwei giftige Schlangenäuglein stechend in die Welt blickten. Und den zusammengekniffenen Lippen sah man es deutlich an, daß sie schon seit langen, langen Jahren nur harte Worte aus dem Munde hatten gehen lassen. —

Endlich war der Brief fertig. — Schön war es gerade nicht geschrieben, aber deutlich, hanebüchen deutlich.

„Euch werde ich die Suppe versalzen!“, murmelte er, „zehnfach sollt Ihr mir den Schaden ersetzen, Ihr Räuber dort drüben.“

Damit drohte er mit der geballten Faust nach dem Kirchthurme hinüber, der mit seinen großen Augen freundlich und hell herübersah.

„Mein Geld, auf das speculiren sie,“ — er lachte hämisch — „aber da kommen sie bei mir an den Unrechten.“

Er war aufgestanden und schlurfte nach der Kammer. Vorsichtig schaute er erst auf die Straße hinaus. Nichts war zu hören und zu sehen. Leise öffnete er die rohe, hölzerne Thür, welche zu dem kleinen, dunklen Raume führte.

Eine dumpfe, träge Luft schlug ihm entgegen; ihm war sie nicht lästig und unangenehm, barg er doch dort sein Höchstes, — sein Geld. Mit eigenen Händen hatte er die kleine Luke, die früher dem Raume Licht gab, vermauert, daß eine Schatzkammer daraus wurde, wie sie besser und fester kein König besaß. Denn wer suchte wohl seinen Schatz hinter dem halbverfaulten Balken? Auf diesen Gedanken kam kein Mensch! Und doch lagen dort beinahe neunzigtausend Thaler! —

In dem stockfinstern Raume bewegte sich der Schneider mit der größten Sicherheit. — Bald saß er dann wieder am Tische und überzählte die Scheine, die er vorsichtig aus der großen, ledernen Brieftasche auskramte.

„Beinahe tausend Thaler Zinsscheine!“, lächelte er befriedigt. Dann schob er die abgetrennten Zettel in die Rocktasche, legte die Werthpapiere in die Brieftasche zurück und verschwand auf einen Augenblick in die finstere Kammer. — — —

Er trat aus dem Hause, ohne die Thür zu verschließen.

Mit Ingrimm sah er die Verwüstung, welche der Hause vor seinem Hause angerichtet hatte. Das Unkraut, welches vorher frei und üppig auf dem kleinen Hofe gewuchert hatte, war niedergestampft, die Zaunplanken waren heruntergebrochen, und vom Stall drüben baumelte noch das zersprengte Schloß so traurig herab, als hätte es sich aus Aerger über die erlittene Schmach an seinem zerbrochenen Bügel erhängt.

Dann ließ der Schneider seine Blicke über das Häuschen gleiten.

Fast hätten sie ihm das ganze Haus über den Haufen gerannt. Aber das stand fester, als manches Neue. Schließlich wäre es gar nicht nöthig gewesen, die große Eisenstange durch den Bodenraum zu legen, um die Giebel, welche vor Langeweile eine große Abneigung vor einander zeigten, zusammen zu halten. Aber die Sache war einmal geschehen und ändern ließ sie sich nicht mehr. Das Beste war, daß der Schmied auf den Rock noch lange warten konnte, den ihm der Schneider als Lohn anfertigen sollte. Am Ende hätte der Rock länger gehalten, als die Ankerstange.

Er befand sich schon längst auf dem Wege zur Kreisstadt, deren Thürme aus dem weißgrauen Dunste hinter dem Walde hervorragten.

Bald war er hinter der Waldecke verschwunden. — — —

Die Luft wurde dicker und schwerer. Das Gewitter, welches so lange in der Luft gelegen hatte, kam. Ehe man sich's versah, blies ein scharfer Wind die Wolken in dem Waldkessel zusammen, und bald donnerte und blitzte es, daß es eine Art hatte.

Das kam so schnell über das Städtchen daher, daß der Schmiedejacob, der im Wirthshause hinter dem Bierglase saß, nicht Zeit hatte, nach Hause zu gehen.

„Guten Tag, Jacob!“, sprach der Wirth, den das Wetter soeben triefend vom Felde hereingetrieben hatte, „bist Du noch da?“

„Es gefällt mir hier besser, als in meiner verräucherten Schmiede!“

„Glaube ich Dir, — glaube ich Dir,“ lachte der Wirth. — „Aber schau nur den Blitz! — Wenn es bei Dir nun einschlägt.“

„Dann bin ich wenigstens in Sicherheit,“ lachte der Andere, „bringe mir noch ein Frisches!“ —

„Was habt Ihr denn heute draußen beim Proceßschneider gemacht?“ fragte der Wirth.

„Ja, denk' Dir, das war ein Spaß. Du weißt ja, er will seine Steuern nicht bezahlen, und da mußten wir ihm heute das Schwein pfänden. Ich habe ihn mit beiden Händen festhalten müssen, sonst wäre er mit seinen Fingern dem Stadtschreiber an den Hals gefahren.“

„Wer hat denn das Schwein?“

„Der Stadtschreiber. Wir haben es gleich auf seinem Hofe versteigert.“

„So ein Kerl, dieser Proceßschneider. Denkt der, weil er so weit draußen wohnt, brauche er keine Steuern zu bezahlen.“

„Aber sie haben ihn auch schön in die Höhe geschraubt. Er muß mindestens hunderttausend Thaler haben.“

„Woher bloß der neue Bürgermeister das weiß?“

„Das bekümmert mich nicht.“

„Und ganz sicher muß er's wissen, ganz sicher! — Uebrigens ist der Schneider einfach ein Esel, wenn er nicht bezahlt!“

„Aber Geld hat er doch!“

„Wer weiß, woher er das hat; — mag mancher Schweißtropfen ehrlicher Leute drankleben. Ich würde solches Sündengeld nicht anrühren!“

„Höre, das ist geflunkert!“ Der Schmiedejacob rüstete sich zum Gehen. „Wenn der Proceßschneider zu Dir sagte: Hier hast Du das Geld, ich schenke Dir's, ob Du dann dasselbe sagen würdest?“

„Freilich werde ich dasselbe sagen. Ich bin ein ehrlicher Mensch und will es auch bleiben. — Trinkst Du nicht noch eins?“ fragte er gleich darauf, um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben.

„Ich muß bei mir zu Hause einmal nach dem Rechten sehen,“ sagte der Schmiedejacob und wandte sich zur Thür; der Wirth gab ihm das Geleite.

Digitized by Google

Ebenso schnell, wie das Gewitter zusammengeweht worden war, ebenso schnell war es auch verflogen. Schon blitzte die Sonne durch die Wolkenlücken und leckte begierig die Pfützen, welche der Regen in den Straßenlöchern zurückgelassen hatte.

Die Beiden standen auf den Stufen vor dem Wirthshause und gaben sich zum Abschiede die Hand.

„Feuer! Feuer!“ schallte es plötzlich aus einer Nebenstraße heraus.

„Wo denn?“ schrie der Schmiedejacob.

„Ich weiß nicht!“ schrie der Mann, der jetzt quer über den Marktplatz gelaufen kam und wie besessen brüllte, als gälte es, ein schlafendes Heer zu wecken.

Das Städtchen wurde lebendig. Man rief, man schrie: keine Antwort, welche befriedigte.

Da kam wieder Einer gelaufen.

„Wo brennt's?“

„Beim Proceßschneider draußen!“

„Gott sei Dank!“

Die Glocke auf dem Kirchthurm begann ihr Liedlein zu singen, aufreizend, nervenerschütternd.

Wie Ameisen lief's über den Marktplatz, dem Feuer zu.

„Platz gemacht!“ — schrie der Schmiedejacob, der mit kräftigem Ruck die Spritze aus dem Spritzenhause zog. Bald rasselte sie über das holperige Pflaster, und oben darauf stand der Schmiedejacob und machte mit seiner dröhnenden Stimme für die Eilige Platz.

Bald waren sie Alle an der Brandstätte.

Wie das alte, morsche Holz knisterte und qualmte! Viel zu löschen gab es hier nicht. Die Dachziegeln fingen schon an zu platzen und im Dachstuhle knarrte und knackste es so unheimlich wie in der Brust eines todtkranken Menschen.

Weißer, dünner Rauch stieg durch die Ritzen der Dachziegeln. Hier und da zuckte ein Flämmchen empor, um sofort wieder zu verschwinden. Der Wasserstrahl der Spritze machte die Sache nicht besser; wo er hintraf, flogen Sparren und Steine nach allen Seiten, und die Flämmchen wurden zur Flamme.

Ein Schwanken und Zittern lief auf einmal über das ganze Dach, — dann brach es in sich selber zusammen. Nur die beiden Giebelwände standen noch, durch die eiserne Stange, die über und über glühte, zusammengehalten.

„Wo ist der Schneider?“ rief Einer aus dem Haufen.

„Der Brandstifter!“ schrie ein Anderer. — Alles drehte sich um, auch der Rufer. — Niemand wußte, wer es gewesen.

„Der ist heut früh nach der Stadt gegangen!“

„Der Blitz hat es angezündet! Da oben die Eisenstange hat ihn angezogen.“

„Er hat Recht! Es ist der Blitz gewesen!“ murmelten ein paar Andere.

Währenddessen hatte man die armseligen Möbelstücke aus dem brennenden Hause herausgeschleppt: ein Tisch, ein Bett, ein Schrank und ein Paar alte, gebrechliche Holzstühle.

Schon brach der dünne, beißende Rauch aus Thüren und Fenstern. Des Schauspiels Ende nahte, und Viele wandten sich schon der Stadt zu.

Plötzlich entstand ein hastiges Drängen auf der Straße, wo die müßigen Gaffer eine lebendige Mauer bildeten.

„Der Schneider!“

Da war er, athemlos, ohne Stock und Mütze, sein Rock vom Straßenschmutze über und über bespritzt.

„Mein Geld!“ röchelnd brachen ihm die beiden Silben von den Lippen. Nur die in seiner Nähe waren, verstanden es.

„Dein Geld? — Wo ist denn Dein Geld?“ — rief man ihm höhnisch zu.

Wortlos wies er nach dem Hause.

Man lachte ihn aus. —

Da stürzte er mit einem Riesensprunge nach der Thür des Hauses. Hier aber faßte ihn die kräftige Faust des Schmiedejacobs, um ihn zum zweiten Mal vor einer Thorheit zu bewahren.

„Mein Geld, mein Geld!“ schrie er wüthend.

„Deine Sachen sind ja nicht mehr drin!“

„Aber mein Geld — mein Geld! — Hilfe!“

Vor Aufregung und Schwäche sank er fast in die Kniee. Dann aber sprang er empor, riß aus der Brusttasche seines Rockes ein Bündel Bankscheine, hielt sie hoch in die Luft und schrie: „Hundert Mark Demjenigen, der mein Geld holt!“

„Geizhals,“ schrie da Eins, „nicht für Fünfhundert thue ich's.“

„Tausend Mark, — wer mir mein Geld holt!“ Der Schneider brüllte es heulend in das Gebraus und Geschwele der flammenden Luft.

Da schrie Keines mehr. Der Schmiedejacob lächelte ein wenig, dann lief für einen Augenblick ein Zucken über seine Hünengestalt, — aber nur für einen Augenblick.

„Wo ist das Geld?“, fragte er leichthin den Schneider.

Dieser beschrieb es ihm mit fliegenden Worten.

Ehe es die Andern recht wußten, was da vorging, war der Schmiedejacob im Rauche der Hausthür verschwunden.

„Der Wagehals!“ meinte Einer; „und nur für tausend Mark,“ meinte ein Anderer.

Die Balken knallten und streckten sich unter der Wuth des Feuers. Schwärzlicher Rauch entquoll den Fenstern, schon beleckte die Flamme die Lehmwände.

Nach bangen Augenblicken des Wartens stürzte der Schmiedejacob aus dem Hause heraus und brachte nur noch die Worte hervor: „Ich kann's nicht finden!“

Dann sank er schwerathmend zu Boden.

Mit Zorngebrülle sprang der Schneider in das Haus.

Bedenklich schwankten die beiden Giebel.

Da stürzte plötzlich mit dumpfem Gepolter die Decke des Zimmers ein. Der Rauch verzog sich etwas, und man sah den Schneider händeringend und fluchend an den brennenden Balken stehen, die ihm den Weg zur Thüre verlegt hatten. Er floh zurück, um durch die Wand zu entkommen; — aber seine Schatzkammer war zu fest.

Dann war er wieder in der Stube, und man hörte gräßliche Flüche über seine lallenden Lippen brechen.

„Räuber, Diebe, Mörder!“

Drohend, bittend ballte er die Fäuste. Wer sollte ihm helfen? — das Wasser des kleinen Brunnens war längst versiegt.

Da stürzten auch schon mit Krachen die beiden Giebelwände hernieder und begruben den Schneider unter rauchenden, glühenden Trümmern.

„Der Weizen brennt!“ schrie es von hinten.

Alle liefen herbei und stampften im weiten Bogen die Halme in den Grund, um zu retten, was noch zu retten war.

Vor dem brennenden Hause saß schwerathmend und keuchend der Schmiedejacob, den Oberkörper an das Hinterrad der Spritze gelehnt; sonst war es ganz still. — — —

Nach ein paar Wochen war über die ganze Geschichte Gras gewachsen und Niemand wunderte sich darüber, daß der Schmiedejacob wieder auf die Wanderschaft ging; war doch das Städtchen zu klein für zwei Schmiede.

Aus der Hauptstadt.

Ein poetischer Gedanke.

Vor dem Fenster, an dem der Wirkl. Geh. Regierungsrath arbeitete, stand eine Linde. Sie gehörte nicht zu den schöneren Exemplaren ihrer Art, denn Feuchtigkeit und Sonnenschein wurden ihr gleich sparsam zugemessen. Das Ministerium lag nämlich auf der Schattenseite, und der Bürgersteig war so ausgiebig mit Granitplatten belegt, daß die Linde wenig Wasser bekam. Indeß, wie ruppig sie auch immer aussah, sie war doch eine richtige Linde. Daß sie keine Carrière machte, fiel bei ihr weniger in's Gewicht als bei dem Wirkl. Geh. Regierungsrath, der ihr Schicksal theilte.

Eigentlich war die Linde dem Wirkl. Geh. Regierungsrath verhängnißvoll geworden.

Auf eine ihm völlig unerklärliche Weise hatten seine höheren Vorgesetzten es herausbekommen, daß er ein „Kerl mit poetischen Gedanken“ und folglich für die staatsmännische Laufbahn untauglich war. Im inneren Herzen durfte er den Chefs nicht ganz Unrecht geben. Ja, er war ein Poet. Stundenlang konnte er während seiner Arbeitszeit am Federhalter kauen und dabei in den dürftigen Wipfel der Linde vor'm Fenster starren. So Etwas thun aber anerkanntermaßen sonst nur lyrisch belastete Naturschwärmer. Der Wirkl. Geh. Regierungsrath wußte nicht, ob die unglückselige Neigung, aus dem Fenster in die Lindenkrone zu blicken, einer poetischen Veranlagung entsprang, oder ob umgekehrt die Linde die betreffende unglückselige Veranlagung erst geweckt hatte. Na, es war ja auch egal. Der Ministerialdirector beurtheilte die geistigen Fähigkeiten des Wirkl. Geh. Regierungsrathes sehr abfällig, und er war dafür bekannt, seine Meinung niemals zu ändern, abgesehen natürlich von seiner politischen und wirthschaftlichen, die er jedem Ministerwechsel säuberlich anpaßte. Als der Wirkl. Geh. Regierungsrath ihm einmal klagte, daß er seit dreißig Jahren in der preußischen Classenlotterie spiele und noch nie einen Gewinn erzielt habe, da antwortete der hohe Chef gütig: „Ja ja, Sie haben wirklich mehr Glück als Verstand.“

Der Wirkl. Geh. Regierungsrath erhob sich seufzend und öffnete das Fenster, um ein paar Athemzüge von der frischen goldenen Herbstluft

Digitized by Google

in's Zimmer zu lassen. Sein Blick fiel auf die Linde. Sie hatte bereits ihr Blätterkleid abgeworfen, denn sie pflegte früh Winter und spät Sommer zu machen. Da — was war das? Verruchter Trug der Sinne! „Sie sind thatsächlich ein Kerl mit poetischen Gedanken!" zischte sich der Wirkl. Geh. Regierungsrath wüthend zu. „Ein richtiger Wildenbruch sind Sie, verstanden? Sie bringen es auch nicht weiter als der!"

Oben im Baume saß ein großer bunter Vogel und zwitscherte ganz deutlich: „Wünsch' Dir Etwas! Wünsch' Dir Etwas!"

Es empörte den Wirkl. Geh. Regierungsrath, von einer solchen Creatur sans façon geduzt zu werden, und ärgerlich wollte er das Fenster schließen. Aber der Gefiederte ließ nicht ab, „wünsch' Dir Etwas!" zu rufen, und weil der Wirkl. Geh. Regierungsrath, wie gesagt, poetische Gedanken hatte und weil es ihn verdroß, daß sein Chef ihn für einen Dummkopf hielt, so sagte er zu dem bunten Vogel: „Ich wünsche mir einen klugen Einfall, so wie Miquel sie hatte."

* * *

Der Kronrath war im Königsschlosse versammelt. Wichtige Entscheidungen standen unmittelbar bevor.

Den aufopfernden Anstrengungen der Berliner Correspondenz und der vornehmen Börsenblätter war es nicht gelungen, im Reichstage eine Mehrheit für die Aufhebung des Terminhandel-Verbotes zu gewinnen. Mit fanatischer Zähigkeit bestanden die Rechte und das Centrum auf ihrem Schein. Eher waren sie geneigt, sich mit dem Fünfmark-Zoll zufrieden zu geben und ausdrücklich darauf zu verzichten, jemals wieder die unstaatsmännische Buren-Instincte der blinden Menge aufzustacheln, als der Börse die lange entbehrte Freiheit der Bewegung zurückzugeben. Da aber andererseits Herr v. Siemens, der die Finanzen verwaltete, und der Handelsminister Moeller mit ihrer Demission drohten, wenn man sie daran hindere, ihr verpfändetes Wort einzulösen, so saßen die übrigen Mitglieder der Regierung rathlos.

„Es war vielleicht ein taktischer Fehler, den Börsenausschuß gerade in den schwarzen Tagen des Krachs und der betrügerischen Zusammenbrüche einzuberufen," bemerkte trübselig der College des Krieges. „Man hätte noch ein Jahr warten sollen."

„Wie wär's, wenn wir wieder ein paar halsstarrige Landräthe disciplinirten?" schlug Jemand vor. Aber Keiner lachte über den Witz.

„Die Lage ist ernst," erklärte der Reichskanzler und fuhr sich sorgenvoll über das spärlich werdende Haupthaar. „Wir haben den Reichstag da in eine Zwickmühle gebracht, aus der er sich nur mit erheblicher Schädigung seines Ansehens befreien kann. Wir muthen ihm etwas wie Harakiri zu. Von demselben Hause, das den Landwirthen einen günstigeren, einigermaßen auskömmlichen Zollsatz erwirken soll, von demselben Hause verlangen wir, daß es den Terminhandel in Getreide wieder gestattet, also eine kaum beseitigte, schwer verhaßte Plage der Landwirthschaft wieder einführt. Ja, meine Herren, das ist ein Dilemma, ein Dilemma ... Wir wollten Handel und Landwirthschaft, Börsianer und Bauer zugleich ein kleines, die Freundschaft erhaltendes Geschenk machen, und werden es nun mit Beiden verderben. Wir legten zwei Eisen in's Feuer, und verbrennen uns jetzt an Beiden die Hände." Es dauerte den Premier, daß seine Schlußpointe so unbeachtet vorüberging.

„Und was nun?" Es war der Kaiser selbst, der in die Debatte eingriff.

Die Herren schwiegen betroffen still. Eine peinliche Pause. Lieber noch setzten sie sich im Parlamente lebensgefährlichen Interpellationen aus, als dem stahlharten Blick dieser blauen Augen und dem stählernen Klang dieser Stimme.

Aber Niemand wußte Rettung.

„Es ist — ich sage es nur, weil möglicher Weise —," stotterte da die Excellenz, unter deren Fittichen der Wirkl. Geh. Regierungsrath und Vogelsprachenkundige aus dem Fenster zu blicken pflegte. „Aber immerhin — es kennzeichnet die Verworrenheit der Anschauungen — ein Beamter meines Ministeriums hat mir heute Morgen ganz ernsthaft die Auflösung des Reichstags als einzigen Ausweg aus dem Wirrwarr vorgeschlagen. Er gilt allerdings für den größten Dummkopf im Amte ..."

Die Idee habe doch etwas für sich, meinten schließlich Einige, nachdem der erste Lachsturm verbraust war. Der Reichstag sei außer Rand und Band; es gebe keine feste Mehrheit darin, bald neige er in seinen Abstimmungen nach rechts, bald nach links. Und überhaupt, der neue Zolltarif sei nicht volksthümlich. Man müsse der Nation Gelegenheit geben, sich über ihn zu äußern. Am Ende wünsche sie die alten Handelsverträge von 1893, die doch eine rettende That und ein Markstein gewesen seien, beizubehalten ...

Tags darauf wurde der Reichstag aufgelöst.

* * *

Der Wahlkampf war kurz, aber ergiebig. „Für oder gegen die Börse?" hallte das Schlachtgeschrei. „Soll die mühsam gebändigte Speculation wieder auf die ehrliche Arbeit losgelassen werden, oder wollen wir ihr die Krallen noch mehr beschneiden?" Es traf sich unglücklich, daß auch in der letzten Woche vor'm Wahltage ein Dutzend Bankgeschäfte ihre Zahlungen einstellten, ebenso viele Millionen-Unterschleife bekannt wurden, deren Ursache unglückliche Speculationen waren, und daß ein Antrag beim Handelsminister einlief, die verödete Börse in die Untersuchungsgefängnisse zu verlegen. Es sei das bequemer für die Interessenten.

Auch von den Buren war im Wahlkampfe viel die Rede. Wie vernarrt lauschte das Volk den Männern, die es eine heilige Pflicht der deutschen Regierung nannten, Partei zu ergreifen für die wackeren Braven im Transvaal; die von der natürlichen Noblesse des für die Buren-Republiken, für Recht und Freiheit entflammten kleinen Mannes und von der fischblütigen Englandfurcht der Staatsmänner sprachen. Diese Hetzreden versetzten die Bevölkerung in Raserei. Als am Tage vor der Wahl die Kunde einlief, daß die Buren abermals ihre unglaubliche strategische Ignoranz bewiesen und ein englisches Regiment, das sie stylgerecht umzingelt hatte, bei Nacht und Nebel, gegen allen militärischen Anstand, überfallen und zermalmt hatten, da wurden alle Häuser beflaggt, Lichter in alle Fenster gestellt.

Das Wahlergebniß war beschämend. Die börsenfreundlichen Parteien lagen auf der Strecke, selbst die Socialdemokratie hatte dem Sturm nicht Stand zu halten vermocht. Nur diejenigen ihrer Candidaten waren durchgedrungen, die sich verpflichtet hatten, gleich den anderen Gewählten im Reichstage unverzüglich die deutsche Intervention im Burenkriege und die Verschärfung der Börsen- und Actien-Gesetzgebung zu verlangen.

* * *

„Sie haben dies Resultat vorausgesehen, und gerade deßhalb die Auflösung des Reichstages befürwortet, wenn ich Sie recht verstehe?" fragte Se. Majestät den Wirkl. Geh. Regierungsrath. „Sie erkannten, daß man eine feste und starke Mehrheit für den Schutz der nationalen Arbeit nur zusammenbringen könne durch Wahlen, bei denen die Börse- und die Burenfrage in's Vordertreffen geschoben wurden?"

„So ist es, Ew. Majestät," stammelte der Wirkl. Geh. Regierungsrath. „Anders wäre es nicht zu machen gewesen. Der Politiker muß die Instincte der Wählerschaft benutzen, am Feuer ihrer Leidenschaft seine Suppe kochen."

„Eine treffende Wendung, Bülow macht das nicht besser. Sagen Sie, wollen Sie nicht seinen Posten übernehmen, mein lieber Rath?"

* * *

Die Linde sah ruppiger denn je zuvor aus, als die Uhr Drei schlug und der Wirkl. Geh. Regierungsrath stöhnend aus den Acten auffuhr, in denen sein müdes Haupt vergraben gelegen hatte. Der Traum war ausgeträumt. Finsteren Blickes griff er nach Stock und Cylinderhut. Niemand im Ministerium hatte so viel Erfahrung darin und verstand es so gut wie er, immer pünktlich um Drei zum Mittagessen zu gehen.

Caliban.

Digitized by Google

Die gekürzten Kaisermanöver.

Wer liest heute noch A. v. Winterfeld's Manövergeschichten? Es lohnt sich auch wahrhaftig nicht, sie wieder in die Hand zu nehmen. Nur was aus der Wirklichkeit geschöpft ist, fesselt. Winterfeld's Manövergeschichten strotzen aber von Humor, während dieser in Wahrheit schon seit undenkbaren Zeiten aus unseren Manövern so gut wie verschwunden ist. Möglich, daß er sich dann und wann noch in den Reihen der allerjüngsten, sorglos in den Tag hinein lebenden Leutnants einstellt. Die elastische Jugend findet sich ja mit allen Dingen leichten Herzens ab. Auch unliebsamen Situationen weiß sie noch eine frohe Seite abzugewinnen. Den älteren Officieren aber ist der Humor in den Manövern schon lange vergangen. Bietet sich diesem doch nur dort ein Feld, wo Geist und Gemüth einmal vom alltäglichen Werk abschweifen können, in den Stunden der Erholung, des Ausruhens. Welcher Officier käme aber in den heutigen Manövern noch dazu? In der Garnison will der Dienst oft gar nicht mehr abreißen. In dem Manöver füllt er auch die letzte Minute aus. Zwar figuriren auch Ruhetage in der Zeiteintheilung, welche den Gang der kommenden Ereignisse für die einzelnen Tage festlegt. Aber wirklicher Ruhe erfreuen sich an ihnen nur die Mannschaften, die Unterofficiere und die jungen Officiere. Der ältere Officier sitzt am Ruhetag am Schreibtisch, um das an den Uebungstagen von ihm selber oder von Andern Vollbrachte mühsam in einem knappen Bericht zusammenzufassen, der die kritischen Augen seiner sämmtlichen Vorgesetzten zu passiren hat. Und wäre der Dienst im Manöver auch weniger anspruchsvoll, schon um dessentwillen kann der Manöverhumor nicht mehr aufkommen, weil im Manöver die Existenzfrage noch schärfer als daheim in der Garnison gestellt wird. Wohl wird auch hier täglich dem älteren Officier vom Hauptmann aufwärts auf den Zahn gefühlt. Unausgesetzt ist er auch hier Prüfling. Aber wie oft ereignet es sich nicht, daß ihn, der im militärischen Dienstjahr alle Klippen glücklich umschifft hat, noch zu böser Letzt im Manöver das Verhängniß ereilt? Schweren Herzens zieht er hinein. Muß er nicht mit der Möglichkeit rechnen, daß es sein letztes ist? Wie Hohn klingt es deßhalb in seinen Ohren, wenn er militärische Laien noch von Manöverhumor sprechen hört. So ernst und so unfreundlich geht es vielmehr in unsern heutigen Manövern zu, daß er jeden Tag und jede Stunde, um welche sie ganz gegen alle Erwartung gekürzt werden, als ein besonderes Geschenk des Himmels begrüßen muß, daß ihm kaum mehr zum Bewußtsein kommen kann, wie sehr eigentlich das Ausschalten von Manövertagen, gleichviel ob es aus Rücksicht auf das Wetter oder auf den Gesundheitszustand der Truppen oder auf die Politik erfolgt, dem Sinn und Zweck des Manövers zuwiderläuft. Fragt denn der Kriegsgott nach Sturm und Regen, Eis und Schnee, nach fröstelnden Gliedern und verschmachtenden Zungen? Und soll nicht grade das Manöver ein annähernd treues Bild von dem Kriege geben? Trotz alledem — die älteren Officiere der zu den diesjährigen Kaisermanövern zusammengezogenen Armee-Corps werden keineswegs unzufrieden gewesen sein, als bekannt wurde, daß auf Vorstellung des Oberpräsidenten der von einer bösen Mißernte schwer bedrückten Provinz Westpreußen die Uebungen einen Tag früher als vorgeschrieben enden würden. Zweifellos wird auch jene Anordnung ihren Beifall gefunden haben, welche dem ohne Unterlaß sich vom Himmel ergießenden Regen Rechnung trug und von den drei überhaupt nur noch vorhandenen Uebungstagen einen weiteren strich.

Auch der abseits stehende militärische Fachmann ist durch die Kürzung der diesjährigen Kaisermanöver in eine von Genugthuung gehobene Stimmung versetzt worden. Hat er doch den Verlauf unserer großen Manöver im letzten Jahrzehnt nur mit beständig wachsender Besorgniß verfolgen können. „Bei Leibe dürfen Sie unseren Generalstab nicht nach den Kaisermanövern beurtheilen. Ein ganzes Jahr mag er ihrer Ausarbeitung seine Kräfte widmen. Aber dies verbürgt noch nicht, daß sie sich so gestalten, wie es das Interesse der Armee und des Vaterlandes erheischt.“ So sagte mir erst vor Kurzem ein Kundiger. Und warum sollte man ihm nicht Glauben schenken? Immer mehr drängt sich dem ruhigen Beobachter die Ueberzeugung auf, daß nicht die Forderungen des Ernstfalles, sondern Rücksichten und Erwägungen anderer Art, welche weit ab von dem wirklichen Krieg liegen, für die Anlage der Manöver den Ausschlag geben, daß der Generalstab streng genommen nur Coulissen für ein Theater aufzubauen hat, wo, vielleicht nach dem Muster Bayreuths, an wenigen Tagen eines jeden Jahres großartige, das Laienauge blendende Schaustellungen, militärische Festspiele von Statten gehen. Immer mehr sieht man in den Kaisermanövern die ihnen bestimmungsgemäß zugewiesene Aufgabe zurücktreten. Muß unter einem solchen Gesichtspunkt nicht jeder von diesen Manövern gestrichene Uebungstag als gewaltiger Gewinn, jede in ihnen unterbliebene Attaque widernatürlich zusammengeballter Cavallerietmassen mit besonderer Freude begrüßt werden? Bedeutet doch ihre zeitliche Beschneidung eine sehr beträchtliche Ersparniß an sonst nutzlos verausgabter Arbeitskraft und Zeit und vielleicht auch an Geld. Schwächt sie doch auch die nachtheiligen Einflüsse ab, welche die Theilnahme an anormalen Gefechtsactionen auf das taktische Urtheil unserer Officiere ausüben muß. Ja! Wer es aufrichtig mit Heer und Vaterland meint, kann eigentlich nur noch den einen Wunsch hegen, daß die Kaisermanöver, wie sie seit Jahren betrieben werden, ganz ausfallen mögen.

Aber ebenso, wie ich annehmen möchte, daß die Freude über die Kürzung der diesjährigen Kaisermanöver den an ihnen betheiligten älteren Officieren nicht aus vollem Herzen kam, vielmehr stark unter dem Bedauern litt, welches stets ein unvollendetes Werk hinterläßt, genau so ist auch meine persönliche Genugthuung nichts weniger als rein und ungetrübt. Sie könnte es nur dann sein, wenn die Kaisermanöver eine durchaus überflüssige Einrichtung wären, deren sich die Heeresverwaltung ohne große Gewissensbisse entschlagen dürfte. Dies sind sie aber keineswegs. Denn wahrlich nicht deßhalb, weil man nicht weiß, wohin man mit Truppe, Zeit und Geld soll, werden die großen Manöver in den allgemeinen Bestimmungen für den Verlauf des militärischen Dienstjahres peremptorisch gefordert. Sie sind vielmehr für die Ausbildung eines Heeres dringend nothwendig, so nothwendig wie das tägliche Brod, und keine der europäischen Großmächte verzichtet auf diese großen Manöver. Schon früher einmal wurde in diesen Blättern dargelegt, daß die Führung von Armeen, d. h. einer aus mehreren Corps gebildeten Gruppe, sich nur auf dem Plan des Kriegsspiels allergrößten Styles erlernen läßt, daß der angehende Armeeführer für seine Exercitien das Studir- oder Arbeitszimmer eigentlich garnicht zu verlassen braucht. Die Leitung größerer Truppenkörper durch die Kommandeure vom Regiment bis zur Division innerhalb eines ganz bestimmten Gefechtsrahmens dagegen kann zwar auch theoretisch geübt werden, aber niemals in dem Maße, daß die Praxis zu entbehren wäre. Nirgendwo tritt an den höheren Führer das Erforderniß, eine neue Lage schnell zu begreifen und ebenso schnell darauf hin die folgenschwersten Entschlüsse zu fassen, so häufig und auch so unvermittelt heran als auf dem wirklichen Gefechtsfelde. Nirgendwo anders als dort vermag er so schnell und gleichzeitig überzeugend die Ergebnisse seiner Entschließungen zu übersehen. Der Führer von Armeen bleibt auch im Ernstfall nur Theoretiker, insofern als er auch hier nur auf dem Papier arbeitet; alle übrigen höheren Führer sind Praktiker, und sie werden ihr Handwerk desto besser verstehen, je mehr ihnen Gelegenheit geboten wird, es praktisch auszuüben. Wann bietet sich aber solche Gelegenheit! Nicht in jedem Jahr rückt jeder höhere Führer zu einem Kaisermanöver aus, sondern immer nur alle vier oder fünf Jahre einmal, und dann nicht etwa auf Wochen! Wenn es hoch kommt, giebt es im Kaisermanöver vier Tage, an denen wirklich gefochten wird. Nun mögen diese Manöver, die entsetzlich große Summen verschlingen, für den Geldbeutel des Staatsbürgers immer noch zu lang sein und zuhäufig wiederkehren, für die Ausbildung unserer höheren Führer in der Praxis aber sie sind viel zu kurz, wiederholen sie sich viel zu selten.

Aber so überzeugend auch Alles auf die Nothwendigkeit der Kaisermanöver hinweist — so lange der Generalstab bei ihrer Vorbereitung vielfach nur Theaterarbeit zu verrichten hat, so lange es bei ihnen mehr darauf anzukommen scheint, lebende Bilder zu stellen, als die höheren Führer für den Ernstfall auszubilden, nun, so lange darf dem Fachmanne weder die Ansicht, daß gar keine Kaisermanöver besser wären, als die heute üblichen, noch die Genugthuung verübelt werden, die er über die erhebliche Kürzung der diesjährigen empfindet. So lange muß es ihm auch nachgesehen werden, wenn er in jedem reichlich gespendeten Regen, der einen Uebungstag in einen Ruhetag verwandelt, einen Verbündeten erblickt, wenn er in seinem Walten den Willen der Götter spürt, die den Kaisermanövern von heute auch keinen Geschmack abgewinnen können. Das mag satirisch klingen. Aber ist es nicht in der Regel so, daß da, wo der Humor den Boden verloren hat, sich sehr bald die Satire an seine Stelle setzt?

Ajax.

Dramatische Aufführungen.

Haus Rosenhagen. Schauspiel in drei Acten von Max Halbe (Lessing-Theater). — Tragödien der Seele. Schauspiel in drei Acten von Robert Bracco (Residenz-Theater). — Sein Doppelgänger. Schwank in drei Acten von Maurice Hennequin (Residenz-Theater). — Die Goldgrube. Schwank in drei Acten von Karl Laufs und Wilhelm Jacoby (Berliner Theater).

Ein Schuß macht dem Conflict und dem Schauspiel ein Ende. Das ist der alte, grobe und doch immer wieder wirksame Knalleffect der Unnatur.

Halbe hat seine theatralische Kraft schon in der „Jugend“ erprobt. Das Annchen stürzt, von der Zufallskugel aus dem Gewehr des blödsinnigen Bruders getroffen, schwer zu Boden; Hanschen ist die lastende Geliebte los und darf, vielleicht von etlichen Gewissensbissen geplagt, sonst aber frei und vergnügt in's Weite ziehen. Das „Haus Rosenhagen“ hat diesen Ausgang in's Freie nicht. Der Letzte des Eroberer-Geschlechtes erliegt dem tödtlichen Geschoß, das Wuth und Verzweiflung auf ihn abfeuerten; er kommt nicht in den Besitz des einzigen Hofes, der

Digitized by Google

den ländergierigen Rosenhagen noch nicht gehörte. Aber der alte Voß, der Mörder — aber Martha, deren eifersüchtige Geschwätzigkeit die Katastrophe herbeiführte? Es ist keine Klarheit in der Lösung der Aufgabe. Und darum bleibt sie Theaterei, obgleich die Geschehnisse selbst recht wahrscheinlich anmuthen und in anderer Zusammenstellung ein Spiegelbild des Lebens geworden wären.

Der alte Rosenhagen hat sich über seinen starrsinnigen Nachbar Voß, der als Ueberbleibsel der gelegten Hohenauer Bauernschaft ausharrt und nicht von der Scholle weichen will, wieder einmal so geärgert, daß ihn der Schlag getroffen hat. Die Zeiten sind verschollen, wo Marcin Sapieha das kleine Wilkowo in Grund und Boden stampfen lassen konnte, die Zeiten der erlauchten freien Republik Polonia. Rosenhagen kann den Voß weder auskaufen noch expropriiren, und daran stirbt er. Zwar versöhnt er sich auf dem Todtenbett mit dem Verhaßten, aber sein Sohn muß ihm schwören, den Kampf mit dem „Pracher" fortzusetzen, unermüdlich, unerbittlich. Doch Karl Egon ist im Grunde keine Raffnatur. Er vermag nicht alle Welt „rauszuschmeißen und aufzufressen", ihm fehlt das eigentlich Rosenhagen'sche im Blute, er ist schon decadent. Daß er trotzdem mit dem alten Voß hart aneinander geräth; daß der Bauer, der schon zum Verkaufe bereit war, die Einwilligung wieder zurückzieht und den Gegner meuchlerisch niederstreckt, als der seine Ansprüche durch aufgefundene Documente unwiderleglich stützen kann — das Alles hat seine Ursache nicht mehr in der eigentlichen Idee des Stückes. Das beruht bereits auf Weibergeschichten. Karl Egon ist nämlich hinter dem bekannten dämonischen Frauenzimmer her, das wir nun schon zwei Jahrzehnte lang schaudernd zwischen Pappendeckel und Leinewand ertragen müssen. Karl's Hermine hat die Reisewuth im Leibe, ihre Schwärmerei für D-Züge und Gegenden „hinter den Wäldern" grenzt an's Pathologische — aber der Dichter braucht sie, als Verkörperung des Princips, das den guten Karl von der Scholle fortziehen will. Er übersieht in blinder Leidenschaft die zärtliche Liebe seiner im dramatischen Gegensatz zu Hermine innig an Heimath und Acker hängenden Cousine, was die Verschmähte veranlaßt, dem alten Voß spornstreichs Karl Egon's Pläne mit seinem Hofe zu verrathen. Kein Stein nämlich soll auf dem andern bleiben, ein Herrenhaus soll sich da erheben, wo Vossen's uralte Wirthgebäude stehen. Diese Aussicht macht den Bauer rebellisch und giebt ihm alle Stierköpfigkeit, der er schon Valet gesagt hatte, zurück — er wird sein Wilkowo nun nicht verkaufen. Halbe hat das Bauerngemüth mit Fleiß studirt und ist ihm auf allen verzwickten Quergängen treulich nachgeschlichen. Dieser Voß hätte eine Prachtfigur werden können, wie es Karl Egon's dreiundneunzigjährige Großmutter, wie es in den Ansätzen der leider gleich im ersten Act verstorbene alte Rosenhagen geworden ist. Aber der Dichter wagte das eigentliche Drama von Voß und vom Hause Rosenhagen nicht zu schreiben. Der erbitterte Kampf um die Scholle, die fanatische Liebe zum ererbten Lande der Väter — das schien Halbe nicht ausgiebig genug. So bog und beugte er das Problem, putzte es hier mit erotischen Flittern auf, ging ihm dort weit aus dem Wege, indem er dem jungen Rosenhagen die landzusammenscharrende Energie des Alten vorenthielt. So ist das elementarisch wilde Agrardrama zum mühevollen Theaterstück geworden, das von zwei Uhrwerken getrieben wird, und in dem beständig zwei Melodien neben einander ertönen. Die innige Kraft der „Jugend", die schöne Wärme von „Mutter Erde", die traumhafte Größe des „Tausendjährigen Reiches" weht nicht durch dies Werk. Coulissenhaft wie der Schluß sind Aufbau der Handlung und Gestaltung des Problems; zuweilen läßt uns der Dichter völlig im Stich, und der angstvoll in's Parkett schielende kleine Macher drängt sich vor. Nun, das Parkett war diesmal bei guter Laune. Es rief den Verfasser nach allen Actschlüssen, und da Halbe immer gegen den Actschluß Leben in die Bude gebracht, der häufig schleppenden Dialog energisch beflügelt hat, so war es offenbar nicht nur Gnade und Gunst, die man dem oft Mißhandelten erwies. Von einem unbestrittenen Erfolge kann indeß kaum die Rede sein, und es bleibt fraglich, ob Halbe gerade diesen Sieg nicht wieder blutig wird büßen müssen. Ich wünschte ihm von Herzen, er vertiefte sich mehr in die Stoffe, die er mit genialer Findigkeit aufgreift, und verschmölze nicht störendes Beiwerk in die Handlung, Theaterkram, der ihm selber sicherlich nur Sorge und Noth macht.

Unsre Theater sind alle angespannt thätig, sozusagen. In der Blumenstraße hat man angeblich literarische Abende eingerichtet, die der secessionsbekannte Herr Zickel leitet. Robert Bracco's „Tragödien der Seele" eröffneten die Reihe der Darbietungen. Eine thörichte Idee in thörichterer Fassung. Die Frau hat sich mit dem Freunde des Mannes vergessen, sie weiß selbst nicht, wie das kam. Da sie ihre Sünde bereut und dem Ehegatten wahrheitsgemäß sagen kann, sogar in jener schlimmen Stunde sei sie innerlich sein geblieben, so verzeiht ihr der wackere Hahnrei. Technisch ist das Stück noch dümmer als diese seine Lösung. Da gefiel mir Maurice Hennequin's neue Posse „Sein Doppelgänger" doch bedeutend besser. Alexander bekommt hier einen zum Schreien komischen Wadenkrampf und darf einige neue Verlegenheitslügen vorbringen. Die leider unfröhlich gespielte Enkelin Scribe's, die aus dem Werke ihres Großvaters alle Pfiffe und Kniffe ehebrecherischer Ehemänner kennt, ist sogar wirklich humoristisch gedacht und macht Herrn Hennequin Ehre. In Laufs' und Jacoby's „Goldgrube" giebt's weniger zu lachen. Der Witz des Stückes besteht einmal darin, daß ein Moralprediger das berüchtigste Local der Stadt erbt, große Summen daraus bezieht und in den Verdacht kommt, Kassendieb und noch sonst etwas Schändliches zu sein. Zweitens ist sehr scherzhaft, daß ihm am Schluß des Stückes Niemand die verzweifelte Enthüllung: „Ich bin der Besitzer des Ballhauses!" glauben will. Die deutsche Gewohnheit, in eine Posse alle mögliche aufgelesene, nicht zur Sache gehörige Komik zu pfropfen, macht Laufs' und Jacoby's Schwank minderwerthiger, langweiliger und spaßloser als den des Parisers Hennequin. Und dabei ist er den beiden Deutschen an Reichthum und Originalität der Erfindung nicht einmal überlegen.

Notizen.

Deutsche und österreichische Bibliothekzeichen, Ex-Libris, von K. E. Graf zu Leiningen-Westerburg. (Bei Julius Hoffmann, Stuttgart.) Sozusagen ein Zufall hat uns dies werthvolle Werk beschert, das dem gebildeten Bücherfreunde in Wahrheit unentbehrlich ist oder doch sehr bald sein wird. Der Londoner Verlag von G. Bell & Sons giebt zur Zeit eine Folge gediegener Abhandlungen über neue und alte Ex-Libris-Kunst englischen, amerikanischen und französischen Ursprungs heraus. Mit dem deutschen Theile betraute er den Grafen Leiningen, der die größte festländische Ex-Libris-Sammlung besitzt, und dadurch kam der oben genannte Stuttgarter Verlag auf den Gedanken, neben der englischen eine deutsche Ausgabe zu veranstalten. Bücher haben eben ihre Schicksale, schon von der Geburt an. Graf Leiningen ist, was Ex-Libris anbelangt, nicht nur der erste Sammler des Continents, sondern auch der erste Fachmann. Mit dem Bienenfleiß und dem schönen Enthusiasmus des Liebhabers verbindet er die kritische Ueberlegenheit des Gelehrten, und so ist es für den Bibliophilen eine wahre Herzensfreude, das vornehm geschmückte Buch durchzustudieren. Wir haben ja, Gott sei's geklagt, dieser Bibliophilen hier zu Lande noch herzlich wenig. Aber mit dem — trotz aller Börsenungewitter — wachsenden Wohlstande in Deutschland wächst auch die Zahl gebildeter Männer, die ihre Bibliothek wenigstens eine Theil der Aufmerksamkeit, der Liebe und des Geldes widmen können, das andere für den Weinkeller und für ihre Havanna-Lager aufwenden. Ihnen wird Graf Leiningen's Buch ein Labsal und ein Pharus sein. Schon beim flüchtigen Durchblättern überrascht angenehm die gebändigte Fülle wissenschaftlichen Stoffes, die große Schönheit der wiedergegebenen, mit feinem Geschmack ausgewählten Blätter. Alles, was der Sammler über die Geschichte des Ex-Libris und das eng damit verknüpfte Wappenwesen, über Herstellung und Wesenheit des Bücherzeichens wissen muß, das bringt dies Buch getreulich. Es ist daneben ein Nachschlagewerk ersten Ranges und zumal Denen, die ihre Bücherschätze mit einem Ex-Libris zu schmücken gedenken, als Rathgeber unentbehrlich. Seine stillen und starken Reize aber entfaltet es erst, wenn Abends in unserer stillen Zelle die Lampe wieder freundlich brennt und man der treuen, vornehmen Arbeit des Autors in allen ihren Gängen nachspüren kann. Da gewinnt man das Buch lieb und wünscht allen kunstfreundlichen Geistern, daß auch sie erquickliche und nützliche Anregungen aus ihnen schöpfen mögen.

Digitized by Google

Bismarck im **Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Königreich Sachsen.
Technikum Hainichen
für Maschinen- u. Elektrotechnik.
Praktikum f. Masch.- u. Elektrot.
Staatl. Oberaufs. Progr. kostenfr.
Direktor: E. Bolts.

Manuskripte.
Zur Verlagsübernahme von Manuskripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher u. s. w. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von
Rich. Sattler, Braunschweig
(gegründet 1883).

Gottsched-Verlag. Berlin W. 9.
Eugen Reichel:
Ein Gottsched-Denkmal.
Monumentales Prachtwerk. 30 M.
Kleines Gottsched-Denkmal. 2 M.
Die Londoner „Academy" hat kürzlich verschiedenen hervorragenden Gelehrten und Staatsmännern einen Fragebogen mit der Frage zugehen lassen, welches die zwei im Jahre 1900 erschienenen Werke seien, die auf sie den bedeutendsten Eindruck gemacht haben. Karl Blind, der in London heimisch gewordene berühmte Gelehrte, hat bei dieser Gelegenheit Eugen Reichel's „Gottsched-Denkmal" an erster Stelle genannt.

Technikum Jlmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentsch.

Bismarcks Nachfolger.
Roman
von
Theophil Zolling.
Volksausgabe.
Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.
Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.
Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom
Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."
Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 16 Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Mineralquelle** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. In den Handlungen natürlicher Mineralwässer und in den Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: 42 **Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

Die Gegenwart 1872–1892.
Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.
Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Bad Reinerz,
klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen und geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-, Trink- und Badequellen, Mineral-, Moor-, Douche- und Dampf-Bädern,** zeitgemässen Einrichtungen zu **Kaltwasserkuren u. Massage,** ferner einer vorzüglichen **Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. — Hochquellen-Wasserleitung.** — Angezeigt bei **Krankheiten** d. **Nerven,** d. **Athmungs-, Verdauungs-, Harn- u. Geschlechts-Organe,** zur **Verbesserung** d. **Ernährung** u. d. **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden u. d. Folgen entzündl. Ausschwitzungen. Eröff. **Anfang Mai.** Prosp. unentgeltlich.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.
General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ
Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.
Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom
Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in Berlin.
Soeben erschien:
Georg von Bunsen.
Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter
Marie von Bunsen.
22 Bogen Oktav.
Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.
Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Stottern
heilen dauernd **Dir. O. Deinhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz** und **Burgsteinfurt, Westf.** Herrliche Lage. Honor. **nach Heilg. Prospecte gratis. Aelteste staatl. durch S. M. Kaiser Wilhelm I ausgezeichn. Anst. Deutschl.**

Manuscript-
Angebote erbitten
Jacobi & Zocher, Verlagsbuchhandlung.
Leipzig-R., Oststraße 9.

Hierzu eine Beilage von Alfred Janssen's Verlag in Hamburg „Der Lotse".

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 40. Berlin, den 5. October 1901. 30. Jahrgang. Band 60.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Berlin gegen den Kaiser. Von Prinz Vogelfrei. — Die Krisis der Werthpapiere. Von Professor Dr. M. Meyer (Charlottenburg). — Presse und Militärjustiz. Von einem altpreußischen Officier (C. v. Wartenberg). — **Literatur und Kunst.** Oscar Wilde's „Dorian Gray". Von Johannes Gaulke. — Modernes Münchener Kunstgewerbe. Von Eduard Engels (München). — **Feuilleton.** Widosawa Brankowitsch. Von Znaj Jowan Jowanowitsch. (Aus dem Serbischen.) Deutsch von Wilhelm Thal. — **Aus der Hauptstadt.** Das Gouvernement Berlin. Von Caliban. — Die Berliner Hochbahn und die Eisenconstruction. Von A. L. Plehn. — Dramatische Aufführungen. — Aus unseren Kunstsalons. Von J. Norden. — **Offene Briefe und Antworten.** Noch einmal Classenmoral und Dienstboten-Frage. Von Elise Schwabe. — Anzeigen.

Berlin gegen den Kaiser.

In dem kommenden Geschlechtern zum abschreckenden Beispiel aufgemauerten wüsten Steinhaufen, den die Berliner erröthend als ihr Rathhaus ansprechen, tobt der Aufruhr. Ein Aufruhr natürlich, wie er sich für Leute geziemt, denen in der Nacht schwarzer Trübsal und appetitverderbenden Verdrusses immer noch das Ministerium Siemens-Ballin als tröstender Stern am Himmel steht. Ein Aufruhr unter vier Augen also. Nur widerwillig that die Commune den verhängnißvollen Schritt. Man hat Alles versucht, sich mit dem Kaiser zu stellen. Auf jeden seiner Wünsche ist man eifrig eingegangen. Der Schloßplatz ist der letzte und modernste Zeuge. Trotzdem hat Kauffmann die Bestätigung nicht erlangen können, trotzdem ist der Schildbürgerplan, auch die alte Pracht- und Triumphstraße Unter den Linden durch eine elektrische Stangen- und Drahtbahn dauernd zu verunzieren, ein für alle Mal abgelehnt und Hoffmann's hübsches Friedrichshain-Project in der Form, die ihm der Meister zu geben für richtig hielt, verworfen worden. Die Spannung zwischen dem Monarchen und der Verwaltung seiner getreuen Haupt- und Residenzstadt hat gefährliche Dimensionen angenommen. Gewiß, die Spannung ist einseitig, denn Niemand liebt den Frieden inniger und ist aufrichtiger entschlossen, schwere Opfer dafür zu bringen, selbst auf Kosten der sogenannten Ueberzeugung, als die bekanntlich freisinnige, demokratische und nach einem berühmten Worte gut republikanische Gemeinderaths-Mehrheit von Berlin. Sie darf auch dies Mal von sich sagen, daß ihre guten Absichten mißverstanden worden sind. Sie wollte das Harakiri vollziehen, aber die äußeren Formen sollten gewahrt bleiben; sie wollte durch's Joch kriechen, aber das zu dieser Freiübung nöthige Geräth sollte irgendwo im verborgenen Kämmerlein aufgestellt werden. Statt dessen verlangte man von ihr, auf offenem Markte zu Kreuze zu kriechen. Die Rathgeber des Kaisers scheinen tiefe Blicke in die schöne Seele des auchliberalen Berliner Philisterthums gethan zu haben. Doch sie gehören zu den Diplomaten, die nicht nur die tactische, sondern auch die moralische Vernichtung des Feindes anstreben. Sie bauen ihm keine goldenen Brücken. Im Allgemeinen ist das ein gefährlicher Grundsatz. Selbst die Soldaten Ihrer Majestät Tsutse, die die englische Kampfmethode des schleunigen Rückzuges und der schleunigeren Capitulation zur Vollkommenheit ausgebildet haben, setzten sich gelegentlich mit der Wuth der Verzweiflung zur Wehr, wenn sie sich von allen Seiten eingeschlossen sahen und den Schreckensruf hörten: „Pardon wird nicht gegeben!" Indessen, den Berliner Boxern fehlt der verrückte Feigheitsmuth des ostasiatischen Gesindels. Zu einer strammen und entschlossenen, ehrlichen Opposition werden sie sich unter keinen Umständen aufraffen können.

Die Verstimmung des Kaisers entstammt den Meinungsverschiedenheiten über die Ausschmückung der achtundvierziger Gräber im Friedrichshain. Man witterte bei Hofe frech revolutionäre Gelüste, beleidigende Absichten in den Vorschlägen des Magistrates und ahnte nicht oder wollte nicht verstehen, daß die ganze Geschichte dem hochwohllöblichen Collegium hundertfach fataler war als irgend einer Excellenz, irgend einer Hofcharge. Der Wählerschaft wegen, die durchaus wieder einmal von dem Freisinn ihrer Führer und ihrer unentwegten Gesinnungstüchtigkeit überzeugt werden mußte, war die kleine Komödie aufgeführt worden. Ach, nicht der Berliner Magistrat und nicht die Stadtverordneten tragen die Schuld für das Einreißen der Gepflogenheit, unabläßig Jubiläen zu feiern. Als aber der 18. März sich zum fünfzigsten Male jährte, da durften sie nicht mit Verlegenheitsmienen an ihm vorüberschleichen. Ohnehin stand ihre entschieden liberale Gesinnung im Verdachte, stark abgefärbt zu haben und dem Chamäleon unlauteren Wettbewerb zu machen. So ward der Bau des Portales beschlossen, gleichzeitig aber auch ein flehentlicher Blick nach oben geworfen, eine stumme, doch desto heißere Bitte um wohlwollendes Verständniß der peinlichen Situation ausgesprochen. Die gnädige Handbewegung blieb aus. Bis zur Neige mußte das freigesinnte Berlin den bitteren Kelch der Demüthigung leeren. Und immer jämmerlicher schrumpfte das stolze Portal zusammen.

Aus dem Rechtsstreit darum, den die Berliner Stadtverwaltung doch nur wegen der schönen Augen Singers', des Beschützers der Luxemburg und Parvus, führt, ist an maßgebender Stelle etwas wie Groll gegen die Unschuldige zurückgeblieben. Nach jenem historischen Tage, an dem der Kaiser

Digitized by Google

das loyale Geschenk des Begasbrunnens zum Anlaß nahm, um die auf den Tod erschrockenen Stadtväter zu ermahnen, ihre Skandalpresse besser zu zügeln und keine Indiscretionen über seine Familienangelegenheiten mehr zu dulden, seit jenem Donnerwetter aus heiterem Himmel war das Verhältniß erträglich, ja, am Ende beinahe freundlich geworden. Zelle empfing einen schmeichelhaften Glückwunsch, Kirschner ward, nachdem er kaum ein Jahr lang gewartet hatte, bestätigt; der talmiradicale Brinkmann fand Gnade vor den Augen des Hofes. Wußte man doch, daß in all' den Löwenhäuten immer wieder Zettel, der Weber, steckt. Jetzt plötzlich hagelt von Neuem und unablässig schwere Ungnade herab. Daß der Kaiser die völlige Verschimpfirung seiner Hauptstadt durch die scheußliche und allen Verkehr hemmende, Mensch und Thier gefährdende Straßenbahn nicht dulden will, ist mit Freude zu begrüßen. Schade, daß er sein Veto nicht auch gegen die Erbauung der Hochbahn einlegte, die Berlins letzte paar geräumige und luftige Straßen mit ihren plumpen Eisengestellen ausfüllt und uns durch den „monumentalen Schmuck" daran zum Gespött der Culturwelt macht. Auch hinsichtlich der Brücken-Neubauten und der Hoffmann'schen Pläne hat der Kaiser formell und gesetzlich Recht. Wer auf dem Boden der Verfassung steht, — und das thun wir ja wohl Alle — der muß die geschriebenen Rechte der Krone gerade so eifersüchtig hüten wie die des Volkes. Scheinen sie dem Freisinn zu weitgehend, so bringe er Abänderungsvorschläge im Landtage ein, selbst auf die Gefahr hin, daß dadurch Ballin's und Siemens' Ministerhoffnungen im Blüthenlenz geknickt werden. Die jetzt beliebte Manier, hämische und heimliche Kritik am Detail der kaiserlichen Entschließungen zu üben, ist ebenso unmännlich und würdelos wie thöricht.

Bei Hofe sollte man indeß auf den gegenwärtigen krankhaften Zustand des Berliner Communalfreisinns und auf seine unglückliche Lage Rücksicht nehmen. Eine zweite städtische Vertretung, die so voll ist der edelsten und reinsten Absichten, die sich so ergebungsvoll schuriegeln läßt, wird so bald nicht zu finden sein. Stünden die Wahlen nicht vor der Thür, und müßte man nicht Anstandsrücksichten nehmen sozusagen auf die geheiligten Principien der Partei, dann wäre längst schon der Kotau vollzogen worden. Auch äußerlich. Innerlich hat ihn bereits jeder der Betheiligten gemacht. Darum ist es vielleicht doch ein tactischer Fehler, gerade von ihnen den politischen Selbstmord zu verlangen und ihnen die schwere Aufgabe des Eiertanzes noch mehr zu erschweren. Man weiß nicht, wer und was nach diesen Getreuen kommen wird. Sogar der Spreepräfect wäre unbequemer als sie. Erläßt der Kaiser den Angstgequälten jetzt die eine oder die andere harte Forderung, so daß sie mit Noth und Mühe Männerstolz vorm Königsthrone markiren und ihren Mannen einreden können, der steife Nacken des freigesinnten Bürgerthums habe über Schranzentücke gesiegt, dann wird ihre Dankbarkeit keine Grenzen kennen. Und sie wissen ihrer Dankbarkeit Ausdruck zu geben, das muß ihnen der Neid lassen. Wilhelm II. hat eine köstliche Gelegenheit, schwärmerische Liebe in ihren zottigen Hochbrüsten zu entzünden, jene Liebe, die jede nicht ganz schlecht geartete Creatur dem Lebensretter und dem Retter ihrer Ehre zollt.

Prinz Vogelfrei.

Die Krisis der Werthpapiere.

Von Professor Dr. M. Meyer (Charlottenburg).

Man hat sich daran gewöhnt, für die moderne Krankheit unseres wirthschaftlichen Lebens: plötzliche Stockungen des Waarenabsatzes, Rückgang der Preise, Arbeiterentlassungen, Crediterschütterungen ꝛc. die pathologische Bezeichnung „Krisis" anzuwenden — ich glaube mit Unrecht. Wir haben den Ausdruck von Wilhelm Roscher übernommen, dessen bekannte classische Arbeit über die Absatzkrisen sich gern in von der medicinischen Wissenschaft entliehenen Analogien gefällt. Das eigentliche Wesen dieser Krankheitserscheinung wird aber damit keineswegs getroffen, denn bei den häufig wiederkehrenden Reactionen in dem gedeihlichen Fortgang der Unternehmerthätigkeit handelt es sich ja gar nicht um Sein oder Nichtsein, um Genesung oder Tod, sondern um eine Phase wirthschaftlicher Abspannung, der Decadenz im Erwerbsleben, die im Gegensatz zu einer voraufgegangenen Periode der Prosperität steht und sie ablöst.

Solche Perioden des Auf- und Niederganges im wirthschaftlichen Leben sind an und für sich nur natürlich. Da alle Wirthschaft auf menschlicher Arbeit beruht, diese aber in ihrem Erfolge durch viele Factoren bedingt ist, so muß bei ihrem günstigen Zusammenwirken eine erfolgreiche Periode des Wirthschaftslebens, eine sogenannte Hochconjunctur, entstehen, umgekehrten Falles eine Mißconjunctur, oder wenn wir die alte Bezeichnung beibehalten wollen, eine Krisis. Der französische Nationalökonom Clement Juglar hat ein förmliches „Gesetz der Krisen" entdecken wollen, dem zu Folge solche alle Dcennien einzutreten pflegen. In der That, wirft man einen Blick auf die Geschichte der modernen Absatzkrisen, so tritt eine gewisse Regelmäßigkeit in die Erscheinung, die man als gesetzmäßig auffassen könnte. Die ersten Krisen des Jahrhunderts spielten sich vorzugsweise in England in den Jahren 1815, 1825, 1836 und 1847 ab, bei denen es sich hauptsächlich um sogenannte Geldmarktskrisen handelte. Ihnen folgte die Krisis des Jahres 1857, über welche uns der scharfsinnige Otto Michaelis eine vortreffliche Monographie hinterlassen hat — die erste Krisis von internationalem Charakter, die sich vorzugsweise als Absatzkrisis charakterisirte. Dann folgte etwa 10 Jahre später die Geldkrisis in London und nach einem Jahrzehnt die internationale Handelskrisis, die nach dem deutsch-französischen Kriege einsetzte, endlich in den Jahren 1883—87 die große internationale Geschäftsstockung.

Man sieht, daß es sich in der That um eine Wiederholung der Krisen in jedem Jahrzehnt handelt. Es scheint indeß, daß in letzter Zeit auch die Dauer eines Jahrzehnts nicht mehr ausreicht, um eine Wiederholung dieser Krankheit zu verhüten, da man die Beobachtung macht, daß die letzten Krisen bereits von Jahrfünft zu Jahrfünft sich einstellen. So bei der Krisis 1890/95, die sich an den Fall des Welthauses Baring Brothers in London und den argentinischen Zusammenbruch knüpfte, worauf eine Periode der Hochconjunctur seit 1895 bis Frühjahr 1901 reichte, um jetzt wieder einem heftigen Umschlag Platz zu machen.

Es bedarf keines Beweises, daß wir uns gegenwärtig wieder in einer scharfen Krisis befinden, die man wohl am zutreffendsten mit der Bezeichnung: „Krisis der Werthpapiere" charakterisiren könnte. Es soll damit zwar nicht geleugnet werden, daß wir es nicht zugleich mit einem Zustande der Depression in allen großen Wirthschaftszweigen zu thun haben, vorzugsweise der Eisen-, Maschinen-, Cement- und Elektricitäts-Branche, aber von einer allgemeinen Krisis unseres gesammten Wirthschaftslebens kann doch wohl nicht die Rede sein. Dafür fehlen doch verschiedene Hauptsymptome, wie namentlich massenhafte Arbeiterentlassungen, zahlreichere Einstellung von Betrieben, Anwachsen der Zahlungsstockungen, Concurse ꝛc. Mit größerem Recht kann man von einer partiellen Krisis sprechen, die sich vorzugsweise auf das Gebiet der Werthpapiere erstreckt und hier hauptsächlich auf Actien industrieller Unternehmungen und des Montangebietes. Solche Dividendenpapiere sind in der letzten Zeit massenhaft auf den Markt geworfen worden und haben ganz außerordentliche Coursstürze aufzuweisen, wie ein Blick auf die nachfolgende Tabelle lehrt:

Digitized by Google

	Cours am 20. Sept. 1901	Niedrigster Cours im Jahre 1900	Höchster Cours im Jahre 1900	Dividenden in Procenten 1900	Dividenden in Procenten 1899
Eisen- und Kohlen-Actien (in Procenten).					
Bochumer Gußstahl	159,75	167	283,40	16⅔	16⅔
Consolidation	273.—	311,50	423	30	25
Dortmund. Union Litt. C.	45,62	80,50	141,80	7	6
Düsseldorfer Eisenhütte	113.—	144,75	289	24	15
Eschweiler Bergwerk	175.—	190	285	20	15
Harpener Bergwerk	148,37	166,60	284,40	11	10
Hasper Eisenwerk	110,30	194	455	30	22½
Hibernia-Bergwerk	150,12	182	257,40	15	12
Hochdahl	147,25	132,50	225	15	17
Eisenwerk Hösch	136,80	155	257,10	16	15
Laurahütte	177,12	186	284	16	15
Schalker Gruben	245.—	310	800	75	42½
Elektricitäts-Gesellschaften (in Procenten).					
Allgem. Elektr.-Gesellschaft	171,80	189,75	261,80	15	15
Schuckert	101,50	165,75	240,60	—	15
Siemens & Halske	146,50	155	180,50	10	10
Union	105.—	126	165,50	10	10
Cement-Werke (in Procenten).					
Adler	118,25	166	293	17	25
Alsen	182.—	198,50	306	19	25
Stettin-Bredow	129,50	129	210	25	30
Chemische Fabriken (in Procenten).					
Anilin	224,75	233,50	270	15	15
Chem. Werke Albert	154,80	125	174	9	9
Schering	209,50	201	252	15	12
Elberfelder Farben	282,50	284,75	317,75	18	18
Maschinen-Fabriken (in Procenten).					
Berlin-Anhalter	166	185,50	241	16	15
Hannov. Masch. (Egestorf)	262,50	295	414	28	28
Flöther	71.—	91	139,50	3	9
Sangerhäuser	237,75	255	329,75	22½	22½

Diese Tabelle lehrt, wie stark die Course vom höchsten Stand im Jahre 1900 gewichen sind, trotzdem die Dividenden für das Jahr 1900 bezw. 1900/01 bei der überwiegenden Mehrzahl höher ausfielen als im Vorjahre.

Fragt man nach den Ursachen dieser Erscheinung, die die Taschen des Capitalistenpublicums so empfindlich berühren, so darf man neben einer geradezu unerhörten Ueberspeculation und maßlosen Inanspruchnahme des Credites die politischen Ereignisse nennen, insbesondere die in Transvaal und Ostasien entstandenen kriegerischen Wirren. Hauptsächlich der Burenkrieg, den England führte und der ihm außerordentlich schwere Geldopfer auferlegte, mußte zu einer Geldknappheit und zu einer Versteifung der Zinssätze auf dem internationalen Geldmarkt führen, wie solche seit langen Jahren nicht erlebt worden war. Schon seit dem Jahre 1896 kann man das allmälige, aber ausgreifende Steigen der Zinssätze verfolgen, wie ein Blick auf den durchschnittlichen Discontsatz der Reichsbank lehrt. Er betrug im Jahresdurchschnitt:

	1900	1899	1898	1897	1896
in Proc.	5,35	5,03	4,26	3,80	3,65

Die Reichsbank sah sich genöthigt, zum Schutze ihrer Goldbestände bereits gegen Ende des Jahres 1899 ihren Discont auf 7 % zu erhöhen — ein weithin für die Geschäftswelt sichtbares Warnungssignal, das aber leider nicht genügend beachtet wurde. Trotz dieser Vorsichtsmaßregeln nahm der Metallvorrath der Reichsbank ständig, wenn auch langsam, weiter ab; er betrug im Jahresdurchschnitt:

	1900	1899	1898
in Millionen Mk.	817,14	825,50	850,94

und bei Jahresschluß:

in Millionen Mk.	729,84	700,90	752,42

Nach der Jahreswende erleichterte sich zwar der Geldmarkt einigermaßen, so daß die Reichsbank bereits im Januar mit ihrer Discontrate von 7 auf 5½ % herabgehen konnte, aber diesen letzteren Satz hat sie bis zum 13. Juli andauernd festgehalten. Am 13. Juli ermäßigte die Bank die Rate auf 5 %. Selbst als im Juli und im August der Geldmarkt keine so starken Beengnisse mehr zeigte und auch im September die Knappheit nicht weiter zunahm, ließ sich die Leitung der Reichsbank doch nicht bewegen, den Weg der Vorsicht zu verlassen. Wie recht sie daran that, ergiebt sich auch daraus, daß die Bank von England am Anfang des Jahres 1901 sich genöthigt sah, aus ihrer bisherigen Vertuschungspolitik herauszutreten und die Rate auf 5 % zu steigern, eine ganz ungewöhnliche Erscheinung im ersten Monat des Jahres.

Es ist zwar ein Satz der nationalökonomischen Theorie, daß theures Geld und hohe Zinssätze in der Regel zu einem Preisdruck der Waaren führen, allein diese Regel erleidet sehr viele Ausnahmen. Seit dem Beginn der Hochconjunctur können wir vielmehr eine dem Steigen der Zinssätze perallel gehende Hochbewegung der Rohstoffe und Waarenpreise constatiren. Nach Berechnungen des englischen Statistikers A. Sauerbeck notirten die Durchschnittspreise von 45 Hauptartikeln des Londoner Marktes (wobei die Jahre 1867—77 = 100 angenommen sind)

	1901 März	1900 Dec.	1900 Febr.	1896 Juli	1895 Febr.
in Proc.	72,8	76,5	81,9	58,6	57

Demnach wurde im Februar 1900 der Culminationspunkt der Rohstoffpreise erreicht, was viele Werkleiter veranlaßte, weil sie eine weitere Steigerung der Preise befürchteten, den Bedarf ihrer Rohmaterialien für das ganze Jahr einzudecken. Dies Verfahren wurde auch noch vielfach zu Anfang des Jahres 1901 von Werkleitungen beibehalten, mußte aber zu bösen Consequenzen führen, nachdem bereits im Laufe des Jahres 1900 und noch weit stärker im Verlaufe des folgenden Jahres ein rapides Sinken der Fabrikatspreise eintrat. Beispielsweise fielen die Preise von Puddel-Roheisen in Rheinland-Westphalen von 88 Mk. pro Tonne im April 1900 auf 70 Mk., im gleichen Monat 1901 in Oberschlesien von 90 Mk. pro Tonne auf 62 Mk., die Preise von Gußwaaren erster Schmelzung in Rheinland-Westphalen von 107 Mk. pro Tonne auf 90 Mk. und in Oberschlesien von 105 auf 70 Mk. Einer der unentbehrlichsten Rohstoffe der Industrie ist bekanntlich die Kohle, und hier wurde es geradezu verhängnißvoll für die Eisen erzeugenden und bearbeitenden Industrien, daß das große rheinisch-westphälische Kohlensyndicat mit Zähigkeit an seinen Preisen festhielt und die Consumenten zur Innehaltung der Lieferungscontracte mit geringen Erleichterungen zwang. Auf diese Weise mußte die Differenz zwischen Productionskosten und Verkaufspreisen immer größer werden, so daß viele Werke, die noch im Jahre 1899/1900 mit hohen Erträgnissen brillirt hatten, sich gezwungen sahen, mit Verlust zu arbeiten, um nur die Betriebe aufrecht zu erhalten. Man darf sich daher nicht wundern, wenn man im Courszettel Montanunternehmen begegnet, die für das Geschäftsjahr 1901 dividendenlos ausgehen, während sie noch im Vorjahr eine recht hohe Dividendenziffer aufweisen konnten. Es sind das natürlich zumeist solche Unternehmen, denen es neben dem Mangel an eigenen Rohstoffen an einem festen Rückgrat, namentlich an ausreichenden Reserven fehlt. Ermöglichen es doch nur diese, eine gewisse Stabilität der Dividenden, auch in minder guten Jahren, zu erhalten.

Der theure Geldstand führte zunächst zu einer durchgreifenden Ermäßigung des Coursniveaus, von welcher selbst unsere erstclassigen Standardpapiere, Consols und Reichsanleihe, nicht verschont blieben, und der auch, wie dies gewöhnlich der Fall ist, die „schweren" Dividendenpapiere unterlagen. Die großen Geldinstitute sowohl wie die Bankiers, Industriellen und Privatleute suchen ihren Geldbedarf zunächst durch Realisirung solcher Werthe zu decken, bei denen kein solch' empfindlicher Coursabschlag zu gewärtigen steht und deren Ab-

Digitized by Google

stoßung rascher die Cassen füllt. Diese Bewegung wurde außerordentlich verschärft, als der Krach der Spielhagenbanken sich ereignete, und nun auch ein reichliches Angebot von Hypothekenpfandbriefen erfolgte. Erwägt man, daß in Deutschland weit über sechs Milliarden Mark in Pfandbriefen der Hypothekenbanken angelegt sind, so konnte es nicht Wunder nehmen, wenn bei dem erwachten Mißtrauen wenigstens für die für unsicher gehaltenen Institute ein starkes Angebot sich einstellte. Kaum hatten sich die Wogen des Mißtrauens etwas gelegt, als wieder eine schmerzliche Ueberraschung die Börse traf: der Zusammenbruch der Dresdner Credit-Anstalt und zuletzt noch der altangesehenen Leipziger Bank, welche Zusammenbrüche weitgehende Folgen für andere mit ihnen im Zusammenhang stehende Unternehmungen nach sich ziehen mußten. Nun trat das Mißtrauen gegen Banken in verschärftem Maße auf, so daß diese sich genöthigt sahen, sich für alle Fälle mit Baarmitteln auszurüsten, um einem etwaigen Run gewappnet begegnen zu können. Von Seiten der Banken ꝛc. ꝛc. wurde nun so viel Actienmaterial an den Markt gebracht, daß die Course täglich mehr auf die abschüssige Bahn geriethen und dadurch viele Capitalisten, kopfscheu gemacht, ihre industriellen Werthpapiere blindlings zum Verkauf brachten.

Gleichwohl bin ich der Ansicht, daß trotz aller dieser ungünstigen Factoren, die auf den Markt für Dividendenpapiere einwirkten, der Coursſturz nicht so ausgreifend hätte sein können, wäre nicht in der Periode der Hochconjunctur eine ungesunde Ueberproduction an industriellen Dividendenpapieren erfolgt. Unter dem Eindruck der glänzenden Dividenden vieler Unternehmungen des Montangebiets und anderer Zweige der Großindustrie war es den Emissionshäusern und Banken ein Leichtes, neue Industriewerthe an das Publicum abzusetzen, die ungeachtet der hohen Agios mit Heißhunger verschlungen wurden. Beispielsweise wurden noch im zweiten Semester 1899 an den deutschen Börsen rund 148 Millionen Mark in neuen Industrieactien eingeführt mit einem Courswerth von 213 Millionen Mark, im ersten Semester 1900 Industrieactien im Nominalbetrage von rund 174 Millionen Mark mit einem Courswerth von 247 Millionen Mark. Noch im zweiten Semester 1900 umfaßten die industriellen Emissionen 81 Millionen Mark, und im ersten Semester 1901 noch 57 Millionen Mark mit einem Courswerth von 78 Millionen Mark. Insgesammt wurden in den Jahren 1897—1900 Industriewerthe im Betrage von rund $1^1/_2$ Milliarden Mark an der Berliner Börse eingeführt. Das Publicum riß sich förmlich um diese Werthe, kein Aufgeld war ihm zu theuer, obwohl die neuen Papiere von sehr ungleichem inneren Werthe waren und manche ihre Entstehung erst der letzten Gründungsperiode verdankten, daher sich noch nicht gehörig consolidiren konnten. Vielfach hatte man die neuen Actienunternehmungen mit glänzenden Emissionsdividenden ausgestattet, um so die Kauflust des Publicums weiter zu reizen. Letzteres schritt dazu, seinen soliden Besitz von Werthpapieren mehr und mehr zu declassiren, indem es seine Consols, Reichsanleihe und Pfandbriefe dazu benutzte, die neuen gleißenden Actien anzukaufen. Das rächt sich jetzt bitter.

Es ist indeß zu beachten, daß bei starken Börsenbewegungen, sei es nach oben oder nach unten, Excesse begangen werden, und so scheint es mir auch diesmal wieder der Fall zu sein. Nimmt man nämlich bei einer Reihe der solidesten und altbewährten Industrie-Unternehmen den Rechenstift zur Hand, um den Durchschnitt der in den letzten sieben Jahren gezahlten Dividenden zu ziehen, und vergleicht damit den gegenwärtigen Coursstand, so wird man finden, daß die Entwerthung bei vielen dieser Papiere doch zu kraß ist und der gegenwärtige Cours in keinem rationellen Verhältniß zum inneren Werth der Actien oder zum Liquidationswerth der Unternehmen steht. Ich möchte das an einigen Beispielen aus dem Kreise der Montanactien näher erweisen, indem ich unter Fortlassung der in den beiden letzten Betriebsjahren, also während der glänzenden Hochconjunctur, gezahlten Dividenden die Durchschnittsdividenden für die Periode 1895—1898 berechne und unter Zugrundelegung dieser Durchschnittsdividenden und des gegenwärtigen Coursstandes der betreffenden Papiere die Rentabilität feststelle. Hierzu diene folgende Tabelle:

	Cours a. 20. Sept. 1901	Dividenden				Durchschnittsdividende	Gegenwärtige Rentabilität Procente
		1898	1897	1896	1895		
Arenberger Bergbau	525.—	65	60	50	40	54	10
Bismarckhütte	170.—	15	15	15	9	11	6
Bochumer Gußstahl	160.—	15	$12^1/_2$	7	5	10	6
Donnersmarckhütte	176,30	12	10	9	8	10	5
Eschweiler Bergwerk	175.—	15	14	9	8	$11^1/_2$	6
Gelsenkirchner Bergw.	157.—	10	9	$7^1/_2$	7	8	5
Harpener Bergwerk	148,30	9	8	6	5	7	5
Hochdahl	147,25	14	12	8	5	10	6
Kattowitzer Bergbau	177,75	12	12	10	8	10	6
Laurahütte	176,90	$13^1/_2$	10	8	4	9	5
Riebeck Montan-Ges.	200,10	12	12	11	$10^1/_2$	$11^1/_2$	6
Schalker Gruben	245.—	30	$22^1/_2$	15	$17^1/_2$	19	7

Die Tabelle lehrt, daß die gegenwärtigen Course der obigen Actien, selbst unter der Voraussetzung der Wiederkehr des niedrigen Dividendendurchschnitts noch immer eine ziemlich hohe Rentabilität, die in einzelnen Fällen bis auf 7- und 10% steigt, gewähren, wir somit einen unverhältnißmäßigen Tiefstand der Course beobachten.

Es ist aber kaum vorauszusetzen, daß die Eisen und Kohlen producirenden Werke wieder auf den Stand zurückfallen, den sie zu Beginn des Jahres 1895 eingenommen haben, da der Weltbedarf an diesen Rohstoffen mit dem natürlichen Steigen der Bevölkerung zunimmt und überdies die großen Werke der Welt gegenwärtig auf eine weit höhere Massenproduction eingerichtet sind, als noch vor einem Jahrfünft. Die Beilegung der Wirren in China und die Nothwendigkeit, für diese Ländergebiete Reformen im Heer- und Marinewesen vorzunehmen, Eisenbahnen und Befestigungen aller Art zu bauen, eröffnet der Eisenindustrie weite Perspectiven, so daß man sich auch nach dieser Richtung der Hoffnung hingeben darf, daß in nicht allzu ferner Zeit eine Belebung des Eisengroßgewerbes wieder eintritt. Da ich von der Ansicht ausgehe, daß die gegenwärtige Krisis keine allgemeine Withschaftskrisis, sondern vorzugsweise eine Credit- und Börsenkrisis ist, so erscheint auch von diesem Gesichtspunkt aus die Annahme wohl gerechtfertigt, daß sie diesmal rasch verlaufen und daß damit eine theilweise Erholung der industriellen Werthpapiere eintreten werde.

Die neueste Creditkrisis hat bereits dem deutschen Capital schmerzliche Wunden geschlagen. Es wäre nur zu wünschen, daß ihre Lehren nicht umsonst gepredigt sind, daß das Publicum in der Folgezeit vorsichtiger mit seinen Anlagen verfahren möchte. Es ist nie gut, Alles sozusagen auf eine Karte zu setzen und sich vielleicht sogar mit hohem Bankiercredit, vorzugsweise in Dividendenpapieren zu engagiren, namentlich solchen, deren Werthbemessung in erster Linie von den rasch wechselnden Conjuncturen des Weltmarktes abhängt. Auch unsere Banken und Finanzhäuser, die Führer und Leiter des mobilen Capitals sollten die Mahnungen der jüngsten Krisis beherzigen und in der Folge mit strengerer Auswahl und Gewissenhaftigkeit ihre Emissionsthätigkeit und Creditgewährung ausüben. Sie würden dadurch nicht nur der Allgemeinheit, sondern auch sich selbst zugleich die besten Dienste leisten.

Presse und Militärjustiz.

Von einem altpreußischen Officier (C. v. Wartenberg).

Dem Reichstag ist es wirklich nicht leicht geworden, eine neue Militärstrafproceßordnung und mit dieser die Oeffent-

Digitized by Google

lichkeit der gerichtlichen Verhandlungen durchzusetzen. So überzeugend er auch auf das bayerische Heer, wo die Disciplin unter dieser Oeffentlichkeit nicht gelitten habe, hinweisen zu können glaubte, so hartnäckig verschloß sich doch das preußische Kriegsministerium lange Zeit allen Gründen, die für die allgemeine Einführung des öffentlichen Verfahrens zu sprechen schienen. Als aber dem heißen Sehnen im Jahre 1898 die Erfüllung geworden war, da wollte und konnte die deutsche Nation der großen Errungenschaft nicht recht froh werden. Wie eigentlich von den Militärgerichten verhandelt wird, wurde ihr auch nach der Verabschiedung des heftig umstrittenen Gesetzes nicht recht klar. Von vornherein machte man von dem Rechte, in bestimmten Fällen die Oeffentlichkeit auszuschließen, einen sehr weit gehenden Gebrauch. Das Mißtrauen gegen die Militärjustiz regte sich von Neuem und zu ihm gesellte sich in jüngster Zeit noch ein lebhaftes Befremden über die Art der Auslegung der Gesetze Seitens der militärischen Gerichtsherren. Wer sich auf seinen Laienverstand verließ, konnte namentlich den eigenthümlichen Erscheinungen des Gumbinner Mordprocesses gegenüber gar nicht mehr aus dem Erstaunen herauskommen. Nur dem Berufsjuristen, dem die „Knifflichkeit" zur zweiten Natur geworden ist, vermochte noch allenfalls das Vorgehen der Gerichtsherren in verschiedenen Fragen einzuleuchten. Augenblicklich steht das deutsche Volk in seiner überwiegenden Mehrheit unter dem Eindruck einer großen Enttäuschung; und neue Wege werden erkundet, die zu einer anderen, will sagen durchsichtigeren Handhabung der Rechtspflege im Heere führen.

War nun aber in Wahrheit die Regierung eigensinnig, als sie sich lange einer neuen Regelung des Militärstrafprocesses widersetzte, als sie sich besonders gegen die grundsätzliche Einführung des öffentlichen Verfahrens auflehnte? Ist es jetzt wirklich nur Trotz, wenn die Militärgerichte jede Gelegenheit ergreifen, wo sich die Oeffentlichkeit ausschließen läßt? Kann der Heeresverwaltung ein Vorwurf aus der Auffassung gemacht werden, daß die Achtung des Untergebenen vor dem Vorgesetzten und damit auch der militärische Gehorsam starke Einbuße erleiden müssen, wenn die Verfehlungen der Vorgesetzten allgemein bekannt und so auch der Beurtheilung durch die Untergebenen ausgesetzt werden? Man wird doch nicht behaupten wollen, daß bisher nur aus thörichter Geheimnißthuerei bei der Mittheilung von Strafen, die über Officiere verhängt worden waren, peinliche Vorsicht und Zurückhaltung geübt wurde, daß es sinnlos war, nur den Kameraden und Vorgesetzten Kenntniß davon zu geben. Gegen die Disciplin in der bayerischen Armee soll Nichts gesagt werden. Aber es existirt doch noch eine große Zahl preußischer Officiere, die ungeachtet der dem bayerischen Heere mit Recht auf allen Gebieten zu spendenden Anerkennung die preußische Manneszucht vor der bayerischen bevorzugen, und die sich den Unterschied zwischen beiden zum Theil auch aus den üblen Nachwirkungen des schon seit vielen Jahren im bayerischen Heere giltigen öffentlichen Verfahrens in den militärgerichtlichen Verhandlungen erklären. Nein, thatsächlich sind es sehr schwere Bedenken, welche die widerstrebende Haltung der Regierung bestimmten und auch heute den scheinbaren Mangel an Willfährigkeit begründen. Ein Danaergeschenk scheint dem Heere, zwar nicht mit der gesammten neuen Militärstrafproceßordnung, aber doch mit der grundsätzlichen Bewilligung der Oeffentlichkeit gemacht worden zu sein. Der Einwand, daß das Interesse des Publicums sehr bald an den militärgerichtlichen Verhandlungen erlahmen und damit in praxi der frühere Zustand sich von selber einstellen würde, ist nicht stichhaltig. Auch heute will Niemand wissen, wie der Musketier N. bestraft werden wird, der dem Kameraden in einem unbewachten Augenblick den Brustbeutel mit seiner Baarschaft entwendet hat. Wohl aber spitzt alle Welt die Ohren, wenn in einem Proceß die Stellung des Vorgesetzten zu dem Untergebenen gestreift wird. Dies läßt sich auch durchaus begreifen. In England würde sich um dergleichen Dinge kein Mensch bekümmern. Dort ist das Interesse für Tom Atkins erschöpft, wenn man erfährt, daß er ohne Widerstreben seine Knochen in dem Kampfe mit Albions Gegnern zu Markte trägt. Wer fragt darnach, ob er von seinen Officieren auch richtig behandelt wird? Er ist ja aus freien Stücken unter die Soldaten gegangen; er hätte sich vorher nach dem erkundigen können, was ihm dort blüht. Im deutschen Reiche tritt aber der Sohn des Volkes unter die Waffen, weil das Gesetz es von ihm verlangt. Stets werden Eltern und Geschwister wissen wollen, wie es ihm im Soldatenrock ergeht, wie vor Allem seine Vorgesetzten ihm begegnen; und dieser Umstand allein reicht schon aus, das Interesse für die Militärprocesse, in denen sich Vorgesetzte und Untergebene gegenüberstehen, zu allen Zeiten wach zu erhalten. Die Gefahr für die Disciplin, welche der Armee aus dem öffentlichen Verfahren droht, bleibt bestehen, und wenn auch noch Jahrzehnte nach Einführung der neuen Militärstrafproceßordnung dahingehen mögen.

Um die Disciplin dreht sich aber im Heere eigentlich Alles. Immer wieder muß es gesagt werden: mit technischer Tüchtigkeit allein schlägt man den Feind nicht aus dem Felde. Der Gehorsam stempelt unseren Mann erst zum vollgiltigen Soldaten; er befähigt ihn erst, seinem Officier selbst in den dichtesten Kugelregen zu folgen und darin auszuhalten. Keine Mühe, kein Opfer darf zu groß sein, um diesen Gehorsam dem Heere einzuimpfen. Seinetwegen fordere ich auch die Rückkehr zur dreijährigen Dienstzeit, da er in der zweijährigen sich nicht in dem erforderlichen Grade vertiefen kann. Seinetwegen würde ich es mit Genugthuung begrüßen, wenn die grundsätzliche Oeffentlichkeit im militärischen Proceßverfahren wieder beseitigt würde. Aber noch weniger als für die Wiederaufnahme der dreijährigen Dienstzeit würde in absehbarer Zeit ein Reichstag für das Opfer der Oeffentlichkeit zu haben sein. Schon um sich der Möglichkeit nicht zu begeben, über den jetzt so verdächtig gewordenen militärischen Gerichtsherrn eine Controlle auszuüben, werden die Parteien der Mehrheit sich an das einmal Errungene klammern. Soll aber nun den Dingen ohne Weiteres ihr Lauf gelassen werden? Ich dächte, nein. Damit der Disciplin in unserem Heere bis zu dem Zeitpunkt, wo die wichtige Frage von Neuem geregelt wird, nicht gar zu sehr zugesetzt werde, muß ein Modus vivendi ausfindig gemacht werden, in dem die wißbegierige öffentliche Meinung und die auf die Erhaltung einer guten Manneszucht bedachte Regierung in gleicher Weise ihre Rechnung finden.

Ob dieser Modus vivendi nicht darin zu suchen wäre, daß auf der einen Seite die Militärgerichte nur in den Fällen die Oeffentlichkeit ausschließen, wo in der That die Manneszucht schwer bedroht ist, während andererseits die Presse als Vertreterin der öffentlichen Meinung sich eine ähnliche Beschränkung auferlegt, indem sie bei der Bekanntgabe der von den Militärgerichten gegen Officiere und Unterofficiere gefällten Urtheilssprüche und der ihnen voraufgegangenen Verhandlungen mehr Maß hält als bisher? Bis heute haben socialdemokratische und freisinnige Blätter, die sogenannten „vornehmen" an der Spitze, sich kaum einen Anlaß entgehen lassen, wo sie über die Bestrafung von militärischen Vorgesetzten auf Grund eines gerichtlichen Urtheilsspruches berichten konnten, mochte es sich auch nur um einige wenige Wochen Gefängniß oder Festungshaft handeln. Nicht bloß in den Localblättern der betreffenden Garnison finden sich diese wenig anmuthigen Schilderungen; sie werden von hier aus in die größeren Zeitungen übernommen, und zwar mit allem Beiwerk, das die Sache interessant oder picant machen kann. Niemals wird versäumt, den Namen des Angeklagten anzugeben; stets erscheint dieser in Sperrdruck, nicht selten in Fettdruck. Wird der Kaufmann X. zu einer gleichen Strafe verurtheilt, so verschwenden die Reporter noch nicht einen Federstrich an die Begebenheit. In dem Proceß gegen einen

Digitized by Google

Leutnant dagegen glauben sie nicht ausführlich sein genug zu können.

Nur das Eine kann vielleicht noch zur Entschuldigung dieser äußerst verhängnißvollen Geschwätzigkeit eines großen Theiles der Presse dienen: die Erwägung nämlich, daß die Herren sich dessen gar nicht bewußt sind, was sie damit anrichten. Sie machen sich nicht klar, daß durch emsige Verbreitung der Nachricht von der Bestrafung eines Officiers dieser vor aller Welt gebrandmarkt wird, daß ihn Verfehlung sowohl wie Sühne hinfort stets begleiten, wohin er auch seinen Fuß setzen mag, und daß darin eine ungeheuerliche Verschärfung der Ahndung liegt, die kaum jemals der Bedeutung der Missethat entspricht. In welchem Lebensalter befinden sich denn unsere jüngsten Officiere? Bei wie vielen von ihnen kann denn schon die für ihren Beruf erforderliche sittliche Reife vorausgesetzt werden? Manchem steigt noch der „Leutnant" in den Kopf, und er glaubt sich mit einer dienstlichen Machtfülle ausgestattet, der keine Grenzen gesteckt sind. Ist es nicht geradezu grausam, einen Officier, für dessen Uebergriffe lediglich jugendliche Forschheit verantwortlich zu machen ist, so an den Pranger zu stellen, daß er nur noch gesenkten Blickes die Straße betritt? Eben so wenig sagt sich die geschwätzige Presse, daß sie durch das Ausposaunen aller und jeder militärgerichtlichen Urtheilssprüche in den Massen die irrige Vorstellung erwecken muß, es stehe um die Moral unseres Heeres schlecht. Der Erfahrene regt sich nicht weiter auf. Er weiß, daß die Verurtheilungen immer noch in sehr, Gott Lob! sehr bescheidenem Verhältniß zu der Größe der Armee stehen. Der Uneingeweihte hält sich aber an die Fülle der von den Blättern geschilderten Processe und gelangt naturgemäß zu Schlüssen, die sein Vertrauen in das Heer erschüttern müssen. Endlich giebt sich die redselige Presse auch keine Rechenschaft von der Wirkung ihrer die militärischen Vorgesetzten bloßstellenden Berichte auf den einfachen Soldaten. Nimmt dieser auch verhältnißmäßig selten eine Zeitung in die Hand, so wird er doch von seinen Bekannten, die mehr Muße als er zum Lesen haben, schon deßhalb besonders gewissenhaft auf dem Laufenden erhalten, weil derartige Berichte doch gar zu interessant sind. So läßt sich auf den Kasernenstuben in der Abwesenheit des Unterofficiers sehr bald die Ansicht vernehmen, daß die Vorgesetzten eigentlich zu Unrecht den Anspruch erheben, den Mannschaften Befehle zu ertheilen, da sie doch kaum besser seien als diese. Nur sehr wenige bringen von Hause noch das genügende Maß von Ehrerbietung gegen Diejenigen mit, welche von der Vorsehung auf eine höhere Stufe der menschlichen Gesellschaft gestellt worden sind; nur sehr wenige bleiben vor den Regungen der Geringschätzung und Mißachtung bewahrt. Schon deßhalb müßten die schwatzhaften Zeitungen ihre bedauerliche Haltung den Urtheilssprüchen der Militärgerichte gegenüber aufgeben, weil sie ja Wasser auf die Mühlen derer liefert, welche die Oeffentlichkeit im militärgerichtlichen Verfahren bekämpfen. Die Preßgentlemen haben von dem Unheil, das sie anstiften, offenbar keine Ahnung. Oder sollte ich mich irren? Sollten diejenigen wirklich auf der richtigen Fährte sein, die da meinen, daß man in jenen Kreisen auf die Oeffentlichkeit der militärgerichtlichen Verhandlungen pfiffe, soweit sie als „sittliche Forderung" in Frage kommt, und daß es den Herren bei der hartnäckigen Forderung dieser Oeffentlichkeit lediglich um die Befriedigung eines nicht gerade lauteren Sensationsbedürfnisses zu thun ist? Zugegeben muß allerdings werden, daß gerade die sogenannte liberale Presse den Ausschluß der Oeffentlichkeit selbst in bürgerlichen Rechtsfällen sehr gut verträgt, wenn ihr das gerade in den Kram paßt. Dann läßt sie sogar eine durchaus berechtigte Wißbegier des Publicums außer Acht. Ist nicht in dieser Beziehung das Schweigen besonders charakteristisch, das seiner Zeit auf der ganzen Linie beobachtet wurde, als die Anwaltskammer, die über ihren Collegen Fritz Friedmann seligen Angedenkens zu Gericht zu sitzen hatte, auch nicht für einen Augenblick die Pforte öffnete, um die Vertreter der öffentlichen Meinung hereinzulassen?

Man darf nicht leugnen, die Stellung der überwiegenden Mehrheit des deutschen Volkes und der Militärjustiz zu einander kann unmöglich schiefer sein, als heute. Soll das Vertrauen zur militärischen Gerechtigkeitspflege nicht ganz schwinden, so bleibt nur übrig, daß Presse und Militärjustiz sich zu dem gekennzeichneten Modus vivendi bequemen, d. h. daß beide Theile in sich gehen und nach Kräften Selbstzucht üben. Freilich wird dadurch noch nicht so viel gewonnen, daß die Nation der neuen Militärstrafproceßordnung wirklich froh werden kann. Immerhin würde aber bis zu der späteren glücklicheren Lösung des Problems, d. h. bis zur Ausschaltung des mit vollem Recht von der „Gegenwart" schon im Frühjahr 1898 und jetzt von fast allen Parteien so heftig bekämpften militärischen Gerichtsherrn dem vorgebeugt werden, daß die Gefahren, welche sich für die Armee aus dem grundsätzlichen öffentlichen Proceßverfahren ergeben, ihr festes Gefüge ernstlich bedrohen.

Literatur und Kunst.

Oscar Wilde's „Dorian Gray".

Von Johannes Gaulke.

Am 30. November 1900 starb in Paris im Alter von 44 Jahren ein Dichter, dessen Name durch einen Scandalproceß weit über die Grenzen seiner Heimath hinaus bekannt geworden ist, von dessen eigenartigen und hochtalentvollen Werken die Welt aber kaum mehr als den Namen erfahren hat. Ein tragisches Geschick hatte die Laufbahn Oscar Wildes jäh unterbrochen. Einst der verhätschelte Liebling der englischen Gesellschaft, wurde er durch eine perfide Anklage wegen homosexuellen Verkehrs seines Nimbus entkleidet und zu seiner „Besserung" zu einer zweijährigen schweren Kerkerstrafe verurtheilt. Als er im Jahre 1897 das Gefängniß verließ, war er ein gebrochener Mann; seine dichterische Ader war für immer versiegt. Meines Wissens hat er nach dieser Zeit nur die „Ballade des Blockhauses zu Reading" zum Gedächtniß eines im Gefängniß hingerichteten Verbrechers verfaßt. Auf der Höhe seiner Schaffenskraft stehend, hat er in schneller Folge veröffentlicht: die Prosaschriften „Der Römer", „Das Bildniß des Dorian Gray"; einen Band Novellen und Gedichte in Prosa. Ferner die Theaterstücke: „Der Fächer der Lady Windamore", „Eine unbedeutende Frau" und einen Einacter „Salome".

Außer der letzten Arbeit und einigen Essays ist bisher nichts in deutscher Sprache von seinen Werken veröffentlicht worden. Wie über dem Dichter selbst, so schwebte auch über seinen Werken das Verhängniß. Die „gute" Gesellschaft Englands, die an Prüderie der des Continents noch überlegen sein dürfte, hatte nach der Verurtheilung Wilde's Alles aufgeboten, um nicht nur den Menschen, sondern auch den Dichter zu vernichten. Die Theaterdirectoren setzten sofort seine Stücke vom Spielplan ab, die Bibliotheken entfernten seine Bücher aus ihren Regalen, und die Verleger verhängten einen Boycott über ihn. Es ist selbst nach dem Tode des unglücklichen Dichters mit großen Schwierigkeiten verknüpft, in den Besitz seiner in London veröffentlichten Werke zu gelangen. Im Grunde genommen richtete sich der Haß der Moralphilister wohl weniger gegen den zum Verbrecher gestempelten Dichter

Digitized by Google

als gegen die Geistesrichtung, die er vertrat. Schon frühzeitig hatte er sich der von Frankreich ausgehenden ästhetischen Bewegung angeschlossen, die dem Grundsatz „l'art pour l'art" huldigte. Seine Schriften sprudeln über von geistvollen Sarcasmen und Paradoxien; in jedem Satze, oft schon in einem flott hingeworfenen Wort, äußert sich ein stolzes Individualitätsgefühl und ein freies Künstlerthum, das dem Publicum keine Zugeständnisse macht. In der psychologischen Schilderung und in der Aufrollung des Innenlebens seiner Gestalten erreicht er eine Schärfe, wie wir sie sonst nur bei Maeterlinck und Gabriele d'Annunzio antreffen, mit denen er überhaupt viele Berührungspunkte hat.

Um den Leser in die Ideenwelt Wilde's einzuführen, will ich eine Analyse seines Hauptwerkes „Dorian Gray" hier geben.*) Oscar Wilde hat in diesem Roman das homosexuelle Problem zu seinem Vorwurf gemacht, jedoch in einer Auffassung, die jede Nebentendenz ausschließt und den reinen künstlerischen Zweck jeder Zeit durchblicken läßt. Es giebt wenige Werke der modernen Literatur, die mich so anhaltend beschäftigt haben, wie „Dorian Gray". Es läßt uns in einen tiefen Abgrund schauen, enthüllt uns aber gleichzeitig die intimsten Seelenschwingungen. Es ist geradezu erstaunlich, mit welcher Meisterschaft Wilde die geheimen Fäden, welche sich von Mensch zu Mensch spinnen, ohne daß sich der Einzelne über die Grundursachen der Sympathien und Antipathien, der Zuneigung und des Hasses klar wird, bloßgelegt hat. „Dorian Gray" ist andererseits auch ein höchst gefährliches Buch, aber nur für den, der einen philiströsen Maßstab daran legt und das Stoffgebiet der Literatur und Kunst durch engherzige Moralideen eingeengt wissen will.

Die drei Hauptcharaktere des Romans, aus denen sich die Handlung ergiebt, sind Lord Henry Wotton, Dorian Gray und der Maler Basil Hallward. Eine Charakteristik dieser Gestalten und des Milieus, in dem sie leben, sei der Schilderung der Handlung vorausgeschickt.

Lord Henry Wotton, dem, wie mir scheint, Oscar Wilde sein eignes ästhetisches Glaubensbekenntniß in den Mund legt, ist einer jener schönheitstrunkenen Müßiggänger der „upper ten", die, zu keinem bestimmten Beruf erzogen, ihre Lebensaufgabe in der Befriedigung ihrer sinnlichen Instinkte erblicken. Lord Henry ist ein Mensch, der das Liebesleben in allen Stadien soweit durchkostet hat, bis er, angeekelt von dem eigenen Treiben und dem Treiben der Welt, sich in sich selbst zurückzieht, um nur noch einem hochmüthigen Personencultus zu leben. Bei aller Blasirtheit steckt aber etwas von einem Vollmenschen in ihm. Dorian Gray, der ihm wegen seines thatenlosen Lebens das Ideal der Vollkommenheit ist, charakterisirt er mit den Worten: „Du bist der Typus, nach dem man heute sucht, welchen man aber zu finden fürchtet. Ich bin glücklich, daß Du nie etwas gethan hast, weder eine Statue gemeißelt, noch ein Bild gemalt, überhaupt nichts Aeußerliches producirt hast. Das Leben ist Deine Kunst gewesen. Du hast Dich in Musik umgesetzt. Deine Tage sind Deine Sonette gewesen."

Ein Verfechter der ästhetischen Uebercultur findet natürlich alles scheußlich, was unser praktisches Zeitalter hervorgebracht hat. Die Sünde allein ist für ihn das freudige Element, das dem modernen Leben geblieben ist. Sehr bemerkenswerth ist eine Aeußerung über die Künstler, die auf eine nicht unbedeutende Sachkenntniß schließen läßt. „Diejenigen Künstler, welche durch die Art ihres Auftretens Andre entzücken, sind schlechte Künstler. Gute Künstler geben Alles ihrer Kunst und sind daher an sich uninteressant. Ein wirklich großer Künstler ist das unpraktischste Lebewesen, dagegen sind die Minderwerthigen durchgängig entzückend in ihren Umgangsformen .... Die bloße Thatsache, eine Sammlung schlechter Gedichte veröffentlicht zu haben, macht einen Mann geradezu unwiderstehlich. Er lebt in einer poetischen Stimmung, der er keinen Ausdruck zu geben vermag; die Anderen dagegen halten die Poesie fest, der sie in ihrem Privatleben nie Ausdruck verleihen dürfen."

Die seltsame Mischung eines hyperästhetischen Empfindens, einer Welt- und Menschenverachtung, einer sinnlichen Ueberreiztheit und einer moralischen Haltlosigkeit, aus welchen Elementen Wilde seinen Lord Henry zusammensetzt, gelangt am Unmittelbarsten in seinen Aeußerungen über das Weib und die heterosexuelle Liebe zum Ausdruck. Die Weiber sind nach ihm jeder Romantik baar, da sie stets versuchen, eine Liebesleidenschaft zu verewigen. Die Ehe ist auf alle Fälle zu verwerfen. „Die Männer heirathen, weil sie erschlafft sind, die Weiber aus Neugierde, aber beide sind hinterher enttäuscht." Der einzige Reiz, den man der Ehe vielleicht abgewinnen könnte, ist der, daß sie beiden Theilen ein Leben voller Enttäuschungen bereitet. Die eheliche Treue verschafft uns allenfalls die stillen Freuden der Liebe, aber die große, tolle Liebesleidenschaft lernt nur der Treulose kennen. „Was die Leute doch für ein Geschrei von der Treue machen! Und nach Allem hat sie doch nur ein psychologisches Interesse. Mit unserm Willen hat sie jedenfalls nichts zu thun; entweder beruht sie auf reinen Zufälligkeiten oder ist eine Aeußerung des Temperaments. Junge Leute möchten gerne treu sein, aber sie sind es nie. Alte Leute wollen treulos sein und können es nicht." Den Höhepunkt erreicht der Cynismus in dem Satz: „Nur heilige Dinge sind werth, berührt zu werden."

Lord Henry treibt seinem Schüler Dorian Gray mit bemerkenswerthem Geschick alle feineren Regungen, namentlich die Achtung vor dem Weibe, aus. Die Weiber sind nach ihm ein decoratives Geschlecht. „Sie repräsentiren den Triumph der Materie über den Verstand, während die Männer den Triumph des Verstandes über die Moral repräsentiren. Es giebt nur zwei Arten von Weibern, die simplen und die temperamentvollen. Die simpeln sind durchaus nützlich. Wenn Du in einen respectablen Ruf kommen willst, gehe mit Einer von ihnen zum Souper. Die anderen Weiber sind in ihrer Art bezaubernd, sie begehen aber einen Fehler, indem sie sich schminken, um gut auszusehen. Unsere Großmütter gaben sich einen anderen Anstrich, sie wollten nämlich in der Unterhaltung glänzen. Schminke und Esprit sollten immer zusammengehen."

So sieht Lord Henry, der Lehrmeister Dorian Gray's, aus. Im Ueberfluß und Luxus lebend, ist er, obgleich von Natur nicht bösartig, zu einem frivolen Spötter geworden. Seine glänzenden Geistesgaben vergeudet er in müßigen Speculationen über ethische und ästhetische Begriffe, sein Geschlechtsempfinden ist corrumpirt. Einst hatte er das Weib mit brutaler Sinnlichkeit geliebt, nach seinem seelischen Bankrott war aber sein Verlangen auf die Jugend gerichtet. Ihm hat Wilde eine andere Gestalt gegenübergestellt, den feinfühligen Maler Basil Hallward, dessen Liebe rein geistiger Natur ist.

„Es ist wahr," sagt er zu Dorian, „daß ich Dich verehrt habe mit einer Stärke des Gefühls, wie es unter Freunden sonst nicht vorkommt. Ich habe allerdings nie ein Weib geliebt. Ich nehme an, daß ich nie Zeit dazu gehabt habe. Die wirkliche, große Leidenschaft mag auch nur das Vorrecht Derjenigen sein, die nichts zu thun haben." — Basil Hallward ist eine weniger fascinirende Persönlichkeit als Lord Henry, aber unendlich wahrer und reiner. Während Letzterem die ästhetische Cultur nur eine müßige Spielerei ist, ist es Hallward bitter ernst mit seiner Sache. Er gehört zu jenen problematischen Naturen, von denen Goethe sagt, daß sie keiner Lebenslage gewachsen seien.

Lord Henry und Basil Hallward sind die beiden Personen, die im Leben Dorian Gray's eine verhängnißvolle Rolle spielen sollen; der Eine aus bewußter Frivolität, der

*) „Dorian Gray" wird demnächst in meiner deutschen Uebertragung im Verlage von Max Spohr, Leipzig, erscheinen.

Digitized by Google

Andere aus grenzenloser Liebe. Die Handlung setzt im Atelier Hallward's ein. Dieser hatte das Bildniß Dorian Gray's, der zur Zeit ein noch unverdorbener Mensch war, gerade vollendet. Beide sind in inniger Freundschaft mit einander verbunden, bis Lord Henry, der an Dorian eine gewisse ästhetische Freude empfand, darüber hinzukam. Von nun an vollzieht sich ein bemerkenswerther Wandel im Charakter Dorian Gray's. Nachdem Henry ihm ein Privatissimum über die Vergänglichkeit der Jugend und die Schrecken des Alters gehalten hatte, wird er auch von der ästhetischen Cultur angekränkelt. Er äußert den sinnlosen Wunsch, ewig jung zu bleiben und den Ausdruck des Alters auf das Bild abzuwerfen. Hier setzt eine symbolistische Handlung ein, die neben der Haupthandlung einherläuft und diese zum Abschluß bringt; Dorian's Wunsch geht in Erfüllung: er bleibt jung, und das Bild wird alt und häßlich. Diese Thatsache, die schließlich nur in seiner Vorstellung lebt, bereitet ihm Stunden der Qual, aber auch der Wollust.

Bald darauf machte er die Bekanntschaft einer jugendfrischen, hochtalentvollen Schauspielerin an einer Vorstadtbühne, die eine heftige Liebesleidenschaft in ihm entfesselt. Die Liebe machte ihn für den Augenblick zu einem besseren Menschen, aber er hatte schon zuviel von den verruchten Theorien Lord Henry's in sich aufgenommen, als daß sich das reine Empfinden hätte behaupten können. Als er eines Abends mit seinen Freunden das kleine Vorstadttheater besuchte, um ihnen seine angebetete Sibyl Vane zu zeigen, fiel sie vollständig aus ihrer Rolle. Die Liebe hatte eine eigenartige Wirkung auf ihre Künstlerschaft ausgeübt; während sie vorher nur in ihrer Rolle gelebt hatte, lebte sie jetzt in der Wirklichkeit. Das Theater erschien ihr gemein, die Vorgänge auf der Bühne erlogen; sie hatte plötzlich die Fähigkeit eingebüßt, sich in das Seelenleben Anderer zu versetzen, da sie jetzt ein eigenes führte. Es schien ihr eine Profanirung, Gefühle zu erheucheln, die sie nicht mehr kannte.

Dorian, der schon zu stark von der hyperästhetischen Cultur angekränkelt war, konnte diesen Umschwung der Gefühle nicht verstehen. Ihr schlechtes Spiel hatte seine Liebe zu ihr getödtet. Mit brutalen Worten stößt er sie von sich. Sie bricht darüber zusammen, während sie Dorian mit dem Ausdruck der höchsten Verachtung betrachtet. „Die Leidenschaften Anderer haben immer etwas Verächtliches für Denjenigen, der aufgehört hat, zu lieben." Das ist die Philosophie, mit der er sich aus der Affaire zieht. Die Umwandlung kommt aber nicht plötzlich, denn als Dorian das Verhältniß mit Sibyl Vane anknüpfte, da regte sich in seinem Unterbewußtsein eine, wenn auch nicht ausgesprochen perverse, so doch stark von der Norm abweichende Neigung. Seine Liebe war nicht impulsiv, nicht sinnlich-sittlich, sondern sie baute sich auf einer ästhetischen Voraussetzung auf: er liebte nicht das Weib an sich, sondern das, was schön und künstlerisch an ihr war. Diese in ihrem Wesen ästhetische Zuneigung konnte, wie die weiteren Vorgänge lehren, nicht auf das andere Geschlecht beschränkt bleiben, sondern mußte sich auch auf das eigene ausdehnen.

Sibyl Vane hatte die brutale Zurückweisung nicht zu überleben vermocht. Am nächsten Morgen meldeten die Zeitungen ihren Tod. Dorian, der sich doch noch einen Rest von Gefühl erhalten hatte, wird durch diese Nachricht heftig aufgerüttelt; er nimmt sich in seinem Kummer sogar vor, ein neues Leben zu beginnen. Da naht aber wieder sein Verhängniß in der Gestalt Lord Henry's. In beispiellosem Cynismus äußert er sich über das Weib im Allgemeinen und preist dann das ungewöhnliche Glück Dorian's, daß die Geliebte um seinetwillen in den Tod gegangen sei. Ihm habe noch kein Weib seine Liebe durch den freiwilligen Tod bewiesen, obgleich er es darauf angelegt habe. Dorian sei dagegen Alles in den Schooß gefallen. Darum möge er auch in Zukunft auf seine Schönheit bedacht sein, nur dann könne er seine Siege behaupten. „Wir leben in einer Zeit, die nicht weise sein kann, weil zu viel gelesen wird, und die nicht schön sein kann, weil zuviel gedacht wird."

Das Leben in Schönheit ist die ideale Forderung, mit der Lord Henry alle Gewissensbisse Dorian's zum Schweigen bringt; selbst Basil Hallward, der für ihn eine Freundesliebe empfand, die weit über das Maaß des Gewöhnlichen hinausging, konnte ihn nicht mehr im günstigen Sinne beeinflussen. Inzwischen hatte sich aber auch an dem Bilde eine Aenderung vollzogen. Dorian machte die ihn mit Grauen und Entsetzen erfüllende Beobachtung, daß der Ausdruck des Porträts an Schönheit und Jugendfrische einbüßte und an Frivolität zunahm. Um sich vor diesem Mahner zu schützen, entschloß er sich, das Bild in entlegener Bodenkammer zu verbergen.

Nun konnte er sich ungestört im Geiste seines Meisters entwickeln. Und dieser ließ keine Gelegenheit unbenutzt, seinen Schüler zu verderben. Eines Tages schickte er ihm ein französisches Buch, von dessen Lectüre er sich die letzte und größte Wandlung im Gefühlsleben Dorian's versprach. Der Verfasser, ein junger Pariser, hatte sich in die Gedankengänge und Leidenschaften der verflossenen Jahrhunderte hineinzuleben versucht, um die Nichtigkeit alles dessen, was ist, beweisen zu können. Die Aeußerungen des Intellects und der Sinne aller Zeiten waren darin in einen so engen Connex gebracht, daß der Leser kaum die spiritualistischen Ekstasen eines mittelalterlichen Heiligen von den krankhaften Konfessionen eines modernen Sünders zu unterscheiden vermochte. Das sinnliche Leben war mit einer mystischen Philosophie umkleidet, die den Leser gefangen nehmen mußte. Während vieler Jahre konnte sich Dorian nicht von dem Eindruck dieses Buches losreißen, und er wollte es auch nicht. Denn die darin vertretene Philosophie beschönigte alle Laster und Verirrungen und stellte die Tugend als einen baaren Unsinn hin.

Dorian Gray sank von Stufe zu Stufe. Seltsame Gerüchte cursirten über ihn. Er war in der Gesellschaft fremder Seeleute in den gemeinsten Spelunken von Whitechapel gesehen worden. Das Weib hatte aufgehört, eine Rolle in seinem Leben zu spielen. Die Frauen, die um seinetwillen allen gesellschaftlichen Vorurtheilen getrotzt hatten, vergingen vor Scham, wenn sie seiner ansichtig wurden. Seine Freunde mieden ihn, als ginge von ihm ein corrumpirender Hauch aus. Und trotzdem erhielt er sich jugendfrisch und schön, für jeden ein verbindliches Lächeln auf den Lippen.

Wiederum vergingen mehrere Jahre. Dorian lebte nur noch der Befriedigung seiner sinnlichen Triebe und kümmerte sich nicht um das Gerede der Welt; da wollte es aber der Zufall, daß er Basil Hallward traf. Es kam zu einer heftigen Aussprache zwischen beiden, wobei Hallward den Wunsch äußerte, auf den Grund seiner Seele zu sehen. Dorian überlegte, dann stieg er mit dem einstigen Freunde die Treppe hinauf und zeigte ihm sein Bild. Der Ausruf des Entsetzens entfuhr Hallward's Munde. Denn Alles, was Dorian in seinem Leben verbrochen, alle Schuld, die er auf seine Seele geladen hatte, war in dem Bildniß niedergeschrieben. Es war gemein, alt und häßlich geworden; Dorian's Wunsch hatte sich erfüllt: er war jung geblieben.

Hallward saß gebrochen da, denn auch er fühlte sich schuldbeladen. Dorian betrachtet ihn, dann bemächtigt sich seiner aber eine wahnsinnige Wuth auf Hallward, in dem er den Urheber seiner Qual vermuthet, und er ersticht den Freund. Den Leichnam weiß er unbemerkt bei Seite zu schaffen; kein Angstgefühl, keine Reue empfindet er mehr über seine That. Darauf nimmt er sich zur Abwechselung wieder einmal vor, ein besserer Mensch zu werden. Neugierig, ob sich dieser Vorsatz auch auf der Leinwand wiederspiegeln würde, begiebt er sich auf die Bodenkammer. Aber das Bild war schauerlicher anzusehen denn je — es war mit Blut besudelt. Und wiederum greift Dorian zum Messer, um

Digitized by Google

diesmal das Bild zu zerschneiden, vom Wahnsinn gepackt, ersticht er aber sich selbst. — Als später die Diener die die Kammer betraten, sahen sie an der Wand das herrliche Bildniß ihres Herrn, in der ganzen Pracht seiner Jugend und Schönheit. Auf dem Boden aber lag die Leiche eines widerwärtigen Menschen, der noch im Tode den Ausdruck der Verworfenheit trug. — —

Dorian Gray hatte seine Schuld mit dem Tode gebüßt. Das ist der versöhnende Abschluß des an unerfreulichen Episoden reichen Romans. Nur eine Gestalt strebt zu den lichten Höhen: Basil Hallward. Aber auch ihm ist das Kainszeichen seiner Geburt zu stark aufgeprägt; er mußte zu Grunde gehen. Es steckt etwas von tragischer Größe in dieser Figur. Wilde hat hier das Beste gegeben, das in ihm war. Man hat die Empfindung, daß der unglückliche Dichter sich in Basil Hallward, sein Schicksal vorherahnend, selbst gezeichnet hat. Auch er hat seine Schuld gesühnt. In „Dorian Gray" hat er uns aber — man mag seine Dichtung verurtheilen oder nicht — ein Werk hinterlassen, das nicht nur einen literarhistorischen Werth hat, sondern auch einen culturhistorischen. Er gewährt uns einen Einblick in die Seelenzustände einer Gesellschaftsschicht, die sich nur auf dem Sumpfboden der ästhetischen Scheincultur am Ausgang des 19. Jahrhunderts hat entwickeln können.

Modernes Münchener Kunstgewerbe.

Von Eduard Engels (München).

Ach ja! Lassen Sie mich nur seufzen! Um mein liebes, unvergleichliches München lassen Sie mich seufzen! Was hilft da noch Beschönigen, was Vertuschen! Die Spatzen rufen es sich ja über die Gasse zu, daß wir uns in der bedenklichsten Krise befinden! Wer heute mit einem großen Geldsack an die Isar käme und sich einige dreißig Künstler für irgend eine Mathildenhöhe kaufte, könnte uns unsere ganze ehrwürdige, erbeingesessene Kunststadt-Herrlichkeit abknöpfen. Münchens Kunstruhm steht heute nur noch auf ganz wenigen Augen. Man schaue sich nur ein wenig im Glaspalast um. Wo sind da die hellen, kecken Springquellen, die einst bei der Secession und selbst bei der Luitpoldgruppe sprudelten? Durch fette Wiesen bummelt ein behäbiger Bach, der Mühlen treibt. Unsere Maler sind Mahler worden . . .

Eines freilich haben wir noch, wodurch wir uns Achtung erzwingen: unser märzfrisch knospendes Kunstgewerbe, unsere „Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk". Herrgott, wenn ich mir vorstelle, was daraus Alles zu machen wäre, wenn Einer bloß die Situation beim Schopfe faßte! Wenn sich in irgend einem bayerischen Königs- oder Prinzenschloß ein Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt erhöbe! Wenn an die Spitze der Secession eine Persönlichkeit von der Initiative Liebermann's träte! Wenn in der Presse ein Muther das Wort ergriffe, in der Gesellschaft ein Lichtwarck seinen Einfluß geltend machte!

Aber wir braven Münchener wollen unsere Gemüthlichkeit haben. Es verdrießt uns, wenn irgend eine fesche Bewegung durch die Straßen geht. Unsere Künstlervereinigungen, Genossenschaft wie Secession, empfinden die Vereinigten Werkstätten als Störenfried. Sie möchten das Karnickel am liebsten todtmachen. Da das nicht gut geht, complimentiren sie es wenigstens zu ihren Ausstellungen hinaus. Alle Wetter, war das eine Komödie der Irrungen, ehe die Werkstätten heuer ein Obdach gefunden! Die Secession spreizte sich, die Genossenschaft verzog das Mäulchen, der Kunstgewerbeverein lief zum Kadi, die Regierung nahm mit sauersüßer Miene die bereits ertheilte Erlaubniß zur Benutzung des Nationalmuseums zurück — o, man konnte sich ohne viel Unkosten für Phantasie ganz gut einbilden, in der berühmten Hauptstadt der Schildbürger zu weilen . . .

Die Geschichte der Vereinigten Werkstätten war von jeher eine Leidenschronik. Viertehalb Jahre sind sie nun alt. Ihr Geburtstag war der 6. April 1898. Damals hatten einige Münchener Künstler zum ersten Mal modernes Kunstgewerbe im Glaspalast ausgestellt, und es regte sich der Wunsch, auf der so gewonnenen Grundlage gemeinsam weiter zu arbeiten. Man wollte einerseits den Kniffen der Fabrikanten begegnen, die moderne Entwürfe nur dann annahmen, wenn der Künstler sie gratis hergab oder selbst die Ausführungskosten trug; man wollte andererseits der Ausbildung der Künstler dienen, indem man ihnen das praktische Studium der einzelnen Techniken und ein fortwährendes Zusammenwirken mit den ausführenden Handwerkern ermöglichte. Es wurde also Geld gesammelt, draußen an der Stadtgrenze unter der umsichtigen Leitung des Direktors Krüger eine Bude aufgeschlagen und sofort zu schreinern, drechseln, schlossern, malen, meißeln, nähen, sticken begonnen. Was die Leute in der Stadt redeten, ob sie überhaupt redeten — darum kümmerte man sich wenig. Man kannte seine Pappenheimer. Nach unlängst hieß es in einer Fachzeitschrift*): „München, von jeher arm an Unternehmungsgeist, stellte sich der Gründung sehr skeptisch gegenüber. Zahlenmäßig drückt sich dies Mißtrauen dadurch aus, daß von dem Anfangs investirten Capital nur 7000 Mk. auf Nichtkünstlerkreise Münchens entfallen. Kein einziger Großcapitalist der Stadt hat bisher ein Scherflein zur Entwickelung des neuen Kunsthandwerks beigesteuert. Diese Theilnahmlosigkeit dauert auch nach den großen Erfolgen, welche die Werkstätten in Paris errungen haben, an. So haben sich diese Kreise bei der vor Kurzem durch das Wachsthum des Unternehmens nothwendig gewordenen Capitalerhöhung mit ganzen 500 Mk. betheiligt. Auch im Uebrigen hat München Nichts gethan, um die Werkstätten zu fördern. Fast die gesammte Production wandert aus München fort. Weder vom Staat noch von der Gemeinde wurde ihnen jemals der geringste Auftrag ertheilt . . ."

Gleichwohl brauchen die Werkstätten über ihr Schicksal nicht zu murren. Es war mühsam, aber auch ehrenvoll. Dank ihrem Vorgehen haben sich eine ganze Anzahl Münchener Firmen dazu entschlossen, Gegenstände modernen Styls nach künstlerischen Entwürfen herzustellen und zu honoriren. Kein kunstsinniger Fremder kommt jetzt nach München, ohne in ihrem Bazar bei der alten Residenz vorzusprechen und Einkäufe zu besorgen. Auf allen Ausstellungen, wo sie bisher erschienen, — sie waren schon ein Jahr nach ihrer Gründung in Dresden mit vier vollständigen Zimmereinrichtungen vertreten — fanden sie sowohl bei Publicum als Kritik die lebhafteste Anerkennung. Ihr größter Triumph aber war wohl die von der Württembergischen Regierung ihnen zugedachte Einladung, nach Stuttgart zu übersiedeln, eine Einladung, die ohne Zweifel auch ausgeführt worden wäre, wenn nicht die in ihrer Plusmacherei bedrohten württembergischen Fabrikanten sich in's Mittel gelegt hätten. München natürlich hielt damals die Hände im Schooß. Es ist nicht schwer, ihm seine besten Besitzthümer vor der Nase wegzunehmen.

Ob übrigens wohl die Schwabenresidenz das rechte Milieu für die Künste und die Künstler der Werkstätten geboten hätte? Die gegenwärtige Ausstellung, welche gewissermaßen die ganze bisherige Thätigkeit des Unternehmens recapitulirt und einen vortrefflichen Ueberblick gestattet, läßt mir das sehr fraglich erscheinen. Ich habe nämlich das Gefühl, als ob das Alles, was man da sieht, specifisch münchnerisches Kunstgewerbe sei und nirgend anders hinpaßte als eben in die Stuben bayerischer Bürger. Beinahe in allen Cabinets hängen Originale von Zeichnungen des „Simplicissimus" an den Wänden, und

*) „Deutsche Kunst und Decoration", Darmstadt, Alex. Koch.

Digitized by Google

merkwürdig: zwischen diesen doch wohl zweifellos bodenständig-münchnerischen Caricaturen und jenem bunten Tausenderlei von Möbeln und Geräthen herrscht eine verblüffende Stylverwandtschaft. Beide sind desselben Geistes Kinder. So schwer und breit und ungeschlacht die Gestalten dieses Humors sind, so schwer und breit und ungeschlacht sind in der Regel auch jene Schränke, Tische, Stühle, Schmucksachen, Töpfereien. Würde aber wohl der Simplicissimus seine jetzige Physiognomie bewahren, wenn man ihn nach Stuttgart schleppte? Ich behaupte, daß ein ganz anderes Blatt daraus entstände. Es würde ihm ergehen, wie manchen Gewächsen: auf dem Acker treiben sie saftige, fleischige Blätter, im Garten recken sie lange, magere Stengel in die Höhe.

München ist für die Kunst und das Kunstgewerbe — Ackerland. Die Hauptstadt eines Bauernstaates, dessen Thronfolger Landwirth ist und auf Bauernversammlungen das Wort ergreift, ist und bleibt eine Bauernhauptstadt. Man hat dort keinen Sinn für das eigentlich städtische Leben, den städtischen Comfort, die städtischen Formen der Geselligkeit. All' jenen Raffinements blutarmer, nervöser Hämatogen-trinkender Cavaliere und Damen, auf welche das Kunstgewerbe anderwärts Bedacht nimmt, steht man mit der vollendeten Unschuld des Naturburschen und Hofbräustammgastes gegenüber. Man ist unheimlich gesund, bramarbasirt — so man das überhaupt thut — mit kannibalischen Knochen und Muskeln und trinkt aus schweren Steinkrügen zwölfliterweise den klebrigen, unergründlichen Gerstensaft. Was man so Salon nennt, Fünfuhrthee, Jourfix, Soirée, Hausball, davon erhält man bloß aus den Romanen der Zeitungen nähere Kunde. Damen, die sich in eleganter Toilette auf der Straße zeigen, machen sich verdächtig. Herren, die auf ihre Kleidung Werth legen, verfallen dem Gespött. Sich gehen lassen, das ist die Münchener Note. Und wenn man den Luxus gar nicht entbehren kann, so sammle man wenigstens nur alte Möbel, altes Geräth, alte Gobelins, denn neuer Luxus wäre — Protzerei . . .

Es liegt auf der Hand, daß sich aus solchen Verhältnissen heraus nur schwer ein modernes Kunstgewerbe erzeugen läßt. Wo soll der Künstler Anknüpfungspunkte für sein Schaffen suchen, wenn Niemand seiner begehrt? Wie soll er die Mittel zur Befriedigung gesellschaftlicher Bedürfnisse erfinden, wenn er keine Gelegenheit hat, gesellschaftliche Formen zu beobachten? Er wird z. B. nie einen eleganten Stuhl für ein Damenzimmer zu konstruiren lernen, so lange er nicht gesehen hat, wie eine elegante Dame zu sitzen pflegt. Niemals wird er einen brauchbaren Herrenwaschtisch bauen, so lange die tägliche Erfahrung ihn überzeugt, daß zur Toilette nur eine Schüssel mit Wasser und ein Handtuch gehören. Vollends nun gar die Ausstattung ganzer Räume! Die Quelle aller Kunst ist eine verfeinerte Lebensart; in München aber erscheint diese Lebensart als Affectation. Ein Musikzimmer? Das Clavier kann ja doch auch in der guten Stube stehen! Ein Boudoir? Der Hausfrau genügt die Küche! Ein Speisezimmer? Man füttert den Besuch im Restaurant . . .

Natürlich giebt es in München auch Leute, die sich ein Musikzimmer, ein Boudoir, einen Speisesaal leisten. Aber auch sie unterscheiden sich in ihrer Lebensweise, ihren Ansprüchen, ihren Umgangsformen, ihrer Erscheinung nicht allzusehr von ihren minder begnadeten Mitbürgern. Einfach, bieder, schwerfällig sind auch sie. Man darf sie ebenso wenig wie jene auf allzu salonfähige Sessel setzen, darf ihnen kein allzu gebrechliches Tischgeräth in die Hand geben, muß ihren Schränken dieselbe Gewichtigkeit beilegen, die ihnen selber eignet. Und kurz und gut: auch das kostspieligste Münchner Kunstgewerbe darf einer gewissen bäurischen Vierschrötigkeit nicht entrathen. Es muß, wenn es seine Aufgabe recht erfassen will, schlechterdings ein wenig an Elephantiasis, an Klumpfuß kranken. Etwas Mammuthstyl kann ihm nicht erlassen werden . . .

Dennoch suchen die Künstler der Vereinigten Werkstätten über die autochtone Massigkeit und Schwere, mit der sie vor drei Jahren eingesetzt, je länger je mehr hinauszukommen. Man kauft ihnen in München so wenig ab, daß sie allen Grund haben, sich allmälig einer fremden, graciöseren Geselligkeit anzupassen. Riemerschmied, der erfolgreiche Innenarchitekt des unlängst eröffneten Schauspielhauses, könnte schon heute beinahe für einen Wiener gelten. Pankok, der Riese, der einst lernäische Schlangen und nemäische Löwen tödtete, sitzt jetzt wie sein Vorfahr Herakles am Rocken der Omphale und spinnt. Bruno Paul's jüngste Arbeiten scheinen keine Ahnung davon zu haben, daß ihr Autor noch immer der Korybant unter den Zeichnern des „Simplicissimus" ist. Und was Hermann Obrist anbetrifft, so hüllt sich dieser über seine kunstgewerblichen Ansichten in so undurchdringliches Schweigen, daß man die Büsten, Brunnen und Friedhofsdenkmale, die er ausstellt, nicht ohne allerhand Hintergedanken betrachten kann.

Obrist war der Erste, jedenfalls einer der Ersten, die sich in Deutschland mit einer Neugestaltung unseres Hausraths befaßten. An seinen Werken kann man noch heute die Genesis der modernen Münchener Formenwelt am Besten studiren. Und zwar findet man als das Ergebniß dieser Studien, daß die junge Münchener Gewerbeschule ihren Ausgang von einer schwärmerischen, theils materialistisch, theils pantheistisch gerichteten Naturbegeisterung genommen. In München, wo das ganze Leben noch in den Urzuständen steckt, und der Mensch der Natur so unendlich viel näher steht als anderwärts, war das eigentlich ganz selbstverständlich. Das Verwunderliche ist bloß, daß in der frommen Stadt die Naturbegeisterung eine so ausgesprochene heidnische, nicht christliche Richtung nehmen konnte. Das Christenthum hat immer den Menschen über die Natur gestellt, eine Auslese unter den Naturdingen veranstaltet und seine stilisirende Willkür an ihnen ausgelassen. Das Heidenthum dagegen, sonderlich das germanische, auf welches Obrist zurückgeht, war immer von zu ahnungsvoller Ehrfurcht erfüllt, als daß es der Natur mit kritischem Blick gegenübergetreten wäre; es hielt sich sogar, wie die alten irischen Ornamente beweisen, mit einer gewissen Scheu der Wirklichkeit fern, ließ die höchsten und zartesten Gebilde ganz unangetastet, verweilte demüthig bei den untersten, einfachsten Gestaltungen.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Widosawa Brankowitsch.

Von Znaj Jowan Jowanowitsch. (Aus dem Serbischen.) Deutsch von Wilhelm Thal.

Die Geschichte, die ich erzählen will, hat sich vor sehr langer Zeit ereignet; es sind vielleicht mehr als hundert Jahre seitdem verflossen.

Alle Zeugen dieser Ereignisse sind todt; nur der dunkle Schatten des Verraths lebt noch immer . . . Aus Furcht, auch er könne verschwinden, will ich hier die Geschichte erzählen, wie ich sie selbst von alten Leuten vernommen habe.

I.

Wenn Ihr einmal unsere wunderbare Srem, unsere Fruschkaberge besucht, so sucht keine serbischen Alpen; sucht hier nicht die wilde Schönheit der dem Auge unsichtbaren Felsspitzen, auch keine Abgründe, in welche die Sonne nie hinabsteigt. Sucht auch keine feuerspeienden Vesuve — hier ist die Schönheit ganz anders. Gott scheint die Fruschkaberge geschaffen zu haben, als er sich von der Arbeit der übrigen Tage ausruhte. Die Kette der Berge erscheint wie ein demüthiges Weib, wie eine gute Familienmutter.

Digitized by Google

In diesem glücklichen Srem an den Ufern der Donau, in den prächtigen Fruschkabergen liegt ein kleines Dorf.

Wer mir folgen will, trete leise auf den Fußspitzen in das Zimmer, dessen Thür sich öffnet ... leise ... ganz leise. Die Kranke schläft ... sie hat eben die Augen geschlossen.

Ein blinder Greis lehnt zitternd neben seiner Tochter und betet zu Gott ... leise ... stört das Gebet nicht! Ein schöner Jüngling steht mit gefalteten Händen daneben und betrachtet die Kranke mit verzücktem Blick.

Der blinde Greis ist Uroch Brankowitsch, der Priester des kleinen Dorfes. Seit fünfzig Jahren verehrt und liebt ihn die Gemeinde wie einen Vater. Kein Mensch lebt im ganzen Bezirk, den er nicht getauft; es giebt keinen Todten, den er nicht begraben hat, der alte Priester Uroch.

Vor einem Jahre war er glücklich! Vor einem Jahre betrachtete er die Welt mit großen, offenen Augen. Und diese Augen blickten auf fünf stolze Falken, die ihn umgaben und liebten; sie blickten auf seine Tochter Widosawa, die wie eine einzige, unvergleichliche Blume unter ihnen aufwuchs.

Er hatte dieses Glück gesehen und wagte nicht, daran zu glauben. Oft versetzte ihn seine Phantasie auf ein Schlachtfeld, auf einen großen Kirchhof, wo Tausende von serbischen Helden begraben liegen. Dann beschwor er den Schatten seines Urahnen, des unglücklichen Wuka, herauf und stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Kann ich glücklich sein", dachte er bei sich selbst; kann ein Segen auf mir ruhen? O, ich lebe in einem Traum, weh' mir, wenn ich erwache ..." So dachte er, wagte aber Niemandem sein Leid anzuvertrauen.

Zuweilen, wenn er die heilige Messe celebrirte, zitterte er vor dem Altar; seine Kehle schnürte sich zusammen, und er hielt sich für zu unwürdig, um zu beten. Er betrachtete die heiligen Gefäße und wagte nicht, sie zu berühren, denn er fühlte sich als Sünder. Und warum das Alles? Das wußte er selbst nicht.

Es giebt keine größere Todsünde als den Verrath an seinem Vaterlande. Schwer ist der Fluch, der auf die Unschuldigen zurückfällt! — — — — — — — — — — — — — — — —

Ja, es war zu viel des Unglücks in einem einzigen Jahre! Fünf lebende Söhne, fünf schwarze Särge! Kann man sich denn, wenn man fünf Söhne begraben, noch lebend von ihren Särgen erheben?

Uroch Brankowitsch hatte alle seine Söhne, alle seine Falken verloren. Vier von ihnen hatte er bitterlich beweint. In diesen Thränen ist das Licht seiner Augen erloschen. Vier Gräber haben vier schwarze Schleier auf seine Augen geworfen; das fünfte Grab konnte er nicht mehr erblicken. Wo sollte er die Thränen hernehmen? Der blinde Vater hat den letzten Sohn nicht mehr beweint ... selbst eine Quelle wäre versiegt.

Wenn das Unglück eine Beute findet, so klammert es sich daran fest.

Als man Brankowitsch's fünf Söhne begraben, nahm Widosawa ihren Vater bei der Hand, um mit ihm den Kirchhof zu verlassen. Es regnete in Strömen; ihren Weg durchkreuzte ein vom Regen angeschwollener Bach. Wüthend floß er dahin und riß die Steine mit und entwurzelte die Bäume ... die Wellen stiegen, und der Sturm ward immer heftiger. Die über den Bach führende kleine Brücke bedeckte sich mit dem aufsteigenden Wasser. Als Widosawa die Andern hinübergehen sah, wollte sie ihnen folgen, und, ihren Vater mit sich nehmend, betrat sie die Brücke —

Es giebt keine größere Todsünde als den Verrath an seinem Vaterlande. Schwer lastet der Fluch, der auf die Unglücklichen zurückfällt.

Der alte Uroch wußte es.

„Meine Tochter, wo bist Du, meine einzige Stütze, wo bist Du, meine Widosawa?"

Doch Widosawa war bereits in den Fluthen ... Die schäumenden Wasserberge haben Widosawa verschlungen ... Das junge Mädchen ist seinen Brüdern gefolgt.

Stirb, alter Uroch, sättige dich, verhängnißvolles Schicksal!

Halbtodt sank Uroch zu Boden. Er wußte nicht, wie, noch durch wen er in seine Wohnung gekommen war; er wußte auch nicht, wie lange er leblos auf seinem Bette lag.

Als er wieder zu sich kam, empfand er eine tiefe Leere, und nur von Zeit zu Zeit hörte man ihn stammeln:

„Nimm mich zu Dir, mein Gott, nimm mich zu Dir!"

Die Wogen haben Widosawa verschlungen; doch eine schnelle Ruhe war ihr nicht bestimmt. Es ist zu süß, im Unglück zu sterben, der Tod ist dann sanft und willkommen; er bedeutet die Befreiung. Es ist nur hart, in die Hände des kalten Todes überzugehen, wenn man das Glück verläßt.

Widosawa sank in den Wogen unter; sie ließ ihre Hände fallen und überließ sich dem Tode. Sie verlor das Bewußtsein ... das zarte Herz schlug nur noch schwach. Da plötzlich umschlang eine starke Hand ihre Gestalt, erweckte sie und rief sie in's Leben zurück.

Der junge Stefan Borowitsch aus dem Nachbardorfe zeichnete vor den andern jungen Leuten durch mancherlei Verdienste aus; er sprühte vor Leben, war gütig und stolz und dabei tapfer wie ein echter Serbe. Der junge Stefan Borowitsch war ganz in der Nähe, als Widosawa in's Wasser fiel. Als ginge es zum Tanz, so sprang er in die Wogen!

Die Anwesenden hätten vielmals ihr Vaterunser sprechen können; sie wußten nicht, ob sie für einen Lebenden oder einen Todten beteten, während der Jüngling mit den Fluthen kämpfte. — Endlich erschien Stefan mit dem jungen Mädchen am Ufer. In der frischen Luft kam Widosawa wieder zu sich und betrachtete ihren Retter mit klarem, paradiesischem Blick; dabei aber zitterte in diesen Augen mehr Traurigkeit als Freude. Stefan konnte keine größere Belohnung erwarten als diesen Blick; doch nie hatte es so schmerzlich in Widosawa's Brust gezuckt als in dieser Minute. Beide seufzten. Das junge Mädchen ward von Neuem schwach und fiel leblos in Stefan's Arme.

In diesem Zustand brachte man sie in ihre Wohnung und ließ ihr alle mögliche Hülfe zu Theil werden, auf daß die köstliche Blume nicht welke und sterbe.

Die Fenster des Zimmers sind mit grünen Vorhängen versehen, die die Sonnenstrahlen abwehren. Eine tiefe Stille herrscht in dem Zimmer, und man hört kaum den schwachen Athem Widosawa's. Auf dem Tisch stehen Blumen, die ihren Duft wie einen Seufzer aushauchen, dessen stumme Bitte zu Gott emporsteigt ... Die Gerüche der Heilmittel vermischen sich mit dem Duft der Blumen. Das Gebet des Vaters ist ängstlich und inbrünstig, das Gebet Stefan's ist hoffnungsvoll ... Welches dieser Gebete wird Gott erhören? Welche dieser Bitten wird Widosawa retten?

O möge der Fluch, der auf die Unschuldigen zurückfällt, endlich von ihnen genommen werden! (Forts. folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Das Gouvernement Berlin.

„Sie sehen, der Zar bringt den Frieden," begann der distinguirte Herr mit der Stülpnase wieder. „Er, der die Haager Friedensconferenz erfunden hat, will in Zukunft alle Kriege unmöglich machen. Der Krieg in Südafrika zählt dabei nicht mit. Um das zu ermöglichen, ist er jetzt nach Compiègne gegangen — zu keinem anderen Zwecke sonst."

„Er ist die Selbstlosigkeit in Person," gestand der Gast zu und blickte die Champagnerflasche sehnsüchtig an.

„Sehr richtig. Er hat sich's in den Kopf gesetzt, Deutschland mit Frankreich zu versöhnen, koste es, was es wolle. Zu dem Zwecke nimmt er muthig die Unbilden der langen Seefahrt auf sich, trotzt der anarchistischen Gefahr in's Antlitz. Er weiß, daß die Welt einen neuen

Digitized by Google

Dreibund braucht, einen Dreibund des Friedens. Deutschland, Frankreich, Rußland — wer vermöchte etwas gegen ihren gemeinsamen Willen? Wer würde es wagen, das blutige Schwert zu ziehen, wenn diese Drei Ruhe gebieten? Aller Ehrgeiz Koljo's gipfelt darin, als frei gewählter Schiedsrichter und Versöhner geliebt, anerkannt zu werden und dann Hand in Hand mit den beiden Großmächten, die seit 1871 und durch Bismarck's Schuld so bitter verfeindet sind, hohe europäische Politik zu treiben."

„Man sagte immer, er wäre nach Frankreich gefahren, um eine neue Anleihe zu ermöglichen", stotterte der Gast.

„Lächerlich!" Der Herr mit der Stülpnase hatte gerade nach der Champagnerflasche gegriffen, um einzuschänken; jetzt ließ er sie wieder in den Kübel zurückfallen. Als alte Weinzunge machte er sich so wie so nichts aus dem schäumenden Zeug, und der Andere mochte zur Strafe für seine Keckheit immerhin noch etwas länger zappeln — „Ja, Menschenskind, lesen Sie denn unsere Zeitungen nicht? Die Nowosti, den Grafhdanin? Da steht doch groß und deutlich drin, daß der Zar mit seiner letzten Reise nur selbstlose, ideale Zwecke der Friedensstiftung verfolgt hat. Und Sie wissen, welchen Einfluß die Zeitungen bei uns besitzen. Welch' hohe, ausschlaggebende Bedeutung. Sie sind immer genau über jede Willensmeinung und Herzensregung des Zaren unterrichtet. Man darf ihnen unbedingt vertrauen."

„So sehen wir in eine unerhört glückliche Zukunft!" rief begeistert der Gast, der es vor Durst nicht mehr aushielt. „Ein freies, friedliches Europa mit dem Zaren als Schutzherrn, Rußland an der Spitze der Civilisation —"

„Bravo!" Der distinguirte Herr mit der Stülpnase drehte die Flasche im Kübel herum. Mit schlecht unterdrücktem, genußsüchtigem Lächeln lauschte sein Gast auf das verheißungsvolle Klirren der Eisstückchen.

„Nur Eins ist bei alledem noch zu beachten", fuhr die Stülpnase fort und schänkte ein. „Wollen wir das hohe Ziel erreichen, so darf Deutschland dem Zaren nicht muthwillig Steine in den Weg werfen, muß ihm vielmehr die Arbeit erleichtern. Der Weltfriede und die allerneueste hohe Europa-Politik sind gefährdet, wenn Deutschland nicht auch sein Theil zu ihrer Sicherung beiträgt."

„Ich glaube doch, daß unsere Regierung die besten Absichten hat", meinte der Sectfreund schüchtern. „Denken Sie an Danzig! An den Ritt nach Wystiten!"

„Ja, Danzig! Und Wystiten! Und Ihre Regierung! Die wohl! Aber das Volk!" entgegnete der Staatsrath. „Dies agrarische Volk! Es ist ja nicht mehr zu bändigen! Die Warnungen Ihrer aufgeklärten Blätter, es mit dem Auslande, besonders mit dem Reiche des Zaren, nicht völlig zu verderben, finden leider taube Ohren. Wie ich die Entwickelung übersehe, fehlt jede Möglichkeit, den agrarischen Uebermuth zu Boden zu schmettern. Man muß seine Forderungen bewilligen. Und das ist der Untergang, vom deutschen Standpunkte aus betrachtet. Alle hohe Europa-Politik geht daran zu Grunde. Schon 1893 fiel das Wort, ohne die Handelsverträge wäre der Krieg mit Rußland unvermeidlich gewesen. Sie jetzt kündigen, heißt meinem Staate einen unsühnbaren Schimpf anthun. Das ist der Krieg! Aber ich sehe, Ihre Cigarre will nicht mehr recht. Hier, wählen Sie — Bock die, die da Upman. Es ist der Krieg, sage ich Ihnen."

„Bismarck meinte, wirthschaftliche Zwistigkeiten hätten mit politischen nichts zu thun."

Der vornehme Herr strich sich langsam den schwarzen Schnurrbart zurecht, erst die linke Seite, dann die rechte. Links bog er sich etwas kühner nach oben. „Ihr Bismarck! Der mit seinen Rococo-Ideen! Wir müssen über ihn hinaus. Auch theoretisch, zumal wir es praktisch längst sind. Die Folge des Fünf- oder Sechs-Mark-Zolles — auf eine Mark weniger kommt es bei principiellen Fragen nicht an — also die unausbleibliche Folge ist zunächst der Zollkrieg. Sechs Monate später der wirkliche. Sie müssen wissen, wir mobilisiren am selben Tage, wo sich in Ihrem Reichstage die agrarische Mehrheit findet. Unserer Eisenbahnen wegen mobilisiren wir ein bißchen langsam, aber sicher. Sechs weitere Monate später stehen wir in Berlin. Das brauchen Sie übrigens gar nicht erst aus meinem Munde zu erfahren. Das können Sie doch in jeder anständigen freihändlerischen Zeitung lesen."

Der Gast spielte mit der Leibbinde seiner Upman und heftete dann den Blick auf die von Brillanten starrende Cravattennadel, die der Fremde im kornblumenblauen Scarf trug.

„Sind Sie Ihres Sieges so gewiß?" Unwillkürlich dämpfte er die Stimme zum Geflüster.

„Ein Krieg mit zwei Fronten! Ich bitte Sie! England sieht ruhig zu. Es hat Bürgschaften von uns, wegen China, wissen Sie . . . Außerdem garantiren wir ihm Egypten und Südafrika, nehmen es überdies in den Zweibund auf und machen mit ihm die hohe Europa-Politik des Friedens, für die das mißtrauische und selbstsüchtige Deutschland sich als unreif erwies. Na, und ein Theil Ihres Ausfuhrhandels fällt ihm doch auch zu. So meint es wenigstens. Wird sich allerdings gewaltig irren. Gewaltig schneiden wird es sich, sage ich Ihnen. Denn im Interesse des Weltfriedens, den der Zar diesen Planeten bringen will, koste es auch Millionen Menschenleben, muß Englands Uebermacht vernichtet werden. Und dann — sobald Deutschland von Petersburg aus regiert wird, liegt uns sein Wohlergehen natürlich näher als das John Bull's. Der Zar ist ein Freund der Industrie, wie sein seliger Großvater. Ihre Industrie wird aufblühen unter ihm. Und der Handel — es sind Erleichterungen geplant, die einen unerhörten Aufschwung zur Folge haben müssen."

„Reform des Börsengesetzes hoffentlich? Wiedereinführung des Terminhandels? Alle Differenz-Geschäfte werden für einklagbar erklärt? Sie glauben nicht, wie populär gerade in den besten und maßgebenden Kreisen eine solche Reform Sie machen würde." Der Gast sagte absichtich nicht „die Regierung Sr. Majestät des Zaren", denn er liebte keine hochverrätherischen Wendungen.

„Wird gemacht — einfach per Ukas!"

„Ukas? Sie wollen also das Parlament abschaffen und uns unconstitutionell regieren? Hm —"

„Aber erschrecken Sie doch nicht! Ueber solche Nebensache! Wo Deutschland längst darüber hinaus ist! Und sehen Sie — behielten wir den Reichstag, dann wäre doch an die segenvolle Börsen-Reform gar nicht zu denken. Die Mehrheit des Parlamentes bestünde wie jetzt aus börsenfeindlichen Elementen — der Pöbel wählt ja so wenig Großbankiers und Bankaufsichtsräthe! Nur ein erleuchteter Despot kann die geknebelte Börse befreien, den Bund der Landwirthe zerschmettern und die Hauptschreier zwangsweise in den östlichen Gouverments, vielleicht in der Gegend von Jakutsk, ansiedeln. Der Antisemitismus und die Arbeiterbewegung würden natürlich im Bereich des Gouvernements Berlin gleichfalls verboten werden."

„Donnerwetter — welche Perspectiven!"

„Nicht wahr? Ich glaube, für diesen Preis sind wir der Zustimmung der anständigen und gebildeten Elemente, der eigentlichen Kulturträger Ihres Landes, sicher. Die Leute wollen doch vor allen Dingen in Ruhe Geld verdienen. Sogenannte politische Ideale kommen immer erst in zweiter Linie. Wenn sie überhaupt kommen."

„Sie verkennen die Schwierigkeiten, Herr Staatsrath. Die Nation hängt an der Verfassung."

„Papperlapapp! Das heißt — verzeihen Sie! Na, trinken wir erst wieder einmal. Prosit!" Er wartete ruhig ab, bis sein Gegenüber leise schmatzend das Kelchglas geleert hatte. „Seien wir doch ehrlich! Was ist denn das, Verfassung? Der Hort der Freiheit? Unsinn. Der einzige Hort der Freiheit ist das Deficit. Und dies haben wir in Rußland. Nur eine Regierung, die immer Geld braucht, also die Steuerzahler stets bei guter Laune erhalten muß, wird die Volksrechte achten. Je größer die Schulden eines Staates, desto größer die Bewegungsfreiheit der Bürger. Und das ist die einzig vernünftige Freiheit."

„Nun — an Schulden fehlt es uns auch nicht."

„Sie machen Schulden nur aus Muthwillen. So zu sagen des Luxus halber. Weil's der gute Ton verlangt. Uns sind unsere Schulden bitterer Ernst."

Der Andere hatte jetzt Courage genug, um sich selbst von dem Sekt einzugießen. „Wir sind aber nun mal an die Verfassung gewöhnt. An das parlamentarische Leben, die Wahllügen, die Reichstags-Verhandlungs-Berichte in den Zeitungen, die Ordnungsrufe et cetera."

„Aeußerlichkeiten! In Wahrheit sind Sie alle schon völlig verrußt. Sind Sie nicht drauf und dran, die Prügelstrafe wieder einzuführen? Wird Tolstoi nicht auch bei Ihnen verboten? Tout comme chez nous! Wer kümmert sich denn noch um den Reichstag? Die Abgeordneten? Sie gehen nur widerwillig hinein. Das Einzige, was sie an der Einrichtung schätzen, ist die Bezeichnung M. d. R. für ihre Visitenkarten. Nun, dafür sollen sie Ersatz bekommen. Und das Volk? Du lieber Himmel! Jedem steht das Fractionsgezänk bis zum Halse. Die Verhandlungsberichte liest außer den lieben Gattinnen der Redner kein Mensch."

„Aber die Beschlußfassungen, bei denen die ganze Nation durch ihre Vertreter mitwirkt —"

„Meinen Sie? Wo werden denn die Beschlüsse gefaßt? In den Kommissionen. 14 bis 28 Herren machen die Sache. Das Plenum geht unbedingt und in jedem Falle auf ihre Vorschläge ein. Es muß schon, denn es hat ja keine Ahnung von der Geschichte. Außer den Kommissionsmitgliedern beschäftigt sich doch Niemand mit der Regierungsvorlage. Ihr Eugen Richter hat mit Recht darüber geklagt, daß der Schwerpunkt der reichstäglichen Arbeit durchaus in den Kommissionen liege. Und daran ist nichts mehr zu ändern. Warum sollen wir also eine überlebte Form ängstlich conserviren? Setzen wir an Stelle des Reichstages einen Senat von etwa zwanzig Mitgliedern —"

„So billigen Sie uns also doch eine Volksvertretung zu?"

„Gewiß! Haben etwa die Finen keine? Und die Balten? Wir räumen Ihnen gern dieselben Rechte ein. Ueberhaupt, da Sie für uns das sein werden, was für den jetzigen preußischen Staat der Regierungsbezirk Wiesbaden und das rheinisch-westfälische Industrie-Revier, warum sollten wir Sie da nicht ein wenig verzärteln?"

„Alles ganz plausibel — aber der Absolutismus . . . Den erträgt kein deutscher Mann!"

Der Staatsrath blickte wie beiläufig auf seine Uhr. „Was ist's mit der Berliner Frage?" warf er dann hin. „Diese Hauptburg des freiheitlichen Geistes — wäre es nicht kinderleicht, sie absolutistisch zu regieren? Ach gewiß, bei Ihnen entscheidet der freie Volkswille. Die Marine-Vergrößerung, die Weltpolitik, der Zug nach China, die Haltung des amtlichen Deutschland in der ärgerlichen südafrikanischen Affaire — das sind, bin ich gut unterrichtet, alles Ausflüsse elementaren nationalen Volkswillens? Nicht wahr, das Diagramm Ihrer inneren und äußeren

Digitized by Google

Politik seit 1890 ist frei und selbstständig von der Reichstags-Mehrheit gezeichnet, entspricht in allen seinen Schwankungen, Thälern und Höhen der Zusammensetzung, den politischen Wünschen dieser aus dem Volk hervorgegangenen Körperschaft?"

Der Gast rückte unbehaglich auf seinem Sessel hin und her.

„Na also. Wir genehmigen noch eine. Ich möchte Ihnen nämlich, wenn es Sie interessirt, meine Ideen über die Begründung einer Zeitung entwickeln, die von Berlin aus immer schon großrussische Saat streut und die Ihre Leute an uns gewöhnt. Nicht Imperialismus, nein, Zarismus! soll das Leitwort sein. Der Boden ist bereitet; nun müssen es auch die Gemüther werden. Deutschland wächst dem Gedankengange, der Cultur und den politischen Einrichtungen des Ostens mit jedem Tage mehr entgegen. Wenn uns nur Ihre Freunde, die Handelsvertragsmänner, nicht noch vorher plump das Concept verderben! Sie erklären unaufhörlich, daß Rußland die Kosaken nach Ostpreußen schicken muß, wenn der deutsche Landwirth für seinen Roggen einen halbwegs menschenwürdigen Preis bekommt. Und passen Sie auf — man wird Ihre Regierung durch solche zarten Hinweise argwöhnisch machen, so daß sie in letzter Stunde, um uns Russen zu versöhnen und Deutschlands nationale Selbstständigkeit zu erhalten, den Zolltarif zurückzieht und die bestehenden Handelsverträge aufrecht erhält. Schade dann, wirklich jammerschade um meinen Traum vom Gouvernement Berlin!" Caliban.

Die Berliner Hochbahn und die Eisenconstruction.

Von A. L. Plehn.

Der wachsende Großstadtverkehr macht immer neue Schienenstränge nöthig, die mitten durch breite Straßenzüge schneiden, Promenadenwege vernichten, ja manchmal selbst einen bewohnten Häusercomplex durchbrechen, so daß die sausenden Bahnzüge, nur durch eine schwache Zimmerwand oder Decke getrennt, über oder neben menschlichen Behausungen vorbeijagen. Durch die Gewohnheit längst sanctionirte Ansprüche an Luft, Licht und soviel von Stille, als das Treiben der Großstadt bisher noch übrig gelassen hatte, müssen um des natürlichen Fortschritts Willen verletzt werden. Der kiesbestreute Weg mit seinen umsäumenden Rasenstreifen, dies bißchen Natur inmitten der Welt von Stein und Asphalt, wird rücksichtslos überbaut von dem Bahnkörper, der sich wie ein ungeheurer Wurm in geringer Entfernung über dem Straßenniveau hinwindet und seine Unzahl von Eisenfüßen diesseits und jenseits des einstigen Spazierweges in den Boden bohrt. Den kürzlich erst angewurzelten Alleebäumen wird noch gerade soviel Athem gegönnt, um ihre Kronen mit dem starren Stangensystem verflechten zu können. Zürnend oder seufzend über das zerstörte Straßenbild, über abermals vermindertes Behagen, kann doch das Auge nicht umhin, die flotte Kühnheit, ja die waghalsige Zierlichkeit dieser Eisenconstruction zu bewundern, welche die bisher tief am Boden daherkeuchende Wagenreihe so zu sagen zum Seiltänzer macht. Und in der That wäre es nicht mehr als billig, wenn der Eindringling sich so klein und bescheiden zusammenzöge, als ihm nur immer möglich ist, damit er sich nicht allzu lästig mache und von dem knappen Platz keinen Centimeter zuviel beanspruche. Niemand würde es gewagt haben, einen Erdwall mitten durch eine bebaute Straße zu schütten, und darum konnten erst die auf's Höchste gesteigerten Ingenieurkünste unserer Tage die Hochbahnen in der Richtung fertigstehender Straßenzüge möglich machen, die nun getrennte Vorstädte einander nähern sollen. Behende und scheinbar mühelos sind die Trägerbrücken über breite Querstraßen hingeworfen, die leichten Bogenwölbungen der Haltestellen über das Niveau der Schienentrace in die Luft gethürmt und die ganze Wegstrecke beiderseits von zierlichem Gittergeländer eingefaßt. Das ganze gewaltige Werk, an dem viele Monate lang unzählige Hammerschläge ihre ganze Gewalt erprobten, will schwebend dahängen, wie von Spinnen gewoben.

So würde es auch thatsächlich aussehen, wenn nicht ein zähes Vorurtheil die Consequenz des Planes durchkreuzt hätte: das Vorurtheil, Monumentalität könne sich nur in schwerer Masse ausdrücken. Gottfried Semper glaubte dem Eisen, das sich gerade in seinen Tagen angelegentlich um Verwendung in der Bautechnik zu bewerben anfing, ein für alle Mal die große Wirkung in der Architektur absprechen zu müssen. Er verwies es an die Gehülfenrolle, zu verschwiegenen Diensten im Innern der gemauerten Massen. Sich in seiner zähen Schlankheit voller Stolz dem Tage zu zeigen, sollte ihm dagegen versagt sein. Leider wirken in der Regel die Vorurtheile bedeutender Geister gleich stark wie ihre genialen Einsichten. Und so mag es Dank Semper's Autorität gekommen sein, daß wir noch heute mitten in der Verherrlichung einer Giganten-Monumentalität stecken, welche den Zeitverhältnissen nicht mehr entspricht. Nur zu praktischen Zwecken, um des lieben Nutzens Willen, lassen wir uns hier und da nackte Eisengerüste gefallen, verwahren uns aber entschieden dagegen, daß wir an diesen neuen Linien Freude haben könnten. Auch überhören wir, überzeugt von unserem Dogma, hartnäckig die vereinzelten Stimmen, wie beispielsweise die von Cornelius Gurlitt, welche ein Wort für die Schönheiten der Eisenconstruction einlegen. Je mehr aber mit der Zeit bestimmte Zwecke ihre Anwendung nothwendig machen, desto mehr müssen sich die Augen der kommenden Generationen an die reinen Ingenieurbauten gewöhnen, bis endlich diejenigen ästhetischen Vorzüge Allen offenbar werden, welche den Eisenbau zwar nicht über, aber doch auf die gleiche Stufe mit der Steinarchitektur stellen. Zugleich wird aber die Leichtigkeit, welche selbst der versteckte Metallträger dem Steingefüge geben kann, auch auf die Maße der gemauerten Wände nicht ohne Einfluß bleiben.

Einstweilen aber sind, wie gesagt, den meisten Architekten die Augen für die neue Parole noch nicht aufgegangen. Vor die kühnen und festlich stimmenden Schwingungen einer Hallenbedeckung aus Glas und Eisen kleben sie eine conventionelle, massive Steintreppe mit einem griechischen Säulenvorraum, so daß der Besucher in wenigen Augenblicken durch die Bausstyle zweier ganz entgegengesetzten Zeitepochen schreitet. Oder hätte irgend Jemand, der im vergangenen Jahr zum ersten Mal den großen Kunstpalast der Pariser Ausstellung vor sich sah, vermuthen können, daß sich hinter dieser engen Säulenstellung die lichte Weiträumigkeit der Sculpturenhalle verborgen hatte?

Wenn bei diesem Bau die Widersprüche der Construction sich erst nach und nach enthüllen und darum nicht noch stärker empfunden werden, so liegen sie bei der Berliner Hochbahn in einem einzigen Moment klar vor den Augen. Das geschieht jedes Mal, wo eine bedeutendere Straße zu überschreiten und zugleich eine Haltestelle anzulegen ist. Die weniger bevorzugten Stadtgegenden sind im Ausnahmefall, wovon später zu reden sein wird. Aber den eleganten Straßen zu Liebe soll auch die Stadtbahnarchitektur das Ihrige zur Verschönerung thun. Hier war es, wo die Bahnhöfe in ihrer herkömmlichen Gestalt durch ihr Vorbild verführten. Räumlich große Anlagen, an freien Plätzen errichtet, durch den starken Verkehr gezwungen, die Schienenstränge vielfach auseinanderzugliedern zu lassen — so haben sie ganz anderen Anforderungen zu genügen als die dem Localverkehr dienenden Hochbahnen. Darum liegt für Jene kaum ein Grund vor, dem Eisen etwas Anderes abzugewinnen, als die weite Spannung der Einfuhrhalle. Mögen die Anlagen, in denen das Hin und Her des Reiseverkehrs sich abspielt, immerhin hinter Steinmauern untergebracht werden. Aber Verbindungsbahnen für Stadtverkehr brauchen nicht so weitläufige Räume. Der Billetschalter, eine Treppe und die Bedeckung des Bahnsteiges, das ist Alles. Darum liegt keine Veranlassung vor, besonderes Aufhebens von der Bedeutsamkeit dieser Gebäude zu machen. Für die Ueberbrückung der Straßen ist erst recht das Prunken mit imposanten Massen überflüssig. So gut die ganze Strecke der Schienenstränge auf schlanken Eisenstützen ruht, so würde dasselbe Material auch an dieser besonderen Stelle seine Aufgabe erfüllen, und es wäre also nicht nöthig, Steinunterbauten in Anspruch zu nehmen, auf welche die Träger sich fremdartig und unorganisch stützen. Was hilft es, wenn der Steinmetz in die Blöcke Ornamente einhaut, welche die Windungen der Eisenconstruction nachäffen? Der Uebergang von einem Material zum andern bleibt dennoch rein äußerlich und durch keine zwingenden Gründe motivirt. Es sind schon weitere Zwischenräume als der von einer Seite der Potsdamer Straße zur anderen mit geringerem Materialaufwand überspannt worden, als in diesem Falle beliebt wurde. Und doch ist gerade dies eine von den Stellen, wo der Schienenweg sich wie ein zierliches Wunderwerk halb unbemerkt über die Köpfe des Menschentreibens hinwegstehlen sollte. Das würde seinem Sinn und seiner Entstehungsart am angemessensten gewesen sein. Und das hätte auch den Raumverhältnissen und der ästhetischen Wirkung am besten entsprochen.

Sicherlich stand aber das Gespenst des alten Monumentalitätsbegriffs an der Wiege dieses Projects, und es wurde beschlossen, schwere Steinpostamente für die Straßenübergänge aufzurichten und mächtige Pylonen, die nur scheinbar etwas zu tragen haben, neben dem Eisenskelett der Haltestellen. Es sollte ein Knotenpunkt betont werden, wo die Straßenzüge sich schneiden, und die in den Sandstein gehauenen Zierformen verrathen den Ehrgeiz, die nothwendige Anlage zu einer Schönheitsquelle zu machen. Das ist freilich sehr gut gemeint. Aber gesetzt den Fall, diese Bauten wären in sich zusammenhängend und trügen an sich den Stempel, daß sie aus ihrer Aufgabe nothwendig herauswuchsen — und das ist nach dem Gesagten nicht der Fall — so würden sie sich an ihrem Standort doch nicht zur Geltung bringen können, weil es ihnen an Platz fehlt. Gerade wo sich die Hochbahn eindrängte, hatte Berlin einmal eine breite, bedeutende Straße erhalten. Der sonst meistens beengte Blick konnte sich behaglich ergehen. Nun ist das Alles wieder versperrt und zu Nicht gemacht. Das Verkehrsinteresse verlangte das, und so ist darüber nicht zu murren. Aber soviel als möglich hätte an die Schonung des Raumes gedacht werden müssen, und dasjenige Material, welches sich mit diesem Anspruch am besten vertrug, verdiente unbedingt den Vorrang. Diese Vorherrschaft versagte man dem Eisen, und wie zur Strafe fehlt dem, was sich überflüssiger Weise breit macht, der Spielraum, um etwaige Vorzüge entfalten zu können. Die Straße ist wie ausgefüllt, und doch könnte nur an der Umgebung eines freien Raumes das Bauwerk selbst gemessen werden und als Straßenabschluß vortheilhaft sein.

Man könnte vielleicht verstehen, warum auch in diesem Fall wieder zuerst an den Stein gedacht wurde, als es galt zu repräsentiren, wenn das Eisen an sich unfähig wäre, künstlerische Luxusleistungen zur Schau zu stellen. Und doch fand der Hammer an der langen Bahnstrecke häufig genug Gelegenheit, das dem von ihm bearbeiteten Material entgegenstehende Vorurtheil zu widerlegen. Allein schon aus der Construction als solcher wuchsen neue Motive der Linienführung hervor. Ich spreche

Digitized by Google

nur von der Schrägstellung der Stützen, die auf bestimmten Strecken um der Schonung der Rasenrabatten willen gewählt worden sind und nun die Augen an eine neue Form des Tragens gewöhnen. Zugleich drückt sich darin eine fast spielende Leichtigkeit besonders schlagend aus. An anderen Stellen ist die nüchterne Zweckform durch kleine Umgestaltung gefällig gemacht. Die Gitterstäbe der Hallenfenster biegen in ihren oberen Endungen ein wenig zur Seite und werden hier von einem geschwungenen Band zusammengehalten im Gegensatz zu den horizontalen Stäben weiter unten. Mehr Freiheit noch weisen die Einfassungsgitter auf, welche die Querstäbe in anmuthigen Wellenlinien über die senkrechten laufen lassen, um sich an der wichtigeren Stelle der Straßenüberbrückung zu reicheren Verschlingungen zu verdichten. Wenn auf jedes fremde Material verzichtet wäre und sich nur von Zeit zu Zeit solch' leichter Zierrath in die Höhe richtete, der sich von weither sichtbar gegen die Luft abzeichnete, er würde um Vieles den Steinmetzarbeiten überlegen sein. Denn seine Schlankheit bedarf weniger Raum, um sich zur Geltung zu bringen als die Wucht des Steins, der hier wiederholt so unglücklich in die spärliche Lücke zwischen den gegeneinander laufenden Häuserreihen eingeklemmt wurde.

Wie zum Beweis für die Durchführbarkeit, der im Vorstehenden geforderten Beschränkung stehen an der Strecke der Berliner Hochbahn auch einige Haltestellen ganz aus Glas und Eisen. Sie kamen an diejenigen Plätze, welche keine Ansprüche machen durften. An die Möckernstraße z. B., wo sie den Landwehrkanal schneidet. Die Stützen, auf denen die Strecke ruht, haben hier nur denselben Breitenabstand von einander wie im Verlauf der ganzen Bahnanlage. Und doch trägt der Unterbau die Perronhalle mit ihrer seitlichen Verbreiterung ohne irgend welche von außen vorgebauten Hülfskräfte allein, Dank den weit vorgreifenden Trägerarmen, die dem Gebäude etwas zierlich Schwebendes geben, das sich sehr gut dem eleganten Schwung der schlichten Wölbung des Wellblechdaches anpaßt.

Diese einfache Zweckmäßigkeit wäre im Sinne der dem Eisen zur Verfügung stehenden Ziermotive auszubilden. Daraus ergäbe sich auch die Möglichkeit von Luxusbauten aus Eisen. Zu ihnen wird die Technik der Hochbahnen schreiten, wenn sie erst einmal gewillt ist, auf Kompromisse mit der Vergangenheit zu verzichten und muthig alle Consequenzen aus dem Princip ihres Materials zu ziehen.

Dramatische Aufführungen.

Die Hoffnung. Ein Seestück in vier Acten von Herman Peter Heyermans (Deutsches Theater). — Der kommende Mann. Komödie in vier Aufzügen von Carry Brachvogel und Oskar Mysing (Kgl. Schauspielhaus).

Das Drama bedarf des Helden, der entschlossen gegen die Pfeil' und Schleudern eines finstern Schicksales angeht und in hartem Kampfe siegt oder fällt. Mag auch das neue Jahrzehnt hundert neue Reformen bringen mit hundert neuen Richtungen; mögen die Experimente auch einander jagen, mag ihnen vorübergehend sogar trügerischer Erfolg lächeln — sobald die Zuhörermenge sich wieder auf ihre Instincte besonnen hat, schreit sie nach der starken dichterischen Kraft, die eine gewaltige Handlung zu gipfeln weiß und entschlossen ringende Menschenkinder in's Sturmgetobe zu stellen weiß. Vor wenigen Jahren noch hätte Heyermans mit seiner „Hoffnung" Sensation gemacht. Heute kräht kein Hahn mehr darnach. Und doch ist sie ein Musterstück der naturalistischen Methode. Der Autor hat ein Paar scharfe Augen im Kopfe, seine Phantasie geht ihm nicht mit dem kühlen Verstande durch, fast phlegmatisch nüchtern setzt er die eingesammelten Beobachtungen zu dramatischen Geschehnissen zusammen. Alles ist wahr und lebensecht, geschickt componirt, und Heyermans poetische Begabung verräth sich packend in der Kunst, unheimliche Stimmungen auf die Bühne zu bannen. Aber gerade diese Unheimlichkeit, dies beklemmende Grauen, das von den Menschen und ihren Reden ausging, stieß die Menge ab, und der Schluß des Dramas begegnete einer im Deutschen Theater selten zu Worte kommenden Opposition. Der Naturalismus pfeift auf dem allerletzten Loche. Wenn man nicht einmal mehr dem geheiligten Auslande Respect erweist, dann mag sich retten, wer kann ... Heyermans erzählt die Geschichte von dem alten Schiffe, dessen Planken bereits so zermorscht sind, daß der gebrechliche Kasten keinen Sturm mehr aushalten kann. Der Rheder weiß das und rechnet damit; er hat den Kutter übermäßig hoch versichert. Und als das Unglück sich programmgemäß vollzogen hat, da braucht er nicht seinen Geschäftsfreunden zu telegraphiren: „Schiff verloren; Mannschaft leider gerettet." Denn mit dem Fahrzeug sind Mann und Maus versunken. Darunter die beiden Söhne der grauen Fischerswittwe Kniertje. Geert ist auf's Meer hinausgegangen, weil er nach freier, froher Seefahrt lechzte, er, der eben wegen thätlicher Beleidigung eines militärischen Vorgesetzten sechs Monate im dumpfen Loche verbracht hat. Geert läßt seine Braut, die Jo, von Niemandem beschimpfen, auch von dem hochmögenden Herrn Officier nicht. Sein Bruder Barend ist weniger als er darauf versessen, den „schwimmenden Sarg" zu betreten. Er hat sich in leichtfertiger Stunde anwerben lassen, will dann kontractbrüchig werden und wird, von der eigenen Mutter als feiger Bursch verachtet, mit Gewalt an Bord geschleppt. Die Alte, die schon den Mann und drei Jungen draußen im Meer liegen hat, verliert nun auch die beiden Letzten. Und als sie zum Rheder, um Unterstützung bettelnd, kommt, da wird ihr unter allerhand religiösen Trostworten der Bescheid zu Theil, daß er nur solchen Leuten eine kleine Beihilfe gewähren könne, die christlich und moralisch gelebt hätten. Das aber sei bei ihr nicht der Fall, denn sie habe den unsittlichen Umgang ihres ertrunkenen Sohnes Geert mit der Nichte Jo, die ein Kind von ihm unterm Herzen trage, im eigenen Hause geduldet .. Heyermans entrollt eine Reihe grausamer, niederdrückender Bilder, die sich peinigend in's Bewußtsein einbohren und deren Dunstluft der Hauch des Oceans nie auch nur minutenlang zerstreut. Daß er ein ehrlicher und starker Könner ist, darf ihm Niemand abstreiten, aber ein Künstler, im rechten Sinne, ein Befreier, der hinter den trüben und scheußlichen Begebenheiten des Alltags das große Menschheitsstreben sieht und das erlösende Licht, ist er mit Nichten. Seine Menschen nehmen ihr Schicksal dumpf und theilnahmslos hin, wehren sich höchstens wie das Kalb sich wehrt, wenn es auf den Schlachthof geführt wird und den Blutgeruch wittert. Irgend welche herzliche Theilnahme vermag diese Stumpfheit nicht einzuflößen, und wie die Menschen des Dichters, so huscht uns auch seine Dichtung wie ein spukhafter Schemen vorbei.

Immerhin läßt sich über Heyermans' unvergnügliche Schöpfung ein ernstes Wort sagen, während das Quodlibet aus der umfangreichen Napoleon-Literatur unserer Tage, das Carry Brachvogel und Oscar Mysing zusammengebraut haben, ebenso wenig vergnüglich, dafür aber auch ganz unernsthaft und unkünstlerisch ist. Napoleon, der „kommende Mann", zeigt in der aus tausend Entlehnungen und Benutzungen bestehenden, angeblichen Komödie alle an ihm bekannten Charakterseiten: er ist ein Narr, ein Flegel, ein verliebter Dummkopf, ein korsischer Parvenü, ein Riese, ein halber Epileptiker und ein gerissener Schauspieler. Um ihn und Matkowsky in all diesen Verwandlungen zu zeigen, haben Carry und Oscar ein Intriguenspiel ersonnen, das den Vorzug hat, an Lässigkeit schwer übertrumpft werden zu können. Bonaparte kehrt aus Egypten zurück, wird von der bekannten, in ihn verliebten jungen Aristokratin vor der bekannten, unheilvollen Verschwörung gewarnt, entlarvt die Betheiligten, verhaftet ihre Führerin, stürzt das Directorium und gelangt an's Ziel seiner Wünsche: Josefine am Herzen, blickte er auf das beherrschte Paris hinab. Und da trifft ihn der tückische Feind in eben dies liebende Herz. Man sendet ihm die zärtlichen Briefe, die Josefine während seiner Abwesenheit an Barras schrieb. Josefine ist die unmoderne, alberne Ehefrau, die im Gegensatz zu Wallenstein Schriftliches von sich giebt. Wenn die Damen, die den „kommenden Mann" zu sehen Gelegenheit haben — sie werden sich allerdings beeilen müssen — von Mysing und Brachvogel wenigstens das eine lernen, daß sie unter keinen Umständen zärtliche Billette in die Welt senden dürfen, dann hat unser Königliches Schauspielhaus nicht ganz umsonst Geld und Ruhm vergeudet.

Aus unseren Kunstsalons.

Jetzt wird's ernst. Da ist Nichts mehr zu machen — die Kunstsalons haben ihre Saison eröffnet. Und man denke, was Alles wir zu sehen bekommen werden, wenn z. B. Eduard Schulte im vorigen Ausstellungsjahr, d. h. vom 1. September 1900 bis 1. September 1901, in 15 Ausstellungen nicht weniger als 3500 Kunstwerke aller möglicher Werth- und Unwerthklassen dem Berliner vorgeführt hat.

Einen „Salon" wird's freilich weniger geben, wenn nicht so und so viel neue für ihn einspringen. Gurlitt läßt sein Ausstellungslocal in der Leipzigerstraße eingehen. Damit verlieren wir einen „Salon" von ausgesprochener Physiognomie und von großen Verdiensten. Das Kunstverständniß und die Kunstbedürfnisse, die Keller & Reiner und Cassirer so geschickt auszunutzen und zu pflegen wissen — Gurlitt war's, der sie einst überhaupt zu wecken verstanden hat. Berliner Kunstverstand dankt ihm Vieles. Hier war die Pflegestätte der Modernen und großen Einsamen. Von hier aus wurde systematisch und liebevoll das Interesse für Anselm Feuerbach und Arnold Böcklin, für Wilhelm Leibl und Hans Thoma und andere deutsche Künstler, deren Werke heute Weltruf genießen, geweckt; hier wurden wir mit ausländischen Führern der modernen Bewegung bekannt gemacht; hier veranstaltete u. A. Melchior Lechter seine erste und einzige große Ausstellung, die ihn sofort in den Vordergrund Berliner Kunstlebens rückte. Das kunstbildende Wirken der Firma wird unvergessen bleiben.

Unter den vielen Concurrenten, die ihr in der letzten Zeit erstanden sind, ist der jüngste nicht einer der Unbedeutendsten: das dicht daneben liegende Werthheim'sche Waarenhaus. Das Vorurtheil, dem man hier und da ihm gegenüber begegnet, will mir nicht gerechtfertigt erscheinen.*) Warum sollen nicht auch im Waarenhause ernstgemeinte

*) Es thut mir leid, aber ich theile dies Vorurtheil. Auch mein geschätzter Herr Mitarbeiter würde sich wahrscheinlich zur Wehr setzen gegen die Idee, Kunstausstellungen beispielsweise bei Heffter stattfinden zu lassen, obgleich doch gewisse Schinken vortrefflich in einen Schlächterladen passen. Gewiß, der Ort, an dem ein Gemälde hängt, hat nur mittelbare Bedeutung und erhöht weder seinen Kunstwerth noch ver-

Digitized by Google

Kunstausstellungen stattfinden können? Die Männer, die an der Spitze des Unternehmens stehen, bürgen dafür, daß es ernstgemeint ist; die bisherigen Ausstellungen haben es bewiesen. Auch die derzeitige ist wieder interessant. Skizzen und Studien und „Bilder" von einigen Münchenern und einigen Brachtschülern. Darunter stark ausgeprägte Künstlerindividualitäten, wie Pius Ferd. Messerschmidt mit seinen feinen Interieurstudien, dem sonnigen Sommergarten, den Pferdestudien, wie Curt Rüger, ein Impressionist pur sang, der lauschiges Waldinneres, wie schöne Frauenaugen, Freilichteffecte, wie das gebrochene Licht in alten Domen und Klöstern mit gleicher Liebe und gleich feiner Empfindung zu malen weiß, wie endlich Hugo Bürgel, gleich den beiden Vorgenannten in München thätig. Wohl der Interessanteste von den Dreien. Gleich Uhde kam auch er vom Militär zur Kunst, und das verhältnißmäßig spät. Gleich Uhde war auch er ein Vorkämpfer der „Secession", als es noch zu kämpfen galt. Ein coloristischer Stimmungsmaler, der sich seine Motive als empfindungsvoller Dichter zu wählen versteht. Er liebt die ernsten, düsteren, oft schwermuthsvollen Gammen der Schatten und weiß sie auch in Oberbayern zu finden an Herbsttagen und in Dämmerungsstunden. Sein großer Mondaufgang wirkt wie ein Notturno von Chopin, voll verhaltener Leidenschaft und melancholischen Unterströmungen. Das am Horizont aufblauende „Alpenvorland" unter warmtönigem grauem Himmel mit bräunlichen Wolkenfetzen ist von unendlicher Raumtiefe. Ein „Motiv bei Diessen" ist ein decoratives Prunkstück in Braunroth, Graubraun und Violett und dabei doch intim und discret in den Farbenreizen, wie ein Gobelinteppich. Zwei goldleuchtende Herbstlandschafts-Ausschnitte bilden einen wirksamen Gegensatz zu dem matttönigen „Birkenwald", der von Corot'scher Zartheit ist. Mitunter malt Bürgel fast auf grober Sackleinwand und erzielt gerade durch diesen spröden Untergrund ein schönes Vibriren und Schillern der Luft und aller Localfarben. . .

Sehr groß ist wieder die Ausstellung bei Schulte, und wie schon auf der ersten Herbstausstellung herrschen Franzosen und in Paris schaffende Künstler vor. Manche von ihnen, wie Bunny, Nicolet, Pointelin, waren schon neulich vertreten. Neu sind u. A. Lisbeth Devolve-Carrière, wohl die Gattin Gustave Carrière's, dessen Vorliebe für durchsichtiges Dunkel und graue Nebelmalerei sie theilt; ihre Blumenstücke wirken traumhaft unter dem Gelbgrau, das wie ein Schleier auf ihnen liegt. Dann Paul M. Dupuy, im Gegensatz zu ihr Einer, der die Farbe liebt und auf den Kinderspielplätzen im Luxembourg-Garten in diesem Sinne dankbare Motive entdeckt, die er mit großer Leichtigkeit und flottem Pinsel festzuhalten vermag. Gustave Albert ist ein Freund der frostigen Wintermorgensonne, und auch Maurice Courant zieht helle, kalte Töne vor. Der Finländer Edelfeldt, der in dem Bildniß seiner schönen schlanken blonden Landsmännin Aino Acté, der Primadonna der Grand Opéra, sein ganzes pariserisches Raffinement in der Farbenwirkung und seinen reizvollen Geschmack in der englisch schlichten Auffassung zeigt, beweist daneben in ein paar Ausschnitten aus der wald-, felsen- und wasserreichen düsteren Landschaft seiner Heimath, wie innig verwachsen er noch mit ihr ist. Malt er auch Bildnisse im Styl der von England beeinflußten Franzosen — kein Franzose oder Engländer könnte die Abendstimmung über dem inselreichen See so malen, wie Edelfeldt es hier als echter Sohn seines Landes gethan hat. Von Ausländern fällt besonders auf auch noch der Londoner Cecil Rea, der was von Watts und was von Rossetti hat und in seinen „Seligen Gefilden" und den übrigen Allegorien sich vor Allem als sehr feinfühliger Colorist zeigt. Ueberraschend wirkt Léon Tanzi-Paris: unter all' den verschiedenen, malerischen Problemen nachsinnenden modernen Franzosen ein Vertreter akademischer Landschaftsmalerei im Style des großen Galeriebildes mit gewissenhafter Beachtung des Kleinen und Kleinsten, aber ohne je pedantisch und langweilig zu werden. Von den Deutschen ragt besonders Fritz Rhein aus Cassel hervor mit einer Reihe von Bildnissen, die in Auffassung und Technik sehr verschieden sind, bald an die starke, kräftige Art der neueren Münchener Impressionisten, wie sie auf unserer „Secession" vertreten sind, bald an die Anmuth der Pariser vom Geiste Aublet's erinnern, immer aber fesseln. Ein bedeutendes Talent, aber noch ohne eigene Ausdrucksformen. Sie werden wohl mehr auf dem Boden der Münchener sich herausgestalten. Zum Schluß noch ein Hinweis auf die sehr intim wirkenden Radirungen von Fritz Rumpf — Potsdamer Thore und Plätze mit Staffage aus der Fridericianischen Zeit — und auf des Müncheners Paul Wolff stylisirte Landschaften.

J. Norden.

---

mindert er ihn. Aber die Würde der Kunst erhöht es nicht, wenn sich ihre Tempel in Allerweltsbazaren, in der nächsten Nähe von sauren Gurken, Nachthemden, Spickaalen, Bartbinden, Unterhosen und anderen Lebensnothwendigkeiten erheben. Ein Concurrent Wertheim's annoncirte neulich wörtlich in den Berliner Zeitungen:

> Graue Ziegenfelle, Küchentischdecken, Wachstuch, Küchengardinen, Portièrenstangen, Orig. Oelgemälde und Reproductionen, Landschaften, Stilleben, Genre moderner Meister, Glas und Porzellan, Haus- und Küchengeräthe.

Man muß schon einen starken Magen haben, um dies abscheuliche und den guten Geschmack beleidigende Durcheinander hinunterschlucken zu können. Und das ist vielleicht noch nicht einmal das Ende vom Liede.

D. H.

Offene Briefe und Antworten.

Noch einmal Classenmoral und Dienstboten-Frage.*)

Sehr geehrte Redaction!

Von der Sommerreise zurückgekehrt, fand ich in Nr. 32 der Gegenwart die Artikel Ihres geschätzten Mitarbeiters, Herrn Karl Noetzel über die Dienstbotenfrage. Ich interessire mich lebhaft dafür, wundere mich aber, daß nur den Herren der Schöpfung gestattet wird, über dieses Thema ihre Gedanken zu veröffentlichen, warum sollten wir Frauen nicht viel besser darüber urtheilen können. Es ist doch unser eigenstes Feld und ich fürchte sehr, die Aufsätze aus männlicher Feder schaden mehr, als sie nützen. Ich wenigstens hätte nach Lesung der Artikel ausrufen mögen wie Boz in David Copperfield: Blind, blind, blind! Nicht mit philosophischen Abhandlungen und wohlmeinenden, aber unausführbaren Rathschlägen ist hier geholfen. Ist doch so schon der allgemeine Standpunkt unserer arbeitenden Classe: Viel Geld und wenig Arbeit. Viel Vergnügen und wenig Pflichten. Und diese Grundsätze sind durch die Männer nur zu sehr auf die weiblichen Arbeiterinnen übergegangen. Sehr zu ihrem eignen Nachtheil. Wer bildet denn die Töchter unserer Arbeiter zu einigermaßen verständigen Hausfrauen aus? Sie lernen es in dienender Stellung! Ich denke, wir wissen es Alle, daß unsere Beamten und Officiere im Allgemeinen nicht entsprechend besoldet sind, wir wissen es Alle, daß die Familien, denen kein Privatvermögen bescheert ist, aber Familiensegen in ihren Kindern, oft hart kämpfen müssen um durchzukommen. Dann ist es der Hausfrau beschieden, mit ernstlichem Bestreben zu sparen, einzutheilen und fleißig die Hände zu rühren. Sie thut durchschnittlich weit mehr, da Geist und Körper gemeinschaftlich arbeiten, wie das Dienstmädchen. Was sollte nun daraus werden, wenn die Dienstboten, die sie erst mit Mühe anlernen muß, soviel Freiheiten beanspruchten, wie der Herr Verfasser für sie haben will. Spazierengehen jeden Tag! Ich denke das besorgen sie reichlich mit obligaten Plauderstündchen bei jedem Wirthschaftsgang. Den halben Sonntag frei und einen Abend in der Woche! Wehe der Hausfrau, die dem Mädchen den Ausgangssonntag beschneidet, die kann sich sogleich auf Kündigung gefaßt machen. Außerdem werden aber auch die Abende in der Woche, die die Mädchen zu Hause sind, zu eigner Beschäftigung gefordert. Jede gebildete Frau wird ihren Leuten Zeit geben, um für sich zu arbeiten, aber freie Abende oder der Achtuhr-Schluß, sind doch ein Unding. Hier schreit das Kind, dort hat der Hausherr einen nothwendigen Brief zu besorgen, oder es kommt Besuch, ein Familienmitglied soll abgeholt werden — nun, es ereignen sich eben unzählige Dinge in der Wirthschaft, die die Ausführung dieses Wunsches unmöglich machen. Es ist ja auch schließlich so weit gekommen, daß es im Hause nicht mehr heißt: Ist die Frau gut gestimmt, sondern, wie ist die Stimmung der Dienenden? Die wirklich braven, anhänglichen Mädchen sind selten genug geworden, und man kann sie nicht hoch genug schätzen. Aber den jetzigen Verhältnissen noch das Wort zu reden, ist geradezu eine Versündigung an der deutschen Familie. Wir steuern dann mit großer Schnelligkeit auf das Kosthauswesen der Amerikaner hin, und sowohl den Männern, wie den jungen Mädchen wird die Lust an der Heirath, an der Gründung der Familie immermehr genommen. Mag die Frau auch noch so ideal veranlagt sein, der Unterschied zwischen einem guten und getreuen Mädchen als Hülfe und Stütze im Haushalt oder einem echt modernen, nur contractmäßig arbeitenden Mädchen ohne jedes menschliches Interesse, wird ihr bald genug fühlbar werden.

Ergebenst
Elise Schwabe
geb. von Wedel. Berlin-Grunewald.

---

*) Vgl. auch A. v. Hartmann's „Herrschaft und Dienstbote" in Nr. 35 der Gegenwart.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Bismarck im **Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

Soeben erschienen:

Der

Verrath von Metz.

Von

Carl Bleibtreu.

Mit Illustrationen von Chr. Speyer.

Preis in farbigem Umschlag 1 M., geb. 2 M.

Der Verfasser der Schlachtenschilderungen von **Woerth, Gravelotte, Sedan, Paris, Orleans, Belfort,** welche in mehr als 150000 Exemplaren verbreitet sind, bietet eine neue wertvolle Schilderung der Belagerung und Übergabe von **Metz.** Das Metz-Rätsel wird hier in anschaulichster Form gelöst. Wir sehen die ehrgeizigen Selbstsuchtspläne des Marschalls Bazaine keimen, sich sprungweise entfalten, bis die böse Frucht reift, sehen zuletzt den indirekten Verräter sich in die eigene Schlinge verwickeln. Dieses Buch bietet zugleich eine psychologische Charakterstudie ersten Ranges, ein Seelenportrait, in dem auch das Ewig-Weibliche (Bazaine's Gattin) nicht vergessen wird.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Gottsched-Verlag. Berlin W. 9.

Eugen Reichel:

Ein Gottsched-Denkmal.

Monumentales Prachtwerk. 30 M.

Kleines Gottsched-Denkmal. 2 M.

Die Londoner „Academy" hat kürzlich verschiedenen hervorragenden Gelehrten und Staatsmännern einen Fragebogen mit der Frage zugehen lassen, welches die zwei im Jahre 1900 erschienenen Werke seien, die auf sie den bedeutendsten Eindruck gemacht haben. Karl Blind, der in London heimisch gewordene berühmte Gelehrte, hat bei dieser Gelegenheit Eugen Reichel's „Gottsched-Denkmal" an erster Stelle genannt.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. c. Kurkapelle: 42 **Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W. 57.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen und geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-, Trink- und Badequellen, Mineral-, Moor-, Douche- und Dampf-Bädern,** zeitgemässen Einrichtungen zu **Kaltwasserkuren u. Massage,** ferner einer vorzüglichen **Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. — Hochquellen-Wasserleitung.** — Angezeigt bei **Krankheiten** d. **Nerven,** d. **Athmungs-, Verdauungs-, Harn- u. Geschlechts-Organe,** zur **Verbesserung** d. **Ernährung** u. d. **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden u. d. Folgen entzündl. Ausschwitzungen. Eröff. **Anfang Mai.** Prosp. unentgeltlich.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 M.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in Berlin.

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's** Anstalten **Dresden-Loschwitz** und Burgsteinfurt, Westf. Herrl. che Lage. Honor. **nach** Heilg. Prospecte gratis. **Aelteste staatl.** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I** ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Manuscript-

Angebote erbitten

Jacobi & Zocher, Verlagsbuchhandlung
Leipzig-R., Oststraße 9.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Manteuffelstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 41. Berlin, den 12. October 1901. 30. Jahrgang. Band 60.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die Zweitheilung Böhmens. Von Julius Patzelt (Wien). — Die wahren und die falschen Ritter des Geistes. Von Professor J. Mähly (Basel). — Aerztliche Fernbehandlung. Von Dr. med. Alphons Fuld (Mainz). — **Literatur und Kunst.** Ein Wort für Bürger's Lenore. Literar-ästhetische Schnitzel von Eugen Reichel. — Modernes Münchener Kunstgewerbe. Von Eduard Engels (München). (Schluß.) — **Feuilleton.** Widosawa Brankowitsch. Von Znaj Jowan Jowanowitsch. (Aus dem Serbischen.) Deutsch von Wilhelm Thal. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt.** Lachende Erben. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Die Zweitheilung Böhmens.

Von Julius Patzelt (Wien).

In der deutschen Presse Oesterreichs ist ein heftiger Kampf über eine Frage entbrannt, von der man meinen sollte, daß die Deutschen Oesterreichs sich längst über sie klar geworden und zu einer einverständlichen Auffassung gelangt wären. Seit dreißig Jahren steht die „böhmische Frage" auf der Tagesordnung der öffentlichen Discussion; hundert Mal ist sie von allen Parteiführern als der Kern des österreichischen Problems bezeichnet worden; seit zehn Jahren müht man sich damit ab, ihre praktische Lösung zu finden, und jetzt, wo das allgemeine politische Ruhebedürfniß günstige Dispositionen hierfür geschaffen hat, hört man plötzlich, daß die Auffassungen hierüber im deutschen Lager weit auseinander gehen. Es fällt schwer, diese bedauerliche Erscheinung anders als aus dem geringen praktisch-politischen Sinne der Deutschen Oesterreichs zu erklären, der sie nach der falschen Einleitung der deutschen Politik durch die Decemberverfassung (1867) bis heute noch nicht zu einer realistischen Auffassung des österreichischen Problems gelangen ließ. Die Deutschen Oesterreichs und ihre Parteien sind über das dunkle Gefühl, daß die Decemberverfassung kein Meisterwerk war, lange nicht hinausgekommen, und selbst als ihre Schäden aller Augen offenbar wurden, vermochte man sich nicht aus dem Banne der liberalcentralistischen Doctrin zu befreien, sondern griff zu Improvisationen, zu Halbheiten, vermöge deren man zu bessern dachte, was in seiner ganzen Anlage verfehlt war. Dieser doctrinäre Zug kennzeichnet auch heute noch die deutsche Politik in Oesterreich, er erklärt aber auch die bekannten Erscheinungen des Radicalismus. Denn Parteien, die die realen Verhältnisse, die vorhandenen lebendigen Kräfte ignoriren, um ihre Doctrin aufrecht erhalten zu können, sind, weil sie keine praktischen Erfolge erzielen können, der beste Nährboden für den politischen Radicalismus, der Fleisch von ihrem Fleische, ebenfalls immer und überall doctrinär ist. Die Entwickelung des politischen Geistes der Deutschen Oesterreichs vom Doctrinarismus zum Realismus hat in den letzten dreißig Jahren nur ganz minimale Fortschritte gemacht. Darum unterscheiden sich auch die deutschen Parteien im Allgemeinen nicht durch den Inhalt ihrer Programme, sondern lediglich durch die Stärke des Tones, mit dem sie vorgetragen werden; wo aber die Gemäßigten beginnen, der lebendigen Entwickelung Concessionen zu machen, da spricht natürlich der Radicalismus sofort sein Anathema, und mit Erfolg; denn so lange an der Doctrin, die die Decemberverfassung geschaffen hat, nicht gerüttelt werden darf, wird es der Masse leicht begreiflich zu machen sein, daß die Doctrin nur deßhalb nicht zum vollständigen Durchbruche gelangen konnte und kann, weil sie nicht radical genug geltend gemacht wurde und wird.

Das Schicksal der Idee der administrativen Zweitheilung Böhmens ist ein neuer Beleg dafür. Vor fünfzehn Jahren begeisterte Deutschböhmen sich im Fluge für das Project, heute, wo eine Reihe von Parteien sich an seine Durchführung macht, stößt es auf einen nachhaltigen Widerstand. Der radicale Doctrinarismus der Alldeutschen bezeichnet es als „Verrath", wie es ja in der That einen Schritt — wenn auch einen falschen — von den Bahnen der centralistisch-bureaukratischen Auffassung des Staates bedeutet. Ob für die Opposition der Alldeutschen, zu deren politisch-nationalem Glaubensbekenntnisse die Zweitheilungsidee bis vor Kurzem gehörte, weniger sachliche als vielmehr die tactische Erwägung maßgebend war, durch Bekämpfung dieses Projectes die andere deutschen Parteien Böhmens bei den bevorstehenden Landtagswahlen in's Herz zu treffen, ist für die Untersuchung der Frage selbst belanglos. Daß die Alldeutschen in der Sache selbst aber nicht klar sehen, beweist ihre Behauptung, daß die Zweitheilung Böhmens eher darum bekämpft werden müsse, weil sie eine altliberale Erfindung sei. Das ist unrichtig. Wären die Alldeutschen sich ihrer innigen Verwandtschaft mit den Altliberalen hinsichtlich der staatsrechtlichen Auffassung bewußt, so könnten sie eine solche Behauptung gar nicht aufstellen, die ja auch der historischen Wahrheit keineswegs entspricht. Die Altliberalen (Verfassungspartei) standen auf streng centralistisch-bureaukratischem Standpunkte, sie lehnten jede Forderung nach Selbstverwaltung einzelner Theile des Staates grundsätzlich ab und widerstrebten deßhalb auch lange dem Rufe nach der Zweitheilung Böhmens, weil sie, wie weiter unten gezeigt werden soll, die autonomistischen Consequenzen eines solchen Schrittes voraussahen. Ihr Plan war, nach der Abtrennung Ungarns Cisleithanien zu einem einheitlichen Staatswesen mit deutschem Gepräge auszugestalten. Allein schon der erste Versuch mißglückte, denn in der heute noch giltigen Decemberverfassung gelangte zwar die centralistische, nicht aber auch — was für die Deutschen doch die Hauptsache gewesen wäre — die deutsche Staatsidee zum Aus-

Digitized by Google

drucke. Die einzige Garantie, die die Decemberverfassung den Deutschen in nationaler Beziehung bot, bestand lediglich in einem sehr künstlichen Wahlsysteme und in dem thörichten Glauben der Verfassungspartei an die Allmacht des Parlamentes, in dem natürlich sie die Mehrheit besaß. Man war am Ruder, man verfügte über die Verwaltung und über die Gesetzgebung und glaubte somit, genügend Mittel in der Hand zu haben, um die Hegemonie des Deutschthums dauernd befestigen zu können. Der erste Reif auf diese Blüthenträume deutschcentralistischen Kinderglaubens fiel aus Galizien, wo die Polen in Kurzem das „allmächtige" Parlament matt setzten und sich eine weitgehende Autonomie erzwangen. Gegenüber den Tschechen war man allerdings zäher, trotzdem aber blieben alle Versuche, der Decemberverfassung zu ihrem centralistischen Inhalte nachträglich auch einen deutschen zu geben, vergeblich. Im Gegentheil, weil die Decemberverfassung die Nationalitätenfrage nicht gelöst, sondern versucht hatte, sie zu unterdrücken, hatte sie sie verschärft; denn mit den nationalen Forderungen der Tschechen lief der natürliche Widerstand des Staates gegen die seiner Natur nicht entsprechenden Organisation parallel, die die Decemberverfassung verfügt hatte. Im deutschen Lager aber war man weit davon entfernt, diesen Fetisch zu zertrümmern; man war von der Vortrefflichkeit dieser Verfassung so überzeugt, daß man zu ihrer Vertheidigung das Dümmste vorbrachte, was eine politische Partei in einem solchen Falle sagen kann: daß nämlich nur die schlimmen Gegner der Decemberverfassung daran schuld seien, daß diese sich nicht ordentlich einleben können und das Alles nicht erfülle, was die Deutschen von ihr erwartet hätten. Wie einfach und klar! Allerdings vergaß die Verfassungspartei vollständig, daß eben diese schlimmen Gegner der Decemberverfassung lebendige Glieder des Staates waren, begabt mit demselben Rechte, an der Gestaltung der inneren Politik Theil zu nehmen, wie die Väter dieser Verfassung. Es war ganz richtig, daß diese im Sinne ihrer Schöpfer nicht functionirte, weil sie von einer starken Gruppe von Parteien, darunter ganzen Volksstämmen bekämpft wurde. Aber eben darum taugte sie auch Nichts, denn in den organisatorischen constitutionellen Fragen eines Nationalitätenstaates, in dem kein einziger Volksstamm die entschiedene Mehrheit der Bevölkerung bildet, ist keine Majorisirung, sondern nur ein Compromiß wenigstens der Hauptbetheiligten möglich.

Als nun nach dem Sturze des Ministeriums Auersperg II die ersten Sprachenverordnungen im Sinne der Forderungen der Tschechen die Vortrefflichkeit der Decemberverfassung zu illustriren begannen, da fühlten die Verfassungstreuen allerdings endlich das Bedürfniß, der Verfassung untreu zu werden. Man begann die nationale Sonderung der culturellen Angelegenheiten der Deutschen und Tschechen in Böhmen in Erwägung zu ziehen (Theilung des Landesculturrathes und Landesschulrathes, die mittlerweile auch vollzogen wurde). Allein schon war Anfang der achtziger Jahre von deutschnationaler Seite die Parole: Administrative Zweitheilung Böhmens! ausgegeben worden. Die Altliberalen zögerten, denn gerade in der ihnen wichtigsten Frage, der Schulfrage, mußte die Zweitheilung folgerichtig auch zur Beschränkung der Competenz des Reichsrathes, also zur Durchbrechung des centralistischen Systems führen, wenn anders die Zweitheilung in nationaler Beziehung ihren Zweck erreichen sollte.*) Allein das Schlagwort von der administrativen Zweitheilung machte Schule, die Liberalen mußten mit, wollten sie nicht unter den Wagen kommen, und obgleich gewichtige oppositionelle Stimmen aus den Alpenländern laut wurden, bildete die Zweitheilungsidee sowohl bei den Taaffe'schen als auch den späteren deutschtschechischen Ausgleichsversuchen den Kernpunkt der Verhandlungen. Sie fand dann in dem gemeinsamen deutschen Pfingstprogramme Aufnahme und wurde endlich von der deutschen Volkspartei in Böhmen an die Spitze des Programes für die bevorstehenden Landtagswahlen gestellt.

Welches ist nun der Inhalt der darauf bezüglichen Forderungen? 1. Nationale Abgrenzung der Verwaltungs- und Gerichtsbezirke; 2. Trennung des Landesausschusses, also der autonomen Landesverwaltung, in zwei Abtheilungen, eine tschechische und eine deutsche; 3. Trennung des Prager Oberlandesgerichtssprengels, der Oberpost- und der Oberfinanzlandesdirection in je zwei nationale Abtheilungen; 4. Errichtung nationaler Curien im Landtage, so daß in allen verfassungsrechtlichen und nationalen Fragen ein Antrag nur dann angenommen erscheint, wenn er von der Mehrheit jeder Curie genehmigt wird; 5. Trennung der Landesfinanzen; 6. Gesetzliches Recht der Parität der Deutschen mit den Tschechen hinsichtlich der Wahlen in die Landtagscommissionen und hinsichtlich der Besetzung der Stellen in allen gemeinsamen Landesanstalten, und 7. endlich Regelung der Sprachenfrage bei den autonomen und staatlichen Behörden in dem Sinne, daß in den tschechischen Theile Böhmens tschechisch, in dem deutschen aber deutsch amtirt werde, so daß in Böhmen zwei gesonderte nationale Beamtenkörper zu schaffen wären.

Nach diesem Entwurfe wird also Böhmen thatsächlich in zwei Theile zerlegt, denen nur der Statthalter und der Landtag gemeinsam wären, Letzterer jedoch nur mit der durch die Schaffung nationaler Curien bedingten Einschränkung. Die Tendenz dieser Idee drückt sich sehr beredt in den Worten aus, die ein besonders eifriger Verfechter der Zweitheilung darüber gesprochen hat, indem er sagte: „Wir wollen in Deutschböhmen thun, was uns beliebt, die Tschechen mögen es sich in ihrem Landestheil einrichten, wie es ihnen gut dünkt." Das weist nun ziemlich deutlich darauf hin, daß das heutige Zweitheilungsprogramm noch gar nicht vollständig ist. Es bedeutet nur den ersten Schritt zur vollständigen nationalen Autonomie, muß also in weiterer Folge zur Vernichtung der centralistischen Verfassung führen, weil für Deutschböhmen folgerichtig auch jene Competenzen in nationalen Dingen beansprucht werden müßten, die heute noch Sache der Centralgesetzgebung und -Verwaltung sind.

Zweifellos hat diese Idee der Zweitheilung etwas Bestechendes an sich. Da wir uns in Böhmen nicht vertragen können, trennen wir uns einfach, und der ganze Streit hat ein Ende. Das klingt ganz plausibel, allein die Sache liegt denn doch nicht so einfach, selbst wenn man ganz von dem Widerstande Jener absieht, denen die Untheilbarkeit des Königreiches Böhmen ewiges Gesetz dünkt. Die Idee der Zweitheilung ist, im Grunde genommen, entschieden föderalistischer Natur, allein, indem sie das föderalistische Princip lediglich auf Deutschböhmen angewendet wissen will, ist ihre Durchführung für sich allein nicht geeignet, das österreichische Problem zu lösen. In den auf die Zweitheilung Böhmens gerichteten Bestrebungen tritt die ganze abstoßende Rücksichtslosigkeit in Erscheinung, die die deutschböhmische Politik seit jeher gegenüber den Deutschen der Alpenländer bewiesen hat, denselben Alpendeutschen, die Jahrzehnte lang selbstlos im politischen Dienste der Deutschböhmen gearbeitet haben und zum Dank dafür von der deutschböhmischen und der in demselben Sinne geleiteten Wiener Presse oft genug als Deutsche zweiter Classe hingestellt wurden. Ich habe bereits in meinem „Oesterreichischen Jahrbuche" für das Jahr 1897 mit allem Nachdrucke darauf hingewiesen, daß die Zweitheilung Böhmens in der Praxis den Deutschen in Böhmen nicht die erhofften Vortheile bringen, für die Deutschen der Alpenländer jedoch eine außerordentliche Gefahr bedeuten würde. — Ueber die Ersprießlichkeit der nationalen Abgrenzung der Verwaltungs-

*) Der wiederholte Beschluß des niederösterreichischen Landtages dahingehend, daß in den Mittelschulen dieses Kronlandes grundsätzlich nur die deutsche Sprache als Unterrichtssprache zulässig sein solle, erhielt nicht die Kaiserliche Sanction, da die Decemberverfassung die Gesetzgebung über diese Materie dem Reichsrathe vorbehalten hat.

Digitized by Google

und Gerichtsbezirken in Böhmen, der Errichtung von nationalen Curien mit Vetorecht in allen constitutionellen und nationalen Fragen, sowie der Regelung der heute chaotischen finanziellen Seite der Schulfrage im Sinne gesonderter nationaler Schulfonds ist kein Mensch im Zweifel, allein das Alles geht ohne die administrative Zweitheilung Böhmens durchzuführen, die ja auf andere ebenfalls zweisprachige Kronländer, wie Mähren z. B. gar nicht anwendbar ist.

Man kann nur annehmen, daß man in Deutschböhmen hofft, durch die Zweitheilung das Eindringen des tschechischen Elementes in Deutschböhmen zu verhindern. Ist diese Erwartung aber begründet? Nein; die tschechische Einwanderung hat nicht politische, sondern rein ökonomische Ursachen, indem der intelligentere und darum anspruchsvollere deutsche Arbeiter die besseren Löhne in Deutschland sucht und der weniger intelligente, aber auch billigere tschechische Arbeiter dem abziehenden deutschen Arbeiter nachrückt. Kein Gesetz vermag daran Etwas zu ändern; es wäre denn, daß man zwischen Deutschböhmen und Tschechischböhmen die Freizügigkeit aufheben würde, und daran denken wohl selbst die begeistertsten Anhänger der Zweitheilung nicht. Auf einem Gebiete ließe sich dagegen allerdings der tschechische Zuzug stauen, auf dem der Justiz und der Verwaltung. Es läßt sich nicht leugnen, daß das Vordringen der tschechischen Beamtenschaft in deutschen Bezirken Böhmens ihre Tschechisirung gefördert und die dadurch hervorgerufene Erbitterung auf deutscher Seite die nationale Frage wesentlich zu einer Beamtenfrage gemacht hat; allein die Art und Weise, wie man ihr durch die Zweitheilungsidee beizukommen sucht, entspricht nicht dem deutschen nationalen Interesse. Durch eine deutsche und analog eine tschechische Amtirung und die Bildung nationaler Beamtenkörper in den entsprechenden beiden Theilen Böhmens würde man für's Erste allerdings das tschechische Element aus dem Beamtenstatus in Deutschböhmen vollständig ausschalten; allein um welchen Preis? Erstens würde die überschüssig gewordene tschechische, auch des Deutschen kundige Beamtenschaft nach den deutschen Alpenländern strömen, wo es keine gesetzliche Handhabe zu ihrer Ablehnung gäbe; zweitens aber würde durch die Bildung eines national-tschechischen Beamtenkörpers in Tschechisch-Böhmen dieser Theil Böhmens zu einem fest organisirten tschechisch-nationalen Sondergebilde umgeschaffen, das, den deutschen Alpenländern vorgelagert, diese von der Masse des deutschen Volkes nach und nach abschneiden würde. Ein solches Tschechisch-Böhmen wäre die beste strategische Basis, von der aus das Slaventhum die Zersetzung und Erdrückung des Deutschthums in den national nicht organisirten Alpenländern in Angriff nehmen könnte. Es würde also gerade das eintreten, was die Deutschböhmen mit Unrecht dem deutschföderalistischen Programme zum Vorwurfe machen, die Slavisirung eines bedeutenden Theiles Oesterreichs, während bei einer wirklichen Föderalisirung Oesterreichs die deutschen Alpenländer sich zu einer festen, staatsrechtlichen, nationalen Einheit zusammenschließen, die Deutschen in den Sudetenländern aber so ausreichende Garantien für sich erlangen würden, daß sie schon wegen der Nähe der deutschen Grenze allen politischen Angriffen des Tschechenthums Stand und dieses selbst in Schach halten können.

Die Zweitheilung Böhmens für sich allein könnte also von den deutschen Alpenländern aus Gründen der Selbsterhaltung unter keinen Umständen acceptirt werden. Trotzdem scheint mir aber die dahin zielende Forderung einen Fortschritt anzukündigen. Einerseits durchbricht sie ja die bisher die deutschen Parteien ausschließlich beherrschende centralistische Doctrin, andererseits aber wird die Agitation für die Zweitheilung Böhmens naturgemäß in den Alpenländern die föderalistische Bewegung in Fluß bringen. Denn wenn in Böhmen auch nur die nationale Abgrenzung der Bezirke und die Constituirung nationaler Beamtenkörper in Deutsch- und Tschechisch-Böhmen weiter betrieben wird, so werden die Deutschen in den Alpenländern durch die Rücksicht auf die oben skizzirten Folgen einer solchen Entwicklung der Dinge in Böhmen sich gezwungen sehen, zur Sicherstellung ihres eigenen nationalen Besitzes den Zusammenschluß der deutschen Alpenländer zu einem in nationaler Beziehung autonomen, staatsrechtlichen Ganzen zu bewerkstelligen, womit der entscheidende Schritt zur Föderalisirung Oesterreichs, aber auch zur Sicherung des deutschen Besitzes in Oesterreich erfolgt wäre.

Die wahren und die falschen Ritter des Geistes.

Von Prof. J. Mähly (Basel).

Ja, wenn einmal einer der Socialistenhäuptlinge mit seinen Prätorianern das Scepter der Weltregierung in die schwieligen Hände bekäme, dann wäre es um die Aristokratie des Geistes geschehen, dann gäb' es nur einen — und was für einen! — Hexentanz, in welchem Mann und Weib, Alt und Jung, Groß und Klein herumwirbelte, Alles auf Du und Du, unterschiedslos zu einer Masse zusammengeballt, nach einer Melodie gröhlend, nach einem Tacte strampelnd, ohne Tactmeister und Flötenbläser und Vorsinger; denn gleich und gleich wäre ja die Parole, und da braucht's weder Commando noch Tactstock! Ein beneidenswerthes Dasein, ein süßes Faulenzen, ein ungestörtes Schwelgen am reichen Mahle des Lebens in einer weihevollen, ungetrübten Seelenharmonie; — denn welcher Mißton wäre möglich, wo keine Sorge mehr wimmert, kein Neid mehr geifert und kein Gram mehr wühlt? Und aus dem zusammengegohrenen Chaos würden nur noch als unterscheidende Punkte die Ungleichheit der Geschlechter und der Altersstufen auftauchen als geduldete, freilich nothwendig geduldete Discrepanzen; denn diese hat man dem lieben Gott aus seinem uralten und darum auch veralteten Weltplan nicht wegdecretiren und wegcorrigiren können, so unbequem sie auch den genialen Einheitsbau des modernen Menschenwitzes stören. Man könnte es auch dem lieben Gott, obzwar keine Seele mehr sich um den abgesetzten Herrn kümmert, schlechterdings nicht verargen, wenn er mit etwelchem Staunen auf den neuen Concurrenzstaat herunterblicken würde, den seine undankbaren Creaturen ihm zum Hohne aufgerichtet haben, so ganz aus anderem Holz, als er ihn dereinst gezimmert: er, in seinem altväterlichen Glauben an die weltgestaltende Macht der Gegensätze und Unterschiede, sie aber, die Menschen in ihrem Streben nach Ueberwindung der Gegensätze und Nivellirung der Unterschiede, um's kurz zu sagen, nach der welterlösenden Einheit! Dieses Trennen der Jahreszeiten, dieses Sondern der Natur nach Pflanzen und Thieren, nach Belebtem und Unbelebtem, und diese Unterschiede selber wieder nach zahllosen Stufen und Classen, dieses ungleiche Vertheilen der Kräfte und Eigenschaften — wozu das? Mußte es nicht einen ewigen Kampf um's Dasein hervorrufen, und ist ein solcher denn ein vernünftiger und humaner Weltplan? Unbegreiflich, daß im Plane der Weltschöpfung nicht der so naheliegende, so unwillkürlich sich aufdrängende Einheitsgedanke vorgewaltet hat!

Im Ernst: wer weiß, was schließlich herauskommt, wenn man den Menschen oder dem Theile davon, der sich gern diesen Weisheitstrank credenzen läßt — es sind bekanntlich nicht wenige — nicht nachgerade den Trank durch einige wohlgewählte Ingredienzen verbittert, will sagen, der Zollfreiheit dieser Gehirnproducte durch anständige Gebühren ein Ende machte? Es geschieht das freilich schon, aber nicht durch die Maßregeln strenger Disciplin. Diese allein können aber wirksam sein. Ich meine damit nicht die brutale Gewalt, die eben so ohnmächtig ist gegen die siegreiche Kraft wirklicher Gedanken, als die schwachmüthige Duldung jeder

Digitized by Google

Hirngeburt, die sich unter der Devise der Gedankenfreiheit in das große Ausstellungsgebäude menschlicher Wohlfahrtsideen einschleicht, sträflich und ein Verbrechen gegen die Menschheit ist. Diese Waare kann und muß sogar mit Strenge von unserer Gesellschaft ferngehalten werden, denn das Gehirn, das sie ausbrütet, sinnt auf Zerstörung und Verderben. Das menschliche Denken ist freilich im Allgemeinen gesund und normal, nur da nicht, wo ihm die Selbstsucht zuflüstert. Dieser Sirene aber, besonders wenn sie täglich und stündlich ihm ihre Melodie vorsingt, widersteht auf die Länge nur eine fest in der Sittlichkeit wurzelnde Natur. Und dergleichen Naturen bilden einstweilen noch die Minorität in der Volksgemeinde. Aber das Mittel zum Bessern? Bildung thut viel, aber nicht Alles. Sie gewährt wohl Einsicht in manche Schäden und Uebel, die von allem Menschlichen unzertrennlich sind, aber so lange noch so viel von Menschen geschaffenes Unheil mitläuft im Rudel der Gebresten, die unsern Lebensgang begleiten, schützt uns auch unsere Bildung nicht vor den Krallengriffen des Egoismus. Wenn es besser sein kann, warum sollen Andere auf unsere Kosten im Besitze des Besseren schwelgen, während wir hungrig in der Ecke sitzen? Jeder Gebildete hat das Gefühl, daß in unseren menschlichen Einrichtungen noch gar Vieles besserungsbedürftig und auch besserungsfähig sei, und daß die Besserung oft nur vom Menschenwillen und Menschenwitz abhänge. Der Menschenwitz freilich liegt dermalen noch bei vielen Fragen in der Wiege, oder er geht bettelarm umher nach den Almosen der Einsicht: auch die „Ritter des Geistes“ schütteln ihre Köpfe und wissen nicht Rath, wo es noth thäte. Um so reicher und heilbringender wäre der Wille, wenn er eben wollte. Aber da liegt es eben: Die Haare gehen ihm so gerne aus und selbst den Aristokraten des Geistes, die, kraft ihres gebildeten Willens, die Tugend der Selbstverleugnung üben sollten, werden so leicht kahlköpfig und opfern ihrem lieben Ich fette Hekatomben, während die minderen Geister an den Fingern saugen und froh sein müssen, wenn ihrem Riechorgan eine Dosis des Brandgeruches, der von jenen Opfern aufsteigt, gnädigst verstattet wird. — Sind's denn wirklich nur die Lumpe, denen die Bescheidenheit als Zehrpfennig mit auf den Lebensweg gegeben wird, oder wäre das kecke Dichterwort nicht vielmehr cum grano salis zu verstehen, in dem Sinne, daß den Edlen nur die wahre Bescheidenheit die Freude an der That wecke und echt empfinden lasse? Wie viel leichter und angenehmer ließe es sich in der menschlichen Gesellschaft leben, wenn das Lebenlassen als Parole von denen ausgegeben würde, die den Drang und die Kraft in sich fühlen, Bausteine zu liefern zu einem hoch emporragenden Geistesdom! Die wahren Ritter vom Geiste thun es — aber wie Viele sind ihrer? Die falschen dagegen bauen bewußt und geflissentlich an dem Tempel ihres eigenen Ruhmes, sie meißeln eigenhändig ihre Namenslettern in die Giebelplatten, und es ist ihnen gleichgiltig, ob unter diesen Hallen auch die Menschheit eine Stätte der Andacht finde. Doch sie vergessen bei ihrem Streben, daß es eine Nemesis giebt, die Jedem zutheilt, was er verdient. Früher oder später hören sie ihren ehernen Schritt, und er genügt, um ihren Flitterbau zu Falle zu bringen. Die Selbsterkenntniß vollzieht das Rächeramt an der Selbstüberhebung, die letzte Spur erträumter Größe wird getilgt. Freilich, nicht immer kehrt diese Selbsterkenntniß ein, oder sie kommt, Dank dem lieben Publicum, etwas spät: Ach, dieses liebe Publicum! nicht bloß der Unmündigen, sondern auch der Gebildeten! Die Mode führt auch Letztere am Gängelband, ohne daß sie's ahnen. Die Mode ist aber keine Entschuldigung, im Gegentheil der Vorwurf wird verschärft. Denn gerade, weil die Mode so unheilvoll wirkt, wäre es Pflicht der Gebildeten, Wache zu halten: je mehr falsche Propheten auftreten und ihr Gaukelspiel treiben, um so energischer sollten die Prätorianer der Bildung ihrem Wesen entgegentreten. Jeder Wahn ist ein Giftbaum, der mit der Axt der Kritik umgehauen werden muß, und der Modewahn ist um so gefährlicher, als er ansteckend wirkt und in Colonne aufmarschirt. In stiller Klause mag sich der Größenwahn bespiegeln und seinem eigenen Genius Opfer schlachten — der Schaden ist nicht groß und trifft jedenfalls nur den Besessenen; ganz anders aber stellt sich die Sache, wenn ein solcher moderner Messias eine Schule zu stiften und einen Chorus begeisterter Jünger um sich zu versammeln versteht, die seinen Ruhm urbi et orbi verkünden. Das Contagium wirkt, denn die Zahl der Schwachen ist Legion: es zieht seine Kreise weiter und weiter, und eh' man sich's versieht, ist das Dogma fertig und die Menschheit um ein neues Glaubenscapitel reicher geworden. Solche Dogmen schwirren immer in der Luft wie Pilze und Bacterien, und thun dieselbe Wirkung, bloß weniger sichtbar, weil Niemand daran stirbt. Wer unbefangen zu sehen vermag (was heutzutage allerdings eine Kunst geworden ist), wird nicht leugnen, daß unser Jahrhundert von solchen epidemischen Geisteskrankheiten ganz besonders durchseucht ist. Der Staat, die Kunst, die Wissenschaft und die Religion liefern jenen Pilzen einen überaus empfänglichen und zur Züchtung geeigneten Boden. Wir möchten die bekannte Devise: Volksbildung ist Volksbefreiung — nicht Lügen strafen, aber stutzig muß man doch werden, wenn man sogar Hochgebildete, die hoch erhaben sind über die Volksschicht, in knechtischer Idolatrie dem Wahngötzen huldigen sieht. Jener Prometheus, der aus Menschenliebe den Sterblichen das Feuer und mit ihm das Heil brachte, war ein Held in der vollen Bedeutung des Wortes; er hatte es nicht auf eitlen Ruhm abgesehen: das Mitleid spornte seinen Genius, und einmal im Zuge, bebte er vor keinem Bedenken zurück, seine Schuld war zugleich sein Lohn. Prometheus war ein Befreier.

Und jetzt? Unsere Prometheuse braucht man nicht mit der Laterne zu suchen, sie laufen zu Dutzenden, zu Hunderten umher, und finden Glauben nicht nur bei den Töchtern des Okeanos, sondern bei zahllosen Jüngern der neun Musen. Sieht man sich aber um nach dem Feuer, das sie dem Menschengeschlecht gebracht haben und noch bringen, so sucht man vergebens; nicht einmal ein leuchtender Funke kommt zum Vorschein. Maulwurfsarbeit oder Kärrnerwerk, das vielleicht einem König einmal zum Bau dienen kann, mehr als genug — aber von Geist, aus dem der Funke sprüht, der lichtweckende, lebenerzeugende — keine Spur. Sie schaffen der Menschheit kein Paradies und sich selber nicht die Unsterblichkeit des Namens. Wenn ihnen vollends — oft ein paar Mal im Jahr — ein geistiges Kindlein geboren wird, so melden sich Hunderte liebedienerischer Pathen, die es glorreich aus der Taufe heben, und wer könnte dann noch widerstehen und sich dem Glauben verschließen, daß es wirklich dasjenige sei, für was es ausgegeben wird? „Die Botschaft hör' ich, und ich muß sie glauben“, heißt es da. Und was hat denn die Welt von diesen Pseudo-Rittern? Weht aus ihren vielen Büchern ein frischer Lebenshauch? Tönt auch nur ein Wort aus ihrem Munde voll und nachhaltend in's Herz des Volkes? Man sagt uns wohl: Es muß auch solche Sammler geben im Dienste der Wissenschaft. Wohl, aber verdienen sie deßwegen die Lorbeeren, die ihnen gereicht werden? Was ist denn Wissenschaft, und wer sind ihre wahren Jünger? Doch gewiß nicht — die, welche über ihre Maulwurfshügel hinaus den Blick nicht zu erheben vermögen, welche da glauben, Schätze gegraben zu haben, wo eine Masse Erde von ihnen aufgerührt worden ist? Und doch spukt dieser Gedanke in tausend Köpfen. Je enger der Horizont, je beschränkter das Arbeitsfeld, um so größer der Gelehrte durch seinen Ameisenfleiß! Der Mensch mag sich abstumpfen gegen Alles, was menschlich ist, er mag verkümmern für alle Interessen, die jenseits seines Gelehrtenhorizontes liegen — wenn nur die Sammelarbeit gedeiht und kein böser Windstoß von außen die fein säuberlichen Kreise durcheinanderwirbelt!

Digitized by Google

Das ist freilich auch eine Art Ideal, und wenn es mit bewußter, schmerzlicher Resignation gehegt und gepflegt wird, wenn das Gefühl des Martyriums in der Seele brennt, wird man ihm den Namen „Größe“ nicht versagen wollen. Aber diese Auffassung der Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit ist leider nicht die landläufige, und man darf wohl sagen, daß jene Kärrner und Sammler sich über die genannten Begriffe den Kopf nicht zerbrechen, folglich auch vom Martyrium nicht viel verspüren. Dafür können sie aber manchmal recht intolerant sein und sogar mit dem Gefühl des Mitleids auf solche herunterſehen, die, mit tieferem und weiterem Blick begabt, in ihre Pflanzung hinein vielleicht einmal einen Schritt gethan haben, und über einen der Maulwurfshügel gestrauchelt sind. Was brauchten diese auch so vorwitzig und unvorsichtig zu sein? Sie müssen es für Etwas halten, wenn sie nur mit Mitleid gestraft werden und nicht mit Hohn! Denn letzteres Geschoß ist im Köcher jener Pflanzer reichlich vertreten. Manchmal sind diese Geister in besagten Dingen allein wirklich groß und erfinderisch. Das Ganze heißt dann „Kritik üben“. Um ihre Autorität vollwichtig zu machen, gebrauchen sie ein Mittel, das in den Augen der Blödsichtigen, d. h. der Mehrzahl, immer zieht: sie legen zu ihrer eigenen Person ihre schweren Bündel von Collectaneen, ihre Herbarien und Sammelsurien, ihre Programme und das schwere Regal ihrer dickleibigen Druckwerke auf die Wagschale, und jetzt muß der Gegner, mag er ihrem Geiste noch so überlegen sein, hoch in die Luft schnellen, er ist gerichtet für die Mitwelt. Wer noch einen Zweifel hegt, weil er vielleicht den Verurtheilten besser zu kennen glaubt, leidet eben selber am geistigen Stockschnupfen, oder ist ein Provinziale, der nicht hört, was in der Residenz, der Metropole des Geistes, und natürlich auch des Geschmacks, die Glocke geschlagen hat. Der „Schüler“ allein oder die guten Freunde und früheren Commilitonen, die auf den gleichen Subsellien den Worten des verehrten Meisters gelauscht haben, vernehmen das Geläute, auch wenn sie weit „dahinten“ wohnen, und vielstimmig hallt jetzt das Echo durch das Land. Die Obertöne sind nur den „Eingeweihten“ vernehmbar, sie lauten, in plumpes Deutsch umgesetzt, ungefähr: „Wie Du mir, so ich Dir!“ Wem dieses Gebimmel etwa den Gedanken an eine Gesellschaft für gegenseitige Lobesversicherung erwecken sollte, der ist ein Philister, dem das ABC des savoir faire abgeht. Zum savoir faire gehört freilich auch noch Anderes, z. B. das Bücherschreiben: Ein Mann — ein Buch! oder besser: „recht viele Bücher“, eine Tintensündfluth, in welcher, wo immer möglich, auch dem Goldregen eine Rolle zugewiesen ist. Leider! Und doch, wer möchte den ersten Stein werfen auf den Gelehrten oder Künstler — in dieser Frage stehen ja Beide auf demselben Boden — der seine Geistesarbeit in Geld umsetzt? Sie thun's Alle, und deren Fluch ist, daß sie es thun müssen! Wir sind in dieser Beziehung amerikanisirt und die Gewinnfrage ist schon längst in das acute Stadium getreten, während sie früher etwas Nebensächliches war. Aber die Sache wird dadurch weder schöner noch besser, daß Hoch und Niedrig sich ihrem Zwang unterwerfen müsse, daß sie alle Lebens- und Gesellschaftskreise erfaßt und zum Tanz um ihren Götzen zwingt. Der Ausnahmen giebt es immer weniger, der Taumel wirkt verstärkend, die Gier wird zum Fieber, das in allen Gehirnzellen glüht, das stille Suchen nach dem Glück, das früher noch möglich war, ist jetzt zur wilden Hatz nach dem Gold geworden, jene genügsamen Verehrer des Glücks sind ausgestorben, und das heutige Glück trägt Goldfarbe. Wenn die Nachbarn rechts und links rennen und jagen, so können auch die Guten nicht daheim bleiben, wenn sie nicht betteln wollen. Natürlich: die Frage kann nicht mehr sein: „Dürfen Kunst und Wissenschaft auch als Erwerbsquellen, als tüchtige Kuh dienen, welche mit Milch und Butter versorgt“, sondern: „Wie und bis zu welchem Grade ist das Hinüberspielen der materiellen Rücksichten gestattet?“ Hier aber muß es eine Grenze geben, wenn überhaupt noch von einem idealen Gut die Rede sein soll, und sie wird leider vielfach überschritten. Wir sehen auf einzelnen Gebieten, wie die Wissenschaft ausgebeutet wird im Dienste materieller Interessen; das Erfindungsfieber rast durch die Adern, jene Bacillen schwirren durch die Luft, und die Erfinder werden Crösusse. Dagegen ist weiter nichts einzuwenden, sobald Erfindung und Erträgniß in einer gewissen natürlichen Relation stehen, anders aber sieht sich die Sache an, wenn die Wissenschaft zum bloßen Mittel des Erwerbes sans fin degradirt wird. Es ist bereits so weit gekommen, daß die Halbbildung nur diejenige Wissenschaft anerkennt, die das Rad der Gewerbthätigkeit in rascheren Schwung versetzt und dem häuslichen oder gesellschaftlichen Comfort neue, bequeme Bahnen öffnet. Wer dem Dampf oder der Elektricität, wie den Mischungs- und Gährungsprocessen der Chemie nicht neue, treibende Kräfte zum Dienste der Menschheit abzugewinnen versteht, gilt bereits nicht mehr als ein Mann der Wissenschaft, sondern muß sich mit dem Titel eines unpraktischen Stubengelehrten begnügen, dessen Existenzberechtigung mehr oder weniger bezweifelt wird. Die Helden des Tages sind die Erfinder; in ihren Schooß regnet es Gold, ihr Haupt schmückt der Lorbeer. Wem der Utilitätsstempel fehlt, fehlt auch die Anerkennung — und doch kann nicht genug wiederholt werden, daß die Wissenschaft nichts Anderes ist, als was ihr Name besagt, daß sie von keinen außer ihr liegenden Zwecken, von keinen materiellen Erfolgen weiß, daß sie selbstlos und uneigennützig ist und daß, was ihr in den Schooß fallen mag, nicht Fleisch von ihrem Fleische ist, sondern Gabe des Zufalls. Es ist das Zeichen wahrer Bildung, dies anzuerkennen, und das Zeichen echter Geistesaristokratie, diese Theorie auch als Satzung für die eigene Lebensführung gelten zu lassen. Man kann nur wünschen, daß diese Sippe von Aristokratie von Geschlecht zu Geschlecht sich vermehre; denn das ist fraglos: sie ist zusammengeschmolzen zu einem Häuflein, und es hat leider nicht den Anschein, als ob die rollenden Jahre bald Besseres brächten. Unsere Zeit hat im Empfinden und Streben die Jungfräulichkeit eingebüßt. Der Geist droht mehr und mehr zu verrohen, indem er massenhafte Atome der Materie in sich aufnimmt, die nicht seines Wesens sind. Eine Reaction macht sich wohl dann und wann fühlbar, aber sie fällt leicht in's Extrem und wird dadurch wirkungslos. So krankhaft indessen Erscheinungen wie der Spiritismus sind, so haben sie doch als Zeichen der Zeit eine unleugbare Bedeutung und wir möchten sie nicht leichthin als schlechterdings unersprießliche und bedauerliche prädiciren. Denn diese Zeichen haben insofern auch Werth, als sie Vorboten einer Umkehr zum Besseren sein können.

Unter die lichten Streifen am Horizonte der Gegenwart möchte ich eine Erscheinung der neueren Zeit rechnen, die in der Region der Kunst aufgetaucht ist. Ihresgleichen ist noch nicht dagewesen, selbst nicht in den schönsten Zeiten der Kunstbegeisterung, obwohl diese Erscheinung durchaus nicht von makelloser Schönheit ist, sondern umrankt von manchen Zuthaten des Unschönen und Widerlichen. Wir meinen die Periode des Richard Wagnerthums. Ein genialer Mann, dessen künstlerischer Born jedoch nicht unerschöpflich ist, wirft sich zum Apostel einer neuen Kunst auf. Es gelingt ihm, nicht bloß durch die Mittel ureigenen Krafttriebes, ein halbe Welt zu seinen Füßen zu bannen und von der trunkenen Verzückung seiner Verehrer zum Halbgott, zum Kunstmessias gestempelt zu werden. — Seine Theorie, obwohl an Uebertreibungen, Widersprüchen und Irrthümern krankend, wird als der unbedingte Kanon proclamirt, seine Praxis, obwohl an Gebrechen und Schwächen leidend, als das Kunstwerk gepriesen; auch die Gleichgiltigen und Leidenschaftslosen werden in den Taumel hineingerissen und bekennen Farbe, selbst die Gegner werden jahrelang in Athem und Spannung erhalten.

Digitized by Google

Es ist gewiß nicht Alles schön und erhebend an diesem Dalailamacultus.

Aber ein gutes, trostreiches Zeichen schimmert durch allen Dunst und Nebel hindurch: das Bewußtsein von der siegenden Kraft einer höheren Idee, die Gewähr, daß die vielen Tausende der Gebildeten und die Hunderttausende der Ungebildeten noch immer empfänglich sind für die Kundgebungen einer rein geistigen Macht. Denn das bloße Augen und Ohren berückende Gepränge, der Sinnenkitzel allein hätte eine solche Wirkung doch nicht zu Stande gebracht!

Die Kunst elektrisirt die Massen und wirkt demokratisch; die Wissenschaft wirkt langsam durch zahllose Keime, die erst nach Generationen aufgehen, auf beiden Gebieten aber sind die echten Ritter des Geistes nur die, welche, bewußt oder unbewußt, im Dienste der Menschheit arbeiten; ihr Adel ist der Adel der Gesinnung, und dieser kann nur erblühen aus den Wurzeln der Bescheidenheit, denn alles ihr, ja unser aller Wissen und Können ist ja nur ein Atom der Kraft, welche die Welt des Scheines und des Seins in endloser Entwickelung fortgestaltet.

Aerztliche Fernbehandlung.

Von Dr. med. Alphons Fuld (Mainz).

Durch die Tagespresse ging vor Kurzem die Nachricht, daß Seitens der sächsischen Regierung beim Bundesrath das gesetzliche Verbot der brieflichen Krankenbehandlung, wie überhaupt jeder Art von Heilthätigkeit aus der Ferne in Anregung gebracht worden sei. Unzweifelhaft hat sich mit diesem Schritte die sächsische Regierung den Dank aller um die Förderung der öffentlichen Gesundheitspflege besorgten Kreise verdient. Seit Jahren schon macht sich in aufdringlicher Weise im Anzeigentheil vieler Zeitungen ein dreistes Curpfuscherthum breit, das den armen Leidenden Heilung von allen möglichen Krankheiten und Gebrechen verspricht, selbst dort noch, wo die wissenschaftliche Heilkunst sich ohnmächtig erwiesen hat. Welche gewaltigen Summen Dank dieser plumpen Lockungen gerade von dem ärmeren Theil der Bevölkerung — zumeist nutzlos — geopfert werden, darüber haben uns in den letzten Jahren die Processe Volbeding, Kuhne u. s. w. genügend aufgeklärt. Trotz der wiederholt durch die Gerichte festgestellten Leichtfertigkeit, mit welcher die Klagen der Hilfesuchenden, ohne jeden ernsthaften Versuch, eine Diagnose zu stellen, schablonenmäßig erledigt werden, trotz des geschäftsmäßigen, aller Individualisirung Hohn sprechenden Großbetriebs, der sich nothwendig bei einer ganze Länder umfassenden Praxis ausbilden muß, wird der Zulauf zu den Helden der Zeitungsreclame nicht aufhören, so lange es Leidende giebt, die es nicht vermögen, sich mit philosophischer Resignation in ihr Schicksal zu fügen. Kein Billigdenkender wird jenen armen Kranken einen Vorwurf machen, am allerwenigsten der wirklich human empfindende Arzt, der den an unheilbarer Krankheit Darniederliegenden gewiß gern den kurzen Traum froher Illusion gönnen wird, mag auch die Quelle, aus welcher er stammt, nicht ganz lauter sein.

So sehr es darum auch vom volkswirthschaftlichen Standpunkt beklagt werden muß, wenn alljährlich Tausende von Kranken für billige Rathschläge und werthlose Quacksalbereien ihre letzten Sparpfennige opfern, die viel nützlicher zur Hebung der Ernährung und Verbesserung der allgemeinen hygienischen Existenzbedingungen verwendet würden, so ist dieser Gesichtspunkt doch nicht der wichtigste. Von ungleich größerer Bedeutung erscheint die directe Schädigung der Volksgesundheit, der schwere hygienische Nachtheil, welcher aus dem Treiben jener dunklen Heilkünstler erwächst. — Es bedarf für den Denkfähigen keiner näheren Begründung, daß die Mittheilungen des Patienten über seine Leiden und Beschwerden nur einen kleinen und nicht einmal den wichtigsten Theil dessen bilden, was dem Arzt als Material für Feststellung von Diagnose und Heilplan zu dienen hat. Die Hauptsache bleibt immer die objective Untersuchung des Leidenden, die Auffindung aller Veränderungen und Störungen anatomischer oder functioneller Natur. Nur auf dieser Grundlage läßt sich ein sicheres, objectives Urtheil gewinnen. Immerhin hat auch die Krankengeschichte ihren Werth, wenn sie vom Arzt selbst aufgenommen und durch geeignete Fragen nach gewissen, dem Kranken nebensächlichen, aber für die Diagnose oft wichtigen Punkten ergänzt wird. Unter solchen Verhältnissen vermag manchmal auch aus der Ferne der erfahrene Arzt sich wenigstens annähernd ein Bild der vorliegenden Störungen zu gestalten. Wie sehr es bei den von den Leidenden selber gelieferten Krankengeschichten an den nothwendigsten Daten fehlt, wie nur sehr auffallende oder quälende Symptome überhaupt zur Wahrnehmung gelangen, das lehren schon die in den Zeitungsreclamen mit stereotyper Phraseologie wiederkehrenden Danksagungen u. s. w., aus welchen ein nicht gerade mit Seherblick Begabter unmöglich zu erkennen vermag, ob beispielsweise der angeblich geheilte Lungenkranke an einem Bronchialkatarrh, an Asthma, an einem Herz- oder Nierenleiden oder an Schwindsucht leidet oder gelitten hat. Die vieldeutigen Symptome, Schmerz, Husten, Beklemmung u. s. w. deuten eben nur auf eine Erkrankung des Athmungsapparates hin, die zudem erst secundär als Folge einer andern Krankheit aufgetreten sein kann. Das eine Beispiel mag genügen. Uebrigens erscheint mir als wesentlicher Mißstand nicht so sehr die Täuschung unheilbarer Kranker und die offenbare Lebensverkürzung, die damit verknüpft ist, wenn an Stelle sorgsamer, hygienischer Lebensleitung Quacksalbermittel und eine grob schematische Diät treten, als die Verzögerung sachgemäßer Behandlung in heilbaren Krankheitszuständen. Wie Mancher, dem von ärztlicher Seite eine radicale Operation angerathen wurde, probirt es zunächst einmal mit dem brieflichen Heilkünstler, bis die bösartige Geschwulst oder das tuberculöse Knochenleiden derartige Fortschritte gemacht hat, daß eine radicale Operation nicht mehr möglich ist, oder unter viel ungünstigeren Verhältnissen unternommen werden muß. Und wie häufig mag in acuten, energische Eingriffe erfordernden Leiden durch die wilden Heilkünstler geschadet werden! Keine Statistik kann darüber Auskunft geben, wie viele Kranke alljährlich durch den Unfug der brieflichen Curpfuscherei ihr Leben einbüßen oder zu unheilbaren Krüppeln werden.

Daß diese Mißstände dringend nach Abhilfe verlangen, dürfte auf keiner Seite einem ernstlichen Widerspruch begegnen. Auch das Reichsgesundheitsamt hat sich grundsätzlich zu Gunsten eines Verbotes wenigstens der gewerbsmäßigen, brieflichen Krankenbehandlung ausgesprochen; dagegen scheint es ihm nicht angezeigt, die ärztliche Fernbehandlung absolut zu verbieten. Eine gelegentliche ärztliche Rathsertheilung in Abwesenheit des Kranken lasse sich namentlich in dünn bevölkerten Landbezirken nicht immer umgehen, und ein strictes Verbot werde eher dazu dienen, die einheimische Curpfuscherei zu fördern. Der Gesichtspunkt, der hier in den Vordergrund gerückt wird, ist von nicht geringer Wichtigkeit, und er dürfte wohl nur von Dem gebührend gewürdigt werden können, der in eigener praktischer Thätigkeit Gelegenheit gehabt hat, die einschlägigen Verhältnisse kennen zu lernen. Aus früherer Thätigkeit an der Südwestgrenze des Reiches glaube ich zu einem objectiven Urtheil befähigt zu sein. Ich habe diese besondere Art ärztlicher Wirksamkeit sehr gut kennen gelernt. Noch erinnere ich mich meiner Verblüfftheit, als zum ersten Male die Aufforderung an mich erging, einem Kranken, den ich nie im Leben gesehen, gegen irgend welche Beschwerden Etwas zu verordnen und wie ich, sehr zur Verwunderung des

Digitized by Google

Abgesandten, dieses Ansinnen energisch ablehnte. In der Folge habe freilich auch ich, nachdem ich einmal erkannt hatte, wie tiefe Wurzeln jene Unsitte geschlagen hatte, und wie anstandslos sie von den meisten Aerzten geübt wurde, trotz inneren Widerstrebens hie und da nachgeben müssen, schon um nicht, so seltsam dies auch klingen mag, durch grundsätzliche Ablehnung mein ärztliches Ansehen zu schädigen. — In früheren Zeiten, als die Zahl der Aerzte noch geringer war, mag die Behandlung in absentia Manches für sich gehabt haben, heute ist sie, wenigstens so weit ich aus eigener Anschauung urtheilen kann, nicht mehr berechtigt. Ihre Hauptstütze findet diese Unsitte in dem an sich berechtigten Streben der Landbevölkerung, nach Möglichkeit an den Kosten für ärztliche Hilfeleistung zu sparen. Das peinliche Gefühl, dem mißtrauischen Dorfbewohner nicht als wohlmeinender Berather, sondern als geldgieriger Geschäftsmann zu erscheinen, bringt dann die meisten Aerzte allmälig dahin, den Unfug mitzumachen, zumal unter dem Zwang der Concurrenz kaum etwas Anderes übrig bleibt.

Ich habe oben gesagt, daß der erfahrene Arzt durch sachgemäße Fragen auch aus dem Krankenbericht werthvolle Anhaltspunkte für die Diagnose gewinnen kann. Bei der dörflichen Fernbehandlung kann aber von solchen Lichtpunkten nur selten die Rede sein. Der Bote ist nicht einmal immer ein Angehöriger oder Hausgenosse des Kranken, ja nicht selten kommt er mit einem ganzen Schock von Aufträgen aus seinem Heimathsdorf und bringt nur die allerdürftigsten Daten mit. Der Eine will ein „Recept" gegen den Husten, dem Anderen fehlt es an der Luft, der Dritte hat Verdauungsbeschwerden, der Vierte ein geschwollenes Bein u. s. w. Der Bote, der den Kranken vielleicht gar nicht gesehen hat, weiß über Krankheitssymptome, Alter, Ernährungszustand, Entwickelungsverhältnisse oft gar nichts, und es ist dem Arzt darum unmöglich, aus der Ferne zu beurtheilen, ob es sich beispielsweise um eine gewöhnliche Verdauungsstörung oder um die ersten Symptome einer Bruckeinklemmung handelt. Er kann nicht darüber in's Klare kommen, ob ein an Athemnoth leidendes Kind an heftigem Schnupfen, an Lungenentzündung oder an Croup erkrankt ist. Unter solchen Verhältnissen unterscheidet sich die ärztliche Thätigkeit — das harte Wort muß heraus — nur wenig von der des Curpfuschers. Ich würde es darum für kein Unglück halten, wenn diese Art „ärztlicher" Wirksamkeit für die Zukunft gesetzlich verboten würde, selbst auf die Gefahr hin, daß dadurch die einheimische Curpfuscherei in einzelnen Fällen neue Nahrung erhalten sollte. Uebrigens dürfte diese Befürchtung ziemlich grundlos sein; der in größerer Entfernung vom Arzte wohnende Dörfler wird ohnehin in der Regel zunächst bei der weisen Frau, dem „Wasserkenner" und anderen Größen Hilfe suchen und sich erst dann an den Arzt wenden, wenn die heimischen Medicinkünstler mit ihrer Weisheit am Ende sind. Sollte aber auch in einem oder dem anderen Falle anstatt des Arztes der Pfuscher berufen werden, so wird er zumeist auch nicht mehr schaden oder nutzen, als der ohne Krankenuntersuchung Recepte schreibende Doctor. Ja, bei einiger praktischen Routine wird er sogar eine Brucheinklemmung oder den drohenden Verschluß der oberen Luftwege erkennen und auf rechtzeitige Zuziehung des Arztes drängen.

Vom grünen Tisch aus sehen die Dinge in der Regel etwas anders aus, wie in der Wirklichkeit. Das Verbot der Fernbehandlung würde selbst im abgelegenen Dörfchen erzieherisch wirken, nicht nur auf das Publicum, sondern auch auf den Arzt, den es vor schablonenhafter Receptirthätigkeit behüten und zu wahrhaft ärztlichem Wirken anhalten würde. Die Kostenfrage darf kein entscheidendes Hinderniß bilden; bei unbemittelten Kranken müssen eben die Communalverbände und, wenn nöthig, der Staat in liberalerer Weise, als es heute vielfach der Fall ist, für die Kosten der ärztlichen Behandlung aufkommen. Ersparnisse wären insofern doch möglich, als es dem Arzt in Ausnahmefällen gestattet sein könnte, nach der ersten, eingehenden Untersuchung an Ort und Stelle hin und wieder auf die Berichte der Angehörigen hin die weiteren Anordnungen zu treffen. Auf diese Weise wäre den schlimmsten Mißständen abgeholfen, ohne daß die Mittel der Kranken oder der Communalverbände allzu stark in Anspruch genommen würden. — Die gewerbsmäßige, briefliche Curirthätigkeit ist gewiß ein Krebsschaden, dessen Beseitigung unbedingt nothwendig erscheint; ein wesentlicher hygienischer Fortschritt wird aber damit allein nicht erzielt werden. Dazu ist es vor Allem nothwendig, auch den Aerzten ihre nahe an's Pfuscherhafte streifende Receptschreiberei in absentia zu untersagen. Ohne Berücksichtigung dieser Verhältnisse würde das geplante Gesetz gerade den Bevölkerungsschichten, welchen eine Reform am meisten Noth thut, keinen rechten Nutzen bringen.

Literatur und Kunst.

Ein Wort für Bürger's Lenore.

Literar-ästhetische Schnitzel von Eugen Reichel.*)

„Sie sagen: Das muthet mich nicht an!
Und meinen, sie hätten's abgethan."
Goethe.

Man sollte meinen, daß heute, mehr als hundert Jahre nach dem Erscheinen der berühmten Romanze des unglücklichen Dichters der Molly-Lieder, die Acten über die „Lenore" längst geschlossen wären; daß an dieser Perle deutscher Dichtkunst kein gebildeter Mensch mehr sein Müthchen kühlen möchte. Dennoch entspricht diese Meinung der Wirklichkeit leider nicht; und das bis auf den heutigen Tag in seinem wahren Wesen unverstanden gebliebene Gedicht hat vor nicht langer Zeit einen so rücksichtslosen Verurtheiler gefunden, daß es wohl der Mühe lohnt, sich diese „Verurtheilung" und bei der Gelegenheit zugleich einmal das Gedicht selbst näher anzusehen.

Der Verurtheiler ist kein Geringerer als der zu meinem Bedauern inzwischen verstorbene kaiserlich russische Staatsrath Dr. phil. Victor Hehn. Ich sage, zu meinem Bedauern — denn die Thatsache, daß ich es hier mit einem Todten zu thun habe, zwingt mir leider Pietätsrücksichten auf, die ich andern Falles bei Seite setzen dürfte. Das Buch aber, in welchem die Aburtheilung des Bürger'schen Meisterwerkes sich findet, sind die 1887 erschienenen, seiner Zeit vielgerühmten, meiner Ansicht nach indessen herzlich unbedeutenden „Gedanken über Goethe", woselbst unter Anderem folgende merkwürdige literar-ästhetische Leistung zu lesen ist:

„Bürger freilich wollte ein Volksdichter sein, und als seine Lenore im Jahre 1774 erschien, da ward von allen Seiten ein Jubel laut, als wäre, wie A. W. Schlegel sich ausdrückt, ‚der Vorhang einer noch unbekannten wunderbaren Welt aufgezogen worden' — indeß Goethe's gleichartige Ballade: ‚Es war ein Buhle frech genug' (zuerst 1776 gedruckt) unbeachtet vorüberging. Ja, bis auf den heutigen Tag ist

*) Der Verfasser hat diese Arbeit länger denn zehn Jahre unverwerthet liegen gelassen. Ich freue mich um Bürger's willen, sie veröffentlichen zu können, wenn ich auch Victor Hehn anders beurtheile, als Reichel es thut, und auch sonst nicht mit allen Einzelheiten des Aufsatzes übereinstimme. Die Mißachtung Bürger's, dieses kerndeutschen Poeten, die schon Grisebach mit Recht bitter beklagt hat, stellt unserem künstlerischen Verständniß kein ehrenvolles Zeugniß aus. Vielleicht aber finden sich heute Leser, die Reichel's Absichten verstehen und billigen.
R. N.

Digitized by Google

von der Schulzeit her die Lenore in Jedermanns Munde; von dem untreuen Knaben aber wissen nur die Kenner, deren Zahl nicht groß ist. Die Lenore trägt alle Fehler der Bürger'schen Dichtweise an sich und ist weder in Erfindung noch in Behandlung ein Meisterstück. Der Dichter will uns eine Gespenstergeschichte, an die wir glauben sollen, erzählen, und verlegt sie in die Zeit des siebenjährigen Krieges, mitten in das 18. Jahrhundert, in das Jahrhundert der ausgebildeten Kriegsmechanik, der Posten und Gazetten ꝛc. Wilhelm ist preußischer Soldat und dient unter dem freigeistigen Könige; und diese Scenerie wird nicht etwa bloß angedeutet, sondern des Weiteren ausgemalt. Als nach dem Hubertusburger Frieden die Regimenter nach Hause rückten, da fragt die zurückgebliebene Braut die Reihen auf und ab, ob ihr Jemand über ihren Wilhelm Auskunft geben könne. Denn er hatte der Schlacht bei Prag beigewohnt

und hatte nicht geschrieben,
ob er gesund geblieben —

er konnte also schreiben und sie natürlich auch lesen, und in den sechs Jahren, die seitdem verflossen sein mußten, hatte sie keine Nachricht erhalten können! Und womit hat sie es verdient, daß der Todte sie auf seinem Rosse abholt und mit ihr in's Grabgewölbe sich senkt — was hat sie begangen? Eine Braut, die ihren Liebsten verloren hat, darf wohl verzweiflungsvoll die Hände ringen und verdient nur (!!) unser Mitleid — aber Lenore hat mit Gottes Vorsehung gehadert und darum die Entführung! Der abgeklärte Begriff der Vorsehung ist nicht nur der Volkssage völlig fremd, sondern daß diese abstracte Macht eine Schuld gegen sie selbst und zwar bloß in Worten begangen, auf diese Art strafen werde, eine ungehörige Vermengung zweier ganz verschiedener Vorstellungskreise und Bildungsstufen. So wenig konnte sich Bürger in die Denk- und Empfindungsart des Volkes, in eine Welt des Glaubens und der Wunder, überhaupt in die Stimmung der Ballade versetzen! Die Beschreibung des Rittes selbst steckt voll Ungebührlichkeiten jeder Art, die zusammen eben Bürger's Manier bilden. Die Wiederholungen, die lauten Interjectionen, die prahlerischen Ausbrüche, die Wortmalerei, die übermäßige Länge, die künstlichen profanen Effecte, alles dies kann den leisen tiefen Schauer nicht erwecken, den die echte Volksballade mit bescheidenen Mitteln hervorzurufen weiß. Um wie viel reiner ist der ‚untreue Knabe', das Gegenstück der ‚Lenore', aus der Quelle des Volksgefühls geschöpft! Wie halten sich Gegenstand und Ausführung in unmittelbarer Einheit!"

So der gelehrte Herr Victor Hehn!

Wenn Bürger eine so geheiligte Persönlichkeit wäre wie Shakespeare, und seine Dichtungen ein Arbeitsfeld für beschränkte Professoren und andere überflüssige Leute wären, wie etwa die Dramen des Stratforder Meisters: so hätte sich wohl dort und hier ein Entrüstungssturm gegen Herrn Hehn erhoben — in diesem Falle blieb jedoch Alles ruhig — ja es ist nicht unwahrscheinlich, daß alle Leser der „Gedanken über Goethe" die so stolz losgelassene Tirade für ganz berechtigt gehalten und den „Kenner" mit einer Art von Neid bewundert haben.

Ich bekenne nun freilich, daß mich diese Auslassungen, selbst wenn sie in ihrem sachlichen Theil berechtigt wären, durch ihren pietätlosen Ton höchlichst verdrießen. Gewiß ist „Pietät" überall da schlecht angebracht, wo sich's um große Dinge, um Forträumung heilloser Vorurtheile, überhaupt um ein Fortschreiten zu höherer und edlerer Erkenntniß handelt — aber dem Hauptwerk eines unserer unglücklichsten und begabtesten Dichter, einem Gedichte, das heute noch im besten Sinne des Wortes volksthümlich ist und auch im weiten Auslande unserer poetischen Literatur Hochachtung und Bewunderung erzwingt, sollte denn doch unbedingte Pietät gewahrt bleiben. Nun konnte wohl immerhin der Geschmack eines Jahrhunderts schlecht gewesen und die „Lenore" wirklich das abgeschmackte Machwerk sein, für das Herr Victor Hehn sie gehalten wissen will — aber müßte nicht selbst dann die Thatsache, daß Goethe gleich nach Erscheinen der herrlichen Romanze sich daran machte, sie schlechtweg nachzubilden, in Ton und Manier eine verkürzte Art von Seitenstück herzustellen — müßte diese Thatsache dem Goethebewunderer nicht wenigstens jene Achtung vor der Originaldichtung einflößen, die es unter ihrer Würde hält, das, wenn auch kleine Verdienst des Vordichters zu schmähen und herabzusetzen? Wir wissen wohl, daß der arme, ungeschmeidige Bürger seiner Zeit der Weimarischen Excellenz nicht bescheiden genug entgegengetreten war, und daß deßhalb der Olympier den anmaßenden Plebejer auf seine Todtenliste setzte*) — soll Bürger aber deßhalb noch von der Nachwelt, d. h. von Herrn Victor Hehn, gezüchtigt werden?

Doch die „Lenore" taugt nichts, meinte Herr Hehn. Er brauchte deßhalb wohl keine Rücksicht auf den Ruhm des Gedichtes zu nehmen und durfte es von der Höhe seines kritischen Bewußtseins aus großmüthig zur Maculatur werfen, ohne mit der Wimper zu zucken. Ich aber will doch mal prüfen, ob Herr Victor Hehn im Rechte war, und ob die Bewunderer der „Lenore" im Unrecht gewesen sind.

Was zuerst den Vorwurf anbetrifft, welchen Herr Hehn dem Dichter der „Lenore" macht, daß er zwei ganz verschiedene Vorstellungskreise und Bildungsstufen in ungehöriger Weise vermengt habe; so sollte man diesen Vorwurf gerade von einem Bewunderer Goethe's am wenigsten erwarten. Denn was für eine Figur würde der „Faust" spielen, wenn man es krumm nehmen wollte, daß der freigeistige, modern fühlende und modern denkende Professor Akademiae ganz ernsthaft einen Vertrag mit dem Teufel abschließt? Es wird ja eine Zeit kommen, die in dieser Beziehung nicht mehr durch die Finger sieht oder vielmehr sehen darf, — aber wir sind heute noch nicht so weit — und was Goethen recht ist, wird ja wohl auch Bürgern billig sein dürfen. Ich will also diese „Ungehörigkeit" vorläufig auf sich beruhen lassen, um erst späterhin festzustellen, ob sie wirklich besteht oder nicht vielmehr nur in der Auffassung des hartsinnigen Herrn Beurtheilers vorhanden war.

Nun weiter.

Herr Hehn wundert sich darüber, daß ein Soldat aus der Zeit des alten Fritzen während des siebenjährigen Krieges nicht in der Lage gewesen, an seine Braut zu schreiben, und daß diese, die „natürlich auch lesen konnte", in all' den Jahren keine Nachricht hatte erhalten können.

Für mich ist diese Thatsache ganz und gar nicht wunderbar, umso weniger, als die verschiedensten Motive dafür denkbar sind, warum Wilhelm nicht geschrieben hatte. Wenn wir jedoch das Ausbleiben jeder Nachricht für unwahrscheinlich halten wollen — was ergiebt sich daraus Nachtheiliges für das Gedicht? Nichts. Diese Vorgeschichte kümmert uns nicht; sie ist mit den vier letzten Versen der ersten Strophe genügend angedeutet und hat mit den Vorgängen im Gedichte nichts mehr zu schaffen. Wir haben es in der „Lenore" nur mit der von Sehnsucht und Aufregung verzehrten Braut zu thun, die ihren sechs Jahre fern gewesenen Bräutigam erwartet.

Betrachten wir nun die Vorgänge, die das Gedicht bilden.

Lenore erwacht früh Morgens; aber sie wacht nicht nur auf, sie „fährt aus schweren Träumen empor", aus Träumen, welche sie jedenfalls schwer geängstigt haben, in denen Wilhelm eine Rolle gespielt hat. Ihre erste leidenschaftliche Frage ist denn auch an den verschollenen Bräutigam gerichtet. — Der Tag steigt herauf. Das Heer der heimkehrenden Krieger zieht an dem Dorfe vorüber, in welchem Lenore mit ihrer

*) Was ihn jedoch nicht abhielt, 1827 zu Eckermann mit Bewunderung von den Liedern Bürger's zu sprechen und sie den Liedern des Schotten Burns an die Seite zu stellen.

Digitized by Google

Mutter wohnt. Lenore fragt „den Zug wohl auf und ab“; doch kein Soldat kann ihr von Wilhelm etwas melden. Sobald nun Lenore allein ist, wirft sie sich verzweiflungsvoll zur Erde und zerrauft sich das Haar. Jetzt eilt die Mutter herzu und bemüht sich, sie zu trösten, was ihr nicht gelingt. Lenore ist untröstlich; sie rechtet mit Gott, zerschlägt sich die Brust und zerringt sich die Hände so lange

bis auf am Himmelsbogen
die gold'nen Sterne zogen.

Es ist Nacht; und wir dürfen annehmen, daß das arme Mädchen, dem Tags über die „Verzweiflung in Gehirn und Adern*) wüthete“, nun vor Erschöpfung zusammengebrochen ist. Ihr Toben schweigt — es wird still — die lautlose Nachtstimmung herrscht. Und nun schließt sich an die lebhaften, leidenschaftlichen Vorgänge des Tages das nächtliche Ereigniß, oder, wie Herr Hehn sagt, die Entführung Lenoren's durch den todten Reitersmann.

Sehen wir uns also diese „Entführung“ an.

Es fällt mir schwer, das, was Bürger in wundervollster, stimmungsreichster Wortmalerei dargestellt hat, mit nüchternen Worten wiederzugeben; aber die Nöthigung liegt vor: und so nehme denn der freundliche Leser mit meinem Prosagestammel fürlieb.

Lenoren kommt ein Geräusch zum Bewußtsein, das von Rosseshufen herrühren könnte („*als wie* von Rosseshufen“); dann steigt ein Reiter klirrend ab und pocht „ganz lose, leise“ an die Pforte, durch welche nur gerade „vernehmlich“ die Fragen des Reiters zum Ohre des erschöpft zusammengebrochenen Mädchens dringen. Ist es schon auffallend, daß der Ankömmling so behutsam auftritt; so ist es noch auffallender, wie sich Lenore verhält, da sie den so heiß und schmerzlich ersehnten Geliebten sprechen hört, ihn sich nahe fühlt. Was thut sie nämlich? Springt sie mit einem Jubelschrei empor? Weckt sie die Mutter, um diese von dem Eintreffen Wilhelm's zu benachrichtigen? Stürzt sie zur Thür, um den Geliebten hereinzulassen, sich an dem Anblick, an den Küssen des Langentbehrten zu erquicken? Nichts von alledem. Sie rührt sich nicht; kein Wort des Dichters weist darauf hin, daß Lenore sich auch nur regt. Sie antwortet dagegen gerade so halblaut von Innen, und läßt sich statt alles Anderen mit Wilhelm in ein weitläufiges Gespräch ein. Wohl bittet sie den Geliebten, herein zu kommen, aber ohne vorher zu öffnen. Sie zeigt kein Verlangen, den Geliebten zu sehen, zu prüfen, ob er sich in den sechs oder sieben Jahren verändert hat. Wilhelm seinerseits wehrt die kurze Einladung ab; und das Gespräch nimmt seinen Fortgang bei verschlossener Thür. Das ist Alles. Auch als Lenore sich „geschürzt“ hat und zu dem Geliebten sich auf's Pferd setzt, erfolgt keine Begrüßung, keine Liebkosung. Beiden ist dies gleichgiltige, wortlose Verhalten selbstverständlich; sie jagen „im sausenden Galopp“ davon, durch die mondbeleuchtete Nacht an „Dörfern, Städten und Flecken“ vorüber, bis endlich das „hundert Meilen“ entfernte Brautbett, das heißt, der Kirchhof erreicht ist, wo sich der Geliebte in ein Todtengerippe verwandelt.

Ist nun diese „Gespenstergeschichte“ Wirklichkeit? Die Zeitgenossen Bürger's scheinen es geglaubt zu haben; denn auch Schlegel bewundert „den schönen Leichtsinn, womit Lenore der Gestalt des Geliebten folgt, und die Schnelligkeit des nächtlichen Rittes.“ Er denkt gar nicht daran, daß dieser „schöne Leichtsinn“ Lenoren's ein Wahnsinn wäre, da sie ja ebenso wenig wie Wilhelm etwas zu verheimlichen hat; denn Wilhelm ist kein heimlicher Liebhaber, sondern der Bräutigam Lenoren's, der nur noch kommen kann, um sie mit dem Segen der Mutter an den Altar zu führen.

Wenn aber auch die Zeitgenossen Bürger's (diese urtheilslosen Bewunderer Shakespeare's), an die plumpe Gegenständlichkeit dieser Vorgänge glaubten, so werden wir heute nicht mehr mit dem beschränkten Urtheilsvermögen des achtzehnten Jahrhunderts ein Meisterwerk der Poesie betrachten dürfen; und deßhab frage ich noch einmal: ist diese „Entführung“ Wirklichkeit? Wer jemals dem Traumleben seine Aufmerksamkeit gewidmet hat, wird diese Frage mit mir ohne Weiteres verneinen. Dieser ganze „Spuk“ ist nichts Anderes als *der letzte fürchterliche Traum Lenoren's*, aus dem die Unglückliche nicht mehr erwacht, aus dem sie nicht „emporfährt“ wie aus ihrem Frühtraume; er ist ein Albdrücken, das man von sich abschütteln muß durch ein kräftiges „Emporfahren“, um nicht am Herzschlag zu sterben. „Lenoren's Herz mit Beben rang zwischen Tod und Leben“ — und es erliegt dem Tode, weil die erschöpfte Natur des Mädchens nicht mehr die Kraft hat, sich aufzuraffen und den Alb zu vertreiben. Mit brechendem Herzen dämmert die vom Verzweiflungsfieber erschöpfte Lenore in den Traum hinüber; und ihr Herz bricht in dem Augenblick, als sie (aus *ihrer* abergläubischen Anschauung heraus) die „Geister“ die „Weise heulen“ hört:

Geduld! Geduld! Wenn's Herz auch bricht!
Mit Gott im Himmel hadre nicht!
Des Leibes bist Du ledig;
Gott sei der Seele gnädig!

Der Unverstand ist so weit gegangen, diese Schlußworte dem Dichter zum Vorwurf zu machen, weil sie einen platten Moralsatz enthalten! Nein — nicht um ein armseliges Moralisiren war es dem großen Dichter zu thun. Jene Worte entsprechen dem Vorstellungskreise Lenoren's und sind nur ein traumhafter Widerhall der warnenden Bitten, welche die fromme, gottvertrauende Mutter Vormittag an Lenore richtet.

Das also ist die berühmte „Entführung“ Lenoren's! Wem erscheint jetzt nicht Alles in den Versen des Gedichtes stimmungsvoll, natürlich und dem Wesen des Traumlebens angemessen?

Dies „Horch!“ beim Beginn der Hallucination! Dies Ungenaue, Verschwimmende des Ausdruckes: „Und horch den Pfortenring, ganz lose, leise, klinglingling!“ Diese Mondnacht, während die wirkliche Nacht als mondlos bezeichnet wird („bis auf am Himmelsbogen die gold'nen Sterne zogen“)! Vor Allem aber das Verhalten Lenoren's dem nach langer Abwesenheit wiederkehrenden Bräutigam gegenüber! Dies halblaute, meist in kurzen Sätzen sich ergehende Hin und Her von Fragen und Antworten — dies vollständige Befangensein Lenoren's ohne jede Beziehung auf die thatsächlichen Verhältnisse! Dieses „hundert Meilen“ entfernte Brautbett, das in einer Stunde erreicht werden soll, das der Todte doch näher haben könnte, über das Lenore sich keinen Augenblick wundert! Selbst da, wo einzelne Wendungen, wie z. B. das „Schön Liebchen schürzte, sprang und schwang sich auf das Roß behende“, so klingen, als ob der Dichter einen wirklichen Vorgang schildere und nicht nur das Traumerlebniß Lenoren's darstelle, handelt sich's nur um eine beabsichtigte Erhöhung des Eindruckes, der unmittelbaren poetischen Wirkung. Im Uebrigen aber zittert Alles in hastiger, ort- und zeitloser Bewegung, wie es für den Traum so wesentlich ist.

Was hat es nur mit der „ungehörigen Vermengung zweier ganz verschiedener Vorstellungskreise und Bildungsstufen“, die Herr Hehn dem Dichter der Lenore glaubte vorwerfen zu sollen, für eine Bewandtniß? Könnte nicht selbst heute noch, könnte nicht in alle Zukunft ein unglückliches, verlassenes Mädchen ganz ebenso oder ähnlich in ihrer letzten Stunde träumen ohne deßhalb einer „Welt des Glaubens und der

*) Die etwas unschöne Wendung ist wohl zum Theil auf die Rechnung des Reimwortes „hadern“ zu setzen, dann aber soll sie wohl auch das dem Zustand Lenoren's entsprechende Toben und Brennen des Blutes bezeichnen.

Digitized by Google

Wunder" jemals anhängig gewesen zu sein? Nur die Vorstellung des Todes als eines Gerippes brauchte die Träumerin als festen Bestand ihrer Phantasie mit sich zu führen — die „Geister," die da einen „Kettentanz" aufführen und die Schlußverse des Gedichtes „heulen" sind kaum spiritistisch zu nehmen; sie sind nur die Schatten, welche Lenorens Phantasie während des „Rittes" erblickt, die Züge und das Gefolge des Leichenzuges und das „lustige Gesindel", das „halb sichtbarlich bei Mondenlicht" um das Hochgerüst tanzte. Mit einem Worte, der ganze Vorgang steht ganz und gar nicht in Widerspruch mit den Volksanschauungen, wie sie um die Zeit des siebenjährigen Krieges im protestantischen Deutschland herrschten.

Und wie nehmen sich nun „die Wiederholungen, die lauten Interjectionen, die prahlerischen Ausbrüche" aus, die Herr Victor Hehn dem großen Dichter aufmutzt. Steigern sie nicht gerade das Unheimliche des traumhaften Seelenvorgangs? Sind sie nicht im höchsten Grade characteristisch für den Traum?

„Wir und die Todten reiten schnell!" — „Hurrah! die Todten reiten schnell!" hört Lenore den Geliebten rufen, während sozusagen die ganze Welt an ihr vorbeifliegt. — Ja, so träumt man! Und die stets erneute angstvolle Erwiderung: „Laß ruhn die Todten!" ohne daß ihr irgend ein Verdacht, wer wohl dieser Reitersmann sein mag, in den Sinn kommt. — Wie fein ist das Alles ausgeführt, wie kunstvoll! Und ein Deutscher mußte kommen, um uns unverbesserlichen Nachbetern und Nachtretern des Auslandes dieses einheimische Kleinod zu entwerten, dieses herrliche Werk, dem die ganze Weltlitteratur vielleicht nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen hat!

Und um jetzt noch ein Wort über die Goethe'sche Ballade zu sagen, die Herr Victor Hehn als ein mustergiltiges Meisterwerk der mißlungenen Romanze Bürgers gegenüberstellt: wie dürftig nimmt sich die Goethe'sche Nachahmung aus, wenn man sie verständnißvoll mit dem Vorbilde vergleicht. Bedauerlich ist es schon, daß Goethe die „Lenore" ebenso wenig verstanden hat wie Herr Victor Hehn. Denn allerdings kann er sie nicht verstanden haben; sonst hätte er den Vorgängen in seinem Gedichte nicht die Wirklichkeit aufgeprägt. Man denke: ein leichtfertiger Franzose betrügt ein deutsches Mädchen; darüber „fährt seine Seele von hinnen", und in derselben Stunde kommen dem Verführer Gewissensbisse; ihm „grauft sein Haar (!)"; er reitet „auf alle Seiten", gelangt endlich bei Gewitterregen an ein „Gemäuerwerk", stürzt „wohl 100 Klafter" hinab, kommt gesund unten an, wird von Irrlichtern weitergelockt und sieht endlich in einer Festversammlung von „hundert" Gerippen sein Mädchen sitzen — „die wend't sich —" und der Scherz ist aus! Man glaubt, der Dichter wolle uns zum Besten haben.

Und das soll ein Meisterwerk sein, über dessen geringe Popularität man greinen muß! Der Goethe dieses Poems soll dem Dichter der „Lenore" überlegen sein, der seinen oberflächlichen Nachahmer selbst in Einzelheiten weit übertrifft!

„Und wie er tappt, und wie er fühlt,
Sich unter ihm die Erd' erwühlt;
Er stürzt wohl hundert Klafter."

so heißt es bei Goethe. Wie blaß und farblos erscheint die Schilderung, wenn man sie mit der entsprechenden Stelle bei Bürger vergleicht:

„Und hui! war's unter ihr hinab
Verschwunden und versunken."

Doch genug — ich möchte auch bei dem „untreuen Knaben" nicht vergessen, daß es die große und ehrwürdige Gestalt Goethe's ist, gegen welche mich die Urtheilslosigkeit eines blinden Goethe-Bewunderers herausfordert. Der größte deutsche Dichter des achtzehnten Jahrhunderts wird durch eine verfehlte Jugendarbeit nicht in seinem Ansehen geschädigt. Wenn aber dem armen Bürger sein Bestes verunglimpft wird, ohne daß man dieser ungerechten Behandlung nachdrücklich wehrt — was bleibt von ihm?! Und er hat doch wahrlich verdient, daß die Nachwelt an ihm gut mache, was die Mitwelt verschuldet hat. Wohl war sein Leben nicht ganz so unglücklich wie das des Schöpfers des „Prinzen von Homburg," des „zerbrochenen Kruges" und des „Michael Kohlhaas." Bürger hatte, wenn man Schiller's ehrlich-gehässige Verurtheilung ausnimmt, einem großen Theil der Besten seiner Zeit genug gethan und einen immerhin gefeierten Namen sich erworben. Aber wie die Mitwelt einen sittlichen Makel an ihn gehängt hatte, so ließ sie ihn auch in Armuth verkommen — er konnte trotz aller Berühmtheit dem Martyrium des deutschen Dichters nicht entgehen. Und nun ist der Versuch gemacht worden, ihn, zu größerer Ehre Goethes, vor der Nachwelt auch noch in seiner Eigenschaft als Dichter der „Lenore" zu verunglimpfen! Ich darf hoffen, daß die vorliegenden Zeilen dazu beitragen werden, das Bild des unglücklichen Dichters nicht nur wieder im alten Glanze erstrahlen zu lassen, sondern auch seine „Lenore" zum wahren Besitzthum unserer Nation zu machen.

Und bei dieser Gelegenheit gleich noch ein Wort.

Schopenhauer sagte vor 50 Jahren: „Sie setzen Leuten Monumente, aus denen einst die Nachwelt gar nicht wissen wird, was sie machen soll. Aber Bürgern setzen sie keines."

Irgendwo wollten sie ihm neulich eins setzen. Und da schrieben sie in die Aufrufe, die zur Leistung von Beiträgen einluden, neben allerlei moralischen Betrachtungen über Bürger's unmoralischen Lebenswandel: „Schaffen wir ihm ein Denkmal — wenn auch nur ein kleines."

So ehrt das deutsche Volk seine großen Dichter.

Modernes Münchener Kunstgewerbe.

Von Eduard Engels (München).

(Schluß.)

Diese gleiche Scheu und Demuth beobachtet man nun auch an den Obrist'schen Entwürfen. Sie haben Alle etwas Urthümlich-Teutonisches, fast möchte man sagen Fossiles. Wie Versteinerungen sehen sie aus, uralte Ueberbleibsel einer heroischen Menschheit, die der Rost der Jahrtausende unter die Naturdinge einreihte. Da ist zum Beispiel ein Liszt-Denkmal: aus einem zufällig im Wald gefundenen Felsblock wurde oben in rudimentären Zügen die Maske des Componisten ausgehauen; unten am Boden, wo die Kräuter und das Moos wuchern, grub man den Namen des Meisters ein. Nun mag der Wald weiterwachsen, das Moos den ganzen Fels übergrünen, schön wird's doch sein, wenn einmal nach vielen Jahrhunderten ein einsamer Waldgänger in das Dickicht dringt und den Stein entdeckt, schön und wunderseltsam und märchenheimlich und süßer Schauer voll. Oder da ist ein Grabdenkmal: aus einem rauhen Geröllstein wurde unten etwas wie ein Sockel, oben etwas wie eine Aschenurne herausgemeißelt; auf drei Seiten aber blieb der Stein, wie die Natur ihn geliefert, Sockel und Urne ungesondert, ungestaltet, ein Ganzes, das mehr von der Natur als von der Hand der Menschen Kunde giebt. Die Asche des Verstorbenen kehrt zu den Elementen zurück, aus denen sie stammt; zwischen dem Menschen und den Elementen giebt es keine Kluft, innig, brüderlich lebt und stirbt Eines im Andern. Ich brauche nicht noch des schönen Marktbrunnens zu gedenken, der so gestaltet ist, als wäre ein zufällig aus dem Marktplatz aufragender Fels zum Wasserbehältniß hergerichtet worden, die Tendenz ist schon jetzt deutlich genug: das Kunstwerk soll an

Digitized by Google

das von der Natur dargebotene Material anknüpfen und dasselbe in seiner natürlichen Schönheit und Stimmung möglichst wenig beeinträchtigen. Die Natur soll als die eigentliche Künstlerin, der Mensch nur als ein frommer Handwerksmann erscheinen, der ihren Spuren von ferne folgt. Demgemäß wird auch das Decor so gehalten, als hätte die Natur es selbst hervorgebracht. Formen, welche die Natur nicht liefert, kommen nicht vor. Wurzelknorren, Holzgrotesken, diluviale Ueberreste weiß Gott welcher primitiven Pflanzen und Thiere scheinen den ganzen Formenschatz auszumachen. Und natürlich geht von diesen primitiven, räthselhaften, vorsündfluthlichen Dingen eine viel stärkere Stimmung aus, als von den complizirtesten Ornamenten der meisten anderen Künstler. Urwaldrauschen glaubt man zu hören, Runen zu entziffern, über dunkle Edda-Strophen zu grübeln. Obrist scheint für reisige Krieger Odin's, nicht für zappelnde Bicyclisten zu arbeiten. Ein Schreibtisch mit Sesseln, den er ausstellt, ist von so reckenhafter Gewalt, daß ich mir nur einen Hünen wie Bismarck daneben vorstellen könnte.

Von Obrist führt dann der Weg zunächst zu Bernhard Pankok, dem Illustrator des Weltausstellungs-Catalogs hinüber. Er steht der Natur nicht so nahe wie Obrist, aber auch er bevorzugt im Decor die urthümlichen Wurzelknorren, Holzgrotesken und Versteinerungen, die jener liebt. Den prägnantesten Ausdruck seiner Eigenart hat er in dem bekannten Rauchzimmer der Weltausstellung geschaffen. Wenn man in diesem Raum weilt, kann man sich einbilden, in einem Schiffe zu sitzen. Aber nicht in einem Lloyddampfer oder einer Vergnügungsyacht! Nein, in einem jener engen, ehernen, trotzigen Fahrzeuge, die es mit dem Polareis aufnehmen, einem Expeditionsschiff, einer „Fram". Alles athmet hier gedrungene Kraft. In den Conturen ist eine Spannung, vor der man sich fürchten könnte. Pankok ist ein Athlet. Und wie das dann zuweilen geht: der Athlet hat eine Schwäche für das Duftigste, Zärtlichste. Mit welch leichter, fast japanischer Geberde er auf seine Belagerungsmaschinen, ich wollte sagen Möbel, phantastische Blüthenzweige (Intarsia) hinstreut, ist beinahe ein Phänomen.

An Pankok's Rauchzimmer grenzt Bruno Paul's Jagdzimmer. Auch hier rauhe, männliche Tugend. Der ganze Raum rundum in Holz verpackt. Man glaubt irgendwo in Skandinavien zu sein. Draußen ist Winternacht. Endlos fällt der Schnee. In der Ferne heulen die Wölfe. Drinnen aber ist's wunderhübsch warm, die blanken Flinten im Gewehrschrank geben ein behagliches Gefühl der Sicherheit, der nackte, grinsende Rennthierschädel über der Thür, der düstere Wandfries mit den frierenden Raben auf kahlen Wipfeln vermehren durch das Graulen, das sie erwecken, nur den Eindruck des Geborgenseins und des Glückes.

Unterscheidet sich Bruno Paul von Pankok dadurch, daß er minder leidenschaftlich im Ausdruck der Stärke, weniger gedrungen in der Form ist, so geht Richard Riemerschmid noch eine Etappe weiter über Bruno Paul hinaus und erreicht eine gewisse weltmännische Leichtigkeit, eine gewisse spielende Grazie, die ihn der Wiener Schule nahe bringt. Pankok und Paul gestalten immer massiv, ihre Möbel sind immer geschlossene, und fast möchte man sagen verschlossene Massen; die Riemerschmid'schen Sachen dagegen haben etwas Aufgelöstes, Offenes, Laubenhaftes, sie sind ein Gefüge von Latten und Brettchen, deren Zusammenhalt deutlich zu Tage liegt, die keinerlei Geheimniß für sich behalten. Schweigsamkeit, Ernst, Grübeln auf der einen Seite, Mittheilsamkeit, Coketterie, Esprit auf der anderen. In die Pankok'schen und Paul'schen Stuben kann man nur berathende Männer, in die Riemerschmid'schen nur zwitschernde, flatternde, buntgefiederte Weiblein placiren. Riemerschmid ist nicht der prächtigste — für die Pracht hat Pankok viel mehr Sinn — aber der mondainste, eleganteste unter den Meistern der Neumünchener Wohnkunst.

Außer vollständig eingerichteten Zimmern, deren man im Ganzen 30 zählt, sind auf der Ausstellung noch eine Menge Fachgruppen mit unzähligen Erzeugnissen aller Art: Potericen, Gläsern, Kupfergefäßen, Decorationen, Broncen, Leuchtern, Lampen, Stickereien, Schmuck, Uhren, Teppichen u. s. w. vertreten. Am erfolgreichsten erweisen sich die modernen Bestrebungen immer an den kleinen, überflüssigen Sachen, dem mancherlei Zierrath, den man auf Tischen und Gesimsen umherstellt. Für die wirklichen Gebrauchsgegenstände, z. B. die Geräthschaften der Küche, wollen sich dem Anschein nach keine neuen Formen ergeben. Ein ungelöstes Problem ist noch immer die Petrollampe: man scheint über die Combination eines Metallfußes mit einem gläsernen Oelbehälter nicht hinauszukommen. Die Decoration des Tafelporcellans mit naturalistischen Mustern, z. B. Fichtenzweigen, über denen ein Schmetterling schwebt, hat für mich immer etwas Peinliches. Ich möchte nicht von einem Teller essen, der mir solche appetitwidrigen Dinge vor Augen stellt. Von den Teppichen verschwinden, Gott Lob, die Blumen und Fische und Vögel immer mehr. Man erspart es uns, auf Dinge zu treten, auf die kein feinfühliger Mensch treten mag. In den Farben der Teppiche, wie überhaupt in den Farben aller Ausstellungsobjecte macht sich eine entschiedene Abkehr von der früheren Farbenfreude bemerkbar. Unsere Nerven sind doch wohl etwas schwach, um in der Gefangenschaft des Zimmers so starke Eindrücke auszuhalten. Und wie in den Farben, so hütet man sich jetzt auch in den Formen vor aller Extravaganz. Man verfährt überall rein constructiv, verspart die Kräfte der Phantasie für das Decor und befleißigt sich selbst hier der größten Zurückhaltung.

Ueberschaut man das Ganze, so ist der Eindruck nicht abzuweisen, daß die moderne Gewerbekunst die Jahre des gährenden Mostes hinter sich habe und jetzt einen guten Wein zu liefern beginne. Es fehlt ihr jetzt im Grunde nichts mehr, als eine recht große Schaar verständnißvoller Weinkenner und Weinliebhaber. Aber so sind die Leute: die besten unter ihnen ziehen dem Wein noch immer die — Weinkarte vor! Statt sich in der Ausstellung umzuthun, hocken sie am Liebsten am Lesetisch und stöbern in den dort ausliegenden Kunstjournalen herum. Haben sie keine Fähigkeit mehr zu directem Genuß? Müssen sie sich immer erst von Anderen sagen lassen, was schön, was häßlich ist? Man könnte in helle Verzweiflung gerathen, wenn man das ansieht. Sonderlich, wenn man ein Kunstschreiber ist und die Mittel in der Hand hat, dem Unfug zu steuern! A propos, wie wäre es denn, wenn wir die Schreiberei einmal an den Nagel hingen und die Leute zwängen, ihren eigenen Sinnen zu folgen? Aufzugeben brauchten wir unser Metier ja darum keineswegs: wir könnten in die Ausstellungen gehen und dort die Cicerone machen. Ja, wir könnten es sogar wie die politischen Agitatoren machen: Volksversammlungen halten und für die Partei der Schönheit werben. In München wäre das Letztere vielleicht ganz besonders am Platze. Wer weiß, vielleicht gelänge es dann, neben den Deputirten für die Interessen von Gevatter Schneider und Handschuhmacher auch Abgeordnete der Kunst in die bürgerlichen Collegien und die Ständekammmer zu bringen. Ja, wenn die Götter besonders gut gelaunt sind, möchte es wohl gar geschehen, daß ein vortragender Rath im Cultusministerium auf die Kunst aufmerksam würde und bei einer hohen Regierung Anzeige erstattete, daß in München so etwas wie Malerei, Kunstgewerbe und dergleichen grassire . . . .

Digitized by Google

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Widosawa Brankowitsch.

Von Znaj Jowan Jowanowitsch. (Aus dem Serbischen.)
Deutsch von Wilhelm Thal.

(Fortsetzung.)

II.

Stefan ist nicht mehr zu erkennen ... Man könnte glauben, er habe den Wassern sein Glück entrissen, so freudig bewegt ist sein Herz. Doch Stefan fühlt, daß er nicht mehr fröhlich sein wird, so lange Widosawa nicht die Augen öffnet und ihn nicht mit jenem Blick betrachtet, für den er in den Tod gehen würde.

Die Tage sind vergangen. Widosawa lag noch immer auf dem Krankenlager; an ihren geschlossenen Augen zogen der Tod und das Leben vorüber, und es that Allen weh, sie stöhnen zu hören.

Jeden Morgen bei Tagesanbruch verließ Stefan sein Dorf und eilte zu seiner Kranken. Unterwegs pflückte er für Widosawa weiße, blaue und lila Blumen, die dem sanften, vom Fieber gefärbten Gesicht so gut standen.

Heute ist Stefan frühzeitig gekommen, doch der alte Vater ist schon auf; ängstlich steht er am Bett seiner Tochter.

„Ehrwürdiger Vater," sagte Stefan, während er dem Alten die Hand küßte, „ich konnte heute Nacht nicht schlafen. Ich habe keine Ruhe mehr; ich fühle mich kränker wie unsere Kranke. Vor Tagesanbruch war ich hier. Du kannst mich nicht heilen, doch Du kannst mein Leiden lindern, wenn du dem Bekenntniß meines Herzens Dein Ohr leihst."

„Sprich, mein Sohn," sagte der Greis, „wer sollte Dich wohl anhören, wenn ich es nicht thue? Du nimmst die Stelle meiner fünf Söhne ein, Du hast mein letztes Kind gerettet."

„Theurer Vater, ich bin kein schwaches Kind, das da weint und klagt; die Schmerzen, die mich zu Boden drücken, müssen groß sein. Ich würde lieber sterben als schluchzen und mich niederbeugen lassen. Ich bin als echter Serbe erzogen ... und doch, seit ich mich dem Tode entgegengeworfen und mit Widosawa am Rande des Grabes wieder erstanden bin, seitdem kenne ich mich nicht mehr — ich bin nicht mehr ich selbst. Ich kann mein Herz nicht mehr beherrschen; auch meinen Gedanken, meinen Wünschen kann ich nicht mehr gebieten. Ich gehöre Widosawa mit Leib und Seele; mein ganzes Wesen ist ihr unterthan und wirft sich vor ihr in den Staub! Als mein Blick zum ersten Male in ihre Augen tauchte, da erkannte ich ihr Herz, da verstand ich ihre Seele, und seitdem fühle ich, daß ich ohne dies Herz, ohne diese Seele, ohne diese Augen, ohne Widosawa nicht mehr leben kann!... Jetzt fühle ich mich leichter, denn Du weißt Alles. Sie wird genesen, Deine Widosawa, denn es lebt ein gütiger Gott ... Und nun sprich, Vater, soll Widosawa mir für's Leben angehören?"

Während Stefan sprach, seufzte Widosawa von Zeit zu Zeit, und der alte Priester schüttelte den Kopf; eine Wolke bedeckte sein Antlitz. Er wurde nachdenklich, und zwei helle Thränen perlten in seinen dunklen Augen.

Stefan bemerkte dieses Zeichen der Traurigkeit; es weissagte nichts Gutes. Aengstlich, mit klopfendem Herzen, harrte er der Worte des Vaters. Dieser bewahrte noch immer ein tiefes Schweigen; ein kalter Schweiß bedeckte seine Stirn, und endlich sprach er:

„Mein Sohn, wo bist Du? Setze Dich zu mir, damit ich Dich umschlingen kann, denn zu sehen vermag ich Dich nicht ... So ist es recht ... So! Ach, Du bist mir theuer, und weil ich Dich liebe, bin ich Dir die Wahrheit schuldig ... Wie glücklich wäre ich, wenn sich Gottes Segen auf Euch hernieder senkte, wenn Gott Euch für einander geschaffen. Wer wünschte es sehnlicher als ich? Doch höre, mein Sohn, und überlege; dann magst Du handeln, wie der Geist Dich treibt."

„Ich bin Uroch Brankowitsch; ich bin Serbe von Leib und Seele, aber das Unglück meiner Geburt lastet auf mir. Wohl habe ich mir gesagt, Wuka's Sünde sei nicht meine Sünde, und ich habe das Unmögliche gethan, um den Makel der Schande von meinem Namen fortzuwaschen ... Ich habe meine Söhne gelehrt, nur für das Vaterland zu leben. Ich sprach zu ihnen: Ein Serbe hat nur die einzige Mission, das Vaterland zu lieben ... ich sagte ihnen, sie sollten lieber ihr Leben, ihr Seelenheil mit Füßen treten, als ihr Vaterland verrathen. Meine Söhne hörten auf mich, und hätten sie gelebt, sie hätten meinen Namen gewiß nicht mit Schmutz bedeckt.

„Am Tage St. Widor, am 15. Juli, ward meine Tochter Widosawa geboren, und ihre Geburt raubte ihrer Mutter das Leben. Wir hatten das Kind, dessen Leben uns diesen Tod kostete, in schwarze Windeln gewickelt. Widosawa ist ihr ganzes Leben ebenso merkwürdig gewesen wie ihre Geburt ... Mit vier Jahren war sie klüger, als ein Kind von acht. Sie weinte nie; nur ein einziges Mal, als sie das Bild von Wuka Brankowitsch erblickte, da weinte sie, als hätte man sie auf glühende Kohlen gesetzt ... Ich weiß nicht, wo sie mit dreizehn Jahren das Lied von dem Verräther von Kossowo lernte; sie sang dieses Lied mit trauriger Stimme, ihr kleines Gesicht erblaßte, und das Lächeln wollte nicht auf ihre Lippen steigen. Ihre schönen Augen wurden starr und füllten sich mit Thränen, als sähen sie die Vergangenheit ... oder die Zukunft ... Wenn man sie fragte: „Was hast Du, Widosawa? Sage es uns um Gottes Willen," dann antwortete sie feierlich nur das eine Wort: „Der Fluch ..."

Vor einem Jahr hielt Milan, der älteste meiner Söhne, um ein junges Mädchen an und kehrte strahlend vor Glück heim. Widosawa ging ihm entgegen.

„Wie, mein unglücklicher Bruder, Du hältst Dich für glücklich? Kann ein Brankowitsch glücklich sein?? O Milan, es giebt keine größere Todsünde als den Verrath an seinem Vaterlande. Schwer lastet der Fluch, der auf die Unglücklichen zurückfällt!"

Als sie diese Worte gesprochen, umarmte sie ihn, wie man einen Todten umarmt. An demselben Tage ward Milan krank, am nächsten Morgen war er todt.

Kurz darauf erwachte sie eines Nachts und schrie:

„Wlaiko, mein Bruder Wlaiko! Wo ist mein Wlaiko? Ach, schwer lastet der Fluch, der auf die Unglücklichen zurückfällt!"

In demselben Augenblick kam Wlaiko's Pferd in den Hof gesprengt, doch ohne Wlaiko ... Wlaiko war auf der Jagd von seinem Pferde gestürzt und hatte sich den Hals gebrochen. In derselben Weise hat sie Mirka's und Radlimai's Tod vorausgesagt.

Seit jener Zeit habe ich erkannt, daß etwas Uebernatürliches in ihr lebt. Ich glaubte Alles, was sie mir sagte, und wenn es noch so entsetzlich war.

Manchmal sagte ich zu ihr:

„Schweig, prophezeihe Nichts, um Gottes Willen! Ich liebe Dich mehr als mein Leben, mehr als meine Seele und zittere, wenn ich die Worte Deines Mundes vernehme."

Sie sprach zu mir: „Du liebst mich? Wehe dem, der mich liebt oder lieben wird! Auf mir lastet ein Verhängniß; schrecklich ist die Sünde, die auf die Unglücklichen zurückfällt!" Dann sah sie mir starr in die Augen und fügte hinzu:

„Warum sehe ich immer den jungen Georg und Joan Brankowitsch mit leeren Löchern an Stelle der Augen? Nach ihnen sehe ich einen andern Georg und auch Gregor Brankowitsch; sie sind blind und haben blutige Lider. O mein Vater, auch Du bist ein Brankowitsch!"

Als ich diese Worte vernahm, zitterte ich, und bald senkte sich die ewige Nacht auf meine Augen hernieder.

Eines Morgens trat mein letzter Sohn Damian zu mir, küßte mir die Hand und sprach:

„Theurer Vater, auch meine Tage sind gezählt. Heute Nacht hörte ich, wie Widosawa weinte und mehrmals meinen Namen nannte. Vater, gieb mir Absolution!"

Digitized by Google

„Wer kann absolviren, wenn Gott es nicht thut? Damian, mein Sohn, es giebt kein Glück mehr, es giebt kein Glück mehr!“

Sie liegen jetzt alle fünf in der Erde; sie haben mein Haus, mein Heim, meinen Herd mitgenommen. . . .“

Der Greis weinte.

Stefan blieb betäubt, in tiefen Träumen versunken, sitzen. Bald aber faßte er sich; er fühlte nichts, als seine große Liebe für Widosama; er fühlte, daß sein ganzes Glück und sein ganzes Unglück sich an dieses junge Mädchen knüpfte, und daß nichts auf der Welt ihn von ihr trennen könnte.

Widosawa lächelte auf ihrem Lager traurig.

„Warum küssest Du mich, alter Brankowitsch? Seit 22 Jahren bewohne ich mit Dir die Gefängnisse der Tschebas, und Du hast mich nie geküßt. Hattest Du keine Zeit? Wir haben zusammen das Unglück der Brankowitsch's gezählt. Haben wir auch Alles richtig gezählt? Noch nicht. Lassen wir es also. Bald wird Alles zu Ende sein . . . Komm zu mir, Vater, komm zu mir. Küsse mich noch einmal! O, wie süß ist Dein Kuß! Ja, das ist die Genesung! Komm, komme doch!“

Stefan neigte sich, um Widosawa die Hand zu küssen. Das junge Mädchen schlug die Augen auf und rief mit drohender Stimme:

„Du bist kein Brankowitsch! Ziehe mich nicht aus dem Wasser, laß mich sterben, laß mich, es ist zu Deinem Glück!“

Dann schloß sie tief seufzend die Augen.

Doch zwischen den Seufzern vernahm man die Worte:

„Er hat sein Vaterland verrathen . . . Ja, schwer lastet der Fluch, der auf die Unglücklichen zurückfällt!“

III.

Halbverwelkte Blumen, gelbe Blätter, das war das Lager, auf dem der Sommer erstarb; noch sangen einige Vögel, doch es war nur das letzte Jauchzen des fröhlichen Maiengezwitschers.

Jeder Laut, jeder Ton sandte ein Lebewohl, und durch jedes Lebewohl klang ein Seufzer. Der kalte Wind jagte die dunklen Wolken am Himmel, das war das Lager, auf dem die schwermüthige Fee des Herbstes noch schlummerte.

Die Weinernte ist in den Fruschkabergen beendet, die fröhlichen Lieder und die Winzer sind verstummt. Die Winzer sitzen jetzt hinter den Oefen. Und der Wind zerstreut die Töne, er verjagt das Rauschen der gelben Blätter und das dumpfe Knistern der todten Zweige.

Auch der Bach murmelt; er singt noch immer mit seiner eintönigen Stimme. Es war ein Vergnügen, ihm zuzuhören, als der Sang der Nachtigall ihn begleitete, und das Aroma der im hellen Grasen wachsenden Veilchen ihn verschönte . . . Doch wie traurig ist es, ihn jetzt zu hören, da er allein singt.

Ein großer Garten zog sich um die Wohnung des alten Uroch Brankowitsch. Früher war es ein Genuß, darin zu wandeln; jedes Blättchen an jedem Baum trug die Spuren einer sorgsamen Hand . . . Heut' aber wuchert das Gras in den Fußpfaden, die Beete sind ungepflegt, überall wächst Unkraut, und was einst mit so großer Sorge aufgerichtet worden, wird bald zu Grunde gehen.

Die schöne Widosawa geht schwarzgekleidet im Garten auf und nieder. Ihr hübsches, vom Leid verklärtes Gesicht ist so blaß, daß man glauben möchte, die Strahlen des bleichen Mondes spielen darauf. Der Tag wird trauriger und düsterer, und doch wird Widosawa immer fröhlicher.

Sie beweint noch immer ihre Brüder, doch die Gewißheit, daß es so kommen mußte, mildert die Bitterkeit der Thränen und stärkt dieses zärtliche Herz. Der prophetische Geist, der das Kind quälte, scheint verschwunden. Widosawa erwacht zum Leben, sie wird, wie alle jungen Mädchen, lebhaft und fröhlich.

Kann ein junges Mädchen ohne Liebe leben? Ein Veilchen muß duften, das Herz muß seufzen.

Doch das Veilchen ahnt nicht, daß es duftet, daß sein Odem köstlich ist.

Warum seufzt Widosawa? Sie seufzt im Gefühl des Glückes, ohne zu wissen, warum. In diesem Augenblick kommt Stefan . . . er kommt fast täglich in Uroch's Haus; er schweift mit ihr durch die Alleen des Gartens, spricht mit ihr von allem Schönen, betrachtet mit ihr die goldenen Wolken der Sonne und sagt zu dem jungen Mädchen: „Meine Schwester!“

Widosawa konnte nicht glauben, daß sie Stefan zu lieben wagen durfte. Die böse Stimme flüsterte ihr von Zeit zu Zeit zu: „Entferne diesen jungen Mann; wehe ihm, wenn der Fluch auf sein Haupt fällt!“

Doch ein sanftes und süßes Gefühl erfüllte ihr Herz.

* * *

Jeder Tag ward schöner, denn mit jedem Tage liebte sie ihn inniger. Die Liebe ward größer und mit ihr auch das Glück.

Glücklich ist der alte Uroch. Als Blinder sieht er, was seine Augen nie geschaut: er sieht seine Tochter zum ersten Mal glücklich.

„Wie schön es hier duftet! Von welcher Blume ist dieser Duft?“ fragte Uroch eines Abends, während ihn Stefan und Widosawa an der Hand durch den Garten führten.

„Das ist eine Rosmarinpflanze,“ versetzte Widosawa.

„Wir wollen uns hierher setzen, meine Kinder; athmet diesen Duft ein! Ist diese Blume nicht köstlich, Stefan? Was sagst Du, Widosawa?“

„Der Rosmarin bedeutet etwas Gutes; er stimmt zum Nachdenken und spricht von irdischer Freude, Liebe und Treue.“

Alle drei schwiegen und blieben mit tiefer Rührung in ihre Träume versunken.

Der Alte weiß nicht, wie er das Gespräch in Zug bringen soll, und auch Stefan bleiben die Worte in der Kehle stecken . . . Widosawa stand neben dem Greis und sah den Kampf der Gedanken und Wünsche, die sich auf dem Antlitz des Vaters und des Jünglings wiederspiegelten; sie selbst zitterte wie ein Schilfrohr.

Unwillkürlich ergriff der Alte Stefan's Hand und fühlte einen Ring auf derselben.

„Was ist das für ein Ring, Stefan?“

„Meine Mutter hat ihn mir auf dem Todtenbette geschenkt und mir befohlen, ihn meiner Braut zu verehren . . . doch ich schwöre . . .“

Bei diesen Worten färbte sich Stefan's Gesicht purpurroth, und die blasse Widosawa wurde noch blasser, wie eine zitternde weiße Rose.

„Doch ich schwöre, ich werde ihn bis zum Grabe tragen, wenn Widosawa ihn nicht nimmt.“ (Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Lachende Erben.

So fröhliche und lachlustige Leute bekommt man nicht oft zu sehen. Ein Nichts, ein Ungefähr reichte aus, um ihre unbändige Heiterkeit zu entfesseln. Herr v. Gerlach bemerkte beiläufig, daß die Freude, welche Freund Damaschke über die politische Regsamkeit der Dörfer habe, rein ästhetischer Natur sei — und „Heiterkeit“ steht im Verhandlungs-Protokoll hinter diesem Satze zu lesen. Der normale Mensch, der im nüchternen Zustande nur dann zu lachen pflegt, wenn eine Ursache dazu vorliegt, wird vergebens nach einem Grunde für die nationalsociale Heiterkeit suchen. So verlockend ist der Sachsenhäuser Aeppelwoi' nicht, daß sie sich aus seinem reichlichen Genusse erklären ließe. Und in der That, der Zaubertrank, der den Nationalsocialen in Frankfurt a. M. zu Kopfe gestiegen ist und sie über die Maßen vergnügt gemacht hat, darf sich

Digitized by Google

vollkommener Alkoholfreiheit rühmen. Sie waren des süßen Weines der Apostelgeschichte voll, jenes Lieblingsgetränkes Derer, so in Zungen reden. Bankerotteure, die noch immer renommistisch mit Millionen um sich werfen! Schwärmer, deren Pulver längst verlodert und verqualmt ist, die aber trotzdem noch weiter buntes Feuerwerk machen wollen!

Fünf Jahre lang schlagen nun die Nationalsocialen, nach ihrem eigenen Ausspruche, mit den denkbar geringsten Mitteln Lärm, Aber die schwerhörige Masse hat noch immer nichts davon vernommen. Fünf Jahre lang kämpft Pfarrer Naumann, der einst zu den zwei oder drei sympathischen Männern unseres politischen Lebens gehörte, für eine poetische Idee, an die heute außer ihm kein Einziger in seinem Gefolge mehr glaubt. Stück für Stück ihrer ehemaligen Ueberzeugungen haben die Nationalsocialen aufgegeben. Der Anker ist verloren, nun treibt das Schiff hülflos mit dem Strome. In den Hafen hinein, wo die abgetakelten Galeeren der Freisinnigen Vereinigung modern. So kläglich ist das Ende einer Bewegung, die zwar niemals im Volke Boden zu fassen vermochte, die aber in ihrem Beginn die Sympathien zahlloser Gebildeter für sich hatte. Und das Seltsame dabei: die bedauernswerthen Helden der tragischen Posse haben gar keine Empfindung für die klägliche Rolle, die sie uns vormimen. Sie häuten sich ohne Unterlaß, verbrennen unermüdlich, was sie gestern angebetet haben, erniedrigen sich zu bezahlten Dienern derselben Menschen und Bestrebungen, von denen sie vor fünf Jahren nur mit Ekel und Widerwillen sprachen. Und trotzdem dünken sie sich richtige, trutzige Eroberer, Wikinger, die alles Land im Sturm gewinnen, glauben sie sich dazu berufen, die alten Parteien zu verdrängen und zu ersetzen.

Zwar mit der Ablösung der Socialdemokratie, von der vor vier oder fünf Jahren bei ihr begeisterte Rede ging, ist es der Gruppe Naumann vorbei gelungen. Das weiß sie auch. Selbst die persönliche Bekanntschaft Hellmuths mit Wolfgang Heine, der in Erinnerung an seine flotten Burschenjahre noch immer für blanke Kanonen schwärmt, und selbst die eingehenden Biergespräche beider Politiker haben den Marxismus nicht bewegen können, Naumann zum Universalerben einzusetzen. Er wird im Testamente so wenig bedacht werden wie Rudolf Mosse, der vom Lübecker Tage in holdseliger Naivetät ein Umschwenken der Arbeiterbataillone zur Freisinnigen Vereinigung erhofft. Gerade diese Freisinnige Vereinigung übrigens, den capitalistischen Liberalismus, in dessen Antlitz er sieben oder acht hippokratische Züge entdeckt hat, verehrt Pfarrer Naumann augenblicklich als seine Erbtante. Feinfühlig machen er und die Seinen der Hinsiechenden den Hof.

„Neu-Freisinnige" werden die Nationalsocialen nach ihrer Angabe hier und da von den Bauern genannt, und sie erkären, stolz auf diesen Namen zu sein. Mit Recht. Langsam haben sich die antimammonistischen Stürmer und Dränger, die Befreier zum goldenen Freisinn durchgemausert, langsam alle seine Gewohnheiten angenommen. Wie er stellen sie ihr Hoffen auf einzelne mächtige Personen. Pfarrer Naumann nannte jüngst den Kaiser das letzte Bollwerk gegen die agrarische Ueberschwemmung. Das ist dieselbe Politik, die den Grafen Bülow lobhudelte, so lange seine Stellung zum Zolltarife nicht feststand, und die ihn damals täglich auf den Knieen anflehte, dem begehrlichen Junkerthume den Hals zu brechen. Das ist dieselbe Politik, die eine liberale Aera aufsprießen sieht, sobald der Kaiser einmal ein liebenswürdiges Wort mit Herrn Ballin wechselt. Diese Politik ignorirt Volksvertretung und Verfassung, muthet dem Herrscher und seinen Ministern einen Staatsstreich nach dem andern zu und wird deßhalb liberal genannt. Ganz trefflich paßt zu ihr Naumann's dringende Empfehlung der Obstruction. Nachdem die Wählerschaft ihm und den Seinen gegenüber sechs Jahre lang hartnäckige Obstruction getrieben und die Herrschaften immer wieder hat durchfallen lassen, ist die nationalsociale Haltung zwar erklärlich, aber deßhalb nicht minder reactionär. Es braucht nicht erst bewiesen zu werden, daß die Obstruction, die gewaltthätige Auflehnung der Minderheit gegen die Mehrheit, die höhnische Verachtung des bei den Reichstagswahlen zum Ausdruck gekommenen, souveränen Volkswillens, gleichbedeutend ist mit der Vernichtung des Parlamentarismus. Hinter dieser Götterdämmerung steht die aufgeklärte oder auch nicht aufgeklärte Despotie. Ich gebe zu, daß man einer solchen Entwickelung sympathisch gegenüber stehen kann. Der Parlamentarismus von heute ist, schon Lothar Bucher hat das fixirt, zum Tode reif und muß in seinen Sünden untergehen. Aber wahrhaft liberal sollte sich doch der nicht dünken, der den Todtengräberdienst an ihm verrichten will. Seltsam, daß der so fidele nationalsociale Parteitag für Naumann's Grotesken gar kein Verständniß zeigte und sie, laut Verhandlungs-Protocoll, nicht mit der gewohnheitsmäßigen Heiterkeit belohnte.

Man hat die Nationalsocialen als Officiere ohne Soldaten gekennzeichnet. Schon recht — aber Officiere à l'anglaise, wie es sich ja auch für Britenfreunde geziemt. Officiere ohne strategisches Talent. Wie sehr sie über ihren hohen „persönlichen Beziehungen" die zur Bevölkerung vernachlässigt haben, die doch für eine Volkspartei auch nicht ganz unwichtig sind, und wie wenig sie die Instincte des deutschen Volkes, diese noblen und großherzigen, verstehen, das zeigte ihre klägliche Haltung in der Burenfrage. Ein Rentner Pohlmann meinte allen Ernstes, man müsse die Sympathien für die Buren zurückschieben, weil Englands Niederlage uns wirthschaftlich schädigen würde. Denn John Bull sei Freihändler, der Bur aber Schutzzöllner. Ich will das Unmoralische in Pohlmann's Deductionen bei Seite lassen, denn mit Moral baut man keine Eisenbahnen, wie der Vater der duellwüthigen Wiener Ofenheime seinen Richtern sagte. Aber der Rentner aus Hohenaspe verräth auch, wie phantastisch gering das wirthschaftspolitische Wissen und der wirthschaftspolitische Bildungsdrang mancher Leute ist, die uns eine neue Wirthschaftspolitik predigen. Er hätte nur die redactionelle Beilage zu dem Courszettel, den er als Rentner doch wohl täglich liest, zu durchfliegen brauchen und dann sofort entdeckt, daß England drauf und dran ist, sich und seine Colonien durch hohe Schutzzölle gegen die ausländische Concurrenz zu sichern. Wahrhaftig, Politikern dieses Schlages gegenüber ist Herr Zubeil das Muster eines aufgeklärten, objectiven Denkers, und der Zehngebote-Hoffmann ein wissenschaftlicher Titan.

Keine von den Hoffnungen, die einst auf den Nationalsocialismus gesetzt waren und die er selbst so überreich auf sich setzte, ist in Erfüllung gegangen. Im hohlen Baume des Handelsvertrags-Vereines suchen die armen Vögel, denen unablässige Mauser das Gefieder rettungslos verwüstete, dürftigen Schutz, und von den Redethaten der Zersprengten nimmt Niemand Notiz. Sie aber colonisiren, unbekümmert um die Wirklichkeit der Dinge, Wolkenkukuksheime. In eingebildetem Zukunftsreichthum schwelgen die Reformatoren unseres Parteiwesens, die lachenden Erben, und hören das Gelächter der Erblasser nicht. Caliban.

Dramatische Aufführungen.

Nacht und Morgen. Schauspiel in vier Aufzügen von Paul Lindau (Berliner Theater). — Die Fee Caprice. Lustspiel in drei Acten von Oscar Blumenthal (Lessing-Theater).

In Lindau's neuem Stück spielt das unbrauchbar gewordene Schloß einer Akten-Ledermappe die Hauptrolle. „Herr Legationsrath," so ungefähr sagt Zülke, der in Ehren ergraute Canzleidiener zu seinem Vorgesetzten, „nehmen Sie's nicht übel, aber das Schloß taugt nichts mehr." Der Legationsrath nimmt es nicht übel, er notirt sich sogar die Adresse Zülke's, dessen Sohn dringend Geld braucht, alldieweil er sonst dem Gefängnisse verfallen würde. Aber an Stelle des Legationsrathes hilft ein intriguanter Franzos dem Canzleidiener. Fragen Sie nicht, um welchen Preis! ... Aus der Mappe mit dem defecten Schloß verschwindet ein unglaublich wichtiges Aktenstück. Und da der Legationsrath sich nicht darüber ausweisen kann, wo er in der Nacht des Diebstahls war, so heftet sich der schwarze Verdacht an seine Fersen. Wir Zuschauer wissen, daß

Digitized by Google

er rein und unschuldig ist. Der Autor sagt es uns zwar erst in letzter Minute, wir Schlauköpfe erkennen es aber schon in der ersten: Zülke hat das Actenstück dem Franzosen verkauft, um seinen Sohn zu retten. Und der Legationsrath? Der schweigt, weil er in selbiger Nacht bei seiner Frau Schwägerin gewesen ist, seiner Frau Schwägerin, aus deren sündigen Armen er sich für alle Zeit befreien will. Wie ärgerlich für ihn, daß er gerade diese Nacht, und die ganze dazu, auf die wehe Trennungs-Ceremonie verwandte!

Also man durchschaut den Autor, der allzu durchsichtig arbeitet, und das nimmt der Sache den Reiz. Als die ehebrecherische Schwägerin das befreiende Geständniß ablegt, da erregt sie Sensation nur auf der Bühne. Hier steckt der schwere Fehler des Stückes. Im Uebrigen ist es mit allem Raffinement, mit der bekannten Sauberkeit und der feinen Witterung für die Instincte von Berlin W zusammengestellt, die Lindau noch immer auszeichnet. Freilich, wer auf die moderne Richtung eingeschworen ist, wer die Ibsen vergöttert und die Hauptmann sowie Abrahamsohn-Brahm's Keine neben ihm, der muß entrüstet vor der Tragödie vom alten ehrlichen Zülke stehen. Das sind ja alles Puppen, die wir längst in der Rumpelkammer glaubten, unmöglich Schemen allesammt! Da ist ja nirgends ein echter Zug, ein wahres Wort; jede Scene mühsam erklügelt, jeder Dialogsatz auf Schrauben gestellt! Nun, wenn schon! Dem Publicum hat „Nacht und Morgen" anscheinend vortrefflich gefallen. Ihm behagt die überbildete Sprache eines klugen Pointenschleifers noch immer besser als das wilde, lebenswahre, aber salzlose Gestammel der naturalistischen Helden. Es will amüsirt sein, „geistvoll unterhalten", wie man das so nennt. Und es überschüttet die klingende Phrase und die netten Dialogschlager Lindau's mit freundlichem Beifall, während es Herrn Heyermans niederzischte. Es ist gut, von Zeit zu Zeit immer wieder schlichte Thatsachen zu constatiren und sich dadurch zu vergewissern, daß die Welt und die Theaterbesucher unveränderliche, gegebene Größen sind, die zu bessern und zu bekehren nur der Narr versucht.

„Er dichtet ihr ein Sonett an, ich aber, ich setze Fett an." Das ist der fidelste Witz in Oscar Blumenthal's „Fee Caprice", die am Premièrentag, am Sonnabend, offenbar größeren Beifall gefunden hat als bei der ersten Wiederholung. Von jener brandenden Begeisterung wenigstens, deren alle zum Ring gehörigen Tageblätter voll waren, konnte ich am zweiten Abend nichts verspüren. Blumenthal hat diesmal sogar auf die Kalauer verzichtet. Nein, ist das eine Armuth! Ist das eine Geistvöllerei ohne Geist! Eine Handlung zu erfinden, oder einen in Witzblättern entdeckten Stoff dramatisch zu gestalten, das hat Blumenthal ja nie vermocht; aber die Wortspäßchen flossen ihm früher doch etwas reichlicher, und ab und zu schrieb er Bonmots, freilich mehr ab als zu. Diesmal muß ihm der blecherne Reim die ulkige Pointe ersetzen. Und es gelang. Wie Lindau den früheren Hausdichter des Berliner Theaters, den wackeren Philippi, ersetzt hat, so ist Blumenthal auf Fulda's schwächlichen Schultern zum Achtungserfolg emporgestiegen. Er hat die Chose diesmal eben aufs Poetische gedeichselt. Und seine Hauptfigur ist wieder der moderne Weltschmerz-Poet, an dem sich der Lustige seit Jahresfrist in den montäglich blauen Spalten des müden B. T. reibt. Nun weiß man auch, weßhalb er ruhelos den Kampf gegen die Moderne führt! Um seiner „Fee Caprice" den Weg zu bereiten und die verehrlichen Abonnenten, die Abends im Parkett das entscheidende Wort sprechen, rechtzeitig davon zu überzeugen, daß es wirklich solche Dichternarren giebt, wie die Hauptperson in dem dreiactigen Reimspiel. Der Erfolg wäre vollständig gewesen, wenn Blumenthal dem faden, laschen Stoff ein bißchen mehr Würze, seinen Syrup-Pikanterien etwas Pariser Chic verliehen hätte. Aber Bonbonverse und gereimte Gedankensplitter, die man sich in den Fliegenden Blättern doch längst zum Ekel gelesen hat, reichen nicht aus, um einen Fünfminutenbrenner von Handlung drei geschlagene Theaterstunden lang bei Feuer zu erhalten. Die schöne Gräfin liebäugelt mit dem interessanten Literaten, der früher Krasinski hieß und, wenn ich nicht irre, Pianist war. Um sie vor'm Falle zu bewahren, gesellt ihr der Gemahl einen zweiten Hausfreund, hofft er doch, daß beide Löwen sich gegenseitig auffressen werden. Die schöne Gräfin ärgert sich ob dieses Spiels, und wenn es nicht plötzlich an den Tag käme, daß der Dichter Vater von sieben Kindern und beim Ausbruch der Revolution in einer Rothweintonne über die Grenze geflohen wäre, wer weiß, wie tief sie sich dann vergessen hätte. Aber sieben Kinder! Aber eine Rothweintonne! O Fee Caprice! ... Es ist überflüssig, solchem ungeschickten Theatergedalber, das der Kunst wie der Wahrheit gleich plump in's Gesicht schlägt, solchen schleimigen Späßen ein Wort der Kritik hinzuzufügen. Wer sie lachend aufnimmt, der ist dessen würdig, der sie ersonnen hat.

Notizen.

Manfred Wittich hat bei Carl Reißner, Dresden, eine „moderne Hundstagsphantasie" „Vineta" erscheinen lassen, die manche dichterisch-künstlerische Modethorheit der letzten Jahre ergötzlich verspottet und dabei selber klug den an Anderen getadelten Fehler vermeidet: Literatur für Literaten zu schaffen. Ein junger Irgendwer gelangt auf seltsamer Wanderung nach Vineta, das im Meeresgrunde lustig weiter vegetirt, von der Oberwelt aber und dem directen Verkehr mit ihr abgeschlossen ist. Das hindert jedoch die Vinetaner nicht daran, unser Culturleben fleißig mitzuleben; jeder Schiffbruch bringt ihnen Kunde vom Reiche, fortgeworfene Zeitungen und andere leichte Dampferlectüre unterrichtet sie über moderne Kämpfe, moderne Entwickelung auf dem Gebiete der Kunst. Als unser Held bei ihnen eintrifft, bestürmt man ihn, Vineta mit einer neuen Richtung, der Secession kat exochen, zu beglücken, und er kommt in seiner neuen Eigenschaft als städtischer Bildungsrath diesem Verlangen nach, so gut es geht. Aber kaum hat er die Stadt halbwegs stilisirt und dem intimen Drama zum Siege verholfen, da erfolgt bereits der Rückschlag: die allerneueste Kunst, die Heimathskunst, beginnt zu grassiren, und mit genauer Noth entgeht der Bildungsrath der Wuth des antisecessionistisch gestimmten Pöbels. — Manfred Wittich erzählt das mit harmloser, ungiftiger Satire, die sich zuweilen dem Humor annähert und, statt zu verletzen, vielmehr etwas wie Behaglichkeit um sich verbreitet. Es steckt überhaupt viel fröhliche Phantasie in dem Buche. Manfred Wittich wagt den Flug noch nicht sonderlich hoch zu nehmen, und man wünscht mitunter, daß sein Witz weiter zielte und tiefer in den Kern der Dinge hinein bohrte. Aber was heute noch fehlt, bescheert er uns vielleicht in Zukunft. Einstweilen haben wir alle Ursache, uns dieses liebenswürdigen Plauder- und Erzähler-Talentes zu freuen.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Absolut bestes Mundwasser der Welt! Odol

Bismarck im **Urteil** seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 16 Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Mineralquelle** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. In den Handlungen natürlicher Mineralwässer und in den Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein.** **Dr. Carbach & Cie.**

Königreich Sachsen.
Technikum Hainichen
für Maschinen- u. Elektrotechnik.
Praktikum f. Masch.- u. Elektrot.
Staatl. Oberaufs. Progr. kostenfr.
Direktor: E. Bolin.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 M.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Das grösste Wörterbuch
der
englischen und deutschen Sprache
von
Muret-Sanders
jetzt vollständig.

Umfasst nahezu
5000 Seiten gr. Lex.-Form.
4 Bde. à 21 M.

Prospekt und Probeseiten versendet jede Buchhandlung und die
Langenscheidtsche Verlagsbuchhdlg.
(Prof. G. Langenscheidt)
Berlin SW. 46.

Bismarcks Nachfolger.
Roman
von
Theophil Zolling.
Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen und geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-, Trink- und Badequellen, Mineral-, Moor-, Douche- und Dampf-Bädern,** zeitgemässen Einrichtungen zu **Kaltwasserkuren u. Massage,** ferner einer vorzüglichen **Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. — Hochquellen-Wasserleitung.** — Angezeigt bei **Krankheiten d. Nerven,** d. **Athmungs-, Verdauungs-, Harn- u. Geschlechts-Organe,** zur **Verbesserung d. Ernährung** u. d. **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden u. d. Folgen entzündl. Ausschwitzungen. Eröff. **Anfang Mai.** Prosp. unentgeltlich.

Hierzu eine Beilage vom **Lotus-Verlag** in Leipzig „Neue werthvolle Werke" und von **Greiner & Pfeiffer's Verlag** in Stuttgart „Der Türmer".

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 42. Berlin, den 19. October 1901. 30. Jahrgang. Band 60.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Der Liberalismus der That. Von Freidank. — Brauchen wir eine Colonialarmee? Von Oberstleutnant Rogalla v. Bieberstein (Breslau). — Normannensöhne. Von Max Bewer (Dresden). — **Literatur und Kunst.** G. A. Bürger's Prolog zu Sprickmann's „Eulalia" in seiner ältesten vollständigen Fassung. Mitgetheilt von Erich Ebstein (Göttingen). — Ludwig Jacobowski. Von Kurt Holm (Friedenau). — Kunst aus Japan. Von J. Norden. — **Feuilleton.** Widosawa Brankowitsch. Von Znaj Jowan Jowanowitsch. (Aus dem Serbischen.) Deutsch von Wilhelm Thal. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt.** Der Frieden von Hubertusstock. Von Prinz Vogelfrei. — Der Berliner Milchkrieg. Von Franz Eißenhardt. — **Offene Briefe und Antworten.** Noch einmal Eisenconstruction und Hochbau. Von Dr. F. Wollny. — Notizen. — Anzeigen.

Der Liberalismus der That.

An den verregneten Wegen hält jetzt der Sturmwind Wacht, und der Acker gehört dem Hasen, so weit dieser Freund seltener Orchideen und anderer, mit dem Kohl nicht verwandten Tropenpflanzen Verwendung dafür hat. Die unfruchtbare Jahreszeit ist gekommen. Folglich werden Reichstag und Abgeordnetenhaus demnächst ihre Sitzungen wieder aufnehmen. Der Bundesrath will in Kürze zusammentreten, um das überreiche Material zu sichten.

Männer der That statt der Schwätzer hat Herr v. Podbielski neulich gefordert. Es ist nicht anzunehmen, daß er mit der Donnerbüchse dieses Wortes auf den einen oder andern seiner Collegen feuern und daß er der einreißenden Gepflogenheit, durch ministerielle Rundreise-Reden die allgemeine Verwirrung zu steigern, den Krieg erklären wollte. Herr v. Podbielski versieht zur Zeit das Amt des Landwirthschafts-Ministers. Um die Interessen der Landwirthschaft wird sich der parlamentarische Kampf des kommenden Winters drehen. Was Wunder, daß die agrarische Excellenz den Schlachtplan ernstlich studirt hat und nun das Ergebniß mühseliger Forschungen in einen ebenso simplen wie schlagkräftigen Satz zu fassen weiß: Männer der That statt der Schwätzer, das ist's, was uns fehlt.

Die Gebildeten Deutschlands, die uninteressirten, deren Blick über den nächsten Zaun zu schweifen vermag und denen das Vaterland über dem Profite steht, werden mit dem Tarif-Problem zu Rande gekommen sein. Das ist keine Wissenschaft, die sich breitspurig auf's Katheder pflanzt und dann höhnischen Tones docirt, just der Bauer habe ja immer seine Opferwilligkeit für Reich und König betont und werde gewiß mit Vergnügen zu Grunde gehen, wenn das Wohl der Allgemeinheit seinen Ruin verlange. Die Classe bedeute immer weniger als die Gesammtheit, und willig müsse sich der Einzelberuf hinschlachten lassen, wenn die Wissenschaft seine Ueberflüssigkeit, ja Schädlichkeit für den Gesammtfortschritt nachgewiesen habe. Indessen, die Wissenschaft hat, so viel ich mich erinnere, bis jetzt den Beweis nicht erbracht, den die Münchner Koryphäe offenbar voraussetzt. Daneben aber meine ich auch, daß wir für spielerische Experimente am lebendigen Körper der Volkswirthschaft dann ganz und gar nichts übrig haben dürfen, wenn sie auf die Amputation eines zweifellos noch lebensfähigen Gliedes hinauslaufen. Und der Verzweiflungskampf eines Gewerbes, das noch vor Kurzem mehr als die Hälfte der Totalbevölkerung ernährte und heute noch zahlenmäßig an der Spitze marschirt, diesen verzweifelten Existenzkampf werden wir nicht in der Retorte, nicht in der kühlen Ruhe des Laboratoriums sich abspielen sehen. Ohne gewaltthätige Erschütterungen und revolutionäre Zuckungen wird es dabei keineswegs abgehen. Der Untergang der Landwirthschaft bedeutet die Zertrümmerung aller Grundmauern unseres Staatswesens. Dahinter lauert der Anarchismus Cobdenitischer oder Marxistischer Observanz. Es fragt sich, ob wir recht daran thun, uns bewußt und mit sehenden Augen der Katastrophe entgegentreiben zu lassen.

Jedem das Seine, heißt die Wahrheit, auf der das alte Preußen erbaut worden ist. Wer seinem Arbeiter den Lohn nicht giebt, der ist ein Bluthund, meint Jesus Sirach, und wer von dem Landwirth verlangt, daß er zum Selbstkostenpreise arbeite oder sich zum Lohn für sein hartes Werk gar in Schulden stürze, der ist ein Mensch, mit dem jede Discussion erübrigt. Auf der anderen Seite vernehmen wir den Ruf der Fabrikarbeiter-Massen nach billigem Brode. Nichts ist leichter, als sie in dem Wahne zu bestärken, daß niedrige Getreidepreise den Schaden auswetzen, den niedrige und sinkende Löhne verursachen. Man tröstet sie über ihr Elend damit hinweg, daß man sich ihrer Unzufriedenheit zu dem Zwecke bedient, auch Andere zu verelenden. Die Speculation der Weltmarkts-Eroberer ist vortrefflich: mit Hülfe der Krisis, die augenblicklich den inneren Markt überschattet, drücken sie die Löhne der industriellen Arbeiter herab und enteignen gleichzeitig die Landwirthschaft, beseitigen also den entschlossensten Gegner der Nichts-als-Export-Politik. Sobald die ländlichen Grundbesitzer von heute ebenfalls proletarisirt sind, herrscht bis auf Weiteres das Großcapital in Handel und Wandel unumschränkt. Und eine grausamere, unsittlichere Tyrannei wird niemals auf Erden gewesen sein.

Sich dieser Entwickelung entgegenzustemmen; dem Hunnenthum des Geldes, dessen schmutzige Wellen unsere Geistescultur vernichten werden, entschlossen in den Weg zu treten, ist die Aufgabe der deutschen Gebildeten. Man könnte sie die Aufgabe des deutschen Liberalismus nennen, wenn es einen solchen noch gäbe, wenn der schöne Gedanke nicht in den Schmutz getreten worden wäre von denen, die sich als seine Hüter aufspielen; wenn nicht Schächer und Fälscher den

Digitized by Google

holden Namen tagtäglich entweihten. Der Liberalismus, der eine gedeihliche und reinliche, organische Entwickelung des Volksganzen heischt; der liberal ist auch dem Bauer und dem Arbeiter, dem Schwachen und Bedrängten gegenüber; der Jedem das Seine gönnt und gerade deßhalb das schmarotzerhafte Ueberwuchern des speculativen Zwischenhandels, der Kraft des Goldes zu verhindern sucht — diesem thätigen Liberalismus unserer Intellectuellen würde die Zukunft gehören. Von seiner Ideenwarte aus könnte er die wirthschaftlichen Kämpfe lenken und auf ihr richtiges Maß zurückführen; sein überlegenes, unparteiisches Urtheil könnte sich Geltung verschaffen in allen Lagern. Die Träger deutscher Cultur haben in dieser ernsten Zeit die Pflicht, aus ihrem stillen Studios auf den Markt zu treten und dem verlogenen, selbstsüchtigen Tomback-Liberalismus der Schwätzer ihren echten, herzenswarmen Liberalismus der That entgegenzustellen. Sie brauchten nicht zu besorgen, daß ihr gerechtes und redliches Wort ungehört im Lärm verhalle. Freidank.

Brauchen wir eine Colonialarmee?

Von Oberstleutnant Rogalla v. Bieberstein (Breslau).

Die Frage der Errichtung einer Colonialarmee wurde unlängst erneut aufgeworfen, und wenn sich auch gut unterrichteter Quelle zu Folge das Kriegsministerium gegen eine Colonialarmee ausgesprochen haben soll, so ist doch eine amtliche Bestätigung dieser Nachricht nicht erfolgt. Nicht widerrufen worden ist ferner die sehr bestimmt auftretende Behauptung süddeutscher Blätter, „daß man an entscheidender Stelle nicht daran denke, die Truppentheile der ostasiatischen Besatzungsbrigade jemals wieder abzulösen, daß jedoch das Wort „Colonialarmee" unausgesprochen bleiben solle, und daß man es daher mit einer verschleierten Heeresvermehrung zu thun habe, die zunächst unter der Maske des Provisoriums erscheinen, über kurz oder lang aber im Rahmen unserer Wehrverhältnisse in Permanenz erklärt werden würde." So lange ferner noch nicht bekannt ist, welche Ergebnisse die Berathungen der Commission gehabt haben, welche die bei der China-Expedition gemachten Erfahrungen bearbeiten soll, so lange hängt die Frage der Errichtung einer Colonialarmee, eines Colonialcorps oder einer Colonial-Stammtruppe mindestens noch in der Schwebe. Ja, die letzthin bekannt gewordene Anordnung betr. Uebersiedelung deutscher Officiersfamilien nach China scheint zu beweisen, daß thatsächlich die Absicht vorliegt, die ostasiatische Besatzungsbrigade in China zu einer dauernden Einrichtung zu machen.

Wären nur militärische Gesichtspunkte für die Schaffung einer Colonialarmee oder eines beträchtlichen Colonialcorps maßgebend, so wäre allerdings die Errichtung und dauernde Unterhaltung einer derartigen Formation erwünscht. Allein in erster Linie kommen doch die wirthschaftlichen Gesichtspunkte in Betracht, schon wegen des von allen zuständigen Stellen angekündigten Rückgangs in den Reichseinnahmen. Es erscheint im Licht dieser Thatsache geradezu als ein wirthschaftliches Unding, für den deutschen Colonialbesitz, der zur Zeit mit einer einzigen Ausnahme überall starker jährlicher Zuschüsse bedarf, neben den bereits vorhandenen Schutztruppen und der Besatzung von Kiautschau heute schon eine besondere Colonialarmee oder ein permanentes Colonialcorps errichten zu wollen. Trifft die Behauptung zu, daß die ostasiatische Besatzungsbrigade dazu ausersehen ist, so würde uns dies Corps im Auslande, einschließlich der Gesandtschaft und der ostasiatischen Station, jährlich vierzig Millionen kosten. Unsere Colonieen rentiren sich, wie bemerkt, bis jetzt nicht, erfordern vielmehr starke Zuschüsse. Wenn das Landheer des britischen Weltcolonialreichs bisher fast lediglich als eine Depotarmee für dessen Colonieen gelten konnte, und wenn Frankreich neuerdings seine Colonialtruppen zu einem Colonialarmeecorps zusammengefaßt hat, so liegen bei beiden großen See- und Colonialmächten ganz andere Bedingungen für den Bedarf an zahlreichen ständigen Colonialtruppen vor wie bei Deutschland. Denn einerseits ist der deutsche Colonialbesitz an Umfang, Erträgen und politischer Bedeutung mit demjenigen Englands und auch selbst Frankreichs, — ich erinnere nur an Algier, das sehr prosperirende Tunis, Tonking und Madagascar — auch nicht annähernd zu vergleichen, und andererseits besitzen wir für den ständigen Bedarf in Ostafrika und Kamerun die wiederholt verstärkten Schutztruppen, in Kiautschau dagegen dessen dauernde Besatzung. Außerdem ist unser Landheer ein gewaltiges Reservoir für die Bildung eines stärkeren Expeditionscorps, falls dies durch außergewöhnliche Verhältnisse, wie z. B. die chinesischen Wirren, abermals erforderlich gemacht werden sollte. Das ostasiatische Expeditionscorps aber hat anerkannter Maßen mit Geschick und Glück seine Aufgabe gelöst. Reich an Erfahrungen — namentlich was seine höheren und niederen Führer anbetrifft — kehrt es zurück, und diese Erfahrungen, die für ähnliche Vorkommnisse unschätzbar sind, harren der Ausarbeitung und Fruchtbarmachung durch die erwähnte Commission. Wir besitzen überdies in der Flotte ein geeignetes Mittel, in vielen Fällen die Wahrung unserer colonialen Interessen nachdrücklich zu unterstützen, und zwar nicht nur in den gemeinhin bedeutungsvollsten Küstenstrecken der Colonieen, sondern mit Hülfe von Kononenbooten auch im Innern ihres Gebietes. Außerdem aber wird sich die Bildung und Durchführung künftiger überseeischer Expeditionen, auf Grund der bei der China-Epedition gemachten Erfahrungen, weit leichter und reibungsloser vollziehen.

Ein Blick auf die Geschichte des Colonialreichs par excellence, England, zeigt, daß gerade bei der wichtigsten Colonie, bei Indien, in der sich die ostindischen Compagnie ganz überwiegend auf den Wegen des Handels entwickelt hatte, das Mutterland erst dann zu militärischen Schutzmaßnahmen schritt, als der Colonialhandel und die Niederlassungen prosperirten und namhafte Erträge abwarfen. Erst 1661 verlieh Karl II. der seit Ende 1600 bestehenden ostindischen Compagnie Militärgewalt und das Recht, mit den Ungläubigen in Indien Krieg zu führen und Frieden zu schließen; und erst unter Jacob II. erhielt sie das Recht, Truppen auszuheben, Festungen zu bauen und Kriegsgerichte zu halten, Privilegien, die 1694 erneut wurden. 1773, nachdem die Compagnie zu ungeahnter Blüthe gelangt war, sicherten sich dann endlich die britische Regierung und das Parlament durch die Bill Lord Norths beherrschenden Einfluß auf die Verwaltung der ostasiatischen Besitzungen, mit Einrichtung des „Board of control", des indischen Ministeriums, und der Ernennung eines Generalgouverneurs, dem die gesammte Civil- und Militärverwaltung übertragen wurde. Erst von da ab übernahm das Mutterland die Sorge für den militärischen Schutz der Colonie und organisirte ihn in sich fortentwickelnder Folge.

Selbst zugegeben, daß die Verhältnisse des indobritischen Colonialreichs ganz besondere, eigenartige sind und mit denen des derzeitigen deutschen Colonialbesitzes nicht verglichen werden dürfen, so geht doch aus ihrer Behandlung durch England das Princip hervor, namhafte militärische Aufwendungen für Colonieen erst dann zu machen, wenn sie materiell glänzend gedeihen. England ist auf diesem Wege ohne vorzeitige, große finanzielle Opfer gut gefahren.

Von den Vertheidigern der Schaffung einer Colonialarmee wird angeführt, daß, wenn auch geordnete Zustände in Ostasien eintreten, über kurz oder lang erneut das Bedürfniß, dort oder in anderen Colonieen und Schutzgebieten eine stärkere Streitmacht zu entwickeln, entstehen kann. Diese Wahrscheinlichkeit sei größer als die eines europäischen Krieges.

Digitized by Google

Indeß ergiebt sich doch gerade aus dieser Darlegung, daß in den meisten Fällen unser gewaltiges europäisches Landheer völlig zur Verfügung stehen wird, um daraus ohne Weiteres ein Expeditionscorps zu bilden, das im Verhältniß zur Stärke unserer Gesammtarmee unbedeutend genannt werden darf. Werden daher im Falle von Unruhen in den Colonieen und Schutzgebieten oder ihrer Bedrohung von außen beträchtliche Truppenentsendungen dorthin erforderlich, und tritt damit erneut die Nothwendigkeit hervor, entweder die Kriegsgliederung der Armee zu zerreißen oder Neuformationen aufzustellen, so kann doch eine Abzweigung von 10—20000 Mann von dem mehrere Millionen Streiter umfassenden Kriegsorganismus unsres Heeres nicht als schwer in's Gewicht fallender Nachtheil, als erhebliche Schwächung der Kräfte der Landesvertheidigung und erhebliche Störung der Mobilmachungs- und Aufmarschvorbereitungen, angesehen werden.

Gewiß könnten alle diese nicht wesentlich in's Gewicht fallenden Uebelstände durch die Schaffung eines Colonialcorps vermieden werden, eines Colonialcorps, das gleichzeitig den Zweck erfüllte, die ständigen Besatzungen, ihr europäisches Personal in den Colonieen und Schutzgebieten zu stellen, zu ergänzen und abzulösen, sie erforderlichen Falls durch geschlossene Truppentheile zu verstärken und überhaupt nothwendig werdende überseeische Unternehmen auszuführen. Aber damit ist doch die Nothwendigkeit, ein besonderes Colonialheer zu schaffen, noch keineswegs erwiesen. Haben wir doch im Chinakriege mit den betreffenden Neuformationen einen militärisch völlig ausreichenden Erfolg erzielt.

Obgleich ein ständiges Colonialcorps von der Stärke der ostasiatischen Besatzungsbrigade — richtiger einer kleinen Division — mit dem Kern im Inlande und dem Gros im Auslande, nur wenig mehr als die Hälfte der jetzigen Kosten verursachen würde, so stünde doch eine derartige dauernde Aufwendung im Heeresbudget zu den von ihr zu erwartenden Vortheilen in gar keinem Verhältniß. Es könnten Jahrzehnte vergehen, ohne daß wir für unser Colonialcorps Verwendung hätten. Wenn ferner darauf hingewiesen wird, daß ein solches Colonialcorps zugleich eine Verstärkung der Landesvertheidigung bilden würde, so ist diese doch bereits völlig ausreichend bemessen und ausgestaltet, ihre Verstärkung daher nicht erforderlich. Ebenso wenig aber können für die Errichtung eines solchen, außerhalb der normalen Armeeformation vorhandenen Heerkörpers gewisse Vortheile maßgebend sein, die sie angeblich haben soll, so die Ermöglichung besonderer Unternehmungen und Schutzleistungen ohne Zerreißung der Kriegsgliederung der Armee. Was man uns da im Einzelnen aufführt: die Verwendbarkeit des neuen Heerkörpes als Kern der Küstenvertheidigung, zum Schutz der Mobilmachung und des Aufmarsches an besonders gefährteten Grenzstellen, zur Landung an einer feindlichen Küste u. dergl. m., alles das vermag jedes beliebige dazu bestimmte Armeecorps ebenfalls auszuführen. Ob ferner ein solches Colonialcorps dem Landheere, bei dem doch die Entscheidung liegt, und das in manchen Punkten heute qualitativ gegen früher zurücksteht, nicht eine empfindliche Einbuße an höheren und unteren Führerkräften, namentlich Unterofficieren, zufügen würde, bleibt ebenfalls zu erwägen. Vor Allem aber steht bei der wirthschaftlichen Lage des Reichs die neue bedeutende Mehrbelastung der Schaffung einer Colonialarmee entgegen.

Wir sind im Begriff, eine Flotte nahezu ersten Ranges zu schaffen, und die Bestrebungen, das Reich zu einer Seemacht dieses Ranges auszugestalten, werden nicht nachlassen. Die Ausgaben für die Flotte werden daher immer mehr anschwellen. Wir müssen ferner auf die Einführung eines neuen Feldgeschützes mit Rohrrücklauf Bedacht nehmen, was etwa 120 bis 150 Millionen erfordern wird. Die Maschinengewehrabtheilungen und die Haubitzbatterieen dürften einer baldigen Vermehrung entgegensehen; von mancher Seite wird eine Verstärkung der Cavallerie lebhaft befürwortet. Die gewaltige Forderung für das Canalnetz steht noch in Aussicht, und die Beschaffung und Ausgestaltung überseeischer eigener Kohlenstationen*), Kabelverbindungen und Flottenstützpunkte wird große Summen verschlingen. Die Bildung eines Colonialcorps erschiene daher nur rationell, wenn unsere Colonieen mächtig gedeihen und direkt oder indirekt genügende Erträge für seine Unterhaltung abwürfen. Unsere überseeischen Handelsinteressen aber werden durch die Flotte genügend geschützt, die nach Durchführung des bekannten Bauprogramms allen übrigen Flotten mit Ausnahme der englischen und französischen gewachsen oder überlegen sein wird, es großen Theils auch schon ist. Käme es jedoch wegen jener Interessen mit Frankreich zum bewaffneten Conflict, so läge die Entscheidung nicht bei den Kämpfen der beiderseitigen Colonialcorps oder Flotten, sondern bei den Landarmeen, und träte derselbe Fall mit England ein, so würde dessen Uebermacht zur See die Entsendung des Colonialcorps überhaupt unmöglich machen.

Noch ein anderer Gesichtspunkt ist hinsichtlich der Verwendung eines Colonialcorps namentlich für China zu berücksichtigen. Es ist der, daß, so lange wir keine eigenen gesicherten Kohlenstationen und gesicherten Flottenstützpunkte sowie eigene Kabelverbindung auf dem 3000 d. M. betragenden Wege nach China besitzen, sowohl die Approvisionirung und rechtzeitige Ergänzung des Colonialcorps, als auch die Verbindung mit ihm beim Kriege mit einer großen Seemacht völlig in Frage gestellt sein würde. Ja, sogar das wäre fraglich, ob das Colonialcorps dann überhaupt an den Ort seiner Bestimmung gelangen könnte. Die Anlage des ungesicherten Kohlendepots auf den Farsan-Inseln, auf dem ersten Drittel des gewaltigen Weges, vermag hieran nichts zu ändern, da überdieß mehrere der in Frage kommenden Mächte sich seiner zu bemächtigen vermögen, bevor wir dort mit genügenden Kräften erscheinen können.

Gegen die Bildung einer Colonialarmee oder eines Colonialcorps spricht ferner der Arbeitermangel im Lande.

Aus allen diesen Gründen dürfte daher die Schaffung einer Colonialarmee oder eines Colonialcorps zur Zeit nichts weniger als geboten und erst dann angezeigt sein, wenn unsere überseeischen Colonieen, Schutz- und Interessengebiete entsprechende Erträge abwerfen oder wenn ihr gesichertes Gedeihen in naher Aussicht steht, so daß ihr Schutz durch eine dort stationirte oder im Bedarfsfall dorthin zu entsendende stärkere Truppenmacht geboten ist und sich lohnt.

Aehnliche Gesichtspunkte dürften bei der seiner Zeit in der Budgetcommission abgegebenen Erklärung des Kriegsministers von Goßler, „daß die Regierung eine Colonialarmee nicht schaffen wolle", maßgebend gewesen sein, und dieser Erklärung gegenüber muß heute die Nachricht von der Ausarbeitung des Plans für eine Colonialarmee sehr befremden, nicht minder die manchen Zeitungen zu Folge angeblich bestehende Absicht, die Truppentheile der ostasiatischen Besatzungsbrigade nicht wieder aufzulösen, um jeder Zeit eine verhältnißmäßig starke und für den Ueberseedienst vollkommen ausgerüstete Expeditionstruppe zur Hand zu haben. Denn die starke ostasiatische Besatzungsbrigade ist nichts Anderes wie ein beträchtliches Colonialcorps, dessen Jahresunterhalt nebst den Unterhaltungskosten für die Gesandtschaft und die Marinestation und Kiautschau mehr beträgt, als der Werth unseres Gesammt-Chinahandels. Das Corps muß nach gesetzlicher Bestimmung aufgelöst werden, sobald es seine Aufgabe in China erfüllt hat und dort „gesicherte Zustände" eingetreten sind. Nun ist dieser Begriff allerdings sehr dehnbar und vermag zweifellos eine Handhabe zur langjährigen Belassung der Besatzungsbrigade in China zu liefern. Allein wenn alle anderen Mächte ihre Occupationstruppen aus Petschili zurückziehen, bis auf die Pekinger Gesandtschaftswachen und die

*) Koumh.

Digitized by Google

Truppen an der Verbindung mit der Küste, so wird sich auch Deutschland in die Nothwendigkeit versetzt sehen, dies zu thun, da man ihm andererseits die Verfolgung von die übrigen Mächte übervortheilenden Sonderinteressen in China vorwerfen und dagegen mit Recht remonstriren könnte. Für das dauernde Fortbestehen der Besatzungsbrigade würde überdies der Reichstag seine Zustimmung zu geben haben. Welchen Nutzen aber könnte das Colonialcorps, ob es nun im Kiautschau-Gebiet blieb oder in die Heimath zurückkehrte, uns bringen, welchen Nutzen, der im Verhältniß zu seinen sehr starken, dauernden Unkosten stünde?

Weit eher verdient der Vorschlag Major v. Wissmann's Berücksichtigung, eine coloniale Stammtruppe zu schaffen, deren Ausbildung nicht einseitig militärisch, sondern auch mit Rücksicht auf die Arbeiten des Friedens zu erfolgen und die sich als Pionier der Kultur zu beweisen hätte. Eine derartige, meines Dafürhaltens nur aus etwa 1000 bis höchstens 1500 Mann bestehende Stammtruppe mit zahlreichen kleinen Verbänden geringer Stärke würde namentlich zur praktischen Schulung der mittleren und unteren Führer unserer im Auslande gegebenen Falls zu verwendenden, und von Fall zu Fall besonders zu bildenden Expeditionstruppen dienen. Aus ihr könnten später die höheren Führer dieser Truppen hervorgehen, während gleichzeitig an der Kriegs- oder Marine-Akademie die theoretische Vorschulung durch einen Vortrag über „Colonialdienst" gewonnen und Officiere und Beamte der Stammtruppe sowie des Heeres und der Marine durch ihn und durch Dienstleistungen bei der Stammtruppe für ihre Aufgaben vorgebildet werden könnten. So wären mit weit geringeren Mitteln, als die Schaffung eines Colonialheeres beansprucht, die erforderlichen Elemente, namentlich für die höhere und untere Führung der Stammtruppe, mit einem Wort ein Kern für sie zu gewinnen. Unterstützt durch die Erfahrungen der China-Expedition und einen in den Hauptumrissen für die afrikanischen Colonieen und Ostasien ausgearbeiteten Mobilmachungsplan, würde diese Stammtruppe die zweckentsprechende und glatte Aufstellung und Verwendung eines im gebotenen Falle ad hoc zu formirenden Expeditionscorps begünstigen.

Normannensöhne.*)

Von Max Bewer (Dresden).

Der auf die Spitze getriebene Kampf zwischen Buren und Briten macht das nachstehende Gedicht zeitgemäß. Denn es ist gut daran zu erinnern, daß unsere sogenannten „Vettern jenseits des Canals" von Alters her in den grausamsten Kämpfen mit den nordgermanischen Völkern standen. Die unglaubliche Rohheit, mit der hier ein gefangener Normannen-König von seinen britischen Feinden behandelt wird, erinnert lebhaft an die kaltblütige Grausamkeit der römischen Circusspiele. In der That haben die alten Römer in England selbst in der Sprache der Briten tiefe Spuren hinterlassen. Zweifellos fließt noch mancher römische Blutstropfen im Blut der jetzigen Engländer. Das kaltgeschnittene Gesicht Chamberlain's paßt ganz gut in eine — römische Toga; man braucht ihm nur das alberne Monocle zu nehmen; jedenfalls besser, als hinter einen niederdeutschen oder angelsächsischen Bauernpflug. Auch der Name „Chamberlain" deutet auf den gallisch-romanisch-römischen Einschlag in das britische Blut. Gerade er ist ein lebendiges Beispiel für die sprichwörtliche Verschlagenheit Albions. Auf seinem persönlichen Gewissen lastet die erschreckende Gewaltthätigkeit der englischen Kriegsführung, die sich nicht nach germanischem Kampf-Ehrgefühl die Besiegung, sondern nach cäsaristischen Instincten die Ausrottung der Burenstämme zum Ziel gesetzt hat. Trotzdem erklärte derselbe Chamberlain 1881 im Unterhause:

„Die Buren sind von Hause aus kein kriegerisches, sondern ein einfaches, arbeitsames, von einem tiefen und ernsten religiösen Gefühl beseeltes Volk von Farmern, die von ihren Vorfahren eine unbesiegbare Liebe zur Freiheit geerbt haben. Es sind das Tugenden, von denen wir glauben, daß sie die besten Eigenschaften des — — englischen Volkes bilden. Sollen wir gegen ein solches Volk die furchtbare Entscheidung der Waffen anrufen?" . . .

So sprach 1881 derselbe Chamberlain, der 1901 nicht einmal an den Frauen und Kindern dieses braven Farmervolkes das geringste, völkerrechtlich ihm sogar vorgeschriebene Maß der Schonung geübt wissen will. Diese satanische Doppelzüngigkeit ist durchaus nicht angelsächsisch; sie wird vielmehr durch die Vielgemischtheit des englischen Bluts bewirkt, das gerade durch die Grundverschiedenheit seiner Zusammenflüsse so leicht auch zur Verschiedenheit, zum Umschlagen oder zur Verschlagenheit in der Politik geneigt ist. Das hübsche und an sich gewiß sehr richtige Wort, daß „Blut dicker ist, als Wasser", d. h. daß es selbst die Entfernung über den Ocean hinaus mit Landsmannstreue überdauere, sollte man auf die britischen „Canalvettern" nur mit Vorsicht anwenden. Man könnte sonst auf diese deutsche Blutzutraulichkeit eine sehr kaltfremde, nicht etwa nur eine kühle, aber immerhin ehrlich-angelsächsische, sondern eine Antwort erhalten, die an verletzendem Hohn den gallischen Hochmuth und die römische Falschheit noch übertrifft. Auf einzelne britische Persönlichkeiten, auf Familien, ja ganze Landstriche individuell differencirt, wird die „Sympathie für England" stets ihr Recht behalten, wie auch Bismarck seine Vorliebe „für das Englische" bekannte. Aber in der Politik und volksallgemein genommen wird der Glaube an eine englische Blutsvetterschaft oder gar an eine englische Blutsfreundschaft stets die bittersten Enttäuschungen im Gefolge haben. Friedrich der Große wurde nicht müde, im Alter auf das perfide Albion zu schimpfen; Bismarck nannte die englische Freundschaft eine Holzlatte, die mit Eisenfarbe gestrichen sei. Sie sieht von außen fest und eisern aus wie alte germanische Angelsachsentreue, inwendig ist sie aber hohl und morsch und falsch wie gallisches Romanenthum, das von Alters her auch noch einen Stich ins Phönizische empfing und behielt. Sogar der jetzt regirende Kaiser hat den leichten Umschlag, d. h. die blutsangeborene Verschlagenheit in der englischen Volkstimmung erfahren. Erst wurde er als „englischer Halbvetter" bei seiner Thronbesteigung sympathisch begrüßt, dann nach seinem bekannten Telegramm an den Präsidenten Krüger, nach dem Scheitern des Jameson'schen Piratenzuges höhnisch verkleinert, jetzt wieder umschmeichelt und nach drei oder fünf Jahren vielleicht abermals in den Augen seiner angeblichen „Halbvettern" auf das Empörendste herabgesetzt. Der alte Kaiser Wilhelm I. wurde dagegen in seiner 27 jährigen Regierungszeit mit einem sich ziemlich gleichmäßig bleibenden Respect behandelt; er that seine preußische und deutsche Pflicht, ohne sich viel um das Urtheil der Engländer zu bekümmern. Diese ruhig-gleichgiltige Haltung zwischen Deutschland und England ist besser, als das völkeranschiebende Bemühen von heute, bei dem

*) Kitchener, der die Mahdisten erwürgt hat, ist drauf und dran, ein Gleiches mit den Buren zu thun. In Vryburg arbeitet der Galgen gegen die Freiheitskämpfer; Commandant Lotter, der im ehrlichen Kampfe gefangen genommen worden ist, hat den Tod des Verbrechers erlitten. Ein englischer Transportzug, den die Buren bei Graspan überfielen, suchte sich dadurch zu retten, daß er gefangene Buren-Frauen und Kinder, die er mit sich schleppte, in die erste Reihe stellte; zwischen ihren Armen hindurch schossen dann die Soldaten des Königs Edward auf die anrückenden Buren. Die Tage von Omdurman sind wiedergekehrt. Auch die sagenhaften Tage, von denen Max Bewer erzählt. Und die christlichen Regierungen Europas, die realpolitisch die vornehmen Instincte ihrer Völker, ihr heißaufflammendes, schönes Gerechtigkeitsgefühl, ihre herzliche Liebe zu den Gequälten und Beraubten mißachten, die christlichen Regierungen Europas sehen den abscheulichen Greueln mit staatsmännischer Ruhe zu. R. N.

Digitized by Google

die Engländer Zutraulichkeiten und die Deutschen doch nur Kränkungen, wenn nicht gar politische Nachtheile davontragen werden. Schon in der Schrift „Bismarck und der Kaiser", die nach einem ernst zu nehmenden Urtheil „das Schärfste, aber auch das Richtigste enthält, was jemals über das Verhältniß Wilhelm II. zu Bismarck gesagt wurde" (Druckerei Glöß, Dresden, 160 S., 1 M. 50), schrieb ich voraussehend und warnend:

„Je wärmer man sich einem Engländer hingiebt, desto kälter zieht er einem das Fell über die Ohren. Gleichgiltige Zurückhaltung dagegen imponirt ihm immer, wie denn auch der alte Wilhelm den Engländern stets Respect einflößte. Der alte Kaiser sprach nicht einmal englisch; er war gleich Bismarck außerordentlich selbstständig allem gegenüber, was von England kam. So betrachteten ihn denn auch die Engländer mit derselben sauren Andacht, mit der Strandräuber im Stillen ein tüchtiges Schiff bewundern, das den Kurs nicht zu nah an ihre Küste nimmt . . ."

Besser als alle Freundschaft, die England so perfid zu heucheln versteht, ist es, ihm politisch wieder diese „saure Andacht" beizubringen, mit der es das aufblühende Deutschland unter Wilhelm I. betrachten mußte und die auch physiognomisch dem John-Bullgesicht am besten zu stehen scheint. Möchte diese vorsichtige Distanz, auf die Bismarck politisch immer drang, wie sehr er auch seine persönlich-gesellschaftliche Sympathie für das individuell-aristokratisch-originelle Wesen einzelner Engländer betonte, in dem Wechselverkehr der Völker wieder eingehalten werden! Denn über die Falschheit und Blutverschlagenheit der zur politischen Freundschaft untauglichen Engländer sollte kein Kind Deutschlands mehr im Zweifel sein.

Auf ihre alteingewurzelte Grausamkeit wird das nachstehende Gedicht ein grelles Schlaglicht werfen. Es ist nach einer nordischen Chronik von mir wohl zum ersten Mal in deutscher Sprache behandelt worden, der Ragnar Lodbrok Saga. Vor einigen Jahren bearbeitete ich den Stoff in einem kürzeren Gedicht, unterdrückte damals aber gerade das entsetzlich Grausame des Stoffes, das jetzt bei der brutalen Kriegsbehandlung der Buren ein ganz überraschendes Spiegellicht auf das britische Seelenleben werfen wird. Die rohe Behandlung, die der graubärtige Burengeneral Koch erfuhr, den man, seiner Kleider entblößt, in Wunden auf freiem Felde ruhig umkommen ließ, entspricht der Behandlung des alten Normannenkönigs Ragnar, wie denn die Behandlung des ganzen Burenvolkes in dem „Blutadler-Spielen" des alten Britenkönigs sein psychologisches Urbild findet. „Angelsächsisch" ist diese Grausamkeit nicht, denn sie steht zu der geraden Rauhheit der nordischen Stämme im herzzerschneidenden Gegensatz durch ihre, man möchte wiederholen, römisch oder phönicisch-punisch überlegte Kälte. Das normannisch-skandinavische Blut, das über Schottland nach England, ja selbst bis nach Irland durchgesickerte Norwegerthum — in Irland giebt es heute noch eine skandinavisch sprechende Enclave —, ist es gerade, das am lebhaftesten in England selbst in Parlament und Presse gegen die Londoner Kriegsführung zu protestiren scheint. Man kann seine Hand dafür in's Feuer legen, daß heute Niemand in England seine Stimme flammender, bis zur germanisch-priesterlichen Hoheit gegen die infame Abschlachtung der Buren erheben würde, als Thomas Carlyle, der als Schotte stets seine nordisch-skandinavische Herkunft mit gerechtem Stolz betonte, derselbe Carlyle, der 1870 der Einzige war, der das gallisch-keltische, antideutsche Verhalten der Londoner Presse zu Gunsten Deutschlands gegen Frankreich durchbrach. Er wäre heute auch gegen Mr. Chamberlain wie ein feuriger Strafprophet aufgestanden. Gladstone, der great old man der Engländer, der sich gleichfalls norwegischer Abstammung rühmte, hätte ihm als Führer der Liberalen weit energischer secundirt, als heute der Schotte Rosebery und die schüchternen Gesinnungsgenossen Campbell-Bannermanns. Auch Lord Byron, der den Hellenen zu Hülfe eilte, hätte gewiß gegen die officielle Kriegsführung von heute seine satyrische Geißel geschwungen — und Byron führte ebenfalls sein Geschlecht nach Skandinavien zurück. Diese Stimmen des Blutes sollte man nicht überhören. Es steht dem deutschen Gemüth und Charakter besser an, sich ihnen anzuschließen, als in einer vermeintlichen Vervetterung mit dem „großen germanischen Nachbarstaat" den Cancan mitzutanzen, den die Londoner Börse nach jeder großen Burenniederlage anzuheben pflegt. Gingen doch in dem Festzug, den die Londoner City zu Ehren Chamberlain's kürzlich veranstaltete, vorn an der Spitze des Umzugs nicht 300 Angelsachsen, sondern, wörtlich nach englischen Zeitungsberichten, 300 sonntäglich gekleidete Londoner — — Börsenmakler, als wollten sie das prophetische Wort des edlen Grafen Moltke bestätigen, der voraussagte, daß die Kriege der Zukunft nicht so sehr von den Regierungen und den Völkern, als von der Börse würden angestiftet werden. In diesem Börsenkrieg gegen einen germanischen Stamm vom Schlage Rembrandt's und Beethoven's aus mißverstandener Vetterschaft an die Seite Englands zu treten, sollten die Deutschen, belehrt durch einen tieferen Einblick in die englische Blutstructur, gründlich unterlassen. Das Schlaglicht, das aus der nachstehenden Bearbeitung der nordischen Königschronik auf die dunkelste Vergangenheit der Briten fällt, mag gerade in der Gegenwart manchem durch die englisch-deutsche „Vetternpresse" getrübten Blick die richtige Beleuchtung zum Erkennen der tiefliegenden Volks- und Blutunterschiede zurückgeben:

Normannen fuhren nach Angelland,
Sie fielen all' in Feindesland,
Und die nicht starben im freien Feld,
Die wurden mit List gefangen.

Und der König warf sie in einen Thurm,
Da war nicht Licht, da war nicht Luft,
Da war nur eine dunkle Gruft,
Zum langsamen Verderben.

Drei Tage hörte der Wächter sie schrei'n
Und an den Wänden rasen,
Als wenn sich wild die Brandung bäumt,
Als wenn durch die Segel der Sturmwind schäumt,
Bald wie ein Weinen in wimmernder Wuth,
Bald grollend, wie der Donner thut,
Der in den Schluchten toset!

Und stiller immer und stummer ward's,
Als wenn die Seefluth ebbet,
Doch als es noch einmal zu brausen begann,
Als müßten die Quadern spleißen,
Und wieder der Sturm in Nichts verrann,
Da hörte die Worte der Wächtersmann:
„O, könnten die jungen Bären seh'n,
Was ihrem Vater hier geschieht,
Wie würden sie brüllen und beißen!"

Und den Wächter befremdet das seltsame Wort,
Es ließ ihm nicht Ruh', und er schlich sich fort
Und brachte dem König die Kunde.

Da ward dem König von England bang,
Er hob sich vom Lager zu einem Gang
Mit dem Wächter zum nächtlichen Thurme.

Doch als er zu der Veste kam,
Wie war es da still so wundersam,
Der Letzte schien, der d'rin verwahrt,
Verstummt nun und gestorben.

Und der König ließ Diener mit Fackeln nah'n,
Und als sie die Reihe der Todten durchsah'n,
Da stutzte der König vor Einem,
Der war wie ein Löwe von Bau und Haar,
Das vom Haupt zur Brust eine Mähne war,
Ein bräunlich Roth, in der Jahre Lauf
Vom Alter schon silbern durchschimmert,
Nur ihm allein schien Leben
Noch leise die Brust zu heben,
Und als man die Spangen ihm löste am Kleid,
Da stand in Runen auf purpurnem Hemd:
Das ist Ragnar, König in Norge!

Digitized by Google

Da ließ ihn der König von Angelland
Auf eine Sänfte legen,
Und ließ ihn in seinem Königsschloß
Mit Trank und Speise pflegen;
Doch als gestärkt der Nordlandsheld
Dem König wollte danken,
Da spottete seiner der grimme Feind:
„Mit Dir hab' ich andre Gedanken!"

„Du flogst von Norden über das Meer
Wie ein verwegener Seeadler her,
Blutadler mit Dir will ich spielen,
Hab' Dich zum Spaß nicht gefangen —
In meinem Schloß, da ist ein Hof,
Dort nisten gift'ge Schlangen,
Magst nun zur Rast dort liegen,
Doch eh' ich Dich laß zu den Schlangen hinab,
Soll man die Rippen von hinten her
Quer über den Rücken Dir biegen,
Dann magst Du über das blaue Meer
Zurück in die Heimath fliegen!"

Und sie schnitten dem König den Rücken auf,
Wie Schlachter ein Rind bereiten,
Und krümmten ihm rückwärts aus der Brust
Nach hinten die Rippenbügel,
Dann warfen sie ihn in den Schlangenhof,
Die blutigen Sehnen standen ihm hoch
An den Schultern wie Adlersflügel!

So lag er, bis der Abend sank,
Von Schnitten und von Bissen krank,
Der Schaum stand ihm am Munde;
Und sterbend rief er im Fieberwahn
Zum König auf dem Schloßaltan:
„O, könnten die jungen Bären seh'n,
Was ihrem Vater hier geschieht,
Wie würden sie brüllen und beißen!"

Da ward dem König von England bang,
Daß wieder er mußte hören
Das Wort, das einmal schon zu ihm drang,
Das drohende Wort von den Bären . . !

Nach Norge entsandte er flugs ein Schiff
Mit seinem kühnsten Recken,
Der verkleidet als Sänger im Norwegerland
Ragnar's Tod sollt' verkünden zum Schrecken,
Und aus den Mienen der Männer errathen,
Ob drüben wohl einem der Muth noch schwoll
Zu ähnlichen Vikingerfahrten.

Wohl sieben Monde fuhr er umher,
Dann bracht' er dem König getreue Mär:
„Als Sänger durchzog ich Ragnar's Land,
Sein Volk, sein Haus, seine Kinder ich fand,
Ich hab' seinen Tod verkündet.

Und als ihn sein ältester Sohn vernahm,
Da sprang in die Wangen ihm lodernde Scham,
Er raste und rief nach den Schiffen;
Doch als er sich drunten am Strande besann,
Daß der Herbst schon gekommen, da drang ihm und rann
Aus den Augen der Ohnmacht Thräne!

Und der Zweite schlang um den Bruder den Arm
Und sprach ihm Trost zu lind und warm
Und schwur, wenn es Frühling geworden,
Mit ihm zu fahren über die See,
Dich, König von England, zu morden!"

Da ward dem König von England bang.

Doch der Sänger lächelte klug und sprach:
„Vor diesen, mein König, trag Sorge nicht,
Denn wer so feurig und unbedacht spricht,
Dem wird kein Werk gerathen,
Je schneller die Rede den Lippen entflieht,
Desto langsamer folgen ihr Thaten!

Doch war noch ein dritter Bruder da,
Ein Jüngling, der fast wie ein Kind aussah,
Er horchte der Mär ganz still und sanft,
Mit Augen wie ein Mädchen fast,
Er zeigte nicht Wuth, noch Scham, noch Hast,
Er trug kein Leid und sprach kein Wort,
So daß ich getrost schon wollte fort,

Doch als er zum Abschied die Hand mir bot,
Die er um's Schwert geschlungen,
Als ich mein Lied gesungen,
Erbebte mein Herz bis in den Tod,
Da war an den Fingern das rothe Blut
Vor Wuth aus den Nägeln gesprungen,
Er gab sie, noch immer ohne zu sprechen,
Mit einem Druck, so fest wie Stahl,
Mit einem Blick, wie Flammenstrahl,
Der kommt, seinen Vater zu rächen!
So wahr in Norland Felsen stehn,
So wahr seine Winde nach England wehn,
Der kommt aus hohem Norden,
Dich, König von England, zu morden!"

Der Schmerz, den Hunderte von jungen Burensöhnen angesichts der schändlichen Behandlung ihrer Väter, Mütter und Geschwister in ihr Gemüth versenken, wird an seelischer Energie dem Grimm dieses jungen Normannen um nichts nachstehen. Es braucht darum „der König von England noch nicht bang zu werden", gewiß nicht um seine Person. Denn der heidnische Balladenmord wird sich in keinem christlich treu-germanischen Burenherzen in ein modern anarchistisches Verbrechen übersetzen. Aber diese Burenkinder werden auf den Schlachtfeldern, den jetzigen und den zukünftigen, den Engländern noch ein Gewaltiges zu schaffen machen. Wenn das Geschlecht ihrer Väter unterliegt, was man gewiß durchaus nicht zu glauben braucht, so wird noch manche Burenbüchse von jungen Burenhänden in Schmerz und Grimm und mit einem Schwur zum Himmel so fest umschlossen werden, wie einst der normannische Schwertgriff!

Man sage nicht, daß dieser einzelne Sagenfall völkergeschichtlich nichts zu bedeuten habe, zumal in seiner balladenhaften Aufarbeitung. Gewiß bietet er einen sagen-perspectivischen Blick in die dunkle Bluttiefe des britischen Volkes. Er würde bei seinem jahrhundertlangen Zurückliegen auch an sich nicht viel besagen, wenn er eben durch die gegenwärtige Kriegsrohheit der Engländer nicht die von Friedrich dem Großen und Bismarck gleichmäßig ausgesprochene Warnung bekräftigte, die Engländer nicht summarisch ihrem Blute nach als die „deutschen Urvettern" anzusehen. Die erstaunlich wechselnden und gerade das deutsche Gemüthsempfinden so schneidend verletzenden Wirkungen des englischen Blutes liegen sehr tief, und die Tiefe der Sage bestätigt es.

Literatur und Kunst.

G. A. Bürger's Prolog zu Sprickmann's „Eulalia" in seiner ältesten vollständigen Fassung.

Mitgetheilt von Erich Ebstein (Göttingen).

Merkwürdig ist es, daß allen Herausgebern der Bürger'schen Gedichte, wie Eduard Grisebach, A. Sauer und Arnold E. Berger, die älteste vollständige Fassung des Bürger'schen Prologs zu Sprickmann's „Eulalia" entgangen ist. Sie findet sich in der Berliner Literatur- und Theaterzeitung aus dem Jahre 1781 vom 24. Februar (Nr. VIII, S. 113—115) und sei aus der seltenen Zeitschrift hier wortgetreu zum Abdruck gebracht:

Prolog

gehalten

bei einer Privatvorstellung der Eulalia zu Göttingen.

[S. 113.] „Darf, Edle, die Ihr hier versammelt seyd,
Darf auch des Schauspiels Muse den Kristall,
Worin sie alles, was vom Anbeginn
Der Schöpfung unter Sonn' und Mond geschah,

Digitized by Google

Lebendig darstellt, darf die Muse auch
Den Zauberspiegel, düstrer Scenen voll,
Euch vor das Antliz halten? daß von Schrek
Die Knie Euch wanken, daß von bitterm Schmerz
Die Busen schwellen, und von Zären Euch
Die Augen übergehn? — Ergözet Ihr
Nicht lieber Euch am lächerlichen Tand
Der Thorheit? — Oder an dem heitern Glük,
Womit am Schlus des drolligen Romans
Die Lieb' ein leichtgehudelt Paar belohnt? — — —

[S. 114.] Vielleicht! — Vielleicht behagt' es Euch wol auch,
Ein schönes, keusches, liebetreues Weib,
Umlagert von der schnöden Wollust Brut,
In einen sauren Kampf verstrikt zu sehn.
Ihr nähmet Theil an ihrer Angst und Noth;
Ihr zittertet und weintet bald mit ihr;
Bald zöget Ihr, mit rascherm Odemzug,
Den Muth zu überwinden mit ihr ein.
Doch müst' auch dann am Ende Heil und Sieg
Die Brut zerschmettern, und den Kranz,
Den schönen Kranz um ihre Scheitel ziehn,
Woran ein Recht bewährte Tugend hat;
Doch müst' auch dann des Friedens sanfte Ruh'
Die Wunden heilen, die der Kampf ihr schlug:
Und nicht das arme, keusche, treue Weib
Ihr Heil — o Gott, ihr eines leztes Heil! —
Gezwungen seyn, zu suchen, wo? — Im Grabe! —

Wol ist's ein edles herliches Gefühl,
Das solche Wünsch' in euren Herzen zeugt.
Allein auf Erden kämpft nicht immerdar
Die Tugend, wie der Edle wünscht. — Ach! oft
Ist nichts geringers, als das Leben selbst,
Das Lösegeld für den erhabnen Sieg.
Der Lorbeerzweig, wonach sie blutend rang,
Flicht sich zur Todtenkron' auf ihren Sarg.

Doch dann auch mag's Euch frommen, diesen Kampf
Den blutigen, den Todeskampf zu sehn!
Zu sehen, wie von allen Seiten her
Die Büberei mit Nezen sie umstellt!
Zu sehn, wie nirgends eine Freistatt ihr,
Als unter ihr das Grab nur, offen steht!
Und ach! zu sehn, wie sie hinunterstürzt,
Und ihre Himmelsperle mit sich nimt! —
Mag das Entsezen doch Euch dann beim Haar
Ergreifen und zerschütteln! Mag doch Schmerz
Durch Eure Busen fahren, wie ein Schwert!
Und mögen Eure Augen doch in Flut,
[S. 115.] In heißer Thränenflut des Mitleids glühn! —
Wirds Euch doch frommen zu Bewunderung,
Zu hoher, heiliger Bewunderung
Der Heldin, welche Blut für Tugend gab!
Gedeihn wird's Euch vielleicht zu gleichem Muth!
Zu Wuth und Abscheu gegen Bubenstük
Und Tyrannei! Zur Weisheit muß es Euch
Gedeihen, daß der Tugend Kranz nicht stets
Auf Erden blüht! Zur Warnung, daß Ihr nie
Euch gegen Den empören sollt, der tief
In des geheimen Heiligthumes Nacht,
Die richterliche Wage hält, und oft
Der Tugend Schmerz, dem Laster öfters Lust,
Zwar unbegreiflich, aber doch gerecht
Und weise, in den Schoos herunter wägt.

Bürger.

Bürger läßt am 27. Januar 1780 in dem an Georg Leonhart gerichteten Briefe seinem Freunde Sprickmann sagen, „daß neulich seine Eulalia von der studierenden Jugend in Göttingen vorgestellt worden ist", und daß er einen „herzbrechenden Prolog dazu verfaßt habe". Die Abfassung des Prologs wird also entweder in den Januar 1780 oder gegen Ende 1779 zu setzen sein.

Sprickmann's „Eulalia", Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen war 1777 erschienen; es galt seiner Zeit für die beste Nachahmung von Lessing's „Emilia Galotti"; aber die Schwächen des Stückes wurden nicht verkannt. Ein gleichzeitiger Kritiker schrieb, daß es „an Scenen der Raserei" nicht fehle, und Erich Schmidt sagt, Sprickmann „schleppte die scharf umrissenen Gestalten der Emilia Galotti vor den Hohlspiegel einer falschen Genialität, die Großes zu schaffen wähnt, wo sie ungeheuerlich nachäffte."

Ludwig Jacobowski.

Von Kurt Holm (Friedenau).

Wenn das Genie auch bisweilen erst spät zur Entfaltung kommt, wie z. B. in Lenau, so tritt doch dann gleich eine so elementare Kraft, eine solche unvermittelte Schönheitsfülle zu Tage, daß man von ihrem Schauer angerührt wird und darüber alle Mängel und Schwächen vergißt. Man erlebt hier das Schauspiel, daß ein scheinbar dürrer Baum oder ein schwankes, junges Reis über Nacht in Blüthen prangt, die ein heißes Düften ausströmen.

Anders das Talent. Hier zeitigen erst oft Jahre mühevoller Arbeit, langsamen Reifens und Wachsens, Blüthen und Früchte. Aber sie haben dann häufig dafür eine satte Fülle, eine weiche, stille Schönheit, eine ruhige Kraft! Der Werdegang eines echten Talents ist wie das Wachsthum und Gedeihen eines wohlgebildeten Organismus, in dem alles ursprüngliche Chaos sich allmälig zur Harmonie durchringt. Ja, oft je wilder und verwirrter das Chaos erscheint, je absurder sich der Most gebärdet, um so abgeklärter, um so funkelnder nachher der junge Wein.

Kurz, das Genie ist ursprüngliche Harmonie, das Talent allmälig erworbene und gewordene.

Dieser Gedankengang drängte sich mir unwillkürlich auf, als ich mir die Entwickelung des vor Jahresfrist verstorbenen Dichters Ludwig Jacobowski vergegenwärtigte. Jacobowski war kein himmelstürmendes Genie, wohl aber ein echtes Talent. Jahre der Arbeit und der Selbstzucht haben ihn und seine Schöpfungen gereift. Wie langsam er sich erst Alles erobern mußte, kann man deutlich an seinen Werken verfolgen. Wenn man heute seine beiden ersten Gedichtbände: „Aus bewegten Stunden" und „Funken" durchblättert, von denen der erste das Licht der Welt erblickte, als der Dichter kaum zwanzig Jahre alt war, so werden dem verwöhnten lyrischen Feinschmecker diese Erst- und Wildlinge kaum noch munden! Kindliches Lallen, die üblichen Jugendsturmgedichte mit ihrem idealen Titanentrotz und den schwerklingenden Reimen: Wahrheit und Klarheit bilden den Inhalt des Buches. Trotz aller ergrübelten, seltsamen Bilder wie:

Schluchzend weint in den Zweigen
Der Schwanengesang der Natur

ist viel An- und Nachempfundenes und wenig Eigenart darin.

Erst in dem schüchternen Aufblitzen junger Liebe, heimlich süßer Knabenleidenschaft, finden sich feine, zarte und selbsteigene Töne, die hinausdeuten über diese Jugendschöpfungen und einen künftigen Meister ahnen lassen. Der erste Liebesschmerz weckt seine schlummernde Begabung, und durch ihn wird er, wie er selbst sehr hübsch sagt: „in heimlichen Stunden — heimlich ein kleiner Poet."

Jedoch auch hier noch so vieles Conventionelle und Gewöhnliche. Das „wallende Herz" treibt sein Unwesen zu

Digitized by Google

wiederholten Malen und „Feld und Flur“ und „Natur“ fehlen nicht. Aber das Eingangsgedicht: „Meine ersten Verse“, das Jacobowski der zweiten Auflage seiner „Bewegten Stunden“ vorangeschickt hat, zeigt, wie er selbst halb ironisch, halb gutmüthig lächelnd seinen Jugendsünden gegenüber steht, trotzdem er mit zärtlicher Liebe an ihnen hängt, wie ein jeder Mensch gern in den Erinnerungen einer träumereichen Kinderzeit schwelgt. Zugleich weist das Gedicht jedoch einen Wohlklang und Zauber der Sprache, einen frischen, herzlichen Ton und selbstbewußten künstlerischen Zug auf, der einen grellen Abstand zwischen ihm und den folgenden Versen aufrichtet.

Jacobowski's Entwickelung hat sich langsam, aber in ständig aufwärts steigender Linie vollzogen. Zwischen all' seinen Schöpfungen besteht ein organischer Zusammenhang, spinnen sich unsichtbare Fäden, die der künftige Literarhistoriker bei einer späteren Würdigung dieses Dichters nachzuweisen haben wird.

In seinem Roman: „Werther, der Jude“ (1892), der in erschütternder Weise die seelischen Leiden seiner eigenen Jugend aufdeckt, befreit er sich vornehmlich von dem Zwiespalt, in welchen ihn, den Juden, seine specifisch christliche Gesinnung, sein deutscher Geist theils mit den Stammesgenossen, theils aber auch mit den Vorurtheilen der Menge stürzte. Er hat die Wegrichtung seines Romans wie seines Lebens im Geleitworte zur dritten Auflage klar und scharf gekennzeichnet: „Rastloses Aufgehen in deutschem Geist und deutscher Gesittung!“ Ein seltenes und großes Wort, das zugleich beweist, welchen weiten und freien Anschauungen er huldigte.

Diesem Roman folgte seine Komödie „Dyab, der Narr“ (1894), in der er denselben Conflict symbolisch darstellt und schon hellere Töne anschlägt, ja selbst die Glöcklein des tiefen Humors, der durch Thränen lacht, erklingen läßt. Dyab, der Narr ist nicht eben sehr dramatisch, aber reich an lyrischen Schönheiten, die dem Werke im Berliner Schillertheater einen freundlichen Erfolg bescheerten. In der Behandlung der Sprache war ein merklicher Fortschritt eingetreten, man durfte auf des Dichters weitere Entwickelung gespannt sein. Und nun erschien 1895, nach einer Pause von fünf Jahren wieder einmal ein Band Lyrik: „Aus Tag und Traum“. Aber diesmal wirkliche Lyrik!

Von der Unbehülflichkeit und Gespreiztheit seiner früheren Periode ist nichts mehr zu spüren. In diesem Buche steckt schon die ganze Eigenart seines lyrischen Talents, diese Lieder spiegeln eine literarische Persönlichkeit und athmen fast durchgängig den feinen Stimmungsreiz, den schlichten, tiefen, an's Volksthümliche streifenden Ton, der einen Hauptvorzug seiner Lyrik bildet, und seine Weisen haben einen eigenen Klang, der sie merklich von denen Anderer unterscheidet. Er hat sich selbst gefunden!

Er bietet auf einmal eine Gedanken- und Bilderfülle, eine Plastik des Ausdruckes, die überraschend wirken. Von welcher schlichten Größe ist ein Gedicht wie:

Gott:

Auf hohem Berge, da wohnest Du —
Ich wandle empor immerzu, immerzu,
Millionen Jahren wandle ich schon,
Und schaue noch immer nicht Deinen Thron.

Einst rauchen die Höhen wunderbar,
Da stehe ich oben, Sonne im Haar.
Wir schauen uns an und lächeln dazu:
Denn Du bist ich — und ich bin Du ...

Der überschäumende Stürmer und Dränger hat sich bescheiden gelernt. Sein Schmerz ist tiefer und innerlicher geworden. Eine leise Wehmuth zittert in vielen seiner Verse:

Als Kind verlacht
Mit dunklem Sehnen,
So fand die Nacht
Mich oft in Thränen.

Nun bin ich Mann
Und muß wohl schweigen,
Um dann und wann
Die Stirn zu neigen.

Die schönsten Blüthen hat jedoch seine Erotik getrieben. Die Liebe, die ihn schon als Knaben zum Poeten gemacht hat, wirft ihm jetzt ihre Perlen in den Schooß. Gedichte wie: „Frauenliebe“, der Cyclus „Maria“ und „Lieder an eine junge Frau“, unter denen besonders wieder: „Zu Zweien“ hervorragt, sind voll leidenschaftlicher Gluth, warmer Herzenstöne und keuscher Innigkeit. Ein gewisser idealer Zug macht sich trotz aller seiner Realistik stets bei ihm geltend und verklärt die heikelsten Stoffe. Ich rechne ein Gedicht wie das Folgende zu seinen besten Schöpfungen:

Sündige Liebe.

... Beugt sich mein Mann
Zu mir hernieder,
An Dich denk' ich dann
Und küsse ihn wieder.

Und träume in seinen
Armen so hin,
Und muß dann weinen,
Wie schlecht ich bin!

Von diesem Buche war dann zu seinem letzten Gedichtbande: „Leuchtende Tage“ scheinbar nur ein Schritt. Aber wer diese beiden Bücher ernsthaft vergleicht, wird hier eine Weiterentwickelung, einen Höhepunkt des Jacobowski'schen Schaffens constatiren müssen, der die Erwartungen, die seine früheren Gedichte erregten, bei Weitem überragt. Ich will mir versagen, auf die Bindeglieder, die zwischen diesen beiden Büchern liegen, näher einzugehen. Ich nenne hier nur kurz seine Prosaschriften: Anne-Marie (1896). Der kluge Scheikh. Satan lachte und andere Geschichten*) (1897); dann aber vor Allem sein großes symbolisches Werk: Loki, der Roman eines Gottes (1898).**) Gerade dieser Roman, der einen ungewöhnlichen Erfolg hatte, bietet den Schlüssel zu der gesteigerten Entwicklung Jacobowski's.

Die herrlichen altdeutschen Mythen von Balders Tod und der Götterdämmerung, von den lichten Asen, die durch den finstern Loki vernichtet werden, hat der Dichter benutzt, um symbolisch den Kampf des Arier- gegen das Semitenthum darzustellen. Sein Loki ist ein zweiter Werther der Jude, nur tiefer und gewaltiger, in's Titanenhafte übersetzt. Loki ist der Dichter selbst, nennt er sich doch auch in dem Gedicht „Die Schwestern“ so:

„Doch Loki liebt, dann wird sein Sinn so gut,
Dir nur den Hals — und Dir das Herze umzudrehen.“

So kann es nicht Wunder nehmen, wenn er seine höchste Kraft gerade auf diese Gestalt concentrirt hat. Jeden herben Zug, seine Verschlossenheit, sein Mißtrauen, seinen Haß sucht er psychologisch zu vertiefen und zu begründen. Er verlegt den Schwerpunkt des Romans in die seelischen Conflicte und zeigt sich auch hier als der feine Stimmungskünstler, dem es weniger auf das Geschehen, als auf das: „Wie es geschieht“ ankommt, auf die tausend feinen und kleinen Regungen, die den Anstoß zu einem Geschehen geben. Und so ist dieser Roman zugleich ein psychologischer. Ganz besondere Sorgfalt ist in „Loki“ auf die Sprache gelegt, große Partien sind rein lyrisch gehalten, Alliteration und Assonanz werden kunstvoll verwendet und verleihen ihm unwillkürlich den Charakter des Volksthümlichen, des recitirenden Gesanges eines sagenkundigen Skalden. Der strenge Zwang, dem sich der Dichter hier in der Behandlung der Sprache unterworfen hat, trug erheblich zur Bereicherung seines Wortschatzes und zur Steigerung seines sprachlichen Feingefühles bei — gerade deßhalb ist dieser Roman so wichtig. Aus ihm heraus baut sich die selbstbewußte Kraft, die ruhige Schönheit und stolze Sicherheit seines folgenden Gedichtbandes auf.

Was den „Leuchtenden Tagen“***) (1900) von vornherein ein bedeutendes Gepräge verleiht, ist die Geschlossenheit der Composition. Man kann gleichsam von einer unendlichen Melodie

*) Sämmtlich im Verlage von S. Calvary & Co., Berlin.
**) Loki, der Roman eines Gottes. Verlag von J. C. C. Bruns, Minden i. W.
***) Leuchtende Tage. Ein Gedichtbuch. Verlag J. C. C. Bruns Minden i. W.

Digitized by Google

sprechen, die sich vom ersten bis zum letzten Gedicht des Buches hindurchzieht, von einer einzigen großen Linie, die sie alle umschließt. Der Dichter scheint sich dessen wohl bewußt gewesen zu sein, als er beide, sein Eingangs- und sein Schlußgedicht, „Leuchtende Tage“ nannte. Die Grundstimmung des Buches, zugleich auch der Grundzug von Jacobowski's Wesen, finden hier ihren vollendeten Ausdruck:

Ach, unsre leuchtenden Tage
Glänzen wie ewige Sterne,
Als Trost für künftige Klage
Glühn sie aus goldener Ferne.

Nicht weinen, weil sie vorüber;
Lächeln, weil sie gewesen.
Und werden die Tage auch trüber,
Unsere Sterne erlösen.

Dieses leise Lächeln selbst unter Schmerzen, dieser sonnige Frohmuth in Stunden des Glückes, dieses rastlose Vorwärtsschreiten im ringenden Lebenskampfe, dieses Fortweisen des passiven Versenkens im Vergangenen, des nutzlosen Klagens haben ihm trotz seiner pessimistischen Veranlagung jene Ruhe des Geistes, jene tiefe Leidenschaft und auch das stille Glücksgefühl gegeben, das sich aus dem Kleinsten, aus einem einzigen Sonnenstrahl, einem Kinderlächeln, einer flüchtigen Erinnerung Nahrung zu saugen weiß! Er findet den Weg zur Natur zurück, und wie Antäus saugt er sich aus der Erde neue Stärke. In seinem Cyclus „Heilige Erde“ erhebt er sich zu einer Kraft des Ausdrucks, einer Gedrungenheit und Innerlichkeit der Darstellung, zu einer Plastik der Bilder, wie er sie in keinem seiner früheren Gedichte je annähernd erreicht hat. Wie elementar wirkt sein jäher Aufschrei:

Wär' ich doch Bauer mit bräunlicher Faust
Gehärtet die Ferse an broncenen Schollen
Hemdlos die Brust, wenn der Frühsturm braust,
Brennend vor Arbeit die Sehnen geschwollen!

Und wirft sich der Abend finster in's Thal,
Fiel ich zur Erde mit taumelnden Füßen,
Mein Brod ist mein Blut und mein Abendmahl,
Und Sterne kommen und kreisen und grüßen.

In glücklicher Weise macht Jacobowski die beiden Hauptbestandtheile der altdeutschen Lyrik, Alliteration und Assonanz, die er in Loki bereits mit Erfolg angewendet, auch hier für sich fruchtbar und erzielt damit, da er sich mit sicherem Tactgefühl von übertriebenen und gesuchten Wendungen fern zu halten weiß, ganz prächtige Wirkungen. Seine Zeilen erhalten dadurch einen eignen Wohlklang und graben sich unwillkürlich in unser Gedächtniß ein. Wendungen wie: „Werde Herr von Fehl und Fährde“ bedeuten entschieden eine Bereicherung unserer Ausdrucksweise, und zwingt eine Zeile wie: „Zahn und Zangen hat die Zeit“ uns nicht unbewußt gleich in den Bann der Empfindung, die der Dichter erwecken will. Man muß es ihm überhaupt zugestehen, daß er die Sprache in seltener Weise meistert. Ohne sich je zu verschnörkelten und bewußt seltsamen Bildungen verleiten zu lassen, findet er doch solche von eigenartigem und überraschendem Klange. So wenn er in „Heilige Erde“ sagt: „Eine Stimme kam zu singen: Ach, thu' ab Dein Feierkleid“ verdeutlicht er dadurch den langgezogenen, wie aus der Ferne kommenden Ton jener Stimme, die er vernimmt! Wie schwach und verhallend würde dagegen die gewöhnliche Wendung anmuthen: „Eine Stimme hört' ich singen.“

Am liebsten sind mir jedoch vor Allem solche Gedichte, in denen er einen schlichten, einfachen Ton anschlägt, sie aber mit einer Innigkeit und Gefühlstiefe ausstattet, daß sie zu Thränen rühren. Hierin beruht seine beste und stärkste Eigenart. Eine weiche Schwermuth lagert über ihnen; eine müde Sehnsucht, eine verhaltene Wehmuth löst sich aus seiner Seele los.

In Gedichten wie: „Nach Hause“, „Trost der Nacht“ und Anderen tritt uns ein Dichter entgegen, der vom Leben schon manche tiefe Wunde empfangen hat und nur noch ein leises, schmerzliches Lächeln für jede neue Pein kennt. Aber als echter Dichter blüht ihm überall das Wunderblümlein Trost, und wenn es ihm, wie in „Drei Kinder“ aus hellen Kinderaugen entgegenlacht:

„Und doch giebt es kein dunkles Leid,
Das meinen Blick gefeuchtet,
Das ihrer Augen Kindlichkeit
Nicht tröstend überleuchtet.“

Während noch „Aus Tag und Traum“ vorwiegend Liebeslyrik enthält, läßt der Dichter in den „Leuchtenden Tagen“ seine Saiten in allen Tönen erklingen und überrascht geradezu durch seinen Reichthum. Man spürt auf Schritt und Tritt, wie er gewachsen ist! Vor Allem hat er ein offenes Ohr und Auge für die Noth des Volkes, und so entstehen die socialen Gedichte wie: „Frau Sorge“, „Armes Mädchen“, „Gartenconcert“ und das wildanklagende „Scene“.

(Schluß folgt.)

Kunst aus Japan.

Von J. Norden.

Vor fünf Jahren war bei Amsler und Ruthardt eine sehr interessante Ausstellung zu sehen. Sie bestand vornehmlich aus einer sehr reichhaltigen Sammlung von kostbaren schwarzen und farbigen Holzschnitten aus Japan. In 125 Einzelblättern und zahlreichen Bilderbüchern war sie durchaus geeignet, einen Begriff von dem Entwickelungsgange japanischer Malerei von etwa Mitte des 17. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts zu geben. Und man wußte von dieser Malerei hier im Ganzen herzlich wenig, obschon japanische Kunst im Allgemeinen seit der ersten Pariser Weltausstellung, vor 35 Jahren, einen förmlichen Siegeszug durch die Culturländer des Westens angetreten hatte. Ein Gegenstand des Studiums und der Verehrung zuerst in den Ateliers der Künstler, die in hohem Grade durch sie angeregt und befruchtet wurden und in diesem Sinne selbst auf das Kunstgewerbe einzuwirken begannen; dann ein sehr „gefragter“ Artikel in Antiquitäten- und Luxusläden; endlich die „Mode“ nicht nur, sondern auch vielfach ein Bedürfniß im Heim der Masse aller Kunstsinnigen und Kunstfreudigen überhaupt, was übrigens werthloser Nachahmung in betrübender Weise weite, breite Wege ebnete.

Aber das Verständniß für japanische Kunst hielt nicht Schritt bei all' Denen, die nach ihr fragten, mit dem Wachsthum der von ihr ausgehenden Anregungen und mit der Verbreitung ihrer Werke, und mit den gelehrten Schriften der Louis Gonse, William Anderson, Bing, der Rein, Brinkmann, Adolf Fischer und anderer Japanforscher und -kenner wurde man doch in breiteren Kreisen nicht bekannt. Die Allerwenigsten hatten eine Ahnung davon, daß auch dort, im ebenso merkwürdigen, wie anziehenden Inselreiche im Großen Ocean, die Kunst einen langen Entwickelungsgang durchgemacht hatte und noch durchmacht, daß die einzelnen Phasen dieser Entwickelung untereinander und mit Land und Leuten, Geschichte und Sage, Religion und Sitten, Tagesleben und heimischer Märchenphantasie und mit der örtlichen Fauna und Flora immer in einem innigen Zusammenhang gestanden hatten. Man glaubte und glaubt wohl auch heute noch vielfach, immer wieder denselben Ausdrucksformen einer einzigen, möglicher Weise letzten, sozusagen erstarrten kunstschöpferischen Epoche gegenüberzustehen. Und am allerwenigsten wußte man was von japanischer Malerei im engeren Sinne des Wortes. Man kannte sie eigentlich nur aus dem Kunstgewerbe. Freilich — der Zusammenhang zwischen diesem und der reinen

Digitized by Google

Kunst ist, wie den Griechen, so auch den Japanern fremd geblieben. Keine tiefe Kluft scheidet sie von einander, wie bei so vielen abendländischen Völkern. „Von den einfacheren Werken — bezeugt u. A. Brinkmann in seinem bedeutsamen Werke „Kunst und Handwerk in Japan“ — in welchen sich die menschliche Kunstthätigkeit in ihren Anfängen bethätigt, von den der Bekleidung, der Bewaffnung, dem Schmucke, den mannigfaltigen Bedürfnissen der Wohnung und des Hausraths dienenden Erzeugnissen der Weber, Töpfer, der Holz- und Metallarbeiter, führt ohne sichtliche Abgrenzung der Weg aufwärts zu den höheren Gebieten der Kunst, wo die Werke der Sculptur und Malerei sich bald der Baukunst dienend und schmückend unterordnen, bald ein von den Rücksichten auf Nützlichkeit, Zweck und gegebene Räume losgelöstes, selbstständiges Dasein behaupten.“

Die Erkenntniß, die sich bei uns erst in neuerer Zeit mühsam Bahn brach und uns veranlaßte, uns wieder in den Besitz dessen zu setzen, was in früheren Zeiten wir schon einmal unser Eigen hatten nennen können — im Kunstleben Japans bestand sie von vornherein. Aber hierin zum Theil liegt's auch begründet, daß dort die „freie und höhere“ Kunst von Anbeginn vorherrschend, wenn nicht ausschließlich einen decorativen Charakter hatte.

Davon konnte man sich namentlich auf der ersterwähnten Ausstellung bei Amsler und Ruthardt überzeugen. Diesen decorativen Charakter hat die japanische Malerei beibehalten in ihrem ganzen langen Entwickelungsgange, von der einst rein ornamentalen Richtung bis zu ihrem heutigen Standpunkte voll naturalistisch bewegtem Lebensinhalt. Erst in allerjüngster Zeit zeigt sich eine wesentliche Wandlung, die u. A. Adolph Fischer in seinem Buche „Wandlungen im Kunstleben Japans“ nach ihrer äußeren und inneren Seite hin in eingehender Weise gekennzeichnet hat. Und wer im vorigen Jahre in Paris gewesen ist, der konnte sich persönlich davon überzeugen, daß auch in Japan sich eine „Secessions“-Bewegung geltend machte. Wie mich dünkt, nicht als der Ausdruck eines wirklich vorhandenen und innerlich begründeten Culturbedürfnisses, sondern als etwas Importirtes, dem Wesen und Charakter des Volkes durchaus Fremdes. Man sah im „Grand Palais“ Oelgemälde im Geschmack pariserischer Freilichtmalerei und auf der Invaliden-Esplanade Porzellane mit Ornamenten und Decors im Style der modernen Führer auf dem Gebiete der Keramik. Namentlich im Kunstgewerblichen gewann man manch' tragikomischen Eindruck: lief's doch mitunter auf eine nachgeahmte Nachahmung ihrer selbst hinaus. Und in der Malerei: national sind wohl noch immer die Motive der Seiki Kuroda, Eisaku Wada, Tadeji Fujishima und anderer Secessionisten, aber wenn man ihre Gemälde in Bezug auf Auffassung und Ausführung mit den Arbeiten der älteren japanischen „Classiker“, etwa Künstlern, wie Hokusai, Hiroshige, Utamaro vergleicht, so giebt man unbedingt der nationalen Eigenart dieser den Vorzug vor den oft ungelenken Versuchen jener, das Eigene zu „modernisiren“, der europäischen Auffassungsart anzupassen. Und selbst in den besten dieser „modernen“ Gemälde, die ich sah, wie z. B. Kuroda's unter Bäumen träumendes Mädchen, oder Wada's „Weberei“, ist die compositionelle Anordnung ungeschickt und das Colorit einfach häßlich. Und doch sind dieselben Japaner Meister in der räumlichen Anordnung der Dinge und raffinirte Farbeneffectler, wenn sie sich auf dem Boden ihrer altüberlieferten decorativen Malerei bewegen.

Ganz in diesen Bahnen bewegen sich noch fast durchweg die Maler der Sammlung, die jetzt Keller & Reiner zusammengetragen haben. Es sind auch zeitgenössische Maler aus Tokio, Kioto u. s. w., aber sie stehen der Bewegung des „Hakuba-Kwai“, des von Kuroda begründeten secessionistischen Vereins „Zum Weißen Roß“ (so genannt nach einer Marke Reiswein) und den modernen Bestrebungen der „Schule von Dzushri“ fern, diese Herren Morito, Okumura, Ohara, Asai, Yarunaja, Suzuki, Yasugawa, Yoshida, Sato u. s. w. Sie weisen noch Alles für Japans Kunst von Alters her Bezeichnende auf, wenngleich hier und da eine Fortentwickelung gegenüber jener älteren Sammlung, die vor fünf Jahren hier zu sehen war, unverkennbar ist, aber immer ohne Nachahmung oder Aufnahme der Elemente europäischer Malkunst. Da ist vor Allem die so erstaunliche Beobachtungsschärfe, die der Japaner vor uns voraus hat, und die so groß im Kleinen ist, daß man sich davon überzeugt, wie unser Auge eigentlich nur conventionell zu sehen im Stande ist. Erst die Errungenschaften der Momentphotographie haben uns darüber aufgeklärt, wie viel naturalistischer die Kunst der Japaner in der Schärfe der Auffassung ist, die z. B. in der Wiedergabe von allerlei Gethier auf der Erde, im Wasser, in der Luft die allerseltsamsten Verkürzungen, Krümmungen, Ueberschneidungen festzuhalten vermag. Da ist ferner die Nichtberücksichtigung der Raum- und Farbenperspective, weßhalb in erster Linie ihre Malerei nicht plastisch, sondern decorativ wirkt. Aber welcher Geschmack, wie ich schon erst hervorhob, in der Vertheilung der Dinge im Raum! Man vergleiche nur in dieser Beziehung die compositionell so wuchtigen, schwerfälligen Stillleben z. B. der niederländischen Kunst und ihrer Nachahmer mit den immer zarten, anmuthigen der Japaner. Uebrigens gerade in Bezug auf das „Kein Hintereinander — nur ein Uebereinander“ zeigen die zeitgenössischen Vertreter der altüberlieferten japanischen Malkunst eine sichtliche Fortentwickelung, in der Landschaft sowohl, wie im „Genre“, jenen beiden Gebieten, auf denen, neben dem des „Stilllebens“ natürlich, des Japaners Kunst heimisch ist, der zur Zeit noch die große geschlossene Composition des Geschichts- und Ideenbildes schlecht zu Gesichte steht. Und was die coloristische Seite betrifft, so sind der japanischen Malerei Schattenspiele und Lichtreflexe fremd; Sonne und Mond und Lampen und Laternen leuchten bei ihnen nicht; es giebt da keine malerische Farbenstimmung in unserem Sinne, keinen farbigen Gesammtton, aber eine oft entzückende Harmonie einzelner Farbenflecken; keine plastischen Formen, aber ein ungemein reizvolles Spiel der Linien. So möchte man eigentlich von dem Eindruck von Blumen ohne Duft sprechen. Und hier ist die Grenze japanischer Kunst. Aber wie wundervoll ist, was diesseits dieser Grenzen liegt: so viel reiche Phantasie in dem Cultus der Linien, so viel geistvolle Auffassung des Einzelnen, so viel Schönheitsgefühl in der Zusammensetzung von Pflanzen- und Thierformen, so viel erstaunliches Naturstudium in der Bewegung und Haltung all' dieser Reiher und Kraniche und Enten, dieser Karpfen und Goldfische, dieser Aeffchen und Schmetterlinge, in der Gestaltung dieser Kiefern und Akazien, dieser Päonien und Chrysanthemum, dieser Iris und Glycinen, dieser blühenden Kirsch- und Aepfelzweige und Bambusschäfte... Und dem Naturstudium, das die kleinste Linie in der Structur des Blattes und das winzigste Härchen im Fell des Affen nicht unberücksichtigt läßt, und doch immer einem künstlerischen Gesammteindruck nicht hindernd in den Weg tritt, entspricht das zeichnerische Können. Dieser künstlerische Gesammteindruck aber liegt nie auf dem Gebiete des naturalistischen, trotz all' dieses Naturstudiums. Das scheint mir einer der bedeutendsten Wesenszüge japanischer Kunst zu sein. Auch nicht bei den modern naturalistischen Bildern der Maler vom „Hakuba-Kwai“, die von den älteren Schulen übrigens jenes liebevolle Studium des Kleinen, Minutiösen ebenso übernommen haben, wie sie Meister des Zeichnens geblieben sind. Sehr reizvoll wäre es, in dieser Beziehung japanische Landschaften von den modernen einheimischen Künstlern und von Europäern mit einander zu vergleichen. Man überzeugte sich bald davon, wie ganz anders auch diese nach den Ausdrucksmitteln abendländischer Kunst strebenden Japaner noch immer sehen und auffassen mit ihrem auf das Kleine, Intime gerichteten Sinn ...

Digitized by Google

Soll ich Einzelnes aus der Keller & Reiner'schen Sammlung nennen? Zum Beispiel Morito mit seinem springenden Karpfen, unter dem im Wasser die Blasen und Wirbel aufsteigen. Wie dieses Wasser nur andeutend behandelt ist und doch sofort die richtige Vorstellung der Blasen und Wirbel hervorruft — kein europäischer Künstler würde sich so einfacher und doch zweckmäßiger Mittel bedient haben. Oder wie Yoshida seine auf uns zuschwimmenden Karpfen malte. Auch hier wieder Ausnutzung des weißen Seidegrundes, auf dem alle Bilder gemalt sind, um mit ein paar sorgsam abgetönten grauen Farbenstrichen und andererseits durch die farbig immer leichter und undeutlicher gegebenen Fische, die mehr nach hinten zu schwimmen, doch wieder die Vorstellung bewegten Wasserraumes und eines ganzen Fischzuges zu bewirken. Oder wie Takuhashi den strömenden Regen zu malen weiß, der Baumwipfel wie verschleiert erscheinen läßt. Vorzüglich auch die Regenstimmung — ich muß und kann hier wirklich das Wort „Stimmung" brauchen — in Shien Sato's „Hühnern" mit dem stolzen Hahn im Bambusröhricht. Dann von dem erstgenannten Morito die reizenden Aeffchen, die gierig nach Glycinen-Trauben haschen, oder sein gelbrother Chrysanthemum mit dem schillernden Falter. Yasmaja's wunderbar gezeichnete Kiefern, Ohara's kreisende Goldfische mit dem feurigen Roth und seine über's Wasser schießende Enten, Yasugawa's Päonien und Tauben und ragende Felsen, oder gar Suzuki's humoristische und so ungemein scharf charakterisirende Menschenschilderungen, wie z. B. im „Affenzieher" u. s. w. — überall können unsere Künstler noch viel lernen. Nur der Geschmack selbst, der in diesen Bildern zu Tage tritt, läßt sich leider nicht lernen; das kann nur allmälig erzogen und entwickelt werden durch eine Tradition.

Daß die Tradition aber von zweischneidiger Wirkung ist — auch davon überzeugt man sich hier wieder. Es ist z. B. schwer zu glauben, daß der springende Karpfen Morito's und die schwimmenden des Yoshida nicht von demselben Maler sein sollten. So übereinstimmend sind Auffassung und Technik, wie denn überhaupt in dieser Gruppe zeitgenössischer Maler Japans Schablone und Routine eine sehr hervorstechende Rolle spielen. Und darum ist's doch gut, daß der „Hakuba-Kwai" in's Leben getreten ist. Er wird nur ein Durchgangsstadium bedeuten mit seiner Nachahmung der Aeußerlichkeiten europäischer Kunstformen und Ausdrucksmittel, wie umgekehrt wir Europäer ja auch vornehmlich an den Aeußerlichkeiten japanischer Kunstanschauung haften, oft sogar nur in plumpster Nachahmung stecken geblieben sind. Einen Zug frischen Lebens aber wird diese Bewegung sicher in den heutigen Stand der japanischen Kunst hineinbringen, der im Uebrigen alle nationalen Wesenszüge einer althergebrachten, so hochstehenden Cultur erhalten bleiben mögen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Widosawa Brankowitsch.

Von Znaj Jowan Jowanowitsch. (Aus dem Serbischen.)
Deutsch von Wilhelm Thal.

(Schluß.)

O Glück, du bist unaussprechlich! O Liebe, du schenkst ohne Maß! In einer Stunde löschst du alles Unglück eines Lebens aus!

Der Rosmarin duftete so köstlich, die Sonne ging zur Neige und spiegelte sich in den milden Thränen des blinden Uroch und in dem Ringe wieder, den Stefan Widosawa an den Finger gesteckt. Als die drei glücklichen Sterblichen sich trennten, zählte Jeder für sich die Zahl der Wochen, der Tage, die bis zum St. Georg, dem feierlichen Tage übrig waren.

IV.

Wie verbrachten Stefan und Widosawa die Zeit, die sie noch von dem großen Tage trennten?

Der unerbittliche Winter war gekommen, der Schnee fiel hernieder, der Wind pfiff, der Sturm heulte.

Doch für die Liebenden gab es weder Winter noch Sturm; sie froren nicht, sie waren nicht traurig, und die langen Winterabende brachten ihnen sanfte Freude und vollkommenes Glück.

Oft saß Bojana, die alte Magd der Brankowitsch's, am Ofen und erzählte von den alten Legenden; dann lief ihnen ein Frösteln über den Rücken, die Haare sträubten sich, und das Herz schnürte sich ihnen zusammen.

Da plötzlich wird draußen ein Schuß abgefeuert; ein Pferd wiehert, ein Hund heult. Das ist Stefan, der von der Jagd zurückkehrt. Er erscheint plötzlich wie ein Held der alten Legende:

„Gott schütze Dich, meine Geliebte!"

Die Flammen der Kerzen zitterten auf dem Tisch.

Und als Stefan wieder aufbrach, erzählte er Widosawa, die ihn begleitete, mit zitternder Stimme, wieviel Tage noch bis zu St. Georg übrig wären.

Diese Zahl ward immer geringer ... Der Winter war vorübergegangen wie ein Traum.

Die Bäume und Blumen entfalten ihre Pracht, der Sang der Nachtigall wird immer süßer, doch für Widosawa giebt es kein größeres Glück als Stefan's Brief, den sie soeben erhalten hat:

„Mein Schatz!

Du weißt, wie sehr ich Dich liebe! Doch ist es mir eine Freude, Dir es wieder zu sagen: Du bist mein Licht, mein Leben, Du bist mir Alles! Uebermorgen ist der Tag, wo Deine Liebe am Altar geweiht wird, wo Du sie mir vor Gott und der Welt zuschwören wirst! Bei Tagesanbruch kommen meine Brautführer; Freude und Glück wird herrschen. Darum sei glücklich, meine Braut! Dein Stefan."

* * *

Kennt Ihr jene schöne Blume, die ihre leichten Kelche auf einen dünnen grünen Stengel neigt? Das ist das Veilchen. Bojana hat einen Veilchenstrauß in Widosawa's Flechten gesteckt. Wie schön steht diese Blume den schweren blonden Haaren!

Und die alte Magd sprach zu ihr:

„So bist Du schön, meine Taube! Jetzt bist Du geschmückt wie jenes junge Mädchen, jene Flora, deren Geschichte ich Dir erzählt habe, und um die sich sieben Könige stritten. Aber weßhalb bist Du so traurig, da Du doch glücklich sein solltest?"

„Liebe Bojana, ich will Dir Alles sagen. Ich habe einen bösen Traum gehabt: Ich stand geschmückt wie jetzt und wanderte in diesem Zimmer auf und ab. Plötzlich befahl mir eine dumpfe Stimme, still zu stehen. Ich erhob die Augen und sah mich dem Bilde unseres unglücklichen Urahnen gegenüber. Ich zitterte, und er erhob die Hand, um plötzlich aus dem Rahmen herauszutreten. Der leere Platz im Rahmen aber wurde roth wie Blut. Er näherte sich mir und sprach:

„Meine Tochter, Du bist verlobt; komm, laß Dich segnen!"

Dann faßte er den Ring, zog ihn mir von der Hand und sagte:

„Ich nehme diesen Diamant aus deinem Ring, denn er gleicht einer versteinerten Thräne; hier ist ein Rubin, das ist ein Tropfen serbischen Blutes aus dem Schlachtfelde von Kossowo. Ich werde ihn einfassen lassen, der Ring wird besser für Dich passen; das ist mein Segen."

Dann trat er wieder in den Rahmen, der wie vorher zu einem alten todten Bilde ward. Meine theure Bojana, ich zittere, wenn ich nur an diese Nacht denke und wage nicht, meinem Vater davon ein Wort zu sagen."

Digitized by Google

In der That zitterte Widosawa, und vor ihrer Gestalt erschienen in schwarzen Buchstaben die tragischen Worte:

Es giebt keine größere Todsünde als der Verrath an seinem Vaterlande. — — — — — — — — — — — —

Schwer lastet der Fluch, der auf die Unglücklichen zurückfällt.

* * *

Der zarte Zweig hat sich vom Familienbaum losgelöst.

Die raschen Pferde stehen bereit; ungeduldig stampfen und wiehern die Schimmel und Rappen; weiße Federn flattern über ihren Häuptern. Vorwärts, Gott mit uns!

Doch ebenso wie die Jugend sich nicht vom Glück freimachen kann, ebenso kann Widosawa ihren Vater nicht verlassen.

Gott schütze uns vor gewissen Thränen, Gott schütze uns vor höhnischem Segen, der einem Fluche ähnelt!

Doch die Brautführer sind fröhlich; sie fragen nichts nach dem Kummer Derer, die sich verlassen.

Und man peitscht auf die weißen Pferde los, auf denen Widosawa und ihre Hochzeitspathen sitzen; die andern Gäste folgen.

Eine Stunde später wird wieder Alles still, kein Laut, kein Ton. Der aufgewirbelte Staub fällt auf die Landstraße zurück, denn der serbische Hochzeitszug reitet nicht, er fliegt.

Und tiefe Ruhe senkt sich wieder auf das Haus des alten Uroch.

Der Hochzeitszug bewegte sich am Ufer der Donau dahin. Auf der einen Seite erhoben sich hohe Berge und Weinstöcke, auf der andern kahle, von den kalten Wassern der Donau bespülte Felsen.

Widosawa ist so traurig, so blaß, als sehe sie ihren Traum in die Wirklichkeit übertragen.

Die Sonne ist dem Untergange nahe; ihre Strahlen spielen auf den Standarten, vergolden die Säbel und Gewehre, und als sie auf den kostbaren Stein in Widosawa's Ring fielen, da schillerten sie in bunten Farben, bald blau, bald violett, bald gelb wie eine Orange . . , endlich wurde der Stein purpurroth wie das serbische Blut, das auf dem Schlachtfelde von Kossowo geflossen.

Widosawa warf einen Blick auf den Ring und stieß den Schrei einer verwundeten Hindin aus:

„Das Blut, das entsetzliche Blut!"

Damit fiel sie leblos dem alten Pathen in die Arme. Dieser neigte sich rasch und wollte die Pferde zurückhalten. Wer aber kann einen Renner zurückhalten, der im Galopp dahinrast? die erschrockenen Pferde liefen nicht mehr, sie flogen. Die an dieser Stelle postirten Schildwachen stürzten ihnen entgegen und schossen ihre Waffen ab, doch es war zu spät; die wüthenden Pferde entführten die Braut in das kalte Grab der Donau. Das Alles spielte sich in einem Augenblick ab.

Die Gäste machten versteinert Halt, doch Stefan hatte sich bereits dem Tode entgegengeworfen, um sein Leben und sein Glück aus den Fluthen zu retten. Das Schicksal hatte es anders bestimmt. Die Wogen warfen die Leichen der Verlobten nach kurzer Zeit ans Ufer.

In inniger Umarmung, der Umarmung der Verzweiflung, hielten sie sich umschlungen; noch hört man ein entsetzliches Flüstern, das sind die Worte der Sterbenden:

„Habe ich Dir nicht gesagt, Stefan, habe ich Dir nicht gesagt, daß der Fluch schwer auf uns lastet? Vergieb mir. . . ."

Zwanzig Schwimmer sind ihnen zur Hülfe nachgesprungen, doch was können sie gegen den Fluch, was können sie gegen das Urtheil Gottes ausrichten?

Stephan und Widosawa liegen in letzter Umarmung auf dem Grunde der Donau; ihre Seelen sind glücklich da oben, wo ihnen der alte Uroch bald nachgefolgt ist.

* * *

Ich hatte diese Geschichte vergessen, mir war es fast, als hätte ich sie nie gehört; doch letzthin wohnte ich einem Begräbnisse in Nowi-Sad bei. Der Todte war ein Graf. Er ist einsam, ohne Verwandte, ohne Freunde, arm und blind gestorben; sein Name lautete Brankowitsch.

Vielleicht war er der letzte Sprößling dieser unglücklichen Familie? Da erinnerte ich mich dieser Geschichte, und ich glaubte, die Stimme Widosawa's zu hören, wie sie traurig zu der Menge sprach: Es giebt keine größere Todsünde als den Verrath an seinem Vaterlande.

* * *

Ja, schwer lastet der Fluch, der auf die Unglücklichen zurückfällt!

Aus der Hauptstadt.

Der Frieden von Hubertusstock.

Se. Majestät ist ein gnädiger Sieger. Er hat den weniger auf's Haupt als vor den Kopf geschlagenen Berliner Communalfreisinn aus quetschender Klemme gerettet, indem er Bethmann-Hollweg anweisen ließ, das Dilemma kurzer Hand aus der Welt zu schaffen. Nun brauchen die Unentwegten nicht mehr vor der Peitsche Singer's zu zittern, der sie tobend zum Sturme trieb und den in schwebender Pein Hangenden und Langenden jeden Ausweg versperrte. Nun sind sie den Kauffmann, den schrecklich unbequem Gewordenen, los, ohne das hochheilige Princip geopfert zu haben, und im Frieden von Hubertusstock hat der siebentägige Krieg ein für alle Theile ehrenvolles Ende gefunden. Daß die Unterlegenen die Wallfahrt nach der Schorfheide und dem blauen Werbellin antreten mußten, während sie in der Hauptstadt das Schloß so hübsch nah vor der Nase hatten, ist ein übermüthiger, aber anmuthiger und im Grunde harmloser Scherz des Siegers.

Ja, des Siegers. Einem Theile der maßgebenden Unmaßgeblichen thut diese Erkenntniß weh, so innigen Dank sie insgeheim dem Monarchen auch dafür zollen, daß er ihnen goldene Brücken baute und sie vor Verzweiflungsthaten bewahrte. Der Abonnenten wegen, die man an hellen Fanfarenton gewöhnt hatte, thut es ihnen weh. Man hat die Schlacht verloren, ohne einen Schuß zu thun, und der Rückzug nach solcher Schlacht kann leicht blamable Formen annehmen. Folglich holt man das Versäumte nach und schießt aus Leibeskräften, nachdem das Treffen entschieden ist. Die Rückzugs-Kanonade gehört von jeher zum strategischen ABC aller gewohnheitsmäßig fliehenden Feldherren.

Nicht, daß die Batterien des Berliner Freisinns ihre Schlünde auf den Kronenträger richteten. Dafür sind die Chefs zu klug und nicht muthig genug. Nur den Hülfstruppen des Kaisers galten ihr Schüsse. Nur seine Generäle sollen auf der Wahlstatt bleiben. Und damit man für das bißchen Bombardement, das ja überdies gar nicht so ernst gemeint und bloß für die Ohren der Masse berechnet ist, nicht nachträglich selber bei den Ohren genommen werden kann, betheuern die freisinnigen Kriegshelden, den Kaiser gegen seine Mannschaften schützen zu wollen. Die Potsdamer Regierung habe freventlich Kronrechte verletzt, über den Kopf des Königs hinweg ihre Entscheidung getroffen, den Herrscher dreist bevormundet. Jedes politische Kind erkennt zwar den Schwindel, aber grauköpfige Männer thun, als glaubten sie daran. Und die Wiederwahl Kauffmann's, so hat die alte Fraction der Linken beschlossen, sie so lange nicht als erledigt anzusehen, bis die Entscheidung des Monarchen vorliege.

Kläglicher ist Krämerschlauheit nie gescheitert als in diesem Falle, denn noch nie hat sie scrupelloser und thörichter zugleich mit der eigenen Ehre gespielt, um einen verlorenen Posten halten zu können. Wer lügt, muß ein gutes Gedächtniß haben. Wer vorgestern der Krone Vorwürfe machte, weil sie ihr gutes Recht ausübte und dem Herrn Kauffmann die Bestätigung verweigerte, die Ueberschienung der Linden verbot, der darf sich heute nicht zum Hüter ihrer Rechte aufwerfen. Zumal, wenn sie dafür bekannt ist, daß sie sich ohnehin von Niemandem eines nehmen läßt. Die schreiende Komik, die die Kriegskünste der Berliner Rathhaus-

Digitized by Google

Demokratie durchzittert, macht den plötzlich bei ihr ausgebrochenen Royalismus wohl genießbarer, erklärt und entschuldigt ihn aber nicht.

Es ist nur Wenigen gegeben, eine Niederlage mit schweigender Würde zu ertragen. Ehedem durfte der Verurtheilte drei Tage lang über seinen Richter schimpfen. Denn das Schimpfen bei solcher Gelegenheit ist menschlich. Und es steht sittlich höher als die neuerdings einreißende Gepflogenheit, sich nach der Verurtheilung selbst zu beschimpfen. Den Spott zum Schaden zu fügen, das überließ ehedem der Betroffene den Unbetheiligten. Heute dagegen übernimmt er die Rolle des Hanswurstes, der sein eigenes Elend verulkt.

* * *

„„Die Möglichkeit ist nicht zu bestreiten, daß Herr Kirschner in Hubertusstock so warm und beredt für die Bestätigung Kauffmann's eingetreten wäre, wie es der Minister des Innern ressortmäßig hätte thun dürfen, und es ist ebenso wenig die Möglichkeit ausgeschlossen, daß die Fürsprache des Oberbürgermeisters, sein Hinweis auf die Tüchtigkeit Kauffmann's, auf das Vertrauen, das er in der Bürgerschaft genießt, Eindruck auf den Träger der Krone machte, der mehr Achtung für den Freimuth als für die Unterwürfigkeit hat.

Es könnte sein, daß der Kaiser dann auf die militärische Vergangenheit Kauffmann's hinwies. Er habe sich die Proceßacten kommen lassen und daraus ersehen, daß das Ehrengericht schlichten Abschied beantragt hatte. Er glaube sich der Sache selbst dunkel zu erinnern, da er dazumal, wenn er nicht irre, Commandeur des ersten Garderegiments gewesen sei, zu dessen Reserveoffizieren Kauffmann gehörte. Es sei ausgesagt worden, daß Kauffmann sehr radicale Reden gehalten habe, daß unter seinem Vorsitz auch eine Flugschrift „Schwarz-Roth-Gold", die ihm ganz und gar nicht gefalle, verkauft worden sei; sie befinde sich bei den Militäracten. Das seien doch bedenkliche Antecedentien eines Bürgermeisters der Reichshauptstadt.

Vielleicht bat der Oberbürgermeister in aller Ehrerbietung um die Erlaubniß, bemerken zu dürfen, daß Kauffmann dazumal zwanzig Jahre jünger war, eben erst Rechtsanwalt geworden, daß er eben erst in's politische Leben eintrat, daß sich seine Angriffe hauptsächlich gegen Herrn Stöcker, den „politischen Pastor", richteten, daß die Berichte über seine Reden auf unzuverlässigen Aufzeichnungen untergeordneter Polizeibeamter beruhten, daß Kauffmann die Flugschriften des Vereins, dessen Vorsitzender er wurde, ohne längere Zeit sein Mitglied gewesen zu sein, schwerlich gelesen hatte, und daß überdies Kaiser Wilhelm I. das Urtheil des Ehrengerichts als unbillig cassirt hat. „Kauffmann ist als würdig befunden worden, Stadtrath zu sein; er würde auch ein würdiger Bürgermeister von Berlin sein, wenn Ew. Majestät geruhen wollten, die Bestätigung auszusprechen."

Ob sich eine solche Scene in Hubertusstock abgespielt hat, wir wiederholen es, ist uns ganz unbekannt. Aber wenn sie sich so abgespielt und der Kaiser, der Frieden mit der Bürgerschaft haben will, erwidert hätte: „Ich werde mir die Wahlacten kommen lassen und die Sache noch einmal prüfen" — was dann? Hätte dann der Kaiser überhaupt noch das Recht, die Bestätigung der Wahl auszusprechen?""

Ein abscheuliches Deutsch, aber ein dichterisches Deutsch. Theodor Barth hätte sich seiner nicht schuldig gemacht, doch Isidor Lewy, der an seiner Stelle die Vossische Zeitung leitet, steht es trefflich zu Gesicht.

Die politische Poesie ist nicht todt, sondern sie schläft nur, allerdings mit der Nachtmütze auf dem Haupte. Wir haben noch Herwegh's, bloß daß sie in Prosa dichten und für Lessing's Erben die Vossische Zeitung mit Fabel-Leitartikeln, Vorwürfen für den Märchenbrunnen, versehen. Wie sich im Kopfe eines entschieden freisinnigen Mannes die Welt spiegelt, wie der Berliner Communal-Liberalismus über sich selber urtheilt und wie dumm er heuchelt, wie elend er schauspielert, das alles zeigt obiges Citat aus der Vossischen Zeitung vom 9. ds. Mts. zu deutlich, als daß man an seiner Naivetät schweigend vorübergehen dürfte.

Die komische Vorstellung, die Justizrath Lessing's Angestellte von Wilhelm II. zu haben scheinen, und die befremdliche Rolle, die sie dem Monarchen in der vossischen Phantasie über Hubertusstock spielen lassen, mag auf sich beruhen bleiben. Nur hätte man den alten Schwindel von dem Vertrauen, welches Herr Kauffmann angeblich in der Berliner Bürgerschaft genießt, und von seiner bekannten Tüchtigkeit nicht wieder aufwärmen lassen dürfen. Niemand von uns hat auch nur eine Ahnung von den unterschiedlichen Talenten des Herrn Gustav Kauffmann gehabt, bis ihn die in Berlin herrschende Partei auf den Schild hob, und kein ehrlicher Kerl wagt zu leugnen, daß ausschließlich seine Parteizugehörigkeit ihm die Stimmen der Mehrheit verschaffte. Nicht trotzdem, sondern justement weil Herr Kauffmann sich einst gar radical geberdet und entsprechende Reden gehalten hatte, wurde er zum Bürgermeister Berlins erkoren. Der Freisinn appellirt unaufhörlich an den schlecht unterichteten, an den besser zu unterrichtenden König — warum versucht er es da selber, dem Monarchen Sand in die Augen zu streuen? Nach dem Wunsche der Vossischen Zeitung hätte Herr Kirschner seinen unbestätigten Kollegen dem Kaiser gegenüber damit entschuldigen sollen, daß Kauffmann ja zwanzig Jahre jünger gewesen sei, als er jene übel vermerkte, radicale Rede gehalten habe, daß er damals eben erst Rechtsanwalt geworden, eben erst in's politische Leben eingetreten sei. Unverblümter und gröber hat noch kein Blatt einen Porteigenossen auf seine jetzt allerdings verjährten Grünejungenhaftigkeit hingewiesen. Aber auch noch nie hat eine freisinnige Zeitung so unumwunden eingestanden, daß der echte, radicale Freisinn nur bei ganz jungen, ganz unerfahrenen Leuten grassire. „Eben erst Rechtsanwalt geworden, eben erst in's politische Leben eingetreten." Einer Jugendsünde macht sich jeder schuldig, so deducirt das führende Blatt des Berliner Freisinns; warum soll man da Kauffmann seinen ernst gemeinten Freisinn von anno Tobak nicht in Gnade verzeihen? Er hat ja Buße gethan und sich gebessert, Ew. Majestät. Er will's ja nie mehr wiederthun. . . . Und so etwas nennt sich Freisinn! Wie nennt's doch gleich die Chemie?

Prinz Vogelfrei.

Der Berliner Milchkrieg.

Im Herbst des Jahres 1901 ist in Berlin ein Milchkrieg ausgebrochen. Wie auch der Ausgang sein mag, dem denkenden Publicum muß er lehrreich werden, denn er zeigt das Verhältniß zwischen dem Producenten draußen, nämlich außerhalb der Millionenstadt, und dem Consumenten in der Millionenstadt in Bezug auf Nahrungsmittelpreise und führt dem Verbraucher, als dem endgiltig zahlenden Theil vor Augen, was er an den Zwischenhändler, also seinen Mitbürger, an Verdienst zu zahlen hat, bevor er das Naturproduct seines Nicht-Mitbürgers, in diesem Falle des Milchlieferanten, seinem oder seiner Kinder Magen zuführt. In diesem Specialkrieg um die Milch haben sich die Parteien derartig in verbissene Wuth hineingehetzt, daß sie in einer für das Publicum sehr lehrreichen Weise ihre Karten aufdeckten. Wie das so zu geschehen pflegt, hat die Presse beider Streiter die Angelegenheit in die Hand genommen und weitere Aufdeckungen sind erfolgt, die hoffentlich dazu führen werden, einzelnen Theilen der großen Masse, wenigstens vorübergehend, die Augen zu öffnen. Ein geringfügiges Resultat — aber doch immerhin etwas!

Es hat sich herausgestellt, daß die Milchlieferanten bisher frei Bahnhof Berlin den Milchpächtern das Liter Vollmilch zu 10 bis $11\frac{1}{2}$ Pfennig geliefert haben, daß aber die Milchpächter diese Milch für 20 Pfennig und mehr an das Publicum verkauften. Weiterhin aber ergab sich, daß von etwa 3000 Proben von Vollmilch, welche die Lieferanten den Detailgeschäften entnehmen ließen, der größte Theil — etwa 80% — durch Wasserzusatz gefälscht war. Für das consumirende Publicum bleibt es sich gleich, „wo" die Milch gefälscht wurde — eine Partei wirft nämlich die Schuld auf die andere — jedenfalls aber steht fest, daß in Tausenden von Milchgeschäften gefälschte Vollmilch an das Publicum für 20 Pfennige das Liter verkauft wurde, während ab Bahnhof Berlin unverfälschte Vollmilch bisher für 10 bis $11\frac{1}{2}$ Pfennige zu liefern war. Daß übrigens ein größerer Milchpächter sich gefälschte Milch aufhalsen läßt, ist kaum anzunehmen, es sei denn, daß die Persönlichkeit der zu solchem Geschäft erforderlichen, nicht gerade bedeutenden Klugheit auch noch entbehrt. Sonach hat der Milchpächter rund 80 bis 100 Procent verdient. Davon gehen nun allerdings die Unkosten ab, der Transport, die Miethe und sonstige Ausgaben. Die Milch fließt aber auch nicht von selbst auf die Bahn, die Transportkosten zahlt der Producent auch,

Digitized by Google

dazu die Bahnfracht, statt der Miethe Grundsteuer, und dann hat er noch die Gefäße zu beschaffen. Er hat also auch Unkosten, bloß ist zu bedenken, daß er nur etwa die Hälfte des Preises erhält, den der Pächter empfängt, also auch nur die Hälfte der Unkosten tragen kann. Wenn der Pächter seine Unkosten auf ca. 5 Pfennig berechnet, das heißt auf 25 Procent des Verkaufspreises, so würde, ebenso berechnet, der Liter Milch per Bahnhof Berlin dem Producenten $2^1/_2$ Pfennig Unkosten bereiten, was sehr gering gerechnet ist. Mithin zahlt der Käufer in Berlin für 1 Liter Milch im Werth von höchstens $7^1/_2$ Pfennig — 20 Pfennige. Wie gewöhnlich bei solchen Anlässen kämpfen beide Parteien mit allen auftreibbaren Waffen. Aber in diesem Falle sind die Waffen ungleich, denn den Zwischenhändlern, den Milchpächtern, steht eine Macht zur Verfügung, die heutzutage fast ausschlaggebend ist: die Presse Berlins, in welcher die führenden Elemente Gegner jeder agrarischen Bestrebung sind. Daß die Presse es dabei nicht genau nimmt, sondern, sei es mit, sei es ohne Kenntniß des wahren Sachverhalts, Alles druckt, was ihr gesagt wird, davon ein schlagendes Beispiel. Fast sämmtliche Zeitungen wiesen darauf hin, daß der Milchhändler häufig ein bedeutendes Quantum Milch auf dem Halse behalte und sehen müsse, wie er sie anders als durch freien Verkauf verwerthe; er buttere also. — Bis dahin ist die Sache ganz richtig. Weiter aber wird gesagt, daß er aus solcher Milch nur einen Erlös von höchstens 9 Pfennig pro Liter erziele, also noch zusetze. — Das Publicum nimmt solchen Unsinn gläubig auf, die Blätter legen sich dafür sogar noch wiederholt in's Geschirr. Allerdings erzielt der butternde Milchpächter aus dem Liter Milch nur 9 Pfennige Butter, doch er behält außerdem noch die Buttermilch! In Berlin aber ist Buttermilch zu 10 Pfennig per Liter nur erhältlich, wenn man sie beim eigenen Milchverkäufer vorher bestellt und pünktlich abholen läßt, sonst ist sie sofort vergriffen. Also nicht 9 Pfennig, sondern 19 erhält der Milchpächter für die Milch, die ihm auf dem Halse bleibt. — Bei dieser Gelegenheit ist noch eine andere Plünderung des consumirenden Publicums von Berlin aufgedeckt und zwar vom „Vorwärts", und das Object ist — der Spiritus, in erster Linie der Brennspiritus. Läßt man sich 1 Liter Brennspiritus holen, so hat man dafür 40 Pfennige zu zahlen, wenigstens in Berlin W. Der „Vorwärts" in Nr. 229 vom 1. October wendet sich gegen die Spiritus-Centrale und schreibt: „Der Brenner erhielt von der Centrale für 100 L. 87 procentigen Spirits 19,25 Mark; die Centrale berechnete aber ihren Abnehmern, den Spiritus-Detaillisten 23—24 Mark! Vom 1. Juli ab, wo die Detarifirung des denaturirten Spiritus in Kraft trat, erhöhte der Ring seine Preise auf 27 M.! Preisermäßigung ließ die Centrale nur dort eintreten, wo sie auf eine leistungsfähige Concurrenz stieß, so z. B. in Berlin." — Also in Berlin zahlt der Detaillist 23 Mark für 100 Liter und giebt sie ab für 40 Mark an das Publicum, verdient sonach an 100 Litern 17 Mark, während der vielbeschrieene Ring nur 3,75 M. verdient. — Wer also ist der Vertheurer?! Das Publicum aber zahlt für einen Liter, den der Brenner, der Producent, für $19^1/_4$ Pfennig abgiebt — 40 Pfennige, über das Doppelte und schimpft auf die Zwischenhändler? O nein, wunderbarer Weise auf die Agrarier, die Schnapsbrenner!

Der Großstadtbevölkerung wird Sand massenhaft in die Augen gestreut, wenn es darauf ankommt, ihr die hohen Preise von Gebrauchsobjecten plausibel zu machen. Immer wenn es sich um Lebensmittel handelt, muß der Producent herhalten, während in Wirklichkeit der Zwischenhändler den Hauptprofit in die Tasche steckt. Allerdings werden heute Bäcker, Schlächter und Krämer nicht so ohne Weiters wohlhabend, sie haben auch zu kämpfen, aber nicht mit dem Producenten und dem geringen procentualen Verdienst, sondern mit der Concurrenz von seinesgleichen, und dafür kann doch der Producent in erster Linie, der Landwirth, nicht. Wenn sich Schlächter im Westen Berlins für ein Pfund Filet 2,80 Mark bezahlen lassen, so ist es sehr unrecht, auf den Viehzüchter zu schimpfen; der hat nicht 2,80 M. erhalten, sondern noch nicht einmal die Hälfte. Da der Viehzüchter aber nicht da ist, der Schlächter dem Käufer versichert, daß die Viehpreise enorm seien und auch grob werden kann, wenn daran gezweifelt wird, so schimpft man auf den Bauern. Der kann sich nicht wehren, und das ist so schön bequem, außerdem augenblicklich in Berlin und den großen Städten Mode.

Der Kampf zwischen Stadt und Land hat recht erbitterte Formen angenommen; er ist so alt wie die Geschichte, und gerade Deutschland, das alte Deutsche Reich, zeigt ihn in allen Formen. Die Blüthezeit der Städte ist zugleich die Zeit der Ohnmacht des Landes und der regierenden Centralgewalt, aber man kann nicht behaupten, daß die Bedrückung des Landes durch die Städte dem Gesammtgemeinwesen nützlich geworden ist. Ein Industrie- und Handelsstaat ohne ackerbauende Bevölkerung wird immer, auch bei großem Reichthum, außerordentlich darauf bedacht sein müssen, seine Machtmittel in gutem Zustand zu erhalten, denn seine Abhängigkeit vom Auslande wächst, je mehr er in seinen engeren Naturerzeugnissen zurückgeht. Die Vertheuerung der Nahrungsmittel wird stets den oppositionellen Parteien Deutschlands als hochwillkommenes Mittel dienen, gegen die Regierung mobil zu machen, und da bei den steigenden Preisen zweifellos auch die der Nahrungsmittel sich weiter erhöhen müssen, so besitzen jene Parteien stets eine scharfgeschliffene, nicht ungefährliche Waffe, die sie nach dem Muster des kaiserlichen Rom zu gebrauchen nicht zögern werden. Panem et circenses hieß es damals; bei den circenses ist man in Berlin noch nicht angelangt, man ist mit Freiconcert vorläufig zufrieden, aber bei dem Geschrei nach Brod, d. h. bei dem Lebensmittelaufstand, sind wir beinahe schon. Zwar sind es nicht der Producent, nicht der Zoll oder die Regierung, welche die Lebensbedürfnisse zu stattlicher Höhe emportreiben, sondern der Zwischenhandel, der „Kaufmann", aber der, der in der Centrale sitzt, sorgt er dafür, daß Andere als Sündenbock angesehen werden. Es ist eine eigenartige Erscheinung im jungen Deutschland: In den Städten treibt man das Vereinswesen, die Concentrirung en gros, ja die Socialdemokratie steht so, daß sie gegen Arbeiter mit Strafen vorgeht, wenn sie sich nicht der ihnen häufig aufgedrängten Organisation fügen. Man erlaube mir an dieser Stelle auf folgende Auslassungen hinzuweisen:

„Die täglich zunehmende Masse von Zwischenhändlern hat aber Uebelstände im Gefolge. Obgleich meist sich stark mühend und abarbeitend, ist diese zahlreiche Classe dennoch, und zwar in allen ihren Schichten, eine Classe von Parasiten, die unproductiv thätig ist, ebenso von dem Arbeitsproduct anderer lebt als die eigentliche Unternehmerklasse. Die unnöthige Vertheuerung der Waaren und der Lebensbedürfnisse ist die unumgängliche Folge hiervon. Waaren und Lebensmittel werden durch den Zwischenhandel in einer Weise vertheuert, daß sie oft den doppelten und mehrfachen Preis dessen kosten, was der Producent dafür erhielt. Und wo eine wesentliche Vertheuerung des Preises nicht räthlich, nicht möglich ist, da sind Verschlechterung, Verfälschung der Lebensbedürfnisse, falsches Maß und Gewicht die Mittel, den sonst nicht zu erlangenden Profit einzuheimsen."

Das schreibt August Bebel in seinem Buche „Die Frau", Seite 138—139! Er ist sehr stolz auf sein Werk, weist bei jeder sich bietenden Gelegenheit darauf hin, empfiehlt angelegentlich seine Lectüre und die Befolgung der darin ertheilten Weisheitsregeln. Demnach müßten wenigstens die Genossen dort, wo er sie noch am besten in der Hand zu haben glaubt, in Berlin, sich beim Milchkrieg gegen die Zwischenhändler wenden. Thun sie das? Fällt ihnen gar nicht ein. Somit ist wieder einmal der Beweis geliefert, daß die Genossen nicht wie die Schafe dem Leithammel folgen, sondern der Leithammel — folgt den Schafen! — — Kluger Weise! Die Führer der Socialdemokratie haben derartig gegen die Agrarier gehetzt, daß sie gezwungen sind, dem ungerechtesten Angriff auf die producirende Landbevölkerung unweigerlich Recht geben zu müssen. Sonst fallen sie. Dem Bauer gegenüber ist jede Grundsatzlosigkeit, jeder Principienverrath erlaubt, wird immer mit zweierlei Maß gemessen. So z. B. weist man bei jeder sich bietenden Gelegenheit bramarbasirend auf die Macht der Genossenschaft hin. Wenn sich aber die Landbewohner zusammenschließen, um gemeinsam für sich thätig zu sein, so wird ein großes Geschrei erhoben. Der Arbeiter darf streiken, um höhere Löhne herauszuquetschen, der Bauer darf das aber nicht, der soll, wenn auch seine Unkosten gewachsen sind, zum alten Satz liefern, und wenn es ginge, würde man allen ländlichen Organisationen den Garaus machen. Politik soll die Kunst des Möglichen sein, und ihr Ergebniß immer im Zeichen der ausgleichenden Gerechtigkeit stehen. Die Wirthschaftspolitik aber, die die Parteien der radicalen Linken treiben, ist die Kunst des Unmöglichen, ist schreiende Ungerechtigkeit.

Franz Eißenhardt.

Offene Briefe und Antworten.

Noch einmal Eisenconstruction und Hochbau.

In Nr. 40 der Gegenwart führt der Plehn'sche Artikel: „Die Berliner Hochbahn und die Eisenconstruction", übrigens im Widerspruch mit den Aeußerungen des Prinzen Vogelfrei an der Spitze des Blattes aus, daß der Widerstand, den viele Architecten der immer mehr an Verbreitung und Raum gewinnenden Eisenconstruction entgegen setzen, nur veralteten und überwundenen Vorurtheilen und der falschen Scheu vor Autoritäten entspringe, die diesen Vorurtheilen ergeben waren. Hauptsächlich wird die Opposition dem Einfluß eines hervorragenden einzelnen Mannes zur Last gelegt. Aber ich glaube, es ist ein schwerer Irrthum und ein gründliches Verkennen aller Gesetze der Kunstentwickelung, wenn man den Trieb, welcher jenem Widerstande zu Grunde liegt, sozusagen aus der Laune eines Einzelnen herleitet und nicht begreift, daß er der logischen Nothwendigkeit entstammt, mit welcher die ästhetische Urtheilskraft schlechterdings die Wege, die sie vorschreibt, zu wandeln gebietet. Der Widerspruch gegen die Eisenconstruction richtet sich gleichzeitig gegen Bestrebungen, welche, wenn sie von Erfolg gekrönt sind, nicht allein den Verfall der Kunst, sondern auch der Nation zur Folge haben werden.

Digitized by Google

Es ist nicht zu bestreiten, daß die Eisenconstruction in der Architectur vielfach vor dem Steinbau den Vorzug verdient und daß sie dann mit ihm nicht vermischt werden darf. So eignet sie sich vortrefflich für die Einrichtung von Markthallen, vortrefflich auch für den Brückenbau, nicht allein da, wo weit von einander entfernte Ufer zu verbinden sind, sondern auch bei Wasserläufen von geringeren Dimensionen, wo die Wölbung steinerner Brücken oft nur einem Fahrzeug von größerem Umfang Durchgang in der Mitte gewährt, wogegen der Eisenbau mehreren ein Durchkommen ermöglicht. Es kann aber auch von Niemandem bestritten werden, daß z. B. bei der Anlegung von Centralbahnhöfen die Eisenconstruction in enge Verbindung mit dem Steinbau treten muß, da der letztere hier nach der zu Grunde liegenden Auffassung nicht etwa nur einen nebenbei in Betracht kommenden Hauptttheil, sondern den Kern des Ganzen umschließt. Die Eisenconstruction hat sich hier dem Steinbau, als dem Material von größerem Volumen und Gewicht, unterzuordnen und sich seinem Gefüge einzugliedern. Allerdings bietet dies große Schwierigkeiten dar und bezeichnet eine Aufgabe, die noch selten eine befriedigende Lösung erfahren hat. Aber gerade dieser Umstand müßte doch zur Anregung des Wetteifers dienen.

Der eigentliche Widerspruch gegen die sich häufenden Eisenconstructionen, besonders gegen die Hochbahn, entspringt aber anderen als solchen mehr äußerlichen Ursachen. Was den Einlauf der Hochbahn mit ihren Eisengerüsten in die Stadt anbelangt, so ist doch Folgendes durchaus zu erwägen. Die städtischen Häuser sind in der Regel und im Allgemeinen das Product der ernsten Lebensbethätigung der Einzelnen. Man errichtet sie nicht, wie es freilich in unserer Zeit zuweilen, doch nur in Ausnahmefällen, geschieht, auf baldigen Abbruch, sondern in der Absicht, daß sie sich auf Kind und Kindeskinder vererben. In allmäliger Entwickelung, die nun schon viele Geschlechter hindurch Jahrhunderte lang währt, hat thätiger Gemeinsinn den einzelnen Gebäuden und damit der ganzen Stadt den Character, die eigentümliche Composition gegeben. Das, was hierin geschaffen worden ist, vor störenden, wie zerstörenden Einflüssen zu bewahren, liegt naturgemäß sowohl im Interesse des Einzelnen, als es auch als die Aufgabe der communalen Verwaltung erkannt werden muß. Steht daher eine Durchquerung der Stadt durch die Straßen, über ihre Plätze und Wasserwege, die sogar zu förmlichen Durchbohrungen der Häuserreihen geführt hat, schon im grellen Widerspruch zu dem Ordnungsgeist und politischen Sinn, wie zu dem Selbsterhaltungstrieb des Bürgers, so wird diese Wirkung noch dadurch verstärkt, daß der Einbruch an den verschiedensten Stellen die Wohlgestalt, die der Kunstgeist des Volkes seiner Umgebung verliehen hat, vernichtet, alle Anmuth des alten Stadtbildes auslöscht. Auf's Tiefste wird dadurch die im Volke zur Entwickelung gelangte, und, weil sie den Gipfel seiner Cultur bezeichnet, so sorgfältig zu hütende ästhetische Empfindung verletzt. Es ist noch nicht der Beweis dafür erbracht worden und ist auch nicht zu erbringen, daß z. B. der monströsen Berliner Hochbahn-Anlage ein dringendes, unabweisliches Bedürfniß zu Grunde liegt. Ist doch für den öffentlichen Verkehr gerade hier durch so viele andere Einrichtungen ausreichend gesorgt. Aber man will die räumliche Ausdehnung der Stadt auf unnatürliche, ungemessene Art erweitern, und leider ist deren äußerste, nicht zu überschreitende Grenze bisher von den zuständigen Stellen noch immer nicht bestimmt worden.

In einer noch viel mehr Bestürzung erregenden Weise zeigt sich aber die Eisenconstruction auf dem Gebiete des gesammten Privathäuserbaues der Bautechnik als Verderben bringend. Hier haben die Bautechniker, die viel zu wenig den unerschütterlichen Grundsätzen ihrer Kunst folgen, sich von den practischen Interessen der Erwerbsthätigkeit beeinflussen lassen. Das Eisen hat die für den Ausbau im Innern der Gebäude bis dahin allein zur Verwendung gekommenen Materialien, das Holz und den Stein, in ziemlichem Grade verdrängt, und die Baumeister begingen den schweren Fehler, die Form, die sie dem Stein zu geben haben, der Natur des Eisens anzubequemen. Es sind dadurch eine Menge der das natürliche Schönheitsgefühl gröblich verletzenden Mißformen, es ist eine gräuliche Stylentartung zur Ausbildung gelangt, die jetzt ganze Stadttheile verschandelt. Man denke nur an die Glas- und Eisenkäfige der Waarenhäuser!

Das im Lauf der Jahrhunderte groß gezogene, naive Kunstempfinden der Bevölkerung wird durch die Häßlichkeit dieser baulichen „Reform" völlig über den Haufen geworfen. In der Formentartung und in der Gleichgültigkeit dagegen kündigt sich daher auch der allgemeine Verfall an. Man täuscht sich hierüber, weil man von dem Werth und der Bedeutung, wie von der Entstehung der Kunst falsche Begriffe hegt. Die Kunst ist nichts, was dem Volke von oben her offenbart ist: sie leitet ihren Ursprung aus ihm selbst her. Denn wo anders als da, wo der werkthätige Sinn, dazu genöthigt durch den Ernst des Lebens, in nahe und innige Berührung mit den Dingen der Wirklichkeit tritt, könnte ein Interesse an der Formbehandlung naturgemäß entstehen? Aus diesem Grunde ist auch die Hoffnung nicht aufzugeben, daß die Volksseele wieder zum Bewußtsein gelangt und durch die Disharmonie der äußeren Eindrücke dazu gebracht wird, sich des über sie hereingebrochenen Unheils zu erwehren. Dr. F. Wollny.

Notizen.

Absalons Haar. Von Björnstjerne Björnson (Verlag von Albert Langen, München). Als Absalon, der Rebell, geschlagen war und vor den siegreichen Soldaten seines Vaters durch den Wald floh, da blieb er mit seinem langen Haar an einem Aste hängen. Und Joab trat hinzu und erstach ihn. Ein Absalon soll auch der Held der packenden kleinen Erzählung Björnson's sein. Aber der Dichter bewilligt ihm von vornherein so viel mildernde Umstände, daß wir weder an seinen Aufrührergeist noch an seine Schuld recht glauben können. Daß er die Eigenart des Vaters zu spät erkennt und zu spät Mitleid mit dem harten Loose des Einsamen hat, dafür trägt nicht der unwissende Knabe, sondern seine stolze Mutter die Verantwortung. Die Lebensschicksale des Helden hängen denn auch mit seinem etwaigen Verschulden gegen den Erzeuger nicht zusammen, sondern entwickeln sich als ureigne Charaktereigenschaften. Das Bild, das dem Büchlein der Titel gegeben hat, stimmt also nicht. Doch dies nebenbei. Björnson's Erzählung ist im Uebrigen von so frischer Anschaulichkeit, zeigt so deutlich die charakteristische Note des Norwegers, daß man es von der ersten Zeile an mit fast freudiger Theilnahme liest. Zuweilen mag die Composition nicht ganz klar sein — aber wie souverän meistert der Dichter den Stoff, sobald er das Innenleben seiner Gestalten zu schildern beginnt! Wie fern steht er, in kostbarer, Björnstjerne Björnson'scher Ursprünglichkeit, aller Schablone! Der Verlag verdient Dank, daß er dies eigenthümliche Werk auf den deutschen Markt gebracht hat, und zu so billigem Preise. — Zwei andere Nummern der „Kleinen Bibliothek, Zola's „Der Sturm auf die Mühle" und eine Sammlung von Militärhumoresken des Frhrn. von Schlicht genügen sommerlichem Lesebedürfnisse. „Der Sturm auf die Mühle" ist eine fesselnde und rührsame Kriegsgeschichte, mit etlichen Colportageroman-Effecten; Schlicht's Humor, der wohl allzu geschäftsmäßig abgebaut wird, hat in letzter Zeit viel Fr[illegible]rtes und wirkt jedenfalls nicht mehr humoristisch.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 2,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Bismarck
im
Urteil
seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Manuskripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuskripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher u. s. w. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Rich. Sattler, Braunschweig
(gegründet 1883).

Redacteur

einer Tages-Zeitung, Feuilletonist und Kunstkritiker von Ruf, mit besten Referenzen (auch von der „Gegenwart" warm empfohlen), sucht die

Berliner Vertretung

für größeres Provinzblatt oder Zeitschrift auf dem Gebiete der Berichterstattung über Theater, Kunst und öffentliches Leben. Unter L 25 an die Expedition der „Gegenwart".

Gottsched-Verlag. Berlin W. 9.
Eugen Reichel:
Ein Gottsched-Denkmal.
Monumentales Prachtwerk. 30 M.
Kleines Gottsched-Denkmal. 2 M.
Die Londoner „Academy" hat kürzlich verschiedenen hervorragenden Gelehrten und Staatsmännern einen Fragebogen mit der Frage zugehen lassen, welches die zwei im Jahre 1900 erschienenen Werke seien, die auf sie den bedeutendsten Eindruck gemacht haben. Karl Blind, der in London heimisch gewordene berühmte Gelehrte, hat bei dieser Gelegenheit Eugen Reichel's „Gottsched-Denkmal" an erster Stelle genannt.

Bismarcks Nachfolger.
Roman
von
Theophil Zolling.
Volksausgabe.
Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.
Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.
Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom
Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: 42 **Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

Die Gegenwart 1872–1892.

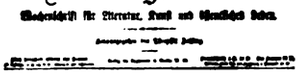
Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen und geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-, Trink-** und **Badequellen, Mineral-, Moor-, Douche-** und **Dampf-Bädern,** zeitgemässen Einrichtungen zu **Kaltwasserkuren** u. **Massage,** ferner einer vorzüglichen **Molken-, Milch-** und **Kefyr-Kur-Anstalt.** — **Hochquellen-Wasserleitung.** — Angezeigt bei **Krankheiten** d. **Nerven,** d. **Athmungs-, Verdauungs-, Harn-** u. **Geschlechts-Organe,** zur **Verbesserung** d. **Ernährung** u. d. **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden u. d. Folgen entzündl. Ausschwitzungen. Eröff. **Anfang Mai.** Prosp. unentgeltlich.

In unserem Verlag ist erschienen:



General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ
Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.
Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom
Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**
Soeben erschien:
Georg von Bunsen.
Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter
Marie von Bunsen.
22 Bogen Oktav.
Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.
Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Stottern
heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz** und **Burgsteinfurt, Westf.** Herrliche Lage. Honor. nach Heilg. Prospecte gratis. **Aelteste staatl.** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I** ausgezeichn. **Anst. Deutschl.**

Manuscript-
Angebote erbitten
Jacobi & Zocher, Verlagsbuchhandlung.
Leipzig-R., Oststraße 9.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 43. Berlin, den 26. October 1901. 30. Jahrgang. Band 60.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Russische Diplomatie und die Aussichten in Afghanistan. Von Karl Blind. — Neudeutsche Kriegsfurcht. Von Caliban. — Ursachen der Eiszeit. Von Dr. Otto Lang (Hannover). — **Literatur und Kunst.** Ludwig Jacobowski. Von Kurt Holm (Friedenau). (Schluß.) — Die internationale Kunstausstellung in München. Von Eduard Engels (München). — **Feuilleton.** Erscheinung. Von M. Zehme. — **Aus der Hauptstadt.** Schülerverbindungen. Von Franz Eißenhardt. — Recitationen. Von Rechtsanwalt G. Bamberger (Aschersleben). — Dramatische Aufführungen. — **Offene Briefe und Antworten.** Das kleine Witzblatt. Von Carl von B. — Notizen. — Anzeigen.

Russische Diplomatie und die Aussichten in Afghanistan.

Von Karl Blind.

Merkwürdige Stimmen lassen sich bereits aus Rußland über Afghanistan vernehmen. Der „Svet" erklärt rund heraus: „Das Bergland, das als deckende Bastei vor Indien liegt, müsse zu einem Vasallen-Staate des Zaren-Reiches gemacht werden. Nur dadurch könne der Frieden zwischen Rußland und England erhalten werden, und zwar auf Jahre hinaus, wenn auch nicht für immer." Da kommen wir, dem Namen des Blattes entsprechend, gleich auf die Welt-Eroberungspläne, wie sie schon in dem allerdings gefälschten, aber später von allerhand russischen Sendlingen doch thatsächlich aufgenommenen Vermächtnissen Peter's des Ersten gepredigt wurden.

Die „Novosti" bietet, ihrem Namen entsprechend, als neueste Nachricht eine etwas diplomatischer gefaßte Lösung an. Sie behauptet, es gebe eine „afghanische Frage", und es möge darüber „zwischen Rußland und England ein freundschaftliches Abkommen getroffen werden, wie es den Interessen der beiden Mächte entspreche." Ein unabhängiges Afghanistan ist also, trotz der bekannten, von Alexander II. der englischen Regierung ertheilten feierlichen Versicherung, nicht vorhanden. Vielmehr hätten Rußland und England einfach über das Land zu verfügen, wobei das Erstere wieder einmal der indischen Grenze bedeutend näher rücken würde.

Seit vielen Jahren hat ein aufmerksamer Beobachter die Spur ähnlicher russischer Einbläsereien da und dort in politischen und schriftstellerischen Kreisen Englands wahrnehmen können. Vor mehr als einem Jahre erhielt ich von einem damals an der Spitze eines großen Blattes stehenden Manne einen Brief, in welchem zu meinem Erstaunen geradezu die „Theilung Afghanistans" als die richtige Lösung ausgesprochen war. Es giebt in England Leute, die mit solchen, ihnen eingeträufelten Ansichten unwissentlich den Zwecken Rußlands vorarbeiten. Fand ich doch vor Jahren, kurz vor dem russisch-türkischen Kriege von 1877—78, in einem einstündigen Gespräche mit Disraeli, dem späteren Lord Beaconsfield, daß er selbst zu jener Zeit noch der Meinung huldigte: es sei durchaus nichts dagegen einzuwenden, daß Rußland sich durch Mittel-Asien hindurch seinen Weg bahne. Hätte er es erlebt, wie General Lumsden 1885 in Afghanistan sich vor einer Abtheilung Kosaken flüchten mußte, und wie Rußland dem Emir Abdur Rahman ein gutes Stück seines Landes losriß: wahrlich, Beaconsfield sähe die Sache heute wohl etwas anders an.

Außer Denen, die unwissentlich den Zwecken der Petersburger Regierung dienen, giebt es Solche, deren Hände nicht rein sind. Auch davon ist mir das eine oder das andere offenbare Beispiel vorgekommen. Wie bitter aber der verstorbene Afghanen-Fürst, ein zwar oft grausamer Tyrann, jedoch fähiger Kopf, es empfand, daß er 1885 von der Londoner Regierung so schnöd im Stiche gelassen wurde, das kann man in seiner, im vorigen Jahre herausgekommenen, selbstverfaßten Lebensbeschreibung lesen.

Sie ist herausgegeben von Sultan Muhammad Khan, seinem ersten Staatsminister, der bis vor Kurzem zwei Jahre in London und Cambridge zubrachte, und mit dem ich diese Zeit über vielfach in persönlichem Verkehr stand. Als sich Abdur Rahman, in Gegenwart Muhammad Khan's, vor Herrn Curzon, dem jetzigen Lord Curzon und Oberstatthalter von Indien, beklagte, daß England, trotz des Bündniß-Vertrages, ihm nicht gegen Rußland zu Hülfe gekommen sei, da antwortete Curzon: „es sei nicht seine (Salisbury's), sondern Gladstone's Regierung gewesen, die so verfuhr."

In seiner bekannten sarkastischen Weise antwortete der Emir darauf: „Diese Einrichtung in England, daß in solchen Fällen eine politische Partei die Schuld auf die Andere wälzt, ist außerordentlich geschickt. Ich bedauere nur, kein Prophet zu sein und nicht die höhere Eingebung zu besitzen, um voraussagen zu können, ob in einem weiteren gleichen Falle ein liberales oder ein conservatives Cabinet in London am Ruder sein wird. Auch müßte es sich erst zeigen, ob ein conservatives Cabinet anders handeln würde."

Die erwähnte Unterredung wurde, da der Emir kein Englisch, Curzon keine dem Emir geläufige Sprache redete, von des Ersteren Staatssecretär Sultan Muhammad Khan verdolmetscht, der als geborener Indier geläufig Englisch spricht. Im Uebrigen war Abdur Rahman sehr sprachkundig, was östliche Zungen betrifft. Er sprach und las Suschtu, die Mundart des alten Afghanen-Stammes; Persisch, die Sprache des Hofes und des Schriftthums; Turki, die der Turkmenen-Bevölkerung des Landes; Russisch, Arabisch und Hindustanisch. Der beiden letzteren Sprachen war er nicht vollkommen mächtig; doch verstand er sie.

Mit seinem ehemaligen Staatssecretär, der sich nach

Digitized by Google

Veröffentlichung der Lebensbeschreibung in seine indische Heimath zurückbegab und jetzt wohl wieder in Kabul ist, habe ich über die Zustände in Afghanistan und Rußlands Pläne manche eingehende Unterhaltung gepflogen. Als er mir eines Tages bei sich Briefe zeigte, die gerade von Abdur Rahman und seinem ältesten Sohne Habib Ullah, dem jetzigen Emir, ankamen, sah ich auf dem Siegel des Fürsten die Buchstaben: „D. M." Auf meine Frage: „Was sie bedeuten?" lautete die Antwort: „Dost Mahommed." Das war der in der Geschichte Afghanistans hervorragende Fürst, gegen den England einst unter Palmerston einen von so furchtbaren Folgen begleiteten Krieg führte.

Nicht Viele wissen heute wohl mehr, daß Palmerston den Krieg durch Fälschung der Berichte seines eigenen Agenten anzettelte, indem er das Parlament dadurch täuschte. Ein Seitenstück dazu bildete in neuester Zeit der berüchtigte, mehrere Monate vor dem Jameson'schen Freibeuter-Zuge verfaßte, für dies verbrecherische Unternehmen in Bereitschaft gehaltene, gefälschte „Nothruf der Frauen und Kinder in Johannesburg". Auch die von Sir Alfred (jetzt Lord) Milner fabricierte „holländische Verschwörung für Austreibung der Engländer aus Süd-Afrika" gehört in dies Gebiet nichtswürdiger Machenschaften oder „Bubenstücke".

Viele Jahre hindurch bemühte sich der schottische Abgeordnete Dunlop, den vollen und wahren Inhalt der auf Afghanistan bezüglichen diplomatischen Berichte durch Parlamentsbeschluß zum Abdruck bringen zu lassen. Palmerston aber, dessen böses Gewissen dies um jeden Preis zu verhindern trachtete, versäumte keine Sitzung bis zum Schluß und hintertrieb stets die Veröffentlichung, bis es Dunlop einmal im Morgengrauen, bei zeitweiliger Abwesenheit Palmerston's gelang, seinen Antrag durchzusetzen. Dost Mahommed aber, das Opfer jener Fälschung, ist in Afghanistan ein hochberühmter Name; und damit erklären sich die Buchstaben auf Abdur Rahman's Siegel.

Wie die Palmerston'sche Fälschung, so ist auch der geheime Vertrag vergessen, über den Rußland 1878 mit dem Emir Schir Ali verhandelte. Russische Truppen sollten in Afghanistan eingelegt, russische Bevollmächtigte in verschiedenen Städten eingesetzt, Landstraßen nach Indien hin gebaut werden, um schließlich gegen England Krieg in Indien zu führen. So lautete der Vertrag wörtlich.

Kein englisches Blatt hat meines Wissens seit Jahren, oder auch nur bei der jetzigen Gelegenheit, dieses Vertrages erwähnt, der die Politik der Petersburger Regierung ganz enthüllte, und der in einem Blaubuche zu finden ist. Ein einflußreiches, großes Provinzial-Blatt fragt sogar soeben, ob Schir Ali noch lebe?! . . . Er starb, nach seinem Sturze, der 1878 auf die Enthüllung des Vertrages folgte, kurze Zeit nachher in Balkh, wohin er sich zu den Russen geflüchtet hatte.

Hier sei bemerkt, daß es ein beliebtes Ziel der Petersburger Diplomatie ist, durch bedrohliche Ausstreuungen einen Nachbarn zuerst in Unruhe zu versetzen, dann die betreffende Angabe amtlich oder halb-amtlich zu widerlegen, nach einiger Zeit aber neue Drohungen ergehen zu lassen, sie dann abermals als grundlose Gerüchte zu bezeichnen, und dies Spiel so lange fortzusetzen, bis der Nachbar, auf den es abgesehen ist, das ganze Geschrei für unbedeutend hält und in Sicherheit gewiegt ist. Dann ist der Augenblick gekommen, um einen Sprung zu thun und das Opfer zu fällen. Es ist ein Katzen- und Maus-Spiel, an dem man sich in Petersburg besonders ergötzt.

Abdur Rahman hatte während der elf Jahre seiner Flüchtlingschaft auf russischem Gebiet volle Gelegenheit, die Pläne kennen zu lernen, von denen die dortigen Feldlager erfüllt sind. Daß es weder seinem jüngeren Sohne Nasr-Ullah, noch seinem Staatssecretär Sultan Muhammed Khan gelang, von der englischen Regierung die Erlaubniß zur Einsetzung einer regelrechten Gesandschaft in London zu erlangen, um dadurch vor aller Welt den Beweis der wirklichen Unabhängigkeit Afghanistans zu liefern, hat ihn mit tiefer Mißstimmung erfüllt. Er fürchtete, diese Weigerung deute auf eine Absicht, die Unabhängigkeit seines Landes in Frage zu stellen. Darüber sprach sich auch Muhammed Khan in London in Freundeskreisen ungehalten aus.

In Kabul ist die englische Regierung ihrerseits nicht durch eine förmliche Gesandtschaft vertreten. Der stolze Sinn der Afghanen duldet eine solche nicht, so lange ihrem Lande nicht eine gleiche Vertretung in London gewährt wird. Nur ein sog. „Agent" — nicht ein „Resident" — der indischen Regierung befindet sich in Kabul, der seine gelegentlichen Berichte nach Kalkutta oder Simla zu schicken hat. Es ist auch kein Engländer von Geburt, sondern ein im indischen Heeresdienst stehender Offizier, Oberst-Leutnant Hafis Muhammed Naras Khan. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen glaubt wohl mancher Kenner der dortigen Zustände, man hätte besser daran gethan, einen regelmäßigen diplomatischen Verkehr zwischen Kabul und London einzuleiten.

Ganz unnöthig wurde durch die indische Regierung Verstimmung erzeugt, indem sie Einspruch gegen das von dem Emir erlassene Pferde- und Salz-Ausfuhr-Verbot erhob. Das Verbot geschah, weil der Emir, durch Rußlands Vorwärts-Bewegungen beunruhigt, für einen möglichen Kriegsfall gerüstet sein wollte. Darüber liegen mir Mittheilungen von berufenster Seite vor. Es giebt wahrlich in Afghanistan Ursachen genug, die eine böse Verwickelung herbeiführen könnten: Stammes- und Häuptlings-Fehden unter der vielsprachigen Bevölkerung, Thron-Prätendentenschaften u. dgl. m., als daß man noch Oel in das glimmende Feuer zu gießen brauchte.

Ein englischer Staatsmann sagte einst: „Wir sind in Indien in die Größen hineingestolpert". England könnte eines Tages auch wieder herausstolpern. Für den Augenblick lassen sich die Dinge wohl so weit beruhigend an. Wer aber das russische Verfahren kennt, der wird dem Landfrieden nicht übermäßig trauen.

„Die russische Politik," so schrieb der jüngst verstorbene Emir, „ist langsam, aber stetig, fest und unabänderlich. Da liegen die Sachen nicht so, wie in anderen Ländern, wo jede an die Macht gelangende Partei das Werk der vorhergegangenen wieder zu nichte machen kann. Die Art der Vorwärts-Bewegung der russischen Politik gleicht der Gewohnheit des Elephanten, der einen Fleck Erde vollkommen prüft, ehe er seinen Fuß auf ihn setzt. Hat er aber einmal sein volles Gewicht da geltend gemacht, so geht der Elephant nimmermehr zurück, und keinen anderen Schritt thut er in der Eile, bis er sein ganzes Gewicht auf seinen ersten Fuß gedrückt und Alles, was unter ihm liegt, zerschmettert hat. Rußland hat sich während der letzten sechzig Jahre langsam, aber fest, nach Indien hin bewegt. Es hat keinen Platz besetzt, ohne des Erfolges sich vorher versichert zu haben. Wenn es einen Platz eingenommen hat, so macht es mit großem Geräusch Ankündigungen über die Erhaltung des Friedens; es unterzeichnet neue Verträge und allerhand Abkommen, schwört Eide und thut alle möglichen Gelübde, daß es nimmermehr weiter voran zu gehen beabsichtigt. Diese Schwüre halten so lange vor, aber auch nicht länger, bis die Zeit gekommen ist, wo das neu eroberte Gebiet so gut befestigt ist, daß Verstärkungen nachgeschickt werden können und der russische Einfluß sich über das errungene Gebiet verbreitet hat. Dann nimmt Rußland ein weiteres, in der Nähe befindliches Stück Land ein, ohne indessen sehr weit zu gehen, oder je einen Rückzug anzutreten. Ist dies Gebiet seinerseits gehörig aufgesaugt, so schreitet Rußland abermals fürbaß; denn was liegt an Verträgen!"

„Ich gehe nicht so weit," fährt Abdur Rahman in seiner

Digitized by Google

ätzend launigen Weise fort, „zu behaupten, daß Rußland Eide und Verträge bricht, ohne eine Erklärung oder Entschuldigung vorzubringen. Allein man sagt ja, ‚Verträge werden gemacht, um gebrochen zu werden‘.“

Wie Disraeli einst meinte: „Rußland möge nur durch die ganze unabhängige Tatarei vorrücken, es sei ja Raum genug für Rußland und England in Asien“, so gab auch Lord Salisbury vor Jahren Denen, die gegen dies stetige Vorrücken warnten, den hochweisen Rath: „sie möchten sich doch möglichst große Landkarten kaufen, um zu sehen, wie weit die Russen noch von Indien entfernt sind.“ In jener Unterredung mit Disraeli, die er gesucht hatte, da er vernahm, daß ich gerade bei einem gemeinschaftlichen Freunde im Unterhause zu Tisch war, bezeichnete ich ihm Indien als das Ziel der russischen Politik. Da rückte er ein wenig unruhig auf seinem Stuhle hin und her. Heute würde er wohl anders denken, als dazumal. Was Lord Salisbury betrifft, so ist die Karte, auf der man die große Entfernung Rußlands von Afghanisten und Indien sehen konnte, seitdem sehr zusammengeschrumpft. Hat doch Abdur Rahman an seinem eigenen Gebiete zu Gunsten Rußlands Haare lassen müssen!

Ein Brief seines mir befreundeten „Mir Munschi“ (Haupt-Staatsministers) vom 23. October 1899 liegt mir vor. Es ist die Abschrift eines an einen englischen Staatsmann gerichteten, mir mitgetheilten Schreibens, worin die damals von russischen Sendlingen ausgestreute, erlogene Angabe über einen angeblich bei Abdur Rahman ausgebrochenen Irrsinn auf Grund eines eigenhändigen Briefes des Emirs widerlegt wurde. „Der Zweck dieser falschen Ausstreuungen,“ schrieb der in London befindliche Staatsminister, „ist der, die englischen Behörden in Unruhe zu versetzen in einem Augenblicke, wo sie sich in Schwierigkeiten mit Transvaal befinden. Rußland that dasselbe, als es 1885 Pendsch-deh angriff, während die Engländer mit einem Nil-Feldzuge beschäftigt waren. Ebenso griff Rußland Murghabi (eine afghanische Stadt) im Jahre 1893 an, als die Botschaft Sir Mortimer Durand's auf dem Wege nach Kabul war. Viele ähnliche Fälle sind zu bekannt, als daß ich sie anzuführen brauchte. Da es nach dem Sprüchwort keinen Rauch ohne Feuer giebt, so erinnere man sich wohl, daß derlei Gerüchte als Warnung dienen könnten. Bei der ersten sich darbietenden tauglichen Gelegenheit dürfte man sich auf einen starken Angriff gegen Great oder einen anderen Punkt gefaßt machen, wo britische Interessen mit im Spiele sind — sei es, daß der Tod des Emirs die Gelegenheit bilder, oder daß England in eine schwere Verwickelung geräth.“ Der Brief schließt mit den Worten: „Die Interessen Afghanistans und Großbritanniens sind dieselben.“

Neudeutsche Kriegsfurcht.

Ein kleines Volk von insgesammt 300 000 Seelen erhebt sich gegen ein Weltreich, dessen Menscheninhalt tausend oder zweitausend Mal so stark ist, das mit der größten Seemacht die größte Finanzkraft der Erde verbindet, dessen Soldaten Jahr um Jahr in Asien und Afrika den Sieg an ihre Fahnen gefesselt haben. Der Krieg brach aus, weil England sich in die inneren Angelegenheiten des Transvaal-Landes mischen und der Regierung von Prätoria Vorschriften über die geplante Wahlreform machen wollte. Man kämpft jetzt im dritten Jahre, und mit täglich steigender Erbitterung; ungezählte Menschenleben, ungezähltes Menschenglück, Milliarden von Werthen sind vernichtet worden, und das allein deßhalb, weil der Zwerg Transvaal sich nicht von einem Fremden, einem Kolosse freilich, in Dinge hineinreden lassen mochte, die nach seiner Meinung nur ihn allein angingen. Wobei wohl zu bemerken ist, daß England fraglos gewisse Suzeränitätsrechte über Transvaal besaß.

Wie Transvaal haben seit Anbeginn der Geschichte alle Staaten gehandelt, die nicht bereits im Kerne verfault waren. Ehe sich ein nicht ganz ehrloses Volk von Fremden bevormunden und Befehle ertheilen ließ, gab es verzweifelt das Letzte auf der Wahlstatt hin. „Lieber todt, als Sclav!“ hallt das alte Friesenwort . . .

Der bekannte Geschichtsforscher Albrecht Wirth — er ist wirklich bekannt, oder er verdiente es doch wenigstens, bekannt zu sein — schreibt in seinem Druckheft „Die Entwickelung Rußlands“ mit Bezug auf die Zolltarif-Frage:

„Die großen russischen Landeigenthümer, an ihrer Spitze Fürst Bobrinsky, wünschen eine ruhige Entwickelung des Landes, im Sinne Alexander's III., der sich überhaupt um fremde Verhältnisse nicht kümmern, überhaupt keine auswärtige Politik treiben, sondern sich ausschließlich dem inneren Wohlergehen seines Landes widmen wollte. Doch würden diese Großgrundbesitzer vor einem Krieg mit Deutschland, nicht bloß einem Zollkrieg, nicht zurückschrecken, wenn ihre landwirthschaftliche Ausfuhr nach Deutschland erschwert und sie dadurch ruinirt würden.“

Das ist eine Drohung, rund und nett. Herr Albrecht Wirth scheint sie auch als solche aufzufassen, ohne indeß ihren schmachvollen, unser nationales Ehrgefühl tödtlich beleidigenden Sinn recht zu verstehen. Wenn Deutschland Frankreich mit Krieg bedrohte, falls es nicht sofort zu Gunsten der Hochheimer und Freiburger Schaumwein-Industrie seine Champagnerfabrikation einstellte, oder wenn wir uns herausnähmen, den Engländern mit dem Säbel in der Hand Vorschriften über ihre Zolltarifirung zu machen, so durchdröhnte ein Wuthschrei der Entrüstung beide Länder, und der Kampf auf Leben und Tod wäre unvermeidlich.

Unsere deutsche Wissenschaft aber verzeichnet kühl und gleichmüthig die russische Kühnheit, die uns zwingen will, den deutschen Bauernstand zu Grunde gehen zu lassen, damit Moskowiens Großgrundbesitzer ihre gewohnte Rente weiter an uns verdienen können. Und die deutsche Handelsvertrags-Presse ist gar still, giebt keinen Laut, oder benutzt gar die russische Drohung als ein neues, wirksames Argument gegen jede Erhöhung der Getreidezölle.

Deutschland darf sich an Stärke der Waffen mit Rußland messen, Deutschland ist reicher und mit erschlossenen Hülfsquellen gesegneter, Deutschland steht in keinem wie immer gearteten Abhängigkeitsverhältniß zu Rußland. Trotzdem herrscht in weiten Berliner Kreisen die Neigung, sich von Transvaal gründlich und ausgiebig beschämen zu lassen.

Ein reizender Depeschir-Irrthum des Wolff'schen Telegraphen-Bureaus kennzeichnete in vergangener Woche unseren Freihandel nach dieser Richtung hin sehr wirksam. Man las in den Abendblättern, Herr v. Körber habe im Wiener Reichsrathe wie folgt geredet: „Der Friede des Welttheils, durch feste Bündnisse und wohlausgerüstete Heere gewährleistet, findet seine natürliche Begrenzung in dem wirthschaftlichen Gleichgewicht der Staaten.“ Das wäre eine unerhörte Drohung, und eine unverzeihlich thörichte dazu gewesen. „Macht Ihr Deutschen nicht Zolltarife, wie ich sie wünsche, dann kündige ich Euch das Bündniß.“ Aber die Mehrzahl unserer Freihandelsblätter schmunzelte und fand kein Wort des Tadels für eine derartige Herausforderung. Sie war zweifellos recht enttäuscht, als das W. T. B. sich wenige Stunden später verbessern mußte: Herr v. Körber hatte von natürlicher Ergänzung, nicht aber von Begrenzung gesprochen.

Caliban.

Digitized by Google

Ursachen der Eiszeit.

Von Dr. Otto Lang (Hannover).

Zu den modernen geologischen Theorien, deren Ausbildung noch in lebhaftem Flusse ist und um die ein hitziger Streit der Gelehrten tobt, gehört die von der „Eiszeit". Der Kampf wird nicht nur andauernd genährt durch die Auffindung neuer Thatsachen, sondern auch sehr oft angefacht durch kühne Hypothesen zu deren Erklärung, von denen Manche gleich an dem ganzen Lehrgebäude von den kosmischen Verhältnissen unseres Erdkörpers rütteln, so daß sich dessen Erschütterungen auch in andere wissenschaftliche Gebiete fortsetzen. Es war eben von Anfang an eine schwierige Aufgabe, zu erklären, wie es komme, daß in vielen Gegenden in, geologisch gesprochen, von unseren Tagen unweit zurückliegenden Zeiten ein wesentlich kühleres Klima geherrscht hat, während doch übrigens alle bekannten Thatsachen überzeugend beweisen, daß es bei uns früher wärmer gewesen ist als jetzt und zwar um so heißer, je ältere Perioden in Betracht kommen.

Die zunächst beobachteten Verhältnisse, die zur Annahme einer nach Ablagerung der „pliocänen" Schichten des Tertiärs für den Norden Europas eingetretenen Kälteperiode waren bekanntlich die damalige vergrößerte, über das Gebirge hinausgetretene Vergletscherung der Alpen einerseits und die Existenz von Gletscherschliffen in Skandinavien und Schottland andererseits, sowie insbesondere noch die Verbreitung von erratischen Blöcken und Moränenschutt in der ganzen norddeutsch-baltischen Tiefebene. Indem sich zunächst (in den 30er Jahren) die Schweizer Geologen dem Studium der ihren Augen gebotenen Erscheinungen hingaben, entstanden schon damals zwei einander von Grund aus entgegengesetzte Erklärungsweisen insofern, als einerseits die von Venetz und Charpentier begründete Schule das Phänomen als ein local beschränktes auffaßte, andererseits Agazziz, Schimper u. A. die ganze Erdoberfläche davon ergreifen ließen. Auch die später erkannte, ungeahnt weite Verbreitung glacialer Wirkungen und Ablagerungen, so insbesondere durch das ganze nordöstliche Amerika und in Ländern der südlichen Halbkugel, hat diesen großen Zwiespalt zwischen universellen und regionalen Glacialtheorien nicht zu verwischen vermocht.

Die Fürsprecher regionaler Kälteperioden, die zur Erklärung meist nur Veränderungen in der Vertheilung von Wasser und Land, in der Bahn von Meeresströmungen, in dem Feuchtigkeitsgehalte der Luft, und in der Höhenlage fordern (nur ganz vereinzelt werden hin und wieder auch solche in der Lage der Erdachse oder in der Schiefe der Ekliptik beansprucht), weisen darauf hin, daß sich zwischen einst vergletschert gewesenen Landstrichen mehrere solche finden, die von Anzeichen einer ehemaligen Vergletscherung frei sind, nämlich das Harzgebirge, der Ural, die sibirische Ebene, Japan und China, die also der Behauptung einer universellen Eiszeit direct widersprechen, und suchen die weite Verbreitung der Glacialproducte durch Hervorhebung der Möglichkeit leichter erklärlich zu machen, daß die Frostperioden in den verschiedenen Gebieten nicht gleichzeitig zur Vergletscherung führten, ebenso wenig etwa, wie z. B. die als „Kupferzeit" benannte Culturperiode bei einander benachbarten Culturvölkern gleichzeitig begann. Hat sich doch in Grönland, dessen heutige Vergletscherung als typisch gilt, nach historischen Quellen diese erst seit dem Mittelalter ausgebildet.

Von geringer Bedeutung für die Allgemeinheit ist die Differenz in der Meinung darüber, ob der Moränenschutt (einschließlich der großen Findlingsblöcke) in der baltisch-norddeutschen Tiefebene, wie Ch. Lyell will, durch die „Drift" von Eisbergen und Eisfeldern auf einer an Untiefen reichen See verbreitet wurde, oder ob diese Gebilde, wie besonders erfolgreich der Engländer Ramsay und der Schwede Torell es lehrten, ihre Ablagerung dem „Landeise", d. h. den von den Gebirgen aus das ganze Tiefland einschließlich der jetzigen Becken der Nord- und Ostsee bedeckenden Gletschern verdanken.

Das Gleiche gilt von der Unterscheidung mehrerer diluvialer, durch Perioden milderen Klimas von einander vollständig getrennten Eiszeiten, oder deren Zusammenfassung in eine einzige, mit zeitweise wechselnder Intensität aufgetretene Glacialperiode.

Höhere Anforderungen an das Erklärungsvermögen stellt entschieden die Annahme eines nicht nur auf die Diluvialzeit beschränkten Glacialphänomens, sondern dessen wiederholten Eintritts in älteren Erdentwickelungs-Perioden. Da nämlich an vereinzelten Orten auch in paläo- und mesozoischen Ablagerungen polirte Findlingsblöcke, gekritzte Geschiebe, sowie geschrammte Gesteinsflächen gefunden wurden, die als untrügliche Kennzeichen von Eiswirkung aufgefaßt werden, sind hochangesehene Geologen zu der Theorie gelangt, daß jede größere Periode in unserer Erdentwickelung von einer Reihe von Eiszeiten unterbrochen worden sei. Hiermit ist nothwendig die Forderung universell, nicht nur regional wirksamer Ursachen verknüpft, und es wurden die kühnen Erklärungsversuche, deren Betrachtung diese Zeilen vorzugsweise dienen sollen, zu einem dringlichen Bedürfnisse.

Ihm kamen zuerst zwei französische Mathematiker entgegen, Poisson und Adhémar. Jener läßt unser Sonnensystem mit der Erde seine Bahn abwechselnd durch kalte und wärmere Regionen des Weltenraumes nehmen; dieser dagegen begründete seine Meinung auf die, durch die Excentricität der Erdbahn gegebene Ungleichheit ihrer zwischen den Aequinoctien liegenden Jahresabschnitte, und den Umstand, daß daraus eine Ungleichheit der Längen von Sommer und Winter für die nördliche und südliche Halbkugel hervorgehe, je nachdem Aphel und Perihel damit zusammenfalle. So sei gegenwärtig für die südliche Halbkugel das Winteraphel länger, das Sommer-Perihel kürzer. Wegen der Veränderlichkeit der Excentricität der Erdbahn, deren Gestalt sich bald der eines Kreises, bald der einer verlängerten Ellipse nähert, kann bei einem hohen Betrage der Excentricität und der entsprechend gesteigerter Differenz von Peri- und Aphel-Länge für diejenige Erdhälfte, deren Winter in die Sommerferne (Aphel) fällt, die Kälte dermaßen andauern und erstarken, daß sich große Eismassen an den Polen anhäufen und hierdurch den Schwerpunkt der Erde verschieben. Für die beiden polaren Halbkugeln abwechselnd sollen diese für die Vergletscherung vortheilhaftesten Bedingungen und mit ihnen eine „Eiszeit" in Perioden von 10 500 Jahren eintreten. Bei der Abwehr der gegen diese Theorie erhobenen Bedenken hat ihr begeisterter Anhänger James Croll besonders die Abhängigkeit der herrschenden Winde und der Meeresströmungen von der wechselnden Excentricität der Erdbahn betont und darauf hingewiesen, daß die an den Polen angehäuften Eis- und Schneemassen durch Ausstrahlung von Kälte, Absorption von Wärme und Condensation der Feuchtigkeit die Temperatur immer tiefer hinabdrücken müßten. Anderer Art ist der Versuch von Schmick, um die Theorie annehmbarer zu machen. Er legt das Hauptgewicht auf die periodische „Umsetzung der Meere" von einer Halbkugel auf die andere, die durch die ungleichen Summen von Sonnen-Attraction bewirkt werden soll. Da die Wassermassen der einen Halbkugel jährlich um ein Geringes mehr der Sonnen-Attraction ausgesetzt seien, so müsse sich auf dieser Halbkugel bei Summirung der in langen Zeiträumen entstandenen Größen das Wasser anhäufen. Noch weiterer Modificationen des Hauptgedankenbaues hier zu gedenken, wie z. B. durch die von Wallace behauptete Wiederkehr der Eiszeiten nach 10 500 Jahren für beide Polargebiete zugleich, fehlt es an Raum.

Lebhaftem Interesse dürfte die neuerdings von T. C. Chamberlin in Chicago aufgestellte Theorie begegnen, und

Digitized by Google

zwar auch deßhalb, weil in ihrer Consequenz wir Menschen wohl vermöchten, das Klima nach unseren Wünschen selbst herzustellen. Diese Möglichkeit, derentwegen es gestattet erscheint, näher darauf einzugehen, ergiebt sich allerdings schon aus den Lehren des Schweden Svante Arrhenius, auf die Chamberlin seine Hypothese begründet hat. Jener schreibt im Anschluß an die Theorie von Fournier und Pouillet über die vollständige Wärmedurchlässigkeit der atmosphärischen Luft die Absorptionsfähigkeit für die Wärmestrahlen der Sonne einzig den in der Atmosphäre enthaltenen Mengen von Kohlensäure und Wasserdampf zu. Während die leuchtende Sonnenwärme von der Atmosphäre durchgelassen wird, absorbiren die beiden genannten Stoffe fast die ganze dunkle, vom Boden ausgestrahlte Wärme Bei voller Besonnung unter Ausschluß der Atmosphäre würde nach der Angabe des amerikanischen Physikers Langley die Bodentemperatur 200° betragen. Arrhenius hat nun berechnet, daß sich die Mitteltemperatur um 8—9° erhöhen müsse, wenn der Gehalt der Luft an Kohlensäure auf das Doppelte oder Dreifache des heutigen Betrages steigen würde, welche Zunahme noch keinen schädlichen Einfluß auf die Lebewesen äußern könne, dagegen um 4—5° erniedrigt werde, falls die Kohlensäuremenge auf 55—62% des normalen Gehaltes (4—6 Zehntausendel) sänke. Diese Mitteltemperatur würde also etwa derjenigen der diluvialen Eiszeit, jene dagegen der des vorausgegangenen Pliocän entsprechen. Chamberlin forschte nun den Ursachen nach, die im Laufe der geologischen Perioden ähnliche Aenderungen in der Zusammensetzung der Atmosphäre hervorrufen konnten. Er unterscheidet ständige und zeitweilige Quellen der Anreicherung und des Verlustes. Als Hauptquelle ständiger Mehrung der Kohlensäure stellt er die andauernde Ausströmung dieses Gases aus den Spalten der Erdkruste hin, die noch viel ergiebiger in den Zeiten lebhafter Gebirgsbildungen und geologischer Umwälzungen gewesen sein müsse. Von ständig die Kohlensäuremenge mindernden unterscheidet er zweierlei Factoren, nämlich einerseits die Umwandlung von der Luft ausgesetzten Silicaten der Gesteine zu Carbonaten, welche Umsetzung besonders schnell während der Perioden erfolgt, in denen das Meer zurückweicht, und andererseits die Bildung von Kohlenflötzen, die zur Carbonperiode besonders lebhaft war. Von den ständigen Quellen der Mehrung oder Minderung des Kohlensäuregehaltes, die an sich sehr langsam arbeiten, ist anzunehmen, daß sich ihre Wirkungen im Allgemeinen ausgleichen. Die Wirkung zeitweiliger Quellen soll dagegen viel schneller zur Geltung kommen und überhaupt bedeutender sein; für den Verlust an atmosphärischer Kohlensäure kommen da in Betracht: 1. ihre Verbindung mit Carbonaten, um diese als Bicarbonate wasserlöslich zu machen; 2. ihre Auflösung in Meerwasser; 3. ihr Verbrauch zur Bildung organischer Substanz. Der ersterwähnte Factor gilt als der bedeutendste und wirkt sehr kräftig während der Hebung von Continenten, in Folge deren sich die den Witterungsunbilden ausgesetzte Felsoberfläche vergrößert, das Rieseln des Wassers an den Gehängen zunimmt und hierdurch die Auflösung von Carbonaten begünstigt wird. Vermehrt wird dagegen die atmosphärische Kohlensäuremenge zeitweilig hauptsächlich durch die Entwickelung der Hälfte von der zu im Meerwasser gelösten Bicarbonaten gebundenen Kohlensäure in Folge 1. der Lebensthätigkeit von Organismen; 2. der Austrocknung und 3. der Temperaturerhöhung, ferner aber auch durch die Entwickelung dieses Gases bei der Zersetzung organischer Substanzen.

Diese verschiedenen Quellen für die Veränderungen der Kohlensäuremengen stehen in Beziehung einestheils zu den Erscheinungen der Hebung und Ausdehnung der Continente, anderentheils zu denen der Landminderung und Meeresausdehnung. Während einer Periode der Ausdehnung und Erhebung des Landes befinden sich die zu Carbonaten umgewandelten Silicate in der Zunahme und werden die zu Bicarbonaten gelösten Kalksteine und Dolomite dem Meere zugeführt; beide Vorgänge zielen auf eine Minderung der Menge von atmosphärischer Kohlensäure hin. Zugleich findet sich die Zone seichten Meeres, die hauptsächlich die Organismen mit Kalkschalen birgt, verringert und ebenso die Quantität der von den Organismen auf Kosten der gelösten Bicarbonate in Freiheit gesetzten Kohlensäure gemindert. Diese Verkleinerung der atmosphärischen Kohlensäuremenge ruft, nach den oben genannten Voraussetzungen, eine Erniedrigung der Temperatur hervor, die ihrerseits die Auflösung einer neuen Menge des Gases durch das Oceanwasser und hierdurch eine weitere Minderung der atmospärischen Kohlensäure gestattet.

Im Gegensatz dazu werden in den Perioden der Meeresausdehnungen (Transgressionen) die Organismen mit Kalkskelett, die in den Randmeeren sehr zahlreich sind, viel Kohlensäure entwickeln und eine Steigerung der Temperatur sicher stellen, wodurch die Verdunstung der gelösten Gase und die Zersetzung der Bicarbonate erleichtert werden und die Carbonatbildung auf den Landoberflächen auf's Aeußerste eingeschränkt sein würde. In diesen Perioden verschaffte der Ueberfluß an Kohlensäure der ganzen Erdoberfläche ein mildes, feuchtes, einförmiges Klima, während die Perioden der Meereseinschränkungen die Extreme von Feuchtigkeit und Trockenheit, von Wärme und Kälte nebeneinander aufweisen.

So wären für die diluviale Eiszeit folgende Umstände maßgebend gewesen. Gegen Ende der Pliocänperiode hätten die Continente an Ausdehnung und Höhe zugenommen, so daß der Kohlensäuregehalt der Atmosphäre bis auf 0,03% gesunken und hierdurch eine intensive Vereifung hervorgerufen worden sei. Secundäre Ursachen hätten das Ihrige beigetragen, sie noch zu verstärken. Die gefrorene oder schneebedeckte Oberfläche war im Wachsthum, aber da sie dabei der Einwirkung der Atmosphäre entzogen wurde, wird sie nicht ferner Kohlensäure haben absorbiren können, welche nun ihrerseits an Menge wieder zunahm und ein neues Steigen der Temperatur, sowie den Rückzug der Gletscher hervorrief. Dieser Rückzug kam bald zum Stehen, indem die Carbonatbildung an Wirkung zunahm. Sie war sogar sehr kräftig, weil sie sich an den Materialien der „Drift" bethätigte, die von den Gletschern verbreitet worden waren und der Luftberührung eine große Oberfläche boten. Alsdann entstand eine neue Vergletscherung, der ein zweiter Rückzug des Eises folgte. So konnte das Spiel abwechselnder Gletscher-Vorstöße und -Rückzüge noch lange andauern. Die Vereisungen erstrecken sich dabei immer weniger weit, denn die Oceane reichern sich andauernd mit Bicarbonaten an, der Druck der Kohlensäure mindert sich mehr und mehr, und die Zersetzung der Bicarbonate findet sehr lebhaft statt. Alles dies wirkt zusammen, um die Atmosphäre zu regeneriren und die Temperatur zu steigern. So verschwindet nach einer Reihenfolge abwechselnder Perioden des Wachsthums und des Rückganges der Vergletscherungen die Vereisung schließlich ganz.

Dem nachdenklichen Leser wird nicht entgangen sein, daß, wenn der Kohlensäurereichthum der Atmosphäre in so hohem Betrage das Klima mildert, die menschliche Cultur als ein viel wichtigerer Factor unserer Witterung gelten muß, als wie z. B. die Sonnenflecken. Das oft gehörte Wort: Wir haben keine rechten Winter mehr, könnte da in unerwarteter Weise Rechtfertigung finden. Das Klima muß nämlich demnach bei uns allmälig immer milder geworden sein, seitdem die Menschen das Holz, statt es zu Torf oder Humus werden zu lassen, durch Verbrennung in flüchtige Kohlensäure umsetzten, und noch gewaltiger war der Eingriff, als die in vielen früheren geologischen Perioden aufgestapelten Schätze an Kohlenstoff und Kohlewasserstoffen dem Verbrauche zugeführt wurden. Mit der ungeheuren Masse von Brenn- und Leuchtmaterial, die wir jetzt der verschiedentlichsten Zwecke

Digitized by Google

wegen jährlich zu Kohlensäure verbrennen, heizen wir also mittelbar auch unser Klima und dieses muß allmälig immer wärmer werden, so lange unser Kohlenvorrath reicht, worauf allerdings ein um so grimmigerer Kälterückschlag eintreten würde.

Schließlich sei noch eine weitere Hypothese zur Erklärung der Eiszeit vorgeführt, die ebenfalls aus Amerika stammt und im Vertrauen auf eine große Wärmeabsorptionskraft der Atmosphäre erfreuliche Ausblicke auf milde Klimata, sowie ein heiteres Ende der Welt eröffnet. Auch sie faßt das Phänomen als ein universelles, jedoch als kein periodisch wiederkehrendes auf. Nach ihrem Urheber, Marsden Manson, ist es nämlich ein nothwendiges Stadium im Erstarrungsvorgange unserer Erde. Der feurigglühende Erdkörper war aller Wahrscheinlichkeit zu Folge von einer ganz dichten Gasatmosphäre umgeben, die aus Wasserdampf und anderen, bei dieser Temperatur flüchtigen Substanzen bestand. Diese Atmosphäre zu durchdringen vermochten die Sonnenstrahlen noch nicht. Für die Oberfläche der Erde kam damals also nur deren eigene Wärme (als Wärmequelle) in Betracht, während jene jetzt fast ausschließlich von der Sonne aus erwärmt wird. Nach diesen zwei ganz verschiedenen Erwärmungsverhältnissen unterscheidet Manson „solare" und „terrestrische" Klimata, welche Letztere besser als tellurische zu bezeichnen wären. Sie herrschten in zwei getrennten Zeiten, als deren Uebergangs- und Verbindungsperiode die Eiszeit aufzufassen ist. Für die Zeit, als die eigene Erdwärme allein die Oberfläche temperirte, galt die Regel, daß Klimawechsel unabhängig waren von der geographischen Breite, die Wärme also nur mit der Höhe (über der Geoid-Oberfläche) sinken könne; die isothermen Flächen der Atmosphäre liefen genau parallel zur Erdoberfläche. Deshalb war es auch nicht unmöglich, daß in hohen Berggegenden, und in ungefähr der Isotherme von 0 Grad entsprechenden Höhenlagen Gletscher entstanden. Diese Isotherme befand sich noch innerhalb der Wirkungszone der Erdwärme, da die Sonne unfähig war, eine ähnliche Temperatur innerhalb eines verdünnten Mediums zu erhalten, und über ihr lagen noch niedrigeren Temperaturen entsprechende Isothermen, deren äußerste sich unter dem ausschließlichen Einflusse der Sonne befanden, was das Vorhandensein einer neutralen Zone fordert, die zugleich der Einwirkung sowohl der Erd- als auch der Sonnenwärme entzogen war. Während dieser ganzen Zeit waren also die Klimata an der Oberfläche der Erde einförmig, und da bei andauernder Abkühlung die Isothermen sich nach einander senkten, gelangte die Oberfläche allmälig in kühlere Klimata. Die paläozoische Aera entspricht der Periode der überheißen Klimata, die mesozoische derjenigen der tropischen, während mit der neozoischen Aera die gemäßigt warmen Klimata beginnen, deren Mitteltemperatur bis zu Ende des Pliocän abnimmt. Bis zu dieser Zeit herrschte über die ganze Erdoberfläche hin ziemlich einheitliche Entwicklung der Fauna und Flora, und die Variationen in Letzterer können einfach Höhendifferenzen zugeschrieben werden. Zu Ende der Pliocänzeit senkte sich die Isotherme von 0 Grad auf die Erdoberfläche und, da sie allein noch von der innern Erdwärme abhing, wurden alle Punkte der Oberfläche von ihr zu gleicher Zeit getroffen. Damit war eine allgemeine Vereisung der Erdoberfläche gegeben. Von diesem Augenblicke an senkten sich die ausschließlich von der Sonne beherrschten Isothermen auf die Erde und, da sie sphärische Gestalt besaßen, berührten sie zunächst die tropischen Gegenden. Diese Isothermen haben eine höhere Temperatur als 0 Grad, weil die Wärmestrahlen der Sonne in der Atmosphäre gefangen und absorbirt werden; ihre Wirkung wird sich also in einer Temperaturerhöhung in der Tropenzone und in dem Verschwinden der sie bedeckenden Gletscher (sowie in einer Vertreibung der Isotherme von 0 Grad aus der Erdrinde selbst) äußern. Mit der Andauer der Erwärmung durch die Sonne weicht die Vergletscherung mehr und mehr gegen die Pole zurück. In dieser Periode des allgemeinen Gletscher-Rückzugs befindet sich noch jetzt die Erde.

Von Nebenpunkten kommt dabei, nach Manson, zuerst in Betracht, daß die Oceane in Folge der großen specifischen Wärme des Wassers den in ihrer Masse aufgespeicherten Wärmevorrath länger aufbewahrten und auf dem Gefrierpunkte erst spät nach den Continenten anlangten. Als die Meere bis nahe an die Maximaldichte des Wassers abgekühlt waren, welchem Zeitpunkte die allgemeine Verbreitung der kalten marinen Fauna entsprechen wird hörte die Verdunstung auf. Die Ernährung der Gletscher wurde hiermit ungenügend, was deren Rückzug beschleunigte. Da auch der Boden der Oceane später als die Continente das Temperaturminimum erwarb, so wurden die von der Contraction bedingten Faltungen und Brüche der Erdkruste ebenfalls verzögert. Die große specifische Wärme des Wassers soll ferner die Beschränkung der gebirgsbildenden Phänomene auf die Oceangebiete, die niedrigere Temperatur längs der Flanken der ungeheuren Wassermasse des großen Oceans und den langsameren Rückzug der antarktischen Gletscher erklären. Die durch die Eisbildung von einem großen Theile ihrer Dünste befreite Atmosphäre hält mit ihrer Absorptionskraft einen allmälig wachsenden Betrag der Sonnenwärme zurück, welche nach und nach die Atmosphäre und die Oberflächenschichten der Erdrinde wieder erwärmt. Hieraus resultirt eine fortschreitende Steigerung der Temperatur. Die mit milderem Klima ausgestatteten, sogenannten „Interglacialperioden" betrachtet Manson als regioual beschränkte Erscheinungen, hervorgerufen durch bei Gebirgsbildnngen freigewordene Wärme oder sonstige Factoren von localem Einfluße; so z. B. findet er die Ursache dafür, daß ein großer Theil Nordamerikas keine Spuren ehemaliger Vergletscherung aufweist, darin, daß an den Lavaströmen Columbiens erwärmte Winde diese Gegenden bestrichen haben.

Seit der Eiszeit herrschen nun bei uns „solare" Klimata, die gegenüber den „terrestrischen" gekennzeichnet sind durch ihre Abhängigkeit von den geographischen Breiten und von den Jahreszeiten; da hierbei die Atmosphäre immer einen Theil der Sonnenwärme aufspeichert, gehen wir milderen Climaten entgegen, die denen des Mars gleichen, welcher an seinen Polen keine Eiskappen mehr hat, sondern nur noch solche von Schnee, die jeden Sommer verschwinden. Der gegenüber unsrer Erde viel kleinere Mars hat sich eben auch entsprechend schneller abgekühlt und seine Eiszeit längst absolvirt; da er ebenfalls eine absorbirende Atmosphäre besitzt, genießt er schon seit langer Zeit solare Klimata. Dagegen scheint sich der massigere Jupiter, der sich demgemäß langsamer abkühlt, noch unter der Herrschaft heißer Klimata zu befinden, wie das seine dicke Dunsthülle andeutet. — Also auch nach dieser Hypothese hat die Menschheit keinen Untergang durch grimmigen Frost in Schnee und Eis zu fürchten, den ihr die Physiker wegen des andauernden Wärmeverlustes des Erdkörpers in Aussicht stellen.

Literatur und Kunst.

Ludwig Jacobowski.

Von Kurt Holm (Friedenau).

(Schluß.)

Auch sein „Soldat — Scenen aus der Großstadt" muß als ein kleines sociales Epos gefaßt werden. Der arme Kerl von Rekrut, der wegen eines socialdemokratischen Flugblattes

Digitized by Google

das ihm seine Liebste aus Scherz schickt, zu fünf Jahren Festung verurtheilt und dadurch zum Selbstmord getrieben wird. Die einzelnen Theile stehen nicht alle auf gleicher Höhe, jedoch hat sich Jacobowski wenigstens ebenso von unkünstlerischer Sentimentalität wie von bloßer Tendenzdichtung freizuhalten gewußt, wozu sein Stoff reichlich verführte. Im Gegentheil entwickelt er darin einen behäbigen Humor, den man sonst nur selten bei ihm trifft. Künstlerisch höher steht entschieden seine große Legende: „Die vier Räuber", die man zu den schönsten Mariensagen rechnen muß, die existiren. In seltener Weise, in fast niederländischer Manier sind die vier Gestalten des Musketiers, des Spielmanns, des Reiters und des jungen Landstreichers gezeichnet, ebenso die des frischen Bauernkindes, als das sich Maria zu ihrem Bekehrungswerke verkleidet. Der landschaftliche Hintergrund erhöht den Stimmungsreiz und bildet einen glücklichen Gegensatz zu der frommen Abgeschiedenheit des Klosters. Tiefes religiöses Gefühl und ein kraftvolles Leben erfüllt diese Dichtung, zu der Carl Gleitz eine treffliche Musik geschrieben hat.

Und nun zum Schluß zu einer Saite seiner Lyrik, die auch schon in seinen Jugendgedichten durchklang und sich im Laufe der Jahre immer reiner krystallisirte, der philosophischen. Er hat sie in den beiden Abschnitten: „Vom lichten Leben" und „Vom dunklen Leben" zusammengefaßt. Von welcher köstlichen Tiefe ist sein „Trost": „Seele, sag, was ringst Du so in Pein? Bin von Erde, möchte vom Himmel sein. Seele, Du erringst nur Nacht und Tod! Ueber Nächte glüht ein Morgenroth." Die ganze Empfindung seiner Seele, die aus tausend Lebenswunden blutet, sein herber Pessimismus, der trotz aller Lebenslust ihn immer wieder niederzwingt, offenbart sich in den wenigen Zeilen seiner „Indischen Weisheit":

Es ist ja Nichts! Geh an der Welt vorüber!
— — — — — — — — — — — — —
Dies fremde Wort, es macht mein Herz nicht frei.
Wie gerne ging' ich an der Welt vorüber,
Doch, ach, die Welt geht nicht an mir vorbei.
Denn steh' ich auch gleich Kindern im Verstecke,
Dem Tanz der Tage angstvoll abgewandt,
Sie reißen mich gewaltsam aus der Ecke,
Und jeder drückt mir Schmerzen in die Hand.

Und doch, wunderbar, mit diesem Pessimismus, der sich durch seine ganze Lyrik hindurch verfolgen läßt, geht bei ihm Hand in Hand eine lebensbejahende Schönheitsfreude. Seine Sehnsucht nach harmonischer Ausbildung seiner Kräfte unterbindet seine düstere Weltanschauung und bringt jenen elegischen, in seiner tiefen Ruhe so unendlich schwermüthigen Zug, jene köstliche stille Schlichtheit in einzelne seiner Schöpfungen. Er ringt sichtlich danach, eins mit sich selber zu werden. Man fühlt, wie er sich seinem Pessimismus zu entreißen sucht, wie eine neue Weltanschauung sich immer mehr seiner bemächtigt, wie Alles bei ihm nach einem befreienden Grundton drängt. Indem er den Zusammenhang aller Dinge erkennt, weitet sich sein Blick mehr und mehr und führt ihn nothgedrungen zu einer monistischen Weltanschauung.

Will man Jacobowski als literarische Persönlichkeit werthen, so muß man ihn rein als Lyriker begreifen. Es liegt darin eine gewisse Beschränkung seines Talents, die der einsichtige Kritiker nicht verkennen kann. Jacobowski's Größe beruht nur in der Lyrik, seine Romane und Novellen fesseln weniger durch verschlungene Composition, als durch den lyrischen Zauber ihrer Sprache, das Gleiche gilt von seiner Dramatik. Einstimmig rühmte man an seinem „Dyab der Narr" die lyrischen Partien, und das kurz vor seinem Hinscheiden vollendete Schauspiel: „Glück"*) nennt er selbst einen „Act in Versen". Es ist ein kleines Stimmungsdrama ohne eigentliche Handlung. Oft wird der Gang des Stückes nur durch lose aneinander gereihte Gedichte weiter fortgeführt, darunter lyrische Perlen, die der Dichter in der Erkenntniß ihres selbstständigen Werthes zum Theil bereits einzeln vorher veröffentlichte.

Bei seiner Dramatik ist noch ein Werk zu erwähnen, das besser ungeschrieben geblieben wäre, ein kleiner socialer Einakter „Arbeit"*), der das von Axel Delmar zur Jahrhundertwende zusammengestellte Festspiel: „Das deutsche Jahrhundert" beschloß. Von den fünf Stücken ist Jacobowski's Arbeit eines der schwächsten. Es ist die einzige Schöpfung von ihm, welche einen unkünstlerischen Eindruck hinterläßt, sie wirkt unecht und unwahr. Es ist ein Gelegenheitsstück im schlimmsten Sinne des Worts, eines wahren Dichters unwürdig. Alles in dieser Handlung, wie Jacobowski das Stück nennt, ist erzwungen und construirt, mit einem Wort: Mache.

Mit Recht warf ihm die „Gegenwart" in ihrer Kritik „Mangel an socialer Erkenntniß" und „veilchenblaue Naivität" vor. Er hatte sich die Lösung der socialen Frage etwas zu leicht gemacht und zeigt eine zwar vorübergehende, aber doch unangenehm berührende Bereitschaft, dem Geschmack der Menge ein Opfer zu bringen. Bei einem Dichter wie Jacobowski, bei dem man gewöhnt ist, stets den höchsten Maßstab anzulegen, empfindet man das doppelt schwer. Aber gerade sein vorerwähntes letztes Lebenswerk „Glück" trägt so ganz den entgegengesetzten Charakter, ist wieder so echt und ursprünglich, so ganz Geist von seinem Geiste, so fern dem Tagesgeschmack — ist es doch ziemlich sang- und klanglos nach drei Aufführungen im Berliner Theater begraben worden —, daß man erkennt, wie wenig es mit dieser Gefahr auf sich hatte, wie rasch er sich wieder selbst gefunden.**)

Wohin sein Weg geführt, wenn er hätte weiter schaffen dürfen? Höher hinauf gewiß, dafür bürgt seine ganze ständig aufwärtsführende organische Entwicklung, das zeigen die hinterlassenen Gedichte, die demnächst erscheinen werden. Ich greife eines der gewaltigsten heraus, das, da es bisher noch nicht veröffentlicht ist, von doppeltem Interesse sein dürfte:

*) Glück. Ein Act in Versen. Verlag von J. C. C. Bruns, Minden i. W.

*) Arbeit. Handlung in einem Act. Verlag von Philipp Reclam jr., Leipzig.

**) Der Theaterreferent der „Gegenwart" urtheilt anders als der Herr Verfasser. Um das Bild Jacobowski's auch nach dieser Richtung hin zu vervollständigen, sei unserem Referenten hier noch einmal das Wort gegeben. Er schrieb a. a. O.: Ludwig Jacobowski hat sich bei Lebzeiten einen Namen eigentlich bloß durch die Idee gemacht, dem Volke für zehn Reichspfennige gediegene, echte Lyrik, anstatt der üblichen Gassenhauer und Zotenreime zu verkaufen. Inwiefern es ihm gelungen ist, den Gedanken zu verwirklichen, sei hier nicht weiter untersucht; mir kam seine Sammlung immer etwas akademisch vor. Für den Volkston schien dem fleißigen und gut meinenden Mann das Gehör zu fehlen, und auch seine eigenen Gedichte sind immer mehr Reflexion als Empfindung. Er bethätigte sich auf vielen Gebieten, versuchte sich emsig in mancherlei Künsten, und selbstverständlich hat auch die bethörende Lockung des Theaters ihm gegenüber nicht versagt. Obgleich er für den Beruf des Dramatikers herzlich wenig mitbrachte. Er nannte sein letztes Bühnenwerk „Glück", das Paul Lindau nach dem Tode des Dichters aufführte, ein Selbstbekenntniß und Selbsterlebniß, wohl ohne zu ahnen, wie scharf er sich damit kritisirte. Dieser in eine unendlich wirre und verzwickte Handlung gestellte Poet, der nach langen Trennungsjahren die ungetreue Liebste wiedersieht und dann nach ausgedehnten Erörterungen für immer von ihr scheidet, hat so wenig Blut in den Adern, wie die wandlungsfähige Dame selbst. Wir vernehmen den Klang lyrischer Gedichte, die zu langer Kette aufgereiht sind; hier und da blitzt aus den gereimten Zeilen ein anmuthiges Bild auf, eine hübsch skizzirte Stimmung erfreut — aber die Menschen, die all' diese Verse und Gedanken austauschen, interessiren uns mit jeder Minute weniger. Aesthetisirende Schemen. Glücklich die Entsagenden; in der Erinnerung liegt das Glück, scheint Jacobowski predigen zu wollen. Das mag die Philosophie eines Siebzigjährigen sein, eines unmunteren Siebzigjährigen; wir Jungen begreifen sie einstweilen nicht. Gott sei Dank. Und wir begreifen die dreißigjährigen Poeten nicht, die bereits wehmüthig resignirende Rückschau halten und, müde von der Lebensjagd, die schmalen Hände in den Schooß legen. Als die Körner und die Hauff starben, da brach eine Fülle reicher Hoffnungen zusammen, schlug des Todes Faust einen jungen Palmbaum um, von dem alle Welt sonnige Früchte hatte pflücken wollen. Wo ist die Urkraft geblieben? Stirbt heute ein unger Poet, so hat die Literatur, scheint es fast, weniger an ihm verloren als an einem alten, erschöpften.

Digitized by Google

Melodie.

Es kam ein Ton, der fern herüberschrie,
So voll, als wär' er selbst schon Melodie.
Zur Dämmerstunde schwang er sich herein,
Da ward er mein, da ward ich völlig sein . .
Nun schwebt er um mein Leben, aufgestört,
Niemals begriffen und doch stets gehört;
Wenn ich ihn rufe, ist er jäh entflohn,
Und flieh' ich ihn, trägt alle Luft den Ton
Und wächst zum Klang, und schreit nach neuem Klang
Und schwillt sich aus vor Sehnsucht nach Gesang.
Wenn einst mein Herz im letzten Licht genest,
Von seinem Leid und seiner Lust sich löst,
Hör' ich den zweiten fremden Wunderton,
Erhofft, erbettelt lange Jahre schon.
Der fügt mit überwältigendem Drang
Sich dem lebendigen, dem ersten Klang,
Und beide kreisen, ruhlos durch die Luft,
Ob nicht ein Dritter die Gefährten ruft.
O Gott, durch tausend Tode schritt ich schon,
Und jedes Leben schenkte neuen Ton;
Wann kommst Du, Licht? Wann hör ich sie,
Die volle ungetheilte Melodie!

Sein Sehnen ist leider nur zu früh in Erfüllung gegangen. Ahnte er vielleicht seinen Tod? Ob er sich auch auf anderen Gebieten der Poesie zu jener Höhe aufgeschwungen hätte, die er in seiner Lyrik erreicht, bleibt eine offene Frage. Die innere Kraft, die ihn erfüllte, sein stetes geistiges Wachsthum läßt es als möglich erscheinen. Wenn man allerdings der Anschauung huldigt, daß jeder große Mensch, sobald er seine Mission erfüllt, sein Lebenswerk vollendet hat, sobald er gesagt, was er zu sagen hatte, abgerufen wird, so fühlt man sich von den Worten Jacobowski's, wie er sie mir und Anderen gegenüber selbst gebraucht hat, daß er es fühle, wie seine „Leuchtenden Tage" einen Höhepunkt seines Schaffens darstellten, seltsam ergriffen. War er bereits am Ziele? Dann wohl ihm, daß er hinweg schied. Aber auch so gewährt es einen gewissen Trost, daß er sich wenigstens noch vor seiner dunklen Stunde eines echten und verdienten Erfolges freuen durfte.

Um ein allseitiges Bild von seiner Persönlichkeit und Thätigkeit zu entwerfen, darf man seine publicistischen und volksbildnerischen Bestrebungen nicht unberücksichtigt lassen. Hatte er doch in seinem 1890 erschienenen „Anfänge der Poesie. Eine Grundlegung zu einer realistischen Entwicklungsgeschichte der Poesie" *) ein Werk geschaffen, das mit einem Schlage die Aufmerksamkeit selbst der gelehrten Welt auf den jungen Verfasser richtete. Er sucht darin eine Urlyrik und Urpoesie nachzuweisen, die sich zunächst aus den einfachsten Interjectionen entwickelte und beweist dies durch die Zergliederung der Lust- und Unlustgefühle des Kindes, die denen der primitiven Menschen gleichen, was er an der Hand der Lyrik einiger tiefstehender Negerstämme erhärtet. Mit diesem Thema hat Jacobowski eigentlich nie aufgehört, sich zu beschäftigen, es wurde ihm zur Lebensaufgabe, wofür er eifrig Material sammelte. Der Tod hat ihn verhindert, Weiteres darüber zu veröffentlichen.

Ein großes Streben ging durch seine letzten Jahre, das noch über sein Grab hinaus Früchte tragen und ihm manche dankbare Erinnerung erwecken wird: der Wunsch, dem Volke seinen Antheil an den geistigen Schätzen der Nation zu verschaffen. Er hatte dieses Volk kennen gelernt in seinem Hunger nach Kunst, nach Lebensschönheit inmitten der Enge des Tages. Er war lange Zeit Berather und Leiter einer Arbeiterbühne Berlins, der Neuen freien Volksbühne, gewesen und hatte erkannt, wie bildungsfähig und willig das Volk ist. Hier mögen ihm die ersten Ideen zu seinen späteren Unternehmungen erwachsen sein. Als moderner Mensch hatte er instinctiv begriffen, daß seine Mitkämpfer zunächst das Recht hätten, vom Volke gehört zu werden, und so gab er jene „Neue Lieder der besten neueren Dichter für's Volk" heraus, 158 Seiten guter Lyrik für 10 Pfennige, vertrieben auf dem Wege der Colportage.

Rührend war die Begeisterung, mit der er von diesem Unternehmen sprach, er war glücklich wie ein Kind, als die ersten Hefte erschienen. Mit vor Stolz leuchtenden Augen konnte er nicht genug von den Briefen erzählen, die ihm einfache Frauen und Arbeiter schrieben. In einem dieser Briefe hieß es in heller Begeisterung, daß er sich mit diesen Liedern eine Stufe zum Himmel gebaut habe. Dann folgte ein Goetheheft von 160 Seiten, zu dem er selbst die Einleitung geschrieben. Nach und nach sollten alle bedeutenden Dichter so dem Volke vermittelt werden. Auch dieses Werk fortzuführen, mußte er seinen Freunden überlassen.

Seine reiche literarische Kenntniß und sein Sammelfleiß ließen ihn noch in seinen letzten Lebensjahren zwei größere Sammelwerke veröffentlichen: die treffliche romantische Anthologie: „Die blaue Blume" *), die durch die geschickte Sichtung und Anordnung des Materials seinem feinen literarischen Verständniß ein glänzendes Zeugniß ausstellte und besonders durch den einleitenden gehaltvollen Essay über die Romantik von bleibendem Werthe ist, und ferner ein Buch Volkslieder „Aus deutscher Seele" **), die er selbst mühevoll gesammelt und zusammengestellt hatte.

So sehen wir ein reichbewegtes, in rastloser Thätigkeit aufgehendes Leben vor uns. War doch Jacobowski nicht einmal frei von der Last des Tages, sondern sogar in einem bürgerlichen Berufe beschäftigt, der ihm allerdings sehr viel Freiheit ließ, so daß er es nicht allzu drückend empfand. Dennoch mag die physische und psychische Ueberbürdung, wozu noch ein nervöses, leicht reizbares Temperament kam, nicht zuletzt mit zu seinem frühen Tode beigetragen haben.

Jacobowski ist am 21. Januar 1868 in dem kleinen polnischen Städtchen Strelno als Sohn jüdischer Eltern geboren und hat auch später, trotz seiner freiheitlichen Anschauungen sein Judenthum nie verleugnet. Er starb am 2. December 1900, ist also nur 32 Jahre alt geworden. Ein tückischer Typhus riß ihn mitten aus seinem Schaffen heraus. Sein Andenken aber wird dauern.

*) Verlag von E. Pierson-Dresden.

Die internationale Kunstausstellung in München.

Von Eduard Engels (München).

Die Aufgabe, über Kunstausstellungen zu berichten, ist jetzt lange nicht mehr so kurzweilig, wie noch vor fünf oder gar zehn Jahren. Damals gab es noch Unzählige, die der modernen Malerei mit ungetrübter Verständnißlosigkeit gegenüberstanden, es gab neue Talente, die sich nur schwer Bahn brachen, es gab allaugenblicks eine technische Entdeckung, über die ganz Krähwinkel in Aufruhr gerieth. Hei, war das in jenen Tagen ein fröhliches Kritisiren, ein immerwährendes Sturmlaufen wider die Bollwerke von Schildburg, ein unablässiges Propagandamachen und Wirken für eine gute Sache, an die man glaubte und auf die man hoffte. Heute — ist Kritisiren eine etwas umständliche Art der Besserwisserei. Man kann Nichts mehr damit wirken, man kann nur noch damit unterhalten. Alle Welt weiß heute, was die moderne Kunst will, alle Welt ist heute überzeugt, daß diese moderne Kunst nothwendig ist, alle Welt nennt heute die Namen der Künstler, um die früher nur einige Wenige, Auserwählte wußten . . .

*) Die blaue Blume. Eine romantische Anthologie. Herausgegeben von Oppeln-Bronikowski und L. Jacobowski. Verlag von Eugen Diederichs, Leipzig.

**) Aus deutscher Seele. Verlag von J. C. C. Bruns, Minden i. W.

Digitized by Google

Was ein braver Kerl ist, will nicht nur thätig sein, sondern auch mit seiner Thätigkeit eine Wirkung ausüben. Ist das aber eine Thätigkeit von irgend welcher Wirkungsmöglichkeit, wenn man erzählt, wie diese oder jene Ausstellung beschaffen war?

Hat eine Ausstellung überhaupt noch irgend welche Bedeutung?

Ich sehe nur noch den Markt darin.

Sollte man nicht lieber Waaren- statt Kunstberichte schreiben?

Hier ist so etwas wie ein Waarenbericht. Bunt durcheinander gewirbelt Völkerschaften und Schulen, so wie eben auf einem Markte die Händler aus allen Gegenden bunt durcheinander sitzen. Notizen, so wie sie ein vereidigter Makler in sein Notizbuch schreiben würde, wenn er die Waarenlager nach allen Seiten abschritte ...

Die ganze linke Hälfte des Glaspalastes gehört der Münchener Künstlerschaft. Drei Gruppen lösen sich, durch Firmenschilder kenntlich gemacht, von einander ab: Die „Münchener Künstlergenossenschaft und Deutschland“ (wer lacht da?), die Secession, die Luitpoldgruppe. Es ist ungefähr der gleiche Unterschied wie zwischen Conservativen, Radicalen und Nationalliberalen. Und im Allgemeinen hat man alle diese Bilder in irgend welchen Variationen schon einmal gesehen. Einmal oder mehrmal. Wie Lenbach porträtirt, F. A. Kaulbach mit eleganten Damen verkehrt, Defregger seine Tyroler Landsleute besucht, Löfftz in akademischen Figurenbildern classische Themata behandelt, Uhde seine jüngste Tochter mit dem bekannten Griffon spielen läßt, Stuck Centaure, Nymphen, Sphinxe frotzelt, Hierl-Deronko hübsche Spanierinnen zu farbigen Tänzen geleitet u. s. w., u. s. w., das Alles kennt man seit Jahren und findet es, bei aller Achtung für die Künstler, nicht besonders anregend mehr. Unsere lieben deutschen Maler sind ein wenig ideenfaul. Sie arbeiten zu sehr und leben zu wenig. Sie beginnen als Künstler und enden als Handwerker. Die Münchener zumal. Münchens unbestreitbarer Verdienst um die Kunst war und ist, alle schwere Arbeit, alles was Muth, Kraft, Hirnschmalz und Ausdauer erfordert, übernommen zu haben. Ohne München wäre die gesammte deutsche Malerei von heute einfach nicht vorhanden. München hat im Winter die verschneiten Wege gebahnt, im Frühjahr die zerstörten Brücken wieder aufgebaut, im Sommer die Ernte bestellt und das Brod gebacken. Aber die Mädchen vom Helikon tragen durchaus nicht gern die Arbeitsschürze, sie möchten auch zur Kirchweih geführt sein. Es wäre nachgerade hoch an der Zeit, daß die Münchener Kunst einmal den Feiertagskittel anzöge und statt des ewigen Laboremus ein herzhaftes Gaudeamus anstimmte. Die Arbeit und die redliche Sorge um alle guten Probleme der modernen Malerei brauchten darum nicht zu erlahmen, man müßte bloß endlich den Beweis erbringen, daß der Eifer auch zu Etwas führt, man müßte uns die gewonnenen Schätze der Schönheit zeigen! Daß die Kunst etwas mit der Schönheit zu schaffen hat, wer denkt wohl heute noch daran?

Ein Volk hat immer „schöne“ Bilder gemalt: die Engländer. Aber wenn diese schönen englischen Bilder, solange man an dem Erbe der Präraphaeliten zehrte, zugleich auch bedeutende Bilder waren, so ist das offenbar heute nicht mehr der Fall. In der ganzen englischen Abtheilung ist kein einziges Bild von höherer Bedeutung. Alles ist bloß technisch interessant. Und zwar durchaus im conventionellen Sinne. Man würde vergeblich darnach trachten, irgend eine frische, neue, ursprüngliche Kraft aufzuspüren. Insofern ist die englische Malerei das genaue Gegentheil der deutschen: wir arbeiten zu viel, die Engländer sind in den Stand der Rentner eingetreten. Man sieht es diesen Bildern auf den ersten Blick an, daß sie aus einem satten, den Kämpfen des Lebens weit entrückten Milieu stammen. Eine gewisse Samstagnachmittag-Stimmung liegt über ihnen. Samstag-Nachmittag, sag' ich: die Woche ist vorüber, aber der Sonntag steht erst bevor. Man ist froh, die Arbeit überstanden zu haben, aber man muß sich erst ausschlafen, ehe das Fest beginnen kann ...

Zu gleicher Zeit zu arbeiten und Feste zu feiern wissen die lebensgewandtesten unter den Künstlern: die Franzosen. Wenn man in ihren Saal tritt, glaubt man in die hohe Halle eines Königs zu kommen. So reich und vornehm und festlich ist Alles. Wie nur die ruhmreiche Vergangenheit der französischen Malerei anzudeuten, werden zunächst, ganz leicht, ein paar Tacte historischer Kunst intonirt. Manet's berühmte Eva Gonzales aus dem Jahre 1876, Puvis de Chavannes' Hinrichtung des Johannes aus dem Jahre 1869. Der große Eroberer auf dem Gebiet der Technik, und der große Seher aus dem Land der Malerpoeten sind die Ahnherren des zeitgenössischen Frankreich. Aber das Schwergewicht der Entwickelung liegt vorläufig noch auf der Seite Manet's, die technischen Bravouren läßt sich der Franzose am Meisten angelegen sein. Es ist zum Erstaunen, welche Findigkeit er da entwickelt. Jahrzehnte lang hat er in allen entscheidenden Kunstfragen Europas die Führung gehabt und immer noch zeigt er kein Zeichen der Müdigkeit oder der Erschöpfung. Frankreich ist eben verhältnißmäßig spät in die Kunstentwickelung eingetreten. Es war noch stumm in jenen Jahren, als die Niederlande und Deutschland, Spanien und Italien der Welt ihre Genien schenkten. So hat es sich vortrefflich conserviren und seine besten malerischen Kräfte für die Gegenwart aufsparen können.

Wollte man eine Concurrenz unter den einzelnen Abtheilungen der Ausstellung veranstalten, so würde den Skandinaviern jedenfalls der Preis zufallen. Nirgendwo ist so viel unverbrauchte, originelle Kraft und Frische am Werk wie bei ihnen. Beinahe alle ihre Bilder sind mit starker Hand in höchst eigenartigen Zügen hingeschrieben. Einer ehernen Natur schaffen sie einen ehernen Ausdruck. Das Land der Berge erzieht ein knorriges Geschlecht. Aber die langen Winter zwingen die Menschen, Monate lang im Haus zu hocken und sich allerhand Grübeleien hinzugeben. Das bringt in diese herbe Welt gelegentlich einen Zug von Weichheit und Versonnenheit hinein. Nirgendwo in Europa mag es eine solche Verliebtheit in das „Heim“, in die lau-warme Poesie traulicher Stuben und den blanken Reiz wohlgepflegten Hausraths geben, wie in den beiden Nordländern. Wenn ein Schwede oder ein Norweger uns einen Einblick in seine Wohnung gestattet, so dürfen wir sicher sein, daß er uns das Beste giebt, was er überhaupt zu geben hat. Anders verhält es sich, wenn er uns z. B. eine seiner Landschaften schildert. Man sollte erwarten, daß er, den die Natur im Winter so grausam mißhandelt, mit einem wahren Frohlocken den Frühling begrüßen und in dem Glück der Maienblüthe schwelgen würde. Aber der Skandinave hat an der einen Schwäche für sein Heim gerade genug, in allen übrigen Stücken ist er ein rauhgemuther Barbar, der sich nicht gern erweichen läßt. Das Meer, die Berge, die Mitternachtsonne, der unendliche Winterschnee, die ganze, brutale Natur der arktischen Gegenden verhärten das Naturgefühl. Man verliert im Umgang mit der Landschaft nicht viel Worte, redet kurz und bündig wie einsame, schweigsame Bauern. Am Liebsten schildert man sensationelle Lichtphänomene, vor Allem die brennenden Abendhimmel der tiefstehenden Mitternachtsonne und die geheimnißvoll blaue Dämmerung der hellen Sommernächte. Dem Menschen begegnet man mit beinahe feindseliger Aufrichtigkeit. Man ist objectiv wie ein Staatsanwalt. Oder, wie Ibsen. Der Naturalismus, dem man huldigt, nimmt hier eine pessimistische Färbung an. Uebrigens sind die Schweden bedeutend conciliander als die Norweger. Wenn man aus der norwegischen Abtheilung in die schwedische kommt, hat man den Eindruck, vom Dorfe in die Stadt zu kommen.

Was die Dänen betrifft, so könnte das Meiste von dem, was sie ausstellen, eben so gut in Düsseldorf wie in Kopen-

Digitized by Google

hagen gemalt sein. Das heißt, nicht in dem Düsseldorf von heute, das eine ganz beträchtliche Malerei besitzt, sondern in dem Düsseldorf der guten alten Zeit, der Heimath der Düsseldorferei. Eine große Anschauung von irgend etwas darf man da nicht erwarten. Auf einem Inselreich wie dem dänischen haben große Anschauungen überhaupt wohl nicht ihren Platz. Das Meer wird dort zum Binnengewässer, das Festland zum Maulwurfhaufen, der Mensch — zum Stillleben. Alles wird Kleinkunst und Genre.

In der schweizerischen Abtheilung glänzen Welti und Hodler. Welti malt eine krause, bunte, vielgestaltige Welt, Bilder so launenhaft und frisch wie aus der Phantasie eines Kindes entsprossen, Häuslein und Menschlein und Thierlein, die gerade aus einer Nürnberger Schachtel entnommen zu sein scheinen, und alles so kurios und lieb und herzerfreulich arrangirt wie Kinderspielzeug unter'm Weihnachtsbaum. Ferdinand Hodler bietet das umgekehrte Phänomen. Er hat einen eigenthümlich gewaltthätigen Sinn, der alles Spiel aus der Welt verbannt, alle Anmuth und Heiterkeit tödtet, nichts als einen fanatischen Ernst, eine hierarchische Größe zurückläßt. Man könnte vor seinen Bildern beinahe an byzantinische Mosaiken denken. Nur hat dort einjahrhundertlange Wiederholung alle Formen geglättet, während hier die urwüchsige Eckigkeit des ersten Suchens vorwaltet.

Wer auf der Pariser Weltausstellung die abschreckende Wirkung der ungarischen Bildersäle an sich erfahren, darf sich in München auf eine angenehme Ueberraschung gefaßt machen. Das übliche Budapester Lebeonkel- und Plusmacher-Milieu mit Stucco lustro und vergoldetem Blech zeigt sich nur in wenigen Spuren. Dagegen findet man eine ganze Anzahl tüchtiger Landschaften, die auf wirklich künstlerischen Ernst und sogar beinahe auf ein kunstverständiges Publicum schließen lassen.

Die Italiener sind und bleiben ein Volk von Virtuosen, das die Malerei als Kunstgewerbe betreibt. Alles können sie, Alles machen sie, in allen Techniken wissen sie Bescheid. Was sie auch malen, sie verstehen es in Scene zu setzen. Das überflüssigste Stück Leinwand ist auf eine gewisse marktschreierische Weise interessant. Muther sagt: „Der italienische Maler ist nicht recht in der Lage zu suchen und zu experimentiren. Für Museen wird fast nichts gekauft und vornehme Amateurs giebt es wenige. Er arbeitet für die Reisenden und das giebt seinen Bildern das Gepräge der Marktwaare. Der Italiener ist viel zu sehr Geschäftsmann, um pour le roi de Prusse große Kraftproben anzustellen.

Die Holländer rufen Lionardos Spruch „Die Malerei ist ein Wissen" in die Erinnerung. Sie malen wie ein geübter Schreiber schreibt: Das Alphabet, die Interpunktion, die Orthographie gehen ihm ohne Besinnen von der Hand. Nirgends auf der ganzen Welt giebt es eine so gründliche und so einheitliche Malcultur wie in Holland. Mephisto's „Ich sehe nur wie sich die Menschen plagen" bleibt dem Kunstfreund unter holländischen Bildern erspart. Jeder Holländer *kann* was er will. Und freilich, allzu Hohes und Großes will man nicht. Man ist in stofflicher Hinsicht ziemlich indifferent. Ob das Ding, das man malt, ein Mensch oder ein Regenwurm oder die Sonne ist, macht kaum einen Unterschied. Man schildert gelassen Jahr aus Jahr ein das Leben auf den Grachten und Canälen, die Dünen, das Meer, die Häfen, die grasenden Kühe auf den endlosen Poldern. Nach Künstlernamen braucht man kaum zu fragen. Die allgemeine Höhe des Handwerks, nicht der Rang des einzelnen Menschen entscheidet den Werth der Bilder. Die Perle der Abtheilung ist eine Gruppe von Waschfrauen, die um die dampfenden Wäschezuber stehen. Es ist eine derb naturalistische Schilderung, aber — und das ist für die holländische Malerei charakteristisch — ein so schönes Bild, daß man es dreist in den Salon hängen könnte.

In der russischen Abtheilung ist nicht viel los. Man malt noch immer nicht russisch, sondern münchnerisch, pariserisch oder berlinisch. Selbst der phänomenale Repin giebt mit einem Bildniß des Grafen Tolstoi, der barfuß, in Bauerntracht dargestellt ist, nur einen schwachen Begriff von seinem Können.

Als sich im 17. Jahrhundert die belgische Malerei von ihrem Mann, der holländischen Malerei, scheiden ließ, gab sie als Scheidungsgrund unüberwindliche confessionelle Abneigung an. Gegenwärtig ist Belgien eines der gottlosesten und frivolsten Länder Europas, aber die unüberwindliche confessionelle Abneigung gegen Holland ist noch immer nicht überwunden ... Die Holländer malen unentwegt protestantisch, die Belgier schreiten unentwegt in den Fußstapfen der Gegenreformation weiter. Nun sind diese Fußstapfen heute schmäler, schmächtiger, zärtlicher geworden. Peter Paul Rubens heißt heute — Fernand Khnoppf. Die lauten, heißblütigen Bacchanale des Ersteren sind den stillen, schwindsüchtigen Verzückungen des Letzteren gewichen. Khnoppf malt was Maeterlinck dichtet: Die Müdigkeit und die thatlose Todesfurcht von Menschen, deren ganzes Leben ein ununterbrochenes Streben ist. Sein neuestes Bild heißt „Isolirung". Es ist ein Triptychon. In der Mitte sieht man eine schlanke, starre, unnahbare Göttin, ihr zur Linken und Rechten ein Paar anämische Menschenkinder, die in ergebungsvoller Melancholie das Haupt neigen.

Die Oesterreicher stellen in drei Gruppen aus: Secession, Hagenbund, Künstlergenossenschaft — Radicale, Nationalliberale, Conservative, wie in München. In allem Uebrigen sind Wien und München Antipoden. Was hier Arbeit ist, ist dort Vergnügen, was hier Kraft, dort Grazie, hier Selbsterrungenschaft, dort Anlehe. Die Bilder der Secession, einschließlich Klunt's Medicin, sind von der Wiener Frühjahrsausstellung her bekannt. Unter den Leuten vom Hagenbund thun sich L. F. Graf und Kasparides hervor. Die Genossenschaft pflegt nach wie vor die süße pastellmäßige Rundung und die duftige, zarte Berührung der Wirklichkeit. Man färbt der Natur mit rosiger Schminke die Bäckchen, zieht ihr ein himmelblaues Gazeröckchen an und führt sie zum Tanze.

Drei Künstler haben besondere Ehrensäle erhalten: Gysis, Leibl, Böcklin. Gysis hat in seiner Jugend Genrebilder aus seiner griechischen Heimath gemalt, im reiferen Alter sich jedoch die Wiedererweckung der Allegorie angelegen sein lassen. Seine eigentliche schöpferische Begabung lag auf dem letzteren Gebiete. Es ist herzlich schade, daß er so früh von hinnen gerufen wurde. Aus ihm hätte einer der feinsten und eigenartigsten Künstler Europas werden können. — Wilhelm Leibl war ein Hüne von Natur und raufte gelegentlich gern. Bisweilen setzte sich der Hüne aber auch vor ein ganz kleines Stück Leinwand und malte. Er raufte dann mit der Natur. Er wollte dann die Natur unterkriegen. Mit dem geschmeidigen Pinsel und der noch geschmeidigeren Farbe wollte er sie niederzwingen. Auf einem ganz kleinen Stück Leinwand .... Auf Böcklin möchte ich eine feine Anmerkung anwenden, die Eugen v. Jagow neulich in einem Zeitungsfeuilleton über Goethe's „Nachtlied" gemacht hat. Nehmen wir an, sagt er, es würde Jemand vorgelesen, der es noch nicht kennt: „Ueber allen Gipfeln ist Ruh', In allen Wipfeln spürest Du, Kaum einen Hauch, Die Vöglein schweigen im Walde". Bis dahin würde er schwerlich etwas von dem empfinden, was uns, die wir die beiden Schlußverse kennen, so tief erschüttert. Nimmermehr würde er errathen, daß er soeben eine der köstlichsten Perlen der Weltliteratur kennen gelernt. Nun aber fährt Goethe fort: „Warte nur balde Ruhest Du auch", und mit einem Male bricht aus dem Gedicht eine Fülle von Musik hervor, die Niemand geahnt hatte, und die doch bereits in den ersten Versen beschlossen lag .... Läßt sich das nicht auch ein Wenig auf die Malerei anwenden? Unsere heutigen Maler können sehr viel, namentlich

Digitized by Google

in der Naturschilderung sind sie Meister. Aber mich dünkt, sie malen immer nur die sechs ersten Verse ihres Gedichtes. Die zwei letzten, die entscheidenden, bleiben sie uns schuldig .... Böcklin dagegen malte immer ganz besonders die beiden letzten Verse ....

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Erscheinung.

Von M. Zehme.

Tropische Sommersgluth hatte mir die Glieder vom frühen Morgen an mit bleierner Schwere gelähmt. Mit dem letzten Funken von Energie begab ich mich zwar noch in mein in einem Hofgarten zu ebener Erde gelegenes Atelier, vertauschte dort auch noch den Straßenanzug mit dem luftigsten meiner leinenen Kittel: nun aber war auch das Ende aller Schaffenslust erreicht.

Meine vier Schüler, die, noch mit der Unempfindlichkeit der Jugend gewappnet, bei mir erschienen, entließ ich, und ihrem Mienenspiele entnahm ich unschwer eine verletzende Doppeldeutung der Ursache dieses unerwartet eingeschobenen Feiertages.

Die grüne Jugend!

Vielleicht war ich am Abende zuvor eher in die Federn gekrochen als sie, und hatte weniger edles Naß über die Lippen gebracht.

Ich hörte sie in lebhafter und fröhlicher Unterhaltung über den mit Steinplatten belegten Mittelgang des Hofes gehen, lauschte müdselig ihren verhallenden Tritten und legte mich im vollen Vorgenuß des kommenden Schlummers auf meinem Ruhebette um, auf dem ich sitzend die respectlosen Jünger empfangen hatte. Vor dem fast die ganze nördliche Front des Baues einnehmenden Fenster hatte ich den Vorhang zugezogen, nur eine schmale Spalte offen lassend, durch die ich noch mühsam nach dem versengten Hofgärtchen blinzelte. Da war mir's plötzlich, als verdunkelte sich dieser lichte Spalt für eines Augenblickes Weile, und noch ehe ich darüber Vermutungen anstellen konnte, drehte sich die ledergepolsterte Thür zu meinem Heiligthume in ihren Angeln und vor mich hin trat ein Mann von ungefähr fünfzig bis einundfünfzig Jahren. Sein charaktervolles, den Stempel menschlicher Vollkommenheit tragendes Gesicht mit den klugen Augen voller Menschenliebe fiel mir als bekannt auf, ohne daß ich mich entsinnen konnte, jemals mit diesem ernsten Manne ein Wort gewechselt zu haben. Er grüßte mich. Als ich ihm aber, da ich meine schweren Glieder selbst nicht erheben konnte, einen Platz auf einem Stuhle mir zur Seite anbot, meinte ich ein seltsames, starres Lächeln bei ihm zu bemerken. Er blieb stehen. Ich fragte ihn nach seinem Begehren. Nun sprach er ruhig und ohne jede Eitelkeit: er sei Lehrer der Jugend in dieser Stadt gewesen, und weil er ein steifes Rückgrat gehabt habe, zwar nicht sonderlich vorwärts gekommen in der Carriere, aber im Kreise der Bürger geachtet gewesen. Man hätte ihn zum Vorsteher der bei der Größe der Stadt viel umfassenden städtischen Angelegenheiten gewählt und ihn außerdem mit etlichen arbeitsvollen Ehrenämtern bedacht. Daß er in diesen aufgegangen sei, ohne die Berufspflichten zu schädigen, wäre seiner Familie freilich nicht zum Vortheil gereicht. Ehrenämter bringen kein Brod, verzehren höchstens Mittel und Kräfte, schaltete er müde lächelnd ein. Dies habe ihm sein Weib gesagt, als es zu spät gewesen, dafür habe sie jedoch die ideale Genugthuung gehabt, die nächste Leidtragende bei einem Begräbniß zu sein, an dem sich die ganze Stadt betheiligte; ferner die Zeitungen in den ersten acht Tagen voll ehrender Nachrufe zu finden und ein Denkmal auf dem Friedhofe, eine Büste im Rathhause und Porträts in Schule und den Stammlocalen gemeinnütziger Vereine für ihren Gatten aufgestellt zu sehen. Das wäre die ideale Dankbarkeit. Wie lange währte sie wohl ... und übertrüge sie sich denn in's reale Leben? Er fragte mich nach der Dauer meiner Ansässigkeit im Orte.

„Wenige Jahre," erwiderte ich zähneklappernd.

„Kannten Sie mich?"

Ein Schauer lief mir über den Rücken und mein Erinnern zusammenraffend, antwortete ich langsam, grübelnd, sinnend:

„Neulich erfuhr ich, daß ein Freund von mir vor Jahren die Büste eines verdienten Bürgers dieser Stadt für den Rathhaussaal geliefert habe: ich unterwarf sie aus persönlichem und künstlerischem Interesse eingehendem Studium. Diese Büste gleicht Ihnen bis auf den feinen Leidenszug, den mein Freund nicht getroffen hat."

„Sie wissen nichts von mir, ich glaube es, denn sonst —"

Ein Windzug hatte den kleinen Ventilator meines Fensters aufgerissen, den Vorhang blähend. Der Vorbote des Gewitters meldete sich.

Ich wachte jäh davon auf und war allein.

Ich belächelte meinen lebendigen erhitzten Traum, um das beklommene Gefühl nicht aufkommen zu lassen, und rüstete mich zum mittäglichen Gange. Aber ich wurde die Seelenlast nicht los. Sie drückte mich noch, als ich in meinem Speisehaus — ich war Junggeselle — vor der Suppe saß.

Wie allmittäglich kam der Wirt, seinen Gästen den schuldigen Respect zu erzeigen. Er verweilte bei mir, dem er seine besondere väterliche Zuneigung zugewandt, rieb sich die dick geaderten Hände. Ich sah eine sensationelle Neuigkeit in den pfiffigen, jung gebliebenen Aeuglein funkeln. Drum fragte ich lakonisch und ermunternd zugleich:

„Nun?"

„Schrecklich, Herr de Haardt! Heute Morgen nahm sich die Tochter eines verstorbenen Lehrers vom hiesigen Gymnasium das Leben. Sie hatte so bestimmt auf die Anstellung an einer städtischen Volksschule gehofft, und nun entschied sich unsere Behörde doch für eine andere. Die Familie ist so groß, und städtische Pension bekommt die Wittwe nicht. Gott erbarm's, der Simon war's, dem ein Denkmal gesetzt ward und der im Rathhause ausgehauen steht. Ein Ehrenmann und Menschenfreund, was hat's geholfen gegen die lebendige Fürsprach?!"

Ich mußte mich wohl auffallend verfärbt haben, denn der Wirth fragte plötzlich erschrocken: „Sie sind doch nicht etwa krank, Herr de Haardt?"

„Nein," erwiderte ich finster. „Die Hitze ist mir wohl auf die Nerven gefallen."

Als ich wieder in mein Atelier zurück gekommen war, fühlte ich mich wie zerschlagen und begrub mit Bitterniß die ideale Vorstellung von des Menschen unvergänglicher Dankbarkeit.

Aus der Hauptstadt.

Schülerverbindungen.

In Thorn wurde vor Kurzem eine größere Zahl polnischer Gymnasiasten zu Gefängnißstrafen verurtheilt, weil sie einer polnisch-nationalen Geheimverbindung angehört hatten und polnische Agitation getrieben haben sollen. Zahlreiche Relegirungen folgten, denn Schülerverbindungen sind bei Strafe der Relegation verboten. Die Sache machte Aufsehen, das Urtheil schien so jungen Leuten gegenüber sehr hart. „Dumme Jungengeschichte!" hörte man sagen. Wie meist in solchen Dingen, glaubte jeder im lieben Deutschland über alle möglichen Dinge urtheilen zu können, die sich im Lande ereignen. Wer aber über den Thorner Proceß seine Ansicht äußern will, der muß die

Digitized by Google

Verhältnisse im Osten genau kennen, mit den polnischen Verhältnissen und den Gymnasialverhältnissen bekannt sein. Jene sogenannten „dummen Jungen“ sind schwerlich von selbst auf die verschmitzte Organisation verfallen, und ihre Agitation unter sich hat den durchaus nicht harmlosen Zweck, sie als Agitatoren für später vorzubilden, wozu sich bei den Polen von jeher als vorzügliches Mittel ihre Geschichte bewährt hat, eine natürlich in ihrem Sinne und nach dem Grundrecept geschriebene Geschichte: Jeder edle Pole kann König werden, und Polen war die größte Macht auf Erden. Leider haben sich Dichter und Geschichtsschreiber deutscher Herkunft an den edlen Polen erwärmt, und so sind Gedichte entstanden wie „Die letzten Zehn vom vierten Regiment“, welche Heldentruppe bekanntlich, fast 800 Mann stark, ohne einen Schuß an der preußischen Grenze die Waffen streckte, sich später unmanirlich benahm und von einem preußischen Lieutenant mit einer Salve zur Raison gebracht wurde. Das Märchen, in Sobiesky den Befreier Wiens zu erblicken, ist auch festgewachsen, und an solchen Heldenthaten berauscht sich der heutige Pole, namentlich der sogenannte „weiche“, den man zwischen Warschau und Paris trifft, der stets sehr elegant und gewandt, häufig Musik treibend und ein Liebling der Weiber ist, mit unnachweisbaren Einkünften und stets schwärmend für „unglückliches Vaterrland“, wofür er, wenigstens bei den Frauen, immer auf Verständniß rechnen kann. Daß das Polenthum im Osten Fortschritte macht, ist unzweifelhaft eine ernste Erscheinung. Der Deutsche wandert nach Westen, der Pole zieht ein und muß genommen werden, wenn der Landmann seine Felder nicht brach liegen lassen will. Daher sind jene Thorner Erscheinungen ernst zu nehmen und zu bekämpfen.

Dabei hat man aber recht wunderbare Aeußerungen über Schülerverbindungen und deren Bestrebungen vernommen, und weil auch über sie nur der ein Urtheil fällen kann, der ihnen selber angehört hat, so möchte ich hier einmal einiges über sie der Oeffentlichkeit übergeben und das Urtheil getrost den Lesern überlassen. Da die Ereignisse ein Vierteljahrhundert zurückliegen und sich seither geändert haben, meine Indiscretionen Niemandem schaden können und die Betheiligten, falls sie sie zu Gesicht bekommen, sogar erfreuen werden, so darf man ja den Schleier lüften, zumal das, was dahinter steckt, durchaus nichts Abschreckendes hat. Die Schüler eines königlich katholischen Gymnasiums in Westpreußen, wie sie in Konitz, Kulm, Neustadt u. s. w. bestehen, setzen sich aus sehr verschiedenartigen Elementen zusammen. Es giebt zunächst zwei große Classen: Einheimische, d. h. Schüler der Einwohner der Stadt, und Auswärtige. Die Zahl der letzteren ist größer. Dann giebt es: deutsch-evangelische, deutsch-katholische, polnisch-katholische Schüler, wobei zu erwähnen ist, daß sich polnisch-katholisch wohl im Allgemeinen deckt, daß es aber ganze deutsch-katholische Gegenden im Osten giebt, wie das Ermeland, und daß der Stamm der Kassuben im Ostzipfel Pommerns polnisch-evangelisch ist. In den oberen Classen, in Secunda und Prima, herrscht das Deutschthum bedeutend vor. Manche Gymnasien haben sogenannte Convicte, früher von Mönchen geleitete Anstalten, in denen die katholischen Schüler freie Station und Beaufsichtigung erhalten. Mein Gymnasium hatte mehr als die Hälfte Auswärtiger, wozu der Umstand beitrug, daß sich eine große Stadt in der Nähe befand und die drei angrenzenden Kreise keine Gymnasien hatten. Mehr als die Hälfte, in den oberen Classen zwei Drittel der Schüler, waren evangelisch, also deutsch. Das Lehrercollegium, mit Ausnahme des evangelischen Religionslehrers, war katholisch, doch nur zwei Polen befanden sich darunter, und der von allen seinen Schülern hochverehrte, greise Director nebst einer Anzahl anderer Lehrer, von denen einer sich um die Geschichtsforschung Westpreußens bekannt gemacht hat, waren Altkatholiken. Drei von ihnen sind todt und als Altkatholiken gestorben.

Im Allgemeinen war das Verhältniß zwischen Deutschen und Polen — gar keins. Ich habe mit Polen während der letzten vier Jahre in der Secunda und Prima zusammengesessen, ohne, meines Wissens, je mit ihnen gesprochen zu haben, und ihre Namen sind mir längst entfallen. Man hatte eben mit ihnen gar keinen Verkehr. Die Umgegend des Städchens war herrlich; prachtvoller Buchenwald nach allen Richtungen lud zu Ausflügen ein, an freien Nachmittagen lagerte man sich irgendwo, sang, rauchte und trank ab und zu auch Bier. Das Alter der Schüler der oberen Classen war höher als in den Gymnasien großer Städte. Rauchen gestattet bekanntlich die Schule, wenn die Eltern es erlauben, Singen ist erlaubt, und kräftigen, gesunden Jungen von 17 Jahren und darüber das Biertrinken zu verbieten, ist Unsinn, auch unmöglich durchzuführen. Es gab facultativ polnischen Unterricht, doch nahm kein Deutscher daran theil, auch war es nicht guter Ton, bei Processionen gaffend herumzustehen, wie wir überhaupt unser Deutschthum dem Polenthum gegenüber stark hervorhoben. Wir hielten unter uns sehr auf gute Maniren, und das war zu danken den — vier bestehenden Penal-Verbindungen, die man seitens der Lehrer ignorirte, die die ganze Bürgerschaft und jeder Gastwirth und Förster in der Runde aber genau kannte. — Die Lehrer müßten also blind gewesen sein — ich war in Pension bei einem —, wenn sie nichts gemerkt hätten. Sie waren aber nicht blind, sondern vernünftig.

Unter diesen vier Verbindungen, die nur Mitglieder der Secunda und Prima aufnahmen, war eine polnisch-katholische. Von ihr weiß ich nichts, da wir andern keine Notiz von ihr nahmen. Eine nahm Deutsche und Polen auf, letztere aus den besseren Familien, zwei waren rein deutsch und rivalisirten, jedoch auf durchaus collegialischem Boden. Ein excludirtes Mitglied einer Verbindung wurde von keiner anderen wieder aufgenommen und that stets das einzig mögliche: es verließ die Schule. Selbstverständlich trugen alle Verbindungen Farben, hatten Chroniken, hielten ihre Convente ab, und alle vier Wochen gab es einen Commers, meist bei einem seit Jahren dafür geworbenen Förster in tiefstem Waldesgrund. Selbstverständlich hielten die Mitglieder einer Verbindung eng zusammen, und da ich nur meine genau kenne, will ich von ihr erzählen. Wir hatten eine Geschichte, und waren bei weitem die älteste am Ort. Nicht immer waren die Deutschen in der Uebermacht gewesen, im Gegentheil, sie wurden nach Gründung der Schule gehörig an die Wand gedrückt, und da schlossen sie sich eben zusammen und nahmen bei Gründung des Norddeutschen Bundes seine Farben an. Zwei Mitglieder gingen 1870 gegen Frankreich. Wir trieben stark Patriotismus, feierten großartig Königs Geburtstag, hatten ein Sängerquartett mit großem Notenvorrath und allerlei „Vermögen“, von Geschenken alter Herrn stammend; natürlich auch eine Casse, in der aber meist nicht viel drin war. Alle vier Wochen erschien eine Bierzeitung. Es war Ehrensache, die Classe regelmäßig zu besuchen und nicht zu faullenzen, und dieser Punkt wurde stricte inne gehalten, wie denn auch mit verschwindenden Ausnahmen alle meiner Zeit das Examen gemacht haben. Man nahm nur Deutsche auf und im Allgemeinen nur Evangelische. Aus früherer Zeit ist bloß ein Fall vorgekommen, daß ein Mitglied katholischer Theologe wurde, zu meiner Zeit war nur ein Mitglied katholisch — es wurde Militärarzt und ist jetzt Kreisphysikus. Ein Jude war einmal in der Verbindung. Wir wurden fast alle Juristen, Mediciner, Officiere, und es ist nicht uninteressant, zu verfolgen, wo diese lieben Jungen geblieben sind, mit denen man sich übrigens trifft, so oft es geht. Am weitesten in den zweiundzwanzig und mehr Jahren meiner Penal-Verbindungszeit ist ein Wirklicher Legations-Rath gelangt, der die große Carriere erst noch vor sich hat, einer von uns ist Legationsrath, einer wohlbestallter Redacteur einer großen Zeitung geworden. Im Generalstab und im Ingenieurcorps sitzen je ein Hauptmann und warten auf den Major, in China waren zwei, einer commandirte als Capitän zur See ein Linienschiff, der andere war als Artilleriemajor beim Stabe. Vier wurden Aerzte, einer Kaufmann, zwei starben und einer ging nach Amerika, er ist dort — Capellmeister in New-York und großer Logenbruder geworden, kommt auch noch ab und zu nach Europa.

Es sind das gerade keine schlechten Ergebnisse, und es kann nicht behauptet werden, daß die Penal-Verbindung einen schlechten Einfluß auf uns ausgeübt hat, die wir heute doch alle reife Männer geworden sind

Digitized by Google

und deren Jungen theilweise auch schon in den oberen Classen sitzen. Wir waren vielmehr sehr vergnügt, gingen gern zur Schule und haben auch später zusammengehalten und uns gern der Zeit erinnert bis auf den heutigen Tag. Von großer Heimlichkeit war damals keine Rede, Jedermann kannte die dicken Conventsbücher und Chroniken, mit denen der Schriftführer zum Convent ging, und wenn wir an freien Nachmittagen im Schützenhause, das mitten im Walde lag, ein Glas Bier trinken wollten, so hatte kein Mensch etwas dagegen, auch die dort versammelten Lehrer nicht, nur setzte man sich ihnen nicht gerade auf die Nase. Das mag jetzt anders geworden sein; ich hörte so etwas von neuem Director, frischem Wind. Schade, sagt jeder, der es hört, es war ein frisches Leben zu unserer Zeit, und fragt man uns ältere Männer heute, ob wir auch Politik getrieben haben, so antworten wir: Jawohl haben wir das, denn deutschen Sang zu pflegen, deutsche Geschichte zu lieben, Treue zum Vaterland und Herrscher als selbstverständlich zu hegen, das war die Politik, die wir — unbewußt — hoch gehalten haben. Und mit uns alle deutschen damaligen Penal-Verbindungen auf polnisch katholischen Gymnasien, die Warmia Braunsberg, die Vistula Kulm, die Druſen, Elbing, die Germanen Thorn, die Guttonen, Neustadt und andere mehr, die sich übrigens alle untereinander kannten. Als ich als Fahnenjunker in Thorn eintrat, wurde ich sofort zum nächsten Commers eingeladen. Dort fand ich unter anderen vier Artillerie-Officiere, die jetzt alle Majors sind, also auch gerade keine Bummler wurden.

Franz Eißenhardt.

Recitationen.

Von Rechtsanwalt G. Bamberger (Aschersleben).

Concerte gehören längst zum eisernen Bestande der höheren geselligen Vergnügungen unserer Zeit und bilden, was man auch an ihnen auszusetzen haben möge, unstreitig Heimstätten zur Pflege der Musik. Man rechnet mit ihnen als mit etwas Selbstverständlichen, und es wäre schwer, sich diese musikalischen Unterhaltungen aus dem öffentlichen Leben wegzudenken.

Dagegen bestehen ähnliche Veranstaltungen zur Pflege der Literatur, jedenfalls in diesem Umfange, nicht. Und doch ist das Bedürfniß danach vielleicht noch größer. Die Empfänglichkeit für Musik, zumal für bessere Musik, ist gegenwärtig nicht eben weit verbreitet. Die Dichtkunst dagegen hat von jeher einen weit größeren Kreis von Anhängern um sich versammeln können, vielleicht weil das gesprochene Wort stets leichteres Verständniß fand. Dennoch vermißt man Veranstaltungen, die in ähnlicher Fülle und Reichhaltigkeit, wie es auf musikalischem Gebiete in den Concerten der Fall ist, literarische Erzeugnisse zur lebendigen Darstellung brächten. Die Recitation fehlt als ein gleichberechtigter Factor im geistigen Leben, als ein Mittel der Belehrung und des Genusses, sie nimmt auf literarischem Gebiete nicht die Stelle ein, wie auf musikalischem das Concert. Beliebt ist der Recitator eigentlich nur, wenn er humoristische Werke zum Besten giebt. Und das ist sehr zu bedauern. Wer je das Glück gehabt hat, einen großen Meister des Vortrags zu hören, der wird den tiefen Eindruck nie vergessen, den er empfangen hat. Es ist gar nicht zu schildern, wie mächtig, weithin hallend der Volksruf „Cajus Marcius Coriolanus“ von den Lippen des unvergeßlichen Palleske schallte. Und wer wissen will, wie „das Lied vom braven Mann“ wirklich erklingt, das anscheinend jedem so wohlbekannt ist, der höre zu, wenn Kainz es vorträgt, und er wird es nicht wieder erkennen. Man hört und sieht die Wogenheranrollen, man zittert mit dem unglücklichen Zöllner, und man athmet erleichtert auf, als dem kühnen Retter sein Werk gelingt. In solchen Momenten voller Erhebung wird es uns erst so recht deutlich, daß die großen Dichter nicht gelesen, sondern gehört sein wollen, daß ihre Schöpfungen mit Ohr und Auge aufgenommen werden müssen, wenn sie ihre ganze Macht auf uns üben sollen.

Im Grunde kann das ja auch gar nicht anders sein. Ein Dichtwerk vermag erst dann zu seiner natürlichen, vollen Geltung zu kommen, wenn eine starke Persönlichkeit es in sich aufnimmt, verarbeitet und dann kunstmäßig reproducirt. Dem Hörer wird durch den Vortrag doppelter Genuß zu Theil. Er genießt das Werk des Dichters und seine Wiedergabe durch den Recitator. Den Gipfel seiner Kunst wird aber der Vortragende dann erreichen, wenn der Zuhörer gar nicht mehr zu unterscheiden vermag, wem von beiden er mehr verdankt.

Was das Gebiet der Vortragskunst anlangt, so kann man fast zweifeln, ob man wünschen soll, vorzugsweise Neues zu hören. So viel ist sicher: Gerade die besten Werke der Literatur, mit denen wir von Jugend auf durch die Schule bekannt gemacht werden, bleiben uns vielfach ihrem poetischen Gehalt nach innerlich fremd.

Mag der Grund darin liegen, daß der Schüler noch unreif, in zu jugendlichem Alter mit Werken beschäftigt wird, die nicht für Kinder bestimmt sind, oder daß die Methode nicht die richtige ist, Thatsache bleibt, daß Gedichte, Dramen und auch Epen von unvergänglichem Werthe, welche die Schule dargeboten und recht dringend an's Herz gelegt hat, in späteren Jahren doch nicht allzu häufig wiedergelesen werden. In vielen Fällen macht sich eher eine gewisse, ungern gestandene, aber sicher vorhandene Abneigung dagegen geltend. Gerade da müßte die Kunst des Recitators einsetzen und dem reiferen Gemüth die Schätze wieder zuführen, die ihm im Drange des Lebens abhanden gekommen sind. Das gilt namentlich auch von jenen hohen Schöpfungen deutscher Literatur, für die man die wenig glückliche Bezeichnung „Buchdramen“ erfunden hat, für Iphigenie, für Tasso. Natürlich ist aber kein Grund vorhanden, daß der Vortragskünstler sich auf Werke in poetischer Form beschränke. Eine Erzählung von Conrad Ferdinand Meyer, von Gottfried Keller, wird, kunstvoll vorgetragen, gleichfalls hohen Genuß gewähren. Andererseits wird der Recitator aber auch dankbare Hörer finden, wenn er sie mit den neuesten Erzeugissen der heimischen Literatur und mit den hervorragenden Werken ausländischer Literatur bekannt macht. Das Feld, das sich ihm bietet, ist schlechthin unbegrenzt; denn es umfaßt die ganze Weltliteratur. Sophokles' Antigone, Goethe's Westöstlicher Divan, manche Schöpfungen der Modernen werden nicht immer dasselbe, jedenfalls aber stets ihr eigenes Publicum finden.

Der gegenwärtige Zeitpunkt dürfte aber besonders geeignet sein für einen Aufschwung der Vortragskunst. Denn es ist nicht zu verkennen, daß weite Kreise, auch der Gebildeten, sich wie von der Musik, so auch von der darstellenden Kunst, mehr und mehr abgewendet haben; — vielleicht deßwegen, weil das politische und wirthschaftliche Leben die Zeitgenossen immer mehr in Anspruch nimmt. Jedenfalls ist das Interesse an Musik und Theater im letzten Drittel des verflossenen Jahrhunderts beträchtlich gesunken. Es ist heute nicht selten, und es erscheint völlig erlaubt, daß ein Mann von Bildung offen erklärt, er interessire sich nicht für Musik und besuche grundsätzlich kein Theater. Da ist es leicht möglich, daß die Recitation, ein Kunstzweig, der bisher zurückgetreten und im öffentlichen Leben beinahe vernachlässigt ist, schon um des Reizes der Neuheit willen, das Interesse für dramatische und literarische Werke überhaupt neu erweckt und belebt. Von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist dabei auch die besondere Bequemlichkeit, mit der man vermittelst eines Vortrages literarische Erzeugnisse in sich aufnimmt. Auf bequemere Art, als in Form einer Vorlesung, kann man sich schwerlich unterhalten und belehren. Schon aus diesen äußeren Gründen ist es wohl denkbar, daß mancher Geschäftsmann oder Beamte, der nach des Tages Müh' und Last keine Neigung verspürt, Abends für sich allein literarische Studien zu treiben, doch hin und wieder gern den Recitationssaal aufsucht, um dort in festlich erleuchtetem Raum angenehm abgelenkt Gesellschaft und Vortrag zugleich zu genießen, als ein erwünschtes Mittel vornehmer Zerstreuung. Es müßten alljährlich in den verschiedenen Städten Cyklen von literarischen Unterhaltnngen neben

Digitized by Google

den musikalischen eingerichtet werden; in kleineren Städten wären Vereine zu bilden nach dem Vorbilde der Concertvereine, zur planmäßigen Veranstaltung von Vorlesungen ernsten und heiteren Inhalts, natürlich unter verständiger Berücksichtigung etwaiger besonderer localer Wünsche. Die Zahl der Recitatoren müßte sich bedeutend vermehren, eine ganze Schule von Vortragsmeistern müßte erstehen. Andererseits wäre aber auf diesem Gebiet auch mehr als auf anderen, Raum für gebildete Dilettanten, wenn sie auch den sachkundigen Meister des Vortrags selten ganz werden ersetzen können. Daß die Kosten für derartige Vorträge nicht unerschwinglich sein können, liegt auf der Hand. Geringer werden sie durchschnittlich sicher sein als die üblichen Honorare hervorragender Concertsolisten. Und diese Erwägung führt in naheliegendem Gedankengange zu der weiteren Frage, ob nicht auch eine Verbindung von musikalischer und literarischer Unterhaltung, eine Verbindung von Concert und Recitation anzustreben sei. Daß eine solche bisher nicht üblich war, kann unmöglich maßgebend sein. Es kommt vielmehr nur darauf an, ob einer derartigen Einrichtung innere Gründe entgegen stehen und wie das Publicum sich dazu stellen wird. Vom künstlerischen Standpunkt aus wird sich kaum etwas dagegen einwenden lassen, vorausgesetzt, daß die Aufstellung des Programmes mit richtigem Takt geschieht, so daß über sämmtlichen, musikalischen und literarischen Darbietungen eine einheitliche, harmonische Stimmung ruht. Dann wird auch das Publicum das Unternehmen mit Freude begrüßen, wie denn einzelne Versuche nach dieser Richtung hin (vorzugsweise zu wohlthätigen Zwecken) in Berlin und anderwärts von bestem Erfolge begleitet waren. Der Freund der Musik, wie der Literaturfreund, kommen dabei gleichmäßig zu ihrem Recht und die Ermüdung, die an manchem, noch so genußreichen Concertabend eintritt, wird durch den Wechsel der dargebotenen Kunstgenüsse ferngehalten.

Mit Grund läßt sich annehmen, daß es dem Unternehmen einer gemischt musikalisch-literarischen Unterhaltung nicht an Besuchern fehlen wird. Denn es kann auf manchen gerechnet werden, der dem eigentlichen Concert fernbleiben würde, da er sich nur für Literatur interessirt, und ebenso wieder auf andere, die für literarische Vorträge allein kein Interesse haben, sondern Musik vorziehen. Gerade dieser Umstand müßte mannigfache Anregungen und werthvolle persönliche Beziehungen zur Folge haben. — Mag nun aber eine Verbindung oder Trennung von Concert und Recitation auf die Dauer sich als richtig und zweckmäßig erweisen, sicher ist so viel, daß die Vortragskunst begründeten Anspruch auf größere Beachtung erheben kann, als sie bisher gefunden hat. Als Quelle edelsten Genusses im Dienste der Dichtkunst bildet sie eine sehr werthvolle Bereicherung der höheren geselligen Vergnügungen. Wem es gelingt, diesen Kunstzweig znm Blühen zu bringen, der wird sich ein Verdienst erwerben um das Geistesleben der Nation.

Dramatische Aufführungen.

Florio und Flavio. Ein Schelmenstück und Liebesspiel in einem Vorspiel und drei Aufzügen von Franz v. Schönthan und Franz Koppel-Ellfeld. (Kgl. Schauspielhaus.)

Man kann Schönthan und Koppel-Ellfeld, den sattsam berühmten, nicht beim Kragen nehmen und würgen, wenn sie etwas gethan haben, wofür Blumenthal eine Woche vorher begeistert umjubelt worden ist. Zumal Schönthan und Koppel-Ellfeld brave Bursche sind, die dem Kritiker Gelegenheit geben, sein Conversations-Lexikon aufzuschlagen und vor den staunenden Augen des geneigten Lesers allerlei Bildung zu entfalten. „Nach dem Altspanischen des Hurtado Mendoza" soll, so versichert der Theaterzettel, das neue Schelmenstück und Liebesspiel gedichtet worden sein. Na, das ist ja nun Schwindel; vielmehr sind Nestroy und der Verfasser von Charley's Tante die Talente gewesen, denen Schönthan und der Schönthanide ihren Erfolg verdanken. „Der" Hurtado Mendoza fiel ihnen nur ganz zufällig in die Finger, und sie benutzten ihn bloß dazu, um ihre Dichtung literarhistorisch aufzuputzen.

Denn es handelt sich wieder um eine Dichtung. Gereimt ist die Geschichte auch, und das finde ich vernünftig, denn sonst wäre alle Welt nach dem ersten Acte in die Garderobe gelaufen. Franz v. Schönthan hat doch früher etwas wie gute Laune gehabt; curios, daß ihm der Ellfelder diese Eigenschaft so völlig mit Stumpf und Stiel auszurotten vermochte! Jetzt mühen die Beiden sich krampfhaft ab, mindestens zwanzig Situationen, die schon mindestens zwanzig Mal auf der Bühne zu sehen gewesen sind, neben einander aufzustellen und jede von ihnen als unerhört komisch zu bezeichnen. Aber nicht eine einzige ist ihnen fruchtbringend gewesen, bei keiner einzigen haben sie den Witz ausgeschöpft oder gar sich organisch entfalten lassen. Florio und Flavio spielen sich als Lebensretter eines begüterten Dümmlings auf, der ihnen alsbald erzählt, er erwarte den Grafen Gaston, den künftigen Gespons seiner Mündel. Alsbald beschließen die beiden Landstreicher, ihren neuen Freund zu schröpfen. Florio läßt sich von Flavio, der den Diener markirt, als Graf ansprechen. Sie mästen sich im Hause Don Diego's ein hübsches Bäuchlein an, und Florio macht dem Mündelchen tapfer den Hof. Leider vergeblich, denn Elvira hat ihr Herz schon verschenkt. Am Ende gerathen die beiden Cumpane in's Raufen, da auch Flavio einmal Graf sein will. Sie tauschen die Rollen, und Don Diego, der die Streitenden im gefährlichsten Augenblick überrascht, läßt sich wiederum übertölpeln. Schließlich trifft der echte Graf Gaston ein, der es natürlich leiden muß, daß man ihn als Vagabunden behandelt; Flavio imitirt dann die oben erwähnte Tante Charley's. Eine Gerichtsverhandlung, aus der die beiden Schwindler zwar entlarvt, aber doch siegreich hervorgehen, und herrliche Worte der Weisheit zeigen, daß den verbündeten Poeten das andere, alte Weisheitswort: Ende gut, Alles gut, nicht unbekannt ist. An Begebnissen fehlt es also im Stücke nicht. Daß sie unvermittelt neben einander stehen, macht nichts aus; der Reim, dieser dramatische Patentkitt, klebt sie fest zusammen. So konnte Alles befriedigt nach Hause gehen.

Offene Briefe und Antworten.

Das Kleine Witzblatt.

Verehrter Herr!

Sie würden mich zu großem Dank verpflichten, wenn Sie durch Veröffentlichung der beifolgenden bescheidenen Ausführungen, die mir mein väterliches Pflichtgefühl eingegeben hat, helfen wollten, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf das äußerst bedenkliche Wirken einer gewissen, von Berlin aus nicht nur die Hauptstadt, sondern das ganze Reich verseuchenden Tages-„Literatur" zu lenken. „Lotteratur" wäre freilich ein passender Ausdruck. Es ist richtig, Wissenschaft und Kunst vertragen keine Fesseln. Aber gehören in dieses Gebiet die bildlichen Darstellungen des „Kleinen Witzblattes", das in Berlin auf allen öffentlichen Plätzen und an jeder Straßenecke von marktschreierischen Zeitungsverkäufern für 10 Pf. feilgeboten wird? Sie bestehen nur in colorirten Lichtbildern hübscher Frauenzimmer, deren schwellender Busen möglichst tief, und deren üppig geformte Arme dafür desto höher enthüllt sind. Recht viel Geld soll das „Kleine Witzblatt" dem Verleger einbringen. Deßhalb wird das Publicum durch eine starke Einwirkung auf die Sinne zu ködern gesucht. Aus demselben Grund wird der Text des Büchelchens so überaus dürftig gestaltet, daß der Leser von ihm abgestoßen immer wieder zu den verführerischen Schönen zurückkehren muß, wenn er noch auf seine Kosten kommen will. Wenige Monate sind erst

Digitized by Google

vergangen, seitdem unsere Schundliteratur den Zuwachs des völlig witzlosen „Kleinen Witzblattes“ erhalten hat; und welches Absatzes erfreut es sich schon heute! In jedem Friseurladen liegt es aus, und im Straßenhandel ist die neueste Nummer in der Regel so schnell vergriffen, daß der Kauflustige sich in der Mitte der Woche tüchtig heranhalten muß, um noch ein Exemplar zu erwischen.

So war es auch nicht zu verwundern, daß sich vor einigen Tagen auf der Fahrt von des Reiches Hauptstadt nach einem ihrer vielen Vororte mehrere halbwüchsige junge Burschen, welche zweifellos dem besseren Bürgerstande angehörten, in das Beschauen der berückenden weiblichen Gestalten des „Kleinen Witzblattes“ gänzlich verloren und auch nicht bemerkten, wie auf einer Station ein junges, anmuthiges Mädchen von etwa siebenzehn Jahren mit unverkennbarer Schüchternheit am Fenster des Abtheils Platz nahm. Erst als ihre Augen gesättigt waren, wurden sie seiner gewahr. Hätte das junge Mädchen frech um sich geblickt, würden die Burschen sicherlich nicht die geringste Notiz von ihm genommen haben. Da seiner ganzen Haltung aber zu entnehmen war, daß die Reisegesellschaft ihm nichts weniger als willkommen war, so begannen sie ihre Späße über die soeben betrachteten Nacktheiten zu machen, indem sie diese stets so hielten, daß das junge Mädchen, wenn es nicht krampfhaft die Augen schloß, sie sehen mußte. Ueber und über roth wurde die Bedauernswerhe, und schon auf der nächsten Station entwich sie ihren Peinigern, trotzdem sie — ein Blick auf ihre Fahrkarte hatte es verrathen — noch nicht das eigentliche Ziel ihrer Fahrt erreicht hatte.

Ob es nicht am Platze wäre, der Kunst, deren Pflege sich der Herr Verleger des „Kleinen Witzblattes“ angelegen sein läßt, ein Wenig die Flügel zu beschneiden? Wer will behaupten, daß an den rohen, lüsternen Burschen die Lectüre des „Kleinen Witzblattes“ nicht mehr viel hätte verderben können? Die Jugend ist für alle Eindrücke empfänglich, für die guten eben so sehr, als für die schlechten. Und dann! Wie hat vielleicht auf das junge Mädchen die erste Bekanntschaft mit den Nuditäten des „Kleinen Witzblattes“ in der Folge gewirkt? Wer steht uns dafür, daß das wider Willen Geschaute doch die Neugierde geweckt hatte und diese bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit befriedigt wurde? Einen Nickel auszugeben zögert heute Niemand mehr, wo deren so viele täglich der Straßenbahn geopfert werden, ohne daß man sich darüber klar wird, welche ansehnlichen Beträge für diesen Zweck in einem Monat ausgegeben werden. Bei dem Durchblättern des „Kleinen Witzblattes“ in einem unbewachten Augenblick ist aber von Erröthen keine Rede mehr; und mit ihm entflieht auch der keusche Sinn. Freilich ist oft und in dem vorliegenden Falle sicherlich vom unkeuschen Denken zu einem unkeuschen Handeln noch ein weiter Schritt. Indessen nicht die Handlung bedingt der Menschen wahren Werth, sondern die Gedanken, denen sie Raum geben. Die Handlung ist nur der Ausfluß dieser. Im Grunde ist der schlecht Denkende nicht minder verdorben als der schlecht Handelnde.

Ohne Frage haben dafür, daß die heranwachsende Jugend nicht auf Abwege geräth, die Eltern zu sorgen. Aber nicht überall reicht ihr schützender Arm hin. Vor den Gefahren, die den Kindern draußen auf der Straße der Großstadt drohen, können sie diese nur dann bewahren, wenn sie beständig an ihrer Seite bleiben. Wer vermag dies aber? Hier sind die Eltern auf die Unterstützung des Staates angewiesen, welcher mit der Polizei, so weit es in deren Kräften steht, nicht bloß für die physische, sondern auch für die moralische Sicherheit des Einzelnen einzutreten hat. Wie kommt er aber dieser Pflicht nach? Auf der Jagd nach Actstudien, die in den Läden der Kunsthändler ausliegen, entwickelt die Polizei einen Eifer, der auch einen Centrumsmann vom Schlage des Herrn Roeren befriedigen kann. Damit sie aber unsere Jugend auf der Straße gegen die Nuditäten des „Kleinen Witzblattes“ schütze, dazu reicht nicht einmal die Autorität von Ministern, Staatssecretären und höheren Functionären des Polizeipräsidiums aus. In großen Schaaren ziehen die jungen Mädchen auf dem Wege zu und von der Schule an den das saubere Blatt ausschreienden Verkäufern vorüber; so auch in Berlin W. die Schülerinnen einer in der Linkstraße gelegenen Töchterschule, in die jene sonst fast allmächtigen Herren ihre Töchter mit Vorliebe schicken. Niemand erbarmt sich ihrer. Im Gegentheil, auch jetzt wird noch nicht eingeschritten, wo das Büchelchen im Gegensatz zu dem bisherigen weißen Umschlag in einem grellen rothen paradirt und unwillkürlich auch das unbefangenste Kinderauge fesseln muß. Sieht es nicht fast so aus, als wenn die Gegner der Lex Heinze im Reichstag und in der Presse zu Unrecht behauptet hätten, daß der Executive die zur Unterdrückung einer solchen schmutzigen Kunst erforderliche Machtbefugniß schon immer innegewohnt habe? Besitzt sie aber thatsächlich diese Machtbefugniß nicht, so beweist die noch ungefährdete Existenz des „Kleinen Witzblattes“ auf den Straßen der Reichshauptstadt, daß das Verlangen, dieser Sorte von Kunst Fesseln anzulegen, denn doch nicht ohne Berechtigung gewesen ist.

In aufrichtiger Verehrung

Ihr ergebener

Carl von V.

Notizen.

Das Bibliographische Institut, Leipzig, schreitet in seiner von Karl Heinemann geleiteten, neuen Goethe-Ausgabe fleißig fort. Wir haben das Unternehmen, das sich vor etwa zwei Monaten mit den „Gedichten“ so vielverheißend einführte, herzlich begrüßt, und wir freuen uns, durch die vorliegenden beiden neuen Bände unser damaliges Urtheil bestätigt und gerechtfertigt zu finden. Eingehend über Wesen und Wollen dieser in mancher Beziehung recht eigenartigen Ausgabe zu sprechen, wird erst dann am Platze sein, wenn sie vollständig ist. Aber die Art, in der Heinemann diesmal „Dichtung und Wahrheit“ besprochen und dem Laien durch Fußnoten im Einzelnen erläutert hat, um schließlich das Gesammtwerk Goethe-philologisch zu bearbeiten, diese Art ist uns so sympathisch, daß wir mit Vergnügen seinen weiteren Leistungen entgegen sehen. Hier ist ein gründlicher und gelehrter Kenner, der dabei die Ansprüche des großen, gebildeten Publicums kennt und sich ihm, wie seine Aufgabe es erfordert, mit Geschmack und Liebenswürdigkeit anschließt. Hoffentlich verfährt er im Fortgang seiner Arbeit nicht übermäßig prüde und bringt uns von Johann Wolfgang auch das, was andere ängstlich unterdrücken. Gerade in dieser Ausgabe würden wir allerhand Goethe-Intimes sehr ungern vermissen. — Dr. Victor Schweizer, der den „Werther“ und die „Wahlverwandtschaft“ bearbeitet hat, zeigt sich als verdienstvoller Gehülfe des Herausgebers.

Eine wohlfeile Volksausgabe von Grillparzer's Werken (4 Doppelbände zu 4 M.) ist von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, Stuttgart, herausgegeben worden. Sauberer Druck und hübsche Ausstattung zeichnen sie aus, und mancher Dichterfreund, der seine Sonntag-Nachmittage bisher über Schiller und Goethe verbrachte, wird nun auch den Wiener Dramatiker seiner kleinen Bücherei einverleiben können. — „Höheren Ansprüchen an Comfort“ genügt die elegante Sauer'sche Ausgabe, die Grillparzer's Dramen in der Gesammtheit umfaßt und die ein nettes Weihnachtsgeschenk für manche Hero werden wird. — Noch ein Uebriges hat die Verlagshandlung gethan: sie bringt die bekannteren Schöpfungen des noch viel zu Unbekannten in einem Großoctav-Band zum Preise von 3 M. vereinigt. Damit ist nun eine ganze Menge Grillparzer auf einmal gegeben, eine Auswahl für jeden Geschmack und jede Geldbörse. Hoffentlich erfüllen sich die Erwartungen, die der Verlag an dies dankwürdige Unternehmen geknüpft hat.

Digitized by Google

Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft zur Pflege der Zähne Preis: Grosse Flasche 1,50 Mk.

nachweislich das beste Mittel und des Mundes. kleine Flasche 85 Pfg.

Bismarck im **Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

C. J. v. Dühren,
Atelier für Kunst-Photographie,
Berlin W., Lützowstraße 97.
Telephon: VIa 11809.

Dem **kunstliebenden Publikum** empfehle ich mich zur **Anfertigung von Photographien jeder Art.** — Für die künstlerische Vollendung meiner Arbeiten bürgt das Interesse, das hervorragende Künstler und Kunstkenner an denselben nehmen.

Ich lade die verehrlichen Interessenten zur **Besichtigung der Ausstellung in meinem Atelier** ein, und bitte mir etwaige Weihnachtsaufträge möglichst zeitig zukommen zu lassen. — **Vorherige Anmeldung** der Aufnahmen **wäre** erwünscht. **C. J. v. Dühren.**

Manuskripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuskripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher u. s. w. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Rich. Sattler, Braunschweig
(gegründet 1888).

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 16 Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Mineralquelle** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. In den Handlungen natürlicher Mineralwässer und in den Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen und geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-, Trink-** und **Badequellen, Mineral-, Moor-, Douche-** und **Dampf-Bädern,** zeitgemässen Einrichtungen zu **Kaltwasserkuren** u. **Massage,** ferner einer vorzüglichen **Molken-, Milch-** und **Kefyr-Kur-Anstalt. — Hochquellen-Wasserleitung.** — Angezeigt bei **Krankheiten** d. **Nerven,** d. **Athmungs-, Verdauungs-, Harn-** u. **Geschlechts-Organe,** zur **Verbesserung** d. **Ernährung** u. d. **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden u. d. Folgen entzündl. Ausschwitzungen. Eröff. **Anfang Mai.** Prosp. unentgeltlich.

In unserem Verlag ist erschienen:

General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche 2c. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.
Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.
Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz** und **Burgsteinfurt, Westf. Herrliche Lage. Honor. nach Heilg. Prospecte gratis. Aelteste staatl. durch S. M. Kaiser Wilhelm I ausgezeichn. Anst. Deutschl.**

Manuscript-

Angebote erbitten
Jacobi & Zocher, Verlagsbuchhandlung.
Leipzig-R., Oststraße 9.

Hierzu eine Beilage von Greiner & Pfeiffer's Verlag in Stuttgart „Türmer-Jahrbuch".

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 44. Berlin, den 2. November 1901. 30. Jahrgang. Band 60.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die Bedeutung der neuen Panzer. Von Prinz Vogelfrei. — Die Dreischichtung des städtischen Verkehrs. Von Dr. Hans Schmidkunz. — Höflichkeit im Familienleben. Von Richard Wulckow (Darmstadt). — **Literatur und Kunst.** J. V. von Scheffel in seinen Beziehungen zum Buchhandel. Von Rudolf Schmidt (Rixdorf). — Bellini. Von Hermann Springer (Berlin). — **Feuilleton.** Die Probe. Aus der Tragikomödie der Liebe. Von Theodor von Sosnosky. — **Aus der Hauptstadt.** Eine neue Komödie von Hermann Bahr. Von Timon d. J. — Aus unseren Kunstsalons. Von J. Norden. — Notizen. — Anzeigen.

Die Bedeutung der neuen Panzer.

Seeluft macht frei. Und in den Furchen, die Columb gezogen, geht Deutschlands Zukunft auf. So sagte ein König, und so ein Poet, der bei einem Könige in Audienz erschienen war. Bisher wurden ihre Worte gedreht und gedeutelt. Man dachte dabei an die politische Macht des Reiches, an den stolzen Ruf: „Ich bin ein deutscher Bürger!" Man blickte visionär hinein in die schwarz-weiß-rothe Zeit, wo deutsche Volkskraft den Erdball erobert haben und am deutschen Wesen die Welt genesen sein würde. Das Meer erweitert die engen Grenzen der Heimath; im Kampfe mit ihm wächst ein adliges Geschlecht heran, dem gegenüber die kleinen Tücken und Chicanen des Polizeistaates nicht mehr verfangen, das Kaiser und Vaterland nicht in der Furcht des Herrn, sondern mit stolzer Freude und erhobenen Hauptes liebt. Seeluft macht frei. Und in den Furchen, die Columb gezogen, geht Deutschlands Zukunft auf.

Herr Staatssecretär v. Tirpitz hat die Schwärmer eines anderen belehrt und uns Wahrheit über die Bedeutung der neuen Panzer verkündet. „Jeder neue Panzer," so teilte er dem Abgeordneten Müller-Sagan mit, „bedeutet ein neues Schwergewicht in der Wagschale des Freihandels." Daß das Wort Schwergewicht hier falsch angewendet worden ist, möge auf sich beruhen bleiben. Herr v. Tirpitz verdankt seine hohe Stellung nicht seinem Redetalente, und wenn er wirklich das Wort geprägt hat, das Müller-Sagan ihm in den Mund legt, dann sind andere staatssecretärische Irrthümer interessanter und bedeutungsvoller, als die Verwechslung des Schwergewichtes mit einem Kilogrammstück.

Das Freihandelsgespenst geht ruhelos in den Bureaux am Leipziger Platze um, und der Traum von der Export-, der Weltmarkt-Politik spukt in hundert greisen Beamtenhäuptern, seit des Kaisers Majestät sich den Herren Wiegand und Ballin freundlich geneigt hat. Daß Deutschland eine mächtige Flotte allein dazu gebrauche, um seinen Handel zu schützen; daß Deutschland dieselbe Flotte zur Sicherung seiner Brodversorgung benöthige, davon ist bisher freilich nur in den untergeordneten und ganz verständnißlosen Blättern des Uebersee-Freisinns phantasirt worden. Den deutschen Handel mit Waffengewalt zu vernichten, das fällt Niemandem ein, so lange unser Landheer in eherner Kriegstüchtigkeit auf dem Plane steht! Die Eroberung des Weltmarktes aber ist ausschließlich Sache unsrer Handlungsreisenden und der guten Waaren, die sie im Musterkoffer mit sich führen. Dazu verhelfen Kriegsschiffe nicht und nicht gezogene Kanonen. Auf der anderen Seite giebt es kein tödtlicheres Argument gegen den Export- und Freihandels-Rausch als die Meinung, daß wir ohne Riesenflotte im Kriegsfalle verhungern müßten. Denn der übermächtige Feind könne uns dann nach Gefallen die Brodzufuhr unterbinden. Solchen brombeerbilligen Gründen gegenüber dürfen die Agrarier siegesfroh in die Posaune stoßen. Auch die stärkste Flotte kann vernichtet werden; Gott der Allmächtige blies, und die Armade flog nach allen Winden. Columbs Furchen sind keine Ackerfurchen. Wollen wir Deutschlands Versorgung mit Brod unbedingt sichern, so haben wir nur nöthig, die deutsche Landwirthschaft leistungsfähig zu erhalten.

Der Staatssecretär im Marineamt ist ein Schäker, vermuth' ich. Er hat mit Herrn Müller-Sagan geistvoll gescherzt und ihm Hoffnungen erweckt, die zu erfüllen ganz und gar nicht in seiner Absicht lag. Vielleicht haben ihm einige freisinnige Vereinigungs-Phantasten wirklich geglaubt und mit den paar Kriegsschiffen, die sie der Regierung bewilligten, einen Ueberhandelsvertrag zu erschachern gehofft. Um so schlimmer für sie. Dann sind sie die Hineingefallenen. Und dann hätten sie mehr Anlaß als die Agrarier, Herrn v. Tirpitz zu zürnen. Im Ernst kann ja der Staatssecretär im Marineamte unmöglich den Versuch gemacht haben, die große Mehrheit der Nation mit Abneigung gegen jede weitere Verstärkung unsrer Kriegsflotte zu erfüllen und besonders den Landwirthen bündig zu beweisen, daß sie Selbstmord begehen, wenn sie neue Panzer bauen lassen. Der Staatssecretär im Marineamte, der doch ein Politiker ist, sozusagen, konnte unmöglich seine Politik auf die dreizehn Mann der Freihandels-Partei kat exochen stützen und der zollfreundlichen Reichstagsmehrheit in's Gesicht schlagen wollen. Nein — die Bedeutung unsrer neuen Panzer liegt nicht in ihrer Wirkung auf die Freihandels-Wagschale. Dafür sind sie uns zu lieb. Wir werden ihrer eines Tages bedürfen, wenn vor Puerto Cabello die deutsche Flagge beschimpft wird; wenn die Regierung von Argentinien dem scheußlichen Handel mit deutschen Mädchen nicht steuert, der in Buenos Aires unter ihren Augen betrieben wird; wenn wieder ein Diederichs die Frechheiten eines Dewey einstecken muß. Wir benöthigen unsrer Panzer, mit einem Worte, zum Kriegführen. Darin

Digitized by Google

liegt ihre Bedeutung, nicht aber in der Ausübung jener zwar anstrengenden, doch durchaus friedlichen Arbeiten, die dem günstigen Jahresabschlusse kaufmännischer Firmen voran zu gehen pflegen.

Prinz Vogelfrei.

Die Dreischichtung des städtischen Verkehrs.

Von Dr. Hans Schmidkunz.

Es geschieht häufig, daß Uebelstände bis zu einem kaum erträglichen Grad anwachsen und als solche mit allen ihren Schäden gefühlt und theilweise auch erkannt werden, daß man sich aber an sie gewöhnt und nicht gegen sie ankämpft, weil man sie als unabänderliche Folgen gegebener Verhältnisse betrachtet. Ein solcher Uebelstand ist die Ueberfüllung mancher städtischen Straßen und Plätze, mit ihren Gefahren der Zusammenstöße zwischen Fahrzeugen und des Ueberfahrens von Passanten. Man könnte sich leicht in breiten Schilderungen dieses Gewühles und seiner Nöthe ergehen, der Angst und Sorge namentlich schwächerer Leute beim Ueberschreiten solcher Fahrdämme, der Ansprüche an die Aufmerksamkeit eines Wagen- oder Radlenkers, denen dieser hinwieder durch eine entsprechende Rücksichtslosigkeit begegnet, u. dgl. m. Man gedenkt dabei hoffentlich ganz besonders unserer Kinder, die einer weiteren Befriedigung ihres Bewegungs- und Spieltriebes unbedingt bedürfen, in den gepreßten Räumen unserer großen Städte diese Befriedigung nur in ganz ungenügendem Maße finden und nun zwischen eiligen Passanten und schwerfälligen Rollgefährten, zwischen Rad- und Wagenfahrern jeglicher Art nicht nur Gesundheit und Leben auf's Spiel setzen, sondern auch uns Andere und namentlich die Wagenlenker aufhalten, für die zumal die Ferienzeit wegen der Häufigkeit der herumschweifenden Kinder eine ganz besonders gefürchtete Periode ist.

Daß es zu diesen Zuständen kam, ist mit ein Bestandtheil der Entwicklung unserer Großstädte aus der Enge früherer Zeiten heraus. Der Verkehr hat sich vermehrt und beschleunigt, die Straße und der Platz haben sich erweitert, das planvollere Anlegen und Erweitern von Städten oder Stadttheilen hat zu den schematischeren Formen der geraden Straßen, der regelmäßigen Plätze, der Verstellung von Verkehrslinien durch öffentliche Anlagen und des Ineinanderführens der Verkehrsstrahlen durch scharfe oder gar gehäufte Straßenkreuzungen, zumal in den „Sternplätzen", geführt. Gegen die Verkehrs-Erschwerungen, Gesundheitsschädigungen und Unschönheiten, die aus all dem entspringen, hat sich seit einiger Zeit eine ganz eigene, modern künstlerische Bewegung entfaltet, die gegen die bisherige Anlageweise unserer Städte Widerspruch erhebt und es an positiven Vorschlägen zu einem Ersatz dieser Weise, theilweise sogar schon an Musterausführungen in diesem Sinne nicht ermangeln läßt. Sie zeigt auch genau die Thatsachen der Ueberfüllung unserer Straßen und Plätze, die Gründe dieser Thatsachen und zum Theil auch Mittel zu ihrer Ueberwindung auf. Dabei gilt es namentlich eine Anlageform der Straßen und Plätze, bei welcher der Verkehr weniger in einander als aus einander geführt werden würde. Immer aber dürfte eine wirkliche Erlösung aus diesen Nöthen erst dann zu erhoffen sein, wenn eine geradezu krampfhaft festgehaltene Voraussetzung fallen gelassen wird, die unseren städtischen Verkehr mit bestimmt, und die, wenn man sie nicht endlich aufgiebt, zu einer immer ärgeren Verfilzung und Pressung der Verkehrswirrniß auf unseren Straßen und Plätzen führen muß.

Halten wir an, und sagen wir uns, daß die Behauptung der Ueberfülle des städtischen Verkehrs auf den Fahrdämmen (zum Theil auch auf den Gehsteigen), der aus ihr folgenden Gefahren und der Dringlichkeit gründlicher Abhülfe keine Privatmeinung und noch weniger etwa eine Zukunftsmusik, sondern etwas objectiv Sicheres ist.

Weniger objectiv sicher ist wohl die Auffindung des springenden Punktes oder der springenden Punkte in diesen Verhältnissen und in den Aussichten zu ihrer Ueberwindung. Ganz nahe liegt freilich der Ausweg, unsere Straßen und Plätze für noch zu enge zu halten und ihre fortgesetzte Verbreiterung als den Ausweg aus jenen Nöthen zu betrachten. Wir sollen also noch breitere Straßen bekommen. Bedenklich macht hier sofort die Frage, wohin dies denn schließlich führen werde. Erst war die mittelalterliche Straße zu eng, nun ist es die moderne, und bald wird es die für die nächste Zukunft erhoffte sein. Wohin gerathen die Straßenränder und damit unsere Städte, wenn die Straßen etwa mit jeder Generation um 10 m breiter werden?

Allein noch näher liegt ein anderes Bedenken. Je enger die Straße, zumal der Fahrdamm, desto leichter und schneller schlüpft jemand über sie hinüber, desto weniger von der ganzen gefahrdrohenden Verkehrsmasse kann sich auf ihr entwickeln, und desto weniger trägt sie zur Entfaltung von Staub und Schmutz bei. Je breiter sie ist, desto mehr vergrößern sich manche Uebel, um deren willen man mit den engen Straßen unzufrieden ist. Man stelle sich eine der übermäßig befahrenen Hauptverkehrsadern unserer Städte vor, die mit ihrem etwa 15 oder 20 m breiten Fahrdamm bereits heute einen nur mühsam und mit Lebensgefahr zu durchschwimmenden Strom darbietet — man stelle sich diese Straße um's Doppelte breiter vor, und man wird sehen, daß das Uebel eben in der Hauptsache um's Doppelte vergrößert ist. Nun aber stehen wir vor einem bösen Widerstreit: zurück in's noch Engere gehen können wir zwar bei manchen Arten von Straßen, nicht aber bei den hier entscheidenden; stehen bleiben beim jetzigen Zustand geht gegenüber der Schwere der ganzen Angelegenheit auch nicht, und die jetzigen Zustände nur eben erweitern führt erst recht zum Unheil. Dieser Widerstreit entstammt einer Voraussetzung, die hier unwillkürlich hereingetragen wird: der Voraussetzung, daß sich das Verkehrsleben nur in den zwei Dimensionen des Straßenniveaus entfalten könne. An sich ist sie ja vorerst durch gar nichts begründet; sie zu beweisen wird wohl recht schwer halten. Und man braucht nicht einmal Fachmann der Mathematik zu sein, um einzusehen, daß das, was in zwei Richtungen nicht möglich ist, in dreien versucht werden soll. Also versuchen wir in die Höhe und Tiefe, über und unter die Straße zu gehen! Wie dies zu geschehen hat, wollen wir weiterhin sehen. Vorläufig sind wir bei einer zweiten Erkenntniß angelangt, die der ersten von der Unhaltbarkeit der gegebenen Zustände an Sicherheit schwerlich nachsteht: der Erkenntniß, daß der springende Punkt für eine Ueberwindung jener Uebel in der Entlastung des Straßenniveaus liegt.

Versuchen wir nun, in lothrechter Richtung zu gehen, um neue Linien und Flächen des Verkehrs zu finden, so ist leicht einzusehen, daß das bisherige Straßenniveau immer die feste Grundfläche für alles Bauen und für allen Verkehr bilden wird; das liegt ohne Weiteres in der Natur des Erdbodens. Das Straßenniveau ist naturgemäß gegeben; Höhen über ihm und Tiefen unter ihm sind es nicht; ob nun Anlagen über ihm 3 oder 6 m hoch, Anlagen unter ihm 3 oder 6 m tief stehen, ist zunächst nicht wesentlich. Bleibt so das Straßenniveau die feste Norm für alles Weitere, so fragt es sich hauptsächlich nur, ob wir uns unter ihm, auf ihm oder über ihm bewegen. Demnach wird es sich um drei Schichten handeln, in die wir den städtischen Verkehr leiten können; und als kurze Formel, die vorläufig gebraucht werden mag, bis sich eine bessere findet, darf wohl die von der Dreischichtung des städtischen Verkehrs aufgestellt werden. Dies wäre der dritte Punkt, zu dem wir gelangt sind.

Unerhört sind Verkehrswege über einander längst nicht

Digitized by Google

mehr. Jede Brücke über einen Verkehrsweg, über ein befahrenes Wasser, über eine Straße, über eine Eisenbahn schafft eine Zweiheit von Verkehrsschichten. Die Stadt Venedig besitzt eine ausgedehnte Zweischichtigkeit ihres Verkehrs: tiefer die Canäle, höher die Straßen, Plätze und Brücken. Doch auch eine Dreischichtigkeit ist hier und da bereits Thatsache. Die Untergrund- und Hochbahnen in einigen Weltstädten sind die ersten Stücke dessen, was wir meinen. Allein einerseits reicht, was hiervon vorhanden ist, noch entfernt nicht zu, um gründlich zu helfen; dient es ja doch eher dazu, den übrigen Verkehr zu verstärken, als ihn zu absorbiren. Und das hier bisher Erreichte vermag ja auch nur einen kleinen Theil des Niveauverkehrs zu ersetzen, da es sich dabei fast bloß um Schienenwege handelt. London kann sich zwar in Folge seiner Untergrundbahnen den Verzicht auf Trambahnen leisten, wie sie in den uns näher liegenden Städten, namentlich als elektrische, zu den Hauptsündern des Straßenverkehrs gehören; und doch ist der Londoner Straßentrubel der stärkste auf der Welt. Dringend wünschen wird man eine Vermehrung der Unter-Niveaubahnen und der Ueber-Niveaubahnen immerhin: eine radicale Erlösung aus unseren Uebeln wird man von ihnen nicht erhoffen.

Muß ja doch ein beträchtlicher Theil des Fahrverkehrs im Straßenniveau bleiben, und zwar wohl für immer. Alles schwerer Bewegliche, alles Zubringen von Baumaterial, von größeren Waaren zum Handel und zum Hausbrauch wird sich nicht gut vom Erdboden und somit vom Straßenniveau entfernen. Alles leichter Bewegliche und mannigfaltiger zu Bewegende, also vor Allem wir Fußgänger selber, wird bequemer in eine andere Fläche zu weisen sein. Soweit die Fußgänger im Straßenniveau bleiben, wird auch das Hauptübel fortdauern: ihr Zusammentreffen mit Fahrzeugen. Nun müssen wir beachten, daß unser Wohnen, unser geschäftliches Arbeiten und selbst unser Erholen sich zumeist in den verschiedenen Stockwerken der Häuser abspielt: theils im Erdgeschoß, theils in einem der drei oder vier höheren Geschosse, durchschnittlich also im zweiten, mindestens in einem hohen ersten Stock. Dadurch ist von selber unser nächstes Hin und Her auf ein ungefähr in dieser Höhe liegendes Niveau gewiesen. Und damit käme ich zu einer näheren Ausgestaltung des bisher Angeregten, die jedoch im Gegensatz zu den früheren Feststellungen und Erkenntnissen nur als ein subjectiverer Vorschlag, als etwas wie eine Zukunftsmusik gelten will: zu der Verlegung der Hauptmasse des Fußgängerverkehrs in die Höhe von sagen wir zwei Stockwerken oder etwa 10 m über dem Straßenniveau, auszuführen durch die Anlage von Fußsteigen, auf Pfeilern ruhend oder in Ketten hängend und womöglich wettergeschützt, an oder neben den Häusern in dieser Höhe. Straßenüberquerungen, Eintrittsthore in die Häuser, Treppen oder schiefe Ebenen nach abwärts, Verbindungen der Steige unter einander und eventuell mit jenen Häusern, „Ausweichungen", Ausbuchtungen u. dgl. m. sind Einzelheiten, die dem Techniker die geringste Sorge machen werden.

Es scheint, das Uebel des Treppensteigens würde dadurch in's Unabsehbare vermehrt werden. Allein wir mußten ja einsehen, daß der Durchschnitt unseres alltäglichen Treibens jedenfalls höher liegt als das Straßenniveau; folglich muß sich so das Treppensteigen nicht vermehren, sondern vielmehr vermindern. Eine schwierigere Frage wird schon das Wo und Wie des Anbringens der Steige sein. Unmittelbar an den Häusern hinlaufend werden sie vielleicht nicht in Fensterhöhe, sondern eher zwischen den Fensterhöhen (etwa $1^1/_2$ Stockwerke hoch) anzubringen sein, dann freilich mit dem Uebelstand, daß sie den unteren Geschossen und der ganzen Straße Licht und Sonne schmälern. Dagegen dürfte ein Einbau des Weges in die Häuser, eine Art Arkadengang, bautechnisch nicht unmöglich sein und hinwider ästhetisch werthvoll, ja sogar vielleicht geradezu stylbildend wirken. Je nach der Schwierigkeit solcher Anlagen wird sich eher die Anbringung von Fußsteigen über der Straßenmitte empfehlen, mit entsprechenden beliebigen Abzweigungen in die Häuser. Wo eine Hochbahn schon besteht, kann ihr ein Seitensteg für Fußgänger angefügt werden; wo Hochbahn und Fußweg sich kreuzen müssen, ist die Drüber- oder Drunterführung des Steiges um so leichter, als ja schon das Uebereinanderlaufen von Hochbahnen nichts Unerhörtes mehr ist, und als wir schon vorher erkannt haben, daß es dabei auf ein paar Meter höher und niedriger nicht ankommt. Hochgelegte schmale Bahnen für Radfahrer, etwa in der Nähe der künftigen Fußsteige, in Analogie zu den jetzigen Radwegen, werden sich dann ebenso empfehlen, wie sich ein Verbleiben der Automobile im Straßenniveau empfehlen wird.

Indessen sei nochmal betont, daß ein solches Entwerfen der Formen, in denen sich die „Entlastung des Straßenniveaus" vollziehen mag, nicht im geringsten bindend sein will für die Anerkennung dieses Princips, vielmehr nur Beispiele zur Anregung vorführen soll. Allerdings zeigen sie auch die Möglichkeit, nach dieser Richtung hin mit kleinen Versuchen vorzugehen. Manche „Sternplätze" in Großstädten, beispielsweise in Berlin der Potsdamer Platz, haben ihre Verkehrsgefahren bereits in's Bedenklichste gesteigert. Nun werden die in früherer Zeit leider so häufigen Niveau-Uebergänge über Eisenbahnen, wie man nachgerade schon bei den kleinsten Stationen sieht, durch Ueberführungen mittels Brücken, eventuell durch Unterführungen, ersetzt. Tunnels unter der Themse und unter der Spree sind ebenfalls nichts Neues mehr. Der vorhin genannte Platz in Berlin wird gerade jetzt mit einer Tiefbahn unterbaut werden. Angesichts all dieser Verhältnisse ist es wahrlich keine zu arge Zukunftsmusik, die Unterführung eines solchen Platzes durch kleine Tunnels oder noch besser seine Ueberbrückung anzuregen; in diesem Fall könnten am besten zwei flachbogige Fußgängersteige gleich den Gurten eines Kreuzgewölbes sich über der Mitte des Platzes kreuzen und so jede von vier wichtigeren Ecken des Platzes mit jeder anderen von diesen verbinden. Die Kreuzungsstelle wäre zu erweitern zu einer Art von Rondell, ruhend auf mächtigen, doch schmalen und unten nichts hemmenden Pfeilern, den Platz auch ästhetisch beherrschend, mit entsprechender Beleuchtung u. dgl. ausgestattet.

Selbst so weit erlaube ich mir in der Ausmalung dieser Zukunftsbilder zu gehen, daß ich an die — vielleicht sogar unvermeidliche — Anbringung von Verkaufsläden an der Seite der künftigen Höhenwege denke, seien es kleine Buden an der Seite freischwebender Steige oder größere Geschäfte in dem Häuserstockwerk, an das sich eventuell der Steig anlehnt. Für den ersteren Fall ist das Vorbild des Ponte rialto in Venedig wohl allbekannt. Und jedenfalls ist mit all dem der Architectur die günstigste Gelegenheit dargeboten, eine neue eigene Sprache zu sprechen, zumal auf Grund des nun immer mehr einem neuen Styl entgegendrängenden Materiales, des Eisens.

Wird der Hauptstrom des Fußgängerverkehrs und mit ihm vielleicht auch ein Theil der ausstattungsreichen Verkaufsläden vom Straßenniveau abgezogen, wird anderswo nur so viel Raum gewährt und nur so viel neben einander geduldet, wie eben nöthig ist, so wird sich wohl auch eine gewisse Sorte von Fahrern verringern, die hauptsächlich fahren, um gesehen zu werden, und die um so mehr Werth auf schnelles Fahren legen, je mehr Zeitüberfluß sie haben, und je mehr sie darauf rechnen können, von Anderen bewundert zu werden und hinwider sich über Andere, die langsamer und armseliger vorwärts kommen, erhaben zu fühlen. Eher wird man sich dafür interessiren, in der Höhe bessere Luft und mehr Licht zu genießen, als in der Tiefe. Zu den in manchen Städten, besonders in New York, nun beliebt werdenden Dachgärten, die zum Theil Vergnügungslocale sind, wird dann der Weg wohl schneller und häufiger führen als jetzt. Städte mit „Wolkenkratzern", wie eben New York, werden zweckmäßig ihre

Digitized by Google

Höhenwege weiter aufwärts legen als unsere niveaumäßiger gebauten Städte.

Jedenfalls wird die Erlösung aus den Straßenübeln durch die in die Höhendimension gehende Dreischichtung nicht vollkommen wirken, ehe sie nicht ergänzt ist durch eine in's Wagrechte gehende Zweischichtung: dutch die noch weit mehr als bisher durchzuführende Trennung des Geschäftslebens im Innern und des Wohn- und Erholungslebens im Aeußeren der Städte, die allerdings auch wieder das Verschwinden der „deutschen" (durch eine größere Mittagspause unterbrochenen) hinter der „englischen" (continuirlichen) Arbeitszeit voraussetzt. Bei einer solchen Entwicklung wird die Reservirung des Straßenniveaus für die Geschäftsfahrten und der Höhensteige für den Verkehr zu Fuß natürlich in der inneren Stadt ganz besonders am Platze sein. Die etwa an den Häusern hinlaufenden Steige werden die Gebäude oder Baublöcke umziehen wie der Balcon das Schweizerhaus und werden, da hier Passanten und Inwohner einander näher stehen als in den Wohngegenden, auch mehr als anderswo einen integrirenden Bestandtheil des Gebäudes oder der Gebäude ausmachen. Je weiter nach der Peripherie oder gar gegen das Land zu, desto mehr wird die „Einschichtigkeit" des Verkehrs angemessen sein.

Ausgehend von der sicheren Kritik bestehender Uebel und der leicht einsehbaren Dringlichkeit der „Entlastung des Straßenniveaus" durch eine Dreischichtung des Verkehrs, die doch an jenem Niveau ihre feste Grundlage findet, schien mir hauptsächlich die Verlegung des Fußgängerverkehrs in die Höhe der nächste Schritt zur Erreichung des ganzen Systems zu sein, ohne daß ich jedoch von diesem Schritt oder gar von den mir gut scheinenden Einzelheiten die Reform im Gesammten abhängig sein lasse. Und zwar schon deßwegen nicht, weil der thatsächliche Verlauf einer solchen Neuformung Verhältnisse und Aussichten zu bringen pflegt, mit denen Anfangs nicht zu rechnen war. Sicher aber ist für mich, daß auch beim rücksichtslosen Verachten der hier entfalteten Gedankengänge die Noth der Sachlage sich selber die Auswege erzwingen wird, die es gegen eine der eingreifendsten Lebenshemmungen innerhalb der Welt unserer Städte giebt. — Wie ich nachträglich dem „Berliner Local-Anzeiger" vom 11. October d. J. entnehme, hat schon Werner von Siemens die Unhaltbarkeit des heutigen Straßenverkehrs vorausgesehen und deßhalb vorgeschlagen, das Straßenniveau ausschließlich für den Fuhrwerk- und Lastenverkehr zu verwenden, dagegen für den Fußgängerverkehr laufende Gallerien in der Höhe des ersten Stockwerks zu bauen. Das heutige Parterre würde also vollkommen dem Güterverkehr dienen, während die Läden mit den Auslagfenstern sich im ersten Stockwerk befinden würden, wo die auf den Gallerien vorüberziehende Menge ihre Einkäufe besorgt.

Höflichkeit im Familienleben.

Von Richard Wulckow (Darmstadt).

„Bitte, liebe Mama, sei nicht böse, daß ich so spät vom Tennis komme; es war so heiß, und wir konnten deßhalb erst recht spät anfangen."

„Das ist ja auch nicht schlimm, liebes Herz, aber Du weißt, daß Papa beim Abendessen gern Alle um sich hat und daß die jüngern Geschwister zeitig zu Bette müssen, um morgen früh frisch für die Schule zu sein."

„Nun," legte sich der freundliche Papa in's Mittel, „die heißen Tage werden ja bald verschwinden, und dann kommt die Sache von selbst wieder in Ordnung. Nun aber zu Bett, ihr junge Gesellschaft; gute Nacht Gustel, gute Nacht Trude; vergeßt nicht, nach dem kranken Großpapa zu sehen."

Und mit herzlichem Händedruck verabschiedet der Papa die Kinder, ihnen freundlich zunickend; sie sollen von der Mama in's Schlafzimmer geführt werden, vorher aber mit leisem Wink auf einen Abschied von dem zum Besuch anwesenden „Onkel" — das bin ich — aufmerksam gemacht werden.

Der zehnjährige Gustel reicht mir mit treuherzigem Augenaufschlag die Hand, ebenso das siebenjährige Trudchen und macht dazu ihr verschämtes Knixchen. Und dann geht die Mama mit den beiden Kindern unter freundlichem Nicken und Winken hinaus. Die heranwachsende Lolo hat sich bereits eifrig an's Nachtessen gemacht, denn das Tennisspiel schärft den Appetit, und ist bald mit dem behaglichen Papa und dem ernsten „Onkel" in munterem Gespräch.

Man hat für solche harmlos lieben Familienscenen nicht immer den gleichen empfänglichen Blick und das gleiche offene Herz, aber nach einem arbeitsvollen und ermüdenden Tage war ich für das kleine Idyll, das sich im Hause meines Freundes eben abgespielt, ganz besonders empfänglich gewesen. Und so hatte ich noch Abends spät, als ich meinem eigenen Heim zuschritt, im Nachsinnen und Nachschauen der kleinen Scene ein wahres und echtes Glücksgefühl, weil sie mir den hohen Segen zum rechten Bewußtsein gebracht hatte, seine Jugendzeit in einem harmonisch gestimmten, von inniger Zuneigung und echter „Höflichkeit des Herzens" getragenen Kreise zubringen zu dürfen und in späteren Tagen der feste Mittelpunkt eines ähnlichen Kreises zu sein. Es trat mir klar vor die Seele, wie der traute Familientisch, der herzliche, liebevolle Verkehr zwischen den Eltern, Kindern und näheren Verwandten die Werkstätte inneren Glücks und innerer Zufriedenheit für das spätere Leben ist, wie die freundlichen aufmerksamen Formen, innerhalb deren das Leben solcher begnadeten Kinder sich abspielt, sich als ein durch nichts zu ersetzendes Bildungs- und Erziehungsmittel darstellt, ihnen aber zugleich einen Schatz von innerer Kraft und Reinheit zuführt, der sie später vor mancher Anfechtung und Gefahr sicherstellen kann.

Wer öfters Gelegenheit hatte, Blicke in verschiedenartige Familienkreise zu thun und das in ihnen herrschende Wirken und Walten zu beobachten, der wird Bilder recht verschiedener Art und darunter auch so manches Unerfreuliche in seine Seele aufgenommen haben.

Er wird dem gleichgiltigen äußeren Dahinleben, der einseitigen schlichten Pflichterfüllung und Thätigkeit, dem flachen, zum ernsten Nachdenken wenig geneigten Frohsinn und der leichtfertigen Sorglosigkeit, er wird auch der trüben mürrischen Verdrossenheit, ja der ausgesprochenen Neigung zu Hader und Streit begegnet sein. Das Bild eines wahrhaft harmonischen Zusammenlebens, frei von steifer Förmlichkeit wie von völliger Ungebundenheit, getragen von dem Bedürfniß und der Gewohnheit, in freundlichen gewinnenden Formen allen Mitgliedern des Kreises zu begegnen und seinen Pflichten stets freudig nachzukommen — ein solches Bild ist recht selten. Daher prägt es sich fest unserer Erinnerung ein.

Nun wollen freilich unsere strengen Moralphilosophen von diesen schon von früher Jugend geübten freundlichen Lebensformen nicht viel wissen und suchen uns zu überzeugen, daß nur der innere sittliche Werth des Menschen von Bedeutung wäre und für seine Schätzung in Betracht käme, daß aber alle diese Formen nur nichtige Eitelkeit und leerer Tand wären.

Mit solchen „Principien" — die Bezeichnung trifft keineswegs zu — ist heutzutage nichts mehr anzufangen. Sie haben aber auch früher kaum jemals eine wirkliche Geltung gehabt. Denn Niemand entzieht sich völlig der Wirkung einer angenehmen äußern Form, ja wir sind sogar geneigt, angenehme und verbindliche Umgangs- und Bewegungsformen mit liebens-

Digitized by Google

werthen Herzens- und Gemüthseigenschaften in Verbindung zu bringen.

Wir wissen zwar sehr wohl, daß so manche conventionelle leblose Formen in unser sociales Leben eingedrungen sind, und daß oft bei allem gefälligen Wesen die eigentliche Höflichkeit des Herzens in Goethe'schem Sinne fehlt, eine Tugend, an deren Uebung der Mensch in seinem innersten Wesen betheiligt ist, weil ihr ein inneres Bedürfniß, nicht eine äußerliche Absicht zu Grunde liegt. Aber dem guten Eindruck freundlicher Formen entziehen wir uns darum doch nicht, und wenn wir eine kleine optimistische Ader haben, so werden wir häufig hinter der Außenseite der gefälligen und freundlichen Form auch angenehme Herzens- und Gemüthseigenschaften vermuthen, und das mit vollem Recht.

Nähmen wir aber auch an, daß diese angenehmen Formen thatsächlich nur bloße Aeußerlichkeiten seien, die man im gesellschaftlichen Leben wie eine Münze ausgiebt und empfängt, so wird man doch zugestehen müssen, daß im Gegensatz hierzu eckige plumpe Form und kühles unfreundliches Verhalten etwas Peinliches und Abstoßendes haben, daß es daher in jedem Falle gut ist, diesem Theil unserer Erziehung eine recht große Sorgfalt zu widmen und dafür zu sorgen, daß unsere Kinder lieber einen anmuthenden und freundlichen, als einen kühlen oder ungünstigen Eindruck machen.

In welcher Weise und Form den Schulen aller Kategorien eine ästhetische, d. h. dem Anmuthigen und Schönen zugewandte Unterweisung zugeführt werden kann, ist Sache einer eingehenden pädagogischen Untersuchung, die an dieser Stelle keinen Platz hat. Hier kann es nur darauf ankommen, einem weiten Kreise gebildeter Leser beider Geschlechter den Werth des ästhetischen Elements für Schule und Leben durch einzelne Bemerkungen klar zu legen. Bemerken muß ich jedoch auch hier, daß endlich der Ruf: „Mehr Aesthetik für die Schule" zum Durchbruch und auch zur Geltung kommt und daß auf eine nicht ferne Zeit erhofft werden darf, wo man sich der Thatsache schämen wird, daß die Erziehung unserer deutschen Jugend den mächtigen Erziehungsfaktor der Aesthetik bisher hat entbehren müssen.*)

Zunächst muß daran erinnert werden, daß schon in früher Jugend durch fleißige Benutzung aller gefühlsanregenden Stoffe der Lehrer sehr viel beim Unterricht zur Bildung des in uns ruhenden Sinnes für das Schöne thun kann. Je mehr er sich für diese hohe Aufgabe erwärmt und je sorgfältiger er durch Studium und eigenes Nachdenken sich dafür vorbereitet, desto mehr wird es ihm gelingen, der Jugend für das Schöne und Freundliche das Auge zu öffnen und das Herz zu erwärmen. Und solche Stoffe liegen uns so sehr nahe. Das weite Reich der Natur mit seinen unendlichen, immer neuen Schönheiten, Gesang und deutsches Lied bieten hierzu die ersten Handhaben. Der blühende Baum und das blumige Feld, der hochragende schattige Wald, der lauschige blaue See mit seinen bewaldeten Ufern, das ferne, auf dem Horizont gelagerte Gebirge mit seinen herrlich geschwungenen Linien — aber auch der kleine, klar dahinrauschende Bach, die bescheidene Wiesenblume, die wogende Saat, Sonnenaufgang und -Untergang, das mondbeleuchtete Feld, der Sternenhimmel in lauer Sommernacht und so vieles Andere, an dem die Kinder meistens achtlos vorübergehen, bietet dem empfindenden sinnigen Lehrer genügende Veranlassung, auf den Reiz und die Herrlichkeiten der uns umgebenden Natur hinzuweisen.

Daß unsere deutsche Poesie, in erster Linie unser herrliches Volkslied ein mächtig wirkendes Mittel zur Weckung und Anregung des Schönheitssinnes wie des feineren Empfindens ist, braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden. Aus diesen erneuten Anregungen und Eindrücken bildet sich aber allmälig beim Kinde eine bestimmte Stimmung für das Schöne und Wohlgefällige, eine Disposition heraus: es lernt durch die Gewöhnung das Auge selbstständig am Anschauen des Schönen zu üben und später das Schöne selbst zu erkennen und zu beurtheilen.

Ebenso erwächst auf naturgemäße Weise eine unbewußte Abneigung gegen das Gegentheil, gegen alles Formlose, Unschöne und Häßliche; und aus diesen Gegensätzen entspringt die Neigung, überall mit den vorhandenen Kräften dieses Unschöne zu beseitigen und dafür das Gefällige und Ansprechende an die Stelle zu setzen.

Natürlich giebt es auch Fälle, wo ein ausgesprochener Mangel an natürlichem Schönheitheitsgefühl vorliegt, dem die Gegenstände weder Mißfallen noch Wohlgefallen einflößen. Hier wird die erzieherische Aufgabe sehr schwierig sein. Aber solches absolute Fehlen jedes ästhetischen Sinnes, aus dem nothwendig das gänzliche Unvermögen entsteht, das Zweckmäßige oder Schöne an den Gegenständen zu beurtheilen und von dem Häßlichen und Zweckwidrigen zu unterscheiden, findet sich zum Glück recht selten. In manchen Fällen beruht dies Unvermögen auf Mangel an jeder Anweisung und Anregung, und in diesem Falle wird dem bisher vernachlässigten Sinne aufzuhelfen, das ungetrübte Auge wenigstens für ein gewisses Ahnen und Aufdämmern des Schönen zu gewinnen sein.

Es ist aber natürlich, daß hier die Resultate bei Weitem geringer sein werden, als bei den schon frühzeitig an das Schauen und Empfinden des Schönen Gewöhnten, oder gar bei den wenigen „hellen Joviskindern", die den frohen offenen Sinn für jede schöne Erscheinungsform, für jedes feinere Empfinden ins Dasein mitgebracht haben. Diese fühlen gar bald, daß das Schöne und das Anmuthige („Aesthetische") kein leeres Wort, sondern etwas Organisches ist, und daß alle Leistungen der Kunst nach dem schönen Wort des unvergeßlichen Altmeisters Ernst Curtius gemeinsamen — den — Zweck haben, „das Geistige im Körperlichen, das Unsichtbare im Sichtbaren zum Ausdruck zu bringen."

Wenn ich nun ein entscheidendes Gewicht darauf lege, daß die künstlerischen, ästhetischen Elemente im Menschen schon recht frühzeitig zu beachten und zu pflegen sind, so meine ich keineswegs damit, daß man dadurch lediglich der Entwickelung des Sinnes für anmuthige äußere Formen diene, sondern daß man damit zugleich auf die Veredelung des inneren Menschen überhaupt, auf ein freundliches, wohlwollendes Verhalten gegen den Nächsten, vor Allem aber gegen die uns verwandtschaftlich Nächststehenden, also gegen die Familie hinwirkt.

Wer von Jugend auf dazu angehalten wurde, alles Ungeschickte, Plumpe und Unschöne, sowohl in Haltung und Geberde, als auch in seiner Ausdrucksweise zu vermeiden; wem die gütige Natur eine sorgsame und feinfühlige Mutter gab, die nicht in mühevoller Dressur, sondern gelegentlich und von Fall zu Fall in freundlich überredender und überzeugender Form die Kinder zu freundlich-höflicher Lebensführung in Wort und Benehmen anhielt, in dem richtet sich ein fester Damm auf gegen alle jene kleineren und größeren Nachlässigkeiten und Verfehlungen im Verkehr mit dem uns nächststehenden Kreise und mit der Gesellschaft im Allgemeinen. Er wird sich die Fähigkeit erwerben, ohne irgendwie in Unnatur und Geziertheit zu verfallen, seinen Aeußerungen stets eine freundliche Form aufzuprägen, auch in kritischen Momenten Maaß nnd Ruhe zu bewahren und seinen Worten stets Schärfe und Herbheit fernhzuhalten. Diese allmälig erworbene Grundstimmung seiner Seele aber wird naturgemäß ihren freundlichsten und wohlthuendsten Ausdruck finden gegen die, welche seinem Blut und seinem Geschlecht angehören, oder die sonst das Leben in seine Nähe gerückt hat.

Wenn man den Satz aufstellt, daß die echte und rechte Gemüthsbeschaffenheit des Menschen neben der Weihe wahrer

*) Ich darf hier vielleicht auf meine Schrift: „Pädagogische Briefe an eine Mutter" (Leipzig bei H. Haessel) verweisen, wo im 10. Abschnitt (S. 111 ff.) der Gegenstand eingehend behandelt wird.

Digitized by Google

Religiosität nur durch die Gewöhnung zum Schönen erlangt werden kann, so bietet sich dafür kein geringerer Gewährsmann als Schiller. Seine „Briefe“ über die ästhetische Erziehung des Menschen sind, das kann gar nicht oft genug wiederholt werden, eine unerschöpfliche, lange nicht genug gewürdigte Fundgrube edelster und reifster Weisheit. Sie gipfeln in dem bekannten Satze: „Es giebt keinen anderen Weg, den Menschen vernünftig zu machen, als daß man ihn zuvor ästhetisch macht.“ Das darf man auch so ausdrücken, daß die Bildung zum Guten durch das Schöne gehen muß.

Diese prächtigen Auseinandersetzungen, deren festes Gefüge leicht erschüttert wird, wenn man sie auszugsweise wiedergeben will, enthalten in ihren inhaltreichen Sätzen den Beweis, daß es gerade die Schönheit ist, die auf die Entwickelung unseres inneren Lebens und dessen äußerer Kundgebung von entscheidendstem Einfluß ist. „Es gehört zu den wichtigsten Aufgaben der Kultur, den Menschen auch in seinem physischen Leben der Form zu unterwerfen und ihn, soweit das Reich der Schönheit nur immer reichen kann, ästhetisch zu machen, weil nur aus dem ästhetischen, nicht aber aus dem ursprünglichen physischen Zustand der moralische sich entwickeln kann.“ (Brief 23.)

Schon in einer früheren Abhandlung: „Ueber den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten“ hat unser großer Dichter die sittliche Bedeutung äußerer schöner Gewöhnungen in klares Licht gestellt. Er sagt dort: „Alle jenen materiellen Neigungen und rohen Begierden, die sich der Ausübung des Guten oft so hartnäckig und stürmisch entgegensetzen, werden durch den Geschmack aus dem Gemüth verwiesen und an ihrer Statt edlere und sanftere Neigungen darin angepflanzt, die sich auf Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit beziehen und, wenn sie selbst gleich keine Tugenden sind, doch ein Objekt mit der Tugend theilen.“

Dieser Gedanke wird von ihm in verschiedenen Formen und Schattirungen variirt, aus denen wir als den Kernpunkt Folgendes entnehmen können: Die Gewöhnung an gefällige äußere Form giebt uns eine wirksame Stütze gegen die Ausschreitungen des unmittelbar wirkenden Affects der Seele und weist der aufwallenden Empfindung eine bestimmte Grenze seiner Stärke an, über die er nicht hinausdarf. Wenn wir uns daher üben, stets Maß, gefällige Form und freundliches Verhalten zu beobachten, so daß wir nach ernster und aufmerksamer Arbeit an uns selbst immer weniger gegen diese Uebung verstoßen, so bauen wir uns eine feste Brücke zum Sittlichen und arbeiten wirksam an unserer inneren Veredelung.

Alle jene Härten, Unarten und Nachlässigkeiten, die wir leider noch häufig genug im Familienkreise antreffen, werden allmählich dieser heilsamen Zucht weichen und der Freundlichkeit, dem rücksichtsvollen und verbindlichen Entgegenkommen, der Höflichkeit und Herzlichkeit den Platz einräumen müssen.

Wer ideale Bilder von innigem, trautem Familienleben, von steter, freundlicher Rücksichtnahme und wahrer Höflichkeit gegen den ihn täglich umgebenden Kreis lange beobachtet hat, der wird jene oben angedeuteten übeln Gewohnheiten und Unarten innerhalb gewisser Familien stets als etwas Peinliches und Unwürdiges empfinden und sich des in ihm ruhenden Besitzes von wahrer Humanität immer auf's Neue erfreuen.

Der Familienkreis ist ein Mikrokosmos, eine Welt im Kleinen, mit den mannigfachsten Formen und Erscheinungsarten. Diese Welt, auf den edeln und reinen Principien wahrer Menschlichkeit, auf Selbstverleugnung, Vertrauen und herzlichem Entgegenkommen aufzubauen und täglich im Verkehr der einzelnen Glieder durch fröhliches Wort und freundliche Haltung Bausteine zu diesem segensvollen Bau beizutragen — das ist ein Werk höchster, menschlicher Bemühung werth. Denn dieser Bau bedeutet die echte Menschlichkeit und somit die Wohlfahrt und den Adel des künftigen Geschlechts, die von der Veredelung der Sitte und der ganzen Lebensführung in höchstem Maße abhängig sind. Er bedeutet zugleich den festen Damm gegen die schlimmen Elemente, die in die Familie eindringen können, gegen alles Unedle, gegen Kälte, Hochmuth, Gleichgiltigkeit, Herbheit, Schroffheit — kurz gegen alle sittliche Verrohung.

Es ist die Pflicht jedes Familienoberhauptes, besonders aber einer jeden Mutter, am Bau dieses Dammes nach besten Kräften mitzuhelfen und sich der Nothwendigkeit dieser sittlichen Arbeit gerade in der heutigen Zeit so recht bewußt zu werden. Diese Arbeit aber wird am besten, oder vielmehr einzig dadurch geleistet, daß wir innerhalb des uns zugewiesenen Kreises auf Freundlichkeit und Höflichkeit halten, aber nicht auf die inhaltlose Form der Höflichkeit, sondern auf die bereits charakterisirte, dem Herzen entspringende wahre Höflichkeit, die das Zeichen eines edeln Empfindens und eines inneren Bedürfnisses ist.

Literatur und Kunst.

J. V. von Scheffel in seinen Beziehungen zum Buchhandel.

Von Rudolf Schmidt (Rixdorf).

Scheffel's Verkehr mit dem Buchhandel, seinem Verleger, und seine mannigfachen Freundschaften mit hervorragenden Buchhändlern im Allgemeinen haben, so interessant sie immer sind, doch noch keine Würdigung gefunden.

Einige Mittheilungen darüber, die von allerlei Leiden und Freuden des humorvollen Poeten erzählen, dürfen deßhalb vielleicht auf die Theilnahme der Scheffelfreunde rechnen.

Seine erste größere literarische Arbeit, Reisebriefe, veröffentlichte Scheffel 1853 in dem bei Cotta erschienenen „Stuttgarter Morgenblatt“. Er betitelte sie „Aus dem Hauensteiner Schwarzwald“. Sie athmen Hebel'sche echte Naturbegeisterung. — Schon zehn Jahre früher hatte aber die Karlsruher Zeitung einen Aufsatz von ihm über das in der Karlsruher Kunsthalle befindliche Dietz'sche Gemälde „Die Pforzheimer bei Wimpfen“ gebracht, und auch in der Folgezeit schrieb Scheffel vielfach für Zeitungen und Journale. — Die „Fliegenden Blätter“ veröffentlichten von 1847 ab lange Jahre Darbietungen seiner Muse, zum Theil sogar geschmückt mit Zeichnungen von Scheffel's Hand. Die „Lieder eines fahrenden Schülers“ sind hiervon als die charakteristischste Sammlung zu nennen. — 1848 betheiligte er sich an der Leitung der in Karlsruhe erschienenen „Vaterländischen Blätter“, welche in der Buchdruckerei von Malsch gedruckt wurden, beim Ausbruch der badischen Revolution aber eingingen. — Seine in's Jahr 1851 fallende Reise nach Graubünden veranlaßte ihn zur Abfassung seiner das Heine'sche Vorbild treulich nachahmenden Reisebilder „Aus den rhätischen Alpen“, die in der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ erschienen, und für die er nach seinem eigenen Zeugniß ein anständiges Honorar herausschlug.

Und so arbeitete er in der Folgezeit noch an vielen Blättern mit: ich nenne nur das „Frankfurter Museum“, „Westermann's Monatshefte“, „Ueber Land und Meer“.

Im December 1853 erschien dann im Verlage der J. B. Metzler'schen Buchhandlung in Stuttgart der „Trompeter von Säkkingen“ in 1. Auflage (16°, 311 Seiten stark, cartonirt, Preis 1,10 Thaler), die 2. Auflage erschien 1859 in größerem, Octavformat. — Daß Scheffel sich gerade an Metzler wandte, trotzdem ihm vorher von einer der ersten

Digitized by Google

deutschen Verlagshandlungen ein pecuniär bedeutend vortheilhafteres Angebot gemacht war, mag auf seinen Studienfreund aus den 40er Jahren, Adolf Bonz, zurückzuführen sein, der, seit 1842 Mitbesitzer obiger Handlung, dem sangesfrohen Studiengenossen sicher ein dankbares Andenken bewahrt hatte. — Leider starb Adolf Bonz schon 1876, so daß es ihm nicht mehr vergönnt war, seinen zugkräftigsten Autor auf der vollen Höhe seiner alle deutschen Gaue durchdringenden Beliebtheit zu sehen. Immerhin hatte er einen Vorgeschmack dieses Erfolges in den 50 von ihm aufgelegten Auflagen des „Trompeters". Die Beziehungen zwischen dem Dichter und seinem Verleger waren jeder Zeit nicht nur freundlicher, sondern auch freundschaftlicher Art.

Einen liebevollen Beweis der persönlichen Freundschaft zwischen Scheffel und Adolf Bonz giebt der folgende Brief, der erstmals im Auszuge in Schorer's Familienblatt veröffentlicht wurde, mir aber vollständig von der Verlagshandlung zur Verfügung gestellt wurde.

Karlsruhe, 15. August 1870.

Lieber Freund!

In wenig Tagen werden die großen Ereignisse sprechen, die Gott der Herr dem Jahre 1870 vorbehalten hat. Mit unserer Weisheit war nicht gut geplant: die Festschrift der Architecten wird suspendirt, die darin beschriebene Kehler Brücke ist am 22. Juli in die Luft geflogen. Wir sind auch hier in vollem Krieg . . . ein Tag Alarm, ein Tag Todtenstille. Gestern wurden französische Chasseurs-Gefangene durchgebracht. Meine Diener und Hausgenossen stehen unter den Fahnen, ich bin allein mit Kind und lahmem Bruder, die Stefanienstraße, Kriegsstraße mit Führern, Ordonnanzen, Cavalleriedurchritt . . . in der stillen Hardtwaldallee stehen Vorposten und läuft ein Feldtelegraph.

Wenn übrigens Deine Druckerei fortarbeiten will, so schicke ich die Correctur, da das Buch mit Ausnahme der Vorrede doch besser itzt fertig gedruckt wird als ganz liegen bleibt. Unsere übrigen Unternehmungen bleiben mit Gott suspendirt bis zum Siege deutscher Waffen — 1866 war der „Juniperus" in gleicher Calamität.

Meine Aufgaben sind zur Zeit: Verproviantirung von Küche und Keller, Sorge um den Bruder, Muthzuspruch an die Frauen im Hause und eigene Sammlung, denn wir werden hier die Kanonen gehörig donnern hören.

Kriegslieder ziemen nur Einem, der selber die Zündnadel trägt, mir wenigstens liegt Nichts in der Stimmung.

Da ich Deine schwere Situation mitempfinde, so sende ich Dir einen frdl. Gruß mit dem Beifügen, daß ich Dich nach Karlsruhe einladen würde für die Dauer der Kriegszeit, wenn der Ort passender läge, aber zur Zeit sind viele Hosen hier abgesägt. Die Theuerung ist im besten Fortschritt, und die armen Rheinbauern verkaufen ihre Ferkel und jungen Gänse, was immer ein Barometer des öffentlichen Wohlstandes ist. Man denkt itzt auch darüber nach, welchen Segen ein „herrlicher Krieg" über die Menschen bringt.

Mein Gemüth ist ruhig, da ich Schwereres auch schon erduldet habe. Sollte mir etwas zustoßen, so vergiß mich nicht und sorge, wenn das Geschäft wieder aufblüht, für meinen Knaben Viktor, der mein Nachfolger ist.

Der alte Herrgott wird wissen, wozu Alles gut ist.

Dein

J. Viktor Scheffel.

Der „Trompeter" fand eine ungeahnte Verbreitung. Die erste Auflage erschien 1853, die 50. 1876, die 100. 1882, die 150. 1887, die 200. 1892, die 250. 1900, und gegenwärtig befindet sich die 252. im Vertrieb. Jede Auflage wurde in 1200 Exemplaren gedruckt, ausgenommen die Jubelauflagen, 50. 100. 200., welche in einer Anzahl von 2000 bis 4000 aufgelegt wurden. Außer dieser Octav-Ausgabe ist das Werk auch noch in der von dem intimen Freunde Scheffel's, Anton von Werner, den der Dichter in jeder Weise förderte, illustrirten Ausgabe in Großoctav (bis jetzt 4 Auflagen à 4000 Exemplaren) und einer solchen in Quartformat (3 Auflagen à 1500—4000 Exemplaren), erschienen. Demnach ist der Trompeter in über 332000 Exemplaren verbreitet, gewiß ein stolzer Erfolg, der, wenn auch nicht gerade in amerikanischem Sinne bedeutend, doch durchaus gediegen und nachhaltig ist.*)

*) Eine englische Uebersetzung des „Trompeters" kam bei Chapman & Hall in London (New York bei Scribner, Armstrong & Co.) heraus, eine italienische bei H. F. Münster in Verona, daneben giebt es zwei unautorisirte, eine dänische und eine holländische.

Der Romanschriftsteller Otto Müller, Scheffel's Freund, hatte als literarischer Beirath der Firma Meidinger in Frankfurt a. M. den damals jungen, unternehmungslustigen Besitzer zur Herausgabe eines Romancyclus „Deutsche Bibliothek, Sammlung auserlesener Original-Romane" veranlaßt. — Die Firma Jacob Val. Meidinger besaß einen ansehnlichen Verlag, der aber nach dem Tode des alten Meidinger bis 1853, da seine Wittwe das Geschäft ihrem Sohne Carl Meidinger übergab, mit viel Neuem nicht hervorgetreten war. Carl Meidinger änderte die Firma in Meidinger Sohn & Co. und begann wieder mehr und auch manch hervorragendes Werk zu verlegen. Er muß sich in der Folgezeit aber etwas übernommen haben, denn schon von 1858 an bröckelte sein Verlag langsam ab. 1860 brach dann das Haus zusammen, Meidinger's Verlagspublicationen kamen unter den Hammer und zerstreuten sich in alle vier Winde.

Zwischen Scheffel und Otto Müller war verabredet worden, daß Ersterer ebenfalls sein Scherflein zur geplanten Romanbibliothek beitragen sollte. Im April 1854 schreibt Scheffel an Müller: „Ich habe vergangenen Winter Studien gemacht aus den Anfängen deutscher Geschichte, 's hat eine rechtshistorische Abhandlung geben sollen, und jetzt sitze ich auf dem einsamen Bauernhof am Fuße der Trümmer von Hohentwiel, um die Eindrücke dieses Winters in Form eines Romans zu verarbeiten . . . Wenn's ein genießbarer Vogel wird, so bin ich im Laufe des Sommers bei Ihnen, um ihn unter annehmbaren Bedingungen der Einschlachtung im Haus Meidinger zu überliefern." Gemeint war der Ekkehard.*) Der Roman ist denn auch, nachdem ihn Scheffel bei Metzler vergeblich angeboten hatte, von Meidinger angenommen und mit 1200 Gulden honorirt worden. Er erschien 1855, wie schon bemerkt, als 5. Band der „Deutschen Bibliothek", einer Sammlung auserlesener Originalromane, in der u. A. auch Mügge's Afraja und Bechstein's Dunkelgraf herauskamen. Im Jahre 1857 veranstaltete Meidinger eine neue Ausgabe aller dieser Romane unter dem Gesammttitel einer „Belletristischen Hausbibliothek" in der auch Ekkehard als „neue Ausgabe" erschien. Scheffel überließ Meidinger für den oben genannten Betrag das freie, unbeschränkte Verlagsrecht auf 15 Jahre. Meidinger druckte angeblich eine Auflage von 10000 Exemplaren, und da bei Eintritt des Concurses auch nicht ein Exemplar mehr vorhanden war, so muß das Buch schon damals äußerst gut gegangen sein.

Der zwischen Scheffel und Meidinger unterm 20. Februar 1855 abgeschlossene Verlagsvertrag, der zur Beurtheilung der späteren Processe zwischen Janke und Scheffel von Wichtigkeit ist, hat folgenden Wortlaut:

„1. Der Schriftsteller Dr. J. V. Scheffel in Heidelberg überläßt seinen Roman „Ekkehard" der Verlagsfirma Meidinger, Sohn & Co. in Frankf. a. M. zu einem freien unbeschränkten Verlagsrecht für 15 Jahre.
2. Die Verlagsfirma M., S. & Co. in Fr. a. M. zahlt dafür dem Schriftsteller Dr. J. V. Sch. in H. ein Honorar von 1200 Fl. „zwölfhundert Gulden" sofort nach Beendigung des Druckes.
3. Nach Ablauf von 15 Jahren fällt dem Schriftsteller Dr. J. V. Sch. der hier in Rede stehende Roman „Ekkehard" mit vollem Eigenthumsrecht wieder zu, doch bleibt es der Verlagshandlung unbenommen, etwa sich noch ergebende Reste beliebig zu verwerthen.
4. Der Schriftsteller J. V. Sch. empfängt 25 Freiexemplare seines Romans Ekkehard. Die Revisionen eines jeden Bogens werden vom Autor selbst gelesen und jedes Mal schleunigst wieder eingesandt.
5. Dieser Vertrag ist zweimal ausgefertigt und von jedem der Contrahenten unterschrieben und untersiegelt.

Beide Contrahenten erkennen ihn als rechtsbindend an und verzichten auf jede weiteren Einwände.

Heidelberg, den 20. Februar 1855

Der Schriftsteller

L. S. (gez.) Dr. Joseph Scheffel.

Frankfurt a. M., den 20. Februar 1855

Die Verlagshandlung

L. S. (gez.) Meidinger, Sohn & Co."

*) Ekkehard, Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert. 180. Auflage 1901. 480 S. 8°. Stuttgart, Bonz.

Digitized by Google

Da das Buch 1855 erschien, so waren beim Eintritt des Concurses erst sechs Jahre verflossen, so daß der Autor das Werk nicht zurückziehen konnte. Nun wanderte der Ekkehard aus den Händen der Concursverwalter nach Berlin und erschien hier im Verlag von Otto Janke in 3. Auflage im Jahre 1865. Scheffel war aufgebracht über die Anmaßung der Concursgläubiger, die, ohne ihn auch nur zu fragen, das Buch aus der Masse verkauft hatten. 1861 schrieb er an Müller: „Wenn Einer in Meidinger's Rechte einrücken will, muß er auch in seine Verpflichtungen einrücken ... Die Verpflichtung war aber, den Autoren, mit denen er ein gut Geschäft gemacht hatte, in der Zukunft sich erkenntlich zu zeigen." Nun begann der neun Jahre währende unerquickliche Proceß mit Janke, um erst 1870 durch Vermittlung der Metzler'schen Buchhandlung in Stuttgart sein Ende zu erreichen. — 1867 ging durch viele deutsche Zeitungen die Darstellung dieses „interessanten" Nachdrucksprocesses in Folge einer Scheffel'schen Erklärung, die auch an alle deutschen Buchhandlungen auf dem „Wege über Leipzig" gelangte. Diese Erklärung Scheffel's zeigt den Dichter in sehr aufgeregter Stimmung. Zunächst vertritt der Jurist Scheffel darin die Ansicht, daß der zwischen ihm und Meidinger abgeschlossene Verlagsvertrag mit dem Tode des Letzteren als erloschen zu betrachten sei, was er mit einem Satze aus dem badischen Landrecht belegen zu sollen glaubt. Das vom Oberhofgericht Mannheim am 4. Februar 1867 gefällte Urtheil wird bekannt gegeben: „Der Commerzienrath O. Janke sei nicht berechtigt, das Buch „Ekkehard" in der Romanzeitung abzudrucken und ebenso wenig eine Ausgabe mit Illustrationen zu veranstalten." Scheffel spricht weiter von einer „Rache-Ausgabe", dem „Humbug", von „widerrechtlichem" und „verstümmeltem" Abdruck und sagt zuletzt: „Wenn ich hätte ahnen können, welch schweres Martyrium mir, meinem Werk und meinen Vermögensinteressen (er hatte seinen Schaden mit 3000 Fl. normirt) durch eine hinter meinem Rücken stattgehabte „Verlagsrechts-Restauflkäuferei" und „Verlagscontracts-Exportirung" bereitet werden würde, mein Buch Ekkehard wäre nie geschrieben worden." Der angegriffene Verleger, Otto Janke, sah sich nun veranlaßt, auch seinerseits den Fall klarzulegen. Er that dies in einem ebenfalls an alle Buchhandlungen verschickten Rundschreiben, überschrieben mit „Abfertigung und Warnung" und im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel".

Janke schreibt:

„Im Jahre 1861 kaufte ich von den Curatoren der Debitmasse der Meidinger'schen Verlagsbuchhandlung in Frankfurt a. M. die Bestände und Verlagsrechte des belletristischen Theiles dieses Verlagsgeschäftes (für die Summe von 7000 Fl.), darunter insbesondere das Verlagsrecht zu „Scheffel, Ekkehard", wovon auch nicht Ein Exemplar vorhanden war. Dies Verlagsrecht wurde mir in optima forma von der Frankfurter Behörde neben mehreren andern cedirt. Nach diesem mir rechtlich erworbenen Verlagsrecht hatte ich selbstverständlich auch das Recht, von dem „freien und unbeschränkten Verlagsrecht" Gebrauch zu machen, und wohl auch illustrirte Ausgaben und Abdrücke in Zeitschriften zu veranstalten. Hiervon habe ich jedoch Abstand genommen, weil ich als deutscher Verleger grundsätzlich, ganz abgesehen von der Rechtsfrage, auch bei der größten Freiheit des Könnens niemals hervorragende Geistesproducte, mit Illustrationen versehen, ohne Hinzuziehung des Autors herausgeben werde. Das ist auch Hrn. Scheffel bekannt gewesen, der aber dennoch in ganz unerklärlicher Weise bei den Badischen Gerichten „den Fall, daß ich es doch thun könnte", zum Austrag brachte und ein günstiges, den Vertrag gerade in's Gesicht schlagendes Erkenntniß erstritt. Werde ich nun aber auch von „Scheffel, Ekkehard" keine illustrirte Ausgabe bringen, so ist dies dem Autor ohne meine Zustimmung ebenso wenig gestattet, denn ich bin der rechtmäßige Verleger dieses Buches, dessen Vervielfältigung seitens des Verfassers oder anderer Verleger von mir als Nachdruck gerichtlich verfolgt werden würde. Demnach kann hier denn auch wohl von keinem Nachdrucksproceß die Rede sein, welche Bemerkung ich für eine absichtliche, böswillige Verdrehung der Thatsache halte."

Nach dieser Darstellung ist es erklärlich, daß der neue Verleger, Otto Janke, sich nicht veranlaßt fühlte, „sich erkenntlich zu zeigen". Es war eine reine Geschäftssache, die natürlich eine event. Honorarzahlung, um die es Scheffel anscheinend zu thun war, trotzdem er doch auf Honorar kaum angewiesen war, nicht ausschloß. Janke hat nun thatsächlich Scheffel auch für jede Auflage ein Honorar von 100 Thalern angeboten, was der Dichter aber rundweg ablehnte. Die illustrirte Ausgabe war von Scheffel selbst angeregt worden. Janke hatte sich schließlich auch bereit gefunden, Scheffel das Verlagsrecht zurückzugeben, jedoch selbstverständlich nicht ohne billige Gegenleistung. Das von Janke eingeholte Gutachten über die Sachlage, ausgestellt von dem damaligen Hauptausschuß der Berliner Buchhändler-Corporation, besagt: „Wir nehmen keinen Anstand zu bejahen, daß O. Janke durch Ankauf der Meidinger'schen Masse eo ipso als Rechtsnachfolger Meidinger's zu gelten hat. Alle aus dem Vertrag sich ergebenden Rechte und Pflichten gingen auf ihn über, und namentlich ist er berechtigt, innerhalb der im Vertrage genannten 15 Jahre (also bis zum 20. II. 1870) so viele Auflagen zu drucken und zu vertreiben, als er will, und zu beliebigem Preise."

Der Dichter war im Jahre 1870 also wieder Herr über sein Werk geworden, und nun trug er es unter die Fittiche seines Trompeter-Verlegers Metzler in Stuttgart, wo er es erst nicht hatte unterbringen können. Von der eigentlichen 5. Auflage an ist das Buch bei seiner immer mehr steigenden Beliebtheit als einer der besten culturhistorischen Romane, die die deutsche Literatur überhaupt besitzt, in Auflage auf Auflage in je 1200 Exemplaren erschienen. Die Metzler'sche Buchhandlung und später Bonz haben auf Veranlassung des Dichters die vier von Janke veranstalteten Auflagen des „Ekkehard" ganz ignorirt. Scheffel nannte sie unrechtmäßige Ausgaben — deßhalb sind sie in der Reihenfolge der Auflagen auch nicht mitgezählt, so fing also Metzler 1870 bei der zweiten Auflage des Buches an. 1880 erschien die 50., 1887 die 100., 1895 die 150. und gegenwärtig ist die 180. Auflage zur Ausgabe gelangt. Daneben läuft noch eine 2-bändige Ausgabe (8. Aufl. 1897) und eine weitere illustrirte 2-bändige, die ebenfalls in gr. 8° Format erscheinen soll, befindet sich in Vorbereitung.

Das Jahr 1858 brachte gleichfalls etwas Culturhistorisches, die Erzählung Hugideo, die zur Zeit in 9. Auflage vorliegt.

Seine Beschäftigung als Bibliothekar des Fürsten Karl Egon zu Donaueschingen brachte 1857 als Frucht eine wissenschaftliche Arbeit „Die Handschriften altdeutscher Dichtungen der Fürstl. Fürstenbergischen Hofbibliothek in Donaueschingen, geordnet und beschrieben" (Commissionsverlag der Metzler'schen Buchhandlung, Stuttgart), die aber, wie Scheffel selbst sagt, ihn nicht befriedigte, denn dieses „mechanische Zeug" machte ihm keine Freude.

Den Wunsch des Großherzogs Carl Alexander von Sachsen, die reiche, sagenumwobene Vergangenheit von Thüringens Kleinod, der Wartburg, in einer größeren Dichtung zu verherrlichen, konnte Scheffel leider nicht erfüllen, trotzdem er gewiß nicht unberufen sich an diese gewaltige Arbeit machte. Nur ein Bruchstück hat sich in greifbarer, ausgereifter Form seinem Dichterherzen entrungen. Es ist dies das dem Großherzog gewidmete Werkchen „Frau Aventiure, Lieder aus Heinrich von Osterdingens Zeit. (1. Aufl. 1863 Metzler, 18. Aufl. 1892 Bonz & Comp.). Jede Auflage wurde in 1500 Exemplaren gedruckt. Die Verlagshandlung veranstaltete 1881 eine weitere mit 12 Bildern von Anton von Werner ausgestattete gr. 8°-Ausgabe.

Die lustige Vaganten- und Studentenpoesie Scheffel's fand erstmals ihren Mittelpunkt in den „Liedern aus dem Engern in Heidelberg", an deren Musikcompositionen sich Deutschlands Liedercomponisten in reichstem Maße versuchten. Der weitsichtige Verleger Moritz Schauenburg in Lahr, der durch Preisausschreiben für anpassende Melodien das Seinige zur Ausbreitung Scheffel'scher Muse beitrug, hat in sein „Allgemeines deutsches Commersbuch" (herausg. von Silcher und Erk)

Digitized by Google

die Lieder des Engern fast alle mit aufgenommen. Einzelne Lieder sind ja auch apart erschienen, so z. B. Rodenstein's Nachtlied (bei H. Schleuning in Hamburg). — Zusammengefaßt wurde dann von Scheffel Alles in „Gaudeamus, Lieder aus dem Engeren und Weiteren", 1. Auflage 1868 (richtiger November 1867, 1868 dagegen 2. und 3. Auflage) Metzler-Stuttgart, 50. Auflage 1887, gegenwärtig ist die 63. im Verkauf, jede Auflage in 1200 Exemplaren. Die Jubelauflage erschien gleichsam als Jubelgabe Scheffel's zur 500-jährigen Gründungsfeier der Heidelberger Universität (1386 bis 1886), zu deren Ehrentag er auch ein Festgedicht, illustrirt von Werner, erschienen bei Bonz & Comp. 1886, beigesteuert hatte, trotzdem er damals krank und nicht in der glücklichen Dichterstimmung war. — Eine Großoctav-Ausgabe von Gaudeamus, illustrirt mit 111 Illustrationen und Vignetten von Anton von Werner, hat bereits die 2. Auflage erlebt, und ebenso eine illustrirte Großquart-Ausgabe, die neben denselben Werner'schen Illustrationen noch Holzschnitte von A. Cloß enthält. A. Cloß hat auch zu den anderen Scheffel'schen Werken eine Reihe von Holzschnitten geliefert, die alle künstlerisches Verständniß mit sauberer Technik verbinden. Für die erste Auflage seines Gaudeamus-Buches empfing Scheffel ein Honorar von 1000 Gulden, mit denen er sich eine Wohnungsausstattung anschaffte.

Im Jahre 1868 erschien auch Juniperus, Geschichte eines Kreuzfahrers (gegenwärtig in 5. Auflage — 1891 — vorliegend), und 1870 folgten die Bergpsalmen. Sie liegen heute in 10 Auflagen vor, 1895 erschien die 6. der einfachen à 3000 Exempl., und 1898 die 4. der Prachtausgabe à 1500 Exempl.

Das Jahr 1875 brachte von Alb. Baur illustrirt (Holzschnitte von Cloß), das Waltarilied, verdeutscht (Metzler-Stuttgart), und zu 12 landschaftlichen Stimmungsbildern von Julius Marak, wozu Eduard Willmann 12 Radirungen lieferte, schrieb Scheffel die Dichtung Waldeinsamkeit (5. Auflage 1889 Bonz & Comp.). — Der Kunstverlag von Friedrich Adolf Ackermann in München gab 1883 Scheffel's „Dörpertanzweise" aus Frau Aventiure unter dem Titel „Der Heini von Steier" als Folioprachtwerk (9 Blatt Text mit 9 Lichtdrucken, gebunden 20 Mark) heraus; ebenso sind in München (bei Bruckmann) 1884 Illustrationen zum Ekkehard von Kämpffer herausgekommen.

So darf denn mit Recht behauptet werden, daß Scheffel's schriftstellerische Laufbahn glänzend war, umsomehr, da er Zeitlebens von Nahrungssorgen verschont blieb, ja sich mit gewissem Luxus umgeben konnte. Wenn er an seinen Herzensfreund Schwanitz berichtet: „In schriftstellerischen Arbeiten habe ich Glück, im Leben nicht viel", so ist Letzteres vom Standpunkte seiner nicht eben glücklichen Ehe zu bedauern; der Brief zeigt aber, wie er sich seines Dichtererfolges bewußt war und unverhohlene Freude darüber empfand.

Aus seinem Nachlaß erschien im Verlage von Bonz & Comp. „Gedichte aus dem Nachlaß" (5. Auflage 1889). — „Aus Heimath und Fremde" Lieder und Gedichte (1892), die von Joh. Proelß herausgegebenen „Reisebilder" 1892 (2. Aufl. 1895) und die „Episteln" (2. Auflage 1901).

Zum Schluß darf ein Unicum, nämlich die „Scheffelpresse" in der Druckerei der Verlagshandlung nicht unerwähnt bleiben. Seit dem Jahre 1880 wird auf ihr jahraus, jahrein nur Scheffel'sche Muse gedruckt. Die Fälle, in denen sie seit jener Zeit stillgestanden, sind äußerst selten, und bei der fortwährend andauernden Beliebtheit des Dichters wird sie auch noch eine Weile dessen Werke zu drucken haben. Hoffentlich läßt eine billige Volksausgabe nicht zu lange mehr auf sich warten!

Bellini.

Von Hermann Springer (Berlin).

Im Parterre des Théâtre-Italien, im kunsteifrigen Paris der dreißiger Jahre fand sich regelmäßig eine Schaar von Enthusiasten, von „dilettanti", wie sie der damalige Modejargon bezeichnete, zusammen, junge Literaten und Künstler, feinfühlig und temperamentvoll, halb Bohème, halb Geistesaristokratie. Es war die glänzende Zeit eines Rubini und Lablache, einer Pasta und der Größten unter den Großen, der Malibran, deren Gestalt eines Dichters Gesang verklärt hat. Als sie im Alter von achtundzwanzig Jahren, von einem tödtlichen Blutsturz ereilt, auf der Stätte ihres Triumphes zusammenbrach, widmete ihr Alfred de Musset, einer aus jenem kunstbegeisterten Kreise, eine seiner schönsten Poesien. Und zugleich mit ihr beklagte er in diesen Stanzen einen anderen Großen der Kunst: Bellini tombe et meurt! Bellini, der Sänger der süßen italienischen Melodie, der „Raffael der Musik", wie ihn seine Landsleute priesen. Der Künstlerin, die seine Gestalten eindringlicher als irgendwer verkörperte, war er genau um ein Jahr im Tode vorangegangen, in der Blüthe des Lebens und der Kraft wie die arme gefeierte „Maria-Felicia". Heute, am ersten November, jährt sich sein Geburtstag zum hundertsten Male. Noch nicht vierunddreißig Jahre war er alt, als er jäh herausgerissen wurde aus dem Glanze jenes künstlerischen Lebens, das gerade in Paris damals so bedeutsame Wellen schlug.

Unsere nachwagnerische Generation kommt allmälig zurück von der Gewohnheit, die italienische Oper aus Bellini's Tagen ohne Wahl als Leierkastenfutter zu verdammen. Man behandelt diese Italiener nicht mehr mit der grenzenlosen Verachtung, die in der Wagnerkampfzeit üblich war. Unser heutiges Geschlecht hat von ihnen keinerlei Geschmacksverderbniß mehr zu befürchten. Ihre krassen ästhetischen Sünden dürften heutzutage auch dem ärgsten Kunstbarbaren aufgegangen sein: man nimmt sie sine ira „historisch" hin und freut sich doppelt, wenn man dem Echten und Schönen begegnet, das sich trotz Allem nie und nimmer wegkritisiren läßt. Man kann diesen einst so blendenden Erscheinungen nicht gerecht werden, wenn man sie nicht aus dem Geiste ihrer Heimath heraus beurtheilt. Sie sind aus dem nationalen italienischen Musikempfinden heraus geboren, wo das Seelische stets nach einem leicht zu erfassenden sinnlich reizvollen Ausdruck hinstrebt, wo die einfachste Cantilene durch die Intensität der Antheilnahme in eine Art künstlerischer Höhenregion erhoben wird. Wo der Italiener aus reinem, unverdächtigen Gefühl heraus Musik macht, wo er sozusagen mit „der Seele singt", da sehen wir im kälteren Deutschland mit unserem anders organisirten Sinne oft eitel Plattheit und Alltäglichkeit.

So ergeht es uns auch bei Bellini, und doch glüht bei ihm der Gottesfunke echter Kunst heller und reiner als bei den andern. Er war minder geistreich und gewandt als der geschmeidige Donizetti, er war weit entfernt von Rossini's sprühender Lebendigkeit, ja selbst Kleinere wie der glatte Vielschreiber Pacini oder der liebenswürdige, aber oberflächliche Mercadante hatten manche Vorzüge vor ihm voraus. Was ihn groß machte und was diesen Allen mehr oder minder abging, war ein gewisser naiver und ehrlicher Enthusiasmus. Seine Melodien kamen ihm aus einem warmen menschlichen wie musikalischen Empfinden heraus, und dieser Schatz machte ihn reich vor dem Rivalen Donizetti und auch vor dem bewunderten Genie Rossini, dem das Musiciren doch immer nur ein vergnügliches Spiel des Geistes und Witzes blieb, mit dem Seele und Gemüth nichts zu schaffen hat. Schon seine ersten Opern, der „Pirata" in dem Rubini und Tamburini im Jahre 1827 zum ersten Male seinem Namen Glanz verschafften, und die „Straniera", die seine Volksthümlichkeit begründete, tragen diesen Zug. Nach dem durch

Digitized by Google

einen elenden Text verschuldeten Fiasco einer „Zaïra“ folgten die „Montecchi e Capuleti“, das Idyll der „Somnambula“ mit ihrer Fülle weicher elegischer Melodien, und die „Norma“, eine Reihe von Triumphen, die ihm die ganze musikalische Welt eroberten.

Bellini hatte seine eignen Ansichten über seine künstlerischen Aufgaben und über dramatische und musikalische Wirkung, Ansichten von einem gewissen Idealismus, mit dem sich seine Landsleute sonst nicht beschwerten. Was er selber über seine Arbeitsweise berichtet, zeigt, wie er sich ernstlich um Wahrheit und Energie des Ausdrucks bemühte, wie er sich bewußt und eifrig in die dramatische Situation und ihren Gefühlsgehalt hineinlebte, um den rechten Ton zu finden. Ohne diese Concentration wäre ihm vielleicht kaum jener Reichthum an Cantilenen voll ausdrucksvoller Schönheit zugeströmt, die ihn zum Meister eines „dolce stil nuovo“ machten. Keiner vor und neben ihm hat Melodien von solch weicher Anmuth, solch träumerischer Schwärmerei gefunden, deren eigner Zauber auch für ein modernes Ohr noch nicht verflogen ist.

Trotz seines Strebens nach Empfindungswahrheit liegt aber seine Stärke nicht eigentlich im dramatischen als vielmehr im rein musikalischen Ausdruck. Ein dramatisches Kunstwerk im höheren Sinne zu schaffen war er nicht fähig. Wohl setzt er an den Stellen der Opernhandlung, die ihm als Höhepunkt des Affects erscheinen, alle Kraft daran, Gefühl und Leidenschaft voll und natürlich ausklingen zu lassen. Er verschmäht es, nach Rossini'scher Manier den Sinn der Situation zu opfern und um des bloßen Effectes willen Kehlfertigkeitskunststücke produciren zu lassen, ein Verdienst, das man ihm gewiß hoch anschlagen muß. Aber mit dem Conventionalismus aufzuräumen, dazu fehlte ihm Alles, Neigung und Kraft zugleich. Sein Gewissen war zu Zeiten ebenso weit wie das seiner Kunstgenossen. Als man von Bellini in Venedig dringend in kurzer Zeit eine neue Oper verlangt, um das finanziell bedrängte Theater durch einen Erfolg vom Untergange zu retten, gewinnt er es über sich, Fetzen seiner verunglückten „Zaïra“ einer neuen Partitur, den „Montecchi“, aufzuflicken. Der nämlichen Oper passirte übrigens später ein anderer Gewaltact, der in der Theatergeschichte zum Glück als seltenes Curiosum dasteht. Bei den Aufführungen ersetzte man nämlich kaltblütig den etwas schwachen vierten Aufzug durch den entsprechenden des Romeo von Vaccaj und übte diese Praxis noch im Jahre 1859 an der Pariser Großen Oper! In Fragen der ästhetischen Technik war Bellini ein großes Kind. Wenn es die Edelsteine, die seine Phantasie zu Tage förderte, zu poliren galt, stand er hilflos da. Die Simplicität seiner Partituren, die uns heute unerträglich scheint, war zum guten Theile eine Folge seiner mangelhaften Kenntniß des Handwerksmäßigen. Von dem Geschmack nnd dem Spürsinn für technische Feinheiten, den wir an Rossini bewundern, besaß Bellini nicht eine Spur. Mit dem Erfinden der Melodien war seine Arbeit so gut wie abgethan. Sie wurden in bequemem Schematismus aneinandergereiht und zu Stücken geformt, die unweigerlich denselben Aufbau zeigen. Nie fällt es dem Componisten ein, einen musikalischen Gedanken weiterzudenken, ihm durch harmonische oder rhythmische Mittel eine neue Fassung zu geben, seinen Reichtum auszubeuten. Niemand verstand sich weniger als er auf geistreiche Detailwirkungen. Seine harmonische und contrapunktische Arbeit ist von abschreckender Armuth. Beim alten Zingarelli in Neapel war er immer ein schlechter Theorieschüler gewesen. Die einfachste Stimmführung bereitete ihm schier unüberwindliche Schwierigkeiten. Da behilft er sich denn mit unausstehlichen Terzen- und Sextengängen, mit wörtlichen Melodiewiederholungen, mit Unisonochören, mit einer stereotypen Marsch- oder Triolenbegleitung. Und welch' staunenswerthe Ungenirtheit in der Orchesterbehandlung! Unser Carl Maria von Weber, der dem italienischen Opernwesen im Innersten gram war, carikirt die Bellini'sche Manier nicht übel, wenn er mit grimmigem Witze das Schema einer italienischen Opernpartitur in folgendem Recepte zusammenfaßt: Oboi coi Flauti, Clarinetti coi Oboi, Flauti coi Violini. Fagotti col Basso. Viol. 2do col Primo, Viola col Basso. Voce ad libitum. Violini colla parte. War es bewußte und nothgedrungene Resignation oder auch daneben bequeme Gewohnheit, die ihn über den Guitarrenstyl nicht hinauskommen ließ? Jedenfalls hatten seine Freunde das Gefühl, daß diese Schlichtheit und Aermlichkeit der Factur zum Charakter seiner Kunst gehöre. Rossini, der es mit dem jüngeren Collegen ehrlich meinte, glaubte ihn am Tage nach der ersten Aufführung den „Puritaner“, in denen der Componist etwas sorgfältiger zu Werke ging, in seinem Glückwunschbriefe vor der Verführung durch die „armonie tedesche“ warnen zu müssen. Beseelte doch alle diese Italiener ein ausnehmender Widerwille vor der „grauen gelehrten“ Musik unseres „paese di nebbia“. Hatte Rossini ganz Unrecht? Bellini that sicher gut daran, so simpel „italienisch“ zu bleiben, wie er war. Mit der dürftigen und bescheidenen, kindlich naiven Mache hätte er vielleicht am Ende auch die Einfachheit und Natürlichkeit seines melodischen Empfindens abstreifen können. Was schlecht ist an seinen Werken, kann nach Wagner's Wort „jeder Dorfschulmeister besser machen“. Das Schöne darin aber ist die Eingebung eines in seiner besonderen Art genialen Künstlers, und vor diesem Schönen, das einst die Herzen eroberte, muß auch der Skeptiker die Waffen strecken. Berlioz, der sich als Inhaber des Rompreises mit aufrichtigem Hasse gegen italienische Musik vollgesogen hatte und Bellini von oben herab als „petit polisson“ behandelte, ließ sich trotz allen Sträubens von der Kraft der Liebeslyrik im „Romeo“ besiegen. Und die warme Würdigung Bellini's, die der junge Rigaer Kapellmeister Richard Wagner zwei Jahre nach dessen Tode in den „Rigaer Zuschauer“ schrieb, ist keine Jugendsünde, die der Bayreuther Meister und „Ausdrucksmusiker“ nachmals zu verleugnen hatte. Ihn entzückt an Bellini „die klare Melodie, der einfach edle und schöne Gesang“. „Es ist vielleicht keine Sünde, wenn man vorm Schlafengehen noch ein Gebet zum Himmel schickte, daß den deutschen Componisten doch endlich einmal solche Melodien einfallen möchten.“ Denn die Bellini'sche Melodie ist „Ausdruck“; sie faßt nach Wagner's Worten „die Leidenschaft mit allen Nebengefühlen und Nebenempfindungen mit einem festen Striche zusammen“. Unterschreiben wir, die Wagnernachfahren, dies Urtheil nicht auch heute noch, wenn wir den leider so seltenen Genuß haben, eine Bellini-Oper in einer mustergiltigen, italienischen Aufführung zu hören? Nicht uninteressant ist übrigens die von dem alten Florimo, dem Bibliothekar des Conservatoriums zu Neapel und intimen Jugendfreunde Bellini's, berichtete Thatsache, daß Meister Wagner ihm gegenüber in Neapel mündlich noch einmal seine Vorliebe für Bellini's Musik bekräftigt und ihre Wärme nnd Gefühlswahrheit gepriesen hat. Der Glanz der bescheidenen Kunst des Italieners war also auch für den Schöpfer des „Gesammtkunstwerks“ nicht verblichen.

In Bellini's Kunst ist das Gefühl Alles. Mit diesem Endurtheil spricht man in gewissem Sinne ihre Verwandtschaft mit dem Ideale der Romantiker aus. Sie hat einen femininen Zug, wie seine ganze Persönlichkeit, die so recht in die Zeit eines Musset hineinpaßt. Seine zahlreichen Briefe, die seine Zeitgenossen, Florimo voran, veröffentlicht haben, die Schilderungen seiner Freunde zeigen übereinstimmend, wie sich sanguinische Lebenslust und empfindsame Schwermuth um seine Seele stritten. Man thut Bellini wohl Unrecht, wenn man den unangenehm ironischen Charakterbericht Heine's, der über den elegischen „soupir en escarpins“ witzelt, im Einzelnen für baare Münze nimmt. Der elegante junge Italiener mit dem feingeschnittenen Blondkopfe und den blauen Kinderaugen war gewiß eine glänzende Erschei-

Digitized by Google

nung, deren Zauber weiter als bis zu leicht entzündlichen Damenherzen reichte. Alle Züge, die wir an ihm finden, seine Kindernatur, seine weiche Gutherzigkeit, seine Begeisterungsfähigkeit, seine naive Freude am äußeren Erfolg, seine Empfindlichkeit für rauhe Eindrücke von außen, seine nervöse Melancholie, die ihn oft mitten im Rausche des Erfolgs in Gestalt von beängstigenden Todesahnungen packte —, alles das fügt sich zusammen zu dem Bilde einer sensiblen Künstlernatur, die geschaffen war, ihren Inspirationen zu lauschen, die aber zusammenbrach, wenn es galt, einen Kampf zu kämpfen für künstlerische oder Lebensziele. Und hierin liegt für den Menschen wie für den Künstler Bellini seines Schicksals Tragik.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Probe.

Aus der Tragikomödie der Liebe. Von Theodor von Sosnosky.

So konnte es nicht mehr weitergehen! Er mußte Gewißheit haben! Betrog sie ihn oder betrog sie ihn nicht? Seine Eifersucht und sein Verstand sagten: ja; seine Eitelkeit und seine Liebe sagten: nein. Wer hatte recht? Bisher war es ihr noch immer gelungen, jeden bestimmten Verdacht seinerseits zu entkräften und zu widerlegen und dabei so stichhaltige, ja überzeugende Gründe anzuführen, daß ihm nichts anderes übrig blieb, als seinen Irrthum, sein Unrecht jedesmal zuzugeben, sie um Verzeihung zu bitten und sich zur Strafe tüchtig auslachen zu lassen. War sie aber gerade übler Laune, oder seine Verdächtigung zu schwer gewesen, so wurde er derb abgekanzelt und mit Vorwürfen überschüttet. Und merkwürdig: je schlimmer er dabei wegkam, desto glücklicher war er; denn dann fühlte er sich schuldig, und je schuldiger er sich selber vorkam, desto schuldloser erschien sie ihm. Dann pflegte er sich die heftigsten Vorwürfe zu machen, sich einen Narren und Wütherich zu nennen, sie mit Zärtlichkeiten zu überhäufen und schließlich meist auch noch zu beschenken.

Nach solchen Scenen verstummten die eifersüchtigen Zweifel gewöhnlich; aber nicht für lange, dann begannen sie wieder zu raunen und zu spotten, und die alte qualvolle Unruhe und Ungewißheit stellte sich wieder ein.

So ging es nun schon seit mehr als zwei Jahren, also beinahe so lange, als Fanny seine Geliebte war.

Erst gestern war sein Verdacht wieder geweckt worden: warum war das Mädchen Fanny's so verlegen gewesen, als er unerwartet, zu ungewohnter Stunde bei ihr erschien? Warum sie selber in seiner Anwesenheit so zerstreut und nervös? War es wirklich der Hausmeister gewesen, der geläutet und dessen Stimme er im Vorzimmer draußen gehört hatte? Gewiß, es war nicht unmöglich, aber die Stimme konnte auch die eines andern Mannes, eines Liebhabers gewesen sein . . .

Dieser ewige Zweifel war nicht mehr länger zu ertragen. Er machte ihn nervös, störte ihn bei seiner Berufsarbeit, raubte ihm Ruhe und Schlaf. Das mußte anders werden! Er wollte und mußte Gewißheit haben! Und zwar in kürzester Zeit.

In den schlaflosen Stunden der vergangenen Nacht hatte er einen Plan ausgedacht, wie er sich Gewißheit verschaffen konnte, und diesen Plan wollte er jetzt ausführen.

Er setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb mit verstellter Schrift folgenden Brief:

Mein schönes Fräulein!

Von Ihrem entzückenden Liebreiz bezaubert, kann ich der Versuchung nicht widerstehen, Ihnen zu schreiben und — verwegen genug — Sie um die beglückende Gunst zu bitten, Sie persönlich kennen lernen zu dürfen. Ich habe wiederholt das Glück gehabt, Ihnen auf der Straße zu begegnen, und schon beim ersten Mal haben Sie einen so mächtigen, unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht, daß ich mir schwor, wir müßten einander näher treten, sollte ich auch eine Welt in Bewegung setzen müssen, um dies zu erreichen. Nach längerem qualvollen Warten ist es mir endlich gelungen, Ihren Namen und Ihre Wohnung ausfindig zu machen, und ich beeile mich, diese Kenntniß auszunützen, indem ich Ihnen schreibe und Sie um eine Zusammenkunft bitte. Und zwar erlaube ich mir, Ihnen nach reiflichem Ueberlegen diesbezüglich folgenden Vorschlag zu machen:

Wenn wir uns auf der Straße oder in einem öffentlichen Local treffen, so ist für Sie, mein Fräulein, immer Gefahr vorhanden, daß Sie von irgend jemand gesehen und durch meine Gesellschaft compromittirt werden. Es ist also vor Allem in Ihrem Interesse, wenn ich das vermeiden möchte, da ich natürlich nichts weniger will, als Ihnen Unannehmlichkeiten bereiten. Ich will Ihnen aber keineswegs verhehlen, daß ich dabei auch mein eigenes Interesse im Auge habe, denn, wie könnte ich, mitten unter fremden Menschen, so mit Ihnen sprechen, wie mir um's Herz ist, wie Ihnen die begeisterten Huldigungen darbieten, die mir meine Leidenschaft dictirt? So bin ich denn zur Einsicht gekommen, daß es das Einfachste und Sicherste ist, wenn wir uns in einem Hôtel treffen. Erschrecken Sie nicht! Ich denke dabei nicht etwa an irgend ein Garni von zweifelhaftem Ruf, sondern an ein durchaus solides Hôtel, dessen Renommée Ihnen dafür bürgt, daß Sie nicht in eine Falle gelockt werden. Ich schlage das Hôtel „Zur Kaiserin Elisabeth" vor, in dem ich abgestiegen bin. Es liegt für Sie auch nicht zu entfernt. Und zwar halte ich die Zeit zwischen fünf und sieben Uhr Nachmittag für die geeignetste. Jetzt beginnt es schon früh zu dämmern, unter einem dichten Schleier sind Sie unmöglich zu erkennen. Ich bitte, dem Portier nur meinen Namen zu nennen, er wird Sie dann zu mir führen, wodurch Ihnen das lange und für eine Dame peinliche Herumsuchen erspart bleibt.

Sie können gar nicht ahnen, wie sehr Sie mich durch Ihren Besuch beglücken würden, und ich beschwöre Sie, mir diese inständige Bitte nicht abzuschlagen und deren Erfüllung auch nicht hinauszuschieben; gleich morgen soll es sich entscheiden, ob Sie mir Ihre Gunst schenken wollen! Länger kann ich nicht mehr warten, denn ich vergehe vor Sehnsucht nach Ihnen und würde Wien sofort wieder verlassen, wenn ich morgen Ihre Zusage nicht in Händen habe. Schenken Sie mir aber Gehör, so will ich hier bleiben und all mein Sinnen und Trachten einzig darauf richten, Ihnen das Leben so angenehm wie möglich zu machen, Ihnen jeden Wunsch von den schönen Augen abzulesen. Und Sie dürfen viel, sehr viel wünschen, denn ich bin in der angenehmen Lage, auch die anspruchsvollsten erfüllen zu können, ein Glück, das ich erst dann zu schätzen wissen werde, wenn Sie mir hierzu Gelegenheit geben. Eine schöne Wohnung, Wagen, elegante Toiletten, Schmuck, kurz Alles, was ein weibliches Herz begehrt und was weiblicher Schönheit erst die rechte Folie giebt, steht zu Ihrer unbeschränkten Verfügung. Natürlich ebenso alle erdenklichen Vergnügungen. Und dies Alles für ein Bißchen Liebe! Vielleicht muthe ich Ihnen damit nicht allzuviel zu, denn ich bin jung, und wie ich glaube, nicht abstoßend. Also, theuerstes Fräulein, seien Sie nicht grausam und machen Sie mich glücklich, indem Sie mir schreiben, daß wir uns morgen sehen. Es bedarf nur einer einzigen Zeile. Da Sie vielleicht Bedenken tragen, einem fremden Manne zu schreiben, aus Besorgniß, es könnte mit Ihrer Schrift Mißbrauch getrieben werden, so bitte ich, nur mit F oder gar nicht zu unterzeichnen, und, wenn Sie es für nothwendig halten, auch mit verstellter Schrift zu schreiben.

Ich kann den Augenblick nicht erwarten, wo mir die beseligende Gewißheit wird, daß ich in Ihre herrlichen Augen schauen und Ihre kleinen Hände küssen darf. Einstweilen thut dies im Geiste

Ihr Sie heiß liebender
Egon Graf v. Stolzenegg.

Hôtel „Kaiserin Elisabeth". I. Weihburggasse.

PS. Anbei eine Kleinigkeit, die vorläufig als sehr schwacher Ausdruck meiner Gefühle gelten möge und die ich Sie gnädig anzunehmen bitte.

Als Hugo von Reifnitz diesen Brief nach wiederholtem Innehalten und Nachdenken beendet hatte, las er ihn prüfend durch.

Er fand ihn zwar ein wenig lang, aber das that ja nichts! Keinem Menschen erscheint ein Brief, dessen Inhalt ihm schmeichelt, zu lang! Einer Frau schon gar nicht. Und kürzer hätte er sich auch kaum fassen können, denn er mußte seine Einladung in's Hôtel doch ausführlich und eindringlich begründen, sonst ging Fanny sicher nicht darauf ein; es war ja eigentlich nicht wenig, was er ihr damit zumuthete! Die Zusammenkunft mußte aber in einem Hôtel stattfinden, denn nur dort konnte er sie der beabsichtigten Untreue überführen. Da gab es keine Ausrede! Auf der Straße aber oder in einem öffentlichen Local konnte sie, findig wie sie schon war, leicht irgend eine Entschuldigung vorbringen, zum Beispiel die, daß sie sich nur einen pikanten Spaß habe machen und sehen wollen, was für ein Mensch denn der Briefschreiber sei, weiter natürlich nichts. Nein, so konnte sie ihm wieder entwischen, und diesmal durfte das nicht geschehen! Und noch etwas sprach für das Hôtel: dort konnte er ihr ohne Zeugen seine Meinung sagen, und das gehörig! In einem Café, auf der Straße, oder in einem öffentlichen Parke war das unmöglich, ohne Aufsehen zu erregen.

Im Uebrigen war er mit seinem Briefe sehr zufrieden. Daß Fanny seine Schrift zu erkennen vermöge, war dank der ihm eigenen Fähigkeit, sie zu verstellen, ganz undenkbar. Auch die Stylisirung war gerade richtig: ebenso zart wie deutlich, denn Fanny war einerseits ziemlich empfindlich und liebte es, höflich und achtungsvoll behandelt zu werden, anderseits war sie aber auch empfänglich für Luxus und Vergnügungen, und nicht minder für vornehm klingende Namen.

Wenn sie dieser Versuchung widerstand, dann durfte er ihr in Zukunft vertrauen, dann war es ein Frevel, sie noch ferner mit seiner Eifersucht zu quälen.

Digitized by Google

Bevor er den Brief zusammenfaltete, klebte er mit der äußersten Ecke eine Marke hinein, für die Antwort; dann schrieb er auf das Couvert die Adresse:

Wohlgeboren
Fräulein Fanny Gränzer
in
Wien
IV. Karlsgasse 8, II.

Er steckte den Brief zu sich und begab sich zu einem Juwelier, aber nicht zu dem, bei dem er sonst Schmucksachen für Fanny zu kaufen pflegte.

Er wählte eine zierliche Broche von Türkisen aus, für die sie eine Vorliebe hatte. Sie war keineswegs billig, und unter anderen Umständen würde er sich ohne besonderen Anlaß gewiß nicht zu einer so großen Auslage entschlossen haben, denn er war durchaus nicht reich, und Fanny, die ganz auf seine Kosten lebte, und gut lebte, kostete ihm ohnedies bedeutend mehr, als es seinen Verhältnissen entsprach. Aber jetzt bedachte er sich nicht lange; der Versuch schien ihm einer beträchtlichen Auslage immerhin werth. Und zwecklos war dieser Kauf in keinem Falle: bestand Fanny die Probe, dann hatte er die beglückende Gewißheit ihrer Treue wahrlich nicht zu theuer erkauft und sie damit für diese gleich belohnt; bestand sie die Probe aber nicht, nun, so war dieser Schmuck eine Abfindung. Auf mehr hatte Fanny dann wahrlich keinen Anspruch.

Schmuck und Brief sandte er durch einen Dienstmann an Fanny; er selber aber begab sich in's Hôtel „Zur Kaiserin Elisabeth" und trug dort dem Portier auf, falls ein Brief an den Grafen Egon v. Stolzenegg kommen sollte, ihn aufzubewahren, er werde morgen nachfragen und möglicher Weise auch ein Zimmer für einen Tag nehmen, was vom Inhalte des Briefes abhänge. Er unterstützte seinen Auftrag durch einen Silbergulden, der im Verein mit dem Grafentitel sofort seine Wirkung that.

Den Rest des Tages und die folgende Nacht verbrachte er sehr unruhig.

Als er sich am nächsten Morgen in sein Bureau im Ministerium des Innern begab, schwankte er, ob er nicht im Hôtel nachfragen solle? Er unterließ es jedoch, weil er sich sagte, daß Fanny, wenn sie überhaupt schrieb, es voraussichtlich nicht vor diesem Morgen that, denn sie überlegte sich's gewiß so lang als möglich.

Im Bureau war er so zerstreut und unruhig, daß er nicht ordentlich zu arbeiten im Stande war. Seine Gedanken wanderten, so oft er sie auch sammelte, immer wieder zu Fanny zurück.

Gegen Mittag wurde ihm ein Brief übergeben, den ein Dienstmann gebracht hatte. Er war von Fanny. Was hatte die ihm denn zu schreiben? Daß dieser Brief mit seiner Aufforderung zusammenhing, davon war er überzeugt.

Mit stockendem Athem und dumpf klopfendem Herzen öffnete er den Umschlag. Sie schrieb:

Lieber Hugo!

Ich bin heute Nachmittag nicht zu Hause, ich muß nach Währing hinaus, weil meine Schwester plötzlich erkrankt ist. Ich hoffe aber bis um ½ 8 Uhr wieder zurück zu sein.

Mit herzlichem Gruß und Kuß
Deine
Fanny.

Bleich bis in die Lippen starrte er auf diese Zeilen, die sich wie Messer in sein Gehirn bohrten. Laut aufstöhnen hätte er mögen vor Schmerz und Zorn. So wollte sie ihn also wirklich betrügen! Kein Zweifel, das wollte sie! Warum sonst hätte sie ihm denn abgeschrieben!? Das war ja gerade die Zeit, zu der sie in's Hôtel kommen sollte. Freilich konnte ein seltsamer Zufall es so gefügt haben, daß ihre Schwester wirklich gerade heute erkrankt war, denkbar war das ja immerhin; allein daran glaubte er nicht, er war vielmehr überzeugt, daß Fanny ihn anlog, daß sie ihn betrügen wollte. Aber er mußte es schwarz auf weiß haben, er wollte wissen, was sie in's Hôtel geschrieben hatte, denn daß sie geschrieben, daran zweifelte er nach diesem Briefe keinen Augenblick mehr. Und zwar wollte er gleich nachfragen; hier zu bleiben war ihm ganz unmöglich, an Arbeiten war ja nicht zu denken.

Er erhob sich also, entschuldigte sich bei seinem Chef mit plötzlichem heftigen Unwohlsein, ein Vorwand, der auch Glauben fand, denn der Hofrath bemerkte theilnehmend, man sähe ihm's an. Und er fühlte sich in der etwas dumpfen, überheizten Bureauluft thatsächlich unwohl, so daß er froh war, als er in die kalte Novemberluft hinaustrat, die ihn erfrischt tief aufathmen ließ.

Im Sturmschritt eilte er nun in's Hôtel.

Der erwartete Brief war wirklich schon da. Wie der Portier ihm mittheilte, hatte ihn ein Dienstmann gebracht. Um seine Bewegung zu verbergen, trat er etwas bei Seite und las den Brief mit abgewendetem Gesichte. Er enthielt nur eine einzige Zeile:

Komme heute gegen 5 Uhr.

Eine Unterschrift war nicht da. Die Buchstaben verriethen jedoch, für ihn ganz unverkennbar, Fanny's Handschrift.

Obwohl er nichts Anderes erwartet hatte, erregte ihn die Gewißheit ihrer Treulosigkeit so stark, daß er seine Fassung nur mit Mühe, und wie er an dem Gesichte des Portiers erkannte, nur ungenügend bewahren konnte. Er vermochte es auch nicht zu verhindern, daß seine Stimme heiser und zitternd klang, als er jenem auftrug, für ihn ein Zimmer bereit zu halten, er werde Nachmittag wiederkommen. Dann entfernte er sich rasch, denn er empfand das dringende Bedürfniß, allein zu sein. Und unter den vielen fremden Leuten auf der Straße draußen war er ja allein.

Aber in der Kärntherstraße, in die er jetzt kam, war es ihm doch zu voll. Er bog daher in eine Nebengasse ein und strebte dem Ring zu. Dort, auf dem breiten Trottoir, konnte er ungestört seines Weges gehen und sich seinen Gedanken hingeben. In ihm kochte es. Er hätte Fanny niederschlagen, schmähen und treten mögen, eine so große Wuth gegen sie erfüllte ihn. Sie betrügt mich! Sie betrügt mich! Das war der Anfang und das Ende von Allem, was er dachte und fühlte.

Mit grausamer Hartnäckigkeit hatte sich dieser Gedanke in sein Gehirn eingekrallt und Alles daraus vertrieben, was nicht mit ihm zusammenhing. Sie betrog ihn! Und sie that es nicht zum ersten Mal! Oh nein! Oft, oft hatte sie das schon gethan! Daran zweifelte er jetzt nicht mehr. Ein Mädchen, das so ohne Weiteres der Einladung eines unbekannten Mannes nachkam, dem konnte die Sache nicht neu sein! Das mußte schon mehr auf dem Gewissen haben! Ja, er trug ein ganz ansehnliches Geweih auf seinem Kopfe, war wohl gar ein Zwölfender? Dieser Einfall bereitete ihm ein gewisses, selbstquälerisches Vergnügen. Ja, das war er! Und mit diesem Schmucke diente er Fanny und ihren Liebhabern vermuthlich zum Spotte. Es war zum Tollwerden! Aber ganz so dumm wie die meisten andern betrogenen Gatten und Liebhaber war er doch nicht! Wie oft hatte er Verdacht geschöpft! Diese falsche Schlange hatte ihn jedoch stets wieder zu bethören, ihm den Verdacht auszureden gewußt! Und er war so dumm gewesen, ihr Glauben zu schenken, sie noch um Verzeihung zu bitten! Um Verzeihung! Er — sie! Wie hatte er nur so blind sein und all das nicht sehen können, was sich ihm jetzt mit grausamer Deutlichkeit offenbarte?!

Jetzt wußte er, woher das Armband stammte, das sie von ihrer reichen Firmpathin geschenkt bekommen haben wollte! Jetzt wußte er, welche Bewandtniß es mit dem eleganten Muff hatte, den sie sich von ihren Ersparnissen gekauft zu haben vorgab! Jetzt wußte er auch, welcher Art die Gesangsstunden gewesen waren, die sie längere Zeit hindurch jeden zweiten Abend außer Hause genommen hatte. Alles nichts als Lügen, elende Lügen! Und das ihm anzuthun, der sie hinter dem Verkaufstisch hervorgezogen und aus dem zwölfstündigen Sclavendienste einer Conditorei-Mamsell befreit, der ihr ein nur dem Vergnügen und behaglichem Müßiggang gewidmetes Leben ermöglicht, der ihretwegen weit mehr ausgegeben hatte, als seine Verhältnisse es erlaubten! Und er hatte sie so geliebt, ach, so geliebt! . . .

Sein Zorn, seine Empörung begann sich nun in Schmerz und Trauer zu verwandeln; ja, hier und da ließen sich im aufgeregten Chor der Anklagen, wenn auch nur ganz schüchtern, Stimmen vernehmen, die Fanny in Schutz zu nehmen suchten: war die Verführung nicht allzugroß gewesen? Wär' ihr nicht auch jedes andere Mädchen an Fanny's Stelle erlegen? Hierzu hätte es eines ausgiebigen Maßes von moralischer Kraft bedurft, und das besaß Fanny nicht. Woher auch? Wie leicht hatte er sie seinerzeit erobert! Einem Mädchen ihrer Art durfte man keine Tugendprobe zumuthen . . .

Aber diese besänftigenden Stimmen behielten keineswegs das letzte Wort, sie verstummten gegenüber den andern, die für Fanny keine Entschuldigung gelten lassen wollten.

Allmälig jedoch begann der Aufruhr in ihm zu ermatten, und es stellte sich eine gewisse Ermüdung ein, die sich auch körperlich äußerte. Das schnelle Tempo, in dem er bisher gegangen war, ließ merklich nach, und er schenkte den Dingen und Vorgängen um ihn wieder mehr Beachtung. Dabei fiel sein Blick auf die Uhr des Rathhauses, an dem er eben vorüberkam, und zeigte ihm, daß es indessen zwei Uhr geworden war. Mehr als anderthalb Stunden war er also ziellos herumgelaufen. Vielleicht war das Schwächegefühl, daß ihn immer mehr überkam, auch von Hunger veranlaßt? Er begab sich daher in das nächste größere Restaurant, vermochte jedoch fast nichts zu genießen und entfernte sich wieder.

Was sollte er nun bis fünf Uhr beginnen? Nach Hause zu gehen schien ihm des ziemlich weiten Weges halber nicht der Mühe werth, im Hôtel Stunden lang ohne Beschäftigung auf Fanny zu warten, darnach verlangte es ihm auch nicht. So hielt er es für das Beste, ein Café aufzusuchen und sich durch Zeitungslectüre zu zerstreuen. Und das gelang ihm auch wirklich ganz leidlich. Nachdem er etwa eine Stunde so zugebracht hatte, begab er sich, langsam hinschlendernd und die Schaufenster zerstreut musternd, in's Hôtel.

Hier trug er dem Portier auf, die Dame, die nach ihm fragen werde, zu ihm zu geleiten, und folgte dem Kellner, der ihm nach dem für ihn bestimmten Zimmer führte. Man hatte, wohl in Anbetracht seines angeblichen Grafentitels, ein salonartig eingerichtetes gewählt.

Da es bei der frühen Dämmerung des sonnenlosen Novembertages, zumal in der an sich schon finsteren Weihburggasse, schon bereits dunkel war, wollte der Kellner Licht machen; er erklärte es jedoch einstweilen für unnöthig. Jener ging, und er blieb allein.

Digitized by Google

Es war vier Uhr, er mußte also noch mindestens eine Stunde warten. Pünktlichkeit war nie Fanny's Sache gewesen!

Er begann nun in dem dämmerigen Zimmer auf und ab zu gehen und darüber nachzudenken, was und wie er ihr Alles sagen sollte. Ihre ganze Verlogenheit und Undankbarkeit wollte er ihr vorhalten, seine tiefe Verachtung in's Gesicht schleudern, sich für immer von ihr lossagen und ihr die Thür weisen.

Das Warten machte ihn nervös: so oft auf dem Corridor Schritte laut wurden, unterbrach er seine Promenade und lauschte mit stockendem Athem; so oft auf der Straße ein Wagen daherrollte oder gar vor dem Hôtel hielt, dachte er, es könnte Fanny darin sitzen, und spähte angestrengt durch's Fenster auf die Straße hinab. Auch sonst trat er ab und zu, fast unwillkürlich, an's Fenster, aber es war schon zu dunkel, als daß er sie hätte erkennen können, und dann übersah er auch nur das gegenüberliegende Trottoir. (Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Eine neue Komödie von Hermann Bahr.

Der Entdecker der österreichischen Heimathskunst hat vor Kurzem dadurch von sich reden gemacht, daß er die These aufstellte, ein Kritiker habe durchaus das Recht, Stücke für das von ihm kritisirte Theater zu schreiben, denn der Mensch müsse doch leben. Hermann Bahr macht gern von sich reden, und man kann es ihm nicht verdenken, daß er jede günstige Gelegenheit beim Schopf ergreift, zumal mehrere Jahre verdrießlichen Mißwachses hinter ihm liegen. Es ist deßhalb anerkennenswerth, daß er das hübsche Motiv vom Dramen dichtenden Recensenten erst jetzt wieder aufgegriffen und zu einer Posse verarbeitet hat, die auch außerhalb der Wiener Linie des unbestrittenen Heiterkeitserfolges gewiß ist.

Herr Bahr hat die Pariser Schauspielerin Réjane, die an dem von ihm mit Kritiken und Vieractern versehenen Deutschen Volkstheater aufgetreten ist, in seiner enthusiastischen Art gelobt. Daraufhin richteten die eingeborenen Kräfte der Bukovics-Bühne neiderfüllt an ihren Director das herzliche Ersuchen, sie von der Pflicht zu entbinden, den Bahr'schen Meisterwerken auch in Zukunft zu dem traditionellen Siege mit nachfolgenden zwei Anstandswiederholungen verhelfen zu müssen. Emerich v. Bukovics — jawohl, der Mann ist adligen Geblütes — Emerich also bewahrte den feierlichen Ernst, der seiner Rolle angemessen war, und erklärte ernsthaft, „man dürfe dem Kritiker keinesfalls das Recht der eigenen Meinung beschneiden, auch dann nicht, wenn er seine Arbeiten der von ihm recensirten Bühne überlasse." Der Umstand, daß Herr Hermann Bahr das Deutsche Volkstheater in seinem Blatte bespreche, könne einen Emerich v. Bukovics nicht abhalten, „pflichtgemäß neue gute Stücke des bewährten Verfassers für sein Theater zu gewinnen".

So sind die Rollen ausgetheilt und Alles wohl bestellt. Man erfährt aus der kleinen Komödie erstens, daß Hermann Bahr mit unbestechlicher Strenge seines Richteramtes waltet und sogar einen Conflict mit den Schauspielern, die ihm, ach, so nahe stehen, nicht scheut, wenn es um sein Heiligstes, seine schon mehrfach erwähnte kritische Ueberzeugung, geht. Man erfährt zweitens, daß Emerich der Adlige ebenfalls von persönlichen Verstimmungen unabhängig ist, sobald das Theater, die hehre Kunst, in Frage kommt. Er läßt deutlich durchblicken, daß er es eigentlich nicht schön von Bahr finde, wenn er als gewissenhafter Rhadamanth die Réjane lobpreist, ohne gleichzeitig der erlauchten Talente des Deutschen Volkstheaters zu gedenken. Aber trotzdem, trotzdem bleibt Emerich gerecht gegen den Mann, dem er dereinst soliden Villen-Baugrund in seiner Nachbarschaft um ein Geringes spendete, und läßt seinen Zorn über den Kritiker nicht an dem Poeten Bahr aus.

Drittens erfährt man, daß Hermann Bahr gute, neue Stücke schreibt und ein bewährter Verfasser ist. Mit dieser effectvollen Pointe schließt der reizende Schwank.

Es ist weitaus die gelungenste Komödie, die Herr Bahr jemals gedichtet hat. So recht aus seinem Innern geschöpft! Schall und Rauch sollte sie sofort für Berlin erwerben und in der Original-Besetzung aufführen lassen. Dies Gastspiel des Deutschen Volkstheaters würde zweifellos größere Wirkung ausüben als der Besuch, den die Herrschaften uns im Vorjahre gemacht haben. Timon d. J.

Aus unseren Kunstsalons.

Als ich im Sommer hier die dritte Ausstellung der Berliner „Secession" besprach, wies ich darauf hin, wie viel näher uns die Pariser Impressionisten rücken, die die Entwickelung unserer Künstler so stark beeinflußt haben, wenn wir Werke aus ihrer früheren Schaffenszeit zu sehen bekommen. Wie diese zeigen, was sie Alles schon konnten, ehe sie sich auf's Experimentiren und auf's Heraustüfteln neuer Wirkungen legten, während unsere „Impressionisten" — und je jünger sie sind, desto mehr — vom umgekehrten Ende anfangen.

Was ich damals sagte, muß ich heute wiederholen Angesichts einer sehr lehrreichen Sammlung von Bildern, die soeben der Salon Cassirer ausstellt. Auguste Renoir ist's, den er uns in 23 Bildern vorführt in einer Weise, wie er hier wohl noch nie vertreten war. Jetzt erst wird man begreifen, was bisher selbst in Kunsthandelkreisen und nur denen bekannt war, die französische Kunst in Paris selbst zu studiren Gelegenheit hatten — welche Bedeutung Renoir zuzusprechen ist.

Wer die „Jahrhundert"-Ausstellung in Paris im vorigen Jahre gesehen, der findet hier einige Bilder, darunter vor Allem die „Dame in der Loge" und die kleine „Balletteuse", mit Vergnügen wieder. Aber es sind hier natürlich noch vielmehr beisammen, als dort. Und wenn man sie so beisammen sieht, so stimmt man durchaus der Anschauung der französischen Kunstkritik zu, daß Renoir so recht eigentlich das Werk der Greuze und Fragonard fortgesetzt habe, daß er vom Rococo komme. Dieselbe spielige Anmuth, dieselbe Koketterie der Linie und Bewegung, dieselbe prickelnde Grazie in dem Erhaschen dieses oder jenes Moments. Aber dabei immer so viel mehr Naturstudium und so viel feineres Colorit. So kommt's, daß Renoir's Bildnisse stets den Eindruck von Genrebildern machen, daß bei ihm die Grenzen zwischen den beiden Gebieten, auch im umgekehrten Falle, sich so leicht verwischen. Sein farbenfunkelndes, lichtschimmerndes, luftdurchwehtes Frühstück der Canotiers mit ihren Mädchen unter dem weißrothen Zeltdach in Bougival ist eine Sammlung von Bildnissen, und die blonde Dame mit den sinnigen blauen Augen, hinter denen so viel Koketterie schimmert und die im schwarzweißen Gesellschaftskleide sich in der Loge bewundern läßt, indessen ihr Gatte das glänzende Haus durchmustert — ein wundervolles Bildniß — wird zu einem reizvollen Genrebild, zu einem Sittenbilde aus dem Gesellschaftsleben des zweiten Kaiserreiches, stammt es auch gleich aus dem Jahre 1874. Oder jene junge Dame in nichts verhüllender, mit blauen Seidenbändern durchzogener durchsichtiger Blouse unter dem Baume, jenes andere junge Mädchen im Hemd, das so natürlich im Lehnstuhl sitzt, die Dame im Negligée mit der Katze im Schooß im rothen Fauteuil schlummernd — das sind lauter Belege dafür, wie Renoir immer das Ungezwungenste so sicher zu erfassen weiß. Und wenn seine kleine „Tänzerin" im entzückenden opalisirenden Gazeröckchen mit dem blauen Gürtel — blau ist eine der Lieblingsfarben Renoir's, und er weiß sie immer mit den anderen gut zum Stimmen zu bringen — wenn die nun wirklich 'mal posirt — es ist eben „la troisième position", in der er die kleine Balletteuse gemalt hat. Auch dieses Bild stammt aus dem Jahre 1874, während das „Frühstück in Bougival" sieben Jahre jünger ist. Es zeigt auch schon viel mehr Neigung zu Farbenaufwand, der in Renoir's Landschaften, von denen ebenfalls eine ganze Reihe zu sehen ist, nun schon die Regel ist, auch dann, wenn es sich

Digitized by Google

nicht um Motive etwa aus Algier handelt. Der ganze bezaubernde Kunstgeschmack der Franzosen, ihre malerische Gourmandise wird so recht klar, wenn man mit diesen Renoir'schen Bildnissen die von Wilhelm Trübner vergleicht, die ebenfalls jetzt dort ausgestellt sind. Es sind ältere Arbeiten und sehr tüchtige, die ich manchen der neuesten des Frankfurters entschieden vorziehe, aber wie wirken sie langweilig und simpel, wenn man von Renoir zu ihnen kommt! Und nun hängen unvorsichtiger Weise noch dämmerige, geheimnißvoll schleierhafte Carrière's in der Nähe, die übrigens selbst auch durch diese Nachbarschaft verlieren. Bis auf eins: „Das Kind mit den Nelken", das offenbar aus einer Zeit vor der Dämmerungsperiode des lichtscheuen Malers stammt, wiewohl auch hier außer dem dunkeln, satten Roth der Blumen, jeder lebhafte Ton vermieden ist. Man denkt an Velasquez gegenüber diesem Kopf. Sieht man sich übrigens in einige der Trübner hinein, z. B. in den schwarzlockigen Studienkopf mit der weißen Halskrause, so wird man zugeben müssen, daß auch er nicht nur viel kann, sondern auch starke malerische Wirkung an sich zu erzielen weiß. Von einer neuen Seite zeigt sich Max Slevogt — als sehr ausdrucksvoller Thiermaler. Da ist eine Reihe von Studien aus dem Frankfurter zoologischen Garten, die von glücklichster Beobachtung zeugen. Und die Farbenreize, die ihm die Vierfüßler und die bunten Papageien bieten, giebt er ebenso überzeugend wieder, wie die Bewegung dieser Panther, Affen u. s. w. Dazu ein paar Landschaften, hingehauen sozusagen, aber ungeheuer treffsicher in der Farbe und daher aus der Ferne gesehen von guter Wirkung.

* * *

Bei Keller & Reiner dominirt gleichfalls ein Franzose. Und wie! Gleich mit mehr als sechs Dutzend Bildern führt sich Guillaume Roger ein, Landschafter und Figurenmaler. Er schwankt zwischen dem englischen Prärafaelismus mit den zarten verblasenen Tönen, dem weichen, melodischen Linienfluß und der düsterfarbigen, monumentallinigen Malweise, die über Cottet und Simon und Millet immer weiter zurück zu den großen Spaniern führt. Ist dieses Zwei-Seelen-Künstlerthum schon merkwürdig, so ist's noch merkwürdiger, daß der Maler gleich mit Dutzenden von ganz gleichen Bildern auftreten mußte. Man denkt unwillkürlich an Markt und Fabrik gegenüber dieser Fluth von durchweg Hafenstadt- und Küstenmotiven aus der Normandie und Holland. Ich bin überzeugt, hätte Roger außer seinem großen Gemälde „Aufbruch zur Procession" mit den fast, möchte man sagen, monumental aufgefaßten und hingesetzten Bäuerinnen und Schiffern, nur 10—15 der kleineren Bilder mit den rothen und grünen Balken und schwärzlichen Segeln ausgestellt, die in einen dunkeln, auch am Tage dunklen Himmel, oder in bunte Abendwolken über rothen Dächern und tiefblauem Wasser hinaufragen, — er hätte sicher einen besseren Eindruck gemacht. Im Allgemeinen ziehe ich jedenfalls seine Manier Millet-Cottet der prärafaelitischen vor, wie seine Landschaften den mancherlei Studienköpfen. Hätten wir einige dieser Landschaften selbst auf einer großen Ausstellung zwischen anderen Bildern gesehen — sicher wären sie uns als nicht unbedeutend aufgefallen. Hier machen sie sich gegenseitig todt.

Nur im Fluge kann ich noch des jungen Berliners Johannes Bossard Federzeichnungen-Cyclen „Tragödie des Daseins" mit der scharf pointirten Weltschmerz-Stimmung, die sich aber zeichnerisch mitunter in grellen Ausdrucksformen bewegt, und des Pariser Hoetger flotte keramische Witze erwähnen. Dort eine Gedankenschwere, die Linien und Formen zerbricht, etwas Zerquältes, das aber von reichem Innenleben zeugt, ein Träumen von Dante und Michel-Angelo, ein Träumen, das dort, wo es Wirklichkeit werden soll, an mangelhaftem Können scheitert; hier — ein flüchtiges, geistreiches Husch-Husch, eine Beschränkung nur auf das Allerwesentlichste in Form und Farbe bei diesen Figuren des Soldaten, der sich den Säbel abschnallt, des Viveurs im langen Ueberzieher, der gegen den Wind ankämpft, bei diesen gliederschleudernden, röckewirbelnden Serpentin-Tänzerinnen. Man möchte sagen — Rodin im Style des „Journal Amusant".

* * *

Und auch bei Schulte wieder Franzosen. Der Ruf „à Berlin" ist für sie auf dem Gebiete der Kunst nicht ein bloßer Wunsch geblieben. Eine förmliche Invasion. Aber man läßt sie sich gefallen, wenn solche Leute sich dabei befinden, wie Renoir, wie Boldini, wie Sargent. Freilich ist der in London lebende Amerikaner John Sargent kein Franzose, aber das Wesen seiner Kunst hat er sich seinerzeit aus Paris geholt. Das Bildniß, das von ihm jetzt bei Schulte zu sehen ist, stammt aus dem Jahre 1880, also aus einer Zeit vor jener Ausdrucksweise, die wir bei ihm zuerst kennen lernten und die dem Temperament die Zügel schießen läßt. Es ist herber, weniger geistreich, dieses Bildniß der Madame Subercaseaux, als die Frauenporträts, die Sargent später gemalt hat. Aber es ist doch schon ganz erfüllt von der reizvollen Harmonie seiner Farbengebung, und es zeigt schon das glückliche Erfassen eines malerischen Moments in der Haltung der Persönlichkeit, die sich malen läßt. Die Dame ist die Gemahlin des derzeitigen chilenischen Gesandten in Berlin. Eine junge Brünette in weißer Toilette mit schwarzem Ausputz und brennend rothen Blumen an der Taille und im Haar sitzt, dem Beschauer seitwärts zugekehrt, vor einem schwarzen Pianino. Die weiße mit schmaler Goldleiste eingerahmte Hinterwand wird unten durch einen hellblauen Blumenständer abgeschlossen; blau auch der Teppich. Das Zusammenklingen von Weiß, Schwarz, Blau mit den wenigen rothen Accenten ist wundervoll, und besonders anziehend ist der lebendige Ausdruck des dunklen Augenpaars. Jean Boldini, der Italiener, der sich längst schon zu den Parisern rechnet, ist ebenfalls mit einem älteren Gemälde vertreten. Es stammt aus dem Jahre 1887 und stellt die Söhne jener schönen Frau dar. Schlanke, tiefbrünette Knaben in schwarzer Tracht und von eleganter Haltung. Auch er malt jetzt anders, viel freier im Vortrag, persönlicher in der Auffassung. Von seiner früheren Kunst giebt aber dieses Knabenbildniß einen sehr guten Begriff. Uebrigens — warum versucht man es nicht einmal mit einer ganzen großen Boldini-Ausstellung? Er hätte uns so viel zu sagen.

Aus der Masse des Uebrigen, was Schulte wieder für die kurze Spanne von drei Wochen zusammengetragen hat, ragt Einiges noch hervor. So der ungemein temperamentvolle Spanier Hermen Angloda, der eine farbenglühende spanische und eine lichtschimmernde pariser Tanzscene ausgestellt hat. Er ist ganz leidenschaftliche Farbenbewegung. Dann der Holländer Theodor van Hoytema-Hilversum, und der Schweizer Ernst Würtenberger. Der Niederländer bringt allerlei Vögel und decorative Pflanzenmotive in stark japanisch beeinflußter Manier; aber japanisch ist er auch in der scharfen Charakteristik, nur mitunter etwas langweiliger. Daß Würtenberger, der bedächtig und schwer sich gebende Basler, sich von seinem großen verstorbenen Landsmann und auch von Thoma hat inspiriren lassen, das ist gegenüber dem Märchen von den „Sieben Schwaben", das er kurzweilig vorträgt, sowie dem Bildniß Gottfried Keller's in der Laube und dem seiner Eltern ganz zweifellos. In der Wahl seiner Vorbilder war er jedenfalls nicht übel berathen, und in einem Böcklin-Bildniß zeigt er zudem durchaus eine eigene Handschrift.

Mehr nur culturgeschichtliches Interesse haben die Sammlungen von Typen und Scenen der beiden bulgarischen Maler J. V. Mrkvicka und A. Mittoff . . .

Noch ein Blick in das Künstlerhaus. Dort ist jetzt eine gewaltige Ausstellungsmaschine zu sehen: 76 Quadratmeter groß ist des ungarischen Malers Arpad de Feszty Triptychon: „Christi Begräbniß".

Die Bedeutung des Werks entspricht nicht seiner Größe. Viel „echte" bunte orientalische Costüme und typische orientalische Gesichtsbildungen; viel düstere Wolkenstimmung und blühende Frühlingspracht; über 40 zum Theil überlebensgroße Figuren; viel leidenschaftliche Bewegung und verhaltener Schmerz — aber im Großen und Ganzen paßt uns heute solche Theatralik der Piloty-Munkaczy-Schule nicht mehr so recht. Und dann: wie Sudermann's „Johannes" besser „Salome" hieße und wohl nur um des perversen Herodia's Tochter willen

Digitized by Google

entstanden ist, so war es dem ungarischen Maler wohl nur oder hauptsächlich um die Darstellung der schönen, üppigen, rothhaarigen Sünderin Maria Magdalena zu thun, und „Christi Begräbniß“ giebt sozusagen bloß das Milieu für die Schilderung ihres Schmerzers ab, der sich u. A. auch darin äußert, daß sie sich allmälig die Kleider ganz vom Leibe reißt. Auf dem ersten Flügel fesselt sie wohl durch Haltung und Ausdruck noch und stört den Eindruck der „Kreuzes-Abnahme“ nicht allzu sehr; aber im Mittelstück, „Ueberführung des Leichnams Christi“, wirkt ihre Theatralik schon störend und erst recht im letzten Flügelbilde, „Klage am Grabe“, wo sie, fast nackt, sich vor dem Grabstein am Boden windet. . . Gute malerische und Schilderungs-Einzelheiten giebt es in jedem der drei Stücke, neben viel Mißlungenem. Aber der Gesammteindruck entspricht nicht der colossalen Mühe, die der Künstler drauf verwandt hat. Gerade weil die Maße so groß sind, übersieht man auch den geringsten Fehlgriff nicht. Warum in aller Welt wird nur heute so was noch gemalt? Etwa bloß zu einer Rundreise durch Europa und Amerika? Dann wäre es aber ein einfaches Geschäftsunternehmen. Mußte es aber dann gerade ein so bedeutsamer Stoff sein?

Viel Aufsehen aber wird das Gemälde auf seiner Rundreise trotz Allem sicher machen. Schon um seiner Größe willen . . .

J. Norden.

Notizen.

Haacke und Kuhnert's „Thierleben der Erde“, das von Martin Oldenburg, Berlin, verlegte, interessante Lieferungswerk, liegt nunmehr beendet vor. Durchblättert man die stattlichen drei Bände noch einmal, so fällt vor Allem die praktische und sympathische Anordnung des textlichen Inhaltes auf: Wilhelm Haacke hat die althergebrachte langweilige und unlebendige Eintheilung nach Classen und Ordnungen ꝛc. fallen lassen und dafür in den einzelnen Capiteln immer die Thierarten zusammengefaßt, die auf derselben Scholle, unter denselben örtlichen Bedingungen leben. Dadurch wird die Darstellung von selbst interessanter und fesselt den Laien weit mehr, als andere zoologische Werke es vermögen. Haacke weiß nun überdies den Stoff so prachtvoll zu gliedern, und seine Schreibweise ist so lebensprühend, daß die organischen Vorzüge des Werkes auch äußerlich überraschend in Erscheinung treten. Was Haacke als Zoologe bedeutet, das ist Wilhelm Kuhnert als Thiermaler. Wir haben schon wiederholt Gelegenheit genommen, seine für dies Werk entworfenen Schöpfungen als erstclassig zu bezeichnen. Das Lob muß am Schlusse wiederholt und unterstrichen werden. Kennen wir doch keinen deutschen Maler, der so wie er das Charakteristische der lebendigen Creatur in Linie und Farbe wiederzugeben weiß. Das ist das Prächtige an dem neuen Buche: Text und Bild ergänzen sich nicht nur, sondern passen genau zu einander; in beiden pulst echtes Leben. Wir glauben, daß das verhältnißmäßig recht billige, dabei brillant ausgestattete Werk seinen Weg machen wird.

Von O. F. Hartleben's „Goethe-Brevier“ (Karl Schüler, München) liegt die zweite Auflage vor. Hartleben verdient Dank für dies Buch, an dem er mit offenbarer und großer Liebe gearbeitet hat und das ihn von einer recht angenehmen Seite zeigt. Schon was er im Vorwort über die Goethe-Gelehrsamkeit und den alten Goethe selbst sagt, der seine holden Jugendverse in späteren Stunden pedantisch „arrangirte“ und auch wohl „revidirte“, schon die Einleitung macht Appetit auf das Brevier. Ob es nun durchweg mit dem rechten Empfinden für Goethe's Sein und Art zusammengestellt ist, das möge unentschieden bleiben. Was Hartleben nach seiner Individualität schön und bedeutsam scheint, ist es deßhalb noch nicht für andere. Aber solche Allgemeingiltigkeit beansprucht er auch gar nicht. „Höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit“, und die Persönlichkeit des Herausgebers muthet in dieser seiner Arbeit so an, daß wir alle Einwürfe darüber vergessen. Wer den Wolfgang Goethe noch nicht kennt — und viele kennen ihn nicht, die seine Gesammelten Werke seit dreißig oder mehr Jahren im Schrank stehen haben — der wird ihn aus dem Goethe-Brevier lieb gewinnen. Da ist alles frühlingsfrisch und sonnenwarm, da ist keine Prüderie und Aengstlichkeit, gar keine Rücksicht auf das Philisterthum. Sogar die in andern Ausgaben unterdrückten Stücke der „Römischen Elegie“ finden wir hier. Auch philologisch ist das Buch unanfechtbar. Möge es als Goethe-Extract auf jedem Schreibtisch liegen, nicht auch etwa in den Schränken vergilben, wie die 36 Bände der Gesammelten Werke!

Der große Muret-Sanders liegt nun vollendet vor. Eben ist die letzte Lieferung dieses Wörterbuches der englischen und deutschen Sprache, das nicht seines Gleichen hat, erschienen, und damit hat die Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin ihrem Lorbeerkranze 2500 neue Blätter eingefügt. Denn 5000 Seiten ist das Gesammtwerk stark, und jede Seite zeugt von einer so überlegenen Beherrschung und so emsiger, gewissenhafter Durchdringung des Stoffes, daß man wohl sagen darf, der Lorbeer hat in diesem Falle hoch gestanden. Für diesen gelehrten Bienenfleiß, der doch all' sein Können und Vermögen in den Dienst der Praxis gestellt hat, sollte kein Wort des Lobes zu viel sein. Wer die englische Sprache autodidactisch erlernt hat, und das an der Hand der Toussaint-Langenscheidt'schen Unterrichtsbriefe, der ist einigermaßen verwöhnt worden und stellt sehr hohe Ansprüche an lexikographische Gabe. Aber der Verlag weiß immer auf der Höhe zu bleiben. Es ist für den Kenner eine wahre Freude, im Muret-Sanders Stichproben zu machen, und zwar Stichproben von sehr umfassender und eindringlicher Art. Wir haben fast keine Versager gehabt. Mit bewundernswerther Ausführlichkeit, der sich übersichtliche Anordnung und eine geradezu raffinirte Erleichterung des Nachschlagens gesellt, ist hier das Wörtermaterial beider Sprachen zusammengefaßt. Keine wissenschaftliche Disciplin, kein Beruf des Alltagslebens, der hier nicht seine Fachausdrücke, bis auf die verborgensten und seltensten, findet. Was die Vulgärsprache und der Dialect erzeugen, ja selbst die Asphaltblüthen des hauptstädtischen Slang, Zunft- und Branchenausdrücke — hier haben sie ihre Stätte. In diesem wirklich noch nie dagewesenen Reichthum des Materials, das dabei bis auf's letzte Tüpfelchen gesichtet ist und so nach beiden Richtungen hin sogar den Murray übertrifft, liegt die Hauptstärke des Muret-Sanders. Für die technische Anordnung des Satzes ist die Verlagsbuchhandlung Langenscheidt seit Alters her berühmt. Wir wünschen ihrem imposanten Wörterbuch die Verbreitung, die es redlich verdient.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Manuskripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuskripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher u. s. w. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Rich. Sattler, Braunschweig
(gegründet 1883).

Redacteur

einer Tages-Zeitung, Feuilletonist und Kunstkritiker von Ruf, mit besten Referenzen (auch von der „Gegenwart" warm empfohlen), sucht die

Berliner Vertretung

für größeres Provinzblatt oder Zeitschrift auf dem Gebiete der Berichterstattung über Theater, Kunst und öffentliches Leben. Unter L 25 an die Expedition der „Gegenwart".

Gottsched-Verlag. Berlin W. 9.

Eugen Reichel:

Ein Gottsched-Denkmal.

Monumentales Prachtwerk. 30 M.

Kleines Gottsched-Denkmal. 2 M.

Die Londoner „Academy" hat kürzlich verschiedenen hervorragenden Gelehrten und Staatsmännern einen Fragebogen mit der Frage zugehen lassen, welches die zwei im Jahre 1900 erschienenen Werke seien, die auf sie den bedeutendsten Eindruck gemacht haben. Karl Blind, der in London heimisch gewordene berühmte Gelehrte, hat bei dieser Gelegenheit Eugen Reichel's „Gottsched-Denkmal" an erster Stelle genannt.

Bismarck

im

Urteil

seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,**
Berlin W. 57.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen und geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-, Trink- und Badequellen, Mineral-, Moor-, Douche- und Dampf-Bädern,** zeitgemässen Einrichtungen zu **Kaltwasserkuren u. Massage,** ferner einer vorzüglichen **Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. — Hochquellen-Wasserleitung.** — Angezeigt bei **Krankheiten d. Nerven, d. Athmungs-, Verdauungs-, Harn- u. Geschlechts-Organe,** zur **Verbesserung d. Ernährung u. d. Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden u. d. Folgen entzündl. Ausschwitzungen. Eröff. **Anfang Mai.** Prosp. unentgeltlich.

Kgl. Bad Oeynhausen.

Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: 42 **Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's** Anstalten **Dresden-Loschwitz und Burgsteinfurt, Westf.** Herrliche Lage. Honor. nach Heilg. Prospecte gratis. Aelteste staatl. durch S. M. Kaiser Wilhelm I ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Manuscript-

Angebote erbitten

Jacobi & Zocher, Verlagsbuchhandlung.
Leipzig-R., Oststraße 9.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 45. Berlin, den 9. November 1901. 30. Jahrgang. Band 60.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Kaiser-Worte. Von Caliban. — Englands Machtstellung und ihre Vertheidigung. Von Franz Eißenhardt (Berlin). — **Literatur und Kunst.** F. Vischer über Lessing. Mitgetheilt von Ludwig Geiger (Berlin). — Zehn Jahre mit Böcklin. Von Eduard Engels (München). — Ein schnurriger Kamerad. Erinnerungen von Carl Schultes. — **Feuilleton.** Die Probe. Aus der Tragikomödie der Liebe. Von Theodor von Sosnosky. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt.** Dramatische Aufführungen. — **Offene Briefe und Antworten.** Noch einmal „Normannensöhne". Von C. W. Harberg (Hamburg). — Notizen. — Anzeigen.

Kaiser-Worte.

Dies war die Probe auf das Exempel. Sie ist über alles Erwarten schlecht ausgefallen.

Nicht nur in den Kreisen des freihandelnden Freisinns, wo man das schlimme Wort ersonnen hat, ist es eifrig colportirt und als echt abgestempelt worden. Nicht nur die jungen Leute des Herrn Lessing nahmen an, daß Wilhelm II. wirklich gedroht haben könne, Alles kurz und klein zu schlagen, wenn keine neuen Handelsverträge zu Stande kämen. Nein, sogar an den Tischen stramm monarchisch gesinnter Männer, in den Cirkeln der Feudalagrarier und bei den sonnabendlichen Zusammenkünften im Honoratiorenstübchen neigte man zu der Ansicht, der Monarch habe wirklich die befremdende Aeußerung gethan. Zwar lag es auf der Hand, daß sie unmöglich war, sachlich wie formell. Der deutsche Kaiser pflegte bisher nicht thatenlos zuzuschauen, wenn in der inneren Politik Dinge passirten, mit denen er sich in keiner Weise zu befreunden vermochte. Schien ihm irgendwo eine gefährliche Wetterwolke aufzusteigen, dann war er der Erste, der sich bemühte, sie zu zerstreuen, ehe der Blitz niederzucken konnte. Daß dieser helle, impulsive und allenthalben thätige Mann Regierung und Reichstag schweigend gewähren und zollpolitische Gesetze zu Stande bringen lassen würde, die seinen Idealen stracks zuwiderliefen; daß er absichtlich erst in dem Augenblicke, wo's zu gedeihlicher Abhülfe zu spät war, mit gepanzerter Faust eingreifen und nun Alles kurz und klein schlagen würde — diese Vermuthung schloß eigentlich eine Majestätsbeleidigung ein. Sie war thöricht und colportageromantisch in jeder Beziehung. Sie verkannte gröblich die Charaktereigenart des Herrschers und seine Auffassung von der Herrscherwürde. Der oberste Pfleger des Reiches zertrümmert nicht in wildem Wuthanfalle die kostbare Schöpfung, und gerade Wilhelm II. versteht es, sich in Ruhe mit einer Entscheidung abzufinden, selbst wenn sie fast wie eine Niederlage ausschaut. Das Schicksal der Canalvorlage ist dessen ein Zeugniß. Vor ehrlichem und entschlossenem Widerstande hat er Respect. Erwägt man neben diesen grundsätzlichen Bedenken, die die allzu viel besprochene, plumpe Fälschung ohne Weiteres als apokryph erscheinen lassen, ihre ungeheuerliche Form, so muß der letzte Zweifel schwinden. Ein Kronenträger drückt sich so nicht aus. Er mag burschikose Wendungen lieben, hält aber genau die Grenze inne, die zwischen flotter und salopper Sprechart verläuft.

So hätte es eigentlich der ungewöhnlich derben Ableugnung nicht bedurft, die der Reichs- und Staats-Anzeiger wenige Tage nach Bülow's Reise in die Eulenburg gebracht hat. Daß sie trotzdem wie eine Erlösung wirkte, beweist, in welchem Maße die Bevölkerung bereits irritirt ist. Irgend ein Schwindler, ein geistloser, grob zutappender Gesell, legt dem Herrscher Worte in den Mund, die nie gefallen sind und gefallen sein können. Trotzdem glaubt die Masse an sie. Trotzdem rechnet man mit ihnen, wie mit einem politischen Ereigniß. Jeden Freund des monarchischen Gedankens muß diese seltsame Beobachtung stutzig machen und mit Trauer erfüllen.

Otto Bismarck wußte genau, weßhalb er die Forderung aufstellte, daß der Herrscher niemals ohne ministerielle Bekleidungsstücke ausgehen solle. Just die preußischen Könige, in deren Hände so große Gewalt gegeben ist, bedürfen der preußischen Verfassung, die die Krone vor directen Angriffen schützt, wie sie andererseits ein directes Eingreifen der Krone in den kleinen Kampf des Alltags verhindern will. Der alte Weißbart wandte sich wunderselten geraden Weges an sein Volk. Man erfuhr seine persönliche Meinung fast nie. Darum aber, gerade darum, übte jedes Wort von ihm gewaltige Wirkung aus. Es führte unweigerlich die Entscheidung herbei. Wilhelm II. setzt seine Autorität häufiger ein. Die geistige Regsamkeit unseres Kaisers, der brennende Drang, sein eigener Reichskanzler zu sein, treiben ihn stets von Neuem, hier und da Partei zu ergreifen. Alle öffentlichen Vorgänge, die politischen und socialen, die künstlerischen und wissenschaftlichen, nehmen sein immer reges Interesse gefangen. Und so greift er, die Minister häufig unbefragt lassend und sie überraschend, aus eigenem Entschlusse ein. Der kaiserlichen Kundgebungen ist Legion geworden. Aber während sie sich gewissermaßen als Privatangelegenheit darstellen, so lange sie die Denkmäler in der Siegesallee, die Dramen des Major Lauff, die Bilder Knackfußen's und der Parlaghy betreffen, wirken sie mit dem ganzen Schwergewicht der Kronautorität, wenn sie Fragen der inneren und äußeren Politik berühren. Die Erschütterung, ja selbst die Gefährdung dieser Autorität, die wir doch im Interesse unseres Verfassungslebens durchaus unangetastet bewahren müssen, nimmt aber selbstverständlich immer größeren Umfang an, je breiter die Masse der Opponenten gegen kaiserliche Meinungsäußerungen, je begründeter die Einwendungen der Kritiker sind. Nahezu jede Rede des Monarchen, jede seiner gelegentlichen Randglossen

Digitized by Google

macht den Strom anschwellen. So lange allein künstlerische und wissenschaftliche Probleme zur Erörterung stehen, thut das wenig Schaden, weil hier die verschiedenen Interessen minder hitzig auf einander prallen, minder fanatisch verfochten werden. Ein Kaiserwort jedoch, das im wirthschaftlichen Kampfe Partei ergreift, wird um so gewisser falsch verstanden, wirkt um so nachhaltiger, auch im ungünstigen Sinne, als hier doch Niemand zu bekehren ist, jeder anders Denkende sich vielmehr gekränkt und verletzt fühlt. Statt die Erregten zu beruhigen, gießt ein Kaiserwort dann Oel in's Feuer und macht die Flammen hoch aufprasseln. Schließlich wägt Niemand mehr, stutzt auch nicht vor einem doch unbegreiflichen, leicht als Falsificat zu durchschauenden Wort. Es wird geglaubt und gläubig weiter gegeben. Jedermann ist es gewöhnt, daß der Monarch persönlich, so oder so, in rasch aller Welt verkündeten Privatäußerungen, in Telegrammen und Ansprachen Stellung zu vielen Tagesgeschehnissen nimmt. Warum sollte er just in der wichtigen Zollfrage schweigen? Ohnehin haftet das Wort vom Brodwucher und dem recht wie ein preußischer Edelmann handelnden Friedrichsteiner noch. Und so dürfen sich die Schwindler in's Fäustchen lachen.

Es war die Probe auf das Exempel. Sie ist über alles Erwarten schlecht ausgefallen. Caliban.

Englands Machtstellung und ihre Vertheidigung.

Von Franz Eißenhardt (Berlin).

England hat keine Freunde. Gegenwärtig schimpft die ganze Welt auf das perfide Albion, besonders wegen seines brutalen Vorgehens in Afrika, und wenn die Presse wirklich der Spiegel der Volksseele wäre, so hätte das Deutsche Reich vor Jahren bereits an England den Krieg erklärt. Ebenso steht es in Frankreich, Oesterreich, Italien, Holland, Belgien und den nordischen Reichen. Daß Rußland als der Hauptfeind Englands gilt, ist Tradition, und so stände Großbritanien ganz Europa allein gegenüber und würde zerschmettert — zermalmt. Man übersieht Angesichts dieser rosigen Theorie, daß England bereits zweimal Europa allein gegenüber gestanden hat und daß beide Male Europa nicht im Stande war, Albion zu vernichten. Meist wird nur auf Napoleon I. hingewiesen, dem es trotz Anspannung seiner riesigen Mittel nicht gelang, auch nur angriffsweise aufzutreten. Größere Gefahr bedrohte England, als in den Jahren 1780 bis 1783 fast alle Mächte Europas ihm gegenübertraten, während es zugleich Krieg mit den Vereinigten Staaten führen mußte. Denn damals besaßen außer Frankreich, dem ebenbürtigen Gegner, noch die Spanier und Holländer starke Flotten, die ernstlich zu fürchten waren, und alljährlich waren die verbündeten Spanier und Franzosen in der Lage, mit weit überlegenen Kräften im Canal zu erscheinen und England in die Defensive zu drücken. Die sogenannte bewaffnete Neutralität, zu welcher auf Initiative der Kaiserin Katharina II. 1880 Rußland, Preußen, Schweden, Dänemark und Norwegen zusammentraten, fürchtete England wenig. Es ertheilte diesen Staaten überhaupt gar keine Antwort. Als Holland der Allianz beitrat, erklärte man ihm sofort den Krieg. Immerhin hatte der Bund die Wirkung, daß England sich bemühte, mit den Vereinigten Staaten Frieden zu schließen, was diese auch perfider Weise ohne Frankreich thaten. Dann zog man Europa gegenüber andere Saiten auf, und ohne Verluste ging England aus dem ernsten Kampfe mit den Verbündeten hervor, aber auch — als nunmehr anerkannte, unbestrittene erste Großmacht zur See.

Heute scheinen die Verhältnisse günstiger zu liegen. Eine Menge berufener und unberufener Federn hat sich damit beschäftigt, nachzuweisen, wie morsch die Basis sei, auf der Englands Weltherrschaft aufgebaut ist. Könnte man diesen Ausführungen Glauben schenken, namentlich denen, die sich mit der Flotte beschäftigen, so wäre es in der That ein Leichtes, Englands Uebergewicht im Welthandel zu brechen, und nicht unberechtigt scheint es dann, den Regierungen Mangel an Initiative vorzuwerfen. Geht man jedoch den Angaben, die meistentheils mit großer Leichtfertigkeit zusammengestellt sind, auf den Grund und zieht die Ereignisse der letzten Zeit kaltblütig zu näherer Betrachtung heran, so ergiebt sich ein weit weniger glanzvolles Bild der Ueberlegenheit verschiedener Bündnisse gegen England. Die Zurückhaltung der großen europäischen Mächte ist dann sehr wohl einzusehen und zu vertheidigen. Man darf sich bei solchen Erörterungen eben nicht von Parteiwuth leiten lassen und mit Schlagworten um sich werfen, wie das in der Tagespresse geschieht. So wird von Englands Flotte behauptet, sie leide an Mannschaftsmangel, sie sei schwach besetzt, die Leute seien schlecht disciplinirt und was solchen Unsinns mehr sich gerade zur sensationellen Berichterstattung eignet. Der Beweis für derartige Behauptungen kann man nicht erbringen. Die Colonien und die Vereinigten Staaten von Nordamerika halten treu zu England. Und das Gespenst des indischen Aufstandes ist eben nur ein Gespenst. In einem Reiche von 250 Millionen Einwohnern, die sich zum Theil aus sehr schlappen Rassen zusammensetzen, wird es stets irgendwo hapern. Schlechte Ernten, Ueberschwemmungen, Epidemien treten ein und lassen sich nicht so schnell beseitigen wie beispielsweise in dem dagegen verhältnißmäßig winzigen Deutschland, wo das bekanntlich auch nicht ohne Schwierigkeiten und Einwände abzugehen pflegt. An Aufstand denkt die Bevölkerung Indiens längst nicht mehr, fühlt sich im Gegentheil ganz wohl, und die Fürsten wissen genau, daß England eher seine Versprechungen hält und halten kann als andere Staaten, wie etwa Rußland. Rußland stellt man als den steten Feind, den unaufhaltsamen Bedroher des britisch-indischen Reiches hin, auf den Zaren richten sich hoffende Blicke der Burenfreunde und Engländerfeinde. Man begreift nicht, daß der Zar kein Machtwort spricht und zweifelt nicht daran, daß die Engländer dann sofort in's Mauseloch kriechen und Südafrika aufgeben würden. Der Zar aber, dem dieser Einfluß schmeichelhafter Weise zugeschrieben wird, hütet sich wohl und denkt nicht daran, sich zu blamieren. Rußland ist auf absehbare Zeit gar nicht in der Lage, große Unternehmungen durchzuführen. Später einmal? Oh ja; vielleicht! Gegenwärtig aber steckt Rußland derartig in Geldverlegenheit und hat schwere innere Krisen durchzukämpfen, daß es ihm nicht einfallen wird, sich Hals über Kopf in einen Weltkrieg zu stürzen, der Buren in Südafrika wegen.

Was aber die Staaten vor allen Dingen vom Einschreiten abhalten muß, ist die Ueberlegenheit Englands zur See, eine Ueberlegenheit, die es sich unter Aufwand ungeheurer Mittel und Einsetzung der ganzen Kraft seiner großen Industrien erst in letzter Zeit — seit 1883 — geschaffen hat. Die Berechnungen, womit auch Fachschriftsteller hervorgetreten sind, können nur höchst bedingt Geltung finden, denn sie sind mit sehr wenigen Ausnahmen Almanachs oder Flotten-Jahrbüchern entnommen. Aus diesen Werken geht aber erstens niemals hervor, was von den angeführten, in den Listen stehenden Schiffen thatsächlich seetüchtig schwimmt oder in kurzer Zeit seeklar gemacht werden kann, und — zweitens nicht, „wo" sich die seeklaren Schiffe befinden. Aus diesen beiden Gründen sind alle Aufstellungen, wenn ihnen keine anderen umfangreichen und langjährigen Studien zur Seite gestellt werden können, nichts als Chimäre. Zwei Beispiele dürften genügen. In jenen Almanachs befindet sich die Flotte der Türkei in recht ansehnlicher Stärke, an Zahl der Panzerschiffe ꝛc. etwa hinter Italien stehend. In Wirk-

Digitized by Google

lichkeit giebt es gar keine nennenswerthe türkische Flotte — ebenso wenig wie eine chinesische, mit der man bei Abgang unserer China-Expedition ängstliche Gemüther angraulte oder gar die Entsendung der Panzerdivision erklären wollte. Die vorhandenen türkischen alten Panzer sind unbrauchbar, je ein solches Prachtexemplare liegt in Genua und Kiel seit Jahren zum Umbau, doch läuft kein Geld ein; also wird nicht gebaut. Von der russischen Ostseeflotte, die als solche in allen Listen geführt wird, befinden sich sämmtliche großen, gefechtsstarken Schiffe — in Ostasien und im Mittelmeer, so daß alle Combinationen, die auf ein Zusammenwirken dieser Flotte mit der deutschen hingehen, einfach Unsinn sind. Das steht auch in keinem Almanach, ist aber wahr und wohl zu berücksichtigen. Die Unterschätzung der gegnerischen Streitmittel hat schon oft zu Katastrophen geführt, und deutscherseits ist im Hinblick auf diesen Fehler Frankreichs vor 1870 wahrlich der Protectorton genügend hoch erklungen. Man vergegenwärtige sich stets, daß eine Kriegserklärung an England einen Weltkrieg für jede Großmacht bedeutet, vorausgesetzt, daß man zu solchen außer Deutschland nur Frankreich und Rußland zählt; man bedenke, daß jede Großmacht sich vor dem Fehler hüten muß, auf Hilfe starker Bundesgenossen zu rechnen. Jeder denkt in ernsten Zeiten an sich selbst zuerst, und je mehr nicht die Herrscher, sondern die Völker selbst ihre Politik bestimmen, um so mehr wird das Eigeninteresse voranwirken. Es ist daher nützlich, sich einmal darüber klar zu werden, über welche Machtmittel England gegenwärtig verfügt, um seine Macht auf dem Wasser nicht einer Coalition gegenüber, sondern ganz Europa gegenüber aufrecht zu erhalten. Dabei aber muß vorausgeschickt werden, daß die Vereinigten Staaten und — wohlverstanden — Japan, das als Machtfactor im Osten eine hervorragende Rolle spielt, besten Falls neutral bleiben, sich aber wahrscheinlich England anschließen werden. Die Vereinigten Staaten haben an den Philippinen, mit denen sie so verfahren, wie die Engländer mit den Buren, vorläufig gerade genug zu thun, so daß sie nicht an Kanada denken, und Japan ist in Ostasien der natürliche Bundesgenosse Englands, die japanische Flotte zum großen Theil englisches Material. Auf gute, zahlreiche, befestigte Häfen, Kohlenstationen und Dockanlagen gestützt, ist diese Flotte heute bereits in Ostasien dominirend. Ein Mitgehen mit England bedeutet müheloſe Vernichtung aller gegnerischen Seestreitmittel an der ganzen Ostküste Asiens.

England hat zur Sicherung seiner Seeherrschaft den Erdball mit einer großen Zahl von festen Punkten umspannt, in welchen es auch die Knotenpunkte des Kabelnetzes, welches ebenfalls in englischen Händen ruht, vereinte. Alle diese großen beherrschenden Punkte, also Gibraltar, Malta, Aden, Singapore, Hongkong, Sidney, Bermuda und Jamaica, haben ihre Fehler, und beispielsweise hat sich die Fachpresse in neuester Zeit damit beschäftigt, nachzuweisen, daß Gibraltar nicht mehr uneinnehmbar sei und hat theoretisch die mögliche, erfolgreiche Beschießung erfolgen lassen. Alle diese Punkte aber können erst dann angegriffen werden, wenn man sich ihnen mit Flotten nahen kann, und es müssen daher Monate lang die englischen Flotten außer Stand gesetzt werden, sie zu entsetzen. Gibraltar vom Lande aus zu nehmen, ist ebenso ein Unding wie Aden; bei beiden Orten ist das nach der Karte möglich, nicht aber in Wirklichkeit, und ehe man sich Sidney nähert, müßte eben auch die britische Flagge gesunken sein. — England weiß sehr gut seine hervorragend günstige Lage auszunutzen. Es hat seine Herrschaft dadurch dauernd errungen, daß es ihm gelang, eine Vereinigung übermächtiger Gegner zu verhindern und sie einzeln zu schlagen, oder aber, wenn solche Vereinigung nicht zu verhindern war, die Entscheidungsschlacht zu vermeiden. Es ist ein schwerer Irrthum anzunehmen, daß die spanische Armada König Philipp's II. 1588 England furchtbare Gefahr brachte. Das sagen die Flottenschwärmer! Nicht die Armada war der Gegner, sondern die Armada im Verein mit dem Heer Alexander's von Parma, das klar zum Uebersetzen in den Niederlanden bereit stand. Englands Flotten sind öfters geschlagen worden. So erschien de Ruyter 1665 in der Themse und verbrannte Sheerneß, im Jahre 1779 erschienen so gewaltig überlegene Flotten der Spanier und Franzosen im Canal, daß England jede Schlacht vermied. Damals aber stand kein Parma zur Verfügung, und mit Flotten lassen sich dauernde Erfolge auf dem Lande nicht erzielen. Gegenwärtig hält England zehn Flotten ständig im Dienst, dazu kommt eine Reserveflotte, die zur Zeit aus modernen Panzern besteht, in wenigen Tagen seeklar sein und einer Marine wie der Italiens oder Deutschlands die Spitze bieten kann. Dabei ist wohl zu bedenken, daß Englands Werften schneller bauen und ausrüsten als andere, und daß England mehr Etablissements besitzt als jede andere Nation. Von den zehn englischen Flotten haben nur drei, die Canal-, die Mittelmeer- und die Chinaflotte Linienschiffe und zwar gegenwärtig zusammen 22. England baut seit fünfzehn Jahren nur Panzer-Linienschiffe erster Classe. Davon gehören zum Canal-Geschwader (das seine Fahrten bis zu den Azoren ausdehnt, häufig, bereit zum Einlaufen in das Mittelmeer, zu Gibraltar ankert) acht neusten Typs, doch ist diese Flotte an Kreuzern und leichten Schiffen schwach, da Ergänzungen aus den Heimathhäfen leicht sind. Die Mittelmeerflotte zählt zehn Schlachtschiffe und wird in ungefährer Stärke der Streitkräfte gehalten, die Frankreich dort jederzeit einsetzen kann, also etwa $^2/_3$ bis $^3/_4$ der gesammten französischen Flotte, je nach Ansicht des jeweiligen, häufig wechselnden Marineleiters daselbst. Die Chinaflotte ist, außer vier Schlachtschiffen, reich an großen, gefechtsstarken Panzerkreuzern und geschützten Kreuzern. Außerdem giebt es je eine Flotte in Australien, im Pacific, am Cap, im Indischen Ocean, an der Nord- und Südostküste von Amerika, dazu ein Schulgeschwader, das sich in neuster Zeit nur aus modernen Schiffen ergänzt. — Es ergiebt sich aus dieser Zusammensetzung, daß jederzeit ein Zusammenwirken verschiedener Flotten, die alle auf feste Stützpunkte basirt ihre Operationen aufnehmen, je nach Kriegslage möglich ist und durch Beherrschung der Seekabel Seitens England gesichert erscheint, eine Lage, welche noch durch Fertigstellung des am 31. Juli 1902 zu eröffnenden ersten Kabels durch den Stillen Ocean, Vancouver-Australien, wesentlich verbessert wird. Frankreich, die einzige Seemacht zweiter Classe, hält im Indischen Ocean, Atlantic, Stillen Ocean, auch in Ostasien geringe Kräfte, die bei einem Zusammenstoß entscheidend nicht in's Gewicht fallen, Rußland ist stark in Ostasien, gestützt auf Wladiwostock und Port Arthur. Sonst hält nur Deutschland von europäischen Mächten ein starkes Geschwader in fernen Gewässern, nämlich in Ostasien, das aber nach Zurückziehung der Linienschiff-Division kein Schlachtschiff zählt.

Bei Ausbruch eines Weltkrieges würde England zunächst danach trachten, die feindlichen Geschwader und einzeln fahrende Kriegsschiffe zu vernichten oder in neutralen Häfen zu blockiren. Was die Neutralität auf sich hat, haben wir im Kriege zwischen Amerika und Spanien deutlich gesehen: Ein Schiff der kriegführenden Partei — in diesem Falle Spaniens — durfte in neutralen Häfen nur soviel Kohlen einnehmen, um die Rückfahrt nach dem nächsten Heimathhafen antreten zu können und mußte den neutralen Hafen binnen 24 Stunden verlassen. In solchem Falle sind in einem Kriege gegen England alle feindlichen Kreuzer, die einen neutralen Hafen anlaufen, Englands Beute. Ausnahmen können natürlich vorkommen. Weiterhin aber wird England danach streben, den Handel der feindlichen Staaten zu schädigen, und wenn möglich, zu ruiniren. Englands Dampferflotte ist so groß wie die aller Nationen zusammen und sie bietet ein verlockenswerthes Angriffsobject für die feindlichen Kreuzer und Kaperkreuzer. Aber die werden selbst bei großen Erfolgen niemals im Stande sein, die Einfuhr nach England in beängstigender Weise zu unterbinden. In fernen Meeren werden sie den Handel nur in Einzelfällen

Digitized by Google

und nicht auf die Dauer schädigen können. Ja, wenn man Englands Schlachtflotten schlagen könnte! Aber wer soll das fertig bringen? Deutschland doch nicht etwa, das seine Entscheidung in der Nordsee suchen muß, wo ihm England stets neues Material entgegenstellen kann. Frankreich wird es auch heute wie früher nicht gelingen, seine Streitkräfte vom Mittelmeer und Atlantic zu vereinigen. Auf Rußlands Schwarzmeer-Flotte ist trotz des ziemlich verwahrlosten Standes der Befestigungen der Engen um Konstantinopel wenig zu rechnen, in Ostasien wird man seiner schon Herr auf dem Wasser werden. Italien ist froh, wenn man es in Ruhe läßt, und Oesterreich geht aus der Adria sicher nicht auf Abenteuer aus. — Zudem wird England das Prävenire spielen, und die Schläge werden fallen, bevor die Verbündeten sich über eine gemeinsame Offensive erst geeinigt haben. Die Geschichte ist darin eine gute Lehrmeisterin. — Solche Schläge pflegen nicht ermunternd zu wirken, im Gegentheil, Mancher denkt dann an die Rettung seiner eigenen Haut. Deutschland hat ungeheuer viel auf's Spiel zu setzen, das möge nicht vergessen werden. Es ist schnell ein Industriestaat geworden, und mit dieser Entwicklung ist weiterhin die des Seehandels und der Flotte gegangen. Liegt der Seehandel brach, so steht die Industrie, also in diesem Fall der Industriestaat, nicht etwa still — nein, er gährt, und in ihm müssen bedenkliche Erscheinungen auftreten, Elemente nach oben kommen, welche eine Machtentfaltung nach außen in jeder Beziehung hemmen. Endlich spielt der Geldpunkt bei Kriegen eine gewaltige Rolle. Das ist zwar bekannt, wird oft betont, aber häufig wieder vergessen. Frankreich ist allerdings reich, Deutschland arbeitet sich einigermaßen durch; bei längerem Stillstand von Handel und Industrie wird's aber bald nicht glatt mit der Beschaffung von Geldern gehen. Rußland ist, wie schon gesagt, pecuniär nicht in der Lage, einen länger dauernden, kostspieligen Krieg zu führen. Oesterreich-Ungarn, Italien, Spanien — ach Du lieber Gott! England hat dagegen die Mittel, im Nothfall beliebige, und man darf nicht daran zweifeln, daß es sie Alle einsetzen wird, wenn es sich um die Erhaltung seiner Machtstellung handelt. In den Tagesblättern erregt man sich über die Riesenausgaben, die England für Südafrika macht. Das ist doch Sache der Engländer und geht Andere absolut nichts an. In Deutschland schreit man schon über die Kosten der China-Expedition, die China noch dazu zurückzahlt, und daran kann man ersehen, was für eine Erregung entstehen würde, wenn ein Krieg, in dem ein paar Milliarden keine große Rolle spielen dürfen, sich in die Länge zöge. Und ein Krieg mit England ist nicht in einigen Wochen oder Monaten beendet. Das läge keineswegs im Interesse Englands, das sich vielmehr bemühen wird, ihn möglichst zu verlängern. — Lieben thut den Engländer wohl Niemand, und sein Auftreten ist danach nicht angethan, Liebe zu erwecken. Ihn aber deßhalb unterschätzen, ist falsch und kann verderblich werden. Will man England ernsthaft bekämpfen, so heißt es, sich genau nach englischem, bewährtem Recept gerade dort auf den britischen Handel stürzen, wo er nicht recht blühen will und ihn an sich reißen. In solchen Fällen, und gerade jetzt, wo der Burenkrieg John Bull immerhin sehr genirt, wird England sich davor hüten, Gewalt zu brauchen. Es könnte dabei leicht mit dem ähnlichen Bruder Jonathan zusammengerathen, der an Brutalität womöglich noch mehr leistet, und das muß vermieden werden. Deutschland hat denn auch, namentlich in Ostasien, während der beiden Kriegsjahre sich die Verhältnisse zu Nutze gemacht und wird das hoffentlich weiter thun. Eine andere Politik England gegenüber darf es für's Erste nicht verfolgen.

Literatur und Kunst.

F. Vischer über Lessing.

Mitgetheilt von **Ludwig Geiger** (Berlin).

Die Verbindung zwischen Ad. Stahr und F. Vischer datirt seit dem Jahre 1844. Stahr, zu jener Zeit ein angesehener und sehr begehrter Kritiker, war auch Mitarbeiter an den von Schwegler herausgegebenen „Jahrbüchern der Gegenwart". Aus Briefen des ebengenannten Editors geht sogar hervor, daß man bei einer in's Auge gefaßten Verlegung der Zeitschrift nach Mittel- oder Norddeutschland an Stahr als eigentlichen Hauptredacteur dachte. Schon durch diese Thätigkeit an derselben Zeitschrift war eine Verbindung beider Männer eingeleitet; die wissenschaftlich-literarische wurde aber bald zu einer persönlichen.

Den Anfang machte Stahr durch eine Anfrage über Mörike; in seiner Antwort vom 30. November 1844, in der Vischer eine Anzeige seiner „Kritischen Gänge" erbat, brauchte er das Wort: „Ich freue mich, Ihnen bei dieser Gelegenheit einmal sagen zu können, in welcher warmen Verehrung wir uns mit Ihnen verbunden wissen, wie herzlich wir Ihre aus dem fernen Norden des Vaterlandes herübergereichte Hand festhalten." Am 15. Februar 1845 schrieb er ausführlich über seine Universitätshändel, gab Anleitungen zu der von Stahr geplanten italienischen Reise und schloß mit dem Ausdruck der Freude, „Sie bald persönlich kennen zu lernen".

Die persönliche Bekanntschaft förderte den Briefwechsel nicht. Ob Stahr, der sehr empfindlich war, etwa den in den genannten Jahrbüchern erschienenen Artikel „Noch ein Wort wider die jetzige Poesie" übel nahm? Der ebengenannte Aufsatz, dessen genauerer Titel lautet: „Noch ein Wort darüber, warum ich von der jetzigen Poesie nichts halte. Zur Entgegnung auf eine Aeußerung von Herrn A. Stahr", der im Grunde keine übergroße Meinungsverschiedenheit enthielt — während St. seine Hoffnung auf die Zukunft setzt, verzweifelt V. selbst an dieser — sprach von dem Gegner in durchaus respectvollen Ausdrücken: „Der Angriff kommt von einem Mann, dem ich mich geistig befreundet weiß, von Herrn A. Stahr." Doch mochten auch beide vielbeschäftigte, daneben mit starker Correspondenz belastete Schriftsteller zur Ausdehnung ihrer Briefpflichten keine Muße haben. Ein neuer Brief Vischer's ist vom 10. Juni 1855, dem kaum ein Monat später (Juli 1855) ein zweiter als Antwort auf die Zusendung des „Torso" folgte.

Aus Vischer's erster Züricher Zeit ist zwar kein directes Zeugniß der Antheilnahme und des gegenseitigen Interesses erhalten, aber Briefe Köchly's bezeugen, daß Vischer die vielseitigen Anstrengungen des Kampfgenossen mit Antheilnahme begleitete. Da erschien Stahr's „Lessing". 1858. 2 Bände. Stahr, der mehrfach den süddeutschen Freund kritisch beurtheilt hatte, z. B. die „Aesthetik", wünschte von diesem einen ähnlichen Dienst. Vischer erklärte sich in einem Briefe (27. Nov. 1858), in dem er auch Stahr's Andeutung, seinen Wohnsitz in Berlin aufzuschlagen, eingehend bespricht, dazu bereit, war nur in Zweifel über die Zeitung, in die er seine Kritik einrücken wollte, weil er damals mit der „Allg. Zeitung" gespannt war.

Bevor dieser große Brief selbst mitgetheilt wird, sei daran erinnert, daß seine Bedeutung um so größer ist, als eine irgendwie ausführliche Darlegung Vischer's über Lessing bisher nicht gedruckt ist. Die aus dem Nachlaß erscheinenden Vorlesungen über deutsche Literatur, auf die in unserem Briefe eingegangen wird, werden, wie mir Weltrich mittheilt, einen Abschnitt über Lessing enthalten. Nur in seinem großen Werke über Aesthetik — in dem übrigens kleine, aber durchaus würdige polemische Bemerkungen gegen Stahr stehen, I, 330, II, 365 — geht der Kritiker vielfach auf Lessing ein.

Digitized by Google

Abgesehen von zahlreichen kleinen Stellen, in denen der „Hamb. Dramaturgie“ und des „Laokoon“ Erwähnung geschieht, gelegentlich mit Discutirung der daselbst ausgesprochenen Ansichten, ohne daß ein eigentliches Urtheil über Lessing gefällt wird, sind einige Aeußerungen zu erwähnen, die sich mit den in dem folgenden Briefe mitgetheilten Ausführungen decken oder berühren. So heißt es Aesthetik II, 333: „Der nüchterne Lessing träumte fast gar nicht“; II, 355: „Lessing, indem er sich das wahre Organ der Dichtkunst abspricht, gesteht, er fühle die lebendige Quelle nicht in sich, die durch eigne Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschieße, er müsse Alles durch Druckwerk und Röhren in sich heraufpressen.“ II, 367: „Dagegen hat Lessing aus dürrer Reflexion einen Stoff aus der römischen Geschichte gewählt, um gegen die Natur desselben eine moderne sociale sittliche Frage und ebenso einen Stoff aus den Kreuzzügen, um gegen die Natur desselben die Idee der Toleranz, Aufklärung, Humanität hineinzulegen.“ II, 514: „Die bürgerlich heillose Natürlichkeit wurde von Lessing eingeführt.“ III, 1233: „In Lessings Stil wird Alles lebendiger Dialog.“

Am 1. Februar 1859 schickte nun Vischer an Stahr den folgenden Brief:

Zürich, den 1. Febr. 1859.

Verehrter Freund!

Ich lege Ihnen die Eindrücke der Durchlesung Ihres mir gütig zugesandten Werkes zuerst selbst vor. Sie werden sogleich sehen, daß einer sehr warmen und freudigen Anerkennung sich gewisse Einschränkungen anhängen, die mich verpflichten, es von Ihrer eigenen Aeußerung abhängig zu machen, ob eine öffentliche Anzeige von meiner Hand Ihnen so willkommen wäre, als ich es doch von Herzen wünsche. — Die Verzögerung dieses Schreibens rührt zunächst von den Unterbrechungen durch meine Amtsgeschäfte und persönlichen Angelegenheiten, zum Theil aber auch daher, daß ich nach einiger Unschlüssigkeit, auch über die Wahl des passenden Journals, diesen Weg als den richtigen erkannte. Ich habe manche Erfahrung im Leben gemacht, daß nur solche Verbindungen dauern, in welchen man auch Solches sich nicht verhehlt, was man gegenseitig als mangelhaft zu erkennen glaubt; unsere Verbindung soll unter diese reinen, klaren und ebendaher auch dauernden gehören.

Ich gehe davon aus, daß ich doppelt gern die unbedingt günstige Seite meiner Eindrücke ausspräche, weil Ihrem Werk in der Augsb. Allg. Zeitung gerade in den betreffenden Punkten so entschiedenes Unrecht geschehen ist. Wissen Sie, wer der Verfasser jenes Artikels ist? Es scheint mir, daß ein Pfaffenkopf dahinter steckt. Es ist dies die geläufige pfäffische Art, die großen Resultate der Humanität und Aufklärung als abgetretene Trivialitäten zu verhöhnen; wir kennen die Leute, die den Witz „Aufkläricht“ herumtragen, man hört ihn besonders im Munde gewisser fanatischer Herren mit langen Soutanen und breiten Hüten. Dabei verschweigt dieser Kritiker, daß Sie Guthandeln, Liebe, Herz keineswegs als das einzige Residuum von der positiven Religion, das Lessing übrig läßt, hinstellen, sondern im Verlaufe (— wiewohl dies vielleicht schon an den betreffenden Orten ausdrücklich als Vorbehalt hätte angekündigt werden sollen —) zeigen, wie Lessing auch speculativ die Sätze des Christenthums mit der Tiefe der philosophischen Idee unterbaut. Hinter der Leibniz'schen Individualitätsphilosophie, die dieser Kritiker dafür Lessing unterlegt, scheint mir eben der Positivismus eines geistigen Reactionärs zu stecken. Ferner ist perfid, was gegen Ihre Grundabsicht der populären Darstellung gesagt wird, — als ob es nicht verschiedene Formen der Popularität gäbe, jene für den Vetter Michel und eine andere, edle, für die wirklich Gebildeten, nur nicht in den betreffenden Gebieten fachmäßig, speciell Gebildeten.

Das tiefste Unrecht aber liegt in der Verkennung der Wärme und Liebe Ihrer Arbeit. Sie giebt dem Werk einen unbedingten Werth, sichert ihm bleibende Wirkung. Wärme und Liebe wirkt, muß wirken, und nur sie wirkt. Und ja natürlich ist Ihr Werk darum keineswegs ein bloßes Werk der Liebe, nur der Liebe mit Geist, der künstlerischen Liebe. Wohlangeordnet, in wohlbedachter Ansammlung, Schwellung, Steigerung vollendet es das Bild des Mannes; immer reicher, immer vertiefter, immer höher wächst er vor unseren Augen und schwebt am Schluß als unsterbliche Lichterscheinung über den tragischen Trümmern seines mißhandelten Lebens. Vergleicht man Ihr Werk mit Lewes, so haben beide die Wärme und Liebe gemein, aber Lewes fehlen die eigentlichen Schlüssel zu dem innersten Wesen seines Stoffes, unsere ästhetische, classische, philosophische Bildung; wo er gar gegen sie polemisirt, wird er um so lächerlicher, weil er ein andermal doch selbst in's Aesthetisch-Philosophische geräth und sich dann als Idiot blamirt. In Ihrem Lessing spricht der wohlgebildete Geist eines Mannes, dem alle jene Schlüssel vertraut sind.

Nun lassen Sie mich zu den Einschränkungen übergehen, und sogleich werden Sie erkennen, daß ich durch sie in einen Zustand der Unschlüssigkeit gerade darum versetzt bin, weil ich in manchen, doch auch wesentlichen Punkten, gerade jenem Kritiker Recht geben mußte, den ich doch so gerne mit ungetheilter Gewalt hinaushauen möchte.

In Anlage und Durchführung des Ganzen ist Ihr Enthusiasmus wohl vereinigt mit künstlerischer Klarheit und Ruhe. In der Grundauffassung des Objects aber, der Persönlichkeit des Mannes, erweist sich nach meiner Meinung der verehrende Blick nicht hinreichend zugleich als der kritisch scharfe, eingreifend analytische. Die Grenzen des Menschen und des Geistes treten nicht genug in's Licht. Lessing wird fast zu einem Inbegriff von Vollkommenheiten, von Kräften der Nation. Nun habe ich erst vor Kurzem recht ausführlich gerade für den Biographen die Verbindung von Enthusiasmus und Ironie verlangt (in dem Artikel „Strauß als Biographen“.) und ich würde daher als parteiisch erscheinen, wenn ich bald nachher es verschwiege oder nur entfernt andeutete, daß hier das eine dieser Momente mit dem anderen nicht in gleichwiegender Kraft vereinigt ist. Ich darf es nicht verschweigen, und ich mag es auch nicht gern sagen, weil es ungerechte Gegner von Ihrem Werke mißbrauchen könnten, die Wirkung desselben fernerhin zu schwächen, und weil ich diesen den Gefallen nicht thun will.

Die zwei Punkte im Stoff, um die es sich handelt, sind ein rein menschlicher und ein rein geistiger. Ich kann jenem Kritiker darin nicht Unrecht geben, daß Lessings Scheu vor einem Amt, Spiel, Unordnung im Haushalt etwas schärfer beurtheilt sein sollten; er hat dafür echt tragisch gelitten, echt tragisch, d. h. in ungeheurem Mißverhältniß des Leidens zur Schuld. Natürlich ist aber der ungleich wichtigere Punkt der eigentlich geistige, die Frage über die Organisation von Lessing's Geist. Und eben hierin muß ich jenem Kritiker und eben leider ihm! Recht geben, ja er hat mir die Auffassung, wie ich sie mir längst gebildet und oft auf dem Katheder ausgesprochen habe, aus dem Munde genommen. Aus Lessing's Poesien weht mich, selbst aus Styl, Wortstellung u. s. w. etwas an, für das der Ausdruck kalt nicht gewählt werden darf, weil er, da er lediglich auf das specifisch Poetische sich beziehen soll, nothwendig mißverstanden würde, während er mir doch immer auf die Lippen will. Lessing vereinigt eine wunderbare krystallene, diamantene Klarheit und Durchsichtigkeit des Denkens mit dem einen absoluten Requisit für den Dichter: vollkommene Helle und Schärfe der Anschauung des Wirklichen und treue Aufbewahrung der durch sie gesammelten Bilderwelt in der reproductiven Einbildungskraft. Wo er nun dichtet, fragt sich der grundgescheute Mann auf jedem Schritt: was und wie wird die betreffende Person in dem gegebenen Momente nun thun, reden? u. s. w. Sein Denken sagt ihm stets das Richtige,

Digitized by Google

und seine Einbildungskraft giebt ihm aus jenem Schatze die richtige sinnliche Vorstellung. Aber man fühlt hindurch, daß es zusammengebracht, combinirt ist. Da ist nicht das wache „Schlafwandeln" des productiven Dichters; um ein Haar wäre er poetisches Genie, und eben dieses Haar macht allein das poetische Genie. Ich habe immer bewundert, wie treffend er selbst in der bekannten Stelle seine Grenze bezeichnet: „Nicht die lebendige Quelle, die in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt" u. s. w. Man kann es besser nicht sagen, nicht dichterischer: Lessing war vielleicht nie so sehr Poet, als in den Worten, worin er gestand, daß er keiner sei. Doch wirklich: die Kraft der Phantasie in sehr saftigen, treffenden, einzelnen Bildern ist noch kein Kennzeichen eines Dichters; ich habe viele Beobachtung von Talenten, die in Vergleichen so geistvoll sind wie Homer und Goethe, und doch keineswegs in der Mischung ihrer Kräfte zum specifischen Dichter angelegt. — Lessing's Geistesmischung verräth ihr Wesen vorzüglich darin, daß er glücklich gefundene Bilder gern zu weit fortspinnt. Sie haben sein Bekenntniß hierüber angeführt, ohne es zu einer Erörterung seines Styls zu benutzen, — und in dieser Ausstellung kann ich jenem Kritiker auch nicht Unrecht geben. Lessing's Styl macht Alles zum belebten Gespräche; man sieht sogleich eine Gesellschaft, sie sitzen, gesticuliren, springen auf, Alles ist Frage, Antwort, Ausrufung u. s. w. Auch dies scheint Kriterium eines vollen Dichters, wie Goethe es irgendwo von sich selbst aussagt, daß jede Frage mit ihrer Dialektik sich in ihm dramatisch belebe. Allein es gilt doch auch hier, was ich oben von der Kraft einzelner Bilder gesagt. Ein Talent kann so verfahren, ohne daß die gestaltende Kraft darum in's Centrum geht, aus dem Centrum wirkt. Wir werden schließlich eine neue Kategorie aufstellen müssen: kritisches Genie; es giebt auch in der Kritik Genie, so paradox dieses Wort scheint.

Die Liebe, die Pietät hat Sie in eine Stimmung versetzt, welcher diese, hier nur unzulänglich von mir berührten Aufgaben scharfer Zergliederung in einer warmen Verhüllung blieben. Darf ich noch Etwas sagen: Auch Ihre Sprache geht mir vielfach zu hoch, starke Worte wie riesig und dergl., statt einfacher; Superlative, wo Positive genügten, namentlich der Spät-Goethe'sche Superlativ ohne oder mit dem unbestimmten Artikel, den ich auf Tod und Leben verfolge. Dies thut der Wirkung keinen wesentlichen, aber doch Eintrag, denn das Schlichte wirkt stärker als das Gesteigerte. Nun sollte ich noch an manche einzelne Punkte kommen, beschränke mich aber auf folgende:

Sie haben einem wesentlichen Moment in Lessing's dramatischer und dramatisch-kritischer Thätigkeit nicht die nöthige besondere Betrachtung gewidmet: wie nämlich Lessing den realistischen Styl im Sinne des bürgerlich-rührenden Dramas einführt. Ich übersehe natürlich nicht, daß Sie davon reden, aber es war eine ganz ausdrücklich zu behandelnde Materie, worin sich wiederum eine Grenze des Lessing'schen Geistes in's Licht setzt. Es wäre zu zeigen, wie neben der rechten Opposition gegen den Pomp der Staats-Action und die Franzosen mit ihren classischen heroischen Stoffen doch hier eine Schwäche des Standpunkts der Zeiten und eine Grenze des Lessing'schen Geistes liegt; zu zeigen, wie es nicht ein Nebenumstand ist, daß der menschlich leidende Lear ein König, Othello ein — großer Feldherr ist, u. s. w. Es scheint mir hier besonders die von Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie (Abschnitt 14) mit Einstimmung angeführte Stelle aus Marmontel vorgenommen werden zu müssen. Ich opfere gern, was ich von der Uebertragung des Stoffes von der Virginia auf modernem Boden gesagt habe. Sie haben Recht: Lessing hat nicht einen Stoff übergetragen, sondern bloß ein Motiv benützt. Mag man aber jenes Thema vom bürgerlichen Schauspiel bei Anlaß der Emilia Galotti behandeln oder nicht, behandelt sollte es werden.

Ein weiterer Punkt ist das Rührende. Wie kommt der nüchterne, scharfe Lessing zu dem sehr hoch elektrisirten Empfindungston und dem starken Wirken auf unsere Thränendrüsen schon in der M. S. Sampson? Weil es Stylprincip der neuen Zeitrichtung ist, und er begründet es sich denn auch mit seiner Mitleids-Theorie nach Aristoteles, worin er, wie Sie nicht vergessen zu sagen, das Höhere, die kräftigende Ehrfurcht vor dem absoluten Gesetze der Weltordnung, nicht herausfindet. Auch das Romanende des Nathan geht aus jenem falschen bürgerlichen Realismus und dieser Theorie des Rührenden hervor. Hierher gehört auch das Edle, das bei Lessing eine so starke Rolle spielt: gewisse Aufopferungen im Privatleben, im Unterschiede von heroischer Handlung, dagegen nimmt Lessing einen nicht genug anzuerkennenden Ansatz zur Individualisirung in der Charakter-Darstellung. Im Zusammenhang hiermit sollte die Frage über die „gemischten" Charaktere, wie man es nannte, und über Individuell und Allgemein in Komödie und Tragödie bei Entwicklung des Inhaltes der Dramaturgie wohl auch für sich betont und in möglicher Kürze, doch ausdrücklich behandelt sein.

In Ihrer trefflichen Darstellung von Lessing's theologischem Kampf und religionsphilosophischen Ideen wäre dem ungerechten Kritiker zum Voraus zu begegnen gewesen durch genauere Erörterung dessen, was Sie zwar berühren: nämlich wie weit ihm zum Bewußtsein gekommen, was er sich unter seiner „Vorsehung" und demgemäß dem persönlichen Gott dachte. Sie stellen jenen Begriff einmal als synonym mit „Natur" in seinem Kopfe hin. Dies führt leicht zu Mißverständnissen. Es führt schließlich zu der Frage über seinen Spinozismus, und es scheint mir, darüber hätte etwas mehr, gerade auch für den populären Zweck der Schrift, gesagt werden dürfen. Spinoza und Leibniz betreffend, so ließe sich vielleicht behaupten, daß Lessing eine Ahnung vorschwebte von einer höheren Vereinigung der in beiden enthaltenen Wahrheit: das Absolute, die Einheit des Individuellen und Allgemeinen, der ewige Fluß in allen Dingen, sowie die ewige Concentration desselben zu Monaden, und im letzteren Sinne Person, nämlich eben in den Personen. Dies ist im Grunde die Anschauung der Hegel'schen Philosophie; ich meine aber, es sei nicht gewaltsam, bei Lessing ein solches entferntes Ahnen anzunehmen, da er jedenfalls soviel Spinozist war, nicht einen persönlichen Gott anzunehmen, und da er doch viel zu viel Respect vor dem Individuellen und Persönlichen hatte, um sich mit dessen Substanz völlig zu beruhigen.

(Schluß folgt.)

Zehn Jahre mit Böcklin.

Von Eduard Engels (München).

Gelegentlich der 50. Ausstellung der Berliner Akademie der Künste erschien an dieser Stelle ein Artikel, der sich für den damals noch wenig bekannten Meister Böcklin aufrichtig begeisterte. „Für einen seinem inneren Wesen nach den Achenbach's verwandten Künstler ersten Ranges halte ich Böcklin. Zuerst ist er, wie Andreas, unbekümmert um Modemalerei und Publicum, seinen eigenen, einsamen Weg gegangen und geht ihn noch, manchmal zwar in so rücksichtslosem Aufzug, als ob er allein auf der Welt wäre. Auch er hat viel von den Alten und ebenso viel von der Natur gelernt und weiß auf Beiden zu fußen. Er hat aber auch mit Oswald die poetische Anschauung seiner großartig malerischen Phantasie gemein, und mit beiden das Schätzen des Moments, des ersten Eindruckes. Er erzielt wie Oswald seinen Eindruck durch die überall in seinen Bildern webende poetische Idee und drückt sie wie Jener aus durch die fabel-

Digitized by Google

hafteste malerische Erscheinung. Man könnte sagen, er sei das in düsterem, weltzerfallenem Ernst, was Jener in frohem Genießen ist. Darum sind die Würfe, die er thut, seltener, aber auch tiefer, wuchtiger in ihrer Poesie als die unerschöpflichen Leuchtkugeln des großen Düsseldorfers, und seine Malerei erscheint noch einfacher, großartiger und rücksichtsloser."

Böcklin und die Achenbach's, das erscheint heute, wo der Ruhm des Düsseldorfer Brüderpaares sich überlebt hat, etwas sonderbar. Allein damals in jenen farbenarmen Tagen hatte man thatsächlich für den großen Farbendichter keinen besseren Vergleich als diesen, und es muß schon als eine kritische That erster Ordnung gepriesen werden, daß Jemand überhaupt nur den Muth hatte, den wenig bekannten Böcklin noch über die hochgefeierten Achenbach's zu stellen. Jener Jemand aber war der junge Professor der Kunstgeschichte Gustav Floerke, ein Schriftsteller von überaus vielseitiger Begabung, der nachmals mit Böcklin persönlich befreundet wurde und in vielen Jahren intimen Verkehrs Gelegenheit hatte, seine Ansichten über den Künstler zu klären und zu vertiefen. Ein Band von 250 Seiten, betitelt „Zehn Jahre mit Böcklin", der soeben bei Bruckmann in München erschienen ist, giebt interessante Aufschlüsse darüber, wie reich und schön sich später jenes kurze Präludium in der „Gegenwart" ausgewachsen hat.

Ausgewachsen hat? Man muß leider sagen: ausgewachsen hätte! Denn Gustav Floerke ist gestorben, ehe er sein Werk vollenden konnte. Was wir heute aus der Hand seines Bruders Hanns Floerke erhalten, sind bloß vorbereitende Aufzeichnungen, die sich nach einer Notiz des Verfassers „Jedem als eine bunte, niemals nachgelesene Reihe von Einfällen und Studien darstellen."

Es hat keinen Werth, heute darüber zu streiten, wie die Arbeit ausgefallen wäre, wenn Floerke sie vollendet hätte. Gewiß ist, daß der Autor sich die höchsten Ziele gesteckt hatte, eine Thatsache, die sehr schön in einem Briefe an Böcklin zum Ausdruck kommt, wo es heißt: „Ich möchte eine Monographie schreiben so concis und lapidar wie möglich in der Darstellung der wesentlichen, also treibenden Factoren Ihrer Persönlichkeit, so einleuchtend durch Farbe und Gegensätze wie nur möglich. Ueberall aber möchte ich — durch das implicite darin liegende Wissen — die klare Einfachheit schlagender knapper Wirkung mir als einziges Ziel setzen."

Gustav Floerke lernte Böcklin 1881 in Florenz kennen, wo sie sich fast jeden Abend bei Rossi im Palazzo Strozzi beim Wein trafen. Den Sommer 1883 verbrachten sie bei La Spezzia in San Terenzo und der Vallata. Dieser Verkehr, der zwischen Atelier und Weinstube wechselte, setzte sich 1885 und 1886 in Zürich fort und endigte in München, wo Böcklin den Freund mehrmals besuchte. Die Aufzeichnungen stammen aus den Jahren 1883—89.

Böcklin hatte sich damals die ehemalige Künstlerfrisur sowie den Bart bereits scheeren lassen, sah unerbittlich aus, positiv, zur Sache, und ging sehr stramm. So poetisch seine Bilder wirken, notirt sich Floerke, persönlich ist er ohne jede Neigung zur Empfindsamkeit, ohne lyrische Alluren. Ein durch und durch selbstständiger, selbstbewußter, unermüdlicher Mann, klar, offen, gesund an Körper und Geist, ein Mann der That, der Thätigkeit, und der unentwegt weiß, was er will. Viel Herz und Gemüth hat er wohl nicht gerade. Oder er unterdrückt es längst als unbrauchbar, unnütz. Darin ist er Schweizer.

Während man sich im lieben Deutschland malerisch so oder so bethut und bethätigt, ohne zu einiger Selbstständigkeit zu gelangen in der Reihe der Schattenkönige letzter Generation, steht abseits ein alemannischer Mann, weder grollend noch lässig, sondern einfach ohne Streberei, Patriotismus, Gesellschaft, Mode und andere Surrogate, mit denen die Anderen handeln, sein selbsterworbenes Gut einfach und durchsichtig in der Hand haltend, ganz auf sich und seine Sache gestellt, die allein ihm heilig ist. Er gehört nicht zu den „edeln Menschen" und Vaterlandsvertheidigern in usum delphini, sondern er wagt es unentwegt, nackt, Künstler, d. h. er selbst zu sein. Bei ihm ist Alles frühlinghaft, sprudelnd und klar. Er packt zu und wirft fort mit vollen Händen, ohne Bedauern und Rücksicht — wie der Frühling. Für ihn ist der schon ein Narr, der nur einen Augenblick vergißt, daß er sich als Künstler ja nur in erhöhtem Maße seines Lebens freuen und diese seine neue, bisher noch nicht dagewesene Freude verschenken will. Er wollte sich nicht recken und strecken bis er groß sei wie ein Anderer, er beneidete weder Griechen noch Cinquecentisten — er wollte das aushorchen und ausbilden, wozu ihn die Natur gemacht hat, mit sich im Grase liegen und die Schmetterlinge haschen, die ihm zuflogen.

In diesen prächtigen Sätzen lebt der ganze Böcklin, der Mann und seine Bilder. Und wenn man recht wissen will, was für ein wunderlicher, knorriger Heiliger dieser alemannische Dickschädel gewesen ist, so muß man solche Aventuren wie die folgende nicht für zu läppisch halten, um sich einen Vers darauf zu machen:

Zur Zeit des päpstlichen Roms geht Böcklin eines Tages mit seiner Frau auf dem Monte Mario spazieren. Der Weg wird immer schmutziger, so daß er seiner Frau sagt, sie solle stehen bleiben, er wolle nachschauen, ob es denn überhaupt noch weitergehe. Am trockenen Rande des immer hohler werdenden Weges sich hindrückend, sieht er plötzlich oben durch die Hecke einen ganz echten Räuber, wunderbar malerisch ausstaffirt mit Sammtjacke, Perrücke, Dolchen, Pistolen und einer Trompetendonnerbüchse. Unten am Knick des Weges aber kniet, im Anschlag auf die Ecke, um die man kommen muß, ein zweiter. Böcklin erinnert sich, daß oben, als sie in den Weg einbogen, Jemand gepfiffen hat. Er tastet sich also langsam an der Wand zu seiner Frau zurück und sagt: „Komm 'mal her, so was hast Du noch nie gesehen, leise!" Und er zeigt ihr die Beiden . . .

Floerke's Buch ist voll von Zügen eines unerhörten Gleichmuths in allen Lebenslagen. Nichts was Andere aus dem Gleichgewicht hebt, scheint auf Böcklin Einfluß geübt zu haben, weder Furcht noch Hunger, weder Ehrgeiz noch Kritik und selbst nicht die Wünsche der Mäcene. Auch Frau und Kinder sind für sein Thun und Lassen nie in Betracht gekommen. „Er war zu sicher, zu zweckbewußt, als daß ihn Noth oder Glück wesentlich berührt hätten." Wie das Licht, dessen Bahn auch durch den heftigsten Sturm nicht geändert wird, ging er den Weg zu seiner Größe.

Böcklin gegenüber sind denn auch alle laienhaften Vorstellungen von phantastischer „Genialität", von interessanter Nervenüberreizung absolut lächerlich und beruhen auf vollständigem Nichtkennen seiner Person und — unverbesserlichem — Verkennen seiner Werke.

Floerke's ganze Analyse der künstlerischen Persönlichkeit des Meisters geht nun darauf hinaus, alles „Poetische" daraus auszumerzen oder auf die „klarbewußte Anschauung eines feinsinnigen Malermenschen" zurückzuführen. Böcklin selbst soll sich dahin geäußert haben, daß seine „poetische" Richtung mit seiner Thätigkeit für den Grafen Schack ihren Abschluß erreicht habe. Den Anfang der neuen, endgiltigen Richtung bedeute das letzte Bild bei Schack, die Meeresidylle. „Wenn Böcklin sagt, mit der Meeresidylle habe er den Poeten aufgegeben, so will er damit sagen, daß ihm nichts als der malerisch empfangene Eindruck mehr den Pinsel führt und daß er solche Effecte nicht mehr malt, die ein Nacheinander enthalten, sondern nur noch den Moment. Zu der ersteren Gattung gehört z. B. die Via mala — Kriegt der Drache die Ausreißer? — die Erynnien — dito —. In den späteren Arbeiten ist der bewußte Gegensatz zu aller Geschichts- oder Geschichtenmalerei betontes Princip, ist die Lehre von der Malerei im Böcklin'schen Sinne praktisch vollzogen."

Bei jedem Erklärungsversuch der Böcklin'schen Kunst

Digitized by Google

muß man einerseits von seiner unbegrenzten Genußfähigkeit gegenüber der Natur, andererseits von seinem unerhörten Gedächtniß ausgehen. Jene lehrte ihn an allem Eigenthümlichen und Sprechenden sich freuen, der Individualität eines Naturmomentes mit künstlerisch verstehendem Auge nachzugehen; dieses bewahrte ihm das Genossene und sandte aus seinem Reichthum eine solche Fülle des Verwandten, daß aus geringem Anlaß mit rapider Ideenassociation ein Bild vor seinem geistigen Auge auftauchte.

Böcklin's bewußte Kunstthätigkeit bestand nun nach Floerke darin, mit diesem künstlerischen Capital zu arbeiten. Und dies Arbeiten war — Verstandesthätigkeit. „Er ist der personificirte künstlerische Verstand bis in den kleinsten Strich, bis auf den unscheinbarsten Ton, in jeder Unterlassung nicht minder. Dieser Verstand ist Herr der reichsten, unermüdlich selbsterworbenen technischen Erfahrungen. Zu ihrem Kreise hält er, an strenger Longe, den Vorspann eines allseitigen Gedächtnisses und die Naturempfindung eines wahren Künstlers." „Böcklin ist der bewußteste und konsequenteste Farbenrechner und Malkünstler, den wir seit den Tagen unabgeblaßter Malerei besaßen." „Wenn man sich ehrlich über Malerei unterhält, so muß man zugeben, daß man es hier mit dem positivsten, bewußtesten Vertreter der Kunst zu thun hat." „Ich weiß den einzigen Vergleich mit unserem Freund Gottfried Keller, der auch sein künstlerisches Gut in festen Händen trägt und es blitzen läßt, wie er will, nicht mehr und nicht weniger. Beide haben durch hellen, allgegenwärtigen Verstand ihr Talent zu etwas ungleich Anderem gemacht als zu einem bloßen selbstleuchtenden Ding."

Böcklin war natürlich nicht nur Bewußtsein und Berechnung. Ungeheuer viel undefinirbarer Instinkt, wunderbar ausgebildetes künstlerisches Taktgefühl steckte in ihm.

„Das lediglich Empfundene kann man wohl sicher ausüben, aber nicht bewußt beherrschen. Vieles weiß Böcklin und er bringt hinein in das Unbewußte mit der Leuchte des Forschers. Aber Vieles, Vieles bleibt, das er nur ahnt. Und er macht es dennoch, eben weil er auch seiner Gefühle sicher ist, nicht seiner Berechnung allein."

Dabei schloß Böcklin's rein malerische Natur von vornherein Alles aus, was nicht lediglich mit den Mitteln der Palette (im weitesten Sinn) ganz deutlich zu machen ist. „Schon in der Idee will sein Bild den Beschauer von sich selbst befreien und in die bloße Anschauung versenken. Alle seine Poesie und Phantasie bewegt sich bewußt in diesen Grenzen. Sie alle dienen nur dem Maler. Die gewaltige Naturnähe in seinen Sachen kommt von der bewußten Beschränkung, sowohl was das Sichtbare anlangt, als was das Zurückziehen auf den Gesichtssinn betrifft."

Das Reinmalerische ist Böcklin jedoch zu wenig. „Ohne sentimentale Nebenempfindungen und Nebengedanken sieht er außer der Form auch das Leben und sucht es durch die Arbeit zu ergründen; er sieht die Stimmung und sucht auch sie als etwas in der Natur Gegebenes voll und klar zu entbinden." Die tollsten Fabelwesen Böcklin's sind nichts als Natur, sichtbar gemachte Naturgeheimnisse.

Böcklin arbeitete in seiner ersten Zeit viel nach dem Modell, besonders dem landschaftlichen. Zu Torr del Quinto an der Via Flaminina liegt noch eine ganze Studienmappe von ihm. Der junge Künstler stand dort des Regens wegen unter und verbarg, um weiter zu gehen, seine Mappe in einem halbzerfallenen Gewölbe. Als er sie wiederzuholen kam, war das Gewölbe eingestürzt und nichts mehr zu wollen. — In seinen späteren Jahren wollte er von der Modellmalerei nichts mehr wissen. „Das ist mir ein schöner Künstler: wenn er einen kleinen Finger braucht, muß er warten, bis die Lina Zeit hat." Dennoch hatte er gern ein Modell in der Nähe. Er hat zwei Räume, erzählt Floerke. In dem Einen, wo er arbeitet, herrscht die Vorstellung, im Anderen wartet das Modell. Wenn ihm die Vorstellung irgendwo unzureichend erscheint, geht er also hin, legt oder setzt sich die Person zurecht und macht sich im Kopf seine Notizen. Aber wenn er in's Atelier kommt, hat er wieder volle freie Anschauung und nicht das zufällige Modell, das zufällige Licht. Er ist nur um den Act herumgegangen, um das „Warum", sagen wir einer Muskelschwellung, zu verstehen: Aha! Daher kommt das, deßhalb wirkte das nicht bei mir . . ." Auch bei der Porträtmalerei wollte Böcklin das Modell nicht unmittelbar vor Augen haben. Mußte er z. B. eine schöne Frau malen, so malte er nur das, was ihm von ihr im Gedächtniß geblieben. Denn das mußte seiner Meinung nach Dasjenige sein, was sie von tausend anderen schönen Frauen unterschied. Hingegen sie als Modell behandeln und alles Gleichgiltige, Zufällige auch noch malen, wie die Maschine, nur aus dem dummen Grund, weil es gerade da war, das hielt er für völlig unkünstlerisch, und als ihm einmal ein Porträt von G. Richter gezeigt wurde mit dem Bemerken, daß es trotz unzähliger Sitzungen mißrathen sei, lachte er laut auf und sagte: „Das mußte ja mißrathen, das konnte ja nur ein gemalter Steckbrief werden, in dem Alles steht, was gleichgiltig ist."

Floerke theilt in einem langen Kapitel „Böcklin's Aesthetik" eine Menge Aeußerungen des Meisters mit, aus denen ich hier einige auslesen will:

Gieb Acht, was auf Dich wirkt; erst wenn Du das Warum weißt, kannst Du's auch. — Man muß auf einem Bild absolut nicht mehr machen, als unerläßlich ist. Was bleibt klar und sicher im Gedächtniß? Immer nur das Bestimmte, Einfache. — An Einfällen fehlt es nicht. Die Kunst besteht im Hinauswerfen des Ueberflüssigen. Das kostet die meiste Zeit. — Die Kunst für Alle? Sehr gut! Eine nette Sorte! Ungefähr von der Güte: „Aus dem Volke für das Volk." — Man soll eine Vorstellung so hoch als möglich schrauben. Man soll sie aber auch nicht eher anpacken, als bis man sie ganz hat, von allen Seiten. — Nur was machen, arbeiten! Nur sich nicht sorgen, wie es wird! Lieber was Schlechtes als gar nichts. Ueberhaupt nichts Bedeutendes, Endgiltiges machen wollen. — Willen will ich sehen in jedem Strich, nicht Sclaven. — Was nicht entschieden ist, wirkt nicht. — Der Andere soll aus meinen Bildern sehen, was ich von der Natur genossen habe, also muß ich mir vor Allem klar darüber sein und mich klar ausdrücken können. — Ich verlange vom Künstler, daß er einer der im besten Sinne Gebildeten seiner Zeit sei.

Floerke hat sich bemüht, Böcklin als einen Mann zu schildern, der in fester, wenn möglich sogar heiterer Gemüthsruhe seinen Weg ging. Dennoch hat er den Eindruck nicht verwischen können, daß Böcklin schwer, sehr schwer am Leben getragen habe. Einmal bricht der Künstler in folgende Klage aus: Ich habe in Viareggia wieder recht gesehen, was ich opfere. Zusammengepfercht mit der Familie, zu deren alleiniger Verfügung, nur nicht zu meiner eigenen. Ja, wie denn! Ich habe doch noch Ansprüche an die Welt. Ich thue ja meine Schuldigkeit gegen meine Leute. Darüber hinaus aber kann ich nicht, ich kann unmöglich in sie aufgehen. Schopenhauer sagt mal, wir haben das und das und dann die Familie. Ich aber sage nein, die Familie hat uns! Sie legt sich um mich herum, sie will mich verschlingen.

Und nicht allein die Familie ist es, die Böcklin bedrückt, das ganze Leben bietet ihm nicht das, was er begehrt. „Wo heraus soll man heute zum künstlerischen Schaffen angeregt werden? Im Alterthum hat das Leben das übernommen. Aber „leben" wir denn heute? Wie wohnen wir zum Beispiel! Wie kleiden uns unsere Vorurtheile, unsere Prüderie! Die Familie — haben wir nicht, sie hat uns. Die Frau — na, im Grunde hat doch keine ein echtes Interesse. Patriotismus? Ich wäre der Tambourmajor, wenn die Patriotischen im heutigen Sinn mal ausgetrieben würden. Wo heraus soll

Digitized by Google

man nun schaffen? Da bleibt nur der Wein. Der allein ist ein wirklicher Genuß, der erhebt uns erst zu Menschen. Nur er schenkt uns manchmal Stunden, wo man den ganzen Kram vergißt und wunder glaubt, wer und wo man wäre."

Böcklin hat sich einmal selbst porträtirt, die Linke in die Hüfte gestemmt, in der Rechten ein Glas mit Wein haltend, den Kopf trotzig zurückgeworfen: das ist der Böcklin, den Floerke kennen gelernt, und deßhalb ist eine Reproduction des Bildes seinem Buche vorangestellt. Aber es giebt ein anderes Böcklinporträt, das sich jetzt in der Berliner Nationalgallerie befindet: der Maler hält die Palette in der Hand und lauscht mit abwesend starren, entrückten Augen, die voller Trauer sind, auf das Lied, das dunkle Lebenslied, welches hinter seinem Rücken der Tod fiedelt. Von diesem Böcklin ist in Floerke's Buch nichts zu finden. Und doch ist es wohl außer Zweifel, daß das wahre Wesen des Meisters in der Syntheſe beider Porträts zu suchen ist. Wer schreibt uns nun den Böcklin, der mit dem Glase Wein in der Hand dem Spiel des knöchernen Fiedelmanns lauscht?

Ein schnurriger Kamerad.

Erinnerungen von Carl Schultes.

Es giebt Menschen, die mit dem ernsthaftesten Gesichte in der Welt herumlaufen, und die eigentlich „geborene Hanswurste" sind.

Es ist das nicht im schlimmen Sinne zu nehmen, sondern solche Kameraden sorgen nur durch ihr Gebahren dafür, daß die oft bis zum Blödsinne gescheidte Menschheit sich auf sich selbst besinnt und nicht ganz überschnappt.

Mein Freund Poldl Heldmann in Wien, der Sohn eines reichen Juweliers, war so ein schnurriger Kamerad; denn als sein Vater der Welt Valet gegeben hatte, beschloß Poldl, keineswegs die Freuden Wiens auszukosten, wie es ihm sein Reichthum gestattete, sondern eine anstrengende Fußtour durch den sonnigen Süden zu machen, Schriftsteller zu werden und seine Erlebnisse der Welt in einem Buche kund zu thun.

Er behauptete und wollte das seinem Buche als Motto vorsetzen: „Zwei Dinge machen das Menschenleben aus: starke Beine und guter Magen, welche Alles beherrschten; denn Kaiser und Papst, Weltweise und Millionäre seien armselige Menschenkinder, wenn sie klapperige Beine und elenden Magen hätten. Ergo, sind Beine und Magen die sogenannte Seele des Menschen!"

In allen Caféhäusern und Gesellschaften verkündete Poldl mit ernstestem Gesichte — es hatte ihn noch nie Jemand lachen sehen — das Motto seines ungeschriebenen Buches, und es wurde zu seinem innerlichen Gaudium, theils rabiat, theils lachend darüber gestritten.

Noch war die gute Zeit vor dem Jahre 1848, und das Theater beherrschte Herz und Sinn der damals urgemüthlichen Wiener.

In das Burgtheater ging Poldl niemals, denn es sei ihm zu ernsthaft. Dagegen war er immer zu finden, wenn das Komikertrio Wenzel Scholz, Nestroy und Grois in allerhand albernen Possen auftrat.

Der einzig wirkliche Komiker sei ihm aber doch Wenzel Scholz, weil dieser mit dem ernsthaftesten Gesichte von der Welt das Publicum zu Lachkrämpfen brächte.

Poldl's Lachen mußte aber tiefinnerlich sein; denn seine Bekannten sagten: „Es wäre wirklich eine Preisfrage, ob der Wenzel Scholz so urdumm-ernsthaft dreinschauen kann wie Du, wenn Du Dein Welt-Motto verkündest!" und sie wollten sich über den Nichtlachenden vor Lachen ausschütten.

Ich kannte Poldl vom Jahre 1848 her, als er München besuchte, und von M. G. Saphir, für dessen Humorist ich arbeitete, an mich empfohlen war.

Als nun die Anzeichen der politischen Stürme sich mehrten, machte sich der kluge Poldl auf die Strümpfe, und verschwand spurlos aus Wien.

Im Sommer 1852 war ich wieder einmal in Karlsbad, dieses Mal aber nicht meiner verstimmten Magenseele wegen, sondern amüsirte und erfrischte mich in dem billigen, — wer lacht da, wenn er die heutigen Preise bedenkt — schönen Curstädtchen und seiner reizenden Umgebung.

Durch den Director des Stadttheaters, Dr. Fr. Blum, bei dem ich schon 1850 gastirt hatte, lernte ich den Grazer Director Franz Thomé kennen, der mir ein Gastspiel-Engagement für den Herbst anbot. Auch mein alter Freund Laube bot mir eine Stellung in zweiter Linie neben Pepi Wagner am Burgtheater an.

Alles war fest abgemacht, aber es kommt immer anders, als der Mensch es sich ausklügelt.

Ich will das im Voraus hier exemplificiren. Als ich in Graz zum zehnten Male den Kean gespielt hatte, befiel mich, entweder aus Ueberanstrengung, oder weil der scheinbar leichte, aber verdammt erdhaltige, steyrische Wein es mir angethan hatte, eine so heftige Lungenentzündung, daß ich selbst nach der Genesung nicht daran denken konnte, weiter zu mimen. Zudem lag mir Freund Holtei immer in den Ohren, nicht in eine zweite Stellung zu Laube zu gehen.*)

Hier war der Markstein meiner Carrière, indem ich beschloß, im kommenden Jahre selbst Theater-Director zu spielen.

Doch nun zurück nach Karlsbad, von dem ich Mitte August zugleich mit Director Blum Abschied nahm, der mich beredete, mir das alte, wunderbare Prag anzusehen; allwo auf dem Stadttheater sein Melodrama „Die Tochter des Regiments" gegeben werden sollte.

Wir wohnten zusammen in den lächerlich billigen „Drei Karpfen" gegenüber dem alten Pulverthurm, und der erste Mensch, den ich da zu Gesichte bekam, war ein alter Münchener Bekannter, der damals berühmteste Bonvivant an den deutschen Theatern G. Forst, welcher Oberregisseur des Prager Stadttheaters war und auf Dr. Blum wartete, um mit ihm zu conferiren. — Ich sah Blum's Stück nicht, da ich nur vier Tage in Prag blieb, wurde aber durch Forst mit dem ersten Capellmeister V. Kittl bekannt, dessen melodiöse Oper: „Bianca und Guiseppe, oder: Die Franzosen vor Nizza" eben in Scene ging. Der Text im ältesten Opernstyle ist eine Jugendarbeit Richard Wagner's, und zeigt schon das Bestreben, durch decorative Kunststücke zu wirken. Denn bei dem Schlusse des zweiten Actes hoben sich nach und nach ein Halbdutzend Wolkenschleier, bis man endlich in der Tiefe das sonnenbeglänzte Panorama von Nizza erblickte. Mit dem wirklich vortrefflichen Marschfinale rief das natürlich frenetischen Jubel hervor, und das ganze Finale mußte an diesem Abende dreimal wiederholt werden.

Der Einzugsmarsch wurde bald Allgemeingut, aber all das verhinderte nicht, daß der treffliche Capellmeister und Compositeur in späteren Tagen am Hungertuche nagte. — Mit seiner wunderbar schönen Handschrift schrieb mir V. Kittl, der 1865 starb, das Trio dieses Marsches in mein Stammbuch. Der Text lautet: „Dort Unten dort, aus lichter Tiefe lacht mir die theure Heimath zu!"

Ich besah mir Prag nach Möglichkeit, machte dem „St. Nepomuk auf der Pragerbruck" meine Reverenz, stieg auf den Hradschin und ergötzte meine Augen an dem unvergleich-

*) Zum Danke widmete ich dem „alten Vagabunden", als ich Director des Schauspiels in Braunschweig war, meinen ersten Roman „Reclame", der aber nicht vom Theater handelt, sondern von gleich Vergänglichem — von der Papierfabrikation.

Digitized by Google

lichen Bilde unter mir.*) Daß ich die Orte des lautesten Lebens und der ewigen Stille, die Sophieninsel in der Moldau und den alten Judenkirchhof nicht vergaß, versteht sich am Rande.

Nach Prag war ich mit der Post gefahren, von da ab ging es auf Wien zu mit der Eisenbahn in sehr bedächtiger Eile.

Ich weiß mich noch ganz genau des grauenhaften Eindruckes zu erinnern, als wir von Brünn weiterfuhren, und ein neu hinzugekommener, behäbig aussehender Mitreisender im Flüstertone zu mir sagte: „Sehen Sie dort drüben im herrlichen Sonnenschein die großen Schloßcomplexe auf dem Höhenzuge?“

„Jawohl, ein wunderbarer Anblick!“

„Wissen Sie, was das ist? Das Staatsgefängniß, der Spielberg, wo die unglückseligen Opfer des Jahres 1848 sich zu Tode schmachten!“

„So?!“ entgegnete ich und weiter nichts; denn Director Blum hatte mich bei dem Abschiede gewarnt, auch nicht ein einziges Wort über Politik zu sprechen, da der Nächstbeste ein Naderer (Spion) sein könnte.

Der liebe Herr murmelte etwas vor sich hin, richtete aber kein Wort mehr an mich; denn war er kein Spion, so konnte er mich für einen solchen halten.

In Wien wollte ich vierzehn Tage bleiben, um mir die schöne Kaiserstadt gründlich zu besehen. — Ich besuchte gleich Saphir, dessen erste Frage war: „Wo sind Sie denn abgestiegen?“ „Da drüben im Erzherzog Stefan, gleich hinter dem Dome.“ „Na, da müssen Sie aber eine gespickte Brieftaschen hab'n!“ „Wie so?“ „Wann Sie da vierzehn Tag' wohnen, dann kann es Ihnen auf so ein drei oder vier Hunderter net ankommen; denn das ist der noblichste, aber auch geschmalzenste Gasthof!“ „Na, dann bleibe ich halt nur ein paar Tag, und fahr' gleich nach Graz weiter!“ „Warum net gar! Ich such' Ihnen ein billiges Privatlogis aus, oder noch besser, wir geh'n zu unserm alten Freund Poldl Heldmann, der wird schon ein Schlafkammerl für Sie herrichten.“

„Ja, ist der wieder zurück von seiner großen Orientreise, die er mir nach München meldete?“ „Mit Haut und Haar!“ „Hat er denn sein Buch mit dem drolligen Motto schon herausgegeben?“ „Was net gar. Er erzählt Ihnen das ganze Buch in einer Minuten.“ „Wie so?“ „Passen's auf! Es lautet: ‚Constantinopel ist das größte Dreckneſt der Welt! In Athen giebt's nur Steine und Palikaren, die Einen auf einer gebratenen Zwiefel (Zwiebel) — Kraut giebt's da net — auffressen möchten, und in Cairo sind das Dümmste die Pyramiden, und das Gescheidteste die Esel, von denen ich aber der dümmste war, weil ich dort ein ganzes Jahr verbummelte!‘ Da haben Sie sein Buch! Er hat aber doch zwei Sachen aus dem Orient mitgebracht, um derentwillen er angestaunt wird. Zuerst hat er die Weste ganz abgeschafft, und trägt statt dieser einen bunten, persischen Shawl, den er sich vom Magen ab bis unter die Achselhöhlen umwindet, und dann hat er keine andere Kopfbedeckung als einen rothen Fez mit langer, blauer Seidentrottel, das der Trottel sogar im Bett net ablegen soll!“ „Also noch immer der Alte?!“ — „Bis auf Eines! Er hat im Orient vier Jahr ohne Weiber leben müssen, und der einst so solide Poldl spielt sich jetzt auf den verfluchten Schwerenöther hinaus und gilt als reiner Don Juan.“ „Mit seinem ernsthaften Gesicht?“ „Das, womöglich, noch um einige Grade ernsthafter geworden ist! Aber nun avanti! Wir fahren hinaus zu ihm; denn er wohnt verborgen in einem kleinen, engen Seitengassel bei dem Theater an der Wien. Es ist halb zwölf Uhr, und erst Punkt halb eins geht er zum Speisen in die Stadt. Sie werden ihn in voller Ausrüstung sehen, das Weitere findet sich!“

Wir hielten endlich in einem so engen Gäßchen, daß unser Fiaker gerade hindurchkonnte, vor einem sauberen, einstöckigen Hause, welches vier Fenster Front zeigte. Rasch war Saphir aus dem Wagen und überließ mir freundlichst die Bezahlung der Fahrt. Im ersten Stockwerke angekommen, läuteten wir an der einzigen Thüre, welche sich zeigte, und an der eine Visitenkarte befestigt war, welche lautete: „Leopold Heldmann, Afrikareisender und Schriftsteller.“ Darunter hing ein Zettel:

„Zu sprechen: Bei schönem Wetter zur bestimmten Stunde, und bei schlechtem Wetter an den bekannten Orten.“

Es mußte richtig der alte Poldl sein!

Die Thüre ging auf, Poldl stand da in seiner angekündigten Schöne und sagte mit ernsthaftestem Gesichte: „Aber die unsinnige Freud'! Sie is doppelt, weil ich Dich wieder seh', alter Freund Carolus.“ Ich hatte mir in Karlsbad einen Ferienbart wachsen lassen und sah wie vor neun Jahren aus, „und nachher kommt der Lumpenkönig Moritz mit Dir, der für die Armen Hunderttausende zusammenlesen thut, und mir noch 60 Gulden schuldig ist!“ *)

„Das is ein Irrthum von Dir, lieber Poldl“, sagte Saphir, „denn es heißt net: schuldig ist, sondern: schuldig bleibt!“

Wir traten in das große Zimmer ein, welches drei Fenster zeigte. Donnerwetter! Es war da an den Wänden eine großartige Waffensammlung orientalischen Gepräges in künstlerischen Zusammenstellungen aufgehängt. Das Ameublement bestand jedoch nur in einem ringsher laufenden, sehr niedrigen, aber breiten, türkischen Sopha, vor dem in den Ecken Rauchtische standen, auf denen sich Nargilehs, Blechkasten voll duftigen Latakias, Cigaretten-Papier und feinbrennende Spirituslämpchen befanden.

Nachdem ich mich von meinem Staunen erholt hatte, sagte Poldl mit dem Ernste eines Pascha von sechs Roßschweifen, indem er die rechte Hand zum Gruße an die Stirn hob: „Salem aleikum! Gel da guckst Di' um? Macht's Euch bequem, und bedient Euch! Freilich der Moritz raucht net, weil er selber ein Hans Dampf is, um einen sogenannten Witz in seinem Sinne zu machen. Aufwarten kann ich Euch nur mit einem Slibowitzer, aber der beißt, als wenn er ein Abzug vom Moritz wär'!“

„Abzug is gut! Und warum? Weil der Einzug nachfolgt und net vorausgeht!“ witzelte Saphir, indem er ein Gläschen Slibowitzer leerte.

„Warum schaust Du mich denn immer so starr an, Carolus?“ fragte Poldl.

„Weil Du mir gefällst! Dein braunes Gesicht, der mächtige Vollbart und die schwarzen Locken passen vortrefflich zu Deinem rothen Fez! Mir scheint, Deine Haare sind im Orient noch schwärzer geworden!“

„O, es giebt im Occident auch schöne Haare!“ meinte Saphir, fuhr aber, nach einem bitterbösen Blicke Poldl's sich durch seine brennrothe Perrücke und ergänzte seine Rede: „Wer's net glaubt, der schau' da her!“

„Und weißt Du, Poldl,“ nahm ich das Wort, „Deine türkische Leibbinde statt der dummen Weste, die doch nur etwas Halbes ist und nicht schützt, gefällt mir ausnehmend. Hat Dir es noch Keiner nachgemacht?“

„Sie san zu dumm dazu, und dann, guck' Dir den

*) Nur Nürnberg wäre schöner, wenn es einen Fluß wie die Moldau hätte.

*) Ich möchte hier doch darauf hinweisen, daß der seiner Schriften wegen in der Geschichte der deutschen Literatur hart mitgenommene M. G. Saphir, ein Wohlthäter der Armen und Elenden in Wien war. Es ist authentisch, daß er in 16 Jahren mit den Vorlesungen seiner „Sachen“, zu denen sich Hoch und Nieder, Alt und Jung drängten, fast zwei Millionen Gulden ... ablieferte! — Welcher moderne Schriftsteller könnte und ... wollte das?! C. S.

Digitized by Google

brinnrothen Teuxel*) Saphir an, wie möcht' der wohl in so einem Shawl ausschau'n?!"

„Nun zur Hauptsache!" sagte Saphir. „Kannst Du unserem guten Freunde, der das schöne, jetzt doppelt theure Wien gründlich kennen lernen möchte, so auf 8 bis 14 Tage einen einfachen Unterschlupf geben? Er ist, was Du wohl noch nicht weißt, Schauspieler geworden, und der Laube will ihn im nächsten Winter in seine warme Erziehungs-Anstalt am Burgtheater nehmen."

„Was, Schauspieler? Da kann man ein vernünftiges Wort mit ihm reden, und braucht net alleweil mit dem Säbel zu rasseln!"

„Wie Du es mit Deinem furchtbaren Arsenal da doch thust!"

„Is Alles bis auf die kleinste Pistol'n und Handschar polizeilich angemeldet und für ungefährlich befunden. Ja, mein Lieber, bei uns muß man vorsichtig sein! Ein Naderer bist Du net, ein Freimaurer auch net, wie ich g'merkt hab', und einen Paß wirst auch hab'n. Also, wann Dir ein Eckplatzl auf meinem Divan und eine Wolldeck'n genügen, kannst dableib'n, so lang Du willst. Kaffee zum Frühstück mach' ich selbst, Kipfeln bringt die Hausmeisterin, die mir meine paar Zwetschk'n in Ordnung hält, und das Andere suchen wir uns außer dem Hause. Ich hätt' Dir gern ein Platzl in meinem Schlafzimmerl angeboten, aber da hinein . . ."

„Kommt nur das dämliche Geschlecht, und zu dem gehört der alte Landsknecht nicht!" meinte Saphir lustig.

„Ja sag' mir nur, Poldl, Du standest doch damals in München in dem Geruche, ein großer Jäger vor dem Herrn zu sein, und erzähltest die abenteuerlichsten Geschichten von Deinen Gemsjagden, und ich sehe bei Dir auch nicht ein einziges, modernes Gewehr!"

„Ob's D' weita gehst! Wer keine eig'ne Jagd hat, darf hier net amal eine Schlüsselbüchs'n führ'n, und — meine Jagderlebnisse waren ein größerer Schwindel, als der Moritz je einen g'macht hat! Als ganz junger Kerl hab' ich einmal einen Spatz'n vom Kirschbaum g'schoss'n, und wie ich das arme Viecherl noch warm und zuckend in der Hand g'halt'n hab'n, von dem Augenblick an hab' ich kein g'ladenes G'wehr mehr in der Hand g'habt! A jedes Thierl hat sich bei mir seines Lebens freuen können, ich hab' mit dem an'n Spatz'nmord g'nug auf meiner Seel' g'habt!"

„Ja, das muß wahr sein," sagte Saphir ernsthaft, indem er aufstand, denn unser Rauchen biß ihn so in die Augen, daß er immer unter seiner großen, goldenen Brille herumwischte, „eh' unser Poldl einen Floh knickt, bittet er ihn erst um Verzeihung!"

„Und das von Rechts weg'n; denn er muß doch aus einem guten Grund sein Leben haben, wenn's auch den Menschen und anderen Hunden net angenehm is! — Also abg'macht, Carolus, Du bleibst bei mir, aber eh' wir zu Tisch geh'n, meld' ich Dich noch bei'm Districts-Commissarius an, damit wir keine Ungelegenheiten hab'n." „Der liebe Herr weiß schon längst, daß Du ein größerer Sicherheits-Commissarius bist wie er, und die G'schicht' wird bald abgemacht sein, wenn ich als — Bürge mitgeh', auf den Du ganz vergessen hast!"

So sah es damals in dem schönen, gemüthlichen Wien aus!

Durch den erbeingesessenen Poldl lernte ich Wien gründlich kennen, und Saphir sorgte dafür, daß ich überall, wo es etwas zu sehen oder zu hören gab, freien Eintritt hatte.

Durch die Nachwehen des Jahres 1848 lag aber auf Allem ein geistiger Druck, so daß jede laut werdende Freude fast wie ein verhaltener Schmerzensschrei klang. Die Polizei war allmächtig, und je mehr Einer lustig war, desto weniger traute man ihm.

Es war das die rechte Zeit für den guten Poldl, der mit ernsthaftem Gesichte durch das Leben schritt, und dem auch der findigste Polizeispion es nicht ansehen konnte, daß der schnurrige Kamerad über das ganze Treiben innerlich vor Lachen platzen wollte.

Am Tage war Poldl der zuvorkommenste Gesellschafter, aber wenn es gegen Abend ging, wurde er immer unruhiger, und wenn ich glaubte, er habe die Gesellschaft nur auf Augenblicke verlassen, war er spurlos verschwunden.

Kam ich dann oft müde und matt von dem weiten Wege, das Fahren erlaubte mir meine Börse nicht, nach Hause, sagte die Hausmeisterin, welche auf ihr Sperrzehnerl (zehn Kreuzer) lauerte: „Bitt' schön, recht leis oben aufmach'n, der gute Herr von Heldmann schlaf'n scho' lang!"

Und richtig, wenn ich durch den türkischen Vorhang guckte, welcher die beiden Zimmer trennte, dann lag er, natürlich mit dem Fez auf dem Haupte, in seinem einfachen Bette und schlief den Schlaf des Gerechten, oder that wenigstens so.

Es war offenbar, daß er auf Katerwegen ging, aber die Discretion verbot mir, darüber Aufklärungen zu verlangen.

Ich sollte jedoch einige Tage vor meiner Abreise etwas Sonderbares erleben, das meinen Anfangs gemachten Ausspruch von „geborenen Hanswursten" in das hellste Licht setzte.

Wir saßen ganz gemüthlich bei dem Frühstücke, es war nach meinem Tagebuche am 8. September 1852, als ein Wagen in die enge Gasse rasch einfuhr und vor dem Hause hielt.

Poldl stürzte an den Spionspiegel, der vor dem Eckfenster hing, uud drängte mich dann mit den geflügelten Worten in sein Schlafcabinet: „Carl, wenn Du einen einzigen Lachmuxer thust, bei dem was Du jetzt hören und meintswegen durch den Vorhang sehen wirst, dann erwürg' ich Dich, weil ich kein Blut sehen kann!"

Die Klingel wurde so heftig gezogen, als ob sie herabgerissen werden sollte, aber Poldl drehte sich mit aller Gemüthsruhe eine neue Cigarette, und sagte, indem er sie anzündete, mit einer urplötzlich greisenhaft gewordenen Stimme: „Immer schön langsam voran, lieber Carolus, es geht bei mir net mehr so g'schwind!"

Mit müden schlurrenden Schritten ging er zur Thüre, öffnete — und wurde von dem wüthend Hereinstürmenden über den Haufen gerannt, so daß er auf den Boden hinkollerte. Mühsam sich aufrichtend, sagte er mit zitteriger Stimme: „Salem aleikum! Was giebt mir die Ehr'? Ich hab' g'meint, es sei mein Freund, der bei mir wohnt, und auf einen Augenblick in die Theaterkanzlei 'nüber gegangen ist, um sich für heut' Abend ein paar Billette zu bestellen!"

Ich hatte mir mein Taschentuch in den Mund gepreßt, und biß darauf, um nicht laut aufzulachen über das schauspielerische Kunststück, welches Poldl da vollführte.

„Also so sieht der Don Juan von Wien im Negligé aus?" schrie der dicke Herr, dem man den richtigen Orientalen ansah, wenn er auch nach der neuesten Mode ging, und überall Brillanten hatte, wo sie nur anzubringen waren.

„Er sollt' ein solcher Zweschkenkrampus sein? Oho, mir macht man kein X für ein U vor! Das merken Sie sich, Sie Tausendsassa. Kurz und bündig, wo waren Sie gestern Abend um 8 Uhr?"

„Sind Sie vielleicht von der hohen Polizei, die ein Recht hat, darnach zu fragen?"

„Verstellen's Ihnen net, Sie wissen recht gut, daß ich der Bankier Baron von Kaulinger bin, der die schönste Frau von Wien sein eigen nennt!"

„Freut mich, daß ich die Ehr' hab', den Herrn Baron persönlich kennen zu lernen. Ihrer Frau Gemahlin bin ich freilich im vorigen Winter, wo ich noch ganz gesund war, auf der Redout'n vorg'stellt worden, habe aber leider nicht mehr das Vergnügen g'habt, die Gnädigste wieder zu seh'n!"

*) Eine Hökerin vom Kohlmarkte hatte Saphir diesen Nachnamen gegeben. Siehe meine Erzählung: „A weana Chorbua" im Hann. Courier vom 18. November 1900 u. s. w.

Digitized by Google

Bedenklichkeiten und Vorsichtigkeiten eingewickelt. Auf der Bühne wirkt solche fein novellistische Technik leider ganz und gar nicht. Das gedehnte Stück langweilt. Nur eine kleine Minderheit ging tapfer mit; Anerkennung und Ehre des Erfolges vermochte sie dem Dichter nicht zu erkämpfen.

Derselbe Abend im Berliner Theater brachte eine abscheuliche Geschmacksrohheit von Herrn Demandowsky. Unter diesem seinen Vatersnamen ist der Autor des Knuten- und Wudki-Dramolets „Es tagt" noch weniger als unter seinem Pseudonym bekannt, und darum wollen wir es milde bei der gefahrloseren Nennung bewenden lassen. Indem er ihm das Wort verstattete, that der Director überreichlich Buße für seine halbe Hinneigung zu Schlaf.

Nach Johannes Schlaf kam uns Lindau mit Herrn Eugène (des) Brieux, dessen derbes Tendenzdrama „Die rothe Robe" schon ganz Süddeutschland durchwandert und mit seinem Ruhm erfüllt hat. Brieux beweist eine These so glatt, wie Dumas je eine zu beweisen vermochte, nur daß er gröber zu Werke geht und unbedenklicher nach dem Colportage-Roman hinüberschielt. Yanetta, die unglückliche Heldin, hat als unerfahrenes, dummes Ding einen Liebesroman mit dem Sohne der Herrschaft gehabt und ist mit ihm durchgegangen. Unglücklicher Weise entnahm der herrschaftliche Sohn der väterlichen Casse vorher widerrechtlich etliche Tausende. Yanetta wurde wegen Hehlerei in's Gefängniß gesperrt. Sie heirathete später einen tüchtigen Landmann, mit dem sie in ehelicher Liebe mehrere Kinder zeugte und sehr glücklich wurde. Da will es, zehn Jahre nach jenem vergessenen und überschwer gebüßten Fehltritte, daß sich im Kreise Pau eine Mordthat ereignet. Yanetta's Ehemann geräth in den schrecklichen Verdacht, hochnothpeinlich werden er und die Seinigen inquirirt, die Schande der Frau kommt an den Tag. Und obgleich die Verhandlung mit der Freisprechung Etchépare's endet, zertrümmert sie doch unbarmherzig und für immer das Glück der Familie. Der strenge, ehrenwerthe Bauer kann seinem Weibe die Verirrung ihrer Jugend nicht verzeihen. Er sagt sich von ihr los und geht über's Meer. Yanetta aber, die Verzweifelte, lechzt nach Rache und stößt mit einem zufällig auf dem Tische liegenden Dolchmesser den Untersuchungsrichter nieder, der durchaus eine Verurtheilung erzielen wollte und deßhalb unbarmherzig die Vergangenheit aller Betheiligten durchwühlte.

Brieux hat sich diese blutrünstige Handlung allein zu dem Zwecke ersonnen, um der französischen Richterschaft ausgiebig die Wahrheit sagen zu können. Die Richter von Mauléon wollen den Mörder entdecken, es koste immer welchen Preis. Nicht um der Gerechtigkeit Willen thun sie das, sondern der Rangerhöhung, der rothen Robe wegen, die alleweil dem Strebsamsten zufällt. Ihre Aussichten für dieses Jahr stehen schlecht, es sind beträchtlich weniger Leute in's Gefängniß gesperrt worden, als bisher; keine Hoffnung, den Record zu drücken. Nur wenn man den Mörder faßte, ja, dann wäre noch eine Möglichkeit, daß die rothe Robe trotz alledem nach Mauléon käme. Deßhalb muß Etchépare's Schuld erwiesen, muß er dem Henker überantwortet werden, obgleich er unschuldiger an der That ist als einer seiner Richter. Nur jetzt keine neue Freisprechung mehr ... Der Angeklagte entkommt trotzdem der Guillotine. Einem seiner Bedränger schlägt noch in letzter Stunde das Gewissen, und er offenbart seine Zweifel vor aller Welt. Der Angeklagte wird, es ist zu niederdrückend, freigesprochen; wieder wird Niemand in Mauléon die rothe Robe empfangen ... Schade, daß Brieux' Satire streckenweis zu klobig und dann wieder zu matt ist. Er versteht sich auf die Composition derartiger Schauerdramen; sobald er sich aber seiner eigentlichen Absicht erinnert und die Frevler durchhechelt, wird er langweilig. Langeweile brauchen wir aber nicht erst aus Frankreich einzuführen. Davon erzeugen wir im Inlande genug.

Offene Briefe und Antworten.

Noch einmal „Normannensöhne".

Sehr geehrter Herr Redacteur!

Im Anschluß an den Aufsatz von Max Bewer „Normannensöhne", der wohl sehr zutreffend auf den Einfluß des lange in Britannien seßhaften Römerthums auf die heutigen Engländer hinweist, möchte es weitere Kreise gewiß interessiren, zu erfahren, daß vor einigen Jahren in England selbst eine Schrift erschien unter dem Titel „Are we Romains?" Der Name des Autors ist mir leider entfallen, doch behauptete er, das alte römische Blut habe das rein angelsächsische politisch und social in den Hintergrund gedrängt. Diese Zeilen mögen die angeregte Frage wohl noch überraschend unterstützen.

Hochachtungsvoll und ergebenst

C. W. Harberg, Hamburg.

Notizen.

Carl Bleibtreu, der Schlachtenverständige, läßt in seinem „Verrat von Metz" (Carl Krabbe, Stuttgart) den Marschall Bazaine die seltsame Geschichte der berühmten Belagerung erzählen. Das Interessanteste daran ist die Vorgeschichte. Bazaine sinnt darauf, sich als einziger siegreicher oder doch unbesiegter französischer Feldherr der Dynastie unentbehrlich zu machen. Deßhalb unterstützt er keinen seiner Collegen, läßt die französischen Divisionäre und Generäle sich einzeln verbluten; deßhalb geht er auf Metz zurück und verhindert arglistig jeden Durchbruch seiner eigenen Truppen. Mac Mahan's krampfigen Versuch, von Chalons her Hülfe zu bringen, unterstützt er absichtlich nicht, weil er ihm keineswegs den Ruhm gönnen will, „Bazaine's Retter" zu sein. — Bis zur Entscheidung von Sedan hat Bleibtreu jede der sonst unverständlichen Handlungen Bazaine's mit seiner neuen Hypothese zu erklären verstanden. Man geht nicht immer willig mit, — zumal der Verfasser die militärische Unfähigkeit dieses Troupiers kaum genügend in Rechnung stellt und einzelne seiner Anordnungen, die zweifellos strategischer Impotenz entsprungen sind, auf verrätherische Beweggründe zurückführt —, aber man liest das fesselnde Buch mit steigendem Interesse. Allerdings vermag Bleibtreu Bazaine's Verhalten nach der Katastrophe von Sedan mit Hülfe seiner Verrathshypothese nicht gerade überzeugend zu erklären. Als geistreiches und scharfsinniges Gedankenspiel verdient das Buch indeß alle Anerkennung; es wird ebenso eifrige Leser finden wie Bleibtreu's frühere Feldzugs-Studien.

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. (Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A.-G., München, Kaulbachstr. 51a.) — Von dem neuen Lieferungswerke, das gewiß schon die Aufmerksamkeit unserer Leser erweckt hat (wenigstens derer, die dann und wann einen Blick auf die Buchhändler-Schaufenster zu werfen pflegen), sind uns die ersten sechs Hefte zugegangen. Im Allgemeinen pflegt der Bücherfreund ein leises Mißtrauen gegen dergleichen, schier übergroß angelegte Sammelwerke zu hegen. Diesmal aber wird er es nach dem ersten flüchtigen Durchblättern fallen lassen. Man darf getrost sagen, daß die vornehmsten und kostspieligsten Reproductionen künstlerischer Arbeiten — und die letzten Jahre haben uns in dieser Hinsicht verwöhnt — die „Alpinen Majestäten" an Schönheit der Ausführung nicht übertrumpfen. Es sind Blätter darin, die nicht allein dem Freund und Kenner unserer Alpen, sondern auch dem Kunstfreund an sich schlichtweg Bewunderung abzwingen. Die Rosengarten-Kette vom Fassa-Thale aus gesehen, das eisgepanzerte Haupt der Königsspitze, die Langkofel-Gruppe, die Blicke von der Flégère, und zwanzig andere

Digitized by Google

Darstellungen mehr — jede Einzelne davon ist ein Meisterwerk. Künstlerauge und Künstlerhand haben gemeinsam an ihnen gearbeitet; man darf hier nicht mehr von bloßer Photographie- und Druck-Technik sprechen. Wir werden auf die „Alpinen Majestäten" noch zurückkommen, möchten aber alle unsere Leser (sie sind wohl alle, wenn nicht Gipfelstürmer, so doch Jochfinken oder mindestens schönheitsdurstige und schönheitsverständige Thalwanderer) den Ankauf dieses spottbilligen Alpenbuches empfehlen. Jede Lieferung von etwa 24 Kunstblättern kostet eine Mark.

Eine sympathische Würdigung Richard Wagner's, die sich gleicher Weise von kritikloser Vergötterung wie von schnodderiger Höhnerei fernhält, den großen Mann vielmehr unseren Herzen näher bringen und im Genie den Menschen aufweisen will, ist Erich Kloß' Druckheftchen: „Wagner, wie er war und ward". (Otto Elsner, Berlin S. 42.) Das kluge und mit schöner Wärme geschriebene Buch erzählt manche anziehende Einzelheit aus Wagner's Leben, widerlegt manchen thörichten Klatsch und ist z. B. da, wo es das Verhältniß des Meisters zum leidigen Golde schildert, ganz eigenartig, bietet dort auf wenigen Seiten eine erschöpfende Charakteristik seiner merkwürdigen Natur. Auch der Fall Wagner-Nietzsche wird gründlich abgehandelt.

Das schöne Leid, von dem Georg Keben in seinem gleichnamigen Buche (bei Hermann Costenoble, Jena) drei Proben giebt, ist die Liebe, durch die uns armen Menschenkindern so viel Böses geschieht. Keben's Erzähler-Begabung reicht gerade für das Feuilleton nicht eben anspruchsvoller Zeitungen aus. In Buchform sollte er seine Novellen nicht eher erscheinen lassen, als bis er sich etwas wie eine Eigenart erworben und sprachlich die Lehrlingsjahre überwunden hat. Jetzt weiß er noch nicht recht, ob er die Marlitt oder unsere Allerneuesten imitiren soll. Sein Ausweg, in einem und demselben Buche beide Richtungen zu vereinigen, erinnert unangenehm an die Cliché-Fabrikanten, die mit den Fabrikaten von 1870 und 1901 gleich gern Handel treiben. Man merkt solchen Prospecten die Klebearbeit zu deutlich an.

Wo vom Licht verschönt
Sich die Kirschen röthen,
Und des Pirols Flöten
Aus den Gärten tönt.

Siehst des Käthners Kind
Junge Gänschen hüten.
Große helle Blüthen
Küßt im Gras der Wind.

Wo auf gelbem Pfad
Sich die Schatten breiten
Und in gold'nen Weiten
Reift die schwanke Saat.

Siehst ein buntes Band
Um des Kornfelds Grenze,
Wunderfarb'ne Kränze,
Blumen allerhand.

Du, da laßt uns gehn
Hinter Hof und Zäunen,
Um die alten Scheunen,
Die in Sonne stehn.

Siehst in allen Höh'n
Blau und Gold sich einen,
Möchtest jauchzend weinen,
Weil die Welt so schön!

Und durch all die Pracht
Gehn wir hin und schweigen.
Auf verschwiegnen Steigen
Steht das Glück und lacht . . .

Karl Gleitz hat das Gedicht vertont, wenn ich nicht irre. Als ich es zum ersten Male hörte, wirkte es in seiner schlichten Innigkeit, seiner fröhlichen Wärme und seinem ungekünstelten Wohllaut ganz wie der deutsche Sommer auf mich. Der Dichter, dem wir es verdanken, Karl Banselow, hat in seinem Buche „Von Weib und Welt" (Berlin-Tempelhof, Schulhaus-Verlag) mehrere solcher frischer Feldblumen-Sträuße vereint. Er trat vor Jahren gleichzeitig mit vier oder fünf anderen jungen Poeten, in der von Busse und Evers zusammengestellten „Symphonie" auf den Plan, und ist der Einzige geblieben, der sich von Manier und Dudelei fern gehalten hat. Man möchte ihm nichts wünschen als einige Vertiefung seines Talentes. Wenn diese einschmeichelnde Versmelodie, diese zarte Kunst der Stimmungsmalerei einmal an andere und machtvollere Gegenstände gesetzt würden, als an fragliche Liebesabenteuer mit hübschen Schenkmädchen, so hätten wir von Banselow Bedeutendes zu erwarten. Wiederholungen, die ihm jetzt bereits unterlaufen, und eine gewisse Monotonie des Ganzen würden sich dann wohl nicht mehr bemerkbar machen.

Das verdienstvolle Unternehmen von C. F. Amelang's Verlag, Leipzig: dem gebildeten deutschen Publicum die Literaturen des Ostens näher zu bringen und sie ihm in gediegenen Einzeldarstellungen vorzuführen, ist gleich beim ersten Schritte von entschiedenem Erfolg begleitet gewesen. Prof. A. Brückner's „Geschichte der polnischen Literatur" entstammt einer Meisterhand, die sich auf die schwere Kunst versteht, gleich mit den einleitenden Worten das Interesse für ein dem Normal-Laien fast unbekanntes Stoffgebiet gefangen zu nehmen und dann dauernd festzuhalten, ja zu steigern. Erst in den letzten Jahrzehnten hat die slavische Literatur eine Rolle zu spielen begonnen; erst jetzt tritt sie eigentlich in's europäische Geistesleben ein. Aber auch gleich mit welchem Elan, welcher sieghaften Größe! Wie manche Pflanzen im Laufe des Jahrhunderts nur einmal blühen, dann aber in zauberischer Kraft, so haben die russische wie die polnische Literatur — die einander wesensverwandter sind, als die allzu feindlichen Brüder zugeben wollen — jetzt plötzlich fast den ersten Rang in der Welt eingenommen. Der alte, erhabene Tolstoi, der den gewaltigen Gipfel Dostojewski noch überragt und neben dem sich die Jungen, Tschechow und Gorki, zwar zaghaft noch, aber zukunftlicher erheben; Henryk Sienkiewicz, der Dichter des Quo vadis, dem neulich die höchste aller Ehren widerfuhr: von Herrn Max Nordau, alias Südfeld, begeifert zu werden — sie gebieten nicht nur über das größte, sondern auch über das beste Lesepublicum. Wie Brückner den langsamen Aufstieg der polnischen Literatur zur Höhe schildert, mit liebevoller Ausführlichkeit, die doch nie am Kleinlichen haften bleibt, das ist ein erlesener Genuß. An diesem weiten Panorama findet man kaum hier und da Spuren angestrengter Sammelthätigkeit, die Einzelheit bedächtig auf Einzelheit häuft. Alles scheint wie aus einem Gusse, wie organisch gewachsen. Solcher Literaturgeschichten wünschen wir uns mehr, und wünschen vor Allem, daß die folgenden Bände der Amelang'schen Sammlung diesem ersten entsprechen mögen.

Daß Alfred Capus einen gut componirten und amüsanten Roman zu schreiben versteht, weiß man seit Langem. Er hat es neuerdings bewiesen in dem lustigen „Wer zuletzt lacht!" Da bummelt Jemand eine kleine Ewigkeit hindurch in Paris herum und nährt sich mehr schlecht als recht, bis ihn ein zweimaliges, geschicktes Zufallkommen seiner braven Ehehälfte in den Stand setzt, sich mit dem üblichen Rentner-Vermögen in die Provinz zurückzuziehen und dort in ungetrübtem Familienglück seine Tage zu beschließen. Man hat ihn in Paris unaufhörlich auslachen zu dürfen geglaubt; er lacht zuletzt. — Der Roman ist hier und da für den deutschen Geschmack ein Bißchen langathmig, und das kommt daher, weil wir nun eigentlich Boulevardgeschichten zur Genüge genossen haben. Aber in der Hauptsache liest er sich doch, zumal Dank seinem echten Capus-Dialog, recht nett. Heinrich Mann hat die gediegene Uebersetzung besorgt, Albert Langen in München das Buch verlegt.

Im Verlage von Bruno Cassirer, Berlin W, hat Max Liebermann eine Studie über Jozef Israels, den neuerdings auch bei uns oft genannten holländischen Maler, erscheinen lassen. Liebermann benutzt solche Gelegenheiten gern, um uns seine Gedanken über Kunst und Handwerks-Kunst zu sagen, und weil er wirklich Gedanken hat, sie überdieß in flüssiger und sauber gefeilter Sprache reizvoll zu entwickeln weiß, so lauscht man ihm gern. Auch wenn man mit seinen Anschauungen nicht immer übereinstimmt, beispielsweise geneigt ist, unserem Menzel in seinem Urtheil über Israels' „Kampf ums Dasein" bedingt recht zu geben.

Digitized by Google

Redacteur

einer Tages-Zeitung, Feuilletonist und Kunstkritiker von Ruf, mit besten Referenzen (auch von der „Gegenwart" warm empfohlen), sucht die

Berliner Vertretung

für größeres Provinzblatt oder Zeitschrift auf dem Gebiete der Berichterstattung über Theater, Kunst und öffentliches Leben. Unter L 25 an die Expedition der „Gegenwart".

Manuskripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuskripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher u. s. w. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Rich. Sattler, Braunschweig

(gegründet 1883).

Bismarck im **Urteil** seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Gottsched-Verlag. Berlin W. 9.

Eugen Reichel:

Ein Gottsched-Denkmal.

Monumentales Prachtwerk. 30 M.

Kleines Gottsched-Denkmal. 2 M.

Die Londoner „Academy" hat kürzlich verschiedenen hervorragenden Gelehrten und Staatsmännern einen Fragebogen mit der Frage zugehen lassen, welches die zwei im Jahre 1900 erschienenen Werke seien, die auf sie den bedeutendsten Eindruck gemacht haben. Karl Blind, der in London heimisch gewordene berühmte Gelehrte, hat bei dieser Gelegenheit Eugen Reichel's „Gottsched-Denkmal" an erster Stelle genannt.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 16 Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Mineralquelle** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. In den Handlungen natürlicher Mineralwässer und in den Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen und geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-, Trink-** und **Badequellen, Mineral-, Moor-, Douche-** und **Dampf-Bädern,** zeitgemässen Einrichtungen zu **Kaltwasserkuren** u. **Massage,** ferner einer vorzüglichen **Molken-, Milch-** und **Kefyr-Kur-Anstalt. — Hochquellen-Wasserleitung.** — Angezeigt bei **Krankheiten** d. **Nerven,** d. **Athmungs-, Verdauungs-, Harn-** u. **Geschlechts-Organe,** zur **Verbesserung** d. **Ernährung** u. d. **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden u. d. Folgen entzündl. Ausschwitzungen. Eröff. **Anfang Mai.** Prosp. unentgeltlich.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Kgl. Bad Oeynhausen.

Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: 42 **Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Stottern

heilen dauernd **Dir. O. Denhardt's** Anstalten **Dresden-Loschwitz** und Burgsteinfurt, Westf. Herrl. che **Lage.** Honor. **nach** Heilg. **Prospecte gratis. Aelteste staatl.** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I** ausgezeichn. **Anst. Deutschl.**

Manuscript-

Angebote erbitten

Jacobi & Zocher, Verlagsbuchhandlung. **Leipzig-R.,** Oststraße 9.

Hierzu eine Beilage von Wilhelm Friedrich's Verlag in Leipzig „Wichtige Erscheinungen" und Rudolf Mückenberger, Verlagsbuchhandlung in Berlin W. „Nartheklon".

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 46. Berlin, den 16. November 1901. 30. Jahrgang. Band 60.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Mytilene. Von Caliban. — Die culturhistorische Bedeutung der Dogmen. Von Th. Achelis (Bremen). — Im Alter. Von Julius Duboc (Dresden). — **Literatur und Kunst.** Dichter der Liebe. Von Max Kempff. — F. Vischer über Lessing. Mitgetheilt von Ludwig Geiger (Berlin). (Schluß.) — Die vierte internationale Kunstausstellung in Venedig. Von Dr. Hermann Ubell (Graz). — **Feuilleton.** Nacht und Morgen. Von Eugen Reichel. — **Aus der Hauptstadt.** Aus unseren Kunstsalons. Von J. Norden. — **Rund um die Kunst.** Das Wohnhaus der Zukunft. Von Heinrich Pudor. — Erziehung zum künstlerischen Sehen. Von H. P. — Das Ueberbrettl, wie es ist und wie es sein soll. I. Von Myron. — Notizen. — Anzeigen.

Mytilene.

Caillard's maritimer Husarenritt nach Mytilene hat mancherlei Gutes gehabt, so heftig sie auch jetzt den armen Admiral schmälen, den eine Großmacht blamirte und der dafür seinerseits die Großmacht blamirte. Sappho's Oden sind in diesen Wochen wieder vielfach gelesen worden, auch Catull's leidenschaftliche Verse an Lesbia haben gebildete Interessenten gefunden, und unsere mangelhaften geographischen Kenntnisse sind durch farbenreiche Schilderungen der Insel Mytilene beträchtlich erweitert worden. Das civilisirte Europa darf Herrn Delcassé also dankbar sein. Dadurch, daß er im letzten Augenblicke abstoppte und einen Bissen, den er schon fest im Munde hielt, wieder fahren ließ, hat er sich allerdings um den Nimbus des reisigen Helden gebracht, und Seeheld Caillard spielt dieselbe unangenehme und wenig applaudirte Rolle, die unserem wackeren Diederichs vor Manila zugetheilt wurde. Indessen, die gut erzogenen Völker Europas sind an diplomatische Niederlagen ihrer Regierungen so gewöhnt, daß sie sich über eine Vermehrung des Inventarbestandes officieller Schlappen weiter keine Gedanken machen. Ueberhaupt, Gedanken ... Damit erobert man den Weltmarkt nicht. Wie niedrig sie in der allgemeinen Achtung stehen, das beweist hinlänglich ihre Zollfreiheit. Kein Staat fürchtet von ihnen die Schädigung seiner Landwirthschaft oder seiner aufblühenden Industrie.

Zufrieden wie die Völker sind auch die hohen Obrigkeiten mit dem allerdings wenig imposanten, dafür aber um so gemüthlicheren Ausgang des neuen Pariser Abenteuers. Daß Delcassé das Problem so ganz offenbachisch behandelte und ausklingen ließ, hat ihm zwar nicht die Achtung, wohl aber die Liebe seiner Collegen erworben. Sie wissen jetzt endgiltig, daß er Fleisch von ihrem Fleisch, also, wenn man durchaus von Bagatellen sprechen will, auch Geist von ihrem Geiste ist. Der geschwinde Herr vom Quai d'Orsay hat nun den Befähigungsnachweis für das Handwerk erbracht und glaubwürdig kund gethan, daß er kein Ehrgeiziger ist, der über das europäische Normalmaß hinausragen möchte, keine Bönhase, der frech wider die Regeln und Bräuche der Zunft frevelt. Mit Bangen und kaum verhehlter Abneigung hat Graf Bülow dem Argonautenzuge Caillard's zugesehen; so sehr kam die seit zehn Jahren traditionelle Berliner Franzosenfreundschaft in's Wanken, und so unverkennbar äußerte sich der Umschwung der Gesinnung, daß alle Pariser Morgenblätter einmüthig ausriefen, nur die Mißgunst des deutschen Cabinets habe den glänzenden Erfolg Caillard's verhindert. Heftiger noch als die Gelehrten in der Wilhelmstraße 77 athmeten die um Salisbury auf. Dem Grafen Bülow und seinen Getreuen ist jede gegen England gerichtete Diversion gewiß ein Stich in's Herz, und er hätte gern das Aeußerste gethan, um sie in Güte zu verhindern. Aber immerhin, den Engländern selber mußte die französische Besitzergreifung vom Dardanellenschlüssel doch noch etwas unangenehm sein. Cypern hätte seinen Werth dadurch verloren, das Mittelmeer wäre ein französischer See geworden, Egypten und der Suezcanal ständig bedroht gewesen. Und trotzdem der britische Premier diese furchtbare Gefahr deutlich erkannt hatte, und trotz der flehentlichen Gebete des gealterten King Edward's, dessen plötzlich erwachte Frömmigkeit ein bekanntes, freilich mehr auf Damen gemünztes Weisheitswort bestätigt — trotz Englands zitternder Empörung war es unfähig, dem dreisten französischen Friedensbruche Halt zu gebieten. Der Vorwand, den Delcassé sich ausgetüftelt hatte, war so thöricht und fadenscheinig wie möglich; fast möchte man annehmen, daß er mit bewußter Bosheit ausgesucht worden ist und John Bull zeigen sollte, wie dreist man ihm, wenige Jahre nach Faschoda, auf der Nase herumtanzen dürfe. Der dunklen Ehrenmänner Turbini und Lorando mit ihren wucherischen Geldforderungen hätte sich weder Delcassé noch irgend ein anderer europäischer Staatsmann anzunehmen gewagt, so lange irgend Jemand Respect vor der englischen Macht besaß. Vor der englischen Macht, die die kleinasiatischen Besitzungen des Sultans garantiren und folglich auch Smyrna's unmittelbare Bedrohung nicht dulden durfte. Aber Groß-Britannien, das die Wogen beherrscht, hat keinen Finger gerührt. Es hat die Ausstreuungen Derer bestätigt, die nicht nur sein Landheer für untauglich halten, sondern auch seine Flotte schlecht bemannt und zum nicht geringen Theile kriegsunfähig nennen. In seiner Art ist Mytilene dem englischen Prestige genau so verderblich geworden wie Transvaal.

Und das ist ein weiteres Gutes der Caillard'schen Flottenparade. Die anmuthvolle Komödie bedeutet gleich-

Digitized by Google

zeitig eine Generalprobe auf Englands Impotenz. Sie warnt den, der überhaupt Warnungen annehmen mag, davor, sein Schicksal an das des rasch niedergehenden Inselreiches zu knüpfen. Diese Nation ist sittlich so herunter, wie sie es militärisch ist. Und wie Gott der Herr alle die mit Blindheit schlägt, die er verderben will, so auch hier: Englands Hochmuth ist Zug für Zug der, der vor dem Falle kommt. Das Berliner Krupp-Organ, aus dessen Spalten neulich der Jammerruf ertönte, Groß-Britannien doch um Gottes Willen nicht an die Seite des Zweibundes zu treiben, das todesmuthige Blatt unterschätzt sehr wesentlich die Klugheit des Zweibundleiters, des gewissen Herrn in Petersburg. Der gönnt uns Englands Freundschaft von Herzen und denkt nicht daran, sie uns abzujagen. Er hat den Verbündeten von Sappho's Eiland zurückberufen, weil es ihm nur um ein Signal an die Londoner Adresse zu thun war. Daß er England nicht mehr zu fürchten braucht, wenn er sich mit der Türkei auseinandersetzen will, das weiß er jetzt. Und darauf kam es ihm an, darauf und auf die öffentliche Demüthigung des Inselreiches vor den Augen des schadenfrohen Europas. Caillard konnte gehen, als er diese seine Schuldigkeit gethan hatte.

Caliban.

Die culturhistorische Bedeutung der Dogmen.*)

Von Th. Achelis (Bremen).

Als die Gräfin Auguste Stolberg Goethe zum „wahren" Christenthum, dem er allzu sehr anscheinend entfremdet war, wieder zurückführen wollte, schrieb ihr der „Heide," wie er sich zu jener Zeit gern nennen ließ, zur Abwehr jedes, auch noch so freundschaftlich gemeinten Bekehrungsversuches u. A. so: „Redlich habe ich es mein Leben lang mit mir und Anderen gemeint und bei allem irdischen Treiben immer auf's Höchste geblickt: Sie und die Ihrigen haben es auch gethan. Wirken wir also immerfort, so lange es Tag für uns ist. Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert. In unseres Vaters Reiche sind viele Provinzen, und da er uns hier ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für uns beide gesorgt sein; vielleicht gelingt es alsdann, was uns bis jetzt abging, uns angesichtlich kennen zu lernen und uns desto gründlicher zu lieben." Dies ist das Glaubensbekenntniß eines auf der Höhe reicher Lebenserfahrung stehenden Denkers, der wie alle geistigen Heroen das unveräußerliche Recht der religiösen Selbstständigkeit für sich in Anspruch nimmt und diese Toleranz auch von der Umgebung geübt wissen will. Ebenso bekannt ist der Standpunkt der Aufklärung, der übrigens in gewissen naturwissenschaftlichen Kreisen der Gegenwart noch wiederkehrt, daß die Dogmen überhaupt nur das Machwerk herrschsüchtiger Priester und Despoten seien, lediglich erfunden, um das leichtgläubige Volk bequem am Gängelbande leiten zu können. Das ist ein Irrthum, nur erklärlich aus dem so charakteristischen Mangel eines tieferen historischen Verständnisses, der dem achtzehnten Jahrhundert ganz besonders anhaftet. Es gilt vielmehr in voller kritischer Objectivität, ohne irgendwie eine persönliche Stellung zum Inhalt jener religiösen Sätze einzunehmen, sich ihre Entstehung und socialpsychologische Bedeutung zu vergegenwärtigen. Dazu mögen die folgenden Zeilen dienen.

Zunächst ist es unrichtig, nur der christlichen Kirche als solcher derartige Codificationen beizulegen; überall, wo eine gewisse Sphäre der Organisation überschritten ist, sehen wir im Völkerleben Normen auftauchen, die als Criterien für die Gläubigen und die Anhänger einer religiösen Gemeinschaft verwendet werden. Der Islam, der Brahmaismus, am wenigsten freilich der milde Buddhismus kennen an ihrem Theil die Starrheit und Unverbrüchlichkeit des Dogmas und haben ihm Hekatomben blühenden Menschenlebens geopfert, nur daß freilich die Jünger der Religion der Liebe sie noch an wildem Fanatismus übertroffen haben. Es wird sich somit völkerpsychologisch, wenn wir von einem umfassenden, vergleichenden Standpunkt aus die Sachlage beurtheilen, die Frage aufdrängen: Ist für eine größere, auf unzählbare Massen berechnete socialpolitische Organisation — und das ist letzten Endes jede Kirche — die Aufstellung solcher Dogmen entbehrlich? Wir sind der Ansicht, nein, und eben aus diesem Grunde ist das bisherige übereinstimmende Ergebniß der geschichtlichen Entwicklung kein Zufall, sondern gerade umgekehrt eine organische Nothwendigkeit trotz all der unnennbaren Greuel, die damit verknüpft waren. In diesem Sinne sagt Schmitt, der Verfasser des vorliegenden Stückes, auf das ich hier die Aufmerksamkeit richten möchte, ganz mit Recht: Es ist ein Irrthum, die Dogmen für Machwerke kalt berechnenden Betruges der Machthaber der Priester zu halten, wie die Encyclopädisten meinten. Die Dogmen sind in solcher Beziehung unmöglich zu entziffern, und der mißlungene Versuch hat die schlimme Wirkung, daß er die theologische Reaction seinerseits wieder zu kräftigen geeignet ist, daß er der theologischen Illusion eine scheinbare Begründung verleiht, wonach die Dogmen übergeschichtliche und übernatürliche Formeln einer dem menschlichen Verständniß unerfaßlichen höheren Weisheit sein sollen Diese Illusionen können nur dann gründlich aufgelöst werden (und sie aufzulösen ist das Lebensinteresse einer aufkeimenden ungleich geklärteren und sittlich edleren Cultur), wenn wir nachweisen, daß die Dogmen keine bloßen Machwerke, weder himmlischer noch irdischer Mächte, auch keine bloßen Glaubenstheoreme und theologische Schulformeln sind, sondern vielmehr Krystallisationen culturellen Lebens, festruhend im Boden des eigenthümlichen culturellen Lebens jener Völker, die ihrem Bann verfallen sind (S. 41). Es bedarf wohl keiner besonderen Versicherung, daß wir für unsere Untersuchung jeden supranaturalen Anspruch von vornherein abweisen. Ganz treffend sagte Max Müller: Nichts ist so natürlich als das Uebernatürliche, aber deshalb handelt es sich um so mehr darum, die erforderliche psychologische Erklärung für diese Projectionen in das Jenseits zu liefern. Man wende auch nicht ein, daß Religion und religiöses Gefühl nicht mit Dogmen verwechselt werden dürften; gewiß bestehen zwischen beiden große, fast klaffende Unterschiede, aber anderseits wachsen alle, jedenfalls die bedeutenden, culturgeschichtlich wirksamen Normen hervor aus mehr oder minder allgemeinen geistigen Stimmungen, die sich in ihnen wiederspiegeln. Nur deshalb können sie auch ganzen Epochen der Entwicklung ihr charakteristisches Gepräge aufdrücken. Wie wäre z. B. in der Renaissance bei dem unbändigen Selbstständigkeitstrieb des Einzelnen ein Dogma möglich? Es hätte völlig in der Luft schweben müssen. Demgegenüber verlangten geradezu die scharfen religiösen Gegensätze der Reformation nach einer mehr oder minder bestimmten Codificirung der verschiedenen, einander widerstreitenden Meinungen. So viel ist richtig, in Zeiten stärkster unmittelbarer religiösen Erregung, wo lediglich das Gefühl spricht, wird die Tendenz zu einer solchen Fixirung ganz von selbst nicht aufkommen, weil eben das Gemüth und die aller Formel abgeneigte Empfindung deren nicht bedarf, und so ist häufig (wo nicht besondere culturgeschichtliche Contraste, wie eben bei der Reformation, dazu treten) eine solches Lehrgebäude das Zeichen einer beginnenden Erstarrung ursprünglicher Glaubenswärme. Wer diesen höchst interessanten Proceß begreifen, psychologisch verstehen will, der muß in der Entwicklung des christlichen Dogmas (dies Problem liegt für uns

*) Mit besonderer Berücksichtigung des Buches von Eugen Heinr. Schmitt, die Kulturbedingungen der christlichen Dogmen und unsere Zeit, Leipzig, Eugen Diederichs 1901.

Digitized by Google

am nächsten) die verschiedenen großen socialpsychischen Strömungen und Leitmotive erfassen, aus denen es geboren ist, mindestens ohne deren Wirksamkeit allein die politische Combination, die freilich auch mit unterlief, nie zu ihrem Ziel gekommen wäre. Dahin gehört der ursprüngliche Communismus und die echte Bruderliebe, dann, ein ganz anderes Ferment, die bohrende Skepsis der Gnostiker, die rationalisirende Systematik einzelner Kirchenlehrer u. s. w. Alles das entspricht bestimmten maßgebenden Anschauungen, die nie lediglich als das Product nur eines einzigen scharfsinnigen Kopfes angesehen werden können. Nun freilich tritt, um den Proceß zu beschleunigen, das politische Moment hinzu in solcher handgreiflichen Schärfe und Plumpheit, und zwar bis auf die neueste Zeit hin, daß man es wohl versteht, wenn sich die landläufige Beurtheilung dieser Verhältnisse nur daran hält. Der ursprüngliche Christusgedanke wurde entwurzelt, entstellt, profanirt, in sein Gegentheil verzerrt in all seinen Consequenzen, wie es in einzelnen Richtungen Schmitt so schildert: Dieser Christus hatte verheißen, daß das Himmelreich den Armen nahe sei, daß es zu uns kommen werde. Er sagte nicht: Dort drüben im Jenseits möge ich in Dein Reich kommen, sondern: Zu uns komme Dein Reich! Und es sollten dann die Besten die Letzten und die Letzten die Besten werden hier auf Erden. Man erwartete sein Gericht über das Reich der Fürsten dieser Welt und das himmlische Jerusalem der Offenbarung mit den riesigen Getreidekörnern und Weinbeeren hier auf Erden. Christus war die Verkörperung der sehnlich erwarteten, so kühn erträumten und doch wieder auch so bedenklich drohenden, vorbereiteten socialen Umwälzung. Diesen Christusgedanken galt es zu entwurzeln oder vielmehr unmerklich umzumodeln, an der äußeren Form nichts zu verändern, nur den Schwerpunkt, der bisher im Diesseits lag, in's Jenseits zu verschieben. Aber auch auf die lebendige Diesseitigkeit konnte man nicht verzichten. Aus der lebendigen Gegenwart Christi in Geist, die in der Urkirche die Armen alle zum gemeinsamen Liebesmahl einlud, bei welchem alle massiv und leiblich gesättigt, doch im Walten der hingebenden communistischen Gemeinschaft die lebendige Gegenwart des sich aufopfernden Heilandes fühlten und genossen, wurde allmählich die durch den Zauber der Priesterclasse im geweihten Brod und Weine fetischartig gegenwärtige Christusgestalt des priesterlichen Sacraments, eine Handlung, die die Laien mit den Schauern priesterlicher Magie erfüllten und die lebendige Gegenwart Christi als etwas von der Priestermacht Abhängiges, diesen Botmäßiges darstellen mußte. Daher rüttelten auch spätere Kämpfer gegen die Priesterherrschaft, wie Wickleff, Huß und die Reformatoren, an den Dogmen dieser Magie. Die Zerstörung der großen Freiheitsidee Christi mußte unter dem Scheine der Erhöhung und Verherrlichung vor sich gehen, um dafür die Massen zu gewinnen, die in jener Idee ihr ganzes kommendes Heil sahen. Die Heiligung des über der profanen Welt thronenden himmlischen Gewaltherrscherphantoms war und ist eben das Fundament der Weltanschauung, ohne welches eine solche Gewaltherrschaft nicht bestehen kann (S. 109). Wir brauchen bei diesem Nachtbilde, dessen unheimlicher Schein von jenem berüchtigten Concil zu Nicäa an bis auf unsere Tage uns beleuchtet, nicht länger zu verweilen — man kann den allbekannten, ingrimmigen Ausruf Voltaire's l'écrasez l'infame verstehen —, aber auch hier bei diesem traurigen Studium menschlicher Verirrungen dürfen wir uns ja nicht einer freien socialpsychologischen Perspective verschließen. Wir müssen es uns klar machen, worauf in den meisten Fällen der zwingende Zauber beruht, durch den die ungezählten Massen in die gewünschte Abhängigkeit gebracht werden, jener Nimbus, dessen fascinirende Kraft so selten versagt; auch hier liegen für den aufmerksamen Forscher manche Geheimnisse verborgen, die nicht so ohne Weiteres mit den üblichen Schlagwörtern: Betrug, Gaukelei ꝛc. zu lösen sind. Wir wollen gerade wissen, wie diese Täuschung und Illusion entstehen kann. Wie gesagt, es wird, solange die Welt steht, dabei bleiben, daß überall für die religiöse Entwicklung bestimmte Normen als mehr oder minder unverbrüchliche Richtschnur anerkannt und jedenfalls von den officiellen Hütern der socialpolitischen Organisation geschützt werden. Nur derjenige, der dieser äußeren Stütze nicht bedarf, der eingesehen und an sich selbst erlebt hat, daß der Buchstabe tödtet, während der Geist lebendig macht, kann sich zu den Auserwählten zählen, die jenen culturhistorischen Proceß bereits überwunden haben, der für das Gros der Menschheit seine Bedeutung noch nicht eingebüßt hat. Für die Entwicklung der großen Weltreligionen sind Autoritäten wie heilige Bücher und mit ihnen Dogmen unauflöslich verknüpft, darüber muß man sich klar werden. Im Uebrigen mag man mit Max Müller sich, aus Anlaß eines Gesprächs zwischen einem Indianer und einem christlichen Missionar so zu dem Problem stellen: Zwei Religionen hat der große Geist den Menschen gegeben, die eine in einem Buche, um den weißen Mann auf den rechten Weg zu leiten; die andere findet sich in den Köpfen der Indianer, in dem Himmelsgewölbe, in den Felsen, Flüssen und Bergen. Auch die rothen Männer, die auf Gott in der Natur lauschen, werden seine Stimme hören und zuletzt den Himmel jenseits finden. Max Müller fügt dann hinzu: Was unserer Zeit mehr als alles Andere Noth thut, ist natürliche Religion. Was immer die verschiedenen Theologen unter übernatürlicher Religion verstehen mögen, die Geschichte lehrt uns, daß Nichts so natürlich ist wie das Uebernatürliche. Allein das Uebernatürliche muß sich stets über dem Natürlichen aufbauen; übernatürliche Religion ohne natürliche wäre ein Haus, das man auf Sand gebaut hat. Fallen dann, wie in unseren Tagen, die Regenschauer des Zweifels darauf herab, umbrausen es die Wogen der Kritik und die Stürme des Unglaubens und der Verzweiflung, so stürzt es zusammen, weil es nicht auf den Felsengrund der buchlosen Religion, der natürlichen, der ewigen Religion gegründet ist.

Im Alter.

Von Julius Duboc (Dresden).

Als ich mich vor vielen Jahren einmal mit Eduard Lasker in ein Gespräch vertiefte, unterhielten wir uns, obgleich wir Beide noch sehr jung waren, über die Licht- und Schattenseiten des Alters. Lasker war eigentlich eine contemplative Natur und damals — es war das noch vor seiner späteren politischen Laufbahn — sehr geneigt, über solche Themata nachzugrübeln. Erfahrung hatten wir alle Beide keine. Er schwärmte für das Alter, dessen Abklärung er rühmend hervorhob, ich für die Jugend, deren Vorzüge mir viel einleuchtender erschienen. Ihm ist die Erfahrung zu machen nicht gegönnt worden, und wenn ich nach einer mehr als genügenden Erfahrung jetzt das Thema noch einmal bedenke, so will mir zwar Vieles in einem anderen Lichte als damals erscheinen, im Ganzen aber trägt die Jugend in meiner Schätzung doch auch heute noch den Preis davon. Nur in einem Punkte kann, wie mir vorkommt, das Alter auch in ethischer Beziehung sie vielleicht übertreffen.

Ich will das deutlich zu machen suchen. Man kann vier Lebensalter von einander unterscheiden: Kindheit und erste Jugend als Entwicklungsperiode, Aufbau und Zurüstung für den Lebensgebrauch, das Jünglings- (resp. Jungfrauen-) Alter mit dem ganz eigenartigen Aufschwung des geschlechtlichen Liebeslebens, das mittlere Lebensalter als Thätigkeitsform, wesentlich charakterisirt durch Anspannung der Kräfte für Zwecke der Arbeit und schließlich, wenn die hierfür nöthigen Kräfte abnehmen, das Alter als Ausleben.

Digitized by Google

Das Jünglingsalter ist die Zeit des großen Schwunges. „Jugend ist Trunkenheit ohne Wein", sagt Goethe. Aber das deutet doch hauptsächlich nur eine Seite ihres Wesens an: das lebhafter wie zu irgend einer anderen Lebenszeit in den Adern pulsirende Blut, die hochgradige Nervenspannung, die in ihrer überschäumenden Fülle ein Gefühl des Rausches erzeugt. Anders das geschlechtliche Liebesleben, denn dieses stellt einen neuen Zustand her, den des einheitlichen Menschen, der nicht mehr der sexuell differencirte und gespaltene ist, insofern er sich mit einem anderen, körperlich und seelisch, zur Einheit zusammengeschlossen fühlt. Dieses Zwei-in-Einssein tritt als ein Zustand der Exaltation aus dem Rahmen und der Begrenzung des normalen Lebensverlaufes heraus. Es ist gewissermaßen transscendent, überbegreiflich, den gewöhnlichen Maßstäben entrückt. In dem Zwei-in-Einssein hat das Leben sich selbst überboten. Das Geschöpf, von ihm ergriffen, möchte sich, d. h. der realen Einzelexistenz, dem zu engen Gefäß, entrinnen und in eine neue, vollkommnere, aber organisch nicht herzustellende Existenzform eingehen, es möchte ein neues Geschöpf werden oder — untergehen, sich in seinem alten Bestand auflösen, weil dieser das Zwei-in-Einssein doch nur annähernd zu verwirklichen vermag, den Aufschwung festzuhalten aber nicht im Stande ist. Denn es handelt sich hier um etwas zwar nicht Uebernatürliches (da wir aus der Natur doch nirgends herauskönnen), aber um etwas Ueberirdisches — die Grenzen der irdischen Natur sind noch nicht die Grenzen der Natur überhaupt. Hier aber steht der irdische Mensch an der Grenze, und seine ausgestreckte Rechte reicht über die Grenze hinüber. In diesem Sinne etwa ist es zu verstehen, wenn Schleiermacher in den ‚Vertrauten Briefen über die Lucinde' sagt: „Der Gott muß in den Liebenden sein, und ihre Umarmung ist eigentlich seine Umschließung." Der Gott ist hier als der transscendente Gehalt einer höheren Existenzform als sie der sexuell gespaltene Einzelmensch in sich darstellt, gemeint. Der Drang aber, das zu enge Gefäß zu sprengen, der dem echten Liebestod zweier Liebenden jedes Mal sein eigenthümliches Gepräge leiht, erklingt aus den Worten Clärchen's im Egmont: „So laß mich sterben."

Was sich transscendent in dem oben angegebenen Sinne nennen läßt, tritt uns ja nicht bloß in der Geschlechtsliebe entgegen. Auch der Weltenzusammenhang, das, was, wie Paul Erman zu sagen pflegte, „hier im Raume spukt", das Weltwesen und die in ihm gestaltende Kraft, die Unendlichkeit u. s. w. sind etwas Ueberbegreifliches, sind unseren Maßstäben entrückte transscendente Größen. Aber — und hier beginnt nun das Eigenthümliche der Jugend als Inhaberin der Liebe — nur in dieser tritt — vermittelt durch den Gegenstand der Liebe — das Transscendente in enge Berührung mit der Lustempfindung im eigentlichen, d. h. sinnlichen Wortsinn. Was uns sonst als transscendent umgiebt, spricht — wenigstens für den, der sich auf diese Sprache einzulassen vermag — zu unserem Intellect, zu unserer Auffassung, unserer Vorstellung, eventuell zu unserer Phantasie, die es zu bewegen und zu erschüttern im Stande ist. Sinnenlust vermag nur das Transscendente der Liebe zu gewähren. Sie wendet sich an jede einzelnste Function des Schmeckens (Gefühl, Gehör, Geruch, Gesicht u. s. w.), der oder die Geliebte werden in diesem Sinne, zu dem die rein geistigen Beziehungen sie würzend und erhöhend hinzutreten, zum auserwähltesten Genußobject, dem gegenüber die psychischen Eindrücke, welche die übrigen transscendenten Größen gewähren können, als mehr oder minder abstracte verblassen. Damit wird aber auch das Transscendente in dem einzig möglichen Sinne zum Genußobject. Dies Wunder vollzieht sich in der Geschlechtsliebe.

Ich fasse das geschlechtliche Liebesleben an dieser Stelle nur in seinem höchsten Aufschwung, in dem, was es leisten kann, nicht in dem, was es durchschnittlich etwa, wo so Vieles zerbröckelt, leistet. Dies hervorzuheben ist um so nothwendiger, als das Zwei-in-Einssein sich auch auf das Niveau eines rein oder ganz überwiegend organischen Processes zurückziehen kann, wodurch es dann des seelischen Antheils mehr oder minder verlustig geht. In diesem Verlust geht dann aber auch das transscendente Verhältniß unter, weil dieses die einheitliche Verschmelzung des seelischen und körperlichen Pols zweier Menschen bedeutet, die sich nicht vollziehen kann, wo das seelische Princip überhaupt nicht oder nur nebensächlich zur Betonung gelangt. Auf der anderen Seite ist nicht zu übersehen, daß in der Gewalt, mit der das Liebesverlangen das Individuum ergreift, sein Seelenleben sehr mächtig aufgerufen wird und daß es dazu keineswegs einer besonders hohen oder verfeinerten Geistescultur bedarf. Die Brücke zu dem Transscendenten in diesem Sinne läßt sich auch aus einfachen, ungehobelten Brettern herstellen.

Den besten Beweis hierfür und überhaupt ein sehr charakteristisches Symptom bildet die phänomenale Leichtigkeit, mit der Liebespaare aller Schattirungen aus dem Leben scheiden, sobald ihnen ihr Liebesprogramm verrückt wird und seiner Durchführung ein Hinderniß ersteht. Das Leben gilt doch sonst als ein so hoch zu bewerthendes Gut, daß es mit der äußersten Hartnäckigkeit vertheidigt wird, als die unter allen Umständen festzuhaltende Grundlage alles Wünschens- und Erstrebenswerthen. Hier aber scheint es so tief im Preise gesunken, so wenig mehr mit unserem innersten Herzschlag verwachsen zu sein, daß es gar nicht lange des Bedenkens bedarf, wenn es darauf ankommt, den letzten entscheidenden Schritt über das Sterbliche hinaus zu thun. Es ist, als ob der Liebende immer schon mit einem Fuß den Boden des diesseitigen Lebens verlassen habe und es ihm deßhalb so leicht werde, bei gewissen eintretenden Umständen auch den anderen Fuß noch nachzuziehen und den Boden vollends preiszugeben. Und so ist es auch. Denn das Leben ist für den Liebenden zwar werthvoll, insofern es ihm, soweit möglich, die Verwirklichung seines Verlangens ermöglicht und gestattet, aber es vermag doch auch andererseits dem Trachten nach dauerndem Bestande, nach vollständigem Aufgehen in das Zwei-in-Einssein nicht zu genügen. Das Leben bedingt für den Liebenden einen beständigen Rückschlag, ein fortwährendes Zurückgleiten von der angestrebten transscendenten Höhe des einheitlichen Menschen. Dem Außerordentlichen folgt das Ordentliche, dem höchsten Aufbranden des Lebensstromes das Verrauschen der Welle. Das ist, was den Todesgedanken in der Liebe so sehr nahe rückt. Wie sollte auch der, dem in der höchsten Fülle des befriedigten Glückempfindens der Wunsch, so zu sterben, natürlich erscheint, vor dem Tod überhaupt besonders zurückschrecken. Wenn irgendwo, so ist das Erschauern vor ihm, so weit dies überhaupt möglich ist, hier überwunden.

Man unterschätzt leicht das transscendente Moment in der Geschlechtsliebe, weil es dem Menschen in der goldenen Schale höchst gesteigerten Lustempfindens zu Theil wird, so daß dieses als die Hauptsache erscheint. Allein nicht daß Lust empfunden wird, sondern was als Lust empfunden wird, ist ja das Entscheidende. Daß sie in diesem Falle aus dem Zwei-in-Einssein quillt, aus einer von der Empfindung ergriffenen Vollendung und Ergänzung des ergänzungsbedürftigen Geschöpfes, gleichsam aus seinem Ueberbieten, das eben stellt diese Lustempfindung und Alles, was von ihr ausgeht und mit ihr zusammenhängt, genug, Alles, was sich auf dem Gebiete der vollendeten Geschlechtsliebe abspielt, so hoch. Nennt doch Schleiermacher sie deßhalb „das Höchste im Menschen, seine Gottheit und die Schönheit des Lebens".

Die Entschlossenheit, mit der der Liebende auf alle sogenannten Herrlichkeiten der Welt — denn was bedeuten sie ihm der Liebeserfüllung gegenüber! —, ja selbst auf das Leben zu verzichten vermag, giebt seinem Gefühl den Charakter großen Styls, seinem Thun und Vollbringen leiht es einen

Digitized by Google

heroischen, zum Erhabenen aufstrebenden Zug. Das Empfinden wird zur Begeisterungsfähigkeit angespornt und selbst das träge Temperament mit einem Funken davon entzündet. Für die Jugend giebt es ja auch noch andere Gegenstände, die sie zur Begeisterung aufrufen, — Freiheit, Vaterland vor allen Dingen. Und auch für diese begeistert sie sich um der Lust willen, welche der Besitz so theurer Güter gewährt und um des Schmerzes willen (d. h. um ihn abzuwehren), welche ihre Bedrohung verursacht. Aber so mächtige Triebfedern hier auch in's Spiel kommen, so reicht das, was sie an Hingebung und Todesverachtung erzeugen, doch schließlich nicht über das Maß dessen hinaus, was der Liebende im Conflictsfall ohne Bedenken leistet. Es ist gewiß sehr charakteristisch, daß Derjenige, der jene Vaterlands- und Freiheitsbegeisterung besonders rein in sich verkörpert hat, Theodor Körner, in dem vielleicht vollendetsten seiner Gedichte die entflammte Kampfesbegeisterung mit dem Gefühl für die Geliebte vergleicht.

Wohlauf, ihr kecken Streiter! wohlauf ihr Deutschen Reiter!
Wird Euch das Herz nicht warm? nehmt's Liebchen in den Arm.
Hurrah!

Drum drückt den liebeheißen, bräutlichen Mund von Eisen
An Eure Lippen fest! Fluch, wer die Braut verläßt! Hurrah!

Ein höheres Symbol als sich in dem Gefühl für die Geliebte, für das Zwei-in-Einssein ausspricht, wußte auch er nicht zu finden.

Wie die Jugend die Zeit des großen Schwunges ist, so ist sie auch die Zeit der Poesie des Lebens. Rechnet man dazu, daß die Erde dem Menschen wie „ein bunter, blumengeschmückter Dom" erscheint, daß zeitweise wenigstens ihm ein Ideales aufgeht, von dessen Lichte er berauscht, das Irdische verlor, so besitzt die Jugend Beides, das Eine in dem sonnigen Glanz, den das Sinnenwohlgefühl ihrer frischen Liebeskraft über die Welt ausbreitet, das Andere in der Liebe.

Ihm gegenüber erscheint das mittlere Alter, die Thätigkeitsform des Lebens, überwiegend als Prosa. Aber wenn ihm der transscendente Verklärungsglanz, der über dem Haupt der Jugend leuchtet, auch erloschen ist, so wandelt es dafür um so sicherer in dem realen Sonnenschein, dem alles Leben auf Erden unterthan ist. Unter seiner Einwirkung kommen alle guten wie alle schlimmen Eigenschaften der Menschen zur Blüthe. Bethätigung in der Entfaltung, Entfaltung in der Bethätigung der Kräfte bildet den eigentlichen Inhalt dieser Daseinsperiode. Zwecke und Ziele, Ziele und Zwecke sind ihre Leitsterne und ob sie nun gut oder schlecht sind, ein ziel- und zweckbewußtes Thun und Treiben, sich sättigend und befriedigend in der Bethätigung munterer Kräfte, ist ihr wenigstens beschieden. Ganz dem Diesseits zugewandt ist dabei weit überwiegend die innere Richtung des Geisteslebens, wenigstens soweit die europäische Bevölkerung und von dieser namentlich die höhere, von der „souveränen" Wissenschaft des Katheders genährte Schicht in Betracht kommt. Handel und Wandel, Raffen und Schaffen, Hegen und Pflegen wurzeln ja vollständig im irdischen Boden und gedeihen nur bei seiner sorgfältigen Pflege. Schon früher, wo bestimmte religiöse Ueberzeugungen noch in unangefochtener Kraft und Geltung bestanden, war es schwierig, eine gewisse Harmonie zwischen dem Bereich und den Ansprüchen des Transscendenten und denen des Diesseits aufrecht zu erhalten. Wie viel mehr jetzt, wo die alte Glaubensveste schwer geschädigt und eine Klärung auf dem ganzen Gebiete, ein Neuland, noch nicht erstanden ist. Die Concentration auf die ausschließliche Pflege der Zwecke des Diesseits hat hier Riesenerfolge erstritten, aber auch so schwere Schäden gezeitigt, daß ein Umschlag, wenn er auch noch in Nebel gehüllt ist, auch auf diesem Gebiete sich sichtbarlich vorbereitet. Diesen Umschlag durchzuführen, wenn die Zeit dafür gekommen ist, wird ebenfalls dem mittleren Lebensalter als der Thätigkeitsform des Lebens zufallen. Die Jugend ist dafür zu unreif, das Alter zu — überreif.

Die Ueberreife ist an sich ein Zustand des Verfalls. Sie ist vielleicht die eigentliche schwere Last der vorgerückten Lebenszeit. Reifsein bedeutet für den Lebensproceß Zweck und Ziel. Mit der Ueberreife tritt ein Sinken des Lebensbestandes, tritt seine Zweck- und Ziellosigkeit ein. Schon daraus ergiebt sich die Schwierigkeit für den gealterten Menschen, sich in einer gewissen Höhe, geistig verstanden, zu erhalten. Praktische Zwecke und Ziele, für die er seine Kraft einsetzen könnte wie das mittlere Lebensalter, sind ihm nur noch wenige gegönnt, und die wenigen sind in einer beständigen Abnahme begriffen. Denn es fehlt ihm eben am Besten, an der Kraft, die er nöthig hätte, um sie einsetzen und mittelst ihrer die Zwecke fördern zu können. Damit entgeht ihm der Schwung, das gehobene Gefühl des thätig seinen Impulsen gemäß Strebenden, auf der anderen Seite entgeht ihm das Liebesleben, d. h. Alles, was für die Jugend daraus an Schwung, Begeisterung, Hingebung, Opfermuth bis zum Heroismus abgeleitet werden konnte. Ebenso unbedacht verschwenderisch wie die Jugend mit dem Reichthum ihrer Gaben umzugehen pflegt, ebenso bedenklich ängstlich verfährt das Alter meistens mit dem kargen Rest der sorglich von ihm gehüteten, oft der Hut so wenig werthen Güter. An Stelle der leichten Beweglichkeit naht sich ihm die Trägheit, an Stelle der Antheilnahme die Gleichgiltigkeit, an Stelle des guten Humors die Verdrossenheit, an Stelle der Wärme der Frost. Rang, Titel, Orden, Auszeichnungen und sonstige Nichtigkeiten, die jetzt eigentlich im Werthe fallen sollten, da sie kaum noch einen wesentlichen Ertrag irgend welcher Art von lebendiger Geltung vermitteln helfen, steigen gleichwohl im Alter häufig in der Schätzung, weil das Unwesentliche sich eben an Stelle des Wesentlichen, das sich mehr und mehr versagt, festsetzt. Damit, mit dieser Verhätschelung des Nichtigen, sinkt denn natürlich auch der seelische Gehalt.

Aus vielen schwierigen und unersprießlichen Lebenslagen hilft sich der Mensch, der sich vor eine große und ernsthafte Aufgabe gestellt findet. Die ethische Schwierigkeit der Lebenslage des Alters liegt ja zum Theil eben darin, daß es ihm an einer solchen, scheinbar wenigstens, fehlt. Scheinbar — denn in der That ist es doch nicht ganz so. Auch das Alter ist nicht unbedingt darauf angewiesen, die Hände in den Schooß zu legen, ganz in der sogenannten Gemüthlichkeit auf- und unterzugehen, sich an dem, was es geworden ist und dem es nichts mehr hinzuzufügen weiß, genügen zu lassen und lediglich das Durchlebte, es noch einmal wieder vornehmend, zum zweiten Mal zu durchleben, — es kann seine Entwicklung in einer Richtung aufnehmen, für die jetzt die Chancen sogar günstiger liegen, als sie in der Jugend und im mittleren Lebensalter lagen: das in dieser Richtung Gelegene ist die Güte. Es ist etwas Wunderbares um die Güte. Schopenhauer, der sie jeder Vergleichung entrückt, sagt mit Recht von ihr: „Denn wie Fackeln und Feuerwerk vor der Sonne blaß und unscheinbar werden, so wird Geist, ja Genie und ebenfalls die Schönheit überstrahlt und verdunkelt von der Schönheit des Herzens. Wo diese in hohem Grade hervortritt, kann sie den Mangel jener Eigenschaften so sehr ersetzen, daß man solche vermißt zu haben sich schämt. Sogar der beschränkteste Verstand, wie auch die groteske Häßlichkeit werden, sobald die ungemeine Güte des Herzens in ihrer Begleitung sich kund gethan, gleichsam verklärt, umstrahlt von einer Schönheit höherer Art, indem jetzt aus ihnen eine Weisheit spricht, vor der jede andere verstummen muß."

Die ausnahmslose, ausdauernde Bethätigung der Güte zersplittert sich im Leben meistens an hunderten von Schwierigkeiten. Die Mittagssonne des Lebens ist ihr nicht günstig. Auch wem sie als Charakterzug inne wohnt, entgeht den Beirrungen nicht. Es ist schwer, Jemandem, der uns aus irgend welchen Gründen antipathisch ist, gütig zu

Digitized by Google

begegnen, schwer, es in der Erregung des Augenblickes, in der Verletzung der eigenen Persönlichkeit, in der Aufwallung des Gekränktseins zu sein. Das Ich mit seinen vielfachen Ansprüchen, Reizbarkeiten, Empfindlichkeiten, das Persönliche drängt sich überall störend dazwischen. Da hilft nichts als — um den Ausdruck zu gebrauchen — eine Entichung, ein Loslösen von der Persönlichkeit, wozu uns das Alter die Wege ebnet, wenn der Mensch diese Hülfe nicht verschmäht. Er muß seinerseits dazu thun, um die auf dem Boden des Ichthums erwachsenen und fortwuchernden Schlingpflanzen zum Absterben zu bringen. Was in der Jugend und im mittleren Lebensalter unvermeidlich, z. B. wenn im Temperament wurzelnd, vielleicht nothwendig war und jetzt Ballast ist, muß er vollends über Bord werfen, um in dem Freiwerden davon auch die Hemmungen zu überwinden, welche ihm die Güte unmöglich machen oder erschweren. Das ist also die einzige, noch übrig gebliebene, ernsthafte und ernst zu nehmende — denn sie ist sehr schwer — Aufgabe für den höheren, strebenden Menschen im Alter: der ichlose Wandel im Sinne der Güte. Herder würde sagen, es komme darauf an, den künftigen Engel in uns auszubilden. Dann rührt der Mensch an das Ueberbegreifliche — denn der ichlose Mensch ist etwas Ueberbegreifliches — er rührt wie die Jugend ihrerseits nun auch seinerseits im Alter an das Transscendente, wenn auch ohne es zu erreichen — dafür sorgt des Lebens Schranke — doch ihm und einer höheren Ordnung der Dinge nachstrebend. „Denn die Güte des Herzens“ — um Schopenhauer noch einmal zu citiren — „ist eine transscendente Eigenschaft, gehört einer über das Leben hinausreichenden Ordnung der Dinge an und ist mit jeder anderen Vollkommenheit incommensurabel.“

Literatur und Kunst.

Dichter der Liebe.

Von Max Kempff.

Kein interessanteres Ding auf Erden und kein bunteres Farbenspiel als der Kampf der Geschlechter oder, wie Manche es nennen, die Liebe. Man kann sich gar nicht eifrig genug damit beschäftigen. Theoretisch oder praktisch, ganz nach Wunsch. Denn farbiger macht die Sonne keinen Thautropfen funkeln, als unsere Phantasie die Liebe. Und der rasende Wechsel, dem alles menschliche Sein nebst allen menschlichen Gedanken unterworfen ist, nimmt nirgends diese Fixstern-Geschwindigkeit an wie hier. Wir küssen jede Frau anders als ihre Vorgängerin. Unsere Schwärm- oder Genußsucht von gestern ähnelt nur noch entfernt der heutigen, und morgen gar bestehen wir völlig aus neuen Zellen. So trödeln wir durch die Jahre, da wir den blonden Zopf der Liebsten mit den rothen Bändern drin vergötterten, ohne daß auch nur von fern heißeres Verlangen in uns auftauchte, durchrasen dann die wilden Brausejahre, die Zeit der spielerischen Erotik, der Paschagelüste, der alle Nerven verzehrenden und neugebärenden, Arbeit und Pflicht vergessenmachenden Leidenschaft. Erst sehr spät, vielleicht sogar erst zuletzt dämmert es uns, daß die Frau nicht allein zu unserem persönlichen Ergötzen da ist und nicht allein für die selbstsüchtige Raserei Sr. Majestät des Mannes. Erst sehr spät grüßen und ehren wir in ihr das Menschenkind, das von so adliger Abstammung ist wie wir und dieselben hohen Rechte zu Lehen empfing. Jeder von uns erfährt diesen Wandel der Anschauungen am eigenen Leibe. Wenn die lyrischen Dichter ihn auch erführen, und wenn sie ihn künstlerisch zu gestalten vermöchten, dann wäre es ein Vergnügen, lyrische Gedichte zu lesen.

Leider kommen sie, gerade sie, keinen Schritt vorwärts. Dieselbe Bonbonschleckerei, dasselbe minnige Gedudel Jahr für Jahr. Nirgendwo auch nur die Spur eines Versuches, die Liebe mit den Augen des reifenden Mannes anzusehen. Entweder lallen sie uns von den dumpfen Entzückungen des Knaben, dem die Pubertät im Blute gährt, oder sie singen — ach, sie singen — in der seit Jahrtausenden hergebrachten Beckmeister-Tabulatur von wilden Nächten, weißen Busen, wehem Schmerz und Verrath. Das Weib bleibt ihnen die Odaliske, an der man rasch verflatternde Lust büßt, das man nach Gefallen streichelt oder schimpfend prügelt. Aus allen Verkleidungen lauscht dasselbe ärmliche, dummliche Motiv hervor. Ich bin überzeugt, die poetischen Herren, die zumeist verheirathet sind, empfinden in Wahrheit viel vernünftiger und wirklicher. Aber sie halten es für ihre Pflicht, die alte Leier fortzuleiern.

Kind, das Bette ist bereit,
Lege Dich nun nieder
Und zieh' aus Dein schwarzes Kleid,
Röcklein, Hemd und Mieder.

Eva heißt die junge Dame, die in so curioser Weise Nachttoilette macht.

Eva, Eva, Evalein,
Laß' Dich doch beschauen!
Ist das Alles, alles mein?
Darf ich's mir getrauen?

So ungefähr singt Otto Julius Bierbaum — ach, er singt! — in seinem „Irrgarten“. Ich weiß nicht, ob ich wörtlich citire, aber es lohnt sich mir nicht der Mühe, im Originale nachzuschlagen. Das ganze dickleibige Versbuch ist ja auf den einen Ton gestimmt. Nicht überall dieselbe roh gereimte Prosa, aber dieselbe Gedanken- und Gefühlsrohheit überall. Gott meiner Väter! In dieser Armuth welche Dürftigkeit! Dabei hat Otto Julius Bierbaum bereits ein recht respectables Alter erreicht, kennt das Leben, kennt seine und kennt die Frauen! Ja wohl, es ist neben unerträglichen und flüchtig hingesudelten Gemeinheiten viel Melodie in diesen hundert und aberhundert Gedichten, viel zartes Empfinden, viel Natur — das leugn' ich ja gar nicht. Aber noch weit mehr zuckrige Albernheit und hergebrachte Lüge und Cliché-werk. Man verdirbt sich den Magen an all' den Makronen und den in zähflüssigen Syrup getauchten Fünfpfennig-Wecken. Gieb mir eine Unze Bisam, guter Apotheker, und ich gebe Dir gern all Deine Melasse zurück!

*

Ich bin ein lustig Königskind,
Dem Alle gern Gespielen sind,
Mein weißes Schloß am Berge
Umfährt des Nachts der Wind.

Und wenn im Land der Frühling blüht,
Dann klingt mein Horn durch Nord und Süd.
Es kann kein' Jungfer beten,
Ihr Mund wird roth und glüht.

Und Arm und Reich, und Groß und Klein:
Des Herzogs holdes Töchterlein,
Die Hirtin auf der Haide —
Sie Alle werden mein!

Wie raun' ich süß und wunderbar!
Der Nachtwind hält den Athem gar —
Bald schauert unter Küssen
Ihr schwarz' und gold'nes Haar!

Und weckt sie dann der Glockenschlag:
Was nur ihr Mund so glühen mag?
Die matten Augen schließen
Sich vor dem hellen Tag.

Digitized by Google

Hast Du ein Liebchen treu und heiß,
So wärm' Dich gut und sing' ihm Preis —
Auch sie lag mir am Herzen,
Davon sie selbst nichts weiß.

Ich bin ein luftig Königskind,
Dem Alle gern Gespielen sind,
Mein weißes Schloß am Berge
Umfährt des Nachts der Wind.

Das ist „der Traumkönig" von Carl Busse. Auch Carl Busse macht noch immer sehr niedliche Gedichte. Nur weiß er es, sehr zum Unterschied vom Liebchen treu und heiß, das im Arme des Traumkönigs gelegen hat, und sich dessen gar nicht bewußt ist. Herzliche Liebe und zum Herzen gehende Gedichte, das sind allemal die, die man im halben Traum empfängt und schenkt. Carl Busse aber zieht den klaren und aufgeklärten Tag der träumenden Dämmerung vor. Er ist mir zu hell und durchsichtig und untief, daß ich's sage. Er hat von Eichendorff viel gelernt und manches von Novalis, und die unbekümmerte Finkengedankenlosigkeit, womit er ehedem seine Lieder pfiff, ist darüber zum Teufel gegangen. Also, er hat sich geistig gemausert. Aber die neuen Federn sind kein Naturgewächs. Sie sind mit Sorgfalt angeklebt, und sauber lackirt sind sie auch, damit sie hübsch glänzen. Nur gefallen mir die schönen bunten Jahrmarktsvögel nicht, und nicht die Nachtigallen bei Wertheim, weil Uhrwerke in ihnen stecken statt der Seele. Busse ist so ein reizend aufgeputztes Kunst-Vögelchen, ganz aus Glas, hell und durchsichtig und untief, und man sieht seine Seele, welche ein Uhrwerk ist. Der gedankenlose Fink von früher war mir aber lieber, von wegen des warmen Blutes und des natürlich gewachsenen Schnabels.

Busse ist nicht größer geworden oder umfassender dadurch, daß er Anderer Können in sich aufzunehmen versuchte. Der See hat fremdes Wasser in sich aufgenommen, aber das eigene ist verdunstet, und man sieht keine Zunahme, weder an den Ufern, noch beim Lothen in die Tiefe. Da schreibt der Poet Gedichte wie den „Sausewind":

Mädel, halt' die Röcke fest,
Wenn die Winde blasen!
Kaum daß sich was sehen läßt,
Dreh'n sich zwanzig Nasen!
Wo sich Band und Zeug verwirrt,
Schau'n die Jung' und Alten —
Mädel, wenn's bedenklich wird,
Spring' ich zu zum Halten!

Du lieber Himmel! So Etwas sieht sich im Wiener „Pschütt" vielleicht erträglich an, obgleich die Pointe fehlt. Aber Herr Busse schreibt seit zehn Jahren lyrische Gedichte und ist jetzt sicher weit über die Dreißig hinaus. Da klingt solche Dalberei forcirt oder gar gespenstisch. Man sollte in zehn Jahren doch auch um zehn Jahre älter werden ... Die zweite Strophe des Gedichtes will ich gar nicht anführen, um Herrn Busse nicht ohne Noth zu schädigen. Sie ist unerträglich in ihrer gemachten Lüsternheit. Der Schluß lautet so:

Schreit' ich bald straßab und sing'
Keck und frohen Muthes:
Mit und ohne Hochzeitsring
Ist die Lieb' was Gutes!

Gewiß, man muß solche Trivialitäten nicht nothwendig in Prosa sagen, wenn man sie überhaupt sagen muß; man kann sie auch reimen. An Polterabenden werden sie dann Spaß machen, und wen es treibt, sie drucken zu lassen, für den sind die Hochzeits-Kladderadatsche erfunden. Aber für J. G. Cotta G. m. b. H. taugt dergleichen nicht. Autor und Verlag sollten größere Selbstkritik üben.

Busse's Verse haben, und das ist ihr Ruhm, noch denselben Wohllaut wie früher, und eine gewisse saloppe Sprechart, die er sich angewöhnt hat und die den Volkston nicht übel trifft, steht seiner Stimme wohl an. Sie macht allerlei gewagte Phrasenhaftigkeit vergessen, die sich mitunter daneben findet („heilig küßt' ich eine lange Flechte"). Aber seine lyrische Phantasie ist nicht gewachsen, — sogar dieselben Bilder, „das läutende Herz" zum Beispiel, kehren immer wieder — aber aus seinen Rhythmen spricht so wenig Erlebtes, und keine heimlichen, unterirdischen Quellen rieseln hier. Das macht sich verdrießlich bemerkbar, sobald er uns einmal nicht erotisch kommt. Ueber seinen Liebesliedern liegt noch immer der alte, süße Flieder duft, und wenn er am Ende auch aus der Parfümflasche stammt, so riecht man ihn doch gern und lächelt wohlig dabei. Doch diese Kneiplieder, dies „Becherläuten"! In den „drei lustigen Zechbrüdern", welche fatale Unlustigkeit! Welche renommistische Pedanterie der Unsolidität, die sicher keinen Hausschlüssel hat und vor deren Kraftgesang doch „allen zahmen Seelen angst und bang" werden soll! Männlicher muthen die Strophen auf Bismarck an, obgleich von dem wahren Grimm nichts in ihnen zittert, womit die Tragödie des Einzigen jedes Dichterherz bis zum Rande füllen müßte. In den letzten Sängen, den „Sternen", hascht Busse mitunter nach der Höhe. Hier ist fast ein Versprechen, das auf Erfüllung hoffen macht. Ich schätze Busse nicht eben gering ein. Und es dauert mich, daß auch er sich im allerengsten Kreise dreht, immer dieselben Blumen fabrikmäßig in dieselben marktgängigen Kränze flicht.

Freund, so Du Etwas bist,
So bleib' doch ja nicht stehn —
Man muß aus einem Licht
Fort in das andere gehn!

*

Zähl' auch mich zu jenen Thoren,
Die, um Frauenlieb und Huld
In der Schönheit Reiz verloren,
Sich verstrickt in Schmach und Schuld.

Ob sie Blumenkränze trugen
Oder Kronen, schwer von Gold,
Fielen oder Feinde schlugen,
Götter waren ihnen hold.

Wie Busse flammt vor weißer Schönheit der greise Hermann Lingg auf. Singt alte, liebe Lieder. Aber es ist ein Besonderes in dem betagten Poeten: immer von neuer Höhe blickt er in's Thal, und wenn das Bild unten schon das gleiche bleibt, so lächelt es doch stets in anderem Lichte. Ueber einen Reichthum an Stimmungen, und eine Kunst und eine Kraft, sie uns aufzuzwingen, verfügt dieser Alte, daß man zuletzt staunend und still die Hände in den Schooß legt ... Lingg's Saiten tönen nicht nur von Liebe, auch in den „Schlußrhythmen" (J. G. Cotta, Stuttgart) nicht. Noch immer gehört ihm das Weite. Mit einer Frische, die uns Jungen grundsätzlich zu fehlen beginnt, und nimmermüdem Gestaltungseifer verbindet sein umfassender Geist so goldene, köstliche Reife. Es ist noch heller Tag um ihn, ob er gleich seine Gedanken gern an Abend und Dämmerung, Herbst und Winterstürme hängt, aber dieser Tag ist tief. Erlesene Weisheit, nie angelesene, und warmherziges, echtes Empfinden darüber ausgegossen. Die Stunden der Melancholie umschatten sein Leben, wie rascher Wolkenzug die Bläue des Meeres trübt — nur umso lichter strahlt nachher der Saphir.

Wer sagt es mir, wann kommen werde
Auch meine Nacht? Schon ist es spät,
Und nah ist die, die nichts verräth.
Wie gern, o dunkler Pfad der Erde,
Begänn' ich nochmals meine Bahn,
Mit neuer Rüstung angethan!

Das prächtige Leitwort seines Schaffens! Lebenskraft, die noch immer aus dem Vollen quillt, unbändiger Lebenshunger — wie köstlich ist das Alles! Muß man den unverwüstlichen Alten nicht lieben und ehren, der uns die Jahre der Jugend so unaufdringlich zu preisen und werth zu machen

Digitized by Google

weiß? Doch man sollte ihn nicht nur ehren und lieben. Es steht wenig in dem Buche, das ich missen möchte. Notabene, weil ich mir bei jeder Zeile den vergegenwärtige, der sie schrieb; das giebt aparte Reize und freundlicheres Verständniß. „Dem neuen Jahrhundert" hat Niemand edleren Weihegesang gespendet als er, und „Einsamkeit", „Tanzende Römerin", „Abend am Seeufer" sind leuchtende Perlen. Das Gedicht „Im Achtzigsten" gar, das muß ich mit Stumpf und Stiel hierhersetzen. Manch Einer von Euch liest Lingg's Buch schließlich doch nicht, — ich traue Euch Alles zu — und dann entginge ihm dieser wunderbare, kernharte Juchzer des alten Bauern:

Einen Baum noch einzupflanzen,
Soll gegönnt mir Altem sein,
Jüng're mögen ihn umtanzen,
Ihn zu setzen, das sei mein!
Sagt mir Jemand dazu „Nein"?

Seinen Wurzeln Grund zu breiten,
Bin ich heut' noch stark genug,
Das soll Keiner mir bestreiten,
Nicht, wer Tann' und Eiche schlug,
Nicht, wer lenkt den schweren Pflug.

Regen, Sturm und Hagelschauer
Schickt der Himmel mir herab,
Doch ich bin ein alter Bauer,
Der sich niemals noch ergab,
Und ich trotz' ihm bis zum Grab.

Eh' die Glieder mir ermatten,
Stampf' ich noch mit starkem Fuß
Rund um meines Baumes Schatten
Mit dem Absatz meines Schuh's,
Erde, Dir den letzten Gruß!

Lernen werden die jungen Herren von dem Alten ja nichts wollen. Baccalaureus ist unverbesserlich klug und überlegen. Aber beneiden dürfen sie ihn schon, insgeheim.

F. Vischer über Lessing.

Mitgetheilt von **Ludwig Geiger** (Berlin).

(Schluß.)

Auf den Vorwurf der Unselbstständigkeit des ersten Theils ist mit schlagender Kraft zu antworten, daß im zweiten, je mehr die Vorarbeiten ihn verlassen, desto schöner dem Verfasser die Schwingen wachsen, und daß er sich ja den Zweck gesetzt hatte, im Sinne edler Popularität zu gestalten, die Vorarbeiten also wohl benützen durfte. Dennoch hat mich das häufige Anführen von Danzel's Worten oft auch ein wenig gemahnen wollen, als wäre es vielleicht zu vermeiden gewesen, wenn der Verfasser die Quelle vor dem Schreiben einige Zeit zurückgelegt, und dann das in sich Verarbeitete mit eigenen Worten niedergeschrieben hätte, auf die Gefahr hin, daß sie nicht überall so treffend seien: Das eine Mal sagt's Jener besser, ein andermal Dieser. Ich kann jetzt im Augenblick nicht umsuchen, um mich zu überzeugen, ob ich mich richtig erinnere, wenn mir keine Stelle geblieben ist, wo Gervinus' trefflicher Abschnitt in seiner Geschichte der deutschen National-Literatur mit der verdienten Ausdrücklichkeit gerühmt wird; — der Ausdruck: „Lessing steht auf der Hochwacht seiner Zeit" ist so treffend, daß hier speciell das Citat beistehen dürfte.

Ich habe noch einige untergeordnete Ausstellungen, die ich nicht aufführen will, — außer etwa, daß Lessing's völlige Verschlossenheit gegen das landschaftlich Schöne recht besonders mir scheint benützt werden zu müssen, um die Mängel seiner poetischen Organisation, namentlich auch im Lyrischen, zu beleuchten. Die Katastrophe in Emilia Galotti scheint mir auch nach der Rechtfertigung in Ihrem Werk noch keine rechte überzeugende poetische Kraft zu haben. Emilia liebt den Prinzen und liebt ihn nicht: er hat in ihr eine wilde Phantasie-Liebe entzündet, ihre Herzensliebe gehört dem Gatten. Sie sucht den Tod aus Furcht vor jener, die vor dieser und ihrem ganzen sittlichen Selbst verdammt wird. Diesen Kampf darzustellen hat Lessing alle ihm zu Gebote stehenden Mittel angewendet, ohne doch das wilde Feuer, das zu bekämpfen ist, recht überzeugend heiß lodern zu lassen; da fehlt der „reiche, frische Strahl", und überwiegt ein, mich doch immer beleidigender Eindruck des sich — Selbstzergliederns; das Bewußtsein ist zu stark, zu hell.

An einzelnen Ungenauigkeiten will ich nicht herumkritteln. Ich erlaube mir nur noch zu sagen, daß im ersten Theil öfters mir ein Satzbau aufgefallen ist, der nicht ganz correct genannt werden kann; z. B. das Relativ hintereinander in zwei Zwischensätzen, jedes Mal auf ein anderes Subject bezogen, oder ein Wenn und gleich darauf ein Zwischensatz wieder mit einem anders bezogenen Wenn, u. dergl. Doch genug des Mäkelns! Der Grund- und Schlußeindruck bleibt: frische, lebendige, schöne, durchgeistigte Wärme! Aus einer dem Inhalt homogenen Gesinnung fließend, wird die eigene Gesinnung zur Tendenz, und Ihr Lessing ist eine Tendenzschrift unbeschadet der Treue gegen das Object, vielmehr mit und in ihm, ein freies Mannesbekenntniß unter hemmenden, selbst drohenden Umständen, ein Luft- und Lichtdurchbruch im Qualm der trüben Mystik, der byzantinischen Hierarchie, der blasirten Romantik, die in der alten Heimath des gesundesten und hellsten und männlichsten deutschen Geistes sich breit gelagert hatten. Sie wird bestehen, diese Schrift, sie wird wirken und in ungesehenen, unzähligen Röhren ihren reinen Inhalt in die Welt ausbreiten.

Und nun, verehrter Freund, noch einen Vorschlag! Es ist mir unter dem Schreiben der Gedanke gekommen, wir könnten es so machen: setzen Sie diese meine Beurtheilung in irgend eine Zeitschrift, welche Sie wollen; theilen Sie mir vorher mit, was Ihnen etwa ungerecht scheint, was Sie anders, auch formell für den Druck geeigneter, gesagt wünschen; schlagen Sie mir selbst da und dort eine andere Wendung vor. Ich kann Manches ändern, ohne mit meiner Ueberzeugung in Widerspruch zu kommen. Legen Sie mir dazu meinen Brief noch einmal bei, damit mir die Stellen deutlich vorliegen. Ich schreibe Ihnen dann zugleich einige ostensible Zeilen für die Redaction der gewählten Zeitschrift, welche den Grund angeben, warum ich Ihnen diesen Weg vorschlage: es geht uns viel zu viel Zeit verloren, wenn ich erst mich daran mache, eine ausführliche Kritik mit nochmaliger Durchlesung des Buches zu verfassen.

Ich darf Sie nicht erst bitten, mir gut zu bleiben, wenn es Sie auch einen Augenblick verstimmen mag, wenn ich bekannt habe, daß ich einem ungerechten Gegner in einigen Punkten Recht geben muß. Ich füge zum Schluß noch bei, daß ich mit keiner Zeitschrift in Verbindung bin, wohin ich den Artikel geben könnte. Heyse's Litteraturbl. geht ein, das Deutsche Museum ist kein Ort dafür ꝛc. Auch daher eben ist der vorgeschlagene Weg wohl der beste. Ich grüße herzlich Ihre Frau Gemahlin, wünsche Ihnen Gesundheit und freudigen Fortgang in allen Dingen. Ihr F. V.

* * *

Ein Commentar soll diesem interessanten Aktenstück nicht beigegeben werden. Auch ist es für das Verständniß der eben mitgetheilten Ausführungen nicht nöthig, Werth oder Unwerth des Stahr'schen Lessingbuches zu erörtern und die einzelnen Behauptungen Vischer's auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Nur das kurze Nachspiel, das diese briefliche Darlegung hatte, sei hier angedeutet. Stahr antwortete am 18. Februar und bat, daß die brieflichen Bemerkungen nicht veröffentlicht würden, erklärte sich aber bereit, Einzelnes bei

Digitized by Google

einer zweiten Ausgabe zu benutzen. Ein Plagiat an Gervinus begangen zu haben, leugnete er, verwies vielmehr für die angeführte Stelle auf Trogus Pompejus und verweilte am längsten dabei, daß das Buch allerdings ein Tendenzbuch sei, aber ein solches mit Absicht geworden sei. Unterstützt wurde Stahr durch einen Brief seiner Frau Fanny Lewald, die Vischers Forderung bestritt, der Biograph solle den Enthusiasmus durch ein Bißchen Ironie dämpfen und die gegen Lessing wegen seiner Amtsunlust, Spielsucht und häuslichen Unordnung erhobenen Vorwürfe nicht gelten lassen wollte.

Vischer kam erst am 23. Mai 1859 auf die Briefe des Ehepaares zurück. Er schrieb:

„Was nun Ihren Lessing betrifft, so war es mir ein rechter Beweis Ihrer reinen und objectiven Auffassung, daß Sie meinen Brief so ungetrübt aufgenommen haben. Sie haben sogar in einem wesentlichen Punkte eine Differenz meiner Ansicht gefunden und sind mir dennoch nicht bös geworden, während in diesem Punkt wirklich keine stattfindet. Wenn ich nämlich Ihre Biographie eine Tendenzschrift nannte, so meinte ich das eben ganz beistimmend, wie ich ja auch hinzusetzte — (eine Tendenzschrift), ganz unbeschadet der Objectivität oder ein ähnliches Wort. Solche Worte, die das Object geben und zugleich zünden und aufrufen wollen weit hinein in die Menschheit, darf es ja nicht nur, sondern soll es geben. — Ihre Frau Gemahlin hat mir ja allerliebst den Kopf gewaschen, wofür ich sie freundlichst grüße. Sie haben ihr wohl schon gesagt, wie es mit der Ironie gemeint war und daß wir darunter kein boshaftes, sondern ein ganz gutmüthiges Zwinkern der Mundwinkel verstehen, ganz vereinigt mit der Pietät, wie ein braves Kind über eines verehrten Vaters Zöpfchen lächeln kann. Wirklich möchte ich sagen, daß man in Ihrem Buche mehr fühlen sollte, wie Lessing eben doch noch ein Zöpfchen trägt. — Dann was das Verschmähen eines Amtes betrifft, so konnte man damals nicht von schriftstellerischen Arbeiten leben wie jetzt. Lessing mußte endlich ein Amt annehmen, und die überharte Nemesis war, daß er es that, als es zu spät war, d. h. nachdem er die Gelegenheiten, ein einträgliches und passendes Amt zu finden, versäumt hatte. Daß er von da an besser Haus hielt, übersehe ich nicht, aber von früh an waren ihm Schulden zu gleichgiltig, das kann man so sagen, ohne ihm weiter bös zu sein. Shakespeare muß ein ganz famoser, äußerst vernünftiger, nüchterner Haushalter gewesen sein. So was sage ich gar nicht wohlweis, denn ich z. B. fühle mich gar nicht als praktischer Künstler in diesen Sachen.

Ich bitte Sie nun, meinen letzten Brief aufbewahrt behalten zu wollen, bis Ihre zweite Auflage kommt, wo ich an demselben einen Anhalt für die Erinnerung haben möchte, wenn ich mich ausspreche. Was die philosophische Stellung Lessings betrifft, so habe ich eine Annahme ausgesprochen, die auf Schlüssen ruht, nicht auf Kenntniß und Erinnerung aller Stellen, die zu vergleichen wären und die nur Sie zusammensuchen können, der von der Lectüre herkommt und dem Alles präsent ist, wo gesucht werden muß. Wenn Sie mir das Resultat angeben wollen, das aus diesen Stellen Ihnen hervorgeht, können wir uns seiner Zeit wohl über die klarste und sicherste Fassung derselben vereinigen ...

Mit bekannter Hochachtung und Freundschaft Ihr

Fr. Vischer."

Trotz dieser in ziemlich bestimmte Aussicht gestellten Besprechung erschien eine solche nicht. Von einer weiteren direkten Verbindung beider Männer ist kein Zeugniß vorhanden. Die Vischer'schen Aeußerungen über Lessing bieten, dessen bin ich überzeugt, einen interessanten Beitrag für den Urtheilenden, wie für den Beurtheilten. Ich glaube nicht, daß man daraus schließen kann, Vischer habe sich, trotz aller freundlichen Ausdrücke, dem Stahr'schen Buche gegenüber ablehnend verhalten. Einem so grundehrlichen Manne wie Vischer darf man nicht zutrauen, daß er ein Buch, das er verurtheilte, im Ganzen und Großen so außerordentlich lobte, und daß er sich dem Autor gegenüber zu einer Recension bereit erklärte, wenn er im Grunde nicht mit ihm übeerinstimmte.

Die vierte internationale Kunstausstellung in Venedig.

Von Dr. Hermann Ubell (Graz).

Wer in diesem Jahr nach Venedig ging, um in der internationalen Kunstausstellung, welche die Stadt seit 1895 in jedem zweiten Jahr mit immer wachsendem idealen und materiellen Erfolg veranstaltet, zunächst die jüngste italienische Kunstproduction kennen zu lernen, der kehrte gewiß mit einer Enttäuschung heim. Man hatte hoffen dürfen, daß eine so gewaltige Erscheinung in der neueren italienischen Malerei, wie sie das Schaffen Segantini's bedeutet, nicht ohne Folgen bleiben und manchem jungen Meister den einzigen Weg zur Größe weisen werde: den Weg zur ehrlichen Aussprache des Eigensten und Innersten. Diese Hoffnung hat getrogen. Neue Bilder aus der Lombardei und aus Toscana, aus Latium und aus Sicilien waren genug da, und darunter übergenug Copien des Segantinischen Styls, aber kein einziges Werk, das mit dem geheimnißvollen Zauber einer neuen großen Persönlichkeit gewirkt hätte, wie ihn fast jede Tafel des Einsiedlers von Maloja entfaltet.

Brachte die Ausstellung in dieser Hinsicht eine Enttäuschung, so wurde diese reichlich wettgemacht durch eine überraschend vollgiltige Vorführung ausländischer Kunst. Die Künstler schicken gerne Bilder nach Venedig. Erstens wird hier erfahrungsgemäß viel verkauft, und dann — wo genießt man Bilder intimer und behaglicher, als in der träumerischen Lagunenstadt, wo alles Leben auf verweilenden passiven Genuß gestellt scheint, und wo giebt es ein glücklicher gelegenes Ausstellungspalais als das venezianische, mitten unter den südlichen Bäumen des Napoleonischen Parks, mit den Blicken auf Lagune und Meer von den Balconen? Während anderwärts der Besuch moderner Kunstausstellungen mehr und mehr den Charakter einer harten Frohn annimmt, ist er hier noch ein Genuß.

*

Der deutsche Besucher darf stolz erhobenen Hauptes durch diese Säle schreiten. Nicht, daß die deutsche Kunst über die englische oder französische geradezu triumphirte; aber es stecken in ihr die meisten zukunftverheißenden Elemente. Nirgend so viel Gesundheit, nirgend so viel Kraft als bei den Deutschen: nur die Skandinavier können es hierin mit ihnen aufnehmen. Es verschlägt weiter nichts, daß diese Kraft manchmal zur Derbheit wird und daß diese Gesundheit mitunter ein bißchen gar zu rothbäckig dreinschaut. Mag die moderne französische Malerei in allem Technischen verfeinerter und vielseitiger, mag die englische Landschafts- und Porträtmalerei zarter und feinfühliger sein: es liegt doch über beiden etwas wie Herbst und Abendröthe, während die junge deutsche und skandinavische Kunst in vollem prangenden Frühlingsglanz dasteht.

Nehmen wir gleich ein Bild wie Kaulbach's großes Porträt seiner Frau. (Es hängt im Ehrensaal der Ausstellung und ist der erklärte Liebling des italienischen Publicums.) Gewiß, es giebt feinere und discretere Bildnisse in der Ausstellung, zumal in der englischen Abtheilung; aber sicher nichts so Frisches, so Lebensprühendes! Kaulbach hat in der jüngsten Zeit einige große Schritte nach vorwärts gethan, so daß er jetzt unmittelbar neben Lenbach steht (der hier übrigens mit einem löwenhaften Bismarck in einer altmeister-

Digitized by Google

lichen Landschaft gut vertreten ist); welche tiefe Ruhe, welcher Ernst der Auffassung in seinen beiden männlichen Bildnissen! Daneben seine und fröhliche decorative Skizzen, an die besten Sachen von Makart erinnernd. Im nämlichen Ehrensaal hängt ein brillant gemaltes Porträt Ferdinand Keller's von Otto Propheter, das durch seine fast burschikose Unmittelbarkeit angenehm auffällt. Mit vollem Recht hat man auch der neuesten großen Redaction von Stuck's „Furien" (ursprünglich in Anlehnung an ein Böcklinisches Motiv entstanden) den Ehrenplatz eingeräumt; man kann bei Böcklin keine couragirteren Farben, bei Tintoretto keine couragirteren Bewegungen finden als hier. Es ist ein rechtes bravouröses Kraftstück moderner Münchener Malerei. An Wucht (die hie und da fast ungeschlacht wird) und an Muth zur Farbe geben ihm die Malereien des Jung-Müncheners Angelo Jank, des bekannten „Jugend"-Zeichners, nichts nach. Das Münchener decorative Thierstück ist durch Bilder von Heinrich Zügel (der in seiner „Rückkehr" Vieh und Landschaft zu einer Farbensymphonie zusammenstimmt) und seinen Schüler Schramm-Zittau glänzend repräsentirt; auch die grandiosen, feierlichen Klänge der Landschaften Hermann Urban's (Nemi-See, Albano-See) kommen aus dem süddeutschen Kunstcentrum. Von Malern, die in München wirken, seien ferner noch genannt Franz Hoch, der mit seiner „Landstraße" an die Größe der Auffassung der Worpsweder hinanreicht, Hierl-Deronco, dessen „Fandango" (im Ehrensaal) nicht bloß wegen des Sujets an das Beste bei Zuloaga denken läßt, Fritz Baer und Benno Becker mit seiner gewohnten Villa mit Cypressen im Abendhimmel, die nur diesmal ein wenig gar zu ödig ausgefallen ist. Von der gegenwärtigen norddeutschen Malerei bringt dagegen die Ausstellung nur spärliche Kunde. Aber die Leistungen Ernst Oppler's und Hans v. Bartels' machen ihr hohe Ehre, und über den superben „Königsee im Grunewald" von Leistikow ist zu sagen, daß dieser Maler umso wirksamer wird, je mehr er von der überstrengen Stylisirung früherer Jahre abgehen lernt. Ludwig Dettmann hat u. A. eine herrliche „Mainacht" da, während sein „Säemann" wohl allzu grob ausgefallen ist.

Ich könnte noch die ausgezeichneten Bilder von Carl Hartmann, Victor Weishaupt (Karlsruhe), Adolf Heller's sehr pikantes Damenporträt in Schwarz und manches Andere heranziehen, aber es genügt wohl schon das Gesagte, um erkennen zu lassen, daß sich die deutsche Malertruppe in der venezianischen Ausstellung wohl sehen lassen darf. Sie hätte der idealen Unterstützung gar nicht bedurft, die ihr durch die pietätvolle Erinnerung an die zwei dahingegangenen Classiker der neudeutschen Kunst, Leibl und Böcklin, zu Theil wird. Von Leibl sind zwei kleine, aber stupende Malereien ausgestellt, die auch der italienischen Kunstkritik sehr imponirt haben, von Böcklin aber ist eine ganze Reihe wenig umfangreicher Gemälde und Skizzen da, gruppirt um ein seltsam phantastisches, aber nicht eindruckloses Porträt des Altmeisters von seinem Sohn Karl. Unter den Bildern Böcklin's sind einige herrliche Offenbarungen seiner Kunst, wie eine „Melpomene" und eine „Jagd der Diana"; aber auch die skizzenhaften athmen ihren Hauch, nur erschließen sie sich freilich erst einem hingebenden Studium. Unbegreiflich ist mir, wie Richard Muther dazu kommen konnte, einen Theil der Bilder für Fälschungen Karl Böcklin's zu erklären; bekanntlich hat dieser den Schimpf nicht auf sich sitzen lassen, so daß die Affaire ein gerichtliches Nachspiel haben wird.

*

Was Böcklin so groß macht: daß ein Dichter aus ihm sprach, daß seine Bilder unbeschadet ihres decorativen Elements poetische Wirkungen von einer musikalischen Stimmungstiefe erzielen, das lassen die modernen Franzosen ganz und gar vermissen. Sie wollen Maler sein, nichts als Maler, und ihre Bilder wenden sich ausschließlich an das Auge des Beschauers, während wir vor einem neuen Bild Böcklin's, vor einer neuen Radirung Klinger's immer das Gefühl haben, als ob verschlossene Thore der Seele aufsprängen. Insofern ist unsere Kunst reicher; freilich müssen wir billigerweise eingestehen, daß wir bis zur Cultur der malerischen Qualitäten in der jetzigen französischen Kunst und bis zur Erziehung des Auges beim kunstgenießenden französischen Publicum noch recht sehr weit haben. Doch diese Dinge, deren Kostbarkeit wir heute nicht mehr unterschätzen, lassen sich ja lernen Phantasie aber und Seele, wie sie den neuen Franzosen mangeln, lernt man nicht . . .

Phantasie und Seele hatten noch die großen alten Meister von Barbizon, deren kleine Collectivausstellung (aus dem Privatbesitz Herrn Alexander Young's in London) vielleicht den feinsten Reiz der ganzen Ausstellung ausmacht. Es sind Bilder aus den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts, Bilder von Corot, Daubigny und Millet. Stundenlang könnte man mit diesen weichen Träumen reicher Poetenseelen allein sein. Nichts Einfacheres als ihre Themen: ein Hafen, ein See, ein geneigter Baum; aber mit welcher seelenvollen Vertiefung sind sie geschaut, mit wie vornehmen Mitteln gemalt! Diese Malerei ist nicht von heute, ebenso wenig wie die gegenwärtige französische Malkunst. Hier wird man bewundernd inne, wie viel vornehme Tradition die letztere im Leibe hat: über die Barbizoner geht deutlich eine Linie über Watteau bis zu Lorrain.

Und noch eins lernt man vor diesen Bildern: an jenem Aufschwung der französischen Malerei war zunächst das germanische Element in der französischen Seele mit betheiligt. Da ist z. B. ein Bild von dem Normannen Jean François Millet, „Einsamkeit" hat er's genannt. Ein Waldrand, ein Schneefeld davor, Dämmerung; und in der Dämmerung die letzten spärlichen rothen Lichter des erlöschenden Winterabends . . . Nichts weiter: und doch — eine so große, große Poesie, daß dem Beschauer die Augen feucht werden . . . Diese tiefe Innigkeit; diese Andacht vor dem Schlichten, Stillen und Keuschen, das ist es, was den deutschen Beschauer an diesen Bildern so deutsch berührt.

Schwer trennt man sich von dieser vornehmen Kunst, um „den Lebenden ihr Recht" zu geben. Und gegenüber der geschlossenen Einheitlichkeit der Schule von Barbizon wirkt die bunte Vielfalt der Techniken in der französischen Abtheilung um so aufregender. Da sind die genialen Experimente Paul Albert Besnard's, den unsre Jüngsten verehrungsvoll ihren „Farbengrammatiker" nennen; da sind die unglaublich schönen goldenen Atmosphären von Ménard („Parisurtheil") und das ganz im Malerischen aufgelöste Genre Vollet's; da ist das geisterhafte Spiel der Lichter und Schatten, wie es Eugéne Carriére liebt (mit einem Blick auf den dämmrigen Zuschauerraum eines Theaters), da sind die Delicatessen Raffaelli's und Adolphe Monticelli's „Nymphen", die das Französisch des 18. Jahrhunderts sprechen; da ist das Licht des Südens in den Schilderungen der Provence von Gagliardini und der Mondlichtzauber Gaston Guignard's (sein Bild ist wohl das kühnst gemalte der Ausstellung); da ist Lucien Simon mit seinen originell geschaute Volksscenen aus der Bretagne, La Touche Gaston, der die Zauberei im Alltäglichen sieht, da sind die Acte des Berton und der „venezianische Winkel" von Alfred Smith (Bordeaux), erblickt durch ein Auge, das ungeheuer viel Farbe verträgt; da ist — doch ich schließe lieber mit der Versicherung, daß die ganze französische Abtheilung nicht ein Bild enthält, das nicht in irgend einem Betracht interessant und des Studiums werth wäre. In den deutschen Zimmern keimende Kraft und springende Knospen, hier die schwere, reife, gelbe Frucht.

Nur ein französisches Bild möchte ich hier noch namentlich anführen, weil seine mächtige Wirkung (die fast schon ein Effect zu nennen ist) sich nicht bloß auf das rein Malerische

Digitized by Google

beschränkt. Es ist von Emile Boggio und heißt „Arbeit“. Im Vordergrund, auf allüberragender Höhe, ein pflügender Ackersmann; und in seinem Angesicht, über Thälern, Bergen und Strömen, geht feurig die Sonne auf ... Der gewaltigen räumlichen Wirkung und der einfachen, aber beredten Symbolik dieser Darstellung kann sich kein Beschauer entziehen.

Den Franzosen gliedern sich zwanglos die Belgier an mit wenig zahlreichen aber umso erleseneren Werken. Verheyden's „Frühling“ ist nicht bloß technisch hochinteressant, und Henry Meunier mit seinem Triptychon „Die Nacht“ ist der würdige Neffe seines großen Oheims. Selten habe ich Mondnächte und Sonnenuntergänge so suggestiv geschildert gesehen wie von Heymans; ebenbürtig steht Georges Buysse neben ihm mit der discreten Poesie seiner „Abendstille“ (Mond, Segel und Bäume spiegeln sich in einem stillen Wasser) Jean Delvin bringt wieder eine seiner farbkräftigen Stierkämpferscenen, und an dem Dreitafelbild „Der Ackerbau“ von Frédéric Léon fällt sympathisch die Rückkehr zur Einfachheit auf, zu der sich dieser Manierist überraschender Weise verstanden hat. Aber die Krone der belgischen Abtheilung sind zwei ganz kleine Bilder von Fernand Khnopff. Eine Landschaft „Die Brücke von Posset“; ein sanftes Lied in dem bekannten Khnopffschen Grün und feinen Grau. Und dann das Porträt einer stehenden jungen Dame: ein so vornehmer, so beseelter Zweiklang von einem exquisiten Roth und Blau, daß es zu seiner Bezeichnung nur ein Wort giebt: „classisch“. Und dabei: welche Aussage über die Seele der dargestellten jungen Dame giebt das Bild! Keins geht einem so lange nach wie dieses, es mengt sich zwischen die wundervollen Lagunen-, Strand- und Himmelsbilder, die sich während der unvergleichlichen Heimfahrt von den Giardini publicci zur Piazetta aufrollen ... Es ist nicht zu viel gesagt, wenn ich meine: die Weltanschauung desjenigen, der sich in Bilder wie dieses innig versenkt, wird vertieft und veredelt, und nicht bloß die farbige Anschauung der Welt ...

Auguste Rodin. Ein Name und ein ganzes Programm. Die Venezianer haben der Proclamation dieses Programms einen eigenen Saal gewidmet, der zwanzig Skulpturen dieses Revolutionärs der modernen Plastik birgt.

Da finden wir (in Gyps) die berühmte Gruppe der „Bürger von Calais“, die zuerst wie eine Caricatur in colossalem Maßstab aussieht, bis sich dann ihr furchtbarer Ernst um so erschütternder offenbart und bis man erkennt, welch' ungeheures Problem hier gelöst ist, das Problem der Vereinigung des naturalistisch Charakteristischen mit dem Monumentalen.

Da ist das wüste Balzac-Denkmal, das einem Nietzsche's Wort in Erinnerung ruft: „Wenn es unserer Zeit mit der Verwirklichung des ihr eigenen Schönheitsideals Ernst wäre, so müßte sie dieses gedunsen bilden.“ Und daneben der wahnsinnige Naturalismus der vergoldeten Bronce „Die Alte“, im Vergleich zu dem der herbste Donatello noch lieblich, ja süß erscheinen müßte.

Und wieder die berühmten Rodin'schen Bewegungen und Umschlingungen der nackten Leiber in der „Welle“ und „Amor und Psyche“. Und endlich, worin er einzig, unvergleichlich und für lange, lange Zeit vorbildlich ist: Die Bildung des im Stein erwachenden Lebens, wie im „Menschen“ (Nr. 3). Das ist kein Bildwerk aus Stein, von Menschenhand gefertigt; sondern es ist, als ob ein Fels plötzlich Leben gewönne, träumend regt er sich aus seinem ewigen Schlaf; und sieh — mühsam, noch halb unbewußt ringt sich ein Menschenleib aus den uralten Banden des mütterlichen Gesteins los.

Hier versteht man die fanatische Verehrung unserer jungen Bildhauer für Rodin. Hier wird ihr Material in einer Weise zu Ehren gebracht, von der sich bis vor Kurzem Niemand etwas träumen ließ; Wirkungen werden ihm abgewonnen, die nur ihm eigen sind. Ich wiederhole es: hier wirkt der Stein als Stein und in ihm erwacht, wie aus schwerem Schlaf, das Leben ...

Bloß bei den gewissen marmi abbozzati Michel Angelo's konnte man ehedem etwas Aehnliches empfinden. Was aber dort Zufall war, ist hier feinste Kunstabsicht geworden. Daß übrigens Rodin von Niemandem so viel gelernt hat als gerade von dem Florentiner, wurde mir vor seinen zwei Evabildungen besonders klar. Dieser Lehrer braucht sich dieses Schülers nicht zu schämen.

*

Wie der englische Präraffaelitismus mit der Marke „1900“ aussieht, konnte man heuer in Venedig bequem feststellen. Das Facit ist ungefähr: „Zum Teufel ging der Spiritus“, aber die fabelhaft sichere und correcte Zeichnung ist geblieben. Siehe den blutjungen Byam Shaw („Wohin“?), siehe den Schotten Roberts Burns („Edelfräulein mit Falken“), siehe Walter Crane. Gewiß, es sind im Grunde ganz famose Sachen — aber zum Unglück für sie hängt ganz in der Nähe ein Burne-Jones, „Der Traum des Lanzelot“. Nicht mehr und nicht weniger als ein echter Burne-Jones ...

Ganz groß stehen die heutigen Engländer noch immer in der Landschaft und im Porträt da. Ihr Porträt — mit seinem großen Respect vor der Persönlichkeit — hat etwas vom Heroencult und ihr Verhalten gegen die Natur hat etwas von Religion. Das Gleiche gilt von den Glasgow-Boys.

Hier Auszeichnungen zu vertheilen, hat wirklich nicht viel Sinn, aber es wäre Verbrechen, unter den englischen Landschaftern nicht wenigstens Alfred East und unter den Porträtisten Orchardson zu nennen, der seinen Menschen mit einer Watts'schen Größe und Vornehmheit der Auffassung gegenübertritt. So hat man den großen Menschen in der italienischen Renaissance empfunden. Und von den Schotten sei doch mindestens ihr vielgefeierter Führer James Paterson und Walton erwähnt, dessen himmlisch weiche, fließende Dichtungen über Wolken, Himmel und Bäume es mir seit Jahren angethan haben. Ein Porträt von John Lavery (Dame zu Pferd) sitzt unvergleichlich vorzüglich in Landschaft und Luft.

Gut vertreten ist auch Amerika durch Stewart, der das Spiel der Sonnenflecken auf nackten Mädchenleibern malt, Eugenie Vail, Kendall, Weeks, die Sarah Sears, Gari Melchers, Callender, Eugen Benson und Andere. Den Vogel schießt der Letztgenannte mit seiner großzügigen Tiroler Landschaft ab.

Und nun die Skandinavier! Betritt man ihren Saal, so wird einem gleich ganz eigenthümlich frisch und froh zu Muthe. Eine rauhe, aber erquickend reine Luft weht aus ihren Darstellungen, und nach der Süßlichkeit und Verlogenheit der meisten italienischen Bilder thut uns diese Herbheit wohl. Diese Herbheit steigert sich mitunter allerdings fast zur Verzerrung wie beim Dänen Syberg (Porträt seiner Frau), aber solche Fehler, die aus einer starken Tugend fließen, nehmen wir gern in Kauf und freuen uns der heimkehrenden Fischer seines Landsmanns Michael Ancher, die die untergehende Sonne vergoldet, und des Genrebildes „Nach Mitternacht“ von Waldemar Irminger. Auf dem dänischen Genre lastet keine jahrzehntelange schlechte Tradition wie auf dem deutschen, so daß dort dieser Gattung gegenüber eine Unbefangenheit möglich ist, die wir noch nicht wieder haben.

Dieselbe Betrachtung drängte sich mir vor den Genrebildern des Schweden Carl Wilhelmson auf. Keine Witze, keine Kindereien (wie noch so häufig unter den Italienern), sondern ernste und wahrhafte Bilder des Lebens. Ueberhaupt — denke ich an das schwedisch-norwegische Zimmer, so lacht

Digitized by Google

mir das Herz im Leibe. Welche Frische, welche Kraft, welcher fröhliche Muth zur Wahrheit war hier versammelt! Da waren Bilder von Gustav Wentzel („Skiläufer“ und eine „Hochzeit beim Verlassen der Kirche“) mit Farben, die im Stande wären, das dämmrigste Zimmer und die trübsten Gedanken aufzuhellen . . : Oder ein anderes von Kristensen; nichts als Schnee und Sonne, Zweige und blaue Schatten — und es wirkte wie eine Entdeckung. Die rothen Kiefern im blauen Abendhimmel und der „Sommer in Schweden“ von Kallstenius (Wolken blicken über Baumwipfel in eine Waldwiese hinein) enthüllten mir das Geheimniß dieser Kunst: es ist die Liebe, die große, innige Liebe.

So verlockend es wäre, jeden einzelnen der Skandinavier zu charakterisiren, Oesterman mit seinen erschreckend lebendigen und momentanen Bildnissen, Gerhard Munthe, den Vielumstrittenen, mit seiner an Jan Toorop angelehnten ornamental-musikalischen Kunst, und manchen anderen noch, so will ich mich lieber darauf beschränken, zum Schlusse noch des sensationellen Clou's dieser Ausstellung sowie ihres „heimlichen Kaisers“ mit ein paar Worten zu gedenken. Der Clou ist ein riesiges Bild roth in roth („Gelächter“), und stellt eine Reihe dem Beschauer zugewandter derber Dirnen dar, die aus vollem Halse ausgelassen lachen; in ihren Röcken flattert der Wind. Der Maler dieses von Energie und Lebenskraft strotzenden Bildes ist der 22jährige Russe Philipp Maliavine, den die Pariser Weltausstellung mit einem Schlag berühmt gemacht hat. Man wird gut daran thun, diesen Namen zu behalten. Auch Spanien ist nur durch einen Vertreter, durch diesen aber um so würdiger repräsentirt. Joaquin Sorolla y Bastida möchte ich den heimlichen Kaiser dieser Ausstellung heißen. Abgesehen von Zuloaga hat er in seinem Vaterlande nicht seines Gleichen. Sein „Alter Castiglianer“ verträgt es, an Velasquez gemessen zu werden, was so ziemlich das Höchste ist, das zum Ruhm einer Malerei gesagt werden kann; und wer in seinen „Netzsammlern“ die Behandlung von Raum, Luft, Licht, Farbe und Bewegung studirt hat, wird durch dieses Bild mit dem so anspruchlosen Motiv um einen bleibenden Eindruck classischer Malkunst bereichert sein.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Nacht und Morgen.

Von Eugen Reichel.

Ich wallte dahin.

Die Welt war ein großer, ebener Blumengarten, über dem sich der Himmel in mattem Opalglanz wölbte.

Schwül war's; und auch der sanfte Nachthauch, welcher die schlafenden Blumen und Kräuter und meine brennenden Wangen umfächelte, verschaffte mir keine Kühlung.

Tiefe Stille ringsum. Die Vögel schliefen — die ganze Natur lag träumerisch in sich versunken. Nur ich wachte — nur ich allein — allein mit meiner Schwermuth, meinem Gram.

Und ich wallte dahin. Vor mir dehnte sich das weite, ruhende Gelände kaum übersehbar aus. Kein Baum — kein Hügel — nichts — eben — Alles eben und in fühlsames Schweigen gehüllt. Weder Mond noch Sterne glänzten über mir; aber ihr Schein schimmerte wahrnehmbar durch das Opalgrau des duftigen Wolkenschleiers, der das blaue Gewölbe des Himmels meinen Blicken verbarg.

Und ich wallte dahin.

Und plötzlich begann es hoch oben wundersam zu glühen. Und hinter dem Wolkengehege des Himmels ward es rege — Lichter blitzten auf und verlöschten — Gestalten wogten hin und her — holde, nackte, schmiegsame Gestalten — flügelgeschmückte Wesen, die mir mit hoheitvoller Zärtlichkeit zuwinkten.

Staunend stand ich; und erschauernd hob ich mein Auge dorthin, wo das wunderbare Glühen und Leben zu schauen war.

Und nun vernahm ich von Oben her ein lockendes Rufen — das klang wie wenn Geigen-, Harfen- und Flötenton in einander flössen — und ich stand, wie von Paradieseslüften angeweht, und lauschte — lauschte —

„Komm, komm! Sinnender Einsamer, komm! Schwing' Deine Flügel und komm herauf! Hier ist's lieblich und wohl zu hausen — komm! Hier wird sich Deine Schwermuth lösen — hier wird sich Dein Gram in Wonne wandeln. — Komm! Schwing' Deine Flügel und komm herauf!“

Und mir war's, als müßt' ich meine beiden Arme weithin ausbreiten; und ich hob und senkte sie, gleich als ob sie Flügel wären. Aber mein schwerer Leib rührte sich nicht; und meine Füße blieben unbewegt stehen auf dem feuchten Rasen. Sehnsuchtsvoll nur schwang sich ein Blick meiner starr geöffneten, brennenden Augen hinauf in die hohe Himmelsferne, wo sich die holden, flügelgeschmückten Wesen immer noch anmuthig hin und her bewegten, umflossen vom glühenden Glanze des Lichtes.

Und noch einmal erklang es: „Komm! Schwing' Deine Flügel und komm herauf!“

Mein Herz erzitterte vor Weh — meine müden Arme sanken schlaff hinab — ich stand schweigend und sah nichts mehr; denn meine starr geöffneten Augen flossen über von Thränen.

Aber die Thränen versiegten; mein Blick wurde wieder hell und ich sah, daß dort oben am Himmel nichts mehr zu schauen war. Und in mir steigerte sich das Einsamkeitsgefühl, steigerte sich die Schwermuth. Und ich erhob auf's Neue meine Füße — mühsam, sehr mühsam — und ich wallte dahin.

Hoch über mir aber loderte plötzlich ein die ganze Flur verklärender Schein auf. Und ich weilte wieder und sah zu dem Schein empor und sah, daß er von einem, in langwallende Gewänder gehüllten, zarten Wesen herrührte, das aus der opalgrauen Höhe langsam zu mir herabschwebte.

Da strömte mir das Blut rascher zum Herzen und heißer, und ich breitete meine müden Arme weit aus und rief: „O komm! Komm, holde Gesandtin des Himmels! Ich habe das Rufen gehört — aber meine Kräfte waren zu schwach, so daß ich nicht zu den Gefilden, darinnen Ihr heimisch seid, mich erheben konnte. Doch meine Sehnsucht zu jenen Gefilden und Euch ist groß — und ich fühle, daß ich dort oben leichter und freier als hier unten athmen, daß ich dort oben glücklich und wahrhaft zu Hause sein würde. Komm, holde Gesandtin des Himmels — laß Dich umfangen von meinen Armen und schwinge Dich zurück mit mir dorthin, wo mir wohl werden wird!“

Und ich rief's — und sie sank und sank — und ich glaubte sie von Secunde zu Secunde deutlicher und näher zu sehen. Aber so viel sie sank, so kam sie mir doch nicht näher. Und wenn ich gewähnt hatte, sie sinke zu mir herab, so ward es mir nun klarer und klarer, daß ihr Weg weitab führte von mir. Bald mußte mein Blick sich senken; und je tiefer sie schwebte, desto weiter entfernte sie sich von mir. Ich streckte meine zitternden Arme nach ihr aus — ich stöhnte gequält. Aber sie merkte nichts und vernahm nichts — und je näher sie der weit vor mir sich ausdehnenden Flur kam, desto mehr färbte sich der weiße Glanz, in welchem sie wundersam erstrahlte. Schon begann die schlanke, regungslos schwebende Gestalt sich zu röthen — und je mehr sie sich röthete, desto finsterer und schwärzer wurde die Welt. Und nun stand sie, fern, ganz fern von mir, auf der festen schwarzen Erde, wie ein hoch aufgerichteter Streifen glühenden Abendrothes an der schwarzen Wand, welche der Himmel hinter ihr bildete.

„Ja, ja — zu Dir! zu Dir! Ich komme!“ So rief ich und riß die Füße vom Rasen los und stürmte vorwärts und starrte mit weitgeöffneten Augen hin zu der blutrothen Himmelsbotin. Aber die sank tiefer — tiefer — und es währte nicht lang, so war sie versunken.

Finster waren Himmel und Erde, noch finsterer denn vorhin.

Ich aber taumelte zu Boden — erschöpft, gebrochen — und lag auf dem feuchten Rasen, lange — lange.

Da weckte mich ein heiterer Ton in der Höhe. Die Lerche stieg jubilirend in die morgenklare Luft, und von Osten her grüßten flatternde Strahlen der Sonne die Welt.

Mich begann zu frösteln. Ich richtete mich empor. Neben mir glitzerte friedlich ein kleines Wasser, auf dem ein paar Wildenten schwammen. Ich begab mich mit schweren Gliedern an das Wasser und wusch mir das Antlitz. Mein Haupthaar aber spiegelte sich silberweiß in dem Wasser.

Sinnenden Geistes nahm ich die Wandlung wahr. Ich begriff Alles. Aber es war Morgen, und vor mir dehnte sich die Welt weit, weit aus. Und ich erhob mich still.

Meine Füße waren wieder leicht. Meine Seele war heiterer — und ich wallte dahin.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Aus unseren Kunstsalons.

Als ich die Einladung zu der neuesten Ausstellung im Künstlerhause erhielt, wollte ich meinen Augen nicht trauen: fünf Berliner Künstlervereine hatten sich zu einer gemeinsamen Ausstellung zusammengethan! Geradezu unerhört. Fünf Vereine, die sonst zu verschiedenen Zeiten an verschiedenen Orten auszustellen pflegen. Fast könnte man von einer „Berliner Ausstellung" schlechtweg sprechen. Denn gar verschiedene Lager und Richtungen sind vertreten durch die hier versammelten Mitglieder des „Westclubs", der „Gesellschaft Deutscher Aquarellisten", der „Freien Kunst" und der beiden jungen Landschafter-Verbände: des „Märkischen Künstlerclubs" und des „Clubs Berliner Landschafter". Freilich vollzählig sind die Vereine nicht anmarschirt. Bei den drei erstgenannten Verbänden fehlen mehrere Namen. So im „Westclub": Fechner, Frenzel, Hans Looschen u. A.; bei den „Aquarellisten" alle Auswärtigen, wie die Münchener Dill und Hans von Bartels, der Dresdner Bantzer, der Düsseldorfer Bochmann, von Einheimischen solche „Säulen" der „Gesellschaft", wie Liebermann und Leistikow; von der „Freien Kunst": Martin Brandenburg, Hermann Hirzel u. A. Ist's Zufall? Ist's Absicht? Man schweigt sich darüber aus. Aber es hat fast den Anschein, als befänden wir uns am Vorabend der Bildung eines neuen größeren Berliner Ausstellungs-Verbandes. Er sei uns willkommen, und möge er von Bestand sein. Ich möchte glauben, daß die Ueberschwemmung unseres Kunstmarktes mit Ausländern die Berliner, oder einen Theil der Berliner zu diesem Zusammentreten veranlaßt hat. „Getrennt marschiren, vereint schlagen" — die alte Moltke'sche Strategie bewährt sich am Ende auch hier. Und um so begreiflicher erschiene diese Handlungsweise, als ja der Einzelne auch auf der „Großen Berliner" kaum je in ersprießlicher Weise zu Worte kommen kann. Er wird einfach von der Masse erdrückt.

So sehr sind die 53 Künstler, die jetzt in der Bellevue-Straße ausstellen, von Gemeinsinn und Anschlußbedürfniß erfüllt, daß sie nicht einmal dort in den einzelnen Räumen sich gruppenweise zusammengefunden haben. Man hat vielmehr ganz ohne Ansehen dieses oder jenes „Vereins" Alles durcheinander gehängt und sich dabei lediglich von rein künstlerischen Gesichtspunkten leiten lassen. Immer das zu einander Passende hat man zusammenzuhängen gesucht. Ein Verfolgen der Entwickelung der einzelnen Gruppe wird so natürlich sehr erschwert, denn auch im Katalog ist nur eine alphabetische Ordnung durchgeführt: Auf den „Märker" Achtenhagen folgt der West-Clubler Barlösius und auf diesen der „Wilde" — denn auch manchen „Wilden" begegnen wir — Eugen Bracht u. s. w. Also — wollen sie wohl gar nicht mehr als besondere „Verbände" behandelt werden, sondern nur als Vertreter Berliner Kunst. Und das ist gut so.

Es ist natürlich ausgeschlossen, daß ich hier die 53 Künstler alle berücksichtige und nun gar all' die Werke eines jeden Einzelnen. Auch sieht man einige Bilder hier wieder, die bereits auf anderen Ausstellungen zu sehen gewesen sind, wie z. B. Bracht's herbstlicher „Wiesengrund" in Dresden, Dettmann's gelbe „Sonne" auf der Schafstrift ebendort, oder Arthur Kampf's von Rothgluth und Arbeiter-Muskelkraft erfülltes „Walzwerk" desgleichen, wie Gerhard Janensch' Statue des mittelalterlichen Hornbläsers und andere noch.

Alle diese Kunstwerke sind im ersten großen Saale ausgestellt. Ebendort fesseln unsere Aufmerksamkeit u. A. zwei große Freilicht-Damenbildnisse. Das eine ist von Max Schlichting, das andere von Otto H. Engel. Schlichting bleibt sich in der Wahl seiner Motive treu. Gegen die Luft und den Meeresspiegel gestellte leicht- und lichtgekleidete Mondänen auf der Düne — wie oft hat er das nun schon gemalt? Aber immer interessirt ihn dabei ein neues coloristisches Problem. Dieses Mal ist's eine kastanienbraune Dame in gelbem Kleide, die, im leichten Schatten eines Sonnenschirms, im rothen Korbstuhl auf röthlich schimmerndem Sande vor einer blaßblauen stillen Meeresfläche in zitternder Sommergluth dasitzt, ihr Gesicht dem Beschauer zukehrend. Das Problem, die vielen hellen Töne zusammen zu fassen und sie unter den Kammerton sonniger Sommerluft zu bringen, ist gut gelungen, und man hat daher immer das Empfinden, daß bis zum letzten Pinselstrich alles unmittelbare Freilicht-Eindrücke waren, daß da keine nachhelfende Atelierarbeit hinzugekommen ist, daß diese sich vielmehr genau an die Studien gehalten hat. Das ist ja das wohlverstandene Princip der Monet und Renoir. Gegenüber Engel's junger Dame in Grau im Kiefernwalde habe ich diese Empfindung nicht. Gerade weil die Waldluft coloristisch so überzeugend getroffen ist, fällt das Grau des Kleides heraus: es hat Atelierton, und auch das Gesicht scheint nachträglich sehr sorgsam übermalt worden zu sein. So wirkt das Ganze, obschon recht tüchtig gemalt, doch nicht lebendig genug. Noch ein Freilichtbildniß einer Dame im selben Saal. Es ist vom „Märker" Felix Krause. Er macht die Mode mit, die Mode von vorgestern, eine Dame im Profil unterhalb der Büste vom unteren Rahmenrand abschneiden zu lassen. Der dunkelgekleideten Dame mit schwerem Haarknoten hat er eine „rothe Blume" in die Hand gegeben — nach der das Bild auch heißt — und das Ganze vor eine nur als Farbenfläche behandelte grüne Wiese gestellt. Sehr effectvoll. Ein Freilichtbild in dunklen Tönen. Ein Bild in „Dur" könnte man es nennen. Farbensatt und in breiter Manier bei scharfen Umrissen gehalten. Im Colorit durchaus der Wahrheit entsprechend. Und noch ein Bildniß. Von G. L. Meyn, dem Nachfolger Koner's in der akademischen Hochschule. Cäsar Flaischlen's Mutter. Ein prächtiges Greisinnengesicht mit jugendlich lebhaft blickenden Augen unter den schweren Lidern und einem sinnigen, gütigen Munde. Das Bild ist sehr flott gemalt; nicht zum Mindesten in der kühnen Ueberwindung der braunen geschweiften Divanrückenlehne, vor der die alte Dame sitzt. Ein paar vorzüglich lebendige Hände ruhen lässig im violetten Schooße. Die Runzeln im Gesicht sind pastos bis zur Plastik behandelt. Sehr kühn, aber der Effect ist groß. Franz Skarbina, Hans Herrmann, auch Max Uth in seinem regenfeuchten alten „Hof" sagen nichts Neues; Hugo Vogel bringt ein Männerbildniß in klarer Innenraumluft am großen Fenster eines Geschäftshauses. Von den Landschaften sind in diesem Saale beachtenswerth neben einigen großen meist Nacht- und Regenwetterstimmungen aus Hafenstädten am ligurischen Golf, bravourös in blaugrünen Farbenscalen hingeworfen, von Willy Hammacher und einer Abendsymphonie in gelbroth und schwarzgrün, zu der sich Willy Feldmann's Motiv vom „Haidebach" auflöst, ein paar kleinere Bilder von H. Klohß und von A. Liebtke, vom „Club moderner Landschafter". Brachtschüler, wie auch die „Märker". Bracht ist ein vorzüglicher Lehrer, aber auch ein sehr gefährlicher. Er sucht seine Schüler zu größter Selbstständigkeit zu erziehen, aber seiner eigenen Malweise Einwirkung ist so stark, daß der Schüler sich meist wie in einem Bannkreise in des Meisters Ausdrucksmitteln bewegt. Nur sehr starke Temperamente vermögen sich zu befreien, indem sie zuerst sich an eigenartige Motive machen, dann auch eine eigene Sprache finden, die mit der des Lehrers nur noch die Principien sozusagen der Lautbildung gemein hat. Wie A. Lickte hier ein düsteres Regentagmotiv aus dem Hamburger Hafen und, in einem anderen Saale, namentlich einen gelbbraunen Sonnenuntergangs-Effect von eben dorther giebt, das ist schon durchaus Emancipation von des Lehrers Weise, zeigt schon eigene Handschrift. Auch H. Klohß hat im kräftig behandelten „Mühlenweg" Zwecke, die nur in letzter Linie rein decorativ sind, und von Willy Freudmann's „Letzter Schnee" läßt sich das Gleiche sagen. Dagegen wandeln Pigulla im „Bach mit Erlen" und in der alten „Wassermühle" bei rosafarbenem Sonnenuntergang, August Achtenhagen in der braunrothen Waldwiese mit tanzenden Mädchen, auch Karl Wendel im herbstlichen Schloßpark, wo das Rothbraun der Bäume so schön gegen die bläulichen Töne des Schlosses stehen, vor Allem aber Kayser-Eichberg im „romantischen" Motiv der alten Kiefer unter dunklem Himmel über blauem Bach sichtlich noch stark in des Lehrers Spuren. Kayser-Eichberg hat dicht daneben übrigens ein eigenes Motiv: eine landschaftliche Sonntagsstimmung in der Mark. Ein Bild zu Uhland: „Das ist der Tag des Herrn". Nur das Sonnige hat er noch nicht herausbekommen, während das Feiertägliche wenigstens in der stillen Einsamkeit zum Ausdruck gekommen ist. Immerhin — es ist ein Versuch, sich selbstständig zu geben. Solchen Versuchen begegnen wir auch bei Theodor Schinkel, gleich dem Vorgenannten ein „Märker". Nur ist seine Persönlichkeit, die eine stark romantische Seite zeigt, noch nicht gefestet genug. In der Stimmung des Hügelgeländes „Nach dem Gewitter" singt er ein Lied in grünen Tönen mit manchem allzu grellen Accent und auch im „Frühlingssturm" — hellgrüne Birke auf blaugrauem Himmel — gährt's und brodelt's noch gewaltig. Aber es herrscht Leben drinn, das sich impulsiv bethätigt. Weit reifer nehmen sich Achtenhagen im Schloßpark mit der Rococo-Brücke unter gelbem Kastaniendach, Fritz Geyer in einem düsteren Burgmotiv aus Franken, vor Allem Louis Lejeune im Frühlingsbilde mit der brütenden Zeugekraft-Stimmung im Gelände und in der Luft aus. Ein vorzügliches Bild durch diesen Stimmungsgehalt. Enttäuscht hat mich von diesen Jungen dagegen Alfred Oesterig, der plötzlich sich in einer sehr starken Anlehnung an die Worpsweder gefällt. Zu den Begabtesten unter den Mitgliedern des „Clubs moderner Landschafter" — Lejeune ist „Märker" — gehört aber neben Liebtke der ebenfalls schon genannte Hans Klohß. Sein „Vorfrühling" und sein „Weg hinter dem Garten" mit der Sehnsucht in's Weite beweisen es auf's Neue. Karl Langhammer giebt sich in seinen bekannten Havelmotiven vom Thurmspitzen-Standpunkt aus trockener, als sonst. All' diesen Künstlern begegnen wir im zweiten und dritten Cabinett. Auch Philipp Frank stellt hier aus. Zwei Bilder mit bei ihm neuen Motiven. Frühlingspracht und Sonnenluft im Gegensatz zu alten Frauen. Einmal trinkt sie am sonnigen Tisch ihren Kaffee, das andere Mal steht sie vor blüthenschweren Bäumen an einem Dorfzaun. Sehr gewissenhafte Arbeit und dabei ein schönes tiefes, künstlerisches Empfinden. Frank fiel schon im Sommer in der „Secession" angenehm auf. Er scheint nun endlich sich selbst gefunden zu haben. Vielversprechend ist ein junger Anfänger im dritten Zimmer: Rudolf Kohtz. Malt er da ein junges Mädchen im weißen Kleide vor einer Hecke mit einer coloristischen Bravour, die erstaunlich ist. Fertig ist er noch lange nicht. Das Mädchen hat was Körperloses, es fehlt andererseits an Luft, und doch weiß der Künstler den Beschauer zu packen. Auch darin, wie er das „Erwachen" shmbolisch auffaßte und gab. Im Hintersaal finden wir neben einigen wundervollen Aquarellen von Hans Herrmann, namentlich dem braunen Novembermotiv, M. Fritz, auch Ernst Hausmann eine treffliche Studie von Freudmann, Sandboden mit knorrigem Wurzelwerk, und eine Reihe von stylechten Büchereizeichen-Entwürfen von Georg Barlösius, der ganz in der Albrecht-Dürer-Zeit lebt und in ihrem Geiste schafft.

Digitized by Google

Unter den Skulpturwerken ragt eine Madonna mit Christuskind in Majolika von Ludwig Manzel hervor. Der Professor hat sich bekanntlich mit dieser Technik schon lange ernst und eingehend beschäftigt. In der Behandlung der Farben — Fleischton, Hellblau, Gelb und Haarblond — hat er bei diesem offenbar für eine katholische Kirche geschaffenen Reliefbildniß im vergoldeten romanischen Nischen-Rahmen Schönes erreicht. Um so mehr, als das Material — Thonerde vom Kaisergut Cadinen — sehr spröde war. Das kostbare Werk, das in seiner Formensprache den Geist des 14. Jahrhunderts zeigt, ohne ihn nachzuahmen, ist eine Bestellung des Kaisers. Es wird dem Bildner ohne Zweifel noch manche ähnliche zuführen.

J. Norden.

Rund um die Kunst.

Das Wohnhaus der Zukunft.

Nach der stylarchitektonischen Richtung hin ist in der Baukunst seit etwa 200 Jahren nichts Neues zu Tage getreten. Man begnügte sich damit, die Bau-Geschichte auszubeuten. Man suchte und ersehnte den neuen Styl, aber man kam nicht über die Wiederholungen der alten Style mit oder ohne Variationen hinaus.

Nach der technischen Richtung hin dagegen wurde seit etwa 30 bis 40 Jahren in die Baukunst ein ganz neues Element eingeführt. Bis dahin war das einzige Baumaterial Stein gewesen, entweder der Naturstein (Hausstein) oder der Kunststein (Backstein). Dann aber fand man, daß die Natur ein weit ergiebigeres Baumaterial, namentlich nach der Seite der Tragkraft hin, gegeben hatte in der Gestalt des Eisens. Zu allermeist kommt es auf Tragkraft beim Brückenbau an. Deßhalb begann man damit, das Eisen beim Brückenbau zu verwenden: man baute eiserne Brücken. Darnach wurde das Eisen zum Hallenbau verwendet — vergleiche den Londoner Crystallpalace des Jahres 1856. Dann kam das Denkmal des Eisens und zugleich die Verherrlichung des Eisens, die Eisenarchitektur als „Ding an sich" — das war der Eiffelthurm. Und endlich begann man das Eisen als Stützmaterial im Hausbau zu verwenden, zunächst da, wo es darauf ankam, bedeutende Tragkraft bei geringer Massen- und Materialaufwendung zu entwickeln, also beim Laden, beim Schaufenster, beim Geschäftshaus, beim Waarenhaus. Das Schauspiel der Verwendung des Eisens erlebten wir zuerst da, wo man in das untere Stockwerk eines gewöhnlichen Wohnhauses einen Laden durchbrechen wollte: um das große Schaufenster zu ermöglichen und eine Stütze für die bedeutende Last des Hauses zu geben, dazu schien die Eisenschiene wie geschaffen. Das Nächste war, daß man ein ganzes Haus (Geschäftshaus) auf einem Eisengerippe errichtete. Dies hat uns die Entwickelung des Geschäftshaus-, im Besonderen Waarenhaus-Baues in den letzten Jahren gebracht. Allerdings ging es den Architekten zuerst wie der Natur vor einer Million Jahren: sie versuchten die Knochen nicht in das Innere zu verlegen, sondern wie bei den Hummern und Langusten nach Außen. Das war eine große Verschwendung, denn die Tragkraft des Eisens wurde an den Fenstern nur nach einer Seite (nach Innen zu, nicht auch nach Außen) verwerthet. Und zugleich war das Ergebniß ein in ästhetischer Hinsicht wenig befriedigendes, und außerdem wußte man nicht, was man an der Façade mit den aufdringlichen eisernen vertikalen Streben anfangen sollte. Die Façade des Tietz'schen Waarenhauses an der Leipziger Straße in Berlin ist, soweit mir bekannt, das erste Beispiel, die Eisen-Knochen des Gebäudes nach Innen zu verlegen. Damit ist die Grundlage für den Styl der Zukunft gegeben.

Wenn man einmal zu Eisen als Baumaterial greift, weiß man mit dem Stein nichts mehr anzufangen. Denn als Stützmaterial ist der Stein nicht mehr von Nöthen. Als Füllmaterial aber ist er zu schwer und zu massig. Zudem ist die Verbindung von Eisen und Stein schwer zu ermöglicheu.

Das Naheliegendste wäre nun dies, nur in Eisen zu bauen und die Füllungen mit Glas und Wellenblech zu bewerkstelligen. Und bei Bahnhöfen, Markthallen, Waarenhäusern, Circusbauten ꝛc. läßt sich dies auch durchführen.

Beim Wohnhaus dagegen reichen Glas und Blech nicht zu, um die Anforderungen, die wir nach der psychischen Seite hin an das Wohnhaus stellen, zu befriedigen. Wir brauchen Wärme, Intimität — die kann weder das Eisen noch das Glas geben. Zudem ist die Abkühlung an der Fläche bei Eisen und Glas wenigstens für unser Klima zu bedeutend. Besser wäre schon Holz, das gerade nach der Seite der Wärme-Entwickelung hin gegenüber dem Eisen und dem Stein Vorzüge hat.

Aber die Entwickelung wird einen anderen Weg nehmen. Der Kunststein und Zierstein wird an die Stelle des Bausteines und gewöhnlichen Backsteines treten; nicht nur Terracotta und Chamotte, die heute so entwickelte Steingut-, Porzellan- und Majolikafabrikation wird zur Füllung der Wandflächen zwischen den Fenstern verwendet werden. Und damit wird nicht nur ästhetisch, sondern auch hygieinisch sehr viel gewonnen sein. Das neue Haus wird erstens mehr Licht haben, zweitens größere Ventilation ermöglichen, drittens leichter zu erwärmen sein, viertens für die Verbreitung der Ansteckungsstoffe, für die Holz ganz das geeignete Material wäre, keine Gelegenheit bieten, und fünftens leicht zu reinigen sein — man könnte das ganze Haus von unten bis oben, wann immer man will, abwaschen und abspritzen, wie eine einfache Fensterscheibe.

Das Wohnhaus der Zukunft würde darnach folgendes Bild ergeben: den innersten Kern des Hauses bilden die eisernen Streben, welche zwischen sich die Personen-Aufzüge, Gepäck- und Speise-Aufzüge haben. Um diesen Kern gruppiren sich die Zimmer. Soweit es verschiedene Stockwerke giebt, werden sie von jenen eisernen Streben, über die an den betreffenden Stellen eiserne Tragbalken gelegt sind, getragen. Mauern giebt es eigentlich nicht, wenigstens nicht in dem Sinne von Stützmauern. Denn die Tragbalken hängen über und brauchen an der Außenseite keine Stütze, sondern höchstens dünne Verbindungsstreben, als die die eisernen Fensterstreben dienen können. Im Uebrigen wird die Mauerfüllung durch Kunststein bewerkstelligt. Diese Kunststeine müssen so eingerichtet sein — sie sind es zum Theil heute schon — daß sie innen hohl sind: gerade dadurch wären sie hygieinisch von unschätzbarem Werthe. Vielleicht wäre es auf dieselbe Weise zu ermöglichen, die Lustheizung durch sie hindurchzuführen.

Man kann sich heute schon vorstellen wie altmodisch nicht nur, sondern vor Allem unschön, unpraktisch, gesundheitswidrig im höchsten Grade, den Bewohnern des Hauses der Zukunft das alte Steinhaus vorkommen wird, dessen Mauern Kälte ausstrahlten, wenn man Wärme brauchte, und Wärme ausstrahlten, wenn man Kühlung brauchte — das Steinhaus, diese Bazillenbrutstätte, in die Luft und Licht nur schwer gelangen konnte. Ja, wirklich, nach der praktischen, nach der technischen, nach der ästhetischen und nach der hygieinischen Richtung hin erscheint das Wohnhaus der Zukunft wie eine Erlösung aus dem „finsteren Steinzeitalter".

Heinrich Pudor.

Erziehung zum künstlerischen Sehen.

Es ist eine Folge der Vernachlässigung der künstlerischen Erziehung in der Schule, daß die meisten Menschen tagtäglich über dieselbe Straße gehen, ohne die Gebäude und deren künstlerische Ausschmückung eines Blickes zu würdigen. Wenn man sie fragen wollte, welcher Art die Häuser der Straße sind, die sie tagtäglich passiren, würde man keine Antwort bekommen. Kaum daß Neubauten, von denen eben das Gerüst abgetragen ist, eines Blickes gewürdigt werden.

Aber jeder Einzelne kann jeden beliebigen Tag damit den Anfang machen, sich selbst zum künstlerischen Sehen, zum Anschauen und Beobachten zu erziehen. Denn nur auf das Denken beim Sehen, auf das bewußte Sehen kommt es an, und dieser Selbstanschauungs-Unterricht besteht in nichts Anderem, als in einem „denkenden Sehen". Nicht nur molluskenartig die Augen offen halten, sondern beim Sehen den Intellect zu Hülfe nehmen. Wer systematisch zu Wege gehen will, mag bei seinem täglichen Gange durch die Straßen der Stadt den einen Tag sein „Augenmerk" auf die Façadenarchitektur der Häuser im Allgemeinen richten, den zweiten Tag auf den Portalausbau, den dritten Tag auf die Dacharchitektur, den vierten Tag auf die Gliederung der Façaden der Horizontalen und Verticalen nach, den fünften Tag auf die Anordnung der Fenster und deren Umrahmung, den sechsten Tag auf die Fensterconsolen, dann auf die architektonische Behandlung der Gebäude-Ecken, auf das Baumaterial, auf die Hofarchitektur, weiter darauf, ob die Gebäude den Massen nach, dem Raume nach, oder ob sie flächen- und linienhaft gegliedert sind, in wieweit das Eisen verwendet ist, und so fort. Ein ander Mal wieder kann man auf Kunstgewerbe und Kunst-Handwerk sein „Augenmerk" richten, z. B. auf die Lichtträger, Beleuchtungskörper, Thüreinfassungen, Schaufenster-Einrichtungen, Kunstplakate ꝛc. Und ebenso im Innern der Gebäude. Wenn man in ein Café, Restaurant oder in einen Laden tritt, achte man auf die Innendecoration, auf die Behandlung der Decke, auf die Möbel, Tapeten, Fensterbehänge, Teppiche, Oefen, Kronleuchter. Uebung macht bekanntlich den Meister — das gilt auch vom künstlerischen Sehen. Das vielgebrauchte Sprichwort, daß man den Wald nicht vor Bäumen sieht, paßt gerade für unseren Gesichtspunkt: wenn wir blind wären, würden wir nicht weniger sehen, als wir im Allgemeinen „sehen", indem wir durch die Straßen laufen und in die Häuser treten. Fange Jeder bei sich selbst an und ertheile er sich täglich ein wenig Pestalozzi'schen Anschauungsunterricht, dann wird er bald ein geübtes Auge bekommen und damit auch Urtheil und Verständniß, und er wird merken, daß er bisher mit sehendem Auge blind gewesen ist.

H. P.

Digitized by Google

Das Ueberbrettl, wie es ist und wie es sein soll.

I.

Man dürfte sich heute darüber klar sein, daß das sogenannte Ueberbrettl nichts anderes als ein Variété „im guten Ton" ist. Wir sind auf der einen Seite, was ernstere Stücke betrifft, theatermüde, und auf der anderen Seite möchten wir uns nach des Tages Müh'n gern „amüsiren". Zugleich ist man sich aber darüber einig, daß das Ueberbrettl, wie es heute ist, künstlerisch nicht mitreden darf. Die obere Classe, der es seine Entstehung verdankt, hat sich wieder einmal unfähig erwiesen, künstlerisch und culturell produciren zu können. Ueberall guckt der Pferdefuß, aber nicht der der Satire, sondern der der Zote heraus. Es wird kommen, wie es in diesem Fall immer kommt: alles was wächst, wächst von unten herauf, nämlich aus dem Volke. Die Zukunft des Ueberbrettl liegt im Volksthümlichen. Ein gesunder, kräftiger Seb. Brant-, Till Eulenspiegel- und Kasperl-Styl muß sich des Ueberbrettls bemächtigen, wenn es einst literarisch, künstlerisch, culturell mitreden will. Heute ist es nur eine fratzenhafte Modenarrheit mit dem Beigeschmack des Gigerlhaften und Cocottenhaften. Die Form, die Schale läßt sich verwenden, aber ein gesunder Kern steckt nicht darin, den muß erst das Volk geben. Möglich, daß sich dann die Parquetritter und Patchoulifräulein zurückziehen — und das wäre ein Vortheil. Was diejenigen freilich, die der herkömmlichen, unkünstlerisch langathmigen und einförmigen Concertdarbietungen und der unvolksthümlichen, pathetisch-geschraubten Theatermacherei satt sind, dann thun wollen, ist eine andere Frage. Die Losung heißt: mit dem Volke gehen. Vielleicht kommt es doch wieder einmal zu einer Volkssolidarität. Dann werden wir auch eine Volkskunst haben — und vielleicht auch ein Volks-Brettl.

Myron.

Notizen.

An die Frauenwelt wendet sich Otto v. Leixner mit seinen Aesthetischen Studien (bei C. F. Amelang, Leipzig). Man kennt den gediegenen und ernsten Essaisten, der nicht müde wird, im tollen Strudel einer aus den Fugen gegangenen Zeit deutsche Schlichtheit zu predigen und deutscher Auffassung Jünger, Jüngerinnen vornehmlich, zu werben. Die draußen auf dem Markte mitbrüllen, mögen über Leixner lächeln; seine Art ist nicht die ihrige und sein warnendes Wort kann ihm die nicht mehr streitig machen, die der Großstädterei in Kunst, Literatur und socialem Empfinden verfallen sind. Aber Leixner sucht von vornherein andere Kreise auf. Und es ist kein Zweifel, daß seine ehrlichen Darlegungen, die grundsätzlich allen modernen Aufputz und Flitterkram verschmähen, vielmehr nur den gesunden Menschenverstand und einen kraftvollen, phrasenlosen Styl für sich sprechen lassen, daß seine Mahnungen bei unseren wirklich Gebildeten, bei den Leuten in der Provinz und den von gesundem Provinzgeist noch nicht ganz verlassenen hauptstädtischen Familien, ein williges Ohr finden. Leixner's Tafel ist reich besetzt. In 25 Essais spricht er seine Meinung über ziemlich alle vielerörterten Fragen künstlerischer und gesellschaftlicher Natur aus, und allen 25 Essais entleuchtet ein inniges Bestreben: dem Juwel des deutschen Volkes, seiner Frauen- und Mädchenwelt, den reinen Glanz zu bewahren. Ich stimme nicht durchweg mit Leixner überein; was er beispielsweise zu dem schwierigen Thema Kunst und Moral sagt, scheint mir nur mit Einschränkungen richtig, sein Ritt wider den wackern Schwaben Vischer endet nicht mit Vischer's Niederlage, und seinen allzu heiß und allzu oft hervortretenden Zorn gegen die Ballroben unserer Damen vermag ich nicht zu theilen. Aber der Autor ist auch da, wo man ihm widersprechen muß, ein Mann, mit dem zu spazieren ehrenvoll ist und Gewinn bringt. Sein neues Werk stellt sich als ein treffliches Weihnachtsbuch, zumal für junge Mädchen, dar, die über die spielerischen Jahre hinaus sind, und eines gewissenhaften ästhetisch-ethischen Leiters aber noch bedürfen.

Von der stattlichen und künstlerisch vollendeten Arbeit Marcel Lambert's „Versailles et les deux Trianons" hat uns der Verlag A. Marne et fils das erste Heft vorgelegt. (Auslieferung für den deutschen Buchhandel: G. Hedeler, Leipzig). Hält sich das Ganze auf der Höhe dieser Probe, so darf man dem Werke ein günstiges Horoskop stellen; es wird dann auch in Deutschland seinen Weg machen. Die Reproductionen (Marmorhof, Kapelle, Trianoncascade), die zum Theil farbig, zum Theil wunderbar feine Heliogravuren sind, zeigen die Höhe der französischen Technik, und Philipp Gille's Text schmiegt sich diesen Kunstperlen harmonisch an.

So oft wir Fischer & Franke's „Jungbrunnen" an dieser Stelle erwähnt haben, ist es mit herzlichem Vergnügen geschehen. Der fleißige und geschmackvolle Berliner Verlag, der mit entschiedenem Glück die Kunst volksthümlich zu machen sucht, rastet und rostet nicht, und auch sein „Jungbrunnen" rinnt heute noch so klar und frisch wie am ersten Tag. Immer von Neuem empfehlen wir deßhalb dies wirklich nationale Unternehmen der thätigen Förderung durch unsere Leser. Die Jungbrunnenhefte in ihrem reizvollen, eigenartigen Schmucke sollten nicht nur bei unseren Malern und intimen Kunstfreunden zu finden sein; gerade um sie zum Gemeingut der Nation zu machen, hat der Verlag den Preis so niedrig festgesetzt (eine Mark für das mit reichem Bild- und ornamentalem Schmuck versehene Heft). In den letzten Bändchen bewährt sich J. Carben als verständnißvoller, kernhafter Illustrator deutscher Burschenlieder; das „Marienkind" und andere Grimm'sche Schätze haben in E. Müller-Münster den Zauberer gefunden, der mit begnadetem Zeichenstift den Reichthum vollends zu Tage fördert. Es liegt süße, verträumte Poesie in seinen schlichten Bildern. Erwähnen wir noch kurz, weil unser Raum beschränkt ist, Horst-Schulze's „Jahreszeiten in Bildern", die eine sehr eigenartige Naturauffassung verrathen, John Brinckmann's köstlichen, von M. Bernuth kraftvoll illustrirten „Voß und Swinegel", schließlich die von Franz Stassen mit Zeichnungen versehene, altberühmte Erzählung „Fortuna und seine Söhne". Der Verlag hat auf dies Buch besondere Sorgfalt und Mühe verwandt und wirklich ein säuberliches kleines Kunstwerk zu Stande gebracht, dessen sich alle Eltern erinnern mögen, wenn sie die Weihnachtsliteratur für ihre Sprößlinge besorgen.

Bei Eugen Diederichs, Leipzig, beginnen soeben Leo Tolstoi's Gesammelte Werke zu erscheinen; Raphael Löwenfeld zeichnet als Herausgeber. Der Verlag Diederichs gewährt von vornherein ausreichende Bürgschaft dafür, daß das große und dankenswerthe Unternehmen würdig durchgeführt wird und zu gedeihlichem Abschlusse gelangt. Es sind vierzehntägige Lieferungen zum Preise von je 50 Pfennige geplant; die ganze Ausgabe soll in 2—3 Jahren vollständig sein. Das erste Bändchen enthält die gewaltige Studie „Meine Beichte", die den eisernen Mann und unerschütterlich dem geahnten Ziele zustrebenden Denker Tolstoi in all' seinem wuchtigen Ernste zeigt. Das Interesse der großen Tolstoi-Gemeinde in Deutschland ist dem schönen Diederichs'schen Plane sicher.

Otto von Leitgeb's Roman aus Friaul „Sidera cordis" (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart und Leipzig) ist eine recht unterhaltende Geschichte, der nur das Buchgewand nicht recht sitzt. Ich sollte meinen, daß sie sich im Feuilleton einer Tageszeitung, besser noch in einem hübsch illustrirten Familienblatte ganz famos ausnehmen würde; als erzählendes Kunstwerk dagegen besteht sie nicht recht. Es ist zu viel Zuckerwasser darin. Der Autor hat seinen Roman zu sehr auf den Backfisch-Geschmack gestimmt. Es ist offenbar, daß er ein entsprechendes Talent durch überhastete Vielschreiberei zu verschleudern beginnt, daß er sich die Arbeit viel zu leicht macht und deßhalb immer an der oberflächlichsten Oberfläche haften bleibt. Einzelne Partien in dem Buche sprechen für seine dichterische Begabung, andere wieder sind unverzeihlich gehudelt. Hoffen wir, daß der Verfasser sich disciplíniren lernt und nicht auch in den Schuckeltrab Literatur-Pferdetäuscher und Feuilleton-Großhändler verfällt, die den deutschen Roman so sehr heruntergebracht und sein Durchschnitts-Niveau tief unter das des Französischen gelegt haben!

Jede neue Veröffentlichung des Bibliographischen Institutes in Leipzig ist ein neues Vergnügen Diese Verlagsbuchhandlung versteht sich wie kaum eine zweite auf die edle Popularisirung der Wissenschaft. Ihre Mitarbeiter, sind sämmtlich Fachgelehrte ersten Ranges, aber eins zeichnet sie vor den meisten ersticlassigen Fachgelehrten aus: sie verstehen zu schreiben. So ist Friedrich Ratzel's „Die Erde und das Leben", dessen erster Band uns vorliegt, auch stylistisch so meisterhaft, und so fesselnd ist Dank der Darstellungskunst des Autors jedes Capitel des groß angelegten Werkes, daß man sich mit immerfort steigender Theilnahme darin festliest. Wie der Laie, den hier eine sichere Hand in die Geheimnisse des Erdenbaues einführt, der über die Entwickelung der Erdkunde, über Sonne, Mond und Sterne und ihre Wechselwirkung auf unseren Planeten, über Land und Meer, Gletscher und Vulkane belehrt wird; wie der Laie, findet auch der Fachmann in Ratzel's Werk reiche Ausbeute. Wir haben aus dem gewaltigen Fundus neuer Hypothesen, neuer Vorstöße in unbekanntes Gebiet, zum Theil jäh widerstreitender Auffassungen, deren sich just die moderne Geographie rühmen darf, kaum eine vermißt. Zu jeder aber nimmt Ratzel kritisch prüfend Stellung, und seine Sichterarbeit ist nicht seine kleinste und verdienstärmste. Ein Werk, das wie dieses unsere Augen für Welt und Urwelt, ja auch für die Steine und den Sand am Wege schärft und uns ihre geheimnißvolle, uralte Geschichte erzählt, ein solches Werk ist heute ein Bedürfniß. Die Verlagsbuchhandlung hat es ausgestaltet, wie sie ihre Bücher auszustatten pflegt. Reich und vornehm dabei.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Bismarck
im
Urteil
seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Manuskripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuskripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher u. s. w. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Rich. Sattler, Braunschweig
(gegründet 1883).

Gottsched-Verlag. Berlin W. 9.
Eugen Reichel:
Ein Gottsched-Denkmal.
Monumentales Prachtwerk. 30 M.

Kleines Gottsched-Denkmal. 2 M.
Die Londoner „Academy" hat kürzlich verschiedenen hervorragenden Gelehrten und Staatsmännern einen Fragebogen mit der Frage zugehen lassen, welches die zwei im Jahre 1900 erschienenen Werke seien, die auf sie den bedeutendsten Eindruck gemacht haben. Karl Blind, der in London heimisch gewordene berühmte Gelehrte, hat bei dieser Gelegenheit Eugen Reichel's „Gottsched-Denkmal" an erster Stelle genannt.

Bismarcks Nachfolger.
Roman
von
Theophil Zolling.
Volksausgabe.
Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom
Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

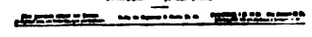
Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.
Soeben ist erschienen:
Allgemeine Theorie
der
gesellschaftlichen Produktion
von
Dr. jur. A. Nordenholz.
X, 292 Seiten. gr. 8°. Geh. 7 M.

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: 42 **Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 M.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom
Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**
Soeben erschien:
Georg von Bunsen.
Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter
Marie von Bunsen.
22 Bogen Oktav.
Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.
Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Stottern
heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz und Burgsteinfurt, Westf.** Herrl che Lage. Honor. **nach** Heilg. Prospecte gratis. **Aelteste staatl.** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I ausgezeichn. Anst. Deutschl.**

Manuscript-
Angebote erbitten
Jacobi & Zocher, Verlagsbuchhandlung.
Leipzig-R., Oststraße 9.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 47. Berlin, den 23. November 1901. 30. Jahrgang. Band 60.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Französische Generäle. Von einem altpreußischen Officier. — Drill und Sport. Von Professor Arnold Fokke. — Ueber das männliche und weibliche Princip in der lebenden Natur. Von Eduard Sokal (Berlin). — **Literatur und Kunst.** Adolf Bartels als Literarhistoriker. Von Hans Benzmann (Berlin). — **Feuilleton.** Kuni Kraxl. Von Fr. Kroff (München). — **Aus der Hauptstadt.** Die neue Vocabel. Von Timon d. J. — Opern und Concerte. — **Rund um die Kunst.** Das Ueberbrettl, wie es ist und wie es sein soll. II. Von P. V. — Kunst-Pädagogik. Von Hans Schmidkunz. — Notizen. — Anzeigen.

Französische Generäle.

Von einem altpreußischen Officier.

Sehr getheilt waren die Ansichten der deutschen Politiker, als im August des vorigen Jahres von Cassel aus der Welt bekannt gegeben wurde, daß ein deutscher General den Oberbefehl in China zur Beseitigung der dortigen Wirren übernehmem werde. Die Einen erblickten in einem solchen Schritt die Symptome eines bedenklichen Thatendurstes. Die Anderen bewunderten den in der Uebernahme sich ausdrückenden hohen Grad von Selbstverleugnung, mit der die deutsche Regierung für ein einheitliches Handeln dem Reich der Mitte gegenüber eintrat. Niemand aber konnte des Entschlusses froh werden, welcher die deutsche Politik ohne zwingenden Grund und in Verleugnung aller Bismarckischen Tradition in den Vordergrund schob. Daß des deutschen Obercommandirenden in China keine Lorbeeren harrten, hatte Jeder im Gefühl. Coalitionskriege sind schon öfter geführt worden; und stets hat in ihnen der oberste Befehlshaber eine traurige Rolle gespielt. Nur auf den guten Willen der Führer der fremden Contingente ist er angewiesen. Nicht: „ich befehle", sondern „ich hoffe und wünsche" darf er sagen; und das Merkwürdige dabei ist, daß der gute Wille gerade in den kritischen Situationen am seltensten anzutreffen ist. In dem Gedankenaustausch der Staatsmänner der verschiedenen Mächte kehren zwar beständig die gemeinsamen Interessen der Nationen wieder. In Wahrheit stehen sie sich aber meistens unvermittelt gegenüber. Keine Macht traut der anderen, fürchtet vielmehr, daß ihr der liebe Nachbar die fetten Bissen vor der Nase wegschnappen wird. Schwarzenberg, der Oberbefehlshaber der Verbündeten gegen den in Rußland geschlagenen Corsen, ist gleich bedeutend als Feldherr wie als Staatsmann gewesen. Es wird ihm nachgerühmt, er habe das Beste auch gewollt. So gering ist aber sein Einfluß gewesen, daß wer die Geschichte der Befreiungskriege liest, sich nur mühsam gegenwärtig halten kann, daß von Rechts wegen bei ihm alle militärischen Fäden hätten zusammenlaufen müssen. Wie hätte sich in China die gemeinsame Action verbündeter Staaten in einem anderen Lichte zeigen, wie dort der Obercommandirende mit einem Male eine erfreulichere Rolle spielen sollen? Der große Haufe, der dem Feldmarschall Waldersee zujauchzte, als er vor seiner Ausreise nach China durch die Straßen Berlins, Hannovers und Cassels fuhr, mag geglaubt haben, er würde mit glänzenden Erfolgen in die Heimath zurückkehren. Wer aber seine fünf Sinne nicht sofort durch eine schneidige Rede gefangen nehmen läßt, den konnte es nicht überraschen, als es offenkundig wurde, daß der deutsche Oberbefehlshaber der ganzen, ihm in so reichem Maße eigenen diplomatischen Kunst bedurft hatte, um wenigstens nach Außen hin den Schein des Zusammenwirkens zu wahren, und daß er manche bittere Pille hat herunterschlucken müssen, damit es nicht zwischen ihm und den Führern der fremden Contingente zum Bruch kam. Das Asbesthaus mag ihm bis zu dem Augenblick, wo es ein Raub der Flammen wurde, für sein körperliches Wohlbefinden alles Erforderliche und Wünschenswerthe in vollem Maße gewährt haben. Seelisch ist der Feldmarschall in China sicherlich nicht auf Rosen gebettet gewesen. Der Dornen gab es dort für ihn zu viele. Daß er sich aber mit diesen abfand, ohne jemals die Laune zu verlieren, kann ihm nicht genug von den Betheiligten gedankt werden.

Diese Betheiligten sind indessen nicht bloß die Regierenden in Deutschland, sondern auch die Machthaber der anderen Staaten. Verschiedene von ihnen haben auch nicht versäumt, der schon vom politischen Anstand gebotenen Pflicht nachzukommen. Ein wahrer Regen von Ehrungen und Auszeichnungen ergoß sich bald nach seiner Heimkehr über den einstmaligen Obercommandirenden. Nur dem französischen General Voyron was es vorbehalten, ihm die in China geübte Selbstverleugnung mit schnödem Undank, mit der ungezogensten Indiscretion zu lohnen. Kaum seinerseits wieder auf heimischem Boden, gab er im „Matin" die Heldenstücke zum Besten, die er sich seinem Obercommandirenden gegenüber geleistet hätte. Nicht ein Mal, sondern des Oefteren habe er ihm auf der Nase herumgetanzt, ein Schnippchen geschlagen, ohne daß er gewagt hätte, sich zu rühren. Wie es in der Geschichte Schattenkönige gegeben, so sei auch Graf Waldersee nur ein schattenhafter Bundesfeldherr gewesen, mit dem die Unterführer unter den verbindlichsten Formen die abscheulichsten Scherze getrieben hätten. Das stand freilich nicht wörtlich in den Enthüllungen des „Matin". Sehr, nein zu deutlich war es aber zwischen den Zeilen zu lesen.

Enthüllungen sind schon lange an der Tagesordnung. Die wenigsten machen noch Eindruck. Was indeß der Herr General Voyron zu verrathen hatte, benahm einem großen Theile der deutschen Presse geradezu den Athem. Nicht deßhalb, weil mit ihm etwas ganz Neues zu Tage gefördert wurde, sondern ob der herausfordernden Niederträchtigkeit, von der

Digitized by Google

das Vorgehen des Generals zeugte. „Wo ist die Regierung," fragte sich Jeder, „die eine solche beleidigende Indiscretion gut heißen kann? Sitzt denn nicht in dem Ministerium Waldeck-Rousseau auch der Kriegsminister, Herr André, der berechtigt ist den dreisten General seinen Untergebenen zu nennen?" Aber nichts verlautete in der Presse davon, daß Herr André den Herrn Voyron zur Verantwortung gezogen oder die französische Regierung ihn in officieller Kundgebung von sich abgeschüttelt hätte. Sonst gilt der Satz: „Qui tacet, affirmat". In diesem Falle einen derartigen Schluß ziehen, hieße aber die französischen inneren Zustände gänzlich verkennen. Nein, die gegenwärtigen Machthaber Frankreichs haben nur nicht den Muth gehabt, den ebenso indiscreten wie ungezogenen General zu desavouiren. Die Ansprüche, welche die französische Nation seit Sedan an ihre Heerführer und Officiere macht, sind äußerst bescheiden. Schon preist sie sich selber und diese glücklich, wenn eine von ihnen geleitete Action nicht mit dem üblichen Mißerfolg endet. Ruhmesthaten vor dem Feinde hat auch Herr Voyron nicht in China vollführen können. Aber er hat auch keine Gelegenheit gefunden, sich eine Schlappe zu holen. Das reicht für die Franzosen aus, ihn zu einem Helden zu stempeln. Wie wurde er gefeiert, als er in zündender Rede den als Wächter des französischen Armee-Museums angestellten Invaliden mit gezogenem Degen die in China auf den Feldern mühelos aufgelesenen Feldzeichen der Boxer übergab! Einem Helden darf aber eine französische Regierung niemals an den Wagen fahren; auch dann nicht, wenn er, wie in dem vorliegenden Falle, sich redlich bemüht hat, ihr Verlegenheiten zu bereiten. Boulanger war nur ein Theatergeneral, und wie hat er die Massen mit sich fortreißen können! Voyron's Brust schmückt aber die Chinamedaille zum Zeichen dessen, daß er einen Feind zu sehen bekommen, einen Feind, der zwar stets flüchtig war, der aber mitunter doch noch mit Pulver und Blei schoß. In jedem General, der sich von der großen Zahl seiner Berufsgefährten auch nur einigermaßen abhebt, mag er nun Boulanger, Roger oder Négrier heißen, wittern eben die jeweiligen Machthaber Frankreichs einen angehenden Dictator, der sie selber eines Tages aus dem Sattel heben wird; und wie ein rohes Ei glauben sie ihn daher behandeln zu müssen. Lieber nehmen sie es in den Kauf, daß er ihnen in den Beziehungen zu den auswärtigen Mächten das Concept verdirbt, als daß sie ihm einen bösen Streich heimzahlen, den er ihnen aus Muthwillen gespielt hat. Nur um einen solchen hat es sich gehandelt, als Herr Voyron allen Regeln des Anstandes zum Trotz den Oberbefehlshaber in China bloßstellte. Herr Waldeck-Rousseau sollte dafür büßen, daß er zu dem Empfange des heimkehrenden Siegers ohne Siege nicht die Vorbereitungen getroffen hatte, die Herr Voyron geglaubt hatte erwarten zu können, und Deutschland und im Besonderen der deutsche Oberbefehlshaber in China haben hierbei die Kosten tragen. Daß derartige Berechnungen überhaupt in dem Kopfe eines französischen Generals reifen können, ist vom deutschen Standpunkt aus sehr bedauerlich, aber immerhin begreiflich. Seit Bismarck's Entlassung hat sich die deutsche Regierung in Liebenswürdigkeiten und Aufmerksamkeiten gegen die Franzosen gar nicht erschöpfen können. Der Begründer des deutschen Reiches hat es verstanden, sie mit kalten Wasserstrahlen im Respect zu erhalten. Seine Nachfolger, die es schon grundsätzlich in allen Dingen anders machen mußten als er, haben es mit dem Gegentheil versucht und dabei unsere westlichen Nachbarn so verwöhnt, daß sie meinen, gegen uns jeder Rücksichtnahme überhoben zu sein.

So wenig schmeichelhaft auch die dem waffenstarken deutschen Reiche bekundete Nichtachtung ist, so wenig Anlaß liegt vor, Herrn Voyron's Ungezogenheit besonders tragisch zu nehmen. Meines Erachtens können wir, nachdem wir den ersten Aerger über den uns gebotenen Affront heruntergeschluckt haben, dem französischen General für seinen Coup nur dankbar sein. Wollten nur alle französischen Generäle so kühn wie er sich über die Gebote der Subordination hinwegsetzen! Ungehorsame und eigenmächtige französische Generäle und Officiere können wir weit besser gebrauchen als die Franzosen selber. Vortreffliche Dienste haben sie uns in dem letzten großen Feldzug geleistet. Das Verhalten des Herrn Voyron kann uns nur in der Hoffnung bestärken, daß, wenn wir wieder mit den Franzosen die Waffen zu kreuzen haben werden, die Unbotmäßigkeit ihrer Führer, die seit dem Sturz Napoleon's des Ersten der Krebsschaden ihres Heeres ist, noch nicht ausgerottet sein wird. Nehmen wir hierzu noch, daß recht häufig sich auch die Manneszucht der Soldaten nicht in dem besten Lichte zeigt, so bedarf es mitunter besonderer Willenskraft, um unseren Erbfeind in seinem kriegerischen Können nicht gar zu gering einzuschätzen. Wie übel angebracht der Ausfall des Generals Voyron gegen Deutschland gewesen ist, sollte sich nur zu bald zeigen. Kaum hatte sich der Jubel über die selbstbewußte Vertretung Frankreichs in China durch ihn bei seinen Landsleuten gelegt, als der Telegraph auch nach dem von ihm verhöhnten Deutschland die Kunde brachte, daß in Romans, einer Garnison des Departement Drôme, Mannschaften, die soeben aus dem activen Dienst entlassen worden waren, ihre bisherigen Officiere in einer Wirthschaft, um mit dem Berliner zu reden, auf das Gründlichste „verhauen" haben. Mit einem so gearteten Heere läßt sich wohl allenfalls noch auf Paradefeldern wie im September d. J. bei Rheims Staat, aber nimmermehr Eindruck auf ernste Politiker machen, die zu erwägen haben, was die einzelnen Mächte im Kriege einsetzen können. Nur durch Anlehnung an einen anderen starken Staat vermag Frankreich im europäischen Concert noch Einiges zu gelten. Und wenn je Etwas berechtigt war, so die überschwengliche Freude, welche die französische Nation ergriff, als sie hörte, daß der deutsche Reichskanzler Graf Caprivi die ganze Bismarckische Politik mit einem Schlage über den Haufen geworfen, d. h. sich geweigert habe, den Rückversicherungsvertrag mit Rußland zu erneuern. Nun fand sie endlich die Arme des Zaren geöffnet. Nun konnte sie auch trotz ihres Heeres hoffen, daß ihre Stimme nicht mehr im Winde verhallen werde. Im richtigen Gefühl seiner Schwäche ist Frankreich seitdem bestrebt, mit Rußlands Hilfe das bei Sedan eingebüßte Prestige wieder zu erlangen. Schneidig gegen die in allen Gliedern morsche Türkei aufzutreten, ist wahrhaftig kein Heldenstück. Dessen ungeachtet hätte die französische Regierung niemals den kurzen Zug gen Mytilene unternommen, wenn ihr der Zar hierzu nicht die Erlaubnis in Gnaden ertheilt hätte. Nein, die Zeiten sind vorüber, wo die französische Nation die Welt mit ihrer Armee blenden konnte; und Männer wie der General Voyron mit ihrer Unbotmäßigkeit gegen die eigenen Machthaber und mit ihrer ungezogenen Indiscretion gegen Oberbefehlshaber sogenannter verbündeter Staaten wären wahrlich die letzten, sie zurückzuholen.

Drill und Sport.

Von Professor Arnold Fokke.

Der vormals preußische, jetzt zu unserem Glück allmälig deutsch gewordene Drill steht noch bei vielen Leuten der eigenen Nation in eben so tiefem Mißcredit, wie sich die „englischnationale Erziehung" ihrer höchsten Anerkennung erfreut. Zum Theil kommt das von der Vorliebe des Deutschen für alles Fremde her, einer Eigenschaft, über die sich gerade

Digitized by Google

unsere größten Männer am bittersten beklagt haben, zum andern aber, und nicht zum geringsten Theil, von der Bewunderung des Princips, das der englischen Methode zu Grunde liegen soll. Der deutsche Drill soll das kümmerliche Kind eines von außen aufgelegten Zwanges, der englische Sport der stolze Sohn der von innen heraus aufsteigenden Freiheit sein. — Dazu kann sehr viel gesagt werden.

Vor allem Anderen die Bemerkung, daß es sehr zweifelhaft erscheint, ob das Gepräge menschlicher Freiheit mehr da zu Tage tritt, wo die Erscheinung die Folge eines Beispiels ist und somit zur Gewöhnung wurde, oder wo sie einmal von einem scharfblickenden Auge als eine Nothwendigkeit am Volkskörper erkannt ward und im Laufe der Zeit die Form des Gesetzes annahm. Die zwingende Macht der Gewohnheit wird in dem reizenden deutschen Märchen vom „Schwan kleb an" in unübertrefflicher Weise zur Darstellung gebracht. Unauflöslich sitzen die Prinzessin und der Schornsteinfeger, der Officier und die Stallmagd an den Federn des Schwans fest. Sind die Bewegungen, die alle diese Personen am Schwanze des Schwans machen, etwa freiwilliger, als die Evolutionen einer Compagnie preußischer Soldaten, die diese unter dem Commando ihres Hauptmanns ausführen?

Die Herrschaft, die der englische Sport unter den Menschen ausübt, ist in Wirklichkeit, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, unter dem Bilde des Zaubers zu fassen, der von dem Vogel des Märchens ausgeht. Als in unseren Tagen vor nicht langer Zeit das Lawn-Tennis erfunden wurde, da lag alsbald die halbe Welt in seinem Banne. Schien es doch, als ob der sich sehnenden Erde ein neues Heil geboren wäre. Ein scheelsüchtiger Deutscher, der die Engländer nicht leiden konnte und seinen Witz los sein mußte, sagte, daß die Spatzen auf den Dächern davon pfiffen, und daß die Geistlichen auf den Kanzeln darüber predigten; doch das war übertrieben. Nur das konnte man überall hören, daß erst mit diesem Spiele ausreichend für die mens sana in corpore sano gesorgt sei. Mit dem Lawn-Tennis gewannen die Augen die richtige Seh-, Sehnen und Muskeln erst die volle Spann- und Tragkraft. Nach dem, was die Zeitungen berichteten, war zu erwarten, daß in wenigen Jahren aus den Häfen Altenglands sich ein Geschlecht über Europa ergießen werde, das mit seiner Schönheit und mit dem Ebenmaß seiner Glieder die Figuren eines Praxiteles in Schatten stellen müsse. Das Geschlecht der Caricaturenmaler in Großbritannien müsse aussterben, weil es keine Vorwürfe für Figuren wie Falstaff und seine Rekruten mehr finden könne.

Und nun erst der Gewinn, den das Gemüth in dieser Ausbildung der Körper machen werde! Der Aufschwung, den die englische Volksseele nehmen mußte, konnte nicht annähernd angegeben werden, weil der Höhenmesser fehlte, den man anlegen konnte. In Sachen der Dichtung hatte den letzten Record William Shakespeare gemacht, aber wo blieb er mit seinen Dramen, wenn unter der Wirkung des Lawn-Tennis der neuenglische Geist sich erst voll auslegte? Gottesfurcht und Religiosität, Menschenliebe und himmlisches Erbarmen sind von jeher als die schönsten Früchte am Baume des englischen Lebens gewachsen, aber Alles und auch das Erhabenste, das jemals die Hochkirche und der Puritanismus zwischen den vier britischen Meeren gezeitigt hat, mußte in nebelgrauer Ferne vor dem zurückweichen, was auf dem Boden des neuesten Sportplatzes heranreifte.

Nicht bloß in England war man dieser Meinung, sondern fast noch lauter tönte diese Zukunftsmusik in dem England ergebenen Deutschland. Mit der Erziehung unserer Jugend steht es schon lange schlecht. Wenn sie auch die Schlacht von Königgrätz und die von Sedan gewonnen hat, so ist sie doch in Wirklichkeit in ihren engen Schulstuben dem Verkümmern nahe. Es ist eine Thatsache, daß nur die Brillen auf den Nasen unserer Knaben gedeihen, und daß im Uebrigen die Erziehung in deutschen Schulen auf eingefallene Brüste und schiefe Beine hinausläuft. Wo ist das stolze Geschlecht der Germanen geblieben, das analphabetisch, aber kernhaft auf beiden Seiten des Rheins die Bewunderung des Tacitus erregte? Soweit es nicht schriftgelehrt geworden ist, ist es mit den Angeln und Sachsen über's Meer gezogen, und jetzt blühen Germaniens beste Tugenden jenseits des Aermelmeeres.

Ein Mann, der jetzt der Vorsteher einer höheren Schule in einer deutschen Großstadt ist, sah mit tiefem Mitleid das Elend des Volkes, und da er die Quellen kannte, woraus das Unheil floß, so sprach er: Die deutsche Schule muß an die Luft gelegt werden, denn sonst erstickt sie in ihrem eigenen Dunst und in ihrem eigenen Staube. Wie das zu machen ist, kann man nur in England sehen. Deßhalb, so rathe ich, lasset uns Kundschafter in dieses Land einer neuen Verheißung senden, die zusehen, wie sie es dort auf ihren Spielplätzen treiben. Wenn auch ihr es meint, meine Freunde und Berather, so wollen wir die Wasser der Verjüngung dahin zurückleiten, woher sie gekommen sind; denn es ist große Noth und giebt keinen anderen Ausweg.

Also sprach er unter Denen, die ihm nahe und die über ihm standen, und da seine Worte Beifall fanden, so wurde er selbst abgeordnet, um Alles, was auf englischen Schul- und Spielplätzen für „die Hebung des deutschen Unterrichtswesens" ersprießlich sein konnte, unter genaue Beobachtung zu nehmen. Das that er mit großer Gewissenhaftigkeit, und als er zurückkam, da war sein Mund voll des Lobes von dem, was er gesehen hatte, und troff von Begeisterung, wenn auch die Schrift, in der er Alles von sich gab, nur ein schlechtes Deutsch war. Doch das war nicht seine Schuld, sondern das war eben den Mängeln der Schule zuzuschreiben, die er zu verbessern berufen war, und die ihn nur in diesem Punkten im Stich gelassen hatte. Denn sonst war er in ihrem Staube und ihrer schlechten Luft körperlich und geistig ganz prächtig gediehen.

Woher sonst die Fülle der Ideen, die sich aus seinem musischen Kopfe schier hypertrophisch über Alle ergoß, denen darum zu thun war? Germania rediviva! — wenn man's als richtig gelten lassen will —, und Alles, was er an Vorschlägen zur Wiederbelebung Deutschlands in seinem Säckel hatte, das gipfelte in dem glorioſen Gedanken, die Ebene südlich von Leipzig zu einer olympischen umzugestalten. Wenigstens sollte das Feld um das demnächst zu erbauende Nationaldenkmal herum eine ähnliche Stätte werden, wie die an den Ufern des Kladeios, wo einstmals das Volk der Griechen im freien Spiel der Kräfte seine Wettkämpfe aufführte. So sollten es auch die Söhne Alldeutschlands machen. Mit dem edelsten Volk des Alterthums und dem stärksten der Neuzeit als Vorbildern konnte es ihnen nicht fehlen, teutonische Kraft und Kunst über Alles hinauszuheben, was irgend sonst auf der Welt Geltung hatte.

Ja, es ist schön, wenn man sagen kann, daß das, was Andere haben, auch in unserem Besitz ist und wo möglich noch besser dazu. Aber wie groß die Begeisterung auch war, so siegte doch das Beharrungsvermögen und die Alltäglichkeit über den Schwung der Seelen. Es waren auch viele Querköpfe, die den Aufstellungen des begeisterten Reformators mit allerhand Plänkeleien in die offenen Flanken fielen, Nörgler und Quängler, die überall zu finden sind, in den Tiefen und auf den Höhen, und das Strahlende aus ihren Tintenfässern anklecksen, ehe es sich versehen kann. Was konnten diese Leute gegen einen Vorschlag haben, der Deutschland auf die oberste Stufe seiner Weltstellung gehoben hätte? Vor Allem waren sie der Meinung, daß das deutsche Volk ganz allein aus sich heraus handeln müsse. Sind Mängel da, so sollen sie nicht durch fremde, von außen herbeigeholte Mittelchen überkleistert, sondern durch Anfeuerung des eigenen Organismus von innen heraus abgestoßen werden.

Ja gewiß, Mängel seien in der deutschen Schule genug

Digitized by Google

vorhanden, vielleicht sogar mehr, als die Englandgänger selbst einsähen. An Staub, sagten sie, fehle es auf den Bänken und besonders auf den Kathedern nicht, und Luft und Licht dringe viel zu wenig hinein, aber Beides von England holen zu wollen, das sei nicht anders, als wenn die Schildbürger ihren Bedarf für Augen und Lunge mit dem Sack in's Haus trügen. Brechet doch erst einmal, so lautete ihr höhnischer Zuruf, neue Fensteröffnungen in die dicken Wände Eurer Schulstuben und lasset frische deutsche Luft zuströmen. Der dicke, stickige Qualm, der drinnen die Herrschaft hat, rührt von dem zu vielen Latein und Griechisch her, das Ihr in schier unverdaulichen Portionen den Mägen der germanischen Jugend die Jahrhunderte hindurch zugeführt habt, und die will jetzt in ihrer Mehrzahl — wißt Ihr, wie ungeheuer groß diese ist? — von dem alten Kram nichts mehr wissen. Es ist kein Wunder, daß sie an harter Obstruction leidet und in ihrer Noth nach einem Mittel schreit, das ihr so oder so die sanfte Linderung bringe.

Das Uebel kommt von der Ueberladung der Verdauungsorgane mit dem Fremden her, das nicht auf deutschem Boden gewachsen ist, und nun wollt Ihr auch noch das englische Grünzeug zuschleppen? Sagt mal, was denkt Ihr Euch eigentlich? Da habt Ihr Eure deutschen Turnplätze mit einer Mannigfaltigkeit von nützlichen Uebungen und dem Körper zuträglichen Bewegungen, wie sie kein anderes Land kennt, und doch zeigt Ihr Lust, Euern Reichthum als Armuth auszugeben und bei dem Engländer betteln zu gehen. Es giebt für ein Volk, das in der Welt Etwas bedeuten will, kaum etwas Schlimmeres, als dem Stolzen gegenüber nicht denselben Stolz zu zeigen. Wenn Eure Jungen Bewegung in frischer Luft nöthig haben, so jagt sie auf die deutschen Spielplätze des Vaters Jahn hinaus, und gebricht es dazu an Zeit, so entnehmt sie den Stunden, die für die lateinische Grammatik angesetzt sind. Thut doch nicht so, als ob in der Logik der deutschen Sprache nicht ebenso viel bildende Kraft stecke, als in den correcten Sätzen des Cicero. Muß denn mit den alten Ladenhütern immer weiter gehökert werden? Wenn Ihr es noch nicht wißt, so laßt es Euch gesagt sein, daß auf zehn Blättern der Luther'schen Bibelübersetzung mehr vom Hauch des ewigen Geistes zu spüren ist als in allen Reden und Abhandlungen des heiligen Marcus Tullius.

Ist es außerdem wirklich so schlimm mit der Luftentziehung und der Freiheitsberaubung, über die Ihr so beweglich klagt? Nur nicht ängstlich, Ihr Väter und Mütter! Laßt Eure Jungen nur gewähren. Wenn's ihnen zu viel wird, werden sie sich zu helfen wissen, und wird ihnen drinnen die Luft zu knapp zugemessen, so werden sie sich vor und hinter der Schule schon dran halten, daß sie genug kriegen. Noch einmal, in Deutschland ist lange nicht Alles in guter Ordnung, und besonders in der Schule müßte und könnte Vieles besser sein. Einer der schlimmsten Nörgler meinte, wie es auch anders sein könnte, wenn die Lehrer selbst „die Hebung ihres Standes" nicht von innen heraus beginnen, sondern von außen her durch Andere besorgen lassen wollten. Aber alles Dieses, fügte er hinzu, und noch Anderes brauche man den Engländern nicht auf die Nase zu hängen, die hätten an ihrer eigenen schmutzigen Wäsche selbst ausreichend zu waschen.

War dieser Führer im Chor so recht im Zuge, dann sprach er sich auch wohl dahin aus, daß, wenn die Zukunft Deutschlands allein auf der Schule beruhen sollte, es schlimm genug mit ihr aussehen möchte. Aber, Gott sei Dank, fuhr er dann fort, hinter der Schule liegt gleich die Caserne. Die Schule kann schon Manches im Dreck sitzen lassen, die Caserne holt es ganz gewiß glänzend heraus. Auf der ganzen Welt geht von allen menschlichen Einrichtungen trotz des Schattens, der auch über ihm ruht, nichts über den deutschen Casernenhof und das, was mit ihm zusammenhängt. Recrutenmißhandlung! Menschenschinderei! Schreit doch nicht so und nennt es lieber Gamaschendienst, worin schon Tadel genug steckt. Rohheiten kommen auch da vor wie überall, wo Menschen einander das Fell gerben, aber glaubt mir, daß, wenn die Statistik sich einmischen könnte, sie für die Caserne ein sehr günstiges Verhältniß feststellen würde. Ihr aber, die Ihr von vornherein das Ehrenkleid des deutschen Soldaten für eine Zwangsjacke ausgebt, verallgemeinert den einzelnen Fall und macht ein Geschrei, als ob des Kaisers Rock ein Deckmantel für allerhand Bestialität wäre.

Nein, geht mir mit Eurem Schimpfen oder bleibt auch da, wenn Ihr Lust habt, es ist mir ganz gleichgiltig. Mag die Socialdemokratie und ihre nächste Nachbarschaft auf der linken Seite noch so sehr toben, es bleibt doch eine Wahrheit, daß, wenn die Caserne nicht da wäre, es die erste Aufgabestellung des Staates für geniale Köpfe sein müßte, das Ding zu erfinden. Preis und Ehre dem, der es schon erfunden hat, so daß wir es nicht erst zu suchen haben. Ist sie aber, ich meine die Caserne, noch nicht völlig ausgebaut, so wollen wir uns in erster Linie damit trösten, daß von innen heraus ernste Köpfe und wohlwollende Herzen unablässig an ihrer Vervollkommnung arbeiten. Im Uebrigen liegt es auf der Hand, was wir zu thun haben. Denn im bürgerlichen Kleide bei Seite treten und mit heuchlerischem Aufschlag Gott danken, daß wir nicht sind, was die da? — Wer es vor sich und Andern verantworten kann, zu tadeln, der möge ernst und streng seine mahnende Stimme erheben, dabei aber bekennen, daß die deutsche Caserne schon jetzt die beste Erziehungsanstalt für eine taperige, sich selbst nicht finden könnende Menschheit ist.

Wer lacht da? Laut und schrill, daß es bis in meine stille Arbeitsstube dringt! Die Engländer auch, die doch von Allen die geringste Ursache haben? Hört einmal, Euer Sport zielt, wie mannigfaltig er auch sein mag, nicht auf die gleichmäßige Ausbildung aller Gliedmaßen ab, sondern auf die übertriebene Bevorzugung der einzelnen Theile. Diesem Uebelstande könntet Ihr Euch, auch wenn Ihr wolltet, allein aus dem Grunde nicht entziehen, weil jeder Einzelne von Euch der Gesammtheit Eurer körperlichen Spiele mit der Willkür der Wahl gegenübersteht, nicht mit der Freiheit des eine höhere Nothwendigkeit anerkennenden Subjects. Eure gymnastischen Spiele sind das Belieben einer kleineren oder größeren Menge von Euch, mögen es zehn oder hunderttausend sein, die Ihr Eure Großen nennt, und denen Ihr alles nachmacht, gleichviel wie's kommt. Auf den deutschen Universitäten gigerlt der Corpsstudent vor, und was sich sonst noch an Verbindungen findet, gigerlt nach: wünscht Ihr Euch noch unter einem anderen Bilde zu betrachten?

Dagegen nimmt der deutsche Drill, der der Inhalt der Kaserne ist, den ganzen Menschen einschließlich der Schrullen, die er an seinem herrlichen Gemüthe mitbringt, vom Wirbel bis zur Sohle in Bearbeitung. Sehr zu seinem Vortheil, denn nun ist er auf der ganzen Welt zu gebrauchen. Auch bei Euch: am liebsten stopftet Ihr gerade mit ihm die Lücken Eurer Heere zu. Ja gewiß, solche Soldaten wie die deutschen möchtet Ihr auch haben, aber wünscht nur, so viel Ihr wollt, Ihr kriegt sie nicht, weil Euer System nicht darnach ist. Euer wirklicher Sport — aber Lawn Tennis gehört nicht dahin — ja, das ist etwas ganz Vortreffliches. Da habt Ihr zum Beispiel Euren Rudersport — wer wollte es leugnen, daß diese ideale, Körper und Geist gesund haltende Leibesübung den ganzen Menschen vom Halswirbel bis zu den Zehen herannimmt? Aber schade, daß das Alles nur das Eigenthum der dünneren oberen Decke ist, die auf Eurem Volksganzen liegt.

Seht Ihr den großen Unterschied nicht? Wie der deutsche Drill nicht auf einzelne Theile des Leibes geht, sondern auf alle, so bleibt er auch nicht bei einzelnen, obenaufliegenden Schichten des nationalen Körpers stehen, zwingt auch nicht die untergeordneten Klassen des Volkes, sich unter

Digitized by Google

ihn zu beugen, sondern unterwirft mit ausnahmloser Gleichmäßigkeit seinem Gesetz Alle ohne Unterschied. Die deutsche Erziehung ist der Sauerteig, der das ganze Brod durchdringt und es schmackhaft macht. Wißt Ihr auch, welche Bedeutung diese militärische Disciplin für die Erziehung des inneren Menschen hat? Habt Ihr es noch nicht gethan, so seht Euch das deutsche Volk da an, wo es bei der Arbeit ist, und wenn Ihr da Ernst und freien Gehorsam, lachende Entbehrung und rückhaltlose Unterwerfung unter die Nothwendigkeit antrefft, so seid überzeugt, daß das zum großen Theil die Wirkung des Exercierplatzes ist.

Möchte trotzalledem noch Jemand behaupten wollen, daß in der englischen Erziehung die Freiheit und in der deutschen der Zwang herrsche, so möge er sich wohl besinnen, bevor er damit herauskommt. Längeres Nachdenken wird ihm die Einsicht bringen, daß, wie im Individuum mit der tieferen Erkenntniß die freiere Selbstbestimmung verknüpft ist, so auch in einer Gesammtheit die umfassendere Anwendung des Vernünftigen die geringere Abhängigkeit von der sinnlichen Nothwendigkeit anzeigt.

Ueber das männliche und weibliche Princip in der lebenden Natur.

Von Eduard Sokal (Berlin).

Fast durch das ganze unermeßliche Reich des Lebens erstreckt sich der gähnende Riß zwischen männlichen und weiblichen Wesen. In der Selbstverständlichkeit des sinnlichen Verlangens streben sie einander zu mit jenem begehrenden Haß, der nicht selten nach vollzogener Begattung zur Vernichtung des einen Geschlechtes durch das andere führt, und den wir in seiner menschlichen Vermummung — Liebe nennen. In einer merkwürdigen Täuschung befangen, glauben sie stets für ihr einzelnes Glück zu sorgen, während sie in Wirklichkeit nur den Zwecken der Gattung dienen. Welches war aber der Urzweck der Natur, als sie den großen Schnitt zwischen männlichen und weiblichen Wesen (und zwar nach Schopenhauer nicht gerade durch die Mitte der lebenden Schöpfung) führte? Von Zwecken kann hier selbstverständlich nur die Rede sein, insofern wir mit Darwin erkannt haben, daß gemäß dem ehernen Gesetz der natürlichen Zuchtwahl das Zweckdienliche für die Gattung auch ursächlich bedingt werden kann. In diesem Sinne hat die moderne Biologie mit Weismann selbst den individuellen Tod der vielzelligen Organismen als zweckmäßige Anpassungserscheinung anerkannt; in dem gleichen Sinne kann sie auch mit Recht das Problem aufwerfen, welcher principielle Zweck dem geschlechtlichen Zwiespalt zu Grunde liegt, der die ganze Organismenwelt durchdringt und den wir trotz der mannigfaltigsten Vermummungen und Verschanzungen doch überall als wesensgleich durchschauen. Ist die Verschiedenheit der Geschlechter, die man nicht selten zu einem polaren Gegensatz auseinanderzerren wollte, eine *Ursache* oder eine *Folge* des Zeugungsvorganges? — Dahin läßt sich dieses biologische Problem knapp formuliren.

* * *

Fassen wir zunächst die Thatsachen in's Auge, welche für die Lösung des Problems die Grundlage darbieten sollen.

Sucht man nach den Kriterien, welche die lebende Zelle von einem todten Gebilde unterscheiden, so muß in erster Linie ihre Fähigkeit hervorgehoben werden, neue Wesen ihresgleichen zu erzeugen und so zur Vervielfältigung des Lebens den Grund zu legen. Es ist dies auch die einzige Fähigkeit, für welche sich in der anorganischen Natur so ziemlich kein Analogon vorfindet, während die Structur des Protoplasma, der Vorgang der Assimilation und selbst gewisse eigenthümliche Reizbewegungen, mit welchen die Amöben kleine Gegenstände umschlingen, bekanntlich von Quincke, Kassowitz u. A. an künstlich hergestellten fest-flüssigen Substraten, sowie an natürlichen Krystallen bis zu einem gewissen Grade nachgebildet und wiedergefunden worden. Ein jedes lebende Wesen weist auf ein vorhergehendes zurück, aus welchem es entstanden ist. Wie durch zahllose Beobachtungen immer sicherer gezeigt worden ist, entstehen neue Elementar-Organismen nur in der Weise, daß Mutterzellen auf dem Wege der Theilung in zwei oder mehr Tochterzellen zerlegt werden — omnis cellula e cellula. Dieser für die Erkenntniß des Lebens grundlegende Satz ist durch mühsame Forschung auf mannigfachen Umwegen und nach vielfachen Irrungen erreicht worden.

Die Fortpflanzung auf dem Wege der Theilung scheint jedoch, wenigstens für die Mehrzahl der Organismen, nicht unbegrenzt zu sein; der Vermehrungsproceß kommt erfahrungsgemäß nach kürzeren oder längeren Zeiträumen zu einem Stillstand, wenn er nicht durch Vorgänge, die man unter dem Namen der Befruchtung zusammenfassen kann, wieder von Neuem angefacht wird. Nur die allerniedrigsten Organismen (die Spaltpilze) scheinen sich allein durch fortgesetzte Theilung vermehren zu können, dagegen kann für den größten Theil des Pflanzen- und Thierreichs nach Hertwig das Gesetz aufgestellt werden, daß *nach einer Periode der Fortpflanzung durch Theilung* eine Periode eintritt, in der zwei verschiedene Zellen sich *vereinigen* müssen, und daß das Verschmelzungsproduct erst wieder einen Elementar-Organismus darstellt, von welchem eine neue Periode der Vermehrung durch Theilung ausgeht.

Gemäß dieser Auffassung erscheint uns die Vermehrung der Organismen als cyklischer oder Kreislaufproceß. Sie geht zunächst nach einer Befruchtung durch viele Generationen auf dem Wege der Theilung vor sich und gelangt dann wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurück: zu der Vereinigung zweier Zellen im Befruchtungsact. Dieser cyklische Charakter des Zeugungsvorganges findet sich aber nicht nur bei den einzelligen Organismen vor, sondern bleibt in verschleierter Form auch bei den mehrzelligen und höheren Organismen bis zum Menschen hinauf bestehen. Während aber bei den einzelligen Organismen die ungeschlechtlich sich vermehrenden Zwischenglieder der Reihe ein selbstständiges Leben führen, bleiben sie bei den vielzelligen Organismen zu einem Zellenstaat oder einer Zellencolonie, dem Körper, vereinigt. Der Zeugungskreis besteht indeß aber auch hier (wenn auch in veränderter Form) fort und schließt sich, wenn im vielzelligen Körper Geschlechtszellen entstehen, die durch ihre Vereinigung den Ausgangspunkt für neue Generationen sich theilender Zellen (die Entwickelung des Embryos) abgeben.

Die schärfere Prüfung der Thatsachen ergiebt uns demnach, daß zwischen dem geschlechtlichen Befruchtungsvorgang bei höheren und niedrigeren Lebewesen eine principielle Uebereinstimmung besteht und daß er in beiden Fällen (und zwar selbst beim Menschen) nur eine biologische Umschaltestation bildet zwischen zwei langen und vielgliedrigen Generationenreihen, die sich auf ungeschlechtlichem Wege vermehren. Der Umstand, daß die auf ungeschlechtlichem Wege entstehenden Zellen dann zu einem Zellenstaat vereinigt bleiben, darf uns hierbei nicht irre machen, da sie doch zweifellos auch mehr oder minder ein Eigenleben (vita propria) führen.

Welches ist aber nun — zunächst rein thatsächlich genommen — der Unterschied, der zwischen den beiden zum Befruchtungsact sich vereinigen den Zellen bei den meisten Organismen wahrgenommen wird?

Der Unterschied betrifft vor Allem die ungleiche Größe und Form der männlichen und weiblichen Keimzellen. Weiblich nennt man diejenige Zelle, welche größer, unbeweglich

Digitized by Google

und daher die empfangende ist; im Gegensatz zu ihr ist die männliche Zelle viel kleiner, oft verschwindend klein; entweder ist sie beweglich, so daß sie sich activ der Eizelle durch amöboide oder Geißelbewegung nähert und die Befruchtung ausübt, oder sie wird wegen ihrer Kleinheit passiv durch Vermittelung der äußeren Medien (Wasser oder Luft) der Eizelle zugeführt.

Was für eine Bedeutung hat dieser Unterschied? Hängt er mit dem Wesen des Befruchtungsvorganges zusammen oder ist er durch Momente nebensächlicher oder jedenfalls secundärer Art hervorgerufen worden? Um die Frage zu entscheiden, ob die geschlechtlichen Unterschiede der Keimzellen — wenn auch nicht in ihrer gegenwärtigen vollen Ausbildung und Polarität, so doch in ihrer ursprünglichen, unscheinbaren Differenzirung — eine Ursache oder eine Folge des Befruchtungsvorganges sind, muß der Reihe der Thatsachen, die wir bis jetzt festgestellt haben, noch ein weiteres wesentliches Glied hinzugefügt werden, nämlich die genauere Feststellung, auf welche Zellbestandtheile sich die schon äußerlich leicht erkennbare Verschiedenheit der beiden Geschlechtszellen zurückführen läßt.

Eine jede Zelle besteht bekanntlich aus dem Protoplasma und den sogenannten Kernsubstanzen. (Die wenigen Ausnahmen von dieser Regel finden sich nicht unter den Geschlechtszellen und kommen daher hier nicht in Betracht). Von diesen beiden Zellelementen ist nun das erste zuweilen in außerordentlich ungleicher Menge in den beiderlei Geschlechtszellen vorhanden; die Samenfäden besitzen oft noch weniger als den 100 000. Theil vom Protoplasma des Eies. Nach einer Schätzung von Thuret beträgt das Ei von Fucus an Masse so viel wie 30—60 000 Samenfäden derselben Art; zwischen thierischen Geschlechtszellen aber sind die Unterschiede gewöhnlich noch viel größere, besonders in den Fällen, wo die Eizellen mit Reservestoffen, wie Fettkügelchen, Dotterplättchen ꝛc., reichlich beladen sind.

Das entgegengesetzte Verhalten zeigen die Kernsubstanzen. Mögen Ei und Samenfäden an Größe noch so sehr von einander abweichen, so enthalten sie doch stets äquivalente Mengen von wirksamer Kernsubstanz. Wenn die Richtigkeit dieser Behauptung auch nicht direct aus einer einfachen morphologischen Vergleichung der beiden Geschlechtszellen hervorgeht, so läßt sie sich doch aus der mikroskopischen Erforschung des Befruchtungsvorganges, sowie der Bildungsgeschichte der reifen Ei- und Samenzelle erweisen.

Auf der oben erwähnten Thatsache fußend, sowie auf die Beobachtung gestützt, daß der väterliche und mütterliche Einfluß bei der Descendenz gleich stark sich geltend machen, hat Oscar Hertwig den für das Verständniß der Befruchtungsvorgänge fundamentalen Satz aufgestellt: Die Kernsubstanzen, die in äquivalenten Mengen von zwei verschiedenen Individuen abstammen, sind überhaupt nur die wirksamen Stoffe, auf deren Vereinigung es beim Befruchtungsact ankommt; es sind die eigentlichen Befruchtungsstoffe. Alle anderen Substanzen (Protoplasma, Dotter, Kernsaft ꝛc.) haben mit der Befruchtung als solcher nichts zu thun.

Wenn bei der Befruchtung die Zellkerne allein die wirksame Substanz beherbergen, so liegt die Frage nahe, ob die Kernsubstanz des Samenfadens etwas Anderes ist als die Kernsubstanz der Eizelle. Die Frage ist in sehr verschiedenem Sinne beantwortet worden; namentlich in früheren Jahrzehnten hat die Ansicht vorgeherrscht, daß durch den Samenfaden, wie Sachs sich ausdrückt, in die Eizelle eine Substanz hineingetragen werde, die in ihr noch nicht enthalten sei. Da sich aber gewisse Thatsachen schlechthin damit nicht vereinigen ließen, so hat besonders eine vermittelnde Ansicht Beifall gefunden, welche man als die Lehre vom Hermaphroditismus der Kerne und als die Ersatztheorie bezeichnen kann. Unreife Ei- und Samenzellen — so lautet diese am deutlichsten von Van Beneden ausgesprochene Hypothese — sind hermaphrodit; sie gewinnen ihren Geschlechtscharakter erst dadurch, daß sich die Eier der männlichen und die Samenzellen der weiblichen Bestandtheile ihres hermaphrodit angelegten Kernapparats entledigen. Vom Ei würden nach dieser Theorie die männlichen Bestandtheile seines Kernes beim Reifeproceß in den Kernsegmenten der sogenannten „Polzellen“ entfernt. Bei den Samenkernen geschieht das Umgekehrte durch einen analogen Proceß. Ei und Samenkern wären dadurch Halbkerne (Pronuclei) mit einem entgegengesetzten Sexualcharakter geworden. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, besteht das Wesen der Befruchtung in einem Ersatz der aus dem Ei zunächst ausgestoßenen männlichen Elemente durch gleich viel neue männliche Elemente, welche durch den Samenfaden wieder eingeführt werden. Diese Lehre vom Hermaphroditismus des Kerns und die mit ihr zusammenhängende Ersatztheorie läßt sich nach den Forschungen des Biologen O. Hertwig nicht mehr aufrecht erhalten. Denn sie hat die empirische Grundlage, auf welcher sie aufgebaut war, durch den einfachen Nachweis verloren, daß die „Polzellen“ morphologisch nichts Anderes sind, als — rudimentär gewordene Eizellen. Daher können die in den Polzellen aus dem Ei entfernten Kernsegmente auch nicht die ausgestoßenen männlichen Bestandtheile des Keimbläschens sein, wie es durch die Ersatztheorie behauptet wurde. — Hiervon abgesehen, läßt sich aber mit all' unseren chemischen, physikalischen und tinctoriellen Untersuchungsmethoden auch nicht die geringste Verschiedenheit zwischen den Kernsubstanzen der männlichen und der weiblichen Zelle aufdecken. „Es giebt keine specifisch weiblichen und keine specifisch männlichen Befruchtungsstoffe. Die beim Befruchtungsproceß zusammentreffenden Kernsubstanzen sind nur insofern verschieden, als sie von zwei verschiedenen Individuen abstammen.“ (Oscar Hertwig.)

Wenn demnach ein geschlechtlicher Gegensatz zwischen Eikern und Samenkern im Sinne der Ersatztheorie und so weit unsere Methoden reichen, auch eine erhebliche Verschiedenheit in jedem anderen Sinne in Abrede gestellt werden muß, was für eine Bedeutung haben dann hier noch die Begriffe „männlich“ und „weiblich“? Was verstehen wir unter dem Ausdrucke: „männliche“ und „weibliche“ Geschlechtszellen, „männliche“ und „weibliche“ Kerne?

Diese Ausdrücke treffen eben nicht das eigentliche Wesen der Befruchtung und bezeichnen keinen im Wesen der Zeugung begründeten Gegensatz; sie beziehen sich vielmehr nur auf secundär entstandene, wenn auch gegenwärtig bereits unverrückbar feststehende Verschiedenheiten untergeordneter Art. Mit einem Worte: die Ausbildung zweier verschiedener Geschlechter ist nicht die Ursache der geschlechtlichen Zeugung, wie bei oberflächlicher Betrachtung leicht angenommen werden könnte; das ursächliche Verhältniß ist umgekehrt. Alle Geschlechtsdifferenzen, wenn wir sie bis zu ihren Wurzeln zurückverfolgen, sind entstanden, weil die Verbindung zweier Individuen einer Art, die ursprünglich gleichartig und daher geschlechtslos sind, für die Erhaltung des Lebensprocesses Vortheile darbietet; sie dienen daher ausnahmslos nur dem einen Zweck, überhaupt die Vereinigung zweier Zellen zu ermöglichen und zu erleichtern. Als grundlegender Befund bleibt dabei eben nur die einfache Thatsache bestehen, daß ein Individuum für ein anderes derselben Art unter gewissen Umständen einen ganz einzigartigen Entwickelungsreiz bedeutet, der — (mit wenigen, ganz vereinzelten und erst kürzlich durch einzelne Beobachter angeblich gefundenen Ausnahmen) — durch keine andere Combination physikalisch-chemischer Einflüsse ersetzt werden kann.

Diese von Weismann, Straßburger, Maupas und besonders von Oscar Hertwig in seinem bedeutenden Werke „Die Zelle und die Gewebe“ entwickelte Ansicht läßt sich in folgender Weise näher ausführen. Bei der Befruchtung kommen zwei Momente in Betracht, die miteinander concurriren und in einem Gegensatz zu einander stehen. Erstens

Digitized by Google

ist es von Nutzen, wenn die Kernsubstanzen zweier Zellen gemischt werden; sie müssen daher im Stande sein, sich aufzusuchen und zu verbinden. Zweitens aber ist die Befruchtung auch der Ausgangspunkt für einen neuen Entwickelungsproceß und einen neuen Cyklus von Zelltheilungen; insofern ist es nicht minder von Nutzen und Wichtigkeit, wenngleich von Anfang an viel entwickelungsfähige Substanz vorhanden ist, welche nicht erst auf dem zeitraubenden Umweg der Ernährung herbeigeschafft zu werden braucht.

So concurriren zwei Momente miteinander, von denen das eine die Zelle beweglich und activ, das andere dagegen unbeweglich und passiv zu machen sucht. Die Natur hat beide Zwecke erreicht, indem sie Eigenschaften, die ihrem Wesen nach in einem Körper unvereinbar, weil gegensätzlich zu einander sind, nach dem Princip der Arbeitstheilung auf die beiden zum Befruchtungsact zusammentretenden Zellen vertheilt hat. Sie hat die eine Zelle activ, befruchtend, werbend, das heißt männlich, die andere Zelle passiv, empfangend, gewährend, das heißt weiblich gemacht.

Dieser Gegensatz, der sich zwischen den Geschlechtszellen durch Arbeitstheilung und Anpassung an entgegengesetzte Aufgaben entwickelt hat, wiederholt sich im ganzen Organismenreich, wo die Individuen, in welchen sich die männlichen und weiblichen Geschlechtszellen entwickeln, durch Sexualcharaktere unterschieden sind. In allen das Geschlechtsleben betreffenden physiologischen, psychologischen, ja selbst socialen Einrichtungen wird im Grunde nur in mehr oder minder glücklicher Weise dasselbe, von der modernen biologischen Forschung enthüllte Doppelthema variirt: erstens Vorkehrungen zu treffen, durch welche das Zusammentreffen der Geschlechtszellen ermöglicht wird und zweitens für Einrichtungen zu sorgen, durch welche das Ei ernährt und geschützt wird. Alle diese Verhältnisse sind nicht primäre Erscheinungen eines ursprünglichen, polaren, geschlechtlichen Gegensatzes, sondern, unbeschadet ihrer relativen Wichtigkeit, secundäre, durch den Zweck der Arbeitstheilung bedingte Begleitumstände des Befruchtungsvorganges, welcher seinem Wesen nach einfach — eine Vereinigung zweier Zell-Individuen bedeutet.

„Die Befruchtung ist eine Vereinigung zweierlei Zellen und insbesondere eine Verschmelzung zweier äquivalenter Kernsubstanzen, die von zwei Zellen abstammen, aber sie ist nicht ein Ausgleich sexualer Gegensätze, da diese nur auf Einrichtungen untergeordneter Art beruhen." (O. Hertwig.)

Literatur und Kunst.

Adolf Bartels als Literarhistoriker.

Von Hans Benzmann (Berlin).

Vorausschicken möchte ich meinen Ausführungen, daß ich in dem Folgenden mich nicht über Adolf Bartels, den Fürsprecher der sogenannten Heimathskunst, als welcher er in letzter Zeit besonders bekannt geworden ist, aussprechen will. Denn obwohl auch dieses Thema zum Theil literarhistorisch ist, so verdient es doch aus mehrfachen Gründen eine selbstständige, ausführliche Behandlung. Ich will mich vielmehr nur mit den beiden literarhistorischen Werken Bartels „Die deutsche Dichtung der Gegenwart" („Die Alten und die Jungen") und „Geschichte der deutschen Literatur" beschäftigen. Das zuerst genannte Werk ist soeben in vierter Auflage, von dem anderen bisher der erste Band erschienen (beide im Verlage von Eduard Avenarius, Leipzig).

Empfehlenswerth sind beide Bücher schon deßhalb, — dies sei vorbemerkt, — weil in ihnen ein äußerst selbstständiger, energischer und consequenter Geist waltet, andererseits der Standpunkt des Verfassers in ästhetischer Beziehung entschieden modern, wenn auch bisweilen einseitig und im guten Sinne national ist. Welcher Art dieses nationale Empfinden ist, auf Grund welcher Erkenntnisse Bartels seine Kunst- und Weltanschauung gewonnen hat, das wird namentlich bei der Betrachtung seiner allgemeinen deutschen Literaturgeschichte klar werden.

Mit Recht wendet sich Bartels in einem einleitenden Capitel seines Werkes „Die deutsche Dichtung der Gegenwart" gegen die Neigung der Literatur-Geschichtsschreiber, die politisch epochemachenden Jahre auch zu literaturgeschichtlichen Abschnitten zu verwenden. So sehr politisches und literarisches Leben zusammenhängen, die alte Annahme, daß eine Zeit politischen Aufschwungs auch stets eine des literarischen, eine Zeit des politischen Verfalls auch eine des literarischen sei, ist doch nicht zu halten, wie es die Geschichte unserer classischen Dichtung und die Blüthezeit der italienischen und spanischen Dichtung hinreichend beweisen. Von Bedeutung sind auch für das vergangene Jahrhundert nicht etwa die Zeiten um die Jahre 1848 und 1870 herum, sondern die Jahre 1800, 1830, 1860 und 1890, in welchen jedesmal eine neue Sturm- und Drangperiode einsetzt: Die Romantik; das junge Deutschland; Hebbel, Ludwig, Mörike, Keller und Freytag neben den Münchenern; der moderne Naturalismus. Von Bedeutung für die Literatur der Gegenwart sind besonders die Jahre 1840—1850. Bartels nennt als Werke, in denen die Richtungen der deutschen Poesie von 1850 an vorgebildet sind, Geibel's „Gedichte" und Alexis' „Roland von Berlin" (beide erschienen 1840), Hebbel's „Judith" und Gotthelf's „Uli der Knecht" (beide 1841), Meinhold's „Bernsteinhexe", Auerbach's erste Dorfgeschichten und Kinkel's „Gedichte" (1843), Hebbel's „Maria Magdalene" und Stifter's erste „Studien" (1844), Kinkel's „Otto der Schütz" (1846). Die beiden Richtungen, die in den genannten Dichtungen zum Ausdruck kommen, Hebbel und die Realisten einerseits und die Neuromantiker und classicistischen Eklektiker andererseits, sind allerdings die in der folgenden Zeit Herrschenden. Hinzu kommt noch die Richtung, die von dem „jungen Deutschland" ausgeht, von Gutzkow, und der Dichter wie Bauernfeld und Freytag in seinen Anfängen („Die Valentine" 1847) angehören. Es ist die Richtung der freiheitlichen Ideale, des Liberalismus, der Zeitdichtung, des tendenziösen Pathos und der politischen Satire. Diese Richtungen herrschten bis in die achtziger Jahre hinein, wo der Naturalismus mit seiner neuen Technik sie zu überflügeln trachtete. Zum Theil gelang ihm dies auch, dann aber siechte er selbst einem frühen Tode entgegen.

Jede ehrliche Kritik ist subjectiv. Trotzdem darf der Kritiker nicht einfach sagen: dies gefällt mir und dies nicht. Er muß uns zu seiner Meinung nicht zu überreden, sondern zu überzeugen suchen. Im Allgemeinen sucht Bartels seine Behauptungen zu beweisen, so daß namentlich die engeren Charakteristiken ein einleuchtendes und vollkommenes Bild von der betreffenden Persönlichkeit geben. Dies ist besonders der Fall bei den großen Könnern. Schlechter schon kommen die geringeren Talente weg. Ein paar prägnante Worte, die gerade auch die Minderwerthigkeit dieser Dichter überzeugend darthun, fehlen oft, und sie zu finden, wäre für Bartels gewiß nicht schwer gewesen. Sehr schlecht kommen hierbei namentlich die modernen Dichter weg, bei denen oft jedes charakterisirende Wort fehlt, wie denn hier auch die Gruppirungen bisweilen willkürlich bestimmt sind. Doch dies ist mit dem noch vielfach schwankenden Wesen der modernen Poeten zu entschuldigen. Auffallend ist ferner eine gewisse Sucht des Verfassers, Dichter mit einander zu vergleichen, bevor das positive Bild Beider festgestellt wurde. Diese Art des

Digitized by Google

Abwägens, des Charakterisirens durch Fortnehmen und Zugeben mag für den Kundigen interessant sein, für den Unkundigen ist ein energisches, zugreifendes Eingehen auf die betreffende Persönlichkeit selbst von vornherein entschieden instructiver. So stört auch bisweilen das unfruchtbare Einschachteln der Dichter in große, ganz große, kleine und geringe Talente, in Genies und partielle Genies u. dgl. Ein frisches Drauflosschildern der Persönlichkeit, der Nachweis, was an ihr groß, was genial, was unkünstlerisch, undeutsch u. s. w. ist, hätte ein besonderes, ausführliches Eingehen auf Erklärung ästhetischer Begriffe ganz unnöthig gemacht, zumal jeder Begriff an sich vieldeutig ist, dagegen der Zusammenhang ihm eine klare, wenn auch wechselnde Bedeutung giebt. Doch fallen solche Mängel nur hier und dort auf. Im Allgemeinen schildert Bartels wirklich frisch drauf los: er sagt deutlich und ehrlich seine Meinung in einem leicht verständlichen, ungesuchten Styl, weßhalb das Buch geeignet ist, populär zu werden. Ja, ich wünschte, es würde ebenso wie die allgemeine Literaturgeschichte Bartels in der Schule gelesen. Durch solche Bücher muß ein gesunder deutscher Geist in die Jugend hineinkommen.

Denn deutsch ist das Buch. Das beweist vor Allem des Verfassers kräftiges Eintreten für die Eigenart der deutschen dichterischen Persönlichkeit, mag diese nun deutsche Höhen- oder deutsche Heimathskunst pflegen. Mit sicherem Instincte weiß Bartels in formeller Beziehung an dem Styl der verschiedenen Dichter das hervorzuheben, was daran deutsch ist, was dem Heimathsboden entstammt. Freilich, er geht in seiner Bevorzugung des kräftig individuellen und realistisch optimistischen Geistes in unserer Literatur zu Ungunsten des feineren Skepticismus und Formgefühls entschieden zu weit. Ich kann nicht Alles decadent nennen, was er so nennt. Er thut z. B. einem Dichter wie dem Prinzen Emil Schoenaich-Carolath Unrecht, wenn er ihn zu den Decadenten rechnet. Er nennt Wilhelm Raabe's Pessimismus natürlich und berechtigt, der sich dem Leid des Lebens und der Gemeinheit der Welt gegenüber bei allen tieferen Naturen einstellen kann, und der so alt ist, wie die Welt selbst. Aus eben demselben Grunde ist aber auch Schoenaich-Carolath's pessimistische Grundstimmung durchaus berechtigt. Ein Theil unserer deutschen Höhenkunst wurzelt entschieden im Pessimismus. Außerdem: Wie viele Dichter dieser Art hat auch Schoenaich-Carolath zu einer positiven lebenbejahenden, ja geradezu christlichen Weltanschauung zurückgefunden. Erfreulich ist es, daß Bartels dem edlen Robert Hamerling wie überhaupt der neuen österreichischen Kunst, der doch ein Anzengruber, eine Ebner-Eschenbach, ein Adolf Pichler u. A. angehören, im Gegensatz zu anderen modernen Literarhistorikern vollkommen gerecht geworden ist.

Ein großes Verdienst hat Bartels um Hebbel*) und Otto Ludwig: Seine Ausführungen über diese Dichter gehören mit zu den besten des Werkes. Mit Recht weist er immer wieder auf diese beiden einzig genialen Dichter hin, deren Poesie er Progonenpoesie nennt im Gegensatz zur Epigonenpoesie. Sie werden die Verbindung zwischen den Klassikern und der neuen zukünftigen Blüthe der deutschen Poesie herstellen. „Ihre Dichtung, ihr Drama ist wirklich größten Styls, so daß man es ohne Furcht mit dem Shakespeare's zusammen zu nennen, wenn auch nicht zu vergleichen wagt, ihr Gesammtschaffen, zumal das Hebbel's, so reich und vielseitig, daß man ihre Werke mit einigem Recht neben denen Goethe's und Schiller's aufstellen kann, und an Kunstverständniß übertreffen sie die meisten deutschen Dichter, vielleicht nur Goethe ausgenommen." „Haben wir Deutschen eine Tragödie, so ist es nicht die Schiller's, sondern die Kleist's, Hebbel's und Ludwig's — darüber sollte nun kein Zweifel mehr sein, so sicher andererseits ist, daß nicht einmal alle drei zusammen die nationale Bedeutung Schiller's erreichen. Die liberale Bourgeoisie der fünfziger und sechziger Jahre konnte freilich keine Tragödie brauchen, noch weniger die wüste Gesellschaft, die in den siebziger Jahren den Ton angab, und so sind Hebbel und Ludwig in der Hauptsache um ihre unmittelbare Wirkung gekommen." „Den classischen Geist, das Ideal edlen Menschenthums hat Keiner von Beiden jemals verleugnet; dennoch haben sie in der Gegenwart gelebt, haben erkannt, daß es nicht möglich sei, deren Gegensätze alle auszugleichen und die Poesie stets harmonisch abzutönen; was den Classikern im Einzelnen gelungen ist, das erstrebten sie aber wenigstens durch den Gesammteindruck ihrer Werke." „Das Ueberwiegen des rein formalen Elements, der dichterischen Fertigkeit, das Hauptkennzeichen der Epigonenpoesie, fehlt bei Beiden völlig, sie wollen zwar auf den großen Styl und die allgemeine menschliche Grundlage der Classiker (und Shakespeare's) nicht verzichten, aber sie graben zugleich die Wurzeln der Charaktere und aller menschlichen Verhältnisse tiefer auf, als die classische Dichtung für nöthig und möglich hielt, und so sehen wir bei ihnen meist ein schweres Ringen mit ihren Stoffen, das sich auch der Form aufprägt." Bartels nennt die Zeit nahe, wo diese beiden „echt deutschen Männer, die der Kunst ein ganzes an Entbehrungen und Enttäuschungen reiches Leben widmeten und doch nicht mehr begehrten, als eine einfache Nische im Pantheon der deutschen Literatur", für ihr ganzes Volk wieder auferstehen. Treffend, kurz und Alles besagend sind Bartels' Urtheile über die einzelnen Werke dieser Dichter. Mit Recht nennt er „Maria Magdalene" die beste bürgerliche Tragödie der Deutschen („Auch die neueste reiche Entwickelung des socialen Dramas hat nicht im Entferntesten ein ähnliches Werk hervorgebracht"), hebt er besonders die „Agnes Bernauerin" und natürlich „Die Nibelungen" als deutsche Werke hervor, ebenso Hebbel's Gedichte und Ludwig's Novellen „Heiterethei" und „Zwischen Himmel und Erde". Ich kann natürlich nur auf Einzelheiten des Werkes, das überall deutsches Wesen stark betont, hinweisen. Ausgezeichnet sind die Charakteristiken Klaus Groth's, Gottfried Keller's, weniger einleuchtend ist Vieles in der Fritz Reuter's. Auch Theodor Storm findet in Bartels einen den Dichter nicht überschätzenden, ehrlichen Verehrer. Von Emanuel Geibel sagt Bartels: „Eine genaue Durchsicht von Geibel's Werken wird ergeben, daß wenig oder nichts von ihm den höchsten Ansprüchen genügt, obwohl andererseits nicht zu verkennen ist, daß der Dichter in der Ausbildung seines beschränkten Talentes unaufhörlich gearbeitet und in der That eine größere Mannigfaltigkeit der Stoffe wie die vollständige Beherrschung der äußeren Form erreicht hat. Die elementare Kraft wie das feine Gefühl für innere Form kann man sich aber nicht geben, und so finde ich bei Geibel kaum ein specifisch lyrisches Gedicht, nicht einmal einen ganz eignen Ton, wohl aber, zumal in der ersten Sammlung, die Töne aller bedeutenden Vorgänger Geibel's." Dies als Zeugniß für die moderne Auffassung, die Bartels von dem Wesen der Lyrik hat. Mit Recht betont er auch z. B. innerhalb der Charakteristik Lingg's, daß weder Geibel noch Freiligrath die Größe der Anschauung und die Unmittelbarkeit Lingg's in geschichtliche Stoffe behandelnden Gedichten zu erreichen vermochten.

* * *

Ein sehr werthvolles Buch für Gelehrte und Ungelehrte, besonders aber für Haus und Schule, ist entschieden auch das zweite große Werk Adolf Bartels': „Geschichte der deutschen Literatur", von dem der erste Band vorliegt, der zweite noch in diesem Herbst erscheinen wird. Das Werk hat vor allen bisherigen Aehnlichen das voraus, daß es übersichtliche Behandlung des gewaltigen Stoffes mit leichter Les-

*) Hierbei sei hingewiesen auf desselben Verfassers meisterhafte Hebbel Biographie in Reklam's Universal-Bibliothek, sowie auf seine Ausgabe der Werke Otto Ludwig's bei Max Hesse, Leipzig, die wohl die beste von den billigen Ludwig-Ausgaben ist. In demselben Verlag ist übrigens auch eine gute vollständige Hebbel-Ausgabe erschienen.

Digitized by Google

barkeit vereint. Mich hat kaum ein Werk ähnlicher Art so bis zum Schluß in Spannung gehalten wie dies. Auch hier hat Bartels eine ähnliche Einteilung vorgenommen wie in der „Deutschen Dichtung der Gegenwart“. Jeder eine bestimmte Literaturperiode behandelnde Abschnitt zerfällt in Uebersichten, in denen von großen nationalen Gesichtspunkten aus das Wesen dieser Periode zunächst charakterisirt wird und dann ein sehr genauer Ueberblick über die einzelnen Dichter — auch die geringen werden wenigstens erwähnt und kurz ihre Art bestimmt — gegeben wird, und in ausführliche Charakteristiken der großen Talente und der Werke von nationaler und literar-historischer Bedeutung. Daß die bedeutenden Persönlichkeiten, die Repräsentanten ihrer Zeit, selbstständig hingestellt werden, darin ist der Vorzug dieses Werkes vor anderen in erster Linie zu suchen. Hierdurch ist größte Klarheit und Uebersichtlichkeit erreicht worden. Wir können in Folge dieser Eintheilung die Entwickelung von einem doppelten Gesichtspunkte aus verfolgen, einmal als allgemeine und zweitens als Entwickelung der Litteratur in ihren Höhepunkten, als Entwickelung der großen nationalen Kunst, der deutschen künstlerischen Persönlichkeit, die als andere und doch als dieselbe im Laufe der Jahrhunderte immer wiederkehrt und vielseitig das germanische Wesen repräsentirt.

Wenn sich eine historische Uebersicht dauernd einprägen soll, so war, wie Bartels mit Recht in seinem Vorwort sagt, die gedrungene Haltung, die knappe und genaue Gliederung durchaus nothwendig. Fast noch mehr wie in der „Dichtung der Gegenwart“ kommt in diesem Werke ferner des Verfassers modernes Empfinden und tiefes Verständniß für das Künstlerische an sich zum Ausdruck. Dieses Verständniß bewahrt den Verfasser vor allzu starkem und einseitigem Eintreten für das Nationale. Sein Urtheil ist daher bei aller Strenge nicht intolerant, es ist von wohlthuender gleichmäßiger Gerechtigkeit.

Der erste Band beschäftigt sich mit der Literatur von ihren Anfängen an bis zur deutschen Classik. Der ganze zweite Band wird also nur dem 19. Jahrhundert gewidmet sein. „Es ist unbedingt ein Mißverhältniß, wenn unsere verbreitetsten Literaturbücher für die alte Zeit (bis zum Dreißigjährigen Kriege) in der Regel die Hälfte ihres Umfanges in Anspruch nehmen, dagegen die Dichtung seit Goethe's Tod entweder ganz ignoriren oder auf etwa hundert Seiten von achthundert im Ganzen abthun“, sagt Bartels in seinem Vorwort.

Ich wüßte nicht, was ich an dem tiefdurchdachten Werke auch im Einzelnen rügen sollte. In der Einleitung geht der Verfasser von der Annahme aus, daß sich die arische Rasse im europäischen Norden, inmitten der Gletscherberge und auf den felsigen Ebenen Skandinaviens gebildet habe. Hiernach bestimmt sich auch der Charakter der Germanen, der nordisch ist, auch der Südgermanen, die in den Stürmen der Völkerwanderung zu Grunde gingen: „Alle Germanen bergen die schroffsten Gegensätze in ihrer Seele, solche, wie sie nur eine riesenhafte Natur und weiter ein von Kampf erfülltes Leben entwickeln kann: neben einer gewaltigen, ja schrankenlosen Phantasie steht der schärfste, die Wirklichkeit der Dinge unbarmherzig durchdringende Verstand, neben angemessener Willenskraft eine seltene Gemüthsweichheit, neben wilder Leidenschaftlichkeit und barbarischer Rohheit ein strenggerechter, ja, die höchsten sittlichen Forderungen erstrebender Sinn, neben derbstem Realismus die Sehnsucht nach Schönheit und die edelste freiwillige Askese.“ Die Cultur der Germanen nennt Bartels männlich, frei und sittlich, mehr eine des Gehalts und der Form, sie sei niemals gleichmäßig, immer von starken Gegensätzen erfüllt, kampfdurchtobt, scheinbar oft unterbrochen, aber zuletzt doch reich, groß und mächtig, durch die Fülle der verschiedenartigsten Individuen, der großen Persönlichkeiten, die, der kaum je aussetzenden Volkstriebkraft entsprossen, in ihr emporkamen. „Unsere deutsche Cultur ist durchaus individualistisch, während die romanische die durchaus sociale ist, und darum kann sie auch mit dieser gar nicht verglichen werden; sie differencirt, die romanische generalisirt.“ „Cultur ist uns nicht Tradition, sondern immer wieder neu und frisch wirkende, das Leben nicht einförmig, sondern möglichst vielgestaltig bildende Volkskraft, Cultur ist uns nicht ein Resultat, sondern die Entwicklung selbst.“ „Was die deutsche Cultur von fremden Völkern übernimmt, das vergeistigt und verinnerlicht sie in eigenthümlicher Weise.“ Der germanische Charakter zeigt sich auch in der Literatur als der der größten Gegensätze: So steht im Mittelalter der ernste, tiefe und dunkle Wolfram von Eschenbach neben dem heiteren, schönheitsfreudigen Gottfried von Straßburg, so neben dem gewaltigen Luther der verständige Hans Sachs, neben dem schwermüthigen Gryphius das Weltkind Grimmelshausen, neben dem seraphischen Klopstock der frivole Wieland, neben dem klaren Lessing der ahnende Herder, neben dem schwungvollen Pathetiker Schiller der schwere Realist Kleist, neben dem naiven, sinnlichen Grillparzer der düstere Problemdichter Hebbel, neben dem Prediger Jeremias Gotthelf der Künstler Gottfried Keller. Nur in einem unserer Großen, in dem Größten, in Goethe, sind die Gegensätze nicht ausgeglichen, aber friedlich vereinigt, die düstere Welt des Nordens mit der heiteren des Südens. Wichtig scheint mir noch der Hinweis zu sein, daß die deutsche Kunst geradezu die originelle ist. „So giebt Grimmelshausen, mag er immerhin von dem spanischen Schelmenroman angeregt sein, den ersten psychologischen Entwickelungsroman an, lange vor Lesage und Fielding, und nimmt sogar die Robinsonade vorweg, so giebt Lessing, ob er auch von Diderot und den Engländern allerlei Einflüsse (Beeinflussungen?) erfahren hat, die erste wirkliche moderne Tragödie („Emilia Galotti“), so begründet Jeremias Gotthelf in unserem Jahrhundert den Naturalismus und die Heimathkunst, und Friedrich Hebbel schafft lange vor Ibsen das Problemdrama (auch Grillparzer!) — von so allgemeinen, in Deutschland entstehenden und dann ganz Europa nach sich ziehenden Bewegungen wie die Romantik ganz abgesehen.“

Von den neuen und guten Urtheilen, die das Werk bietet, möchte ich nun noch wenigstens einzelnes Interessantes hervorheben. Ueber die karolingische Cultur ist Bartels mit Recht anderer Meinung wie die meisten Literaturhistoriker. „Auf die Bestrebungen des großen Kaisers, höhere lateinische Bildung in sein Reich einzuführen, Bestrebungen, in denen ihn hochgebildete Angehörige fast aller germanischen Stämme, der Angelsachse Alkoin, der Longobarde Paulus Diaconus u. s. w. unterstützen, wird in der Regel zuviel Gewicht gelegt; es war Treibhausculur und nicht etwa Renaissance, Wiedergeburt, was da vor sich ging.“ Die Bedeutung der unter Karl dem Großen blühenden Klöster Fulda, Reichenau, St. Gallen liegt mehr auf wirthschaftlichem als auf geistigem Gebiet, und gar die deutsche Dichtung wurde von den Klöstern aus wenig genug beeinflußt. Auch die Cultur der Ottonen nennt Bartels „Oberflächencultur“, „das deutsche Volk hat nicht viel davon gemerkt, und die deutsche Dichtung auch nicht.“ Hinweisen möchte ich besonders an dieser Stelle auf Bartels vortreffliche und gründliche Untersuchungen über den lateinischen Spielmannsgesang der wandernden Cleriker und Studenten, welcher in Verbindung mit der doch noch im Volke lebenden deutschen Volkspoesie, dem alten Mai- und Tanzlied (vergl. auch die schon unter Karl dem Großen erwähnten winillodes, die sich die Nonnen gegenseitig zuschickten) zum deutschen Minnesang hinüberleitete.

Den Roudlieb (von einem Mönche des bayerischen Klosters Tegernsee verfaßt) nennt Bartels einen „Roman“, einen Anfang in der Literatur, den vor ihm kein europäisches Volk hatte. Auch innerhalb dieser Literaturgeschichte bemerkt man fortwährend, wie Bartels der Eigenart aller deutschen Stämme gerecht zu werden sucht, namentlich auch der österreichischen Literatur des Mittelalters, die uns, abgesehen von der Poesie eines Walther von der Vogelweide, von dem Nibelungenliede, auch weniger bekannte vortreffliche Dichtungen, wie z. B. das

Digitized by Google

„Marienleben“ der Frau Ava (1127) hinterlassen hat. Uebrigens ist auch das Gudrunlied von einem österreichischen Dichter (1210) geschaffen worden. Beistimmend erwähnen will ich, daß Bartels auch das Nibelungenlied, wie es vorliegt, nur einem Dichter zuschreibt, der es, auf älteren Liedern fußend, aber sie nur spärlich benutzend, zwischen 1170 und 1200 mit natürlicher Kraft, aber ohne reicher ausgebildete Kunst gestaltet hat. Aus den specielleren Abhandlungen über die mittelalterliche Literatur erwähne ich die hochinteressanten Abschnitte: „Götter- und Heldenlieder“, dann ganz besonders „Volksmärchen“, wie Bartels überhaupt in dieser Beziehung viel Neues bringt und auf Quellen der Poesie hinweist, die bis heute wenig von den zunftmäßigen Literarhistoriken beachtet wurden. Ich rechne es ihm als ein ganz besonderes Verdienst um die deutsche Literatur an, daß er mit Vorliebe bei der Volkspoesie weilt, sei es nun bei den alten Heldensagen oder Volksmärchen oder später bei dem Volksliede, das um 1360 beginnt und das den alten epischen Spielmannsgesang ablöst; bei Liedern, die wir heute zum Theil in den bekannten Sammlungen z. B. in „Des Knaben Wunderhorn“ finden und die heute noch im Volke gesungen werden) und bei den Poesieen späterer und neuerer Dichter, (z. B. Hölty's, Claudius', Miller's, Fr. L. von Stollberg's), die Volkslieder geworden sind. Von dieser echten und vortrefflichen Art ist der nationale Standpunkt des Verfassers! Das sei wieder und wieder betont. Sehr fein sind von Einzelcharakteristiken die des Heliand, des Nibelungenliedes, Wolfram von Eschenbach's, Gottfried von Straßburg's, Walther's von der Vogelweide und besonders die des „Freidank“. Mit Recht weist Bartels immer wieder auf diese vortrefflichste aller Spruchsammlungen hin, die von einem Alemannen bürgerlicher Herkunft in den Jahren 1225 bis 1240, zum Theil auf dem Kreuzzuge Friedrich II., verfaßt wurde, („Freidank ist eben ein wahrhaft freier Geist, der über Menschen und Dingen steht und so über jede Einseitigkeit erhaben bleibt“). Die Volksbücher nennt Bartels „romantische“ Novellen. In dem zweiten Buche sind ausführliche Charakteristiken gewidmet: Reineke Vos, den der Verfasser das dichterische Hauptwerk des ganzen Reformationszeitalters nennt, die größte niederdeutsche Dichtung der Weltliteratur; Ulrich von Hutten, Martin Luther, Hans Sachs, Johann Fischart, Martin Opitz und Paul Fleming, Friedrich von Logau (auf dies Kapitel möchte ich ganz besonders hinweisen), Friedrich von Spee und Angelus Silesius, Paul Gerhardt, Andreas Gryphius, Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen, Christian Weise und Christian Reuter. Die Bedeutung aller dieser Dichter als Persönlichkeiten und ihrer Werke für die Entwickelung, sei es der Poesie oder Prosa, weiß Bartels ganz genau abzuschätzen. Sein selbstständiges Urtheilen kommt namentlich dann zum Ausdruck, wenn er freimüthig für einen lange Verkannten eintreten kann, z. B. für Christian Reuter, den Verfasser des berühmten Lügenromans „Schelmuffsky“, den Zarncke neu entdeckt hat, oder später z. B. für Johann Gottfried Schnabel, den Verfasser des ersten Robinsonromanes, der „Insel Felsenburg“, einen congenialen Zeitgenossen Johann Christian Günther's. In ein helles Licht hat Bartels namentlich auch die dunkle Zeit des Ueberganges von der Reformation oder vom Ende des dreißigjährigen Krieges bis zum Wiederaufblühen der deutschen Sprache und Dichtung gerückt. Auch in diesem Werke ist die gleichmäßige Gerechtigkeit des Urtheilens also überall bemerkbar, wodurch in formeller Beziehung die schönste Frucht erzielt wird: Größte Klarheit und Zuverlässigkeit, die wiederum zur Folge hat, daß der Leser den größten Gewinn davonträgt. Er folgt den Ausführungen nicht nur mit Interesse, ja mit Spannung, sondern er behält das Hauptsächliche und vieles Einzelne dauernd im Gedächtniß. Darum sei auch dies Buch Haus und Schule vor Allem empfohlen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Kuni Kraxl.

Von Fr. Kroff (München).

Kuni Kraxl war das Kindermädchen bei Pücklers, die „Bonne“, wie Frau Claire sich auszudrücken pflegte. Glück und Natur hatten sie beide zum Stiefkind. Schon an ihrem Namen, den ihr der erste Zufall ihres Lebens angehängt hatte, war sie zur Märtyrerin geworden. Denn nicht genug, daß er an und für sich seltsam klang, wirkte er in Verbindung mit ihrem Vornamen als Imperativ direct komisch. Ihr Gebrechen — sie hinkte — that dazu eben noch ein Uebriges. Was an sich mitleidenswerth macht, wurde bei ihr zur weiteren Quelle der Lächerlichkeit, der sich auch ernster Gesinnte nicht immer entzogen, von den Lauten, Leichtsinnigen, Herzlosen gar nicht zu reden. Dabei war sie ein kleines, zurückgebliebenes Geschöpf, dem die Spuren seiner Kinderkrankheiten und frühen Entbehrungen für immer anhafteten, deutlich in den mageren, eckigen Gliedern und der fahlen, schlaffen Haut. Auf den ersten Blick hielten sie die Meisten für vierzehnjährig, Niemand für zwanzig. Ihre Mutter war früh gestorben. Der Vater, ein böser, durstiger Gesell, war hinaus in die Welt. Die Sorge der einzigen, entfernten Verwandten, die ihr geblieben war, ging gerade so weit, daß Kuni schleunigst im Dienst und ihr vom Halse war. Also ist es klar, daß sie Niemand hatte, der sie liebte, keine Liebe, und Niemand fragte, ob sie sich nach Liebe sehnte. —

Pücklers, der Herr zumal, der sich selbst aus Armuth und Entbehrung durch eigene Tüchtigkeit zu seiner angesehenen Stellung emporgearbeitet hatte, nahmen halb aus Barmherzigkeit das Mädchen auf und betrauten es, als Helenchen zur Welt kam, mit der Wartung und Pflege des Kindes.

Frau Claire war eine zarte, reizbare Dame und unterließ es im Interesse ihres Wohlbefindens, sich mit den tausend kleinen Scherereien, die so ein hülfloses Geschöpf mit sich bringt, zu plagen. So kam es, daß Kuni das Kind von seinem ersten Tag an bei sich hatte und mit ihm in solcher Zärtlichkeit verwuchs, als ob es ihr Eigen gewesen wäre. Erst seitdem es an die zwei Jahre alt wurde, hatte die Dame es wenigstens des Nachts in ihr Schlafzimmer genommen. Kuni hatte davon schließlich nur Vortheil; aber gleichwohl hatte es ihr ein Bißchen weh gethan, und lange entbehrte sie droben in ihrer stillen Mansardenkammer des ungestörten Schlafes, meinte schlaftrunken nicht selten das Kind noch bei sich zu haben und hörte sein Weinen durch Decke und Fußboden herauf, daß sie davon erwachte. — —

In der grünumrankten Veranda spielte Helenchen am liebsten. Da war's luftig und kühl. Die Sonne, die draußen heiß in den Garten schien, ruhte, in hundert kleine, runde Fleckchen zertheilt, machtlos auf dem kühlen Estrich.

Auf dem Tisch, auf den Stühlen, auf dem Boden und auf dem Geländer lag Spielzeug umher.

Kuni kniete am Boden, auf die Fersen niedergekauert, und hielt die Schürze auf. Das kleine Mädchen holte die Sachen vom Tisch, von den Stühlen, vom Boden und vom Geländer, Stück für Stück einzeln, trippelte emsig zu ihr hin und legte Alles in ihre Schürze. Manches nahm es noch einmal zurück, besah es und legte es wieder hin; jedenfalls aber ruhte sein Blick zärtlich eine Weile auf dem eben geborgenen Stück wie im Behagen über gethane Arbeit. Dann lief es nach dem nächsten, streckte sich, bückte sich, emsig mit kindlichem Sinn, und redete seine Sprache dabei.

Frau Claire hatte schon geraume Zeit unbemerkt im dämmerigen Zimmer nebenan gestanden und durch die offene Thüre dem Spiel zugesehen. Jetzt trat sie auf die Schwelle.

Das Kind hatte ein Töpfchen heruntergelangt, rief „Mama“, als es die Mutter bemerkte, und brachte ihr das Spielzeug. Sobald sie aber darnach greifen wollte, wich es schalkhaft aus, lief mit doppelter Eile zu seiner Wärterin, verlor das Töpfchen, breitete die prallen Aermchen aus und fiel Kuni um den Hals.

In dem anschmiegenden Gebahren des Kindes lag wirkliche Neigung zu Tage, und ein empfindliches Gefühl konnte vielleicht bemerken, daß diese Neigung an Innigkeit das Verhältniß zur Mutter um ein kleines überwog.

„Kuni,“ begann die Dame mit scharfer Stimme, „daß Sie mir das Kind niemals küssen. Wir dulden das nicht und würden Sie sofort entlassen“.

Kuni schob mit einem sanften Druck das Kind von sich und sah betroffen auf, ohne sich zu erheben. Eine durchsichtige, dunkle Röthe flog über ihr ganzes Gesicht. Sie antwortete nichts. Aber in diesem Blick lag eine bittere, schmerzliche Enttäuschung.

Wenn die Dame weniger voreingenommen gewesen wäre, so hätte sie sehen müssen, daß diese glänzenden, melancholischen Augen schön waren, das einzige Schöne an dem armseligen Wesen.

Aber sie hatte sich schon in das Zimmer gewandt und ging fort.

Das Kind ließ sich in seinem Spiel nicht stören. Kuni hielt geistesabwesend noch immer ihre Schürze vor sich hin. Ihre Augen schienen feucht.

Digitized by Google

Was hatte sie gethan? Gespielt mit dem lieben Kind. Woher dann dieser Ton? Dafür daß sie es liebte wie ihr Eigen?

Sie sann vergebens, was sie verbrochen hätte; denn das mit dem Küssen schien ihr doch nur ein Vorwand.

Frau Claire aber kam stracks zu ihrem Gatten und erzählte ihm den Vorfall. Er war verdrießlich, daß er schon wieder von dieser Geschichte hören mußte; denn besonnen und starkmüthig wie er war, theilte er die Aengstlichkeit seiner Gattin nicht, obgleich er sein Kind abgöttisch liebte. Frau Claire aber hielt, seitdem ihre Tante an dieser Krankheit gestorben war, die halbe Welt für schwindsüchtig. Nun hatte Helenchen vor einiger Zeit Katarrh und Husten und steckte auch ihre Wärterin damit an. Gleich drehte Frau Claire es um und besorgte, Kuni habe das Kind angesteckt. Dazu ihr unansehnlicher, zurückgebliebener Körper. Nichts lag näher, als daß Frau Claire ihren allezeit bereiten Verdacht auf sie lenkte.

Zufällig kam Pücklers Neffe, ein Mediciner im ersten Semester. Gleich lag sie auch ihm mit ihrer Sorge an. Und er gab ihr Recht, oberflächlich wie er war, nur um ihr zu schmeicheln.

Im gleichen Athem neckte er Kuni, die ein Auftrag in das Zimmer führte, verstümmelte ihre Namen und rückte ihr den Lehrburschen der benachbarten Großhandlung vor. Er dachte gar nicht daran, daß es weh thun könnte, ein zurückgesetztes Weib mit der Liebe zu necken, vollends mit einem so maßlos häßlichen Burschen. Gutmüthig lächelnd ließ Kuni es über sich ergehen. Wenn sie auch den Muth gehabt hätte, sich dagegen zu wehren, so hätte eine geheime Sympathie für den jungen Mann sie abgehalten, ein ganz unschuldiges, kaum bewußtes Gefühl, das sich lediglich in dem Bestreben äußerte, ihm dienstbar zu sein und, wenn der Zufall ihren Wunsch erfüllte, sich seiner Zufriedenheit zu versichern.

Frau Claire galt der Neffe trotzdem als vollwichtiger Eideshelfer. Mit ihm verbündet rückte sie noch einmal der Indolenz ihres Gatten zu Leibe und gewann ihm das Versprechen ab, gelegentlich den Hausarzt zu befragen.

*

Einige Wochen waren seit jenem Verbot vergangen. Kuni wurde es schwer, sich der Liebkosung des zutraulichen Kindes zu enthalten. Da man ihr eine Begründung für das Verbot nicht gegeben hatte, so nahm sie es immer als den zufälligen Ausbruch einer übeln Laune. Denn ganz gewiß hätte sie auf eine entsprechende Belehrung hin von selbst unterlassen, was dem Kindchen schaden konnte. Allein weder Herr noch Frau hätten sich zu einer solchen Erörterung verstanden. Das hieß ja dem armen Ding das Leben absprechen.

Solchermaßen verblaßte der Ernst jenes Verbotes mehr und mehr mit den Tagen.

Helenchen selbst mochte die ungewohnte Zurückhaltung ihrer Wärterin fühlen. Es schmeichelte mit seinen weichen Händchen und mit seiner sanften Stimme, daß es eine Art hatte. Nicht Vater noch Mutter hatten sich so vieler Liebesbezeugungen zu erfreuen.

Da waren sie eines Tages unter den Hollunderbüschen im Garten und saßen im Gras. Kuni pflückte Blumen und Gräser, die sie erreichen konnte. Klein-Helen trippelte um sie her und jauchzte vor Freude über jeden neuen Fund, zerriß das Pflänzchen mit kindlichem Bedacht und heischte ein neues.

Da fand Kuni nnter all' den gelben Blumen eine blaue Glockenblume. Helenchen griff mit besonderem Gefallen darnach. Unwillkürlich — vielleicht nur aus Laune zum Scherzen — weigerte ihm Kuni diese Blume und hielt sie so, daß es sie nicht erreichen konnte.

Das Kind stapfte mühsam um sie herum, kehrte wieder um, that verdrießlich und versuchte auf jede Weise die Blume zu erlangen. Als es aber trotz Allem nicht möglich war, da that es, was bisher Niemand von ihm erreichen konnte: Es hielt sich an den Schultern des Mädchens, neigte sich mit drolliger Unbeholfenheit zu ihrer Wange und — küßte sie, wie es ihm eben gelang: zuerst berührte es mit den Lippen die Wange und, indem es in das mühsam gehaltene Gleichgewicht zurückging, küßte es in die Luft.

Kuni vergaß sich. Sie überhäufte das Kind mit Koseworten und zog es, nach einem scheuen Blick auf das Haus, an sich zu stürmischen Küssen. —

„Kuni!" gellte es im nämlichen Augenblick aus der Veranda her. Die Dame stürzte hervor und näherte sich eilends.

Kuni erhob sich hocherröthend. Sie bemerkte nicht mehr, daß Helenchen noch immer nach der Blume verlangte.

„Sie wissen, was ich Ihnen gesagt habe. Sie können gehen," sagte Frau Pückler mit zitterndem Grimm, nahm das Kind und trug es in's Haus. Dort wusch sie ihm mit Sorgfalt das Gesichtchen, die Hände, die Lippen, die Zähne, die Zunge.

Kuni war eben so rasch erblaßt wie sie erröthet war, schlich in ihr Mansardenzimmerchen und brach in Thränen aus. — —

Als der Director nach Hause kam, erhielt er einen langen, erregten Bericht über das Vorgefallene.

Mehr als über die Sache selbst war er darüber ärgerlich, daß sie gar kein Ende nahm.

„Nun, und wo ist sie jetzt?" fragte er verdrossen.

„Natürlich in ihrem Zimmer droben — in Thränen."

Das ließ ihn nicht ungerührt. Er bestimmte, daß sie zum Ersten zu gehen habe, nicht früher, und blieb dabei trotz des heftigen Widerspruches seiner Gemahlin.

Darauf wurde die Verweinte citirt und er selbst schärfte ihr mit eindringlichen Worten das Verbot ein. Er fügte einige Andeutungen bei über das Gesundheitsgefährliche ihres Betragens.

*

Etwas mürrisch und trotzig war fortan Kuni. Sie hatte über den Vorfall nachgedacht. Täglich sah sie, wie Vater oder Mutter die Kleine küßten. Also war sie zum Ekel. Das that ihr sehr weh. Aber trotzdem behandelte sie das Kind mit unerschütterlicher Geduld und Liebe.

Der Hausarzt erhielt auf den letzten Vorfall hin die Angelegenheit unterbreitet.

Er war ein alter Herr und ein Feind des Küssens überhaupt. Im Speciellen aber ging er auf die Andeutungen der Herrschaften, Kuni betreffend, nicht gern ein. Kaum eine halbe Minute überlegte er; dann schüttelte er kurz den Kopf und brummte: „On — das ist so schlimm nicht. Die Person ist schlecht genährt, in der Jugend skrophulös gewesen. Wenn sie nicht zu sehr angestrengt wird, kann sie hundert Jahre alt werden."

Frau Claire schaute ihren Gatten an. Der sah ganz befriedigt aus. Daher unternahm sie auf eigene Hand einen Einwand.

„Wäre es nicht doch sicherer, Herr Hofrath — —"

„Nein, Gnädigste, unterbrach er sie in seiner derben Art. „Sie nehmen vielleicht eine Andere, die besser aussieht und doppelt so gefährlich ist. Sie glauben gar nicht, was wir Alles zu schlucken kriegen. Die Meisten halten's aus, Manche nicht, und Denen ist ohnedies schwer zu helfen. — Schicken Sie mir, wenn Sie wollen, das Mädchen! Ich untersuche sie auch noch."

„Ach Gott, man will das dem Mädchen doch nicht sagen," meinte zögernd die Frau.

„Wie Sie wollen."

„Es ist nicht mehr der Mühe werth. Sie ist nur mehr bis zum Ersten im Haus."

Mit einigen unverständlichen Worten empfahl sich der Arzt. Es sah so aus, als ob er allzeit ärgerlich wäre. Aber das war sein Wesen.

„Na also siehst Du's," sagte Pückler. „Meine Ansicht." — —

Die Dame vermochte sich wenigstens für die kurze Frist zu beruhigen und überließ, ihrem Hang zur Bequemlichkeit folgend, Helene wieder leichteren Herzens der Obhut des Mädchens.

Wer Kuni beobachtet hätte, wenn sie das Kind zu Bett brachte und an seinem Lager stand, bis es schlief, hätte manche Thräne gesehen, desto häufiger, je näher das Ende des Monats kam.

Der Herr vergaß über seinen Geschäften die ganze Geschichte. Die Dame sah mit Befriedigung den Monat zu Ende gehen.

Eines Tages fragte sie Kuni, ob sie schon eine Stelle hätte.

Diese sah sie groß an — gerade wie damals in der Veranda; dann verneinte sie.

Sie erhielt den Nachmittag frei, um ihn dafür zu verwenden.

Darauf sagte sie nichts, ging aber am Nachmittag nicht fort. Sie bleibe bei dem Kind.

Noch einmal machte sie es ebenso.

Wenn sie nicht wollte, dachte die Gnädige, so war das ihre Sache. — —

So kam der Letzte.

Die Dame war Abends in das Theater gegangen. Der Director saß allein in seinem Zimmer und las.

Da brachte Kuni um neun Uhr, wie es Sitte war, das Kind, damit es dem Vater gute Nacht sagte. Sie war still und ernst wie diese ganze Zeit her. Ueberdem schien sie heute etwas erregt — wie von unterdrückten Gefühlen.

Herr Pückler küßte das Kind. Es stammelte ihm in seiner liebenswürdigen Weise sein „Gute Nacht, Papa". Dann wurde es fortgebracht.

Er sah den beiden nach. Das Mädchen zeigte eine so ungerechtfertigte Hast. Und in ihrem Gesicht — sie war nur zu schnell fort — just als wenn sie weinen wollte.

Er beschäftigte sich mit diesem Gedanken einen Augenblick; dann versenkte er sich auf's Neue in seine Lectüre.

Nach einer halben Stunde fiel ihm das Mädchen wieder ein. Es trieb ihn, nachzusehen.

Er ging leise in das nebenanliegende Zimmer. Eine Portière schloß hier die Thüre zum Schlafzimmer. Er lauschte.

Bald vernahm er die ruhigen Athemzüge des Kindes. Manchmal klang es dazwischen wie verhaltenes Schluchzen.

Lautlos schlug er den Vorhang zurück. Lichtschein von der Straße bewirkte eine sichtige Dämmerung. Er unterschied bald das Kinderbettchen und daran niedergesunken Kuni. Nun vernahm er es deutlich, sie lag in heißen Thränen.

Wie von einem üblen Beginnen schlich er zurück zu seiner Lectüre. — —

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Die neue Vocabel.

Es war still geworden in der kleinen Stube. Die letzten Gäste hatten sich entfernt. Hinten in der Ecke hockte Anton, der Unermüdliche, und machte sein Mittags-Nickerchen, das er ebenso wenig entbehren konnte wie das Abendschlummerstündchen zwischen sechs und sieben Uhr. Mit neun Stunden Nachtschlaf kommt der gesunde Mensch eben nicht aus.

Unter der letzten elektrischen Lampe, die des Wirthes altberlinischer Sparsinn hatte brennen lassen, saß ein einsamer Gast. Die Moselweinflasche vor ihm war erst zu drei Vierteln geleert, aber der Fremde achtete des köstlichen Restes nicht, und der mildwürzige Duft, der durch den Raum schwamm, wehte an seinen Geruchsnerven vorüber. Und doch erfreute er sich einer so vertrauenerweckenden, schön violett geäderten Nase! Er schob die Zeitung, in der er gelesen hatte, neuerdings fort, rieb sich wieder die Augen, starrte wie ein aus hundertjährigem Schlaf erwachtes Dornröschen traumverloren um sich — nur daß Dornröschen keine violett geäderte Nase gehabt hat . . .

„Anton!" rief der Gast.

„Komme sofort!" erwiderte Anton im Schlummer und ließ sich nicht stören.

Kopfschüttelnd nahm der Fremde das Zeitungsblatt zum dritten Male in die Hand und las halblaut vor sich hin:

„Weite Kreise des deutschen Volkes folgen dem heldenmüthigen Kampfe des kleinen Burenvolkes gegen eine der ersten Großmächte der Welt mit tiefem Mitgefühl und nehmen an dem Schicksal der südafrikanischen Republiken lebhaften Antheil. Wie sollte es auch anders sein! Diese Empfindungen für die Sache der Buren sind natürlich; denn das menschliche Mitleid wendet sich der schwächeren Minderheit zu, die mit Märtyrermuth für eine vielfach für verloren geltende Sache eintritt. Aber anders erscheint die Parteinahme vom Standpunkt des Gemüths und Gefühls, anders von dem der praktischen Politik. Und darum darf nicht die Hoffnung genährt werden, daß die Regierung des Deutschen Reiches irgend einen Schritt thun werde, um England zu einer Aenderung seiner Haltung gegenüber den Buren zu bestimmen. Deutschland treibt jetzt eben Real-Politik."

„Ich begreife das nicht," murmelte der Fremdling erschüttert. „So sehr kann sich doch in den fünfzehn Jahren meiner Abwesenheit die deutsche Sprache nicht geändert haben . . Anton!" Er klopfte dabei an den Flaschenhals. Dies Zeichen hätte den Schläfer am jüngsten Tage erweckt, wenn die Posaunenstöße der Engel und das Krachen des Weltunterganges wirkungslos geblieben wären. „Komme sofort." Und er kam.

„Nicht wahr, ich habe hier die Vossische Zeitung?" fragte der Heimgekehrte.

„Zu Befehl."

„Und sie wird immer noch in deutscher Sprache geschrieben?"

„Na ja — wenn Sie's mit dem Begriff ‚deutsche Sprache' nicht zu genau nehmen . ."

„Ich lese unaufhörlich in Euren Blättern von praktischer und von Real-Politik. Praktische Politik ist es, wenn wir bei Chamberlain's Beschimpfungen nicht mucken; Real-Politik ist es, wenn wir die zum Himmel schreienden Verletzungen des Völkerrechtes in Südafrika ruhig hinnehmen. Realpolitik: die christlichen Nationen sehen schweigend zu, wie ein frommes, braves Christenvölkchen langsam dahingeschlachtet wird weil Ahab nach Naboth's Weinberg lechzt. Praktische Politik: wir versäumen die einzige günstige Gelegenheit, Englands Hochmuth für alle Zeit zu ducken. Ja, sagen Sie einmal, Anton, seit wann heißt denn Feigheit und Dummheit auf deutsch Real- und praktische Politik? 'n Bißchen umständliche Vocabel! Der alte Ausdruck war wohl gröber, aber doch klarer!"

Timon d. J.

Opern und Concerte.

Der Ueberfall. Oper von Heinrich Zöllner. (Theater des Westens.)

Schöpferische Kunst heischt mit stärkerem Rechte unseren Antheil als nachschaffende. Jene ist Inhalt geistiger Cultur, diese nur Werkzeug. Gerade ein so vielgestaltiges Musikgetriebe, wie wir es hier in Berlin vor uns haben, verführt dazu, über Personen die Sache zu vergessen, sich um das Kunstwerk weniger zu kümmern als um Aeußerlichkeiten der Reproduction. Wer möchte es leugnen, daß bei vielen die Nachfrage nach Künstlerberühmtheiten stärker ist als das Bedürfniß, sich von den neuen und bedeutsamen Kunstschöpfungen nichts entgehen zu lassen, das Leben der Kunst selber mitzuleben? Im Verhältniß zu der Gesammtmenge von Musik, die im Winter in Berliner Kunststätten gemacht wird, ist die Ausbeute an neuen Erscheinungen nicht eben reich. Von den zwei Dutzend großen Orchesterconcerten, die Nikisch mit seinen Philharmonikern und Weingartner mit der Königlichen Capelle bieten, darf man nach den bisherigen Erfahrungen nicht allzu viel Ueberraschungen erwarten. Die Stammgäste der Philharmonie rekrutiren sich zum guten Theil aus einem eleganten Modepublicum, das den Glanz des Virtuosenthums als nothwendige Beigabe betrachtet. Diesen Zuhörerspecies erscheint ein Geigen- oder Gesangsstern unvergleichlich interessanter und bequemer dabei als ein ernstes Opus moderner Kunst, das vom Hörer ein wenig active Gehirnarbeit fordert. Im Ganzen verhält sich das Publicum der Philharmoniker Neuem gegenüber ziemlich reservirt. Das haben schon bedeutendere Leute an sich erfahren als der Holländer Herr Anton Averkamp, den man mit einem lauen Achtungserfolg abfand. Herr Nikisch führte dessen symphonische Dichtung „Elaïne und Lancelot" vor, zu der ein Stoff aus König Arthur's Sagenkreis den programmatischen Vorwurf abgiebt. Ueber der Mär von der traurigen Liebe der schönen Elaïne zu ihrem Ritter liegt ein duftiger Hauch weltferner Poesie, wie sie in den Dichtungen eines Maeterlinck oder der ätherischen Kunst eines Burne-Jones zu uns redet: ihr musikalisch beizukommen, bedürfte es noch feinerer Farben, als Herr Averkamp sie auf seiner Palette hat. Immerhin gelingt es ihm, in seinem Tonbilde eine eigenartige und wirksame Stimmung anzuschlagen; leider verflüchtigt sich diese im Verlaufe des weitschweifig angelegten Werkes recht bald, und alle formalen Vorzüge, die sehr geschickte thematische Arbeit und die prächtige Instrumentation, können die Ermüdung des Hörers nicht verhindern. Die Zurückhaltung des Philharmoniepublicums mußte im ersten Concerte der Saison auch einer von unserer jungen Generation fühlen. Siegmund von Hausegger hatte vorm Jahre mit seiner eindrucksvollen Barbarossadichtung, die er an der nämlichen Stelle in einem Wagnervereins-Concerte vorführte, überaus warmes Entgegenkommen gefunden. Die Hörer der Aufführung unter Nikisch standen dem unbefangenen poetischen Sinn des Componisten und seinem kraft- und jugendfrohen Empfinden merklich kühler gegenüber. Bei Weingartner im Opernhause, wo die Classiker sich einer eifrigen, sogar ein wenig exclusiven Pflege erfreuen, gelangte das Variationenwerk eines bislang unbekannten Engländers Elgar zur Aufführung, dem in Ermangelung höherer Vorzüge eine sehr ansehnliche und geschmackvolle Technik nachzurühmen ist. Im ersten dieser Symphonie-Abende hörte man mit aufrichtiger Freude Liszt's stimmungs- und gedankenreiche symphonische Dichtung „Ce qu'on entend sur la montagne". Wenn sich doch Weingartner, der Lisztschüler, der symphonischen Werke seines Meisters noch eifriger annehmen wollte, — den Stimmen der jetzt anscheinend wieder modern werdenden Lisztverächter zum Trotz!

An solche Apostel- und Bekehreraufgabe macht sich jetzt Richard Strauß. Mit dem jungen Berliner Tonkünstlerorchester hat er bei Kroll eine Reihe von Concerten eingeleitet, die das bringen sollen, was uns trotz Weingartner und Nikisch noch immer fehlt. Die Namen Liszt und Bruckner, in deren Zeichen der erste künstlerische Sieg errungen wurde, kennzeichnen schon sein Programm. Er hat vor, seine Kraft ausschließlich für moderne Musik einzusetzen, soweit sie neu oder doch bei uns noch nicht zu ihrem Rechte gekommen ist. Was lag da wohl Dringlicheres vor als die Ehrenschuld, die wir an Anton Bruckner abzutragen haben? Endlich einmal bekam Berlin die dritte Symphonie in D-moll zu hören, das Werk, auf dessen Titelblatt Richard Wagner's Name steht und das dem Bayreuther Meister herzliche Freude bereitet hat. Die wundervolle Wärme der musikalischen Erfindung, der Glanz der orchestralen Wirkung, der mächtige Aufbau des ersten Satzes, der derbe bäuerliche Humor im Scherzo, alles das wurde in helles Licht gestellt durch eine Aufführung, der jeder die eindringende Liebe anmerken mußte. Das Orchester zeigt sich seiner schwierigen Aufgabe sehr erfreulich gewachsen. Dem Bruckner'schen Werke ging Liszt's eben genannte „Bergsymphonie" voraus, die Weingartner ein paar Tage zuvor aufgeführt hatte, und dazwischen spielte Herr Sauer das effectreiche Clavierconcert von Sgambati. — Ein erneuter Besuch der Meininger Hofcapelle unter Steinbach hat der Künstlerschaar wie früher reiche Ehren, dem Hörer mannigfachen Genuß, aber keine besonderen Ueberraschungen gebracht. Es zeigte sich wieder, daß die Meininger, wenn auch nicht an Feinfühligkeit, so doch an künstlerischer Hingebung und frischer Energie des Vortrags es mit jedem aufnehmen können, Dank der ihnen eigenen Mischung von solidem Ernst und gesundem, mitunter robustem Draufgängerthum.

Als außergewöhnliches Concertereigniß ist noch Colonne's Auftreten im königlichen Opernhause zu bezeichnen. Dem Dirigenten der

Digitized by Google

Châtelet-Concerte, der länger als ein Vierteljahrhundert ähnlich wie Pasdeloup und Lamoureux thatkräftig für deutsche und besonders Wagner'sche Musik eingetreten ist, haben die Berliner vor fünf Jahren, als er zum ersten Mal nach Deutschland kam und mit den Philharmonikern französische Musik vorführte, eine herzliche Aufnahme bereitet. Jetzt ist er mit seinem eigenen bewundernswerth eingespielten Orchester nach einer an Erfolgen reichen Rundreise durch Deutschland wieder bei uns erschienen, und zwar dies Mal an bevorzugter Stelle, im Königlichen Hause. Neben seinen Landsleuten Saint-Saëns, Charpentier und Berlioz ließ er auch deutsche Meister, Beethoven mit der Leonoren-Ouverture und Wagner mit der Venusbergmusik, zu Worte kommen, und die laute und die begeisterte Zustimmung, welche die Gäste fanden, waren mehr als ein dankbares Compliment.

Frisches Leben regt sich jetzt auf erfreuliche Weise in der Singakademie unter ihrem energischen neuen Leiter Georg Schumann. Es bedeutet so etwas wie einen Systemwechsel, wenn man ein Werk modernen Geistes wie die herrlichen, früher schon anderweit zu Gehör gebrachten „Béatitudes" von César Franck aufführt. Bei weiterem Verfolgen dieses Weges wird der künstlerische Wille des Dirigenten sicherlich noch vollkommener zur That werden als es bei den ersten Versuchen möglich war.

Die einzige Opernneuheit, von der zu melden ist, kommt auf das Conto des „Theaters des Westens", das auf seine Art immer ehrlich weiterarbeitet. Es wurde Heinrich Zöllner's Oper „Der Ueberfall" herausgebracht. Der Leipziger Universitätsmusikdirector ist ein sehr kenntnißreicher und geschickter Musiker und hat bekanntlich eine unbefangene Freude an kühnen künstlerischen Versuchen. Er besaß den naiven Wagemuth, aus den Versen des Goethe'schen Faust ein Musikdrama zu machen, er setzte Gerhart Hauptmann in Musik und brachte dazwischen in zwei „patriotischen" Opern die Kriegsstimmung des siebziger Feldzuges auf die Bühne. Zu seinem „Ueberfall" gab ihm die grausige Franctireurgeschichte den Stoff her, die man aus Wildenbruch's Novelle „Die Danaide" kennt. Zöllner hat ihn nicht ohne bedenklichen Bombast und sentimentalen Gefühlsüberschwang zu einem recht theatralisch abschließenden Libretto verarbeitet. In der weichen und weichlichen Lyrik liegt die Hauptschwäche des Werkes. Dem äußeren Erfolg bringt sie freilich kaum Gefahr. Rührsame Volkslieder hinter der Scene und lebende Bilder finden noch immer empfängliche Gemüther. Die flotten Massenscenen am Eingange der Oper stehen künstlich weit höher als die in Süßigkeit getauchte zweite Hälfte. Prägnanz und scharfe persönliche Eigenart sind von jeher nicht des Componisten Stärke gewesen. Reminiscenzen, von Wagnerischen Nibelungenklängen angefangen, melden sich oft genug mit fataler Deutlichkeit. Aber er besitzt eine eminente Gewandtheit, die aufrichtigen Respect abzwingt, er versteht anschaulich und lebendig zu illustriren und was er schreibt, „klingt" gut —, ein Vorzug, der zumal bei einer „Volksoper" immerhin viel besagen will.

Die Königliche Oper nimmt sich wie immer zu den verheißenen neuen Thaten gemächlich Zeit. Zum hundertsten Geburtstage Lortzing's veranstaltete sie einen „Cyklus", der sich auf den Ankündigungen sehr stattlich und würdig ausnahm. An künstlerischem Aufwand hatte er keinen Heller gekostet. Man stellte einfach diejenigen Opern, welche der gewöhnliche Spielplan der letzten Zeit stehend aufwies, in einer Serie zusammen, ohne sich zu dem Luxus einer durchgreifenden Renovirung aufzuschwingen. Die beiden Lortzinggedenktage, die zeitlich so nahe zusammenfielen, sind mit ihrem billigen Jubiläumscultus und ihren vielen schönen Worten im Ganzen, scheint es, ohne erhebliche Wirkung vorübergegangen. Und mit dem Gedanken einer ernstlichen Neuschöpfung der Werke des bescheidenen Meisters, der wahrhaftig mehr als das gewöhnliche herablassende Wohlwollen verdient, ist es nun nicht nur für eine Weile, sondern wohl für immer vorbei. Hermann Springer.

Rund um die Kunst.

Das Ueberbrettl, wie es ist und wie es sein soll.

II.

Wolzogen hatte es verstanden, durch eine grenzenlos geschickte, richtiger gesagt, geriebene und durchtriebene Reclame das Publicum einzufangen. Er machte die Mode, und die Mode machte ihn. Das blöde Gedalber: Zwar hab' ich kein so schönes Rad, doch bin ich sehr verliebt, die rohen Spottverse auf den armen Lauff, die abgerahmte Milch Schnitzler'scher Einakter, das Alles war uns lange schon bekannt, und Fräulein Fuller hatte immer eigenartigere Costüme getragen als die Damen Bradsky und d'Estrée. Fleisch von vorgestern jedes einzelne Gericht, nur die Sauce entzückte die Gaumen.

Wolzogen ist der Vater — Herr Bierbaum wird behaupten, der Stiefvater — und zugleich der Todtengräber des neuen Brettls gewesen. Er erwürgte den Gedanken, während er ihm Form und Leben gab. Was jetzt von allen Seiten eingestanden wird, was man im barschen Tone der Anklage den Brettl-Leitern zuruft, das ist an dieser nnd an anderer Stelle vor zwölf Monaten gesagt und bewiesen worden: vom Tage und von seinen Kämpfen, seinen Freuden und Aergernissen muß das Brettl klingen. Es muß actuell sein, oder es wird nicht sein. „Angewandte Lyrik" — sehr hübsch, und umständliche Einladungen zur Première eines neuen Liebes-Gedichtes von zwei Strophen — gleichfalls sehr hübsch. Doch das erträgt man keine drei Vierteljahre lang. Die Montmartre-Kneipiers, die wir angeblich überwunden nnd überstiegen hatten, wußten doch besser Bescheid und waren erfahrener als unsere Ueberbrettler. In ihren Hohlspiegeln erschien das öffentliche Leben, die Politik vor Allem. Sie wandten sich nicht an moderne Backfische, die gern 'mal ein holdgereimtes, zuckersüßes Zötlein aufschnappten, und sie beschränkten ihren Witz nicht auf den Spaß, den nur die Leute vom Bau verstehen. Die intime Humoreske und der Spott über den Collegen in allen Ehren — aber das wirkt doch nur unter Kameraden. Das Wolzogen-Theater und seine Nachkommenschaft geht am allzu kindlichen Spiel zu Grunde; selbst der Berliner ist nur einmal in seinem Leben so dumm, für Gedichte etwas zu bezahlen. Schall und Rauch soll seine Freunde höchlich ergötzt haben, so lange es ihnen zu nächtiger Stunde im schmucken Saale des Künstlerhauses munteren Zunftulk vorsetzte. Ich habe seine Darbietungen nur aus den gelben Büchelchen kennen gelernt, die es, wohl nicht ganz kluger Weise, veröffentlichte. Und ich kam wiederum zu der Ansicht, daß gewandte Schauspieler im Stande sind, auch mit trübem Humor donnernde Lachstürme zu entfesseln. Im Cirkus Busch wurden vor zwei Jahren Schiller's Räuber und Shakespeare's Hamlet von ein paar lustigen Clowns travestirt; es war zum Schreien komisch, so roh es war. Mit einigem Befremden entnahm ich den Schall- und Rauch-Büchern, daß die Munterkeit ihrer Verfasser die der fidelen dummen Aujuste nicht wesentlich überstieg.

Das soll kein Vorwurf sein. Schall und Rauch's Force lag gewiß in den Persönlichkeiten, die dort vor mehr oder minder guten Bekannten, Handwerksgenossen, Preßmenschen und uralten Premièretigern ihre genialischen Späße trieben. Genialisch nicht durch den geistigen Inhalt, sondern durch die Art der Wiedergabe. Auf diese Wirkung mußte das Unternehmen verzichten, das sich in Berlins Triumphstraße einen eigenen Festsaal baute und dem zahlenden Publicum weit die Pforten öffnete. Da nützte es nichts, daß weißgekleidete Pierrots Billeteurdienste thaten, und das Um und An der Saal-Einrichtung, die Tempelgestalt der Bühne, dorische Säulen und Giebelfeld, die maskengeschmückten Wände und das discrete Licht — es bereitete den Sieg nicht vor. Man wollte Die tanzen sehen, die Rhodus gebaut hatten. Und statt des unerhört Neuen gab Schall und Rauch nur verbesserten Wolzogen von 1900.

Wolzogen ist geschickt, gerieben und durchtrieben — er wird Anno 1901 nicht anfangen, er habe denn das ersehnte, unerhört Neue im Kasten. Eben die politische Satire, die an den Hängen des Montmartre so schön roth blüht. Die Angst vor der Censur ist ja Thorheit. Wer außer Stande ist, Satiren zu schreiben, denen weder Staatsanwalt noch Censor beikönnen, der ist viel zu plump organisirt für diesen Kampf mit geschliffenem Florett. Aber wer das Genre zu pflegen weiß, der hat Berlin. Am Literatenhohn über Literaten, am Schmierenwitz haben wir uns übersatt gegessen, und der in seiner Dummheit scheußliche Sing-Sang des nun glücklich überwundenen und von den Insel-Pegasussen zu den Stall-Pferden zurückgekehrten A. W. Heymel heymelt uns nicht mehr, sondern ekelt uns an.

Laßt dafür die Geißel über die großen und uns Alle so nahe gehenden Thorheiten des Tages knallen, nicht nach Fuhrmannsart, sondern wie ein überlegener Cavalier, der sein Wägelchen lachend am Abgrund entlang kutschirt. Sie werden Euch das Haus stürmen. Vorausgesetzt immer, daß die Polizei unfähig ist, ihrerseits den Sturm zu unternehmen. p. v.

Kunst-Pädagogik.

Erlösung der Kunst aus Noth und Joch; Reform der Kunst; Volk und Kunst! Wir sind in der letzten Zeit mit solchen Rufen so reichlich bedacht worden, daß es doch einmal zu fragen geziemt, ob nicht vielleicht der allerwichtigste unter diesen Appellen vergessen worden ist. Daß Kunst ein Können verlangt, hören wir oft; daß dieses Können eine individuelle Veranlagung voraussetzt, durch sie jedoch noch nicht fertig ist, sondern nur eben auf ihrer Basis erworben sein will, weiß Jemand gerade in dem Maß am ehesten, als er wirklich ein künstlerisches Können besitzt. Daß aber auch dieses Erwerben eine Sache für sich ist, werth, gepflegt und auch theoretisch wie historisch erkannt zu werden, dies scheint nur den Wenigsten klar zu sein. Die deutsche Wissenschaft, die ehrgeizig genug ist, nachgerade Alles zu untersuchen, auch wenn es noch so weit abliegt, und die längst daran gewöhnt ist, selbst die Kunst und ihre Geschichte zum Gegenstand einer Forschung zu machen: sollte sie sich nicht darauf besinnen, daß es seit jeher und ganz besonders seit einigen Jahrhunderten einen Kunstunterricht und Kunstschulen giebt, werth, ebenso historisch ergründet zu werden, wie andere geschichtliche Entwickelungen?

Digitized by Google

Uns fehlt eine Kunst-Pädagogik und eine Wissenschaft davon. Und während wohl die meisten betheiligten Stimmen beides als die Erfindung eines unkünstlerischen Kopfes verschreien mögen, spürt ein feinerer Blick bereits unverlierbare kleine Anfänge von Beiden. Schon erstehen Proteste gegen die Mangelhaftigkeit des gegenwärtigen Unterrichtswesens in Ton- und Bild-Kunst; Anstalten wie die „Hochschule für angewandte Musikwissenschaft" in Berlin treten mit scharfen pädagogischen Programmen vor die Oeffentlichkeit; große Künstler sprechen ihre Ansicht über wahrhafte Künstlerbildung aus; es entsteht aus den Händen Weniger eine mindestens gutgemeinte Literatur zur Geschichte der Kunstschulen; ein eigener „Verband für Hochschulpädagogik" widmet seine Themen nicht nur dem Wissenschafts-, sondern auch dem Kunstunterricht; und selbst die neue „Renaissance des Dilettantismus" beginnt nach den besten Wegen für die Ausbildung ihrer Schützlinge zu fragen. U. s. w.

Wie Mancher klagte schon, daß er, wo auch immer seine Arbeit einsetzen mochte, das Feld erschöpft fand! Unerschöpft, vielleicht unerschöpflich, jedenfalls der besten Arbeitskräfte harrend ist das der Kunstpädagogik.

Hans Schmidkunz.

Notizen.

Ausgewählte Essais von Montaigne stellt Emil Kühn zu einem fünften Bande zusammen (bei J. H. Ed. Heitz, Heitz & Mündel, in Straßburg). Die Grundlagen, auf denen der französische Weltweise baute, mögen da und dort veraltet, selbst morsch geworden sein; seine goldenen Worte funkeln heute noch wie vor hundert Jahren. Und sein scharfblickender, überragender, echt gallischer Geist ist derselbe geblieben. Wenn er eine erstaunliche Belesenheit in allen Zweigen des menschlichen Wissens vor uns zur Schau stellt und aus Naturbeobachtungen und Citaten ein eigenes System aufbaut, so folgt man ihm selbst dann gern, wenn neuere Forschungen seine Voraussetzungen hinfällig gemacht haben und wenn man gewissen classischen Autoren nicht dieselbe Ehrfurcht bezeugt wie er. Daß Montaigne in einer Zeit, die Alles besser wußte, alle Erkenntniß besaß und kein Ignorabimus zuließ, den aufgeklärten Hochmuth bekämpfte, daß er die menschliche Kleinheit und die menschliche Anmaßung scharf kennzeichnete und immer wieder die zur Bescheidenheit mahnte, die die Bäume der Encyklopädie bereits in den Himmel wachsen sahen — das verleiht seinen prächtigen und klugen Auseinandersetzungen auch noch reiches historisches Interesse. Das reizvolle Buch ist eine weit ausgreifende Erläuterung des berühmten Wortes: „Ich will die Weisheit der Weisen zerstören und die Klugheit der Klugen niederwerfen. Wo ist der Weise, und wo der Schriftgelehrte und der Streitredner dieser Zeitlichkeit?" In dem Kampfe um den neuen Glauben, der jetzt viele Gemüther bewegt, kann Montaigne Manchem ein zuverlässiger Wegweiser sein.

Die „Reisebriefe aus Palästina", die H. v. Soden im Verlage von Julius Springer, Berlin, hat erscheinen lassen, werden jetzt in zweiter Auflage ausgegeben. Eine Reihe anspruchsloser und darum ansprechender Darstellungen, über denen der Hauch kernfester germanischer Männlichkeit liegt. Da ist keine lyrisch schwärmende Sentimentalität, sondern ein ruhiger Blick für das Wirkliche; mit sicherer Hand zeichnet der Verfasser lebendige Bilder aus dem Leben des Orientes. Gediegene Vorstudien bewahren ihn, den immerhin rasch und also flüchtig Reisenden, vor übereilten Schlüssen und Urtheilen. Es steckt überhaupt viel wohlthuende Ehrlichkeit und Einfachheit in den Skizzen. Daß es H. v. Soden an der Fähigkeit nicht mangelt, neben Thatsächlichem die Seele der Erscheinungen zu schauen, das beweist seine Schilderung der Hagia Sophia, die bogenlange Auseinandersetzungen aufwiegt.

Von den Ausgewählten Erzählungen Maxim Gorki's (Bruno Cassirer, Berlin W.) sind uns der fünfte und sechste Band zugegangen. Die Novelle, der der sechste Band seinen Titel verdankt, „Im Weltschmerz", ist kein so echter Gorki wie die sehr merkwürdige, die echtrussische Geschichte vom rothen Waska. Ein gewaltiger und frecher Vorwurf, in den ein Untermensch Gorki'scher Fractur hineingestellt wird ein räthselhafter Kerl mit dem Teufel im Leibe — und dann nach breit ausladender Exposition plötzlich der überraschende Schlußeffect, der uns doch gar nichts erklärt. Jeder Zug, den der Dichter in sein wildes Gemälde, hineinbringt, ist echt wie jedes Wort, das er sagt oder sagen läßt, und doch muthet die slavische Gefühlsseligkeit am Schlusse unkünstlerisch und unwahr an. So mächtige Romanstoffe, die nach psychologischer Vertiefung schreien, lassen sich selbst von Gorki'scher Kraft nicht in Skizzenform pressen.

Die Verlagsbuchhandlung von R. Oldenbourg, München hat sich entschlossen, Heinrich v. Sybel's berühmte „Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I." in einer neuen billigen, sieben Bände umfassenden Ausgabe erscheinen zu lassen. Statt 66.50 Mk. kostet das Werk jetzt 24.50 Mk.! Wahrlich, ein prächtigeres Weihnachtsgeschenk konnte vaterländisch empfindenden Lesern nicht gemacht werden. Jetzt erst wird Sybel's gewaltige Arbeit sich das deutsche Haus erobern. Bisher stand es in etwas einsamem Prunk nur in den Bücherschränken der Begüterten; nun ist ihm die Gelegenheit gegeben, in alle gebildeten Kreise unseres Volks und, wie wir hoffen, auch in die Schulen zu dringen. — Ueber den wissenschaftlichen und literarischen Werth des groß angelegten Werkes sind die Acten geschlossen. Sybel hat den Vorzug gehabt, die Archive des Auswärtigen Amtes und des preußischen Ministeriums benutzen zu dürfen. Als man dem freimüthigen Historiker diese Quelle einigermaßen überraschend und grundlos versperrte, da war er bereits beim sechsten Bande angelangt, und nun unterstützte ihn Jemand, der mehr werth war als todte Archive: Fürst Bismarck selber interessirte sich für die Arbeit und half dem Verfasser, soviel an ihm lag, durch allerlei persönliche Mittheilungen, durch Prüfung beider Bände vor der Drucklegung u. A. m. Ueber die inneren Vorzüge des Sybel ist kaum noch etwas zu sagen. Der geniale Historiker hat die Thatsachen zusammengetragen, gesichtet und das Werk daraus aufgebaut, der warmherzige Patriot und der helläugige Stylist haben es niedergeschrieben. Wie Sybel die Olmütz-Schmach darstellt; die schleswig-holsteinischen Händel, die zum ersten Male Bismarck's überlegene, diplomatische Meisterschaft aller Welt kund thaten; wie der Verfasser uns dann den Weg zur Höhe emporschreiten läßt, über die Stationen Königgrätz, Norddeutscher Bund und die Luxemburg-Affaire fort — das Alles sollte gerade in der Sybel'schen Darstellung Gemeingut des deutschen Volkes werden. Wir sind der Ueberzeugung, daß die Verlagsbuchhandlung mit dieser wirklich wohlfeilen Ausgabe einen Treffer ersten Ranges gemacht hat, und wir wünschen ihr von Herzen den verdienten Erfolg.

„Ich führe mein Leben in Klüften, Höhlen, Wäldern, in Teichen, unter Wasserfällen, bei den Unterirdischen, und weide mich aus in Gottes Welt." So kann nur Faust schreiben, und so schreibt Goethe an Herder am 9. August 1776. Wie tiefe Einblicke Goethes Briefe nicht nur in sein Empfinden und Gemüthsleben, sondern auch in die geheime Werkstatt seines künstlerischen Schaffens bieten, das weiß zur Noth auch, wer diese Briefe nie gelesen hat. Die Cotta'sche Bibliothek der Weltliteratur (J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart) ermöglicht es jetzt aber auch dem mit irdischem Mammon minder Begnadeten, Goethe's Briefe in allen wichtigen Einzelheiten und Feinheiten kennen zu lernen. Eduard von der Hellen wird die neue Ausgabe und Auswahl besorgen, deren erster Band (Preis 1 Mark) schöne Hoffnungen weckt. Mit manchen Auslassungen und manchen Colonnen von ..... sind wir freilich nicht ganz einverstanden, aber es bleibt des Guten so viel, und Hellen's goethe-philologischer Apparat arbeitet mit so feinem Verständniß, — die Beibehaltung der ursprünglichen Schreibweise z. B. ist eine prächtige Idee! — daß wir uns seiner Führung auch bei den noch ausstehenden fünf Bänden gern anvertrauen werden.

Bruno Gebhardt's „Handbuch der deutschen Geschichte" (Union, Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart) liegt in zweiter Auflage vor. Wir haben das gediegene Werk seiner Zeit eingehend gewürdigt

Digitized by Google

— es ist noch heute das Nachschlagebuch kat exochen für uns, und wir kennen kein zweites, das wissenschaftliche Gediegenheit und Gründlichkeit mit dieser unbedingten Klarheit und Durchsichtigkeit der Darstellung verbindet. Kein Zweifel, es wird auch weiter seinen Weg machen.

Gabriele Reuter ist zur Zeit die Königin unter unseren Erzählerinnen. Ihr letzter Roman „Ellen von der Weiden" athmet so würzige Frische und echte Waldwildheit, daß man seine Compositionsfehler gern übersieht und gern stundenlang mit diesem eigenartigen Menschenkind zusammenbleibt. Dieselbe Kunst, in die Seelen zu schürfen und uns die Psychologie des Frauenherzens zu künden, die räthselhafte und doch aus einem Punkte leicht zu begreifende, dieselbe hohe Kunst zeigt auch der neue Novellenband der Reuter: „Frauenseelen" (S. Fischer, Verlag, Berlin). „Treue", „Clementine Holm" sind ergreifende Tragödien. Dort die Frau, die verlorenes Glück nicht vergessen kann und von den Schatten der Erinnerung gerade in dem Augenblick am unbarmherzigsten gemartert wird, wo ihr eine neue Sonne aufgehen will; hier die Mutter, die dem fernen Sohn ein holdes Bräutchen erzogen hat und nachher, als er die Kleine wirklich an sein Herz nimmt, vor Leid und Eifersucht schier vergeht. Von den kleineren Erzählungen haben uns „Schwester Elisabeth", „Die Barmherzigen" und das sehr feine „five o'clock" besonders gefallen. Zarte Gewebe wie die beiden letztgenannten Novellen macht der Reuter nun schon Niemand nach. „Die Frau mit den Ziegenfüßen" hätte vielleicht in der Sammlung fehlen können. Sie stört einigermaßen.

Dem „Türmer-Jahrbuch", das der Herausgeber der bekannten Monatsschrift gleichen Namens bei Greiner & Pfeiffer, Stuttgart, hat erscheinen lassen, darf man wünschen, daß es recht breite Freundeskreise treffe. Es will den politischen, socialen und religiösen Ideen des Freiherrn Grotthuß neue Anhänger werben und wendet sich vornehmlich an die, denen die Lectüre einer umfangreichen Monatsschrift aus dem oder jenem Grunde nicht möglich ist. Und das muß man sagen: auf die Agitation versteht das Türmer-Jahrbuch sich. Es redet und verspricht nicht erst viel, sondern faßt die Sache entschlossen am rechten Ende an: eine Fülle gediegener Original-Artikel entwickelt den Türmer-Gedanken nach den vier Windrichtungen des Geistes hin, und aus ihnen allen spricht ein so kernhafter, deutscher Geist, eine ruhige, scharf abwägende Gerechtigkeit, eine so ehrliche Feindschaft gegen die Phrase, daß man ihren Ausführungen auch dann gern folgt, wenn man nicht völlig einverstanden mit ihnen ist. Aus dem überraschend reichen Inhalt seien hervorgehoben C. Ballod's tüchtige und lehrreiche Studie: „Scholle oder Fabrik?", Marschall's kluge Untersuchung „Gemüth und Geist bei Thieren", J. Norden's Bericht über die russische Literatur. Die Auswahl lyrischer Gedichte und die Zusammenstellung der Caricaturen des Jahres, die annähernd dem Türmergeist entsprechen, scheint mir dagegen nicht durchweg gelungen. Hier dürfte Manches fehlen, und manches Fehlende dürfte nicht fehlen. Der belletristische Theil ist gut. Große Sorgfalt hat der Verlag auf die Ausstattung des Buches gelegt; die Wiedergaben Böcklin'scher und Leibl'scher Bilder verdienen Dank und Anerkennung.

Die große Multatuli-Ausgabe, die der Verlag J. C. C. Bruns, Minden i. W. unternommen hat, schreitet rüstig fort. Sie ist beim sechsten Bande angelangt und giebt in der Uebersetzung von Wilhelm Spohr den ersten Theil der „Abenteuer des kleinen Walther". Es ist das ein Buch, das die große Theilnahme erklärlich macht, welche neuerdings den Schriften des lange verschollen gewesenen Holländers geschenkt wird, und wenn der zweite Band noch rechtzeitig zu Weihnachten herauskommt, wird es ein Festgeschenk vornehmer, nicht alltäglicher Art abgeben. „Ein Heldengedicht, worin ich den Kampf des Guten im Menschen gegen die Bosheit schildere, den Riesenkampf wahrer, heiliger Poesie gegen die Lügenprosa, die uns die Welt so oft für Wahrheit giebt." So charakterisirt Multatuli selbst seine Schöpfung. Er sagt nicht zu viel von ihr und verschweigt nur, daß dies ergreifende Heldengedicht auch voll echter, prächtiger Komik steckt und daß die erbitterte Fehde, die dem Philisterthum darin bereitet wird, zu seinen ganz besonderen Vorzügen zählt. — Die kritische Ausgabe von Edgar Allan Poe's Werken, die derselbe Verlag in dankenswerther Weise auf den Markt bringt, ist bis zum sechsten Bande gediehen. Wir werden eingehend darauf zurückkommen, sobald die Ausgabe vollkommen vorliegt, möchten aber die Aufmerksamkeit unserer Leser schon jetzt und wiederholt auf die Einzellieferungen lenken, „William Wilson", „Der Geist des Bösen", „Mesmeristische Enthüllungen" — das sind alles echte Poe's, die es doppelt merkwürdig erscheinen lassen, daß sie dem deutschen Publicum zum Theil bis heute vorenthalten geblieben sind. Der Verlag Bruns verdient nicht nur Dank dafür, daß er sich des unglücklichen amerikanischen Poeten angenommen hat, er verdient auch einen schönen und großen Erfolg.

In dem von uns veröffentlichten Aufsatze des Kgl. Archivars Dr. Schuster über die Prinzessin von Preußen haben wir bereits die bei Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Berlin SW., erschienenen Denkwürdigkeiten des Ministerpräsidenten Otto Freiherr v. Manteuffel „Unter Friedrich Wilhelm IV." erwähnt. Heinrich v. Poschinger, der zu solcher Arbeit besonders Berufene, hat das drei stattliche Bände umfassende Werk herausgegeben. Es ist natürlich von besonderem Interesse so lange, als es Manteuffel's Minister-Präsidentschaft behandelt, aber auch nachher bietet es, die Geschichte Preußens und den glorreichen Aufstieg Bismarck's begleitend, eine reiche Fülle fesselnder Mittheilungen. Auszüge sind ja in letzter Zeit allenthalben zu lesen gewesen, und es kann nicht unsere Absicht sein, die Poschinger'schen Regesten auch unsererseits zu plündern. Im Zusammenhange gewinnen zudem die Einzelzüge, die hier vereinigt sind, ein ganz anderes Aussehen, als wenn sie brockenweise dargeboten werden, und wenn man die krause, ängstlich-pedantische Politik Manteuffel's, die dem Staate Schmach und Erniedrigung genug gebracht hat, überhaupt verstehen will, muß man sie an der Hand seiner Denkwürdigkeiten gründlich studiren. Man kommt dann hier und dort doch zu einem milderen Urtheil. Gewiß, unter ihm hat Preußen so ziemlich die traurigste Rolle gespielt, die drei Jahrhunderte sahen, aber indem Manteuffel alle Kräfte des Staates, alle kraftvolle Entwickelung zurückspannte, spannte er doch recht eigentlich den Bogen für den Schützen Bismarck, der nachher diese selben, lange gestauten Kräfte entfesselte. Unter solchem Gesichtspunkt liest sich das Buch nützlich und dient zu wichtiger Belehrung.

In dem großen Sammelwerke „Das 19. Jahrhundert in Deutschlands Entwickelung", das der Verlag von Georg Bondi, Berlin, erscheinen läßt, nimmt die „Geschichte der anorganischen Naturwissenschaften" einen bevorzugten Platz ein. Siegmund Günther hat sich seiner Aufgabe, der es an Schwierigkeiten wahrhaftig nicht mangelte, mit unleugbarem Geschick entledigt und das beinahe tausend Seiten starke Buch zu einer gerade für den Laien fesselnden Lectüre gemacht. Die Errungenschaften des Jahrhunderts zumal auf dem Gebiete der Chemie und Physik unter Günther's Führung Schritt für Schritt kennen zu lernen, das langsame, aber unaufhaltsame Wachsthum der neuen Ideen zu begleiten, die, ausgereift und vollendet, dem Zeitalter ihren Stempel aufdrückten, das ist eine Beschäftigung von eigenem Reiz. Günther's flüssige und klare Schreibweise, die sich mit umfassendem Fachwissen paart, ist ein besonderer Vorzug des Werkes. Das Capitel „Moderne Grenzgebiete der Physik" z. B. stellt sich, was Styl und gewissenhafte Durcharbeitung der Materie anbelangt, jeder anderen Veröffentlichung verwandter Art mindestens ebenbürtig zur Seite.

Digitized by Google

Bismarck
im
Urteil
seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

C. J. v. Dühren,
Atelier für Kunst-Photographie,
Berlin W., Lützowstraße 97.
Telephon: VIa 11809.

Dem **kunstliebenden Publikum** empfehle ich mich zur **Anfertigung von Photographien jeder Art.** — Für die künstlerische Vollendung meiner Arbeiten bürgt das Interesse, das hervorragende Künstler und Kunstkenner an denselben nehmen.

Ich lade die verehrlichen Interessenten zur **Besichtigung der Ausstellung in meinem Atelier** ein, und bitte mir etwaige Weihnachtsaufträge möglichst zeitig zukommen zu lassen. — **Vorherige Anmeldung** der Aufnahmen wäre erwünscht. **C. J. v. Dühren.**

Gottsched-Verlag. Berlin W. 9.
Eugen Reichel:
Ein Gottsched-Denkmal.
Monumentales Prachtwerk. 30 M.
Kleines Gottsched-Denkmal. 2 M.
Die Londoner „Academy" hat kürzlich verschiedenen hervorragenden Gelehrten und Staatsmännern einen Fragebogen mit der Frage zugehen lassen, welches die zwei im Jahre 1900 erschienenen Werke seien, die auf sie den bedeutendsten Eindruck gemacht haben. Karl Blind, der in London heimisch gewordene berühmte Gelehrte, hat bei dieser Gelegenheit Eugen Reichel's „Gottsched-Denkmal" an erster Stelle genannt.

Bismarcks Nachfolger.
Roman
von
Theophil Zolling.
Volksausgabe.
Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.
Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.
Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom
Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."
Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 16 Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Mineralquelle** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. In den Handlungen natürlicher Mineralwässer und in den Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872–1892.
Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.
Verlag der Gegenwart in Berlin W. 57.

Bad Reinerz,
klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen und geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-, Trink-** und **Badequellen, Mineral-, Moor-, Douche-** und **Dampf-Bädern,** zeitgemässen Einrichtungen zu **Kaltwasserkuren** u. **Massage,** ferner einer vorzüglichen **Molken-, Milch-** und **Kefyr-Kur-Anstalt. — Hochquellen-Wasserleitung.** — Angezeigt bei **Krankheiten** d. **Nerven,** d. **Athmungs-, Verdauungs-, Harn-** u. **Geschlechts-Organe,** zur **Verbesserung** d. **Ernährung** u. d. **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden u. d. Folgen entzündl. Ausschwitzungen. Eröff. **Anfang Mai.** Prosp. unentgeltlich.

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: **42 Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

In unserem Verlag ist erschienen:
Die Gegenwart.
General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ
Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.
Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom
Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**
Soeben erschien:
Georg von Bunsen.
Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter
Marie von Bunsen.
22 Bogen Oktav.
Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.
Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Stottern
heilen dauernd **Dir. O. Denhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz und Burgsteinfurt, Westf.** Herrl che Lage. Honor. **nach Heilg. Prospecte gratis. Aelteste staatl. durch S. M. Kaiser Wilhelm I ausgezeichn. Anst. Deutschl.**

Manuscript-
Angebote erbitten
Jacobi & Zocher, Verlagsbuchhandlung.
Leipzig-R., Oststraße 9.

Hierzu eine Beilage von **Bonneß & Hachfeld in Potsdam** (nur für die Postabonnenten).

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 48. Berlin, den 30. November 1901. 30. Jahrgang. Band 60.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Das Officier-Duell in Insterburg. Von Franz Eißenhardt (Berlin). — Oberlehrer und Richter in Preußen. Von Landrichter A. Bozi (Bielefeld). — **Literatur und Kunst.** Der Dichter der Revanche. Von Max Hoffmann. — **Feuilleton.** Kuni Kraxl. Von Fr. Kroff (München). (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt.** Die Reform des Kunst-Referates. Von Timon d. J. — Aus unseren Kunstsalons. Von J. Norden. — Dramatische Aufführungen. — **Offene Briefe und Antworten.** Noch einmal „Die ärztliche Fernbehandlung". Von Geh. Sanitäts-Rath Dr. med. Wattenberg, Harburg a. E. — Notizen. — Anzeigen.

Das Officier-Duell in Insterburg.

Von Franz Eißenhardt (Berlin).

Das Kriegsgericht hat gesprochen, die Oeffentlichkeit ist nur in einem einzigen Punkte ausgeschlossen gewesen, und gerade über ihn ist man, trotz dieser Heimlichkeit, recht gut aufgeklärt worden: der erschossene Leutnant hat zweien seiner Kameraden in's Gesicht geschlagen. Der ganze Vorfall, der in's Unendliche aufgebauscht wird, liegt nun klar da. Der 25 Jahre alte Leutnant Blaskowitz vom Infanterie-Regiment 147, Sohn eines vermögenslosen Pastors, seit August 1896 Officier und seit kurzer Zeit Bataillons-Adjutant, wollte sich in einigen Tagen verheirathen, gab seine übliche Abschiedsbowle und ließ seine Kameraden gegen Mitternacht im Casino sitzen, um sich in das Hôtel „Königlicher Hof" zu begeben, wo er bis vier Uhr früh Whisky, Cognac, Bier und Sect trank, um schließlich, vollkommen Herr der Sprache und Bewegung, das Hôtel zu verlassen. Etwas später fanden ihn drei Officiere des Feldartillerie-Regiments 37 in einer Thornische zusammengekauert schlafend und schnarchend. Sie beschlossen, ihn nach Hause zu bringen, und machten sich an's Werk. Sie erweckten ihn nach einigen Schwierigkeiten, er wurde auf die Beine gebracht, erkannte einen der Kameraden, den er seit drei Jahren nicht gesehen hatte und redete ihn wie die beiden anderen namentlich an. Man begleitete ihn in seine Junggesellenwohnung, und hier auf dem Flur ist es zu Thätlichkeiten gekommen, oder vielmehr: Blaskowitz wurde hier gegen zwei Officiere pöbelhaft handgreiflich. Die Herren nahmen von jeder Erwiderung Abstand. Zufällig begegnete ihnen aber ein Officier des Infanterie-Regiments 147, dem sie den Vorfall mittheilten und der es dann unternahm, zu Blaskowitz zu gehen und ihn in seine andere Wohnung, die er bereits vor der Hochzeit bezogen hatte, zu begleiten. Blaskowitz war Herr seiner Gedanken und Bewegungen, durchaus nicht unzurechnungsfähig. Er stieg dann $8^1/_2$ Uhr in den Eisenbahnzug, „frisch und fröhlich", wie sein Vater schreibt, und war tagsüber so lustig, wie man ihn nie gesehen hatte. Um die ganze Angelegenheit kümmerte er sich weiter nicht, und theilte auch — sehr natürlich — weder seinem Vater noch seiner Braut das Vorgefallene mit. In Insterburg waren die beleidigten Officiere in die Wohnung des ältesten gegangen, hatten den Thatbestand niedergeschrieben und reichten ihn darnach selbstverständlich ihrem, nicht etwa dem Infanterie-Regiment 147 ein. Da die Betheiligten verschiedenen Truppentheilen angehörten, hatte der nächste gemeinsame Vorgesetzte, in diesem Falle der Divisionscommandeur, die Sache einem Ehrenrath zu überweisen, den er bestimmen mußte. Er that das in der Weise, daß der Ehrenrath beider Regimenter in Function trat, und der erklärte, in diesem Falle nicht in der Lage zu sein, ein Duell verhindern zu können. Hierauf forderte der älteste der beleidigten Artilleristen, Oberleutnant Hildebrand, den nach Insterburg befohlenen Leutnant Blaskowitz, der in Anbetracht der Sachlage keinen Versuch der Entschuldigung wagen konnte. Das Duell — einmaliger Kugelwechsel — fand statt. Blaskowitz fiel.

Das ist der einfache Sachverhalt, aus welchem sich eine Fluth von Aufsätzen in den Tageszeitungen entwickelt hat, welche aber, mit ganz geringen Ausnahmen, die Unfähigkeit, solche Angelegenheiten zu besprechen einerseits, die außerordentlich leichtsinnige Art der Quellenbenutzung andererseits bezeugen, dann aber auch einem Theil Gelegenheit geben, ihr Müthchen an den Officieren und den Einrichtungen der Officiercorps zu kühlen. Dabei ist es geschehen, daß noch am 19. November, zwei Wochen nach dem Fall, die „Vossische Zeitung", die sich fast täglich mit juristischem Mäntelchen behängt, zeigt, daß sie von den Einrichtungen der Officiercorps überhaupt keine Ahnung hat, denn sie weiß nicht einmal, daß Ehrenrath und Ehrengericht zwei gänzlich getrennte Dinge sind. Sie schreibt: „Ehrengerichte sind ein wirksames Mittel, den Zweikampf zu unterdrücken . . ." Es würde hier zu weit führen, die Unterschiede zwischen Ehrenrath und Ehrengericht auseinanderzusetzen, aber Ehrengerichte haben mit dem Zweikampf nur höchst selten Etwas zu thun. Im Fall Blaskowitz ist ein ehrengerichtliches Verfahren überhaupt nicht eingeleitet worden.

Zunächst erschienen Meldungen über den Fall, die aus Briefen von Personen stammten, die den Officierkreisen fernstanden. Sie verfolgten aber Alle mehr oder weniger die Tendenz, Blaskowitz als unzurechnungsfähig hinzustellen, schimpften auf das Duellwesen, stellten in beweglichen Tönen den Jammer von Vater und Braut dar und nannten den Gefallenen, wie bei solchen Sachen gewöhnlich, „einen der tüchtigsten Officiere", mit großer Carrière, dessen Vater nur mit erheblichen Opfern ihm die Carrière ermöglicht hatte u. s. w. — Was für große Opfer zur Carrière eines Infanterie-Officiers

Digitized by Google

in Insterburg gehören, ist nicht ersichtlich, denn die Officierscarrière ist bekanntlich recht billig, weit billiger als jedes Studium beispielsweise. Der Mann war seit fünf Jahren Leutnant, noch nicht zwei Jahre Bataillons-Adjutant, hatte also noch etwa acht Jahre bis zum Hauptmann, die doppelte Zeit bis zum Major, und selbst ein Major ist in der preußischen Armee noch kein berühmter Mann von großer Carrière. Im Uebrigen wollte Blaskowitz ja heirathen, und mit der Carrière verheiratheter Leutnants sieht es gewöhnlich nicht besonders aus. Wenn sich ein Bräutigam einen Tag vor dem Polterabend über Gebühr betrinkt, schon stark mit Anklängen auf das Vermögen seiner Braut, denn er war ja vermögenslos; wenn er rohe Excesse gegen Kameraden begeht, mit einem Oelkopf zur Braut fährt, so zeigen sich in diesen Handlungen doch nicht gerade hohe moralische Fähigkeiten. De mortuis etc., aber den Gefallenen zum unschuldigen Lamm oder zum Opfer eines unseligen Gebrauchs stempeln zu wollen, geht denn doch nicht an. Er war der Schuldige, er ist gefallen — schlimmer wäre es, wenn er seine beiden Gegner (denn eine zweite Forderung stand in Aussicht) erschossen hätte. Uebrigens war Blaskowitz auch ohne Duell verloren und wußte das recht wohl; es ist sogar anzunehmen, daß ihm dieser Ausgang der liebste war. Hätte er seine Gegner erschossen oder wäre das Duell unblutig gewesen, dann hätte sich das Ehrengericht, das auf Befehl zusammengetreten wäre, mit ihm und seiner That beschäftigt, und der Spruch ist nicht zweifelhaft. „Schuldig der Verletzung der Standesehre bei erschwerenden Umständen, unter Beantragung der Entfernung aus dem Officierstande!“ — Solch' ein Mann ist für die anständige Gesellschaft in Deutschland verloren, keine Zierde der Familie mehr und thut gut, über den großen Ententeich zu gehen. Ob Blaskowitz unter diesen Verhältnissen geheirathet hätte, steht dahin; aus dem Officiercorps ausgestoßenen Leutnants, die auch den Titel verlieren, pflegen Eltern und Angehörige guter Stände ihre Töchter nicht zu geben.

Man hat sich nun gegen den Duellcodex des Officierstandes gewandt, dabei aber ganz übersehen, daß wohl in allen guten Kreisen Deutschlands unter gleichen Verhältnissen ein Zweikampf stattgefunden hätte. Man steht hier im Allgemeinen doch auch auf dem Standpunkt, daß thätliche, gemeine Beleidigungen sich nicht so mir nichts dir nichts durch ein paar Worte oder einen Fetzen Papier erledigen lassen, und nur darin dürfte vielleicht keine Uebereinstimmung herrschen, ob die Pistole die allein zulässige Waffe ist, oder ob nicht in manchen Fällen der Säbel, an Stelle der Schußwaffe treten könnte. Uebrigens sind die Officiere der preußischen Armee durchschnittlich weder gute Schläger noch Pistolenschützen. Ferner hat man von Trinkzwang in den Casinos gesprochen, obwohl von einem solchen keine Rede sein kann. Jeder trinkt da, was er will und wie viel er will. Ja, wenn man das Trinken verbieten könnte! Auch solche Stimmen sind laut geworden, aber so närrisch wird doch bei ernster Ueberlegung Niemand sein, an ein derartiges Verbot überhaupt zu denken, denn das wäre eine Beschränkung des Willens, die sich selbst im ersten Militärstaat nicht durchführen läßt, abgesehen davon, daß der Militärstaat in seinen Gesetzen bereits einen Paragraphen enthält, den man bei Besprechung des Insterburger Falles auch übersehen oder nicht gehörig gewürdigt hat. Während nämlich im Bürgerlichen Gesetzbuch und in der Praxis der Civilgerichte Trunkenheit als Milderungsgrund gilt und auch fast immer eine Milderung des Urtheils erreicht, ist Trunkenheit bei Begehung von Handlungen nach dem Militär-Strafgesetz kein Milderungsgrund. Sie kann sogar zur Verschärfung der Strafe dienen, wenn der Betreffende sich durch Trunkenheit zur Ausübung seines Dienstes unfähig gemacht hat. Das trifft hier nicht zu, aber jedenfalls ist das Bestreben, das Verhalten des Blaskowitz als einen Ausfluß sinnloser Trunkenheit hinstellen zu wollen, verfehlt.

Eine Unmenge von Vorschlägen zur Verhinderung des Zweikampfes sind, wie üblich bei solchen Gelegenheiten, auch diesmal erschienen. Einer tritt heuer merkwürdig zagend hervor: der Hinweis darauf, daß Englands Officiercorps keinen Zweikampf kennt. Man genirt sich wohl, Englands Officiere gegenwärtig als Musterknaben deutschen, österreichischen und anderen gegenüberzustellen. — Da wird gefordert, die überlebenden Duellanten in's Zuchthaus zu sperren. So verworren sind aber die Rechtsbegriffe des deutschen Volkes wohl doch nicht, zu wünschen, daß im Falle Insterburg der Oberleutnant Hildebrand auf eine Stufe mit Zuchthäuslern zu stellen sei. Man hat ferner darauf aufmerksam gemacht, daß man den Ueberlebenden als Mörder dem Henker übergeben könne. Ein solches Gesetz hat in Preußen schon existirt — es ist schleunigst aufgehoben worden, denn es zeigte sich als gänzlich verfehlt und würde es heute auch sein. Käme es heraus, so würde es in manchen Kreisen zweifellos Freude erregen, aber das Duell keineswegs verhindern. Vor dem Tode hat der Officier keine Furcht, und der Kaiser glaubt das doch sicher auch nicht, denn solche Officiere könnte er nicht brauchen. Es wäre also die Angst vor dem schimpflichen Tode oder Achtung vor dem Befehl des Kaisers. Was den Schimpf anbelangt, so läßt sich aber darüber reden, ob in solchem Fall der Tod durch Henkershand vom Officierstand, von der Familie des Betreffenden und von dem gesund denkenden, deutschen Volke als Schimpf empfunden würde. Sein Name wird kaum als ehrlos gelöscht werden; es sind schon recht bedeutende Menschen auf dem Schaffot gestorben, und — um modern zu reden — Vortheil hat auch Niemand davon. Gerade unter Denen, die am meisten gegen das Duell schrieen, hat es die miserabelsten, feigsten, blutdürftigsten Bestien gegeben. Man denke nur an die französische Revolution, welche die Socialdemokraten die „glorreiche“ zu nennen belieben. Es bliebe also Achtung vor dem Befehl des Königs übrig. Aber der König Wilhelm I., spätere Kaiser Wilhelm hat seine Ansichten klar und deutlich dahin ausgesprochen, daß er in seiner Armee keinen Officier dulden werde, der seine Ehre nicht zu vertheidigen wisse, und seine Nachfolger haben dieselbe Ansicht. Jeder von uns kennt ja allerdings Menschen, die sich in's Gesicht schlagen lassen und zufrieden sind, wenn der Schläger 30 Mk. in die Armenkasse zahlt, aber die Officercorps, die bekanntlich ihre Mitglieder wählen, dulden Leute mit solchen Ansichten nicht. Wenn ab und zu verlautet, daß ähnliche Meinungsäußerungen den Zeitungen „aus Officierkreisen“ zugegangen seien, so muß man sie mit Vorsicht genießen. Offen aussprechen wird sie wohl kein Officier.

Die heutigen Vorschriften über das Duell sind derartig, daß nur in ganz besonders schweren Fällen zum Zweikampf geschritten wird. Ein solcher Fall aber liegt in Insterburg vor, und an Klarheit läßt er jetzt nichts mehr zu wünschen übrig. Von einer besonderen Ehre des Officierstandes kann keine Rede sein, denn der Jurist, der Mediciner und Mitglieder anderer geachteter Stände werden in den weitaus meisten Fällen bei gleicher Veranlassung ähnlich handeln — manche freilich? Es giebt eben Leute, welche sich gegen Bezahlung täglich den Buckel vollhauen lassen, wie es bekanntlich auch solche giebt, die für die Preßvergehen Anderer mit Wonne und gegen Entgelt in's Gefängniß wandern und sich dabei sehr ehrenhaft vorkommen. Der Begriff Ehre ist nun einmal recht verschieden, und weil er das ist, muß auch die Art der Vertheidigung verschieden sein. Der Eine vertheidigt sie mit der Waffe, der Andere mit dem Knüppel, der Dritte mit Geld, wieder einer mit dem Mund, und die Wahl der Mittel ist Jedem unbenommen, aber — mit der Waffe wird weiter gefochten, so lange es ein preußisches Officiercorps giebt.

Digitized by Google

Oberlehrer und Richter in Preußen.

Von Landrichter A. Bozi (Bielefeld).

Die Debatten über die Gleichstellung der Oberlehrer und Richter in der vergangenen Session des Preußischen Abgeordnetenhauses, die Mahnungen des Finanzministers und des Abgeordneten Schmitz-Düsseldorf an die Oberlehrer, mit dem zufrieden zu sein, was sie empfangen und Andere um ihr besseres Loos nicht zu beneiden, haben diese Lebensfrage eines wichtigen Standes nicht zum Abschluß gebracht. Die Discussion wird wieder aufleben und anscheinend günstiger für den Lehrerstand verlaufen. Denn durch die Zeitungen geht die Nachricht, daß der neue Finanzminister die Gleichstellung der höheren Lehrer und Richter im Gehalt energisch befürworte. Die Richter sind an sich nicht berufen, die Frage zu entscheiden, weil die Objectivität des Urtheils durch das eigene Interesse am Ausgange der Sache getrübt werden könnte. Andererseits sind aber hier bereits so viele Meinungsäußerungen von richterlicher Seite in die Oeffentlichkeit gedrungen, bei denen die Voreingenommenheit für den eigenen Stand unverkennbar ist, daß ich es nur als eine des Richters würdige Aufgabe ansehe, dem ein unparteiisches Urtheil entgegenzustellen.

Wenn die Oberlehrer, wie ihnen zum Vorwurf gemacht wird — vgl. die Rede des Abgeordneten Schmitz in der Sitzung des Preußischen Abgeordnetenhauses vom 9. März 1901, Drucksachen S. 3011 ff. — eine Agitation zu ihren Gunsten in weitere Volkskreise getragen haben, so liegt dem gewiß die Empfindung zum Grunde, daß ihre Forderungen an zuständiger Stelle nicht volles Verständniß finden. Die Berechtigung dieser Empfindung mag dahingestellt bleiben, verstehen wird sie aber, wer erwägt, daß bis in die jüngste Zeit die maßgebenden Stellen in der Unterrichtsverwaltung nicht mit Lehrern, sondern mit Juristen besetzt wurden. Bei den in der Schulverwaltung beschäftigten, dem Lehrercollegium entrückten Philologen besteht dazu eine Neigung, in ihrer Stellung den Verwaltungsbeamten zu cultiviren, wodurch sie ihren engeren Berufsgenossen mehr und mehr entfremdet werden. Macht man daher den praktischen Philologen einen Vorwurf daraus, wenn sie ihre Schüler vor dem unangesehenen und schlecht besoldeten Lehrerberuf warnen, so wäre es doch in erster Linie Sache der besser gestellten Schulverwaltungs-Beamten, ihre Söhne in die Lehrerlaufbahn hineinzubringen. Aber, Bauer, das ist etwas Anderes!

Den unzufriedenen und agitirenden Philologen werden nun die Richter gegenüber gestellt, die ihre Zurücksetzung gegenüber den Regierungsbeamten in Rang und Gehalt ruhig und bescheiden ertragen: „Aus diesen Ständen ist kein Wort der Klage laut geworden, mit keiner Zeile, mit keinem Antrage ist man an dieses hohe Haus herangetreten; man hat sich gesagt, das Gesetz hat gesprochen, das legt uns die Pflicht auf, uns hierbei zu beruhigen, bis vielleicht in kommender Zeit sich Gelegenheit findet, Abhülfe zu schaffen. Ich wünschte, daß das Beispiel, das hier gegeben worden ist, von der kleinen Gruppe, die die Bewegung in unseren Lehrerstand hineinträgt, als Vorbild und Muster angesehen würde.“ Hat denn der Herr Abgeordnete die derzeitigen heftigen Debatten überhört, die Broschüren und Aufsätze übersehen, in denen die Gleichstellung der Richter mit den Verwaltungsbeamten gefordert wurde? Ich verweise in dieser Beziehung nur auf die Deutsche Juristenzeitung und zwar auf die Erörterungen des Staatsanwalts Frege, Bd. I, S. 485, des Landgerichtsraths Opitz, Bd. II, S. 37, des damaligen Oberreichsanwalts Hamm, Bd. II, S. 65 und des damaligen Landgerichtsrathes Dove S. 89 das. Ich selbst habe damals einen Aufsatz in dieser Zeitschrift veröffentlicht „Die Angriffe gegen den Richterstand“, worin die Zahlung eines auskömmlichen Gehaltes für die Richter gefordert und ihre Zurücksetzung gegenüber den Verwaltungsbeamten beklagt wurde, das Letztere allerdings mit der alten Windthorst'schen Forderung, dem Richter Rang und Orden gänzlich zu versagen. Daß die Richter den gesetzlich festgelegten Thatsachen gegenüber sich ruhig verhalten, ist wohl weniger aus ihrer Genügsamkeit und Bescheidenheit als aus der vernünftigen Einsicht erklärlich, daß eine Gesetzesänderung in nächster Zeit gar nicht zu erzielen sein würde.

„Wie anders dachten die Männer“, fährt der Herr Abgeordnete fort, „welche ich zu meinen im Andenken noch heute von mir hochverehrten Lehrern zählte! Rang und Titel waren ihnen fremd. Ihrer Hochschätzung that das keinen Eintrag. In ihren Einnahmen standen sie um fast 40% ungünstiger als heute ... Sie wiesen den Schüler, den sie als jungen Freund behandelten, hin auf die gebotenen Stipendien, auf die Möglichkeit, durch Zuwendung von Nachhülfestunden die Schwierigkeiten zu überwinden ... Ich kenne Männer in heute hoch angesehener, leitender Stellung in unserem Schulleben. Sie haben auf dem Gymnasium Unterricht gegeben, haben, als sie auf der Universität waren, die Ferien dazu benutzt, Nachhülfestunden zu ertheilen. So und mit Hülfe der Stipendien fanden sie den Weg, tüchtige Männer, eine Zierde ihres Standes zu werden.“

Nein! Der Arbeiter ist seines Lohnes werth, und den ihm zukommenden Lohn auf gesetzlichem Wege erstreiten, ist ehrenvoller, als die Mildthätigkeit Anderer in Anspruch nehmen. Denn dieses demüthigt, jenes aber schafft selbstständige Männer, die wir heute vor Allem brauchen unter Denen, die berufen sind, unseren Nachwuchs für das öffentliche Leben vorzubereiten.

Die Anschauung, dem Lehrerstande würden durch den harten Daseinskampf besonders tüchtige und für den Beruf veranlagte Elemente zugeführt, ist in mehr als einer Beziehung irrig. Sie geht nämlich davon aus, daß jene fähigen Leute diesen Beruf wählen, weil sie dazu besonders veranlagt sind, während thatsächlich umgekehrt der Lehrerberuf lange Zeit derjenige war, der das Aufklettern in die höheren Stände am leichtesten ermöglichte. Der Wettbewerb ist hier also der geringste und die erzieherische Wirkung des Daseinskampfes daher besonders schwach. Wer die Wahl zwischen einer Regierungsrathsstelle und einer Oberlehrerstelle hat, wird, wenn er auf die socialen und pecuniären Vortheile Gewicht legt, sich gewiß für die erstere entscheiden. Diese Wahl haben aber nur die höheren Stände. Man wird daher viel berechtigter die für ihren Beruf besonders veranlagten Lehrer unter denen zu suchen haben, denen bereits von Geburtswegen die Berufswahl frei stand, nicht unter Denjenigen, die in dem Lehrerberuf die einzige Möglichkeit fanden, in die höheren Stände emporzusteigen.

Was endlich Rang, Titel und Orden anbelangt, so ist die Mahnung, auf derartige Aeußerlichkeiten kein Gewicht zu legen, nur beherzigenswerth, aber nicht in dem Sinne: Gieb Du das Deine, ich behalte das Meine. Den Anfang dazu sollten billigerweise Diejenigen machen, die mit solchen Dingen am reichlichsten gesegnet sind, nicht Diejenigen, die davon am wenigsten haben.

Bei der Frage, ob die Oberlehrer in Gehalt und Rang thatsächlich hinter den Richtern zurückstehen, könnte darauf hingewiesen werden, daß vermöge der Organisation beider Ressorts dem Richter mehr Stellen offen stehen, in die er aufrücken kann als dem Oberlehrer, nämlich die Stellen der Reichsgerichtsräthe und der Präsidenten an den verschiedenen Gerichten. Allein hierbei kommt nur ein verschwindend geringer Bruchtheil in Betracht, während doch die Vortheile und Nachtheile eines Berufs nach dem Gros, also unter Gegenüberstellung dort der Oberlehrer und Anstaltsdirectoren, hier der Richter erster Instanz, Landgerichtsdirectoren und Oberlandesgerichtsräthe abgewogen werden müssen.

Das Gehalt der fest angestellten wissenschaftlichen Lehrer, der Oberlehrer, steigt von 2700—5100 Mk. in Stufen von 300 Mk. mit je 3 Dienstjahren. Daneben beziehen die zum

Digitized by Google

Unterricht in den oberen Classen Befähigten von ihrem 10. Dienstjahre ab eine feste, pensionsfähige Jahreszulage, welche zunächst, also nach 6 Dienstjahren 300, nach 12 Dienstjahren 600 und nach 15 Dienstjahren 900 Mk. beträgt. Hinsichtlich des Directorengehaltes wird unterschieden zwischen den Leitern von Vollanstalten und Nichtvollanstalten und bei beiden wieder zwischen Orten der 1. Serviscl asse oder mit über 50000 Civileinwohnern und anderen Orten. In den Orten der 1. Serviscl asse ꝛc. beträgt das Gehalt an den Vollanstalten 5100—7200 Mk., an den Nichtvollanstalten 4800—6300 Mk. In diesem Rahmen findet eine Steigerung in 5 Stufen nach je 3 Dienstjahren statt. In den anderen Orten ist das Gehalt in jeder Stufe um 300 Mk. niedriger. Berlin hat für die Vollanstalten einen besonderen Etat, insofern das Anfangsgehalt 6000 Mk. beträgt und das Höchstgehalt von 7200 Mk. schon in 9 Jahren erreicht wird.

Das Besoldungsdienstalter der Oberlehrer wird von dem Eintritt in die erste etatsmäßige Stelle berechnet, zuzüglich der Zeit, während deren sie mit mindestens wöchentlich 12 Stunden als wissenschaftliche Hülfslehrer in einem höheren Lehramte thätig gewesen sind. Die Anrechnung hat den Betreffenden aber nur geringen Vortheil gebracht, nämlich in den Jahren 1897/98 und 1896/97 durchschnittlich 8 Monate, im Jahre 1895/96 9 Monate.

Diesem Einkommen der Lehrer, dem sich, wie bei allen Beamten, der gesetzliche Wohnungsgeldzuschuß hinzufügt, stehen entgegen die Gehälter der Richter 1. Instanz, der Amts- und Landrichter, mit 3000—6600 Mk. und die Gehälter der Gerichtsdirectoren und Oberlandesgerichtsräthe mit 5400 bis 7200 Mk. Die Aufrückung findet bei den Richtern 1. Instanz in der Weise statt, daß sämmtliche Richter, einschließlich der Staatsanwälte, nach der Reihenfolge des Dienstalters in 7 Classen zerfallen. Diesen Classen entsprechen Gehaltsunterschiede von je 600 Mk., so daß je ein Siebentel der Richter 3000, 3600, 4200 Mk. ꝛc. Einkommen beziehen. Das Gehalt der Landgerichtsdirectoren und Oberlandesgerichtsräthe steigt dagegen um je 600 Mk. in je 3 Dienstjahren. Das Besoldungsdienstalter fällt für die erstinstanzlichen Richter zusammen mit dem richterlichen Dienstalter, wird also von der Ernennung zum Gerichtsassessor berechnet, die sich unmittelbar an die bestandene große Staatsprüfung anschließt.

Die Richter haben einen Rechtsanspruch auf die rechtzeitige Verleihung der Gehaltszulagen. Diesen Vortheil wird man aber nicht berücksichtigen. Denn einmal handelt es sich hier um eine Bestimmung, die wie die Unversetzbarkeit und Unabsetzbarkeit der Richter eine unmittelbare Folge der gesetzlich gewährleisteten richterlichen Unabhängigkeit ist, sodann sind die Fälle, in denen bei den Lehrern eine Versagung der Alterszulage erfolgt, so selten, daß sie deren durchschnittliche Einkommenverhältnisse nicht berühren.

Die Lehrer dagegen sind gegenüber den Richtern durch die Dienstaltersstufen und die kürzere Ausbildungszeit, die Richter gegenüber den Lehrern durch die frühere Erreichung des Höchstgehalts und die günstigeren Gehaltssätze bevorzugt.

Durch das System der Dienstaltersstufen werden die Lehrer hinsichtlich der Gehaltssteigerung Zufälligkeiten entrückt, während die Richter auf den immerhin schwankenden Abgang der Vordermänner durch Pensionirung oder Todesfall hingewiesen sind. Während ferner die obligatorische Studiendauer für Lehrer und Richter mit sechs Semestern die gleiche ist, haben die Lehrer eine zweijährige praktische Vorbereitung durchzumachen, wogegen die Zulassung zum juristischen Staatsexamen eine vorhergegangene vierjährige Beschäftigung als Referendar voraussetzt. Diese Vortheile werden aber völlig dadurch aufgewogen, daß die Richter, von der Staatsprüfung ab gerechnet, das Höchstgehalt im Durchschnitt um vier Jahre früher erreichen als die Lehrer. Ich gehe dabei davon aus, daß die Wartezeit, einerseits der wissenschaftlichen Hülfslehrer, andererseits der Assessoren bis zur festen Anstellung gleich ist, und daß etwaige Verschiebungen durch Angebot und Nachfrage sich im Ergebniß ausgleichen.

Nach dem neuesten Terminkalender hat der jüngste Richter, der sich im Genuß des Höchstgehaltes befindet, ein Dienstalter vom 22. September 1877; er hat also vom Staatsexamen ab in 24 Jahren das Höchstgehalt erreicht. Der Oberlehrer dagegen braucht 24 Jahre von der Anstellung ab, also einschließlich einer Wartezeit von etwa vier Jahren, 28 Jahre. Bei den Landgerichtsdirectoren und Oberlandesgerichtsräthen ist das Verhältniß noch günstiger. Sie erreichen das Höchstgehalt von ihrer Ernennung ab in neun Jahren, während die Leiter der höheren Lehranstalten, abgesehen von Berlin, 15 Jahre dazu gebrauchen.

Gleich ungünstig liegt für die Lehrer das Verhältniß in den einzelnen Gehaltssätzen. Hier steht dem Anfangsgehalt von 2700 M. bei den Oberlehrern das Anfangsgehalt der Richter I. Instanz mit 3000 M. und dem Höchsteinkommen der Oberlehrer von 6000 M. bei den Richtern ein solches von 6600 M. gegenüber, während die Landgerichtsdirectoren und Oberlandesgerichtsräthe im Anfangsgehalt an den Orten der I. Serviscl asse um 300 M., an den übrigen Orten um 600 M., im Höchstgehalt mindestens um 300 M. besser stehen als die Leiter der Vollanstalten an den kleineren Orten.

Die Oberlehrer gehören gleich den Richtern I. Instanz zur V. Rangclasse der höheren Provinzialbeamten. Während aber unter den Richtern der Hälfte mit dem Titel Land- oder Amtsgerichtsrath der Rang der Räthe IV. Classe beigelegt wird, kann unter den Oberlehrern nur der dritte Theil mit dem Titel Professor diesen Rang erhalten. Die Amts- und Landgerichtsräthe gehören ferner an sich zur IV. Rangclasse, wogegen den Professoren dieser Rang nur persönlich beigelegt wird, so daß im Gegensatz zu diesen jene bei der Ernennung zum Director oder Oberlandesgerichtsrath ihr bisheriges Dienstalter behalten und auch Umzugskosten nach dem Satze der Räthe IV. Classe beziehen.

Die Leiter der Vollanstalten stehen im Range den Landgerichtsdirectoren und Oberlandesgerichtsräthen gleich.

Soweit nun die Gegner diese offenbare Zurücksetzung der Lehrer nicht in Abrede stellen, wird darauf hingewiesen, daß die Lehrer gegenüber den Richtern Vortheile genießen, durch welche eine Vergünstigung der letzteren in Gehalt und Rang reichlich aufgewogen werde.

Da wird u. A. auf die Regreßpflicht des Richters verwiesen. Nach diesem Grundsatze müßten unter den Richtern die Grundbuchrichter obenan stehen. Der Justizminister, dessen pecuniäre Regreßpflicht gleich Null ist, käme schlecht fort; in seiner Gesellschaft befänden sich nur die Abgeordneten, die bekannter Maßen reden können, was sie wollen, ohne dafür verantwortlich zu werden. Uebrigens ist es unter den Grundbuchbeamten jetzt allgemeiner Brauch, sich gegen solche Inanspruchnahme zu versichern, und damit ist auch dem Staate der richtige Weg gewiesen, wie er die Regreßpflicht des Richters auszugleichen hat, indem er nämlich einen Theil der Gefahr auf sich nimmt.

Die Oberlehrer sind allerdings stets an Orten beschäftigt, wo es eine höhere Schule giebt. Damit soll für sie der besondere Vortheil verbunden sein, ihre Kinder im eigenen Hause erziehen zu können. Meint denn der Herr Abgeordnete, daß in den Richterfamilien ein fortgesetzter Auszug schulpflichtiger Kinder stattfindet? Nein, die Schulpflichtigkeit der Kinder bildet einen der triftigsten Gründe für die Versetzung des Richters in eine Schulstadt, und die Zahl derer, die hier ihren Wunsch nicht erreichen, ist sehr gering.

Endlich die Nebeneinnahmen, mit denen kein Stand so bedacht sein soll wie der Oberlehrer! Wenn man die Oberlehrer damit abspeist, so gesteht man zunächst offen zu, daß das ordentliche Einkommen nicht genügt. Ein solcher Stand-

Digitized by Google

punkt erniedrigt aber auch den Beamtenstand; dem Oberlehrer gegenüber ist er doppelt gefährlich, weil es eine bekannte Thatsache ist, daß Lehrer, die ihren Schülern Privatunterricht ertheilen, ihre Unparteilichkeit in den Augen der Uebrigen gefährden. Privatunterricht ist den Lehrern daher auch Seitens der Schulbehörde vielfach mit Recht untersagt. Dieses Princip der Compensation zwischen Gehalt und Nebeneinnahmen würde weiter dazu führen, die Verwaltungsbeamten im Gehalt am schlechtesten zu stellen, weil sie mit Nebeneinnahmen in Gestalt von Functionszulagen, Reisekosten pp. am reichlichsten bedacht sind, während gerade das Umgekehrte der Fall ist. Dabei wäre noch zu berücksichtigen, daß es sich bei den Lehrern um rein private Einkünfte handelt, deren Möglichkeit von der gebotenen Gelegenheit zum Privatunterricht und dem aufgewendeten Fleiße abhängt, während den Verwaltungsbehörden jene Nebeneinnahmen gerade in Ausübung derjenigen Thätigkeit zufallen, für die sie bereits in ihrem Gehalte die Vergütung empfangen. Eine Compensation wäre daher jedenfalls hier gerechtfertigter als dort.

Ich würde auf die jedem objectiven Beurtheiler selbstverständliche materielle Gleichberechtigung beider Stände nicht eingehen, wenn die Parteilichkeit nicht so weit reichte, daß man für eine Zurücksetzung der Oberlehrer gegenüber den Richtern selbst auf die „Natur der Sache“ sich beruft. Geht man dieser Natur der Sache ernstlich auf den Grund, so findet man weiter nichts als die bekannte Phrase, mit der die Fadenscheinigkeit der Gründe verdeckt wird.

Da wird auf die historische Ueberlieferung verwiesen. Es soll also von den Lehrern bewiesen werden, daß die thatsächliche, also überlieferte Zurücksetzung unberechtigt ist, und man hält dem entgegen, daß diese Zurücksetzung auf Ueberlieferung beruhe. Dieser prägnante Cirkel bedeutet leider die Zurückweisung jeglichen Fortschritts und darin liegt das Bedenkliche, wenn vom Regierungstische derartige Anschauungen vertreten werden.

Der Richter übt aber ein Hoheitsrecht aus, und das thut der Lehrer nicht! Zugegeben also, daß schon die Ausübung eines Hoheitsrechtes besondere Vorrechte in Gehalt und Rang rechtfertigt, eine Anschauung, der übrigens die Beamten unserer staatlichen Verkehrsanstalten energisch widersprechen würden; zugegeben also, daß der Richter hier dem Lehrer überlegen ist: wo bleiben denn an der Seite der Richter die Polizei- und Steuerbeamten? Wenn aber das Hoheitsrecht in dem eingeschränkten Sinne verstanden wird, daß der Richter „Im Namen des Königs“ sein Urtheil fällt: warum erhebt man ihn um dieses Vorzugs willen nicht auch über die Verwaltungsbeamten?

Der Amtsrichter ist Vorsitzender eines Collegiums, der Oberlehrer nicht, d. h. am Amtsgerichte werden die Strafsachen von einem Collegium abgeurtheilt, das außer dem Richter aus 2 Laien besteht und in dem der Richter den Vorsitz führt. Ich gebe zu, daß diese Thätigkeit dem Richter in den Augen des Publicums eine besondere Autorität verleiht, und ich räume weiter ein, daß auch der Vorsitz des Schuldirectors im Schulcollegium dem Vorsitz in den Kammern und im Schwurgericht an autoritativer Bedeutung vor der Oeffentlichkeit nicht gleichsteht, wenngleich innerhalb des Collegiums die Stimme des Schuldirectors schwerer wiegt als die des Vorsitzenden im Richtercollegium.

Endlich mag auch der Richter mit einem erheblich größeren Theile des Volkes in ständigem amtlichen Verkehr stehen als der Lehrer, und sein unmittelbarer Einfluß auf das Volk in seiner Gesammtheit mag daher den des Lehrers übersteigen.

Aber, frage ich demgegenüber, hat nicht der Lehrer einen mittelbaren Einfluß selbst auf den Richter? Vermag der Richter in seinem Beruf die Anschauungen je völlig abzustreifen, die er auf der Schule gewonnen hat? Wird nicht der junge Jurist in der Richtung seines Studiums, der Auswahl unter den nicht obligatorischen Collegien von den Interessen geleitet, die auf der Schule in ihm geweckt sind? Ja, noch weiter: Bei den tüchtigsten Elementen, d. h. bei Denen, die sich nicht durch Aeußerlichkeiten bestechen lassen, entscheiden diese Interessen sogar über die Berufswahl. Es ist eine dankbare, wichtige und schwierige Aufgabe, die individuellen Veranlagungen des Schülers zu erkennen und ihn nach dieser Richtung zu fördern. Wenn die Lehrer in dieser Beziehung Erfolg haben, so verdankt ihnen der Staat seine tüchtigsten Beamten, während andererseits ungeeignete, kleinliche und mechanische Elemente hier unberechenbaren Schaden stiften.

Die Aera der speculativen Tüftelei unter Richtern, für die es kein anderes Bildungsmittel gab, als das in den vier Wänden studirte Gesetz, ist vorüber. Es giebt zwar noch zahlreiche Juristen, die ihre Aufgabe in spitzfindigen Gesetzesauslegungen erschöpfen; vielleicht blickt noch die Mehrzahl selbstgefällig auf die Schablone, in die sie die lebendigen Erscheinungen des Volkslebens gepreßt haben. Aber über solche Anschauungen gehen die wirthschaftlichen Interessen unerbittlich hinweg, indem sie die Laien zur Rechtsprechung heranziehen, deren Ohr den Anforderungen der Zeit zugänglicher ist, als das des gelehrten Richters. Auf die Dauer werden auch die Berufsrichter sich diesen Strömungen nicht entziehen. Das Verlangen nach Leuten, die den Rechtsstreit nicht als Widerstreit isolirter Ansprüche auffassen, sondern von einem höheren Standpunkt in ihm eine wirthschaftliche Collision zwischen Personen erkennen, die mit deren gesammten Verhältnissen zusammenhängt und aus diesen gelöst werden muß, das Verlangen nach Richtern mit weitem Blick wird immer brennender. Woher sollen wir diese Leute aber nehmen, so lange die allgemeine Vorbildung unserer Jugend Männern übertragen ist, die, in bescheidener Lebenshaltung festgehalten, unter dem Drucke stehen, hinter anderen Beamten zurückgesetzt zu sein! In solchen Verhältnissen, wo der Verkehr mit anderen Berufsclassen, der Besuch fremder Länder dem Lehrer verschlossen ist, bleibt sein Gesichtskreis eng, und die Folge ist, daß er den Schüler, statt seinen Blick zu erweitern, zu sich herabzieht.

Endlich darf der Lehrerstand den Nachwuchs aus den gebildeten und wohlhabenden Ständen nicht von sich ausschließen. Es ist bereits hervorgehoben, daß bei den Angehörigen der höheren Stände, die unter den heutigen mißlichen Verhältnissen den Lehrerberuf wählen, eine besondere Veranlagung und ein besonderes Interesse für diesen Beruf vorausgesetzt werden kann. Aber diese Minderzahl verschwindet gegenüber den zahlreichen brauchbaren Elementen, die heute der äußeren Vortheile wegen in andere Berufsstände gedrängt werden, während sie für den Lehrerberuf vielleicht geeigneter wären.

Somit hat der Staat an der Hebung der socialen und wirthschaftlichen Stellung der Lehrer ein bedeutendes Interesse. Wenn ich aber hier die Verdienste des Lehrerstandes besonders beleuchtet habe, so geschah es nicht in Verkennung der Wichtigkeit einer unparteiischen und zeitgemäßen Rechtspflege, sondern in dem Bestreben, eine leider unverkennbare Verschiebung des Urtheils auszugleichen. Und da giebt es nur eine Lösung: Die Gleichstellung aller höheren Beamtenclassen in Gehalt und Rang.

Literatur und Kunst.

Der Dichter der Revanche.

Von Max Hoffmann.

Nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges hielt man Umschau nach den poetischen Früchten, die dieses gewaltige Ringen zweier großer Nationen gezeitigt hatte, und bemerkte

Digitized by Google

mit Staunen und Enttäuschung, daß diese bei uns recht spärlich und verhältnißmäßig dürftig waren. Man wies mit schmerzlicher Miene auf die bedauerliche Thatsache hin, daß sich jene Erzeugnisse flammender Begeisterung weder an Qualität noch Quantität mit den bedeutenden, theils volksthümlichen, theils kunstvollen vaterländischen Liedern der Dichter aus der Zeit der Befreiungskriege messen könnten. Ueber die paar Kriegsgedichte und Zeitstimmen der Freiligrath, Geibel, Gerok und kleinerer Poeten zuckte man geringschätzig die Achseln, stellte fest, daß diese schönen Rhythmen in keinem Verhältniß zu der tragischen Wucht des Zusammenpralls standen, und sprach seine Verwunderung oder gar seine Entrüstung aus darüber, daß der große kriegerische Moment ein so kleines poetisches Geschlecht gefunden hatte. Mit Unrecht. Denn man bedachte nicht, daß der Sieger nie so zum Herzen dringende Klänge finden kann, wie der Unterlieger, und daß die Brusttöne des Schmerzes, der Verzweiflung und des Hasses voller und kräftiger erschallen als die hellen Kehltöne des Jubels und der Freude. Wie schon Justinus Kerner singt:

Poesie ist tiefes Schmerzen,
Und es kommt das echte Lied
Einzig aus dem Menschenherzen,
Das ein tiefes Leid durchglüht,

und Rückert:

Wenn Du willst im Menschenherzen
Alle Saiten rühren an,
Stimme Du den Ton der Schmerzen,
Nicht den Klang der Freuden an.

Von diesem Gesichtspunkte aus mußte man den nach neuen Kriegsgesängen suchenden Blick zu unserem von der Hand des Schicksals, dessen Werkzeug das deutsche Heer war, niedergeworfenen Nachbar wenden, und dort war es denn auch, wo in der That wenigstens ein Poet erstanden war, der sich seinen deutschen Vorgängern auf demselben Gebiet nicht unwürdig anreihte. Dieser Dichter war Paul Déroulède.

Mag man über diesen Mann als Politiker und fragwürdigen Spektakelhelden der Patriotenliga denken, wie man will, ein gewisses, wenn auch excentrisches Temperament ist ihm nicht abzusprechen und noch weniger die dichterische Begabung, die er in seinen „Chants du soldat“ offenbart hat. Es sind zwei Bände von je einundzwanzig und vierzehn „Soldatenliedern“, die bereits in mehreren Hunderttausenden von Exemplaren in Frankreich verbreitet sind. Welches Buch eines deutschen Lyrikers, sei es patriotisch oder nicht patriotisch, kann sich auch nur annähernd einer solchen Verbreitung rühmen? Wahrlich, ein Erfolg, der vom französischen Standpunkt aus ein schönes Zeugniß für die Vaterlandsliebe der Franzosen ablegt! Aber auch zugleich für das im innersten Winkel ihrer Herzen gleichmäßig fortglimmende und nie ganz verlöschende, echt keltisch-romanische Rachegefühl. Denn die Revanche ist es, die in allen möglichen Tonarten aus den Strophen dieser Lieder schreiend und brüllend das Ohr des Lesers und Hörers erschreckt. Wie ein wildes Thier im Käfig, das voll Verzweiflung nach Befreiung und Blut lechzt, geberdet sie sich hinter dem kunstvollen Gitter dieser Verse.

Ohne ein starkes Aufgebot von Rhetorik, die sich in stolzen Phrasen ergießt, geht es freilich nicht ab. Gleich am Anfang spricht er es in „Vive la France!“ selbstbewußt aus, daß die Rache, wenn auch langsam, so doch verhängnißvoll und furchtbar, kommen muß, wobei der Schlußvers

C'est au faucheur à voir si le champ n'est pas mûr

lebhaft an unseres Körners

Die Saat ist reif, ihr Schnitter, zaudert nicht!

erinnert. Er feiert Belgien als gastfreies Land, das lieb wie eine Mutter die Fliehenden aufgenommen und gepflegt habe. Aber diese Frau sei nicht bloß eine gütige Krankenpflegerin, sie sei auch eine heitre Herrscherin im Reiche der Kunst. Und nun nennt er ziemlich unkritisch Belgien das Vaterland von van Dyck, Rubens, Metsu, van Eyck und Teniers! Er spricht dem Doktor Dolbeau seinen Dank aus dafür, daß er ihm nach seiner Verwundung das Leben und die Kraft wiedergegeben hat, damit er sich seinem Rachegefühl widmen könne, denn die Revanche sei das Gesetz der Besiegten, und wenn er einst im Kampfe fallen sollte, so möchte er auf preußischem Boden sterben. Er rühmt in Stanzen auf Corneille, die Coquelin am 6. Januar 1872 im Theater français deklamirte, den großen Tragiker als den Vater des Muths, dessen Geist den Franzosen „die Ruhe bei der Anstrengung, den Haß nach dem Schimpf einflößen möge“. Das „Vae victis!“ wird ihm zum „Vae victoribus!“ worin er die Preußen Vandalen und Henker nennt und ihnen wünscht, daß sie an den Ufern des von ihnen bewachten Rheins niedersinken mögen. Frankreich und die Franzosen sollten nur dieses eine Ziel haben: Preußen zu vernichten. Und dann redet er sich in blinde Wuth hinein und bringt jene lächerlichen Beschuldigungen vor, die an die Mär von den gestohlenen Pendulen erinnern: die Werthgegenstände, die die Preußen in den französischen Städten geraubt hätten, sollen ihnen zum Verderben gereichen! Diese thörichte Anklage kehrt noch öfter wieder, und je weiter wir besonders im zweiten Bande blättern, desto mehr scheint der Dichter aus einem Zornigen zu einem Rasenden zu werden. In „Judex vindex“ beschuldigt er die Preußen, daß sie hauptsächlich von der Sucht nach dem Golde getrieben worden wären, „und die Geschichte wird ihnen, wenn sie das Gold in ihren Händen sieht, den Lorbeer entreißen“. Die historischen Kenntnisse Déroulède's scheinen ebenso gering zu sein wie die oben angeführten in der Kunstgeschichte; denn sonst müßte er sich daran erinnern, daß es gerade die Franzosen gewesen sind, die es meisterhaft verstanden haben, besonders Kunstschätze aus fremden Gebieten wegzuführen und occupirte Länder durch Feldherren und Soldaten aussaugen zu lassen. Oder aber, er will es absichtlich nicht wissen, denn er sagt: „Auch wir haben Völker besiegt, aber wir haben die Rechte der Besiegten geachtet und waren keine Beutelschneider. Und die Diebe erhalten keinen Platz im Pantheon!“ Ohne schmerzliche Erinnerung an die „beweinenswerthen“ Lothringer und die „geliebten“ Elsässer geht es natürlich nicht ab, und die „Brüder vom Elsaß und von Lothringen“ werden aufgefordert, den Franzosen die Liebe, den Preußen den Haß zu bewahren. „Denn früher oder später wird unsre Stunde kommen. Gott will wohl, daß dieses Volk leidet, aber nicht, daß es stirbt.“ Im Epilog wendet er sich schließlich an die Bräute und Mütter und ruft ihnen zu: „Wenn der Bräutigam und der Sohn an dem Tage, wo Frankreich zu den Waffen greift, nicht schleunigst herbeieilen, dann hat Eure Liebe ihre Seelen verdorben. Wenn sie nicht zu sterben verstehen, so hast Du, Braut, nicht verstanden zu lieben, Du, Mutter, nicht verstanden zu erzeugen!“ Viel kräftiger klingt doch im Vergleich dagegen Körners direkte Apostrophe: „Pfui über Dich Buben hinter dem Ofen ... ein deutsches Mädchen küßt Dich nicht!“ Und so erscheint überhaupt Déroulède's Toben und Wüthen theatralisch und posenhaft gegen einen ähnlichen Zorn- und Wuthausbruch unsres Heinrich von Kleist in „Germania an ihre Kinder“. Aber das ist allerdings das stärkste Lied des Hasses, das je einem Dichtermunde entströmt ist, und dann mögen die Unterschiede schließlich nicht im poetischen Vermögen, sondern in der Rasseneigenthümlichkeit liegen, und das übertrieben Deklamatorische mag auf Rechnung der lateinischen Abstammung zu setzen sein. Sicherlich mangelt es Déroulède nicht an Kraft und Schwung, wie außer anderen das Gedicht „die Marseillaise“ beweist. Um den Haß gegen die Sieger zu schüren, erzählt er darin seinen Landsleuten, daß die Preußen zum Unglück auch noch den Spott und Hohn hinzugefügt hätten, indem sie beim Abrücken der Gefangenen von Sedan die Marseillaise spielen ließen.

Digitized by Google

O singt sie nicht mehr! Schweigt! Hüllt Euch in Eure Sorgen
Und schreitet stumm und ernst entgegen diesem Morgen!
Stolze Besiegte seid, von Rache nur durchloht,
Sie sei allein das Ziel, und brächte sie den Tod!

Hört beim Marschieren, was ich trauernd Euch berichte!
Ihr kennt gewiß schon die fluchwürdige Geschichte,
Doch klang sie tausendmal auch schon an Euer Ohr,
So recht! Erneuter Schmerz schreit lauter nur empor.

Ihr liebt den Hymnus wohl des hohen Volkstriumphes,
Der Euch im Herzen weckt ein Zorngefühl, ein dumpfes?
Ihr liebt den heil'gen Sang, denn aus den Tönen rollt's
Vom Ruhm des Vaterlands, von kühner Ahnen Stolz,
Ihr seht bei diesem Schall die Tricolore flattern,
Nach allen Winden trägt man sie beim Flintenknattern,
Die Kön'ge sind ein Spott, die Völker sind verweht,
Ihr seht, Frankreich ist groß? Ich weiß wohl, daß Ihr's seht!
Doch denkt, o denkt daran, daß an dem Tag der Schmerzen,
Bei Sedan — wie ein Pfeil dringt Euch dies Wort zum Herzen —
Franzosen! An dem Tag voll Jammer und voll Schmach,
Als unser Heer besiegt und matt zusammenbrach,
Als jedem in den Geist ward eingeprägt für immer
Das Bild des Vaterlands mit halb erloschnem Schimmer,
O denkt daran, daß dort nach lautem Schlachtgetos,
Als die Gefangenen abrückten, waffenlos,
— O Schlag, den nichts verwischt! Weh, das ins Mark uns zielte! —
Die preußische Musik die Marseillaise spielte!

Das ist rednerisch und anschaulich zugleich, und diese Anschaulichkeit dokumentirt den unermüdlichen Revancherufer, dessen Geburtstag übrigens merkwürdiger Weise gerade auf den 2. September fällt, gewiß als Dichter. Denn besonders der erste Band ist reich an farbensatten Genrebildern, in denen uns die Schreckniſse des Krieges, die Leiden der niedergeworfenen Armee und der Kummer des Volkes deutlich vor Augen geführt werden. Wir sehen den schrecklichen Rückmarsch der „Arrière-garde“ in eiskalter Winternacht, wo die Soldaten bis an die Kniee im Schnee waten. „O grausame Nacht! Nacht voll Todtentrauer! Nicht genug des Kampfes und der Gefechte, des Eisens und des Bleis! Wer aus dem Kugelhagel lebend davongekommen war, dem drang der Frost ins Herz und der Hunger in die Eingeweide, und er crepirte wie ein Hund am Wege.“ Julius Mosen's prächtigen, in alle Schullesebücher übergegangnen „Trompeter an der Katzbach“ erkennen wir in „Le clairon“ wieder, aber welch ein Unterschied! Dort freudiger, von Siegeszuversicht verklärter Tod — hier schmerzliches Sterben des Trompeters, während er seine Kameraden fliehend davonsprengen sieht! Beim Durchmarsch der zurückweichenden Truppen durch ein Dorf sagen dann die Bauern: „Wie bleich sie sind! Sie haben Furcht gehabt!“ Da zeigt ihnen ein Soldat seine Wunden und setzt in einer längeren Vertheidigungsrede auseinander, daß der Krieger keine Furcht kenne, aber sie hätten Hunger leiden müssen, und das war nicht zu ertragen. Das ist ein schwerwiegender Vorwurf, der sich gegen die damalige französische Heeresverwaltung und ihre Unfähigkeit zur Organisation wohl nicht mit Unrecht wendet. Ueberhaupt läßt es Déroulède nicht an bitteren Vorhaltungen für seine Landsleute fehlen. So tadelt er in „Enthousiasme“ ihre geringe Opferfreudigkeit und falsche Begeisterungsfähigkeit: Eine Schloßherrin sieht fröhlich dem Bivouakiren von Turkos zu, die im Schnee beim Wachtfeuer campiren, und freut sich über das malerische Bild wie über eine Theatervorstellung. Als sie aber erfährt, daß das Feuer durch Holz aus ihrem eignen Walde genährt wird, ruft sie empört aus: „Ach, die Turkos sind Banditen!“ Ebenso wirft er den Soldaten in „Fragment“ ihren Leichtsinn und ihre Unbesonnenheit vor. Sie zündeten die Bivouakfeuer an und überließen sich lachend allerhand Scherzen, während die Feinde still und ruhig in der Finsterniß lagerten, um sie zu beobachten. „Unerbittlich mußte die Niederlage kommen für schlecht geführte Soldaten, die ihren Führern wiederum nur schlecht gehorchten und dann nachher klagten: „Gott ist ungerecht, und wir sind verrathen worden!“

Das weibliche Element darf natürlich bei einem Franzosen nicht fehlen, und da wird dieser etwas an einen Bühnenhelden erinnernde Dichter zum ritterlichen Minnesänger, der in „La cocarde“ erzählt, wie er auf dem Marsch gute Aufnahme in einem Dorfe findet und die Tochter des Hauses bewundert, die auf ihren ebenholzschwarzen Flechten eine dreifarbige Schleife trägt. Diese giebt sie ihm auf seine Bitte beim Abmarsch, und er hat sie stolz als Cocarde getragen. „Das Blut hat sie zwar etwas geröthet, der Pulverrauch hat sie geschwärzt; aber sie ist immer noch hübsch, meine Cocarde schönerer Tage.“ Packender als diese ist die Schilderung der „Belle fille“. Als die Truppen mit klingendem Spiel durch ein Dorf marschieren, ruft ein schönes Mädchen: „Muth, Soldaten!“ Er antwortet, daß er wohl Muth haben würde, wenn er sie küssen dürfte, und sie bietet ihm die Wange zum Kuß. Nach einiger Zeit kommen die Soldaten wieder durch das Dorf, gesenkten Hauptes, vom Feinde gejagt. Da ruft dasselbe Mädchen: „Ah, gab ich Dir deßhalb den Kuß? Gieb ihn mir wieder zurück!“ Und sie springt auf ihn zu und beißt ihn. Nichts zeigt besser den eigenartigen französischen Charakter, sowohl bei Männern, als auch bei Frauen: Hier der lustige Soldat, der mit einem Kuß fröhlich in die Schlacht zieht, dort das heißblütige Mädchen, das seine Entrüstung gleich einer Katze fühlen läßt.

Der alte Gegensatz zwischen dem Norden und dem Süden tritt in humoristischer Weise zu Tage, wenn sich der Sohn der langue d'oïl lustig macht über die Söhne der langue d'oc, die wohl zu schwatzen verstehen und großsprecherisch sind, aber zum thatkräftigen Handeln nichts taugen. Das geschieht in „De Profundis“. Obwohl der dort geschilderte Provençale flink wie ein Hirsch und stark wie ein Stier war und einen Sou zerbrechen konnte, wie Andere eine Eierschale zerbrechen, so zog er doch nicht mit in den Kampf. „Dieser Mann aus Marseille sagte sich, daß man nur einmal sterben könne und daß dieses eine Mal wohl erwogen werden müsse. Was gilt übrigens ein Soldat in einer großen Armee? Bei jedem Duell braucht man Zeugen. Wir werden Zeugen dieses Kampfes sein, und wir wünschen nur Beifall zu klatschen, denn das macht Spaß. Und wenn jene Leute aus dem Norden sich schlagen lassen sollten, ei, dann werden wir kommen, wir werden bereit sein! Und so exercirte er mit zwei Flinten, sprach wie drei und schrie wie vier, ja, das war ein gelungenes Kommiß-Exemplar!“ Als ihm aber nach einem guten Diner ein Spaßvogel mittheilt, daß die Preußen in der Nähe seien, da trifft ihn der Schlag. „De Profundis!“ So heißt es am Schluß der französischen Todesanzeigen: Beten wir für ihn!

Auch sentimental kann unser Dichter werden, wenn er von einem siebzehnjährigen Turko „mit blondem Haar und großen blauen Augen“ erzählt, der seine Mutter, eine Wittwe, tapfer verläßt, um in den Kampf zu ziehen. Als der harte Winter heranschleicht, beginnt er zu husten, und der Arzt erklärt, daß er nach Hause müsse. Er aber versichert, daß er das Heer nicht verlassen werde, so lange die Preußen in seinem Lande seien. Nun kommt eine Schlacht. Die Franzosen erstürmen eine Schanze, er wird von einer Kugel getroffen und fragt einen alten Araber, der ihn aus dem Kugelregen trägt, ob sie dies Mal gesiegt hätten.

Und leis hört man den alten Turko sagen:
„Ja, kleiner Franke, Du hast sie besiegt.“
„Ja? Kann ich ruhig mich nach Hause wagen
Zur lieben Mutter? ... Lächelnd, ohne Klagen
Entschlief das Kind, als wär' es eingewiegt.
Den Alten hört man unaufhörlich sagen:
„Ja, kleiner Franke, Du hast sie besiegt.“

Dieselbe Saite wird angeschlagen in den „Chasseurs à pied“. Beim Ansturm brechen sie auf einem zugefrorenen Fluß ein und sind dem sicheren Untergange nah, da werden sie von den Preußen, nachdem sie versprochen haben, sich zu ergeben, herausgefischt. Aber der Führer weigert sich, das

Digitized by Google

rettende Seil zu ergreifen, und geht unter. Der Dichter zieht daraus die Lehre, daß „Frankreich noch nicht gestorben sei. Es lebe Frankreich!"

Ergreifender klingt es, wenn Déroulède in stolzen und theilweise rührenden Tönen seine Mutter feiert, „die ihre beiden Söhne gleich einer Märtyrerin zur Vertheidigung des Vaterlandes ausgeschickt hat." Er entrollt hier gleichsam das Programm seiner Soldatenlieder, wenn er sagt: „Alle diese Geschichten voll Thränen und Trauer sind nicht so gut geschrieben wie gedacht, nicht so gut erdacht wie erlebt und marschieren waffenklirrend gerade aus von den Eroberten zu den Besiegten."

Unangenehm berührt es, wenn sein Haß zur Gehässigkeit wird und seine Empörung über die Leiden des Vaterlandes sich in niederträchtigen Verleumdungen Luft macht. Wohl singt auch Körner von den „fränkischen Schergen", und Ernst Moritz Arndt spottet

Fahrt wohl, Ihr Franzosen, zur Ostsee hinab,
Und nehmt, Ohnehosen, den Walfisch zum Grab!

Aber sie warfen dem Feinde keine Schändlichkeiten vor, wie es Déroulède thut, der dadurch manches seiner gelungenen Kriegsgemälde entstellt hat. Nicht genug, daß er die Franzosen Märtyrer und die Preußen Henker, Hunnen und Schakale nennt, die über das Schlachtfeld schleichen und nach Verwundeten suchen, die sie tödten können; er macht den Verhaßten auch zum Vorwurf, daß sie die Gefangenen, die an den Befestigungen ihrer eigenen Festungen arbeiten mußten, schlecht verpflegten und roh behandelten. Als nun einer der schwächlichen Gefangenen von einem Preußen barsch angefahren wird, springt ein riesiger Burgunder vor und stößt den Preußen nieder. Da läßt der commandirende Hauptmann zwei Salven auf die Gefangenen abgeben und die wenigen Ueberlebenden in ihre Baracken abführen. Diese Lection, versichert Déroulède, werden wir nicht vergessen! Wir aber müssen sagen, daß dieser ganze Vorgang unglaublich und nicht so erlebt wie erdacht ist.

Bisweilen entschlüpft ihm dabei unabsichtlich ein Lob auf die geschickte Kriegführung der Preußen, „die stets in guter Deckung vorgehen, nie ihren Kopf zeigen und niemals vergeblich feuern".

Sie sind da im Waldesschatten
Zahllos, ohne zu ermatten,
Und in guter Deckung stets.
Vorwärts ohne Lieder geht's,
Wo sich Nacht und Stille gatten,
In des Waldes dunklen Schatten.

Und die Thaten unserer Cavallerie, vielleicht die unserer Ulanen, müssen sich ihm besonders eingeprägt haben, denn mit Vorliebe nennt er die Preußen (wohlgemerkt, er spricht nie von Deutschen!) ces reitres, diese Reiter!

Die Franzosen aber lernen wir nicht gerade als Helden kennen. In „Évasion" überfallen unbewaffnete und unter guter Bedeckung auf dem Marsche nach Deutschland befindliche gefangene Turkos in der Nacht lautlos die Wachen, tödten sie und die im Bivouak schlummernden anderen Preußen und marschiren dann mit den geraubten Waffen und der Munition wieder zurück.

Auch auf die Durchschnittsbildung der französischen Soldaten werden Streiflichter geworfen, die diese in nicht sehr schmeichelhafter Beleuchtung zeigen. Ein Rekrut hat ein „Colloque" mit seinem Hauptmann. Er erklärt, daß er sich gar nicht wohl beim Heere fühle und lieber zu Hause geblieben wäre. Der Hauptmann macht ihm Vorhaltungen und fragt ihn, ob er nicht die beiden Worte auf dem Ehrenzeichen gelesen habe: Vaterland, Ehre. Darauf gesteht der Rekrut, daß er „kein großer Schriftgelehrter sei und nicht lesen könne". Das beruhigt den Hauptmann, und er erwidert, wenn er das früher gewußt hätte, so wäre er über die Aeußerung des Rekruten nicht so entrüstet gewesen. „Aber die große Schule der Fahne werde ihn lesen lehren." Doch nicht bloß die Rekruten sind so ungebildet. Auch ein Sergeant „versteht sich nicht auf die Buchdruckerkunst", und Déroulède nennt diese Eigenschaft sogar homerisch! Dieser Brave hatte in Italien, der Krim, China und Mexico gekämpft und fiel nun, da sie gegen eine zehnfache Uebermacht fechten mußten. Komisch wirkt es hier, wenn dieser Sergeant einem Rekruten, der sich fürchtet, während der Schlacht in längerem Gespräch Muth zuspricht; denn im ernsten Gefecht wird einem wohl die Lust zur Unterhaltung vergehen!

So haben also die meisten dieser Lieder einen nach irgend einer Richtung hin zweifelhaften Beigeschmack, wodurch der ruhige Genuß vieler Schönheiten immer wieder beeinträchtigt wird. „Le bon gite" (das gute Quartier) muß deßhalb als frei von solchen Fehlern besonders erwähnt werden. Er bekommt Quartier bei einer guten Alten, die ihn trotz seiner Proteste sorglich mit Speise und Trank verpflegt, ihm ein gutes Bett bereitet und beim Abschied seinen Torniſter voll Eßwaaren stopft. Als er sich darüber wundert, sagt sie halb lächelnd, halb weinend: „Ich habe einen Jungen wie Du als Soldaten!"

Selbst in den kleinsten Liedern versteht er seiner Gesinnung Ausdruck zu geben, wobei das Marschlied „En avant" durch seinen Refrain lebhaft an Uhland's Lied „Vorwärts!" erinnert. Sollte dieses mehrfache Anklingen an die Leistungen unserer sogenannten Freiheitsdichter ganz zufällig sein? Déroulède ist ein Kenner der deutschen Sprache, und es ist also nicht zu bezweifeln, daß er jene Dichter eingehend studirt hat. Hat er doch sogar nach der Bibel gegriffen, um Stoff zu haben, und in nicht mißzuverstehenden Stanzen unter dem Titel „Othniel" jenen Mann aus dem Buch der Richter gefeiert, der in Luther's Bibelübersetzung den Namen Athniel trägt und der die Israeliten „aus der Hand Cusan Risathaim's, des Königs zu Mesopotamien, erlösete". Auch jenen legendären Priester von Bazeille hat er sich nicht entgehen lassen, der am Tage der Schlacht bei Sedan die Bauern zum Kampf geführt und selbst auf die Bayern geschossen haben soll, wobei er den Heldentod fand. Ich nenne diesen Priester legendär, denn als ich vor Jahren gelegentlich einer Novelle, die ich über diese Episode schrieb, mich schriftlich an den Maire von Bazeille wandte mit der Bitte, mir aus dem Kirchenbuch oder sonstigen Documenten den Namen jenes Priesters mitzutheilen, erhielt ich keine Antwort. Wahrscheinlich war kein urkundlicher Hinweis auf einen solchen Helden zu entdecken und die ganze Geschichte ist eine jener abenteuerlichen Erfindungen, wie sie die lebhafte Phantasie der an Außerordentliches gewöhnten Krieger in die Welt setzt.

Ich habe Manches an Déroulède's „Soldatenliedern" mißbilligen müssen; trotzdem kann ich ihm, von einzelnen Ausschreitungen seiner Stimmung abgesehen, meine Anerkennung für seine Leistungen als Dichter nicht versagen. Auch formell stehen seine Gedichte auf einer hohen Stufe. In den mannigfaltigsten Strophen, Rhythmen und kunstvollen Reimverschlingungen zeigt er seine vollkommene Beherrschung der poetischen Technik, ohne in Spielereien zu verfallen, deren Grenze bei uns beispielsweise Rückert in einigen seiner Kampflieder hart gestreift hat. Was aber den Inhalt betrifft, so ist es nur eine Saite, auf die Déroulède's Lyrik gestimmt ist, und diese heißt Revanche. Doch ihr versteht er die verschiedensten Töne zu entlocken, und wenn Andere die Dichter der Liebe, des Frühlings und des Weins sind, so ist er der Sänger der Revanche par excellence. Und als Solcher wird er in der Literaturgeschichte seines Volkes fortleben, ebenso wie die Dichter der Befreiungskriege in der unsrigen.

Digitized by Google

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Kuni Kraxl.

Von Fr. Kroff (München).

(Schluß.)

Frau Claire kam nach Hause. Sie ging sogleich in das Schlafzimmer und erschrak nicht wenig, als sie die dunkle Gestalt an Helene's Bettchen kauernd fand.

Kuni fuhr auf. Knieend war sie mit ihren Thränen eingeschlafen. Sie gab scheu und verwirrt Auskunft und eilte weg.

„Ich bin froh, daß sie morgen fort kommt," sprach die Gnädige, als sie die Begegnung ihrem Gatten erzählte.

Dieser ging darauf nicht ein, sondern berichtete, wie er Kuni am Abend weinend fand. „Ich wünsche nur," schloß er unsicher, „daß wir Jemand für das Kind bekommen, der es nicht weniger lieb hat."

Sie zuckte die Achseln. „Helene wird sich auch an die Neue gewöhnen. Und wie besorgt ich in meiner Auswahl bin, wirst Du daraus erkennen, daß ich bis heute noch Niemand verpflichtet habe."

Am nächsten Morgen that Kuni wie sonst ihre Pflicht, kleidete das Kind an, gab ihm sein Frühstück und ging mit ihm in den Garten.

Die Dame war erstaunt. Sie sah oben in ihrem Stübchen nach. Dort stand alles wie immer. Nicht einmal der alte Lederkoffer, der Kuni gehörte, war vom Kasten herunter gestellt. Sie wußte nicht, was sie denken sollte.

Als der Herr zu Mittag nach Hause kam, mußte er zu seinem Aerger gleich wieder von der alten Geschichte hören. Er war nicht erstaunt, daß Kuni noch im Haus war. Er hatte noch ihre Papiere und konnte annehmen, daß sie sich von ihm verabschieden werde, wenn sie ging.

Da er vor Tisch einige Briefe schreiben wollte, begab er sich in sein Zimmer.

Kuni hatte ihn vom Garten aus kommen sehen. Sie kannte seine Gewohnheiten. Als ob sie schon gewartet hätte, so hastig ging sie mit Helenchen in das Haus.

Die Dame kam ihr gleich entgegen, nahm ihr das Kind ab und sagte, sie werde wohl ihre Sachen zu packen haben.

Kuni zögerte einen Augenblick und bejahte unsicher, leise. Statt aber hinauf in ihre Kammer zu gehen, ging sie, als die Gnädige fort war, zum Arbeitszimmer des Directors.

Einen Augenblick schöpfte sie Athem. Dann klopfte sie.

„Herrrein!" rief er.

Herzbeklommen stand sie vor ihm.

„Ah — Sie! Nun? Sie wollen gehen? Haben Sie denn schon gegessen? — Oder — Ihre Papiere — Ihr Buch und Ihre Karte?"

Er kramte in einem Schubfach seines Schreibtisches.

Sie hatte keine Silbe geantwortet. Regungslos mit rothem Gesicht stand sie da und blickte zu Boden. Plötzlich sah sie auf, näherte sich und erfaßte mit kecker Entschlossenheit seine Hand. In ihrem Blick lag flehentliche Bitte.

„Herr, lassen S' mich da!"

Schon stürzten Thränen aus ihren Augen. Sie hielt die Schürze vor und in abgerissener Rede, von herzbewegendem Schluchzen unterbrochen, kam es hervor:

„Ich hab' das Kind so gern. — Ich kann nit fort von ihm. — Lieber sterben. — G'rad' als ob's mein eignes wär'. — Und es hat mich so gern, Herr. Ich hab' sonst Niemand. Mich mag sonst Niemand. — Ich hab' 's noch nie gut g'habt. Und jetz hätt' i' s da und jetz — —. Ich will mich ja g'wiß zusamm'nehmen, wenn 's an dem Kuß liegt. — Aber ich hab's ja bloß so gern wie Niemand auf der Welt und sie mich auch. — Damals beim Hollunder war's zum ersten Mal, daß 's Helenchen freiwillig 'en Kuß gegeben hat; und da hab' ich mich nimmer halten können. Ich hab 's so gern — —"

Herr Pückler wußte lange Zeit nichts zu sagen. Er spielte mit seinem Federhalter und hatte in den angefangenen Brief, der vor ihm lag, schon einen ganz artigen Klex gebracht. Nur das Schluchzen des Mädchens hörte man in der Stille des Zimmers.

Endlich begann er: „Nun, Kuni, ich will Ihnen etwas sagen. Meine Frau meint, daß Sie für unseren Dienst zu schwach sind: das Kind heben und tragen, den Wagen schleppen u. s. w. Gehen Sie zum Herrn Hofrath! Nach Tisch hat er Sprechstunde. Sagen Sie ihm, was ich Ihnen da sage und lassen Sie sich ein Zeugniß geben oder dergleichen, was eben meine Frau beruhigt. Er wird Sie ein Bißchen untersuchen, das macht nichts. — Und dann, wenn Sie wieder bleiben können, unterlassen Sie, was meine Frau verbietet. Wenn gerade geküßt sein muß, küssen Sie mir das Kind auf die Wangen oder auf die Stirne, nur nicht auf den Mund! Das taugt nichts. Ich thue es ja selbst nur selten. Und dabei ist es mein Kind. — Wollen Sie das?"

Tröstliche Freude drang durch ihre vergrämte Miene. Sie sagte ihm ein schlichtes „Danke schön" von Herzen und versprach zu dem Arzt zu gehen.

Die Dame war über das Handeln ihres Gemahls entsetzt. In erregtem, beredtem Widerspruch bot sie Alles auf, um ihrer Ansicht durchzuhelfen.

„Der Arzt soll entscheiden," wiederholte er immer wieder. „Du wirst ihm, wie Du ihn kennst, vertrauen, daß er unparteiisch ist. Und klüger als er willst Du doch auch nicht sein. — — Dann ist es vielleicht auch nicht ganz gleichgültig, ob man so ein armes Wesen hinausstößt. Wir haben einmal A gesagt und sie aufgenommen; also —. Es giebt einen Segen der Wohlthat, und der kommt uns zu Gute. — — Zudem habe ich Dir ja den Rückzug leicht gemacht. Kuni glaubt, Du seiest für sie besorgt. Na, so mach' halt meine Lüge wahr! Mit Wohlthätigkeitsvereinen allein ist Dir und der Welt nicht gedient."

„Ich denke, es sei keine Sünde, wenn man sein Kind liebt," sagte sie, nicht unbewegt.

„Aber es kann eine werden und ist dann mindestens so schlimm wie das Gegentheil." — —

Ueber Tisch und den Nachmittag hinein dauerten die Erörterungen, bis Kuni vom Hofrath kam und dem Herrn einen Brief brachte.

Darin hieß es kurz:

„Nicht schwindsüchtiger als Sie selbst, nur schlechter genährt. Dafür können Sie helfen. Keine Tuberkulophobie!"

„Bist Du jetzt zufrieden?" fragte er. „Noch nicht? Nicht wahr, wenn man einmal so schön auf einem Weg ist, bleibt man am bequemsten darauf. Aber denke doch: Es handelt sich um eine Sache, die in mehr als einer Hinsicht neuer Ueberlegung und eines neuen Entschlusses werth ist. Wir wollen Launen nicht für wichtig genug halten, um über Wohl und Wehe eines Menschen zu entscheiden."

Was sie in Worten nicht zu bestätigen vermochte, war doch in der That schon geschehen. Ihr Widerstand war besiegt, und dies bedeutete bei Frau Claire Alles.

* * *

Das war vor zwanzig Jahren. Heute ist Helenchen eine junge Frau von unerschütterlicher Anhänglichkeit an ihre einstige Wärterin und Kuni Kraxl eine glückliche alte Jungfer, unermüdlich in ihrem Dienst. Beide sind frisch und gesund. Die ängstliche Frau Claire aber ist vor zehn Jahren schon gestorben — an einem Lungenleiden.

Aus der Hauptstadt.

Die Reform des Kunst-Referates.

Das große Festmahl, mit dem Herr Commerzienrath Leichner neulich die Hungernden von Berlin abfütterte, hat den Namen des generösen Wohlthäters und Tausendmarkschein-Spenders wieder in unsere maßgebenden Zeitungen gebracht. Die Abonnenten schnalzten mit der Zunge, als sie im Abendblatte genaue Einzelheiten über all' die Schleckereien, all' die feinen Weinchen lasen, die der berühmte Schminke- und Puderfabrikant ohne ersichtlichen Anlaß dem Special-Berichterstatter aufgetischt hatte. Und wehmüthig träumten sie, denen agrarischer Wucher den Brodkorb himmelhoch hängen will, sich in die Lage eines Mannes hinein, dem Dank seiner journalistischen Thätigkeit das Leben ein Schlaraffien ist, der sein Mittagessen mit einer Reclame-Notiz bezahlt und am Ende seiner Tage mit gerechtem Stolze von sich sagen darf: „Ich habe umsonst gelebt." Leichner und seine erkenntlichen Tischgäste beginnen Gottlob Schule zu machen. Immer mehr bricht sich die gesunde Ansicht Bahn, daß von der guten und wohlfeilen Ernährung des Journalisten die Stimmung der öffentlichen Meinung, die Förderung des Staates, der Cultur und aller berechtigten Privat-Interessen abhängt. Andererseits aber scheint auch die Presse entschlossen, endlich ihre bisherige unberechtigte Zurückhaltung in der dilicaten Frage delicaten Essens und Trinkens aufzugeben. Jedermann weiß, daß bei der Journalistenfahrt nach Oelheim, zur Besichtigung der Sternberg'schen Petroleumquellen, das noch heute unübertroffene Diner die Hauptsache war, und daß Friedländer & Sommerfeld's Extrazug nach Binz bei Weitem nicht die rege Betheiligung aus den Kreisen der unabhängigen Redacteure gefunden hätte, wenn nicht jedem geehrten Gaste vorher die Menus in die Hand gedrückt worden wären. Also wozu die Verstellung? Zwischen uns sei Wahrheit! Einen mannhaften Schritt auf dem Wege dahin bedeutet L. P.'s begeisterte, schier achtzig

Digitized by Google

Zeilen lange Schilderung eines Schlachtefestes, die im redactionellen Theile der angesehenen Vossischen Zeitung veröffentlicht worden ist. Trotz des strengen Nachdrucksverbotes, das neuerdings alles geistige Eigenthum schützt, sei es mir gestattet, wenigstens einzelne Stellen des künstlerisch vollendeten, alle Reize L. P.'scher Sprachkunst zeigenden Essais wiederzugeben:

— Das Talent, Veranlassungen zur Veranstaltung von Festen herauszufinden, ist bekanntlich in unserer Zeit zu einer ehedem nie geahnten erstaunlichen Entwickelung und Verbreitung gelangt. Schwerlich aber dürfte ein Lebender eine glänzendere Begabung für diese heute so geschätzte und vielgeübte Kunst beweisen, als unser berühmter, umfangreicher Mitbürger, der Begründer und Director der „Bauernschänke" in der Jägerstraße 69. Durch eine höchst stattlich in Großquartformat gedruckte Mittheilung und Einladung erfuhr ich, daß er seinen ersten diebischen Einbruch, d. h. einen bei ihm ausgeführten, — nicht etwa von ihm anderswo verübten, — durch ein großartiges „Sächsisches Schlachtefest" in der Bauernschänke am 14. d. M. von 12 Uhr Mittags ab zu feiern entschlossen sei. — In den wohlbekannten, festlich geschmückten Räumen der Bauernschänke hatte sich denn auch Mittags eine Gesellschaft von würdigen Männern eingefunden .... Ein merkwürdiges Schwein muß es jedenfalls gewesen sein. Nie hat während seines Daseins ein Freund des Hauses auch nur eine Ahnung von seiner Existenz in diesem gehabt. Und, eben erst geschlachtet, lieferte es nicht nur frische Wurst auf die Festtafel, sondern auch bereits geräucherten und gebackenen und gar noch warmen Prager Schinken! Hier ist ein Wunder, glaubet mir. (Goethe sagte allerdings „nur", aber er hat auch keine Ahnung von Schlachtefest-Comment gehabt.) Die Gäste fanden, daß Alles gut sei. Was ihr Wirth ihnen versprochen hatte, konnten sie für ihr Geld rein genießen. So wurde wieder einmal das Unglück des Einen eine Freudenquelle für Andere. L. P.

L. P. hat, wie aus seiner farbenreichen Schilderung mit großer Deutlichkeit hervorgeht, die von ihm auf dem Schlachtefeste verzehrte frische Blut- und Leberwurst baar bezahlt. Das ist ein schwerer Verstoß gegen die guten Sitten bei Beleuchtungsproben, der aber durch die ausführliche Würdigung des großen Schlachtefest-Ereignisses einigermaßen wieder gut gemacht wird. Wenn man erwägt, wie beschränkt der Raum der Vossischen Zeitung seit Jahren ist — dieser Raummangel hat ihr verboten, auch nur mit einer Zeile auf die schlimmen Verfehlungen ihrer Handelsredacteure einzugehen — so weiß man das dem Schlachtefest von ihr entgegengebrachte, hohe Interesse erst zu würdigen. Wir dürfen deßhalb hoffen, daß die neue Aera endgiltig angebrochen und eine langersehnte, grundlegende Reform in's Werk gesetzt worden ist. Die Thatsache, daß gerade die bisher nur der Kunst oder doch den Leistungen R. v. Voigtländer's geweihte Feder L. P.'s die Reihe der Victualien-Referate eröffnet, bestärkt mich in meiner frohen Zuversicht.

Man mache aber auch gleich ganze Arbeit!

Um die vor der Thür stehende Weihnachtszeit herum pflegen die Bücherbesprechungen in den Tageszeitungen einen Raum einzunehmen, der jeden gebildeten Leser verstimmen muß. Es soll im vergangenen Jahre vorgekommen sein, daß ein hiesiges angesehenes Organ an einem und demselben Tage fünfzehn Druckzeilen über zusammen zwanzig neu erschienene deutsche Bücher, dagegen nur anderthalb Spalten (zu je hundert und fünfzig Zeilen) über den Selbstmordversuch eines bankrotten Monaco-Reisenden gebracht hat. Um diesem entschiedenen Uebelstande abzuhelfen und auch pedantische Querköpfe, Freunde des alten Schlendrians und der überwundenen Kunstfaxerei, an die moderne, vernünftige Auffassung zu gewöhnen, möge sich die gesammte Berliner Presse dem so glorreich gegebenen Beispiele anschließen und ihre kritischen Künste fernerhin an würdigeren und interessanteren Gegenständen erproben.

Bank-, Mode-, Juwelen-, Delicatess- und verwandte Geschäfte werden um Einsendung von Recensions-Exemplaren ersucht. Eingesandte Exemplare können unter keiner Bedingung zurückgenommen werden.

× **Unter keinem Weihnachtsbaume** sollten die poetisch zarten, ungemein fein empfundenen Rollmöpse fehlen, die soeben bei Heinz Katerfeind erschienen sind. Anmuthige Rundung der Form paart sich hier mit hohem, gedanklichem, der Würze nicht entbehrendem Inhalt. Heinz Katerfeind hat gewissermaßen seine eigene, schöne Häringsseele in dies glänzende Werk gehaucht, von dem man merkt, daß es ihm oft sauer genug angekommen ist. Referent ist auf die zweite, hoffentlich bedeutend vermehrte Auflage ungemein begierig.

Erwin Cäsar Panscherecht hat eine Dichtung in zwölf Flaschen „Von Rhein und Mosel" herausgegeben, von der ich als feiner Kenner nur sagen kann, daß sie in der That direct aus Rhein und Mosel zu stammen scheint und daß Einem bei näherer Prüfung das Wasser im Munde zusammenläuft.

♂ **Als der hochbegabte Künstler**, für den ihn seine Verwandten längst gehalten haben, hat sich abermals Martin Prägebrav erwiesen, der uns noch rechtzeitig zum Feste eine Sammlung reizender, in seinem Selbstverlag erschienener Lithographien auf den Tisch gelegt hat. Wir dürfen ohne Uebertreibung behaupten, daß sich die Kunsterzeugnisse Prägebrav's von denen der Reichsbank kaum noch unterscheiden, trotzdem sie ganz bedeutend billiger sind. Uns wenigstens gelang es gestern, in verschiedenen Läden der Leipzigerstraße fünf Stück davon auszugeben, ohne daß irgend Jemand Verdacht geschöpft hätte.

— **Impressionistischen Neigungen** huldigt mit Glück Eberhard Kalb in dem Ochsenmaulsalat, den er allsonnabendlich auf den Markt bringt. Wir wollen mit einem so genialen Künstler wie Kalb nicht über die ironische Grundstimmung rechten, die seinem Salate vielleicht etwas zu viel Schärfe verleiht, und wir tadeln es heute auch nicht, daß die uns gesandte Probe recht dramatisch knapp ist, während wir epische Breite durchaus vorgezogen hätten. Vielmehr erkennen wir freudig an, daß Eberhard Kalb der Uebergang von Schwartenmagen zum Ochsenmaulsalate trefflich gelungen ist. Nur so weiter, und sein Name wie seine Erzeugnisse werden bald in aller Leute Mund sein!

+ **Lyrische Träumereien** könnte Alexander Rotnas seinen Burgunder-Punsch nennen, von dem uns soeben die dritte Folge zugeht. Der Dichter hat sich zur völligen Reife entwickelt, sein Geist (Sprit) ist stärker geworden, und es fehlt ihm nicht die derbe Grazie des Getreidekümmels, der Rotnas' Namen zuerst weltbekannt gemacht hat. Wir wissen nicht, ob Rotnas der Philosophie Schopenhauer's oder Nietzsche's näher steht; aber wenn man seinen Punsch hinter sich hat, fühlt man sich beiden angenähert. Es vereint sich eben seltsam in Rotnas' Producten schwermuth- und wermuthvoller Pessimismus mit himmelhoch jauchzender Süßigkeit. Rotnas ist der Erste, der echt modernes Empfinden, die ganze Stimmungsskala des Ueberbrettls und dekadenter Zerrissenheit, in Liqueur und Punsch umzusetzen weiß. Seine Werke gehören in das Schlafzimmer jedes deutschen Mannes und sind wie wenige andere geeignet, einsame Stunden auszufüllen.

Timon d. J.

Aus unseren Kunstsalons.

Es ist ein ungemein fruchtreicher Herbst. Ob's der Landwirth und der Obstzüchter sagen können, weiß ich freilich nicht. Aber dem Berliner Kunstfreund und sogar dem Kunstverständigen muß das Wort auf die Lippen treten gegenüber diesen Ausstellungen, die sich so rasch folgen und sich nur in Einem gleichen — darin, daß etwas über sie zu sagen ist. Nicht immer haben wir es so gut gehabt.

Auch die neueste Ausstellung bei Eduard Schulte gehört zu denen, über die sich was sagen läßt.

Im Oberlichtsaal hat Lesser Ury das Wort. Er hat sich doch entschlossen, seinen „Jeremias" auszustellen. Das reifste und das technisch fertigste Werk unter seinen großen Gemälden von tief philosophischem Gehalt. Grandios in der Auffassung und monumental in

Digitized by Google

der Ausführung. Nichts als nächtlicher Himmel über nächtlicher Wüste und aus dem Erdboden aufwachsend und mit ihm verwachsen die seltsam zackige Silhouette des Menschen, in der einsamen Größe der Natur einen Halt findend für das niederdrückende Bewußtsein der Verderbniß ringsum, der er entflohen ist. Ein hohes Lied auf Einsamkeit des Großen. Ein Symbol des Segens der Einsamkeit. Ein Symbol auch der Beziehungen des Künstlers mit seiner Kunst zur Außenwelt. Ich habe das Gemälde und den Schöpfer seiner Zeit in den Spalten der „Gegenwart" eingehend besprochen, damals, als ich das ergreifende Werk in Ury's Atelier kennen lernte. Es mag wohl schon anderthalb Jahre her sein. In Weltflucht gemalt, in Weltflucht verborgen gehalten Jahre hindurch, taucht's nun doch in der Oeffentlichkeit auf. Ob es besser verstanden wird, als die früheren philosophischen Gemälde, als „Jerusalem", der „Mensch", das „Erste Menschenpaar"? Vom „U. d. Linden-Publicum" gewiß nicht. Und ich habe mich eigentlich gewundert, daß Ury es — wohl auf Drängen seiner näheren Freunde — nun doch der großen Menge preisgiebt, die noch immer in ihm keinen Ringer und Kämpfer, dem seine Kunst Alles ist, erblickt hat, sondern im besten Fall einen phantastischen Sonderling. Freilich: auch der Krittler und Nitler, auch der Denkfaule und Empfindungsstumpfe wird sich nicht der Wirkung entziehen können, die vom „Jeremias" ausgeht. So schrieb ich damals, so wiederhole ich es jetzt. Aber — am Ende bin auch ich selbst nur ein Phantast.

Uebrigens stellt Ury nicht dieses Gemälde allein aus. Zwei ganze Wände des Oberlichtsaals und einen Theil des Vorraums nimmt er mit einer großen Sammlung von Bildnissen, Alltagstypen und -Scenen, Landschaften ein. Und sie umfassen einen Zeitraum von nahezu 20 Jahren. Denn wir sehen hier auch eine ganze Reihe von Bildern aus dem Beginn der 80er Jahre, aus seiner Brüsseler und Pariser Zeit, wo er überzeugt die Wege wandelte, auf denen Liebermann und Uhde später so viel Ruhm und Ehre einheimsen konnten, die Wege einer consequenten Freilichtmalerei im Dienste der realistischen Schilderung von Alltagsmenschen. Er malte damals Alles, was ihm vorkam. Bauern auf dem Felde bei der Arbeit oder bei der Gebetsandacht, figurenbelebte Intérieurs, Caféhausscenen und Bildhauer oder Nähterinnen bei der Arbeit, einsame Weiler, sonnenschimmernde Parks und morgendampfende Aecker. Manches davon ist jetzt hier zu sehen. Zweierlei können die dabei lernen, die Ury's Werdegang nicht kannten: einmal, daß er, dem man in seinen großen Gemälden so viel zeichnerische Unfertigkeit vorwirft, ein sehr sicherer Zeichner gewesen ist, ehe er sich auf's Philosophiren legte und dem Cultus der Farbe ergab, und dann, daß er vom Licht zur Farbe gekommen ist, die ihm heute Alles ist. In seinen landschaftlichen Pastellstudien singt und dichtet er förmlich in Farben, weil er es nur so zum Ausdruck bringen zu können vermeint, was ihn beim Anblick der Natur bewegt. In jahrelangem Kampf mit seiner Kunst um seiner Kunst willen ist es ihm immer gewachsen, das Verständniß für die geheimsten Reize der Natur, die, in ihren intimsten Farbenwerthen zu erschauen, nur ein Vorrecht der Begnadeten ist ... Fast will es mir aber scheinen, daß man ihn allmälig auf diesem Gebiete wenigstens auch in breiteren Massen zu verstehen beginnt, was nicht sowohl ihn, als diese ehrt. Ich habe jetzt vor manchen dieser großen und kleinen Landschaftsausschnitten in jener bald farbenfunkelnden, bald geheimnißvoll verschleiernden, jetzt lebensfroh jauchzenden und dann elegisch träumenden Pastelltechnik, die er so meistert, ehrliche Ausrufe der Bewunderung vernommen. Tritt man näher hinzu, so zerrinnt der Zauber: breite Flecke, hingeschmierte Striche, verwischtes Gekritzel sieht man nur. Und in der richtigen Entfernung — welch' entzückendes Spiel von Tönen und Farben, welch' differencirte Bloßlegung des landschaftlichen Seelenlebens, welch' Erfassen z. B. der feinsten Werthe in den feierlichen Stunden, wo der Morgen die Nacht verdrängt, oder wo es Abend werden will. Gleichviel dabei, ob uns der Maler zu den kiefernumsäumten Wasserspiegeln des Grunewalds, in die lauschigen Thüringer Thäler, an die Ufer des Gardasees, in Waldesdickicht oder auf Dünensand führt — es wird ihm Alles zu einem Gedicht, zu Musik. Musikalisch — ja, das ist's, so wirken sie zumeist, wie denn die Musik die Kunst ist, die in unser Inneres am tiefsten vorzudringen vermag. Unsere modernen Musik-Stimmungskünstler müßten eigentlich Ury'sche Pastelllandschaften vertonen können. Es läßt sich schön vor ihnen phantasiren und improvisiren. Nur — nur darf sich kein Ueberbrettl-Director dieser Idee bemächtigen, die ich so leichtsinnig hier preisgebe ...

Noch ein anderer verkannter Künstler findet dieses Mal Gnade vor Sr. Majestät dem Publicum. Freilich, wenn der so viel verkannt wurde, so war es zum Theil seine eigene Schuld. Seine vortreffliche Technik liebte er in den Dienst bis zur Unklarheit dunkelsymbolischer Phantastik zu stellen. Jahre hindurch. Und eigentlich in immer steigendem Maße. Man denke nur an die seltsame „Wolke", die Martin Brandenburg auf der letzten Secessions-Ausstellung zeigte. Und nun malt er uns plötzlich einen norwegischen Fjord und ein Kjölen-Fjeld ohne alles symbolistische Figurenbrimborium, und einen köstlichen herbstlichen Buchenwald, in dem der verzückt blickende und lauschende Geiger nicht ein Räthsel aufgiebt, sondern des Waldes-Schönheitsräthsels Lösung ist; ja selbst bei dem mächtigen Schiffswrack mit den kahlen, verwitternden Rippen auf steinigem Meeresstrande ist der Künstler der Versuchung nicht erlegen, die seltsam gekrümmten Bohlen und Planken zu gespensterhaften Phantasiegebilden auszugestalten. Sehr interessant ist's dabei, seine Pastelltechnik mit der Ury'schen zu vergleichen. Ury arbeitet viel, fast durchweg mit dem Wischer, Vertreiber, ja wohl gar mit dem bloßen Finger; bei Brandenburg setzen sich die Töne aus einem krausen Gewirr von Linien und Tupfen zusammen, oft in drei, vier verschiedene Farben über einander. Man studire z. B. daraufhin den Buchenwald. Es ist aber durchaus nicht die Manier des Pointillisten, sondern eine ganz eigene, wie ja auch die tiefen, satten Farbenwirkungen ganz andere sind als die der Neo-Impressionisten.

Mit diesen deutschen Malern theilen sich in den Raum drei Pariser. Drei der Perlen der eben geschlossenen Dresdner Internationalen Ausstellung sind jetzt herübergebracht worden: Cottet's „Procession", Simon's „Dorfcircus", des Belgiers Evenepoël „Café d'Harcour". Cottet's „St. Johannis-Procession" ist noch ganz voll der flackernden Buntheit, wie er sie in seiner früheren Periode liebte. Strahlendes Sonnenlicht, leuchtendes Roth und gleißendes Gold in Standarten, Baldachin, Chorgewändern; dazu weiß gekleidete Mädchen, goldenes Kirchengeräth, die Gesichter der Bäuerinnen stark verbrannt u. s. w. — Alles so klar und deutlich unter dem grün-blauen Himmel vor der alten, von Bäumen umstandenen Dorfkirche. Jetzt malt er anders. Auf der „Großen Berliner" von 1900 hatten wir Proben seiner neuen dunkeltönigen, auch inhaltlich düsteren Malerei: z. B. die „armen Frauen" von Brest, der „Sonnenuntergang" in einem Bretonischen Hafen. Feierlicher, monumentaler ist er in seiner Sprache geworden, auch dort, wo er das einfache Bauernleben in der Bretagne schildert, wie einst, so jetzt. In diesen seinen neuen Bildern zeigt er sich vielmehr einem Lucien Simon verwandt, dessen „Circus" eines der allerbesten Gemälde auf der Dresdner Ausstellung war. In breiten Farbenflächen, festen Contouren ist Alles hingesetzt; normännische Bauern und Bäuerinnen im Leinewandcircus, in den der Nachthimmel hineinblickt, schauen stumpfsinnig oder voll Staunen einer mageren Seiltänzerin im grünen Gazeröckchen zu, wie sie mit zwei Tricoloren, den Blick scharf auf's Seil gerichtet, im trüben Lampenschein einen großen Schatten auf die Leinewand werfend, vorsichtig hingleitet; auf der Brüstung der kleinen Arena sitzt ein rothbrauner müder Clown mit der Posaune; trefflicher ist die Charakteristik der aus der röthlich-grauen Masse der Zuschauer auftauchenden Einzelköpfe; wundervoll erfaßt ist die Haltung des melancholischen Spaßmachers und der jungen Acrobatin, von großem Reiz der Gesammtton des Bildes. Vollstes Leben und höchste Kunst in innigster Verschmelzung. Und die Einfachheit des Großen. Auch von Henri Evenepoël, dem im vorigen Jahre in Paris verstorbenen Gustave Moreau-Schüler, kann dieses Wort gelten. Nicht sein feierlich-ernster Spanier auf dem Boulevard Clichy ist jetzt hier zu sehen, sondern die Caféhaus-Scene voll sprühendem Leben und Bewegung, auch in der Farbe, und doch großzügig, wie jenes Gemälde ... Noch zwei andere „Dresdner" sind jetzt übrigens hier zu sehen: Humphrey-Johnston's, des pariserischen Amerikaners vornehm dunkeltöniges Repräsentations-Bildniß von „Sarah Bernhardt" als Lorenzaccio und sein glänzender „rother Domino".

Damit ist die Fülle des Sehenswerthen bei Schulte noch lange nicht erschöpft. Aber ich werde mich auf bloße Erwähnungen beschränken. So sind da einige Studien und Bilder des allzu früh verstorbenen Landschafters Karl Ludwig, der eine glückliche Mittelstellung zwischen akademischer Vortragsweise und moderner Stimmungsmalerei einnahm und coloristisch sehr fein veranlagt war. Dann eine Reihe Düsseldorfer Bilder, Bildnisse von Robert Böninger, und Landschaften von Fritz von Wille. Böninger gelingt das Erfassen der Kinderseele sehr gut, wie er hier u. A. im Doppelbildniß zeigt, wo die Mutter ihrem Liebling Märchen erzählt, ein Bild, das auch in dem Entwurf der Linienwirkung und in der Farbe geglückt ist. Wille's Schilderungen der düsteren Poesie der Eifellandschaft lieben wir auch hier schon längst, und in seinem Vortrag kommt immer eine kräftige, herbe Männlichkeit zum Ausdruck, die sich mit dem Charakter jener Landschaft deckt. Auch der Münchener Philipp Klein, einer von den Freilichtmalern modernster Structur, ist mit einer großen Sammlung erschienen, aus der eine Dame in Weiß an sonnigem Waldesrand als das Beste hervorragt; desgleichen hat Max Schlichting auch hier eine Reihe seiner neulich geschilderten Strand-Damen; Eduard Thöny, der sarkastische, und Ernst Rosenstand, der elegante Zeichner, legen Originale ihrer Arbeiten für den „Simplicissimus" und zahmere Blätter vor. U. s. w.

Zum Schluß nur noch ein paar Worte über Robert Nan-Yahn. Der Mann mit dem sonderbaren Namen ist ein Pariser Schmuckkünstler, der hier in einer reichgefüllten Vitrine höchst interessante Proben seiner Phantasie und seines technischen Könnens giebt. Halsgehänge, Gürtelschnallen, Brochen, Ringe, Kämme, Stockgriffe, die alle Thierfiguren bringen — Drachen und Eidechsen, Tintenfische und Frösche, Pfauen und Schwäne, Eulen und Adler, Fasanen und Störche, Scorpionen und Seepferdchen; im Kampfe und im Fluge, tanzend und gekreuzigt, zusammengerollt und langausgestreckt, schlafend und wild erregt. Immer geht er von einer in der Natur vorhandenen wirklichen Bewegungslinie oder Ruhestellung aus, die er dann höchst eigenartig stylisirt. Sein Schmuck bedeutet wirklich etwas Neues, und da er Alles selbst meißelt, emaillirt, gießt, mit Steinen schmückt, so vermag er natürlich seine Ideen und Empfindungen bis zum Letzten vollendet zum Ausdruck zu bringen. Grazie und Kraft, Schwung und Gesetzmäßigkeit paaren sich in seinen Entwürfen. Mattes grünlich oder stumpfgelb emaillirtes Gold, schwärzliches oder vergoldetes Silber, auch Eisen, Elfenbein, Schildpatt, Saphire, Opale, Smaragde, Rubine, Perlen verwendet er bei seinen

Digitized by Google

Arbeiten, aber nie so, daß das Material an sich, am wenigsten die Steine das Augenfällige sind, sondern immer die Form und die künstlerische Idee, der sie zum Ausdruck dient. Der Künstler hat sicher eine große Zukunft vor sich, denn die Ideen sind neu und die Formen schön.

J. Norden.

Dramatische Aufführungen.

Die lieben Feinde. Lustspiel in drei Aufzügen von Hugo Lubliner. (Lessing-Theater.) — Alt-Heidelberg. Schauspiel in fünf Acten von Wilhelm Meyer-Förster. (Berliner Theater.)

Zwei Erfolge hat die letzte Woche gebracht, und zwar zwei nicht gerade Erfolgverwöhnten. Herr Lubliner kämpfte seit Jahren mit steigendem Mißgeschick um eine Position auf den weltbedeutenden Brettern, und schon galt der Theaterdirector, der ihm noch Unterschlupf gewährte, für einen menschenscheuen Sonderling oder gar für etwas Schlimmeres. Nun aber haben es die „lieben Feinde", des Autors letztes Sorgenkind, doch noch zu einem respectablen Triumphe gebracht. Lubliner ist wieder lehrhaft gewesen, wie immer. Niemand nützt Dir so viel, wie Deine Gegner. Sobald Du sie dahin gebracht hast, Dich nicht mehr todtzuschweigen, sondern gegen Dich zu hetzen, bist Du schön heraus. Wenn Dein Mann bildhauert, und Niemand achtet sein, dann verreiße ihn in anonymen Kunstkritiken, und alsbald strömen Euch Geld und Lorbeeren in's Haus. Wenn Du Dich Jahrzehnte lang in treuer Beamtenarbeit gemüht und Anderen, die sich mit den Früchten Deines Fleißes schmückten, Orden und Titel verschafft hast, dann versuche wenigstens, diese Glücklichen gegen Dich aufzubringen. Vielleicht werden dann endlich Königliche Hoheit auf Dich aufmerksam, und Du stirbst als Wirklicher Geheimrath mit beträchtlich erhöhtem Einkommen ... Lubliner's Lustspiel trägt sich natürlich an einem Fürstenhofe zu. Nichts macht sich auf der Bühne hübscher als ein Fürstenhof, und nichts sieht der demokratische oder deutschfreisinnige Spießer lieber als die Fürstenhofgunst-Stücke. Wenn dann ein Monarch zwischen den Coulissen einherschreitet, der alle Edelmüthe der Welt mit genialer Begabung, tiefgründiger Menschenkenntniß und unsagbarer Gerechtigkeitsliebe verbindet, dann pocht unten im Parquet jedes Herz vor Wonne. Man sieht des Lebens Höhen ja nur im farbigen Abbilde, athmet nur nachgemachtes Hofparfüm — doch dem freiheitlichen Bürgersinne genügt es schon, Monarchen mit pappenen Kronen bewundern und auf Nataly v. Eschstruth's Spuren wandern zu dürfen. Im Falle Lubliner kommt noch das reizende und erregende Moment hinzu, daß der lange verkannte, in die Ecke geschobene und schmählich ausgenutzte Regierungsrath mit einer Oberhofmeisterin zusammentrifft, der er vor vierzig Jahren einmal die Cour geschnitten hat. Die als wortkarg bekannte Dame schenkt dem unvergessenen Galan ein Plauderstündchen — nun kann es ihm beim Herzoge nicht mehr fehlen. Bedenkt man, daß es gerade die Feinde des Regierungsrathes waren, die ihn an die Oberhofmeisterin verwiesen, um ihn desto sicherer zu verderben, so beugt man sich unwillkürlich tief vor dem gnadenvollen Walten des Zufalls und der neckischen Laune des Dichters. O ja, neckisch ist Lubliner: leider auch verteufelt langweilig. Aber das liegt im Blut, und kein ehrlicher Mann sollte ihm einen Vorwurf daraus machen. Genug, daß aus Langeweile und Neckischkeit ein Erfolg erblüht.

Der Erfolg freilich, den Wilhelm Meyer-Förster davontrug, war ungleich wuchtiger, rauschender, und dies vor Allem: der Autor hatte ihn redlicher verdient. Meyer-Förster müht sich seit Langem um den Sieg, der dem sympathischen Manne bisher immer nur flüchtig lächelte und gerade dann enteilte, wenn er ihn fest in der Hand zu halten glaubte. Mit „Alt-Heidelberg" ist ihm der große Wurf gelungen. Gaudeamus, Schläger, Biercomment, filia hospitalis und als Hintergrund die feine, an Ehren reiche Neckarstadt — das ist eine prächtig gewählte Umwelt. Zumal, wenn man mit Wilhelm Meyer's urwüchsiger Frische, seinem kerndeutschen Humor, seiner naiven Ungenirtheit an sie herantritt. Da ist ein zweiter Act, von dem so wundersamer Stimmungszauber ausgeht, daß Niemand, aber auch Niemand ihm zu widerstehen vermag. Niemand zum Mindesten, der studentischen Jugenddranges einen Hauch verspürt hat. Es ist ein Genuß, nachzuprüfen, wie der Dichter diesen Act aufgebaut und hingesetzt hat. Nichts von theatralischem Raffinement, ja, beinahe etwas scenische Verwahrlosung — und dabei leuchtet das Ding förmlich von Frühlingsglanz, und dabei schlägt es um so gewisser ein, je unbekümmerter sich der Autor über die Bühnenconvenienz hinwegsetzt. Es ist wahrhaftig nicht der ansprechende Stoff, der das Glück dieser Arbeit gemacht hat. Wir sahen in den letzten Jahren Studentenstücke genug, aber in keinem war das studentische Herz und der brausende Ueberschwang der köstlichen Jugendzeit und die sehnsuchtsvolle Liebe des reifen Mannes zu ihr. Der ganze Act fesselt und hält im Bann, wie eins der alten Lieder vom verschollenen Sang und verrauchten Wein. Wenn wir sie hören, überrieselt es uns immer wieder so köstlich heiß und so wehmuthsvoll ... Ein junger Fürst ist auch Wilhelm Meyer's Held. Er darf ein Semester in Heidelberg studiren, sich in's Corps keilen, Hausschlüssel aus dem Fenster werfen lassen und die Käthi lieben, die mit den Farben aller Verbindungen geschmückte, süße Käthi. Dann plötzlich muß er aus der Neckarstadt fliehen, das Scepter in die Hand nehmen und daheim, im ernsten Schlosse, in ernster, schier freudloser Arbeit, den Jugendsinn verlieren. Als er noch einmal in's geliebte Nest zurückkehrt, da ist der Zauber vernichtet: die Mitglieder der Verbindung, an deren Tafel er einst zechte und jubelte und von der goldenen Zukunft schwärmte, die katzbuckeln nun vor ihm, mit rasch gepumpten Fracks angethan, und streb ern und lügen. Auch ihnen ist er nur noch die Durchlaucht, der Carrièreförderer ... Bloß Käthi hat sich nicht verändert. Und die Scene, in der die beiden Menschen für immer Abschied von einander nehmen, ist eines echten Dichters würdig: Wilhelm Meyer-Förster hat keine bessere geschrieben. Wir erhoffen nach dieser starken Talentprobe noch stärkere von ihm.

Offene Briefe und Antworten.

Noch einmal „Die ärztliche Fernbehandlung".

In Nr. 41 des Blattes schreibt Herr Dr. med. A. Fuld über ärztliche Fernbehandlung. In der Hoffnung, daß ein mehr Berufener eine Erwiderung veranlassen werde, habe ich gezögert, der allzu herben Kritik über das Thun und Lassen von uns auf dem Lande beschäftigten Aerzten entgegenzutreten. Der Herr College verwirft jede Fernbehandlung in frischen Fällen und will sie auch im weiteren Verlaufe der Krankheit nur ausnahmsweise gestatten. Ich habe mich sieben Jahre vorbereitet, davon zwei Jahre als Assistent an Friedens- und Kriegsspitälern, ehe ich mich als prakt. Arzt niederließ. Trotzdem ich also in der Praxis kein Neuling war, habe ich Anfangs eher zu viele, als zu wenig Besuche gemacht, um nur ja in der Diagnose sicher zu sein. Ich habe später drei, auch vier Pferde gehalten, außerdem Eisenbahn und Dampfschiff benutzt; aber ich habe Landleuten nie einen expressen Besuch gemacht, ohne dazu aufgefordert zu sein. Es war mir schon peinlich, wenn ich einen gelegentlichen Besuch machte bei einem Kranken, der sich rascher als anzunehmen, gebessert hatte — eben, wie der College sagt, um dem mißtrauischen Dörfler nicht als gieriger Geschäftsmann zu erscheinen.

Hier liegt der Hauptknoten, weßhalb ich dem Collegen das Recht bestreite, die Fernbehandlung als Unsitte, ja als Unfug zu bezeichnen: der Landmann kann die Menge der Besuche nicht bezahlen, die der College verlangt. Dann frage ich zweitens: „ist denn in jedem neuen Falle eine Untersuchung nöthig?" Im Sommer sind Brechdurchfälle bei kleinen Kindern häufig; die Mutter berichtet über einen solchen; bei den Masern fragen die meisten Leute überhaupt keinen Arzt; soll ich den Leuten da meinen Rath vorenthalten, wenn der Fall einfach liegt? Finde ich aber, daß dieser eine persönliche Untersuchung erheischt, so wird der Angehörige gern einstimmen, wenn er weiß, daß ich keine überflüssigen Besuche mache. Dazu kommt, daß man nach längerer Praxis an demselben Orte allmälig die sämmtlichen Familien kennen lernt. So, verhältnißmäßig einfach, liegt die Sache in der freien Praxis; wie aber gestaltet sie sich bei den Krankencassen? Weil ihren Mitgliedern

Digitized by Google

die ärztliche Hülfe nichts kostet, so sind sie nur zu sehr geneigt, sie ausgiebig in Anspruch zu nehmen. Trotzdem sie statutgemäß Morgens zur Sprechstunde den Arzt benachrichtigen und bestellen sollen, ersuchen oder telegraphiren sie um einen Besuch zu jeder Tageszeit selbst in gewöhnlichen Fällen, die manchmal schon Tage alt sind. Bei den Kranken, die Krankengeld beziehen wollen, ist es ja nöthig, daß ich mich von der Erwerbsunfähigkeit überzeuge; wenn ich aber bei jedem leichten Falle, der die mitversicherten Frauen und Kinder betrifft, persönlich erscheinen soll, so erwächst daraus eine Arbeitslast, die zu der geringen Entlohnung in gar keinem Verhältnisse steht. Würde „diese Art ärztlicher Wirksamkeit, die sich" — wie der College mit hartem Worte (ipsissima verba) schreibt — „wenig von der des Curpfuschers unterscheidet," in Zukunft gesetzlich verboten, dann hätten wir wieder den Zwang zur ärztlichen Hülfeleistung in noch viel härterer Form als früher; denn wir haben uns zur Hülfeleistung bei den betr. Krankenkassen persönlich verpflichtet.

Gegen Ende sagt der College noch: „Die Kostenfrage darf kein entschiedenes Hinderniß bilden; bei Unbemittelten müssen die Communalverbände und wenn nöthig der Staat in liberalerer Weise, als es heute vielfach der Fall ist, für die Kosten der ärztlichen Behandlung aufkommen."

Glaubt der College wirklich an solche Möglichkeit? Nach den Erfahrungen der letzten zwanzig Jahre möchten ihm wohl Wenige zustimmen.

Ich pflichte dem Collegen durchaus bei, daß die Aerzte, welche es an der erforderlichen Sicherstellung der Diagnose und den dazu nöthigen Besuchen fehlen lassen, schwer gegen ihren Stand sündigen, und daß Diejenigen, die eine solche Behandlung ankündigen, unter Strafe gestellt werden sollten. Uebrigens geht aus dem Gesagten hervor, daß eine gesetzliche Regelung der Sache nur mit der größten Behutsamkeit vorzunehmen ist, widrigenfalls man die Leute in die Arme der Curpfuscherei treiben würde. Keine Kunst, auch die ärztliche nicht, verträgt drakonische Gesetze; ihre Jünger müssen in jedem Falle nach bestem Wissen und Gewissen handeln.

Geh. Sanitäts-Rath Dr. med. Wattenberg, Harburg a. E.

Notizen.

Maxim Gorki ist verwunderlich schnell berühmt geworden. Das heißt, verwunderlich wäre das nur, wenn er zu den deutschen Autoren gehörte. Als Ausländer avancirt man rascher bei uns. Allerdings kommt ihm seine große Productivität und der Umstand zu Statten, daß die Schleusen, hinter denen sich die Fluth seines Geistes für uns verbarg, erst vor Kurzem aufgezogen worden sind. Besondere Verdienste hat sich der Verlag von Richard Wöpke, Leipzig, um den prächtigen Erzähler erworben. Schon wieder bringt er uns zwei seiner merkwürdig anmuthenden Skizzen, die immer weit mehr sagen, als in ihnen zu lesen steht, die sich ganz heimlich an die Scharfhörigen wenden und lautlos kichern vor toller Freude darüber, daß ihnen sogar die aufmerksame kaiserlich russische Preßabtheilung und das kaiserlich russische Ministerium für Volksaufklärung nichts anhaben können. „Ein sonderbarer Leser" und „Wanderungen eines Teufels" sind Erzeugnisse echt Gorki'scher Phantasie und Gorki'schen Wahrheitsdranges. Sie beleuchten den Dichter besser als die Mehrzahl seiner Arbeiten, die jetzt einigermaßen wahllos auf den Markt geworfen werden, und wer den Gorki, den die Gegenwart vor Kurzem zeichnete, genau kennen lernen will, dem sei vor Allem dies schmale Büchlein empfohlen.

Es ist jetzt der achte Band des groß angelegten Werkes „Aus dem Leben Theodor von Bernhardi's" ausgegeben worden. (Verlag von S. Hirzel, Leipzig.) „Zwischen zwei Kriegen" betitelt er sich und bringt Tagebuchblätter aus den Jahren 1867 bis 1869. Jedes Wort der Empfehlung ist eigentlich überflüssig. Bernhardi saß an der Quelle, kannte alle Fäden, die die Ereignisse miteinander verbanden, und was ihm an interessanten oder wichtigen Begebnissen und Worten Tags über zuströmte, das legte er sorgfältig in sein Herbarium. Niemand aber hat sich besser als er auf die Kunst verstanden, das politische Wachsthum seiner Zeit zu conserviren, wie man eine Pflanze conservirt, so daß jede zarte Farbe, jede organische Eigenthümlichkeit in ganzer Frische und Deutlichkeit erhalten bleibt. Bernhardi zählt zu den Geistvollsten und Klügsten unter unseren diplomatisch Bemühten, und jede Zeile, die er niederschrieb, athmet den Hauch seiner Persönlichkeit. Auch der neue Band ist fesselnd vom ersten bis zum letzten Worte. Gleich die Mittheilungen über Savigny's Päpstlichkeit, die scharfe Charakteristik Crispi's und Victor Emanuel's, die Kennzeichnung der allwärts bedrohten Position Napoleon's sind köstlich, und was Bernhardi über die inneren Kämpfe in Italien sagt, die tiefen Einblicke, die er in dies knarrende Uhrwerk gewährt, alles Das verdient als einzigartig in jeder Hinsicht bezeichnet zu werden. Man versteht die europäische Geschichte der Jahre vor dem großen Kriege erst richtig, wenn man mit dem Verfasser hinter die Coulissen geschaut hat.

Carl Krabbe in Stuttgart, bescheert rechtzeitig zum Fest eine neue umfangreiche Collection seiner Erzählungen und Novellen bekannter Autoren. Sowohl hinsichtlich des Inhaltes wie auch der Ausstattung dieser Werke verdient der vornehme Verlag hohe Anerkennung; wir glauben, daß zahllose Exemplare seiner Sammlung auch dies Mal wieder den traditionellen Platz unter'm Christbaum einnehmen werden. Da ist Richard Voß' „Adonis vom Molarathal", dessen sich der beliebte Illustrator Zopf angenommen hat: eine amüssante Tragikomödie der amerikanischen Millioneuse. Dann Paul Heyse's „Tantalus" und „Mutter und Kind", zwei neue liebenswürdige Schöpfungen des liebenswürdigen Mannes, mit flottem Bildschmuck von Reinecke und Reiß. Reinecke hat auch zu zwei anderen Novellen desselben Autors, „Medea" und „Er soll Dein Herr sein" die Zeichnungen geliefert. Nennen wir noch Spielhagen's „In zwölfter Stunde", Wolzogen's mit Recht so beliebte „Gloriahose", von der das 31. bis 35. Tausend gedruckt worden ist, und sein „Königliches Weib", das sich desselben buchhändlerischen Erfolges rühmen darf, so haben wir alle säuberlich in Leder gebundene, diesjährige Weihnachtsgaben des Krabbe'schen Verlages genannt. Wir zweifeln nicht daran, daß unsere Leser dieser guten und interessanten Literatur zu noch weiteren Auflagen verhelfen werden.

Heinrich Vierordt's „Gemmen und Pasten". Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, 2 Mk., geb. 3 Mk. Seit etwa 20 Jahren ist Heinrich Vierordt, der zur Zeit zweifellos bedeutendste badische Dichter Deutschlands, ein Lieblingsdichter namentlich der süddeutschen Stämme unseres Volkes. Seine ersten Dichtungen wurden vielfach überschätzt. Man feierte mehr die Hoffnungen, die Vierordt erweckte, und übersah, daß seine Dichtungen, trotz aller Vorzüge im Einzelnen, doch recht viel zu wünschen übrig ließen. Vierordt war in seinen jüngeren Jahren namentlich ein manchmal nahezu hülfloser, Sclave des Reimes; um des Reimes Willen brachte er oft sprachliche Ungeheuerlichkeiten zu Papier, die man selbst einem Uebersetzer bei Uebertragungen schwieriger ausländischer Gedichte kaum verzeihen würde. Aber trotzdem: die frühzeitigen Freunde Vierordt's hatten Recht. Denn in Vierordt lebte nicht nur ein tiefwurzelnder Drang nach künstlerischer Gestaltung, sondern auch zugleich der ernste Künstlertrieb, sich und damit seine Kunst zu immer höherer Vollendung zu bringen. Schon die „Akanthusblätter", die „Vaterlandsgesänge" und zumal die im vorigen Jahre erschienenen „Fresken" zeigten den Dichter auf dem Wege zur Höhe dichterischer Vollendung. In den jetzt erschienenen „Gemmen und Pasten", welche die Ausbeute etlicher Südlandsfahrten des Dichters bilden, haben wir endlich den fertigen Meister lyrischer Kunst zu begrüßen, der es verdient, daß man ihn fortan in die Reihe nicht nur unserer vornehmsten Sprachkünstler, sondern auch unserer begnadetsten Dichter stellt.

Vierordt hat, wie es scheint, Mühe gehabt, sich selbst, d. h. seine künstlerische Eigenart zu finden. So ist seine ganze erste Dichterperiode fast ausschließlich durch das Trachten bestimmt, auf dem Gebiete der geschichtlichen Romanze (wir pflegen sie fälschlich Ballade zu nennen) neue Lorbeeren zu ernten. Dem eigentlichen Leben abgewandt, vertieft sich der jugendliche Dichter in alle möglichen geschichtlichen Vorgänge.

Digitized by Google

Eine Conversations-Lexikon-artige Geschichtsklitterung wird dem Dichter das Ideal, dem er nachtrachtet. Abstract wie diese Buchthemen sind daher auch meistens die Darstellungen. Es fehlt an echtem Leben, an unmittelbar wirkender Anschaulichkeit; selbst da, wo er den unglücklichen König Ludwig II. oder andere zeitgenössische Persönlichkeiten zu Helden seiner epischen Kleinkunst wählt, merkt man, daß er nur nach Zeitungsberichten und anderen gebuchten Quellen arbeitet: das Leben fehlt. Dieser Vierordt war ein Dichter für Schullehrer einer gewissen, nicht eben erfreulichen Art; und man würde heute nicht mehr von ihm sprechen, wenn er auf diesem steinigen Pfade geblieben wäre. Zum Glück hat er dann in Italien und wohl auch im eigenen Heimathlande den Weg zum blühenden Leben, zur Natur gefunden; und in den „Gemmen und Pasten" ringt er geradezu mit dem Dichter der unvergänglichen „Römischen Elegien" um die Palme. Ich stehe nicht an, diese „Gemmen und Pasten" den herrlichen Dichtungen Goethe's an die Seite zu setzen; ja, wenn es nun einmal eine Alltagswahrheit geworden ist, daß ein Dichter sein Höchstes nur in heimischen, vaterländischen Ausdrucksformen geben kann: so wird man die schönsten dieser „Tagebuchblätter aus Italien", die in schlichten, edel gereimten jambischen oder trochäischen Vier-, Fünf- und Sechsfüßern vor uns erscheinen, noch über die „Römischen Elegien" stellen müssen: eben weil sich in ihnen Form und Inhalt unmittelbar deckt, und weil Vierordt's Verse auch metrisch besser sind, als die Hexameter und Pentameter Goethe's.

Ueber den Inhalt dieses an Perlen überreichen Gedichtbandes viele Worte zu machen, widersteht mir. Nur in aller Kürze soviel: daß in diesen „Gemmen und Pasten" Ernst und Humor zu ihrem Rechte kommen; und daß zumal eine gesunde, keusche und doch zugleich sprühende Sinnlichkeit aus allen Ecken und Enden des Buches hervorjauchzt. Dazu kommt eine entzückende Sprachgewalt, die sich in prächtigen Reimen und nicht minder prächtigen, wenn auch zuweilen kühnen Wortbildungen austobt. Alles in Allem: ein Büchlein für wirkliche Feinschmecker. Die „Gemmen und Pasten" sind gewordene Poesie, nicht gemachte, wie sie jetzt allerorten sich bei uns hervordrängt. Sie enthalten die feinsten Blüthen eines Dichterlebens, das sich fern vom Gedränge des Tages in keuscher Stille entfaltet hat und sich immer mehr zu entfalten verspricht.

Soviel über das Büchlein. Aus dem Büchlein aber sei zur empfehlenden Probe noch das nachfolgende Juwel mitgetheilt:

Bilderdeutung.

Ein Mann, das Tragthier an dem Zaume,
Ein Weib im Sattel, sonder Hast;
In schneeig blankem Mantelssaume
Ruht eines Kindes süße Last.

Der Mann, das Weib, die Wiegenpuppe,
Der sanfte Tritt des Eselein's —
Das Meer umglänzt die Wandergruppe
Wie Silber eines Heil'genscheins.

Die weißen Blätter einer Lilie
Streu' ich dem Zug an blauer Bucht:
Als wär's die heilige Familie,
Die nach Aegypten auf der Flucht.

Eugen Reichel.

Dampf und Elektricität. Die Technik im Anfang des 20. Jahrhunderts. Der Verlag von Otto Maier, Leipzig, hat ein ganz prächtiges Album zerlegbarer, zum Theil beweglicher technischer Modelle erscheinen lassen, die nicht bloß den Fachleuten und den Besuchern technischer Hochschulen, sondern auch jedem gebildeten Manne überhaupt ein bisher nur mit Schwierigkeiten zu erhaltendes Bild des modernen technischen Könnens gewähren. Eine elektrische Vollbahn-Locomotive, wie sie die Firma Siemens & Halske baut; die neueste große, viercylindrige Verbund-Locomotive der amerikanischen Baldwin-Werke; der Körting'sche Gasmotor; die vielbesprochene Riedler-Expreßpumpe; der Rollée-Automobil-Wagen; der Neuhaus-Pulsometer; Schuckert's Gleichstrom-Erzeuger; Siemens & Halske's Differential-Seilbogenlampe für Gleichstrom — über sie alle und andere technische Wunder mehr unterrichtet dieser Atlas so eingehend, daß wir kein ihm in dieser Beziehung gleichwerthiges Bildwerk zu nennen wissen. Der Preis ist dabei auffallend gering: 10 Mark für den stattlichen und seiner Eigenart wegen nur mit großen Opfern herzustellenden Band. Hat man doch bisher jedes einzelne der in diesem Atlas vereinigten zwölf Modelle mit Mark 2—2,50 bezahlen müssen.

Das dankenswerthe Teuerdank-Unternehmen des Berliner Verlages von Fischer & Franke, dessen erste beiden Lieferungen wir an dieser Stelle mit herzlicher und aufrichtiger Freude begrüßen, ist jetzt bis zur achten Folge gediehen. Franz Müller-Münster's „Stürmen und Drängen" und die „Einsamkeit" von Horst-Schulze gefallen uns von den neuen Heften am besten. Es liegt viel tiefe und erquickende Poesie in diesen „Malerliedern", und das deutsche Volk darf sich dazu beglückwünschen, daß es solche junge Künstler hat und solche Verleger, die für ein wirkliches Spottgeld (Mk. 1.50 im Abonnement, Mk. 2.—. im Einzelverkaufe) zwölf vollendet schöne, von echtem Stimmungszauber erfüllte Kunstblätter bieten. Auch die Eifel-Bilder Hans v. Volkmanns haben uns sehr angesprochen; der sie zeichnete, kennt die seltsame, stille Landschaft genau und weiß ihre Eigenart wiederzugeben. Stassen's „Götter", Strödel's „Waldleben" werden gleicherweise viele Freunde finden. Wer an der Verbreitung so gediegener und wohlfeiler Kunst mithilft, wer an seinem Theile dafür sorgt, daß sie in's Volk dringt und den albernen Familienblatt-Schund mit seinen grausigen „Illustrationen" verdrängt, der ist in Wahrheit ein Culturträger.

Ein sehr merkwürdiges Buch hat Max Eyth in Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, Heidelberg, erscheinen lassen: den phantastisch-wissenschaftlichen Roman „Der Kampf um die Cheopspyramide". Das ungeheure Bauwerk, das auf der Schwelle der Menschheit aufgethürmt worden ist und schweigend den Jahrtausenden predigt, dies ehrfurchtgebietende Monument hat einen anderen Sinn, als wir bis heute glaubten. Es ist nicht das gigantische Todtenmal eines Pharaonen, nein, weit über alle kleine Eitelkeit, über Tyrannenlaunen und Sclavenjammer hinwegreichend, offenbart es ein Geheimniß so befremdender, Hirn und Herz durchschauernder, unerhört gewaltiger Art, daß Dir der Athem stockt, wenn Du davon lieseſt. Jemand ist gewesen, in jenen verschollenen Tagen, die nur noch wie ein mitternächtiger Traum in unseren Morgen hineinwinken, Jemand, dem alle Räthsel des Himmels und der Erde kund waren. Und deß zum Zeichen schichtete er am Rande der Wüste das erhabene Bauwerk auf ... Eyth's Roman ist der fesselndste, tiefgründigste und dabei liebenswürdigste, den das Jahr gebracht hat. Die weiche, warme Luft des Pharaonenlandes, die fromme und doch so bunte Poesie des Nilflusses, der frohe Humor des deutschen Nordens vereinigen sich anmuthig in ihm und durchwehen ihn; sie geben einen lieblichen Hintergrund ab für die Enthüllung des grandiosen Pyramidenräthsels. Das Buch wird, wenn nicht Alles täuscht, einen Siegeszug durch Deutschland antreten.

Wilhelmine v. Hillern's Roman aus dem Graubündner Berglande „Der Gewaltigste" (J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H., Stuttgart) zeigt wieder alle Vorzüge der beliebten Erzählerin, und nicht zuletzt ihre Kunst, in eine einfache, aber stark bewegte Handlung Menschen mit großen Leidenschaften und tiefen Empfindungen hineinzusetzen, uns dann von den seelischen Kämpfen fesselnde Kunde zu geben. Wilhelmine v. Hillern's scharfe, ehrliche Beobachtungsgabe tritt auch in diesem Werke klar zu Tage, aber ebenso erfrischend ihre Liebe zu Gottes Welt und Gottes Menschen. Veit und die schöne Züs, das ist ein Paar, auf das die Verfasserin stolz sein kann. Besondere Kunst hat sie auf die Schilderung des jetzt bei unseren Romandichtern so beliebten Hochgebirgs verwendet. Und wahrhaftig, sie besteht mit Ehren in dem Wettkampfe. Gerade weil sie die überschwängliche Phrase haßt und schlicht und kernig selbst dann bleibt, wenn die Versuchung, in sentimentale Schwärmerei zu verfallen, groß ist.

Digitized by Google

Die feine Art Julius Duboc's kennen unsere Leser seit Langem; sein letzthin in der „Gegenwart" veröffentlichter Essai „Vom Alter" ist ein ausgewählter Genuß für jeden Feinschmecker gewesen. Echten Duboc bietet auch das jüngste Buch des ewig Jungen, „Die Lust als social-ethisches Entwickelungsprincip" (bei Otto Wigand, Leipzig). „Die Meisten werden darin übereinstimmen, daß die Zunahme des Wissensbesitzes und der immer höheren Entfaltung eines technischen Vermögens, der Geschicklichkeit im weiteren Sinne nur als Vorstufen eines umfassenden Fortschrittes der Menschheit zu rechnen sind, der erst dann als gesichert gelten kann, wenn er vom Aeußeren auf's Innere, vom Können auf's Wollen, von der Gesittung auf das, was man als sittliche Gesinnung zu bezeichnen pflegt, übergreift." Dies goldene Wort, das so recht die tiefe sociale Sittlichkeit Duboc's kennzeichnet und sich am Eingange des Buches findet, ist auch der Leitstern des Werkes, und in seinem Lichte stellt sich alles Wollen und Begehren des modernen Menschen mit besonderer Schärfe dar. Wie ein ehernes Programm hallen die scheinbar rein referirenden Sätze: „Der Starke verfügt nicht bloß über den Schwächeren, den er sich unterworfen, als dienendes Instrument, sondern er belegt Grund und Boden mit Beschlag. Aus dem Starken wird der Reiche, aus der körperlichen Ueberlegenheit wird Geldbesitz, aus dem Persönlichen ein Unpersönliches. Und dies Unpersönliche vererbt. Der Zufall der Geburt hebt den Einen, den nach seiner persönlichen Veranlagung vielleicht Untüchtigen, zur Ausübung einer Wirkung empor, deren Ursache nicht seine Beschaffenheit bildet; er scheidet den Anderen von der Wirkung aus, die er vermöge seiner Beschaffenheit ausüben würde, wenn er dazu gelangen könnte, sich auf gleichem Boden mit dem Anderen zu messen." Ungemein lesenswerth sind Duboc's Ausführungen über die Judenfrage, die einen glänzenden Beweis für seine unparteiische und vornehm abgeklärte Anschauungsart erbringen; über das Eigenthum, die Milliardärskrankheit und vieles Andere. Welcher Weltanschauung man immer huldigt, den klaren und tiefschürfenden Auseinandersetzungen Duboc's wird man immer mit Gewinn folgen.

Gaston Maugras, Der Herzog von Lauzun und die intimen Hofkreise 1747—1793. Einzig berechtigte Uebersetzung von Paul Bornstein, Umschlag-Zeichnung von Th. Th. Heine. Zwei Bände. Geheftet 12 Mark. (Verlag Albert Langen, München.) Der Herzog von Lauzun ist gemeiniglich als Roué in des Wortes verwegener Bedeutung bekannt. Nennt man die Namen der größten Frauenverführer, wird auch der seine genannt. Gaston Maugras' geistvolle, von der französischen Akademie mit dem Prix Guizot ausgezeichnete Biographie bedeutet in diesem Sinne eine vollendete Ehrenrettung. Auf die Memoiren Lauzun's, auf authentische Documente als zeitgenössische Denkwürdigkeiten und Briefe sich stützend, beweist Maugras in reizvoller Darstellung, daß dieser verpönte Lauzun, weit entfernt, ein geistloser Wüstling zu sein, in Wahrheit eine der glänzendsten, vornehmsten und liebenswürdigsten Gestalten jener an glänzenden und vornehmen Erscheinungen so überreichen Zeit ist. — Zum ersten Male ist hier eine gerechte Würdigung dieser historischen Persönlichkeit versucht, sind ihre Vorzüge in's rechte Licht gesetzt und ihre Fehler nicht beschönigt, wohl aber durch die Sitten, die Welt- und Lebensanschauung der Gesellschaft jener Zeiten menschlich verständlich gemacht. In den culturhistorisch ungemein interessanten Sittenschilderungen ruht nicht zuletzt dieses Buches Bedeutung. In großen Zügen, klipp, klar und anschaulich, entwirft Maugras das getreue Bild des Milieus, in dem das Leben seines Helden sich abspielt. Weit intimer denn aus Geschichtsbüchern lernen wir den König kennen, seine Geliebte, seine Freunde. Wir sehen die Gesellschaft in all' ihrer Grazie, ihrem Esprit, ihrer Sorglosigkeit, ihrer unübertroffenen höfischen Eleganz; wir sehen sie intriguiren, sich amüsiren, vor allem aber lieben. So weiß Maugras im engen Bilde eines Menschenlebens jene ganze Zeit des Glanzes und Liebe vor uns lebendig zu machen, jene Zeit, die wir ganz ohne Zweifel in ihrem innersten Wesen darum noch viel zu wenig kennen, weil wir sie stets aus einer Sittlichkeit bemessen, die nicht die ihre war und sein konnte. Das Buch liest sich stellenweise thatsächlich wie ein Roman. Wir sehen im ersten Bande die lustige Gesellschaft leben, im zweiten sterben — glänzend, leicht, lustig, als ging's zu einem Menuett und nicht auf's Schaffot. Die Gefühlsstimmung der geschilderten Zeiten ist dem Verfasser unwillkürlich in die Darstellung übergegangen. Sein erster Band hat die ganze Grazie, der zweite Band die schauerliche Tragik des Rococo.

Bibliographie der Deutschen Recensionen mit Einschluß von Referaten und Selbstanzeigen. Supplement zur „Bibliographie der deutschen Zeitschriften-Literatur". Band I. Nach Büchertiteln (Alphabet der Verfasser) geordnetes Verzeichniß von etwa 38000 Besprechungen deutscher und ausländischer Bücher und Karten, die während des Jahres 1900 in über 1000 zumeist wissenschaftlichen und kritischen Zeitschriften, Zeitungsbeilagen und Sammelwerken deutscher Zunge erschienen sind, mit Sach-Register. Unter besonderer Mitwirkung von Arth. L. Jellinek und Dr. E. Roth herausgegeben von F. Dietrich. 406. S. Leipzig, Verlag von Felix Dietrich. 1901. Preis Mk. 25.—. Ueber Zweck und Nutzen dieses Buches spricht sich der Verlag in einer Selbstanzeige aus, die so vornehm und kritisch-sachlich gehalten ist, daß wir ihr ausnahmsweise hier einen Platz gönnen. Das Werk bezweckt, auf seinen ca. 400 zweispaltigen Seiten ein alljährlich erscheinendes Gesammtverzeichniß der wegen ihrer Inhaltsangaben, Ergänzungen und Richtigstellungen wichtigeren Recensionen zu bieten. Die bibliographische Aufnahme erfolgte in der Weise, daß jeder Titel folgende Angaben enthält: Verfassernamen und deutlich abgekürzten Titel des recensirten Buches, Verlagsort, Verleger und Erscheinungsjahr desselben, Zeitschrift, Band und Seite, wo die betr. Recension zu finden ist, und, soweit festzustellen, den Namen des Recensenten. Aufgenommen wurden nur wirkliche Recensionen, einschließlich der Referate und Selbstanzeigen, darunter auch die in Essayform oder in Sammelreferaten erschienenen, ausgeschlossen wurden zu kurze und nichtssagende Anzeigen und sogen. Waschzettel. Daß vorläufig nur Besprechungen selbstständiger Bücher und Karten aufgenommen wurden, ist aus dem Titel ersichtlich, von Dissertationen und Programmschriften wurden zunächst auch nur wenige berücksichtigt. Zu oberflächlich gehaltene Besprechungen ganz fortzulassen, ging nicht an, da sie mitunter doch manchen Punkt berühren, der in anderen Kritiken desselben Werkes fehlt. Ebenso mußte in vielen Fällen sehr kurzen aber gehaltreichen, eine treffende Charakteristik gebenden Anzeigen der Vorzug vor längeren, aber nichtssagenden gegeben werden. Recensionen aus „Jahresberichten" über die einzelnen Wissenschaften wurden naturgemäß ausgeschlossen, da jeder Interessent diese Literaturberichte wohl in erster Linie benutzen wird. Der Nutzen des Werkes wird sich in mehrfacher Hinsicht zeigen: die Bibliographie wird es ermöglichen, daß man sich schneller und leichter wie bisher über den Werth oder Unwerth oder auch nur den Inhalt eines Buches orientiren kann. Sie wird in Zukunft früher erscheinen als die hier in Betracht kommenden Jahresberichte und weist auch viel ausführlichere Kritiken mit nach, als es die in diesen Berichten enthaltenen, meist kurz referirenden Anzeigen nothwendiger Weise sein müssen. Durch die Zusammenstellung mehrerer oft einander widersprechender oder ergänzender Kritiken wird sie jedem Interessenten gestatten, sich in Zukunft ein vollständigeres Bild des in Betracht kommenden Werkes zu verschaffen, als dies bisher der Fall war. Das Verzeichniß wird auch den Verlegern und Autoren als nützliches Nachschlagewerk willkommen sein, da diese keineswegs immer Abzüge der betr. Anzeigen zugestellt erhalten. Durch das dem Bande beigegebene Sachregister über die mehr als eine Seite umfassenden Recensionen hat endlich auch die sachlich geordnete Bibliographie der Zeitschriftenaufsätze eine nothwendige und als neuer Literaturnachweis sicher nur willkommene Ergänzung erhalten. — Die Redaction der „Gegenwart" kann das dankenswerthe Unternehmen in jeder Hinsicht empfehlen.

Digitized by Google

Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft zur Pflege der Zähne Preis: Grosse Flasche 1,50 Mk.

nachweislich das beste Mittel und des Mundes. kleine Flasche 85 Pfg.

Bismarck im **Urteil** seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Soeben erschien:

Franz Liszts Briefe an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein.

3. und 4. Teil. Herausgegeben von **La Mara.**

2 Bde. Mit je 2 Abbildungen. Etwa 24 und 26 Bogen. 8°. Jeder Band geh. ℳ 6.—, geb. in Ganzleinw. ℳ 7.—.

A. u. d. T.: **Franz Liszt, Briefe. Gesammelt und herausgegeben von La Mara. Band VI u. VII.**

Hiermit gelangen Liszts Briefe an die Fürstin Wittgenstein zum Abschluss. Die letzten 25 Jahre seines Lebens umfassend, geben sie von der unentwegten Treue seiner Beziehungen zu ihr Kunde. Über seinen Eintritt in den geistlichen Stand, sein Verhältnis zu den ihm Nächststehenden, zu Wagner u. Bayreuth, zu den Besten u. Grössten seiner Zeit, über sein Schaffen, Denken u. Fühlen empfangen wir Aufschluss in diesen intimsten Bekenntnissen, die sich als das herrliche Vermächtnis des grossen Künstlers und Menschen an das Interesse aller Gebildeten wenden.

Bismarcks Nachfolger.

Roman von **Theophil Zolling.**

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen und geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-, Trink-** und **Badequellen, Mineral-, Moor-, Douche-** und **Dampf-Bädern,** zeitgemässen Einrichtungen zu **Kaltwasserkuren** u. **Massage,** ferner einer vorzüglichen **Molken-, Milch-** und **Kefyr-Kur-Anstalt. — Hochquellen-Wasserleitung.** — Angezeigt bei **Krankheiten** d. **Nerven,** d. **Athmungs-, Verdauungs-, Harn-** u. **Geschlechts-Organe,** zur **Verbesserung** d. **Ernährung** u. d. **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden u. d. Folgen entzündl. Ausschwitzungen. Eröff. **Anfang Mai.** Prosp. unentgeltlich.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. **Thermalbäder,** Soolbäder, Sool-Inhalatorium, **Wellenbäder,** Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Strophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. 2c. Kurkapelle: 42 **Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche 2c. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart. Berlin W 57.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz und Burgsteinfurt, Westf.** Herrl che Lage. Honor. **nach Heilg. Prospecte gratis. Aelteste staatl. durch S. M. Kaiser Wilhelm I ausgezeichn. Anst. Deutschl.**

Manuscript-

Angebote erbitten

Jacobi & Zocher, Verlagsbuchhandlung. Leipzig-R., Oststraße 9.

Hierzu drei Beilagen: vom Verlag der „Hilfe" in Berlin-Schöneberg; von J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart und Berlin „Weltgeschichte"; von R. Oldenbourg's Verlag in München und Berlin „Die Begründung des Deutschen Reiches".

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 49. Berlin, den 7. December 1901. 30. Jahrgang. Band 60.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Englische Heeresreform. Von Major a. D. Karl von Bruchhausen. — Die Rekruten-Vereidigung im Berliner Lustgarten. Von einem alten Patrioten. — Die Zuchtwahl als weltgeschichtliche Macht. Von Heinrich Driesmans. — **Literatur und Kunst.** Moderner Peisimismus. Von Anton Weis-Ulmenried. — Bei Fritz v. Uhde. Von Eduard Engels (München). — **Feuilleton.** Five o'clock. Von Gabriele Reuter. — **Aus der Hauptstadt.** Der Sieg des Culturgedankens. Von Timon d. J. — Dramatische Aufführungen. — **Rund um die Kunst.** Rococo im Kunstgewerbe. Von Heinrich Pudor. — Das moderne Geschäftshaus. Von H. P. — Notizen. — Anzeigen.

Englische Heeresreform.

Von Major a. D. Karl von Bruchhausen.

Wer da reformirt, sollte füglicher Weise beim Haupte anfangen und sich dann an die Glieder machen. Mr. Brodrick, des britischen Reiches vielgeprüfter Civil-Kriegsminister, denkt darüber anders. Erst wird das Heer „reorganisirt" und dann — jetzt eben — das Kriegsministerium.

Dem Heere wurde ein viel zu weiter Rock geschneidert, in den es nie und nimmer hineinwachsen wird. Denn es befindet sich nicht im Zustande kraftstrotzender Jugendlichkeit, sondern greisenhaften Absterbens. Umsonst locken bunte Uniformen, blinkende Medaillen für spielend durchfochtene Feldzüge und der „foot ball" in den behaglich eingerichteten Baracken neben reichlicher Kost und verhältnißmäßig hohem Sold zum Eintritt. Aber die Industrielöhne kann die Militärbehörde doch nicht überbieten, und daher hapert's mit dem Andrang zu den Werbebureaus. Andrang? Mühselig herbeigeschleppt müssen die brodlosen Gesellen werden, von denen die Mehrzahl — nach dem neuesten amtlichen Berichte des General-Inspecteurs der Militärgefängnisse — vor dem Eintritt bereits gerichtlich bestraft ist. Dafür, daß es mit der Recrutirung gar nicht mehr vorwärts will, liegt eine ganz für sich allein schon beweisende Thatsache vor: von den Regimentern, die im Frühjahr 1900 von zwei regulären Bataillonen auf deren vier gebracht wurden, ist eins, das Liverpool-Regiment, soeben wieder auf den alten Stand gesetzt worden. Es fehlte an Leuten — der Rock ist eben hoffnungslos zu weit, und das wird noch mehr zu Tage treten, wenn erst die unnatürliche Aufblähung des britischen Heereskörpers in Folge des ihm schwer im Magen liegenden Burenkrieges einem natürlicherem Zustande weicht. Nach Brodrick's Plänen sollen die Miliz um 50000, die Imperial Yeomanry, das artige Spielzeug des britischen Volkes, um 25000 und die Volunteers um 40000 Mann vermehrt werden. Unausführbare Träume! Der Rock ist viel zu weit.

Aber auch im Schnitt ist er, scheint's, gründlich verpfuscht. Die Reform Brodrick's hat dem Heere sechs Armeecorps beschieden, von denen die drei ersten vorzugsweise für auswärtige Kriege dienen sollen, die drei anderen für den Schutz des Vereinigten Königreiches. Armes Königreich, wenn sich Deine Sicherheit wirklich auf diese militärischen Non-Valeurs stützte! Denn die Armeecorps 4, 5 und 6 bestehen ganz überwiegend aus Miliz und Volunteers. Und auch mit den drei ersten Corps, die ganz aus Regulären zusammengesetzt sind, hat es seinen Haken. Gegründet sind sie, um nach deutschem Muster feststehende Heeresverbände zu schaffen, mit anderen Worten: um im Kriegsfalle fertige Einheiten, bis zum Armeecorps einschließlich, entsenden zu können, in denen Truppe und Führer in langjähriger Friedensgewöhnung einander kennen und vertrauen gelernt haben. Im Burenkriege hatte man mit den nach englischem Brauche ad hoc zusammengewürfelten Einheiten allzu bittere Erfahrungen gemacht! Aber schon jetzt, wo die neuen Armeecorps kaum noch gebildet sind, beginnt es selbst in britischen Gehirnen zu dämmern, daß man sich in thörichter Verblendung einer holden Illusion hingegeben hat. Feste Verbände in einem über den Erdball zerstreuten Colonialheer, dessen unveränderliche Lebensbedingung ein beständiges Wechseln, Ausgleichen und Ablösen zwischen den „abroad" verwandten Truppen und der „at home" befindlichen Ersatzhälfte ist? Erstere müssen vollzählig sein, Letztere wird zu ihren Gunsten ausgeplündert. Und das sollen dann schlagfertige Armeecorps, Divisionen und Brigaden sein! Ganz abgesehen davon, daß das erstrebte feste Band zwischen Führer und Truppe wieder und wieder zerrissen wird. Noch eins. Sollen, um dies Band herzustellen, die Officiere auf Jahre an ihre Stellen innerhalb der Armeecorps gebannt werden? Mir erscheint das ganz selbstverständlich. Der englische Officier würde es aber Angesichts seiner sportmäßigen Auffassung des Dienstes und seiner Vorliebe für leicht errungenen Kriegsruhm wie für hübsche Medaillen mit zahlreichen Inschrift-Spangen als einen unerträglichen Druck empfinden. Er will hinaus; hierhin, dorthin. Und los ist fast immer etwas in den verschiedensten Welttheilen.

Das deutsche Muster paßt nur dort, wo eine auf der Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht vernunftgemäß aufgebaute, streng durchgeführte militärische Landeseintheilung besteht, nicht aber dort, wo noch das Werbesystem herrscht. Und da nun diese Einsicht, wie gesagt, einzelnen Engländern — etwas sehr post festum — kommt, so schauen sie nach geschichtlichen Belegen dafür aus, daß Armeecorps überhaupt unter die Rubrik „grober Unfug" gehören. Die Deutschen, meint die „Army and Navy Gazette" in ihrer Nummer vom 2. November d. J., sollten doch von Kriegskunst ein klein wenig verstehen. Und siehe da — sie wollen von Armee-

Digitized by Google

corps im Kriege nichts wissen. Anno 1870 haben sie sie beim Ausrücken in's Feld alsbald abgeschafft und die Divisionen direct den Armee-Commandos unterstellt. Was sind die Armeecorps auch anders, als unnöthige Zeit verschwendende Zwischenbehörden, die unnützer Weise so und so viel Stäbe mehr schaffen! Vor dieser echt-britischen Geschichtskenntniß muß man den Hut ziehen. — Keine Ahnung hat das Blatt, daß es auch für die Befehlstechnik eine Grenze in der Zahl der mit Befehlen zu versorgenden Einheiten giebt, wo sie zu versagen beginnt.

So viel von den Gliedern; nun noch etwas vom Haupt. Endlich hat Mr. Brodrick sich an die Reform des Kriegsministeriums gewagt, aber als Endergebniß vieler verheißungsvollen Reden ist nur ein belächelnswerthes Mäuslein, wenn nicht etwas Schlimmeres, zur Welt gekommen. Freilich hat Mr. Brodrick so viel zu thun mit der bösen Presse, der er ein paar Mal unbedacht die Cirkel gestört hat, und mit den noch böseren Buren ... da muß man ihm Einiges zu Gute halten. Er ist nach altem Brauch — die Verfassung stellt keine solche Forderung — Nicht-Soldat, und die Briten behaupten, es gehe nicht anders. Habeant sibi. Uns kann's nur recht sein; ja, eigentlich lieb. Und da der Secretary of State for War nun einmal kein Soldat ist und doch in den wichtigsten militärischen Sachen schließlich das entscheidende Wort zu sprechen hat, so muß er fachmännische Rathgeber um sich schaaren und sich mit geriebener Schlauheit zwischen ihnen durchwinden. Selbstverständlich kommt es dabei obendrein auf den inneren Werth oder Unwerth der von ihm genial acceptirten Rathschläge weniger an, als auf die Zufriedenheit des Parlaments. Denn von des Parlaments und insbesondere seiner Mehrheit Gnaden ist er ja Kriegsminister.

Kein ganzer Mann an der Spitze. Hier die ausführende Hand, dort der vielköpfige „Rath des Kriegsministeriums", der für die Hand denkt und überlegt. Welche Unsumme von Intelligenz kommt nicht in diesem War Office Council, dem die drei obersten Civilbeamten und sieben Generale dauernd angehören, zusammen, welch' ein Schädel gehört dazu, sie zu fassen! Es ist der reine kriegsministerielle Wasserkopf. Gewaltig gefüllte Hirnkammern, aber kein Centrum, von dem aus sie zu gedeihlicher Zusammenarbeit gezwungen werden. Daher Ueberwucherungen hier, Verkümmerungen dort; Reibungen überall. Diesen Wasserkopf hat Mr. Brodrick soeben aber noch vergrößert, indem er zwei neue ständige Mitglieder hinzufügte und nach Ermessen noch eine unbeschränkte Anzahl außerordentlicher.

Es fehlt der Mann an der Spitze. Und darum war der Geschäftsgang endlos verschleppend, wenn zwei verschiedene Departements des Ministeriums zur Lösung ein und derselben Aufgabe mitzuwirken hatten. Wie könnte Dem abgeholfen werden? Indem der Minister mit einem kräftigen „Quos ego" zwischen die Säumigen fährt? Nein: es wird ein funkelnagelneuer Ausschuß gebildet, das Permanent Executive Committee. Zwei Mal wöchentlich treten zu diesem Ausschuß die Vertreter der verschiedenen Departements zusammen und unterhalten sich kameradschaftlich über die schwebenden Angelegenheiten. Glaubt Mr. Brodrick wirklich, daß das Vorlegen der Protokolle über diese erbaulichen Unterhaltungen an die Departementschefs einen ausreichenden moralischen Druck auf das altgewohnte Verschleppen ausüben wird? Mit Sicherheit läßt sich voraussagen, daß der stolze „ausführende Ausschuß" nur zu einer neuen Komödie in den geheiligten Räumen des War Office Veranlassung geben wird. Aber noch nicht genug damit. Der Schriftführer des Permanent Executive Committees hat gelegentlich mit den einzelnen Departements zu verhandeln. Etwa mit dem Chef? Gott bewahre. Eigens zu diesem Zwecke hat jedes Departement neuerdings abermals einen Ausschuß, das Special-Departmental Committee zu bilden!

Und noch eines Ausschusses haben wir zu gedenken. Von Rechtswegen sollte der Commander-in-chief — z. Z. Earl Roberts — Herr wenigstens in dem militärischen Theile des Kriegsministeriums sein. Er ist es nicht, denn nicht er entscheidet, sondern der Army Board, ein aus den einzelnen Departementchefs bestehender Ausschuß, der soeben gleichfalls erweitert ist. In Bezug auf Einzelne dieser Chefs ist der Commander-in-chief nur der primus inter pares, denn jene haben directen Vortrag beim Kriegsminister und sind diesem für ihren Geschäftskreis verantwortlich. Freilich sind dem Generaladjutanten die Flügel soeben etwas beschnitten worden, aber mit dem Generalquartiermeister z. B. ist es beim Alten verblieben. Welch' Unding: „Der Oberbefehlshaber hat die Vertheilung der britischen Streitkräfte daheim wie im Ausland zu regeln", und: der Generalquartiermeister hat für die Unterbringung und die Bewegungen der Truppen zu sorgen und ist dem Kriegsminister dafür direct verantwortlich! Daraus müssen sich unendliche Reibungen ergeben. Der angebliche Oberbefehlshaber ist, wenn auch seine Stellung nach unten wie nach oben jetzt ein klein wenig aufgebessert wurde, ein bedauerlicher Schatten an Kraft. Trösten kann er sich damit, daß man ihm für das, was geschieht und noch mehr für das, was nicht geschieht, unmöglich die volle Verantwortung aufbürden kann. Der Ausschuß nimmt Alles auf seine breiten Schultern. Das Ministerium der Ausschüsse, das Ausschuß-Ministerium! Es wird eben fortgewurstelt, bis eines schönen Tages ein noch verheerenderer eiserner Besen dazwischen fährt, als der endlose Burenkrieg.

Die Rekruten-Vereidigung im Berliner Lustgarten.

Von einem alten Patrioten.

Zu Paaren sollten nach einem Ausspruch, der im März dieses Jahres bei einer militärischen Feier gethan wurde, die Grenadiere des Alexander-Regiments die Berliner Bürger treiben, wenn diese wieder, wie in dem bösen Jahre 1848, die Lust anwandeln sollte, Frechheit und Unbotmäßigkeit herauszukehren. Selten ist die Unzulänglichkeit derjenigen Persönlichkeiten, welche berufen sind, den Träger der Krone über die inneren Vorgänge im deutschen Volke auf dem Laufenden zu erhalten, so deutlich zu Tage getreten wie in jener an Soldaten der Berliner Garnison gerichteten Aufforderung. Der Berliner frech und unbotmäßig!! Zwar steckt er dann und wann seine Nase auch in den „Vorwärts", aber wahrhaftig nicht, um sich das Rückgrat zu stärken. Es macht ihm nur Vergnügen, festzustellen, daß auch die Socialdemokraten mit Wasser kochen, und daß im Grunde auch sie nur Helden der Druckerschwärze sind. Bis in die Knochen ist er lammfromm, so lammfromm, daß er sich nur noch in der Rolle des allerunterthänigsten Unterthanen zurecht findet, der Ordre parirt, ohne mit der Wimper zu zucken. Keine Grenzen kennt seine Langmuth. Nicht einmal dann verliert er sie, wenn er sich durch Maßnahmen der Obrigkeit in der Erledigung seiner Geschäfte behindert sieht. Wie oft werden nicht im Jahre auf viele Stunden die zu dem Schloß und und dem Lustgarten führenden Straßen gesperrt? Wer zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Orte sein will und jenen Stadttheil zu passiren hat, dem bleibt nur übrig, am Abend zuvor ein Localblatt zu studieren, damit er nicht plötzlich auf seinem Gange von Schutzleuten angehalten und zu einem weiten Umwege genöthigt werde. Bekanntlich ist Zeit Geld; und bekanntlich hört auch in Geldangelegenheiten die Gemüthlichkeit auf. Wer aber an der Wahrheit dieser beiden Sätze nicht irre werden will, darf sie nicht an der Haltung des Berliners prüfen. Ebenso wenig wie bei früheren gleichen Anlässen ist er neulich bockbeinig geworden, wo wieder

Digitized by Google

einmal die Gegend um das Schloß herum für den Verkehr des Bürgers gesperrt worden war, weil im Lustgarten die Rekruten der Berliner Garnison vereidigt werden sollten. Baute er im Jahre 1848 Barrikaden, so folgte er damals nur den Einflüsterungen von Ausländern. Heute hat er noch weniger das Zeug zum Insurgenten. Darf aber daraus, daß er Alles ohne Murren über sich ergehen läßt, die Obrigkeit das Recht schöpfen, ihn ohne zwingende Gründe in der freien Bewegung zu hemmen? Wer will behaupten, daß die Vereidigung der Rekruten im Lustgarten eine unvermeidliche Nothwendigkeit ist?

Nicht aus Verehrung für Althergebrachtes verurtheile ich die glänzende militärische Feier, die seit einigen Jahren im Lustgarten bei Gelegenheit der Rekrutenvereidigung veranstaltet wird, sondern weil ich sie für zweckwidrig halte. Auch für mich steht es fest, daß es dabei möglichst feierlich zugehen muß. Aus der Art ihrer Vorbereitung, aus der äußeren Umgebung, in der sie stattfindet, endlich aus ihrem Verlauf hat der junge Soldat zu entnehmen, daß es sich bei ihr nicht um einen gewöhnlichen Dienst wie das alltägliche Exercieren, sondern um einen Act handelt, der seinem ganzen späteren Leben die Richtung geben soll. Aber nicht an das Auge hat sich das Feierliche zu wenden, sondern an das Gemüth. An dieses ergeht die Aufforderung, sich kräftig und nachhaltig zu regen. Früher wurde einem solchen Erforderniß bei den Berliner Regimentern in glücklicher Weise entsprochen. Dort, wo der Rekrut seit seiner Einstellung schon Tage und Wochen in und außer dem Dienst zugebracht hatte, ging seine Vereidigung vor sich. In dem Exercierhaus wurde ein Altar errichtet, von dem aus der Geistliche ihn unmittelbar vor der Eidesleistung an seinem heiligsten Empfinden zu packen suchte. Nichts Fremdes, Neues vermochte seine Sinne gefangen zu nehmen. In derselben weihevollen Stimmung, in welcher er sich aus der Mannschaftsstube zu der Feier begab, blieb er auch bei dem Betreten des für die Handlung ausersehenen Raumes. Und so begrenzt war dieser, daß ihm auch nicht eine Silbe von der Ansprache des Militärpredigers verloren ging. Verstand der Gottesmann nur einigermaßen den richtigen Ton anzuschlagen, so rollte wohl manche Thräne die jugendfrische Wange hinunter. Nur ein vor der Zeit verhärtetes Gemüth hätte sich gegen die Wirkung dieser schlichten und darum erst recht zum Herzen dringenden Feier verschließen können. Befestigt in dem Willen, seine Pflichten gegen König und Vaterland in aufrichtiger Treue zu erfüllen, kehrte der Rekrut in die Casernenstube zurück, wo er, von jedem weiteren Dienste frei, die übrigen Stunden des Tages in ernstem Gedankenaustausch mit seinen Kameraden verbrachte.

Bei den jetzt üblichen Vereidigungen der Rekruten der Berliner Regimenter findet nur das Auge seine Rechnung. Schon die vorbereitenden Maßnahmen sind dazu angethan, jede wärmere Regung des Gemüthes im Keime zu ersticken. Zuerst wird der junge Mensch im langen Marsche durch die Straßen der Hauptstadt geführt. Was giebt es da nicht Alles zu schauen! Bisher hat er die Caserne noch nicht verlassen dürfen. Wer weiß, ob er sich in sie zurückgefunden hätte? Wie staunt er jetzt über die hohen Häuser, über die Pracht der Paläste, die endlose Reihe der Wagen der elektrischen Straßenbahn, das hastige Treiben ungezählter Menschen! Im Lustgarten heißt es aber, ihn in Parade aufzustellen. Erst in dem letzten Drittel des November dürfen jetzt die Berliner Regimenter ihre Rekruten vereidigen. Fast ein Zwölftel der gesammten activen Dienstzeit hat bis dahin der junge Fußsoldat bereits hinter sich. Da kann er schon zeigen, daß er Etwas gelernt hat, und demzufolge können auch schon die höheren Vorgesetzten, die ohne Ausnahme der Feier beizuwohnen haben, ihn sich mit prüfenden Blicken näher ansehen. Kein Ende wollen zum Leidwesen aller Hauptleute die Besichtigungen im militärischen Dienstjahr nehmen. So schnell folgen sie oft auf einander, daß der Truppe gar nicht mehr die Zeit gelassen wird, die Fertigkeiten sich anzueignen, deren wegen ihr auf den Zahn gefühlt werden soll. Die erste Besichtigung hat der Rekrut der Berliner Garnison bei seiner Vereidigung im Lustgarten zu bestehen. Und wenn er auch selber noch nicht recht zu beurtheilen weiß, was im militärischen Leben eine Besichtigung bedeutet, so sind davon desto mehr diejenigen durchdrungen, denen seine Ausbildung anvertraut ist. So klingt an sein Ohr manches scharfe Commando und manch' bittere Zurechtweisung, bis er endlich sich so im Gliede aufgebaut hat, daß die höheren Vorgesetzten keinen Anlaß zu tadelnden Bemerkungen finden können. Nur das zunächst Liegende beschäftigt aber das junge Gemüth. Ueber dem Bemühen, seinen Hauptmann und seinen Gliederunterofficier durch eine möglichst gute Haltung zufrieden zu stellen, vergißt er daher ganz und gar, weshalb er eigentlich nach dem Lustgarten geführt worden ist. Ist die Aufstellung aber beendet, so giebt es bis zu dem Beginn der eigentlichen Feier während des Rührens weiter so viel neue Eindrücke aufzunehmen, daß auch jetzt noch keine dem bevorstehenden wichtigen Acte entsprechende Stimmung in ihm aufkommen kann. Er hat die Paradeuniform angelegt. In Paradeuniform sind auch die Generäle erschienen. Wie ganz anders als sonst sehen sie heute aus, wo sie den Federbusch auf dem Helm und den von Gold strotzenden Waffenrock tragen! Aber wer sind denn jene Officiere da, deren Uniform so ganz und gar nicht preußisch ist? Der Unterofficier hinter der Front sagt ihm, daß es die militärischen Abgesandten der fremden Mächte seien, die er später noch recht oft bei den Uebungen auf dem Kreuzberg wiedersehen werde. Noch bevor der Rekrut sich klar wird, was er mit den französischen, russischen und englischen Officieren bei seiner Vereidigung anfangen soll, geht mit einem Male ein allgemeines Flüstern durch die Reihen. „Der Erzherzog! der Erzherzog!" meinen die Einen. „Wo? welcher?" fragen die Anderen. Bald wird es Gewißheit, daß jener jugendliche Major in der preußischen Jägeruniform der österreichische Prinz ist. Ein österreichischer Erzherzog ein preußischer Major? Damit kann sich der noch ahnungslose Rekrut noch weniger abfinden als mit der Anwesenheit der militärischen Bevollmächtigten Rußlands und Frankreichs. Ehe er aber erfahren hat, daß der fremde Prinz nur der neue Chef eines preußischen Jägerbataillons geworden ist, hebt plötzlich der Gottesdienst an. Nach allen Richtungen der Windrose flatterten bereits die Gedanken unseres Freundes; und auch der Geistliche vermag sie nicht mehr zusammenzuholen, spräche er auch mit Engelszungen. Nur eine kleine Minderheit vermag in dem weiten Raume seine Worte zu vernehmen. Stumm bleibt auch in dieser Phase der Feier das Gemüth des Rekruten. Aber mit großer Befriedigung über das Erlebte kehrt er in die Caserne heim. Wann hätte er je ein solch' herrliches Schauspiel genossen? „Mehr Religion in das Volk hinein", ist eines der wenigen Worte aus dem Munde Wilhelm I., die tiefer in die deutsche Nation eingedrungen sind. Auch zur Vertheidigung seiner Grenzen hat der Staat die Religion nöthig. Gottvertrauen hebt die Kraft, die nöthig ist, um gelassen dem Tode in's Antlitz zu schauen. Nicht leerer Formenkram war es, als am 18. August 1870 bei aufgehender Sonne die Feldprediger die Mannschaften der deutschen Regimenter um sich schaarten, um ihnen zu eröffnen, daß sie an diesem Tage in eine große Schlacht ziehen würden, und daß es Gottes Wille sei, wenn Dieser und Jener unter ihnen die Sonne nicht mehr untergehen sehen würde. Aber die Religion, die auch dem Soldaten zu dem nöthigen Gottvertrauen verhelfen soll, ist eine Blume, die besser im stillen Kämmerlein, in dem heimlichen Winkel eines Klostergartens gedeiht, als draußen auf den Plätzen und Straßen der großen Stadt, in dem lauten Treiben der Welt, unter Entfaltung äußerlicher Herrlichkeit und unter Assistenz der Photographen illustrirter Wochenschriften, die glücklich sind, ihren Verlegern

Digitized by Google

wieder einmal ein prächtiges Bild mit wehenden Fahnen, wallenden Federbüschen und präsentirenden Ehrencompagnien liefern zu können. Gewiß! Auch an die Feier im Lustgarten zu Berlin wird der junge Soldat noch lange zurückdenken. Bleiben nicht die Eindrücke, die bei dem Betreten einer völlig neuen Umgebung gewonnen werden, mit besonderer Zähigkeit im Gedächtniß haften? Aber wird ihm jemals zum Bewußtsein kommen, daß er in jener Stunde seinem Gott die unverbrüchliche Treue gegen den König und das Vaterland gelobt hat?

Auch ich möchte glauben, daß die Langmuth des Berliners noch viel Püffe vertragen kann und noch Jahrzehnte vergehen werden, bis die Grenadiere den Befehl erhalten können, ihn mit dem Bajonett zu Paaren zu treiben. Trotzdem sehe ich nicht ein, warum er unter allen Umständen durch die häufigen Sperrungen der Straßen aus Anlaß militärischer Schaustellungen verstimmt werden muß? Herrscht denn nicht schon genug Unzufriedenheit und Erbitterung im Volke? Tagtäglich ergehen Proteste an die Regierung gegen die Rücksichtslosigkeit, mit der sie sich über das Empfinden der Nation hinwegsetzt; und sie sind nur ein äußerst verkümmerter Widerhall der Erregung. Wozu also das Feuer schüren, wenn nicht beabsichtigt sein sollte, den Ausbruch eines großen Brandes zu beschleunigen? Auch das ist nicht gerade wahrscheinlich, daß sich die Folgen einer nur den äußeren Menschen berücksichtigenden Vereidigung preußischer Soldaten in absehbarer Zeit an der Haltung der betreffenden Truppen zu erkennen geben werden. Die Einwirkung des Eides auf die Gesinnung und Handlungsweise des Mannes gehört zu den Imponderabilien, die sich erst fühlbar machen, wenn die politischen Wogen hoch gehen und für die Dynastie und das Vaterland die Existenzfrage gestellt wird. Wozu diese kritischen Phasen noch ernster gestalten, als sie ohnehin schon sind, indem man einer oberflächlichen Bewerthung des geleisteten Soldateneides mit allen nur möglichen Mitteln Vorschub leistet? Von ihren Theils mit reichen Liebesgaben, Theils mit hohen Gehältern geworbenen Freunden wird beständig den Regierenden der weite staatsmännische Blick nachgerühmt, von dem jede ihrer Maßnahmen zeuge. Kann man kurzsichtiger handeln, als die Behörden, die von einer prunkhaften Vereidigung der Rekruten der Berliner Garnison im Lustgarten ungeachtet ihren üblen Nachwirkungen nicht glauben absehen zu können?

Die Zuchtwahl als weltgeschichtliche Macht.

Von Heinrich Driesmans.

Man pflegt die Völker in geschichtliche und geschichtlose zu unterscheiden und den Eintritt der ersteren in die Geschichte als das gewichtigste Moment ihres Lebens zu bezeichnen. Durch diesen Eintritt sollen sie ihre Ueberlegenheit über die geschichtslosen Rassen bekunden, ihre höhere natürliche Bildung und Veranlagung.

Diese Unterscheidung muß indessen als roh und oberflächlich erscheinen, wenn man bedenkt, daß diejenigen Völker, welche man als die „geschichtlichen“ zu kennzeichnen pflegt, das heißt, mit deren Auftreten die Geschichte einsetzt, fast niemals dieselben waren, welche die Vorbedingung zu allem geschichtlichem Leben, die Cultur, erzeugten. Allüberall waren die sogenannten geschichtlichen Völker nur eine Kriegerkaste, welche sich ein friedliches Culturvolk unterwarf, und dessen Cultur in dem Glanze seiner Waffen gleichsam sich spiegeln ließ und wie mit einem Scheinwerfer in die allgemeine große Weltgeschichte hineinprojicirte. Ohne die Unterwerfung einer Cultur wäre keine Kriegerkaste jemals ein geschichtliches Volk geworden, wie andererseits kein Culturvolk jemals in die Geschichte eingetreten wäre, wenn es nicht solchermaßen Herren und Führer bekommen hätte. Beide Factoren haben überall zusammengewirkt, um den Proceß einzuleiten, den man Geschichte nennt. Die Cultur war lange vor der Geschichte da, große Culturvölker haben gelebt, ohne je in die Geschichte einzutreten, sei es, daß ihre Zeit vor der Epoche lag, welche wir die „geschichtliche“ zu nennen pflegen und die mit dem Auftreten der alten Egypter im Nilthal etwa 6000 Jahre vor unserer Zeitrechnung beginnt, sei es, daß sie außerhalb dieses Gesichtskreises standen, der nur Kleinasien, die Landbrücke zwischen Asien und Afrika, und die Küstenländer des Mittelmeeres umfaßte.

Wir ersehen hieraus, daß man geschichtliche und Culturvölker streng auseinander halten muß und geschichtlose Völker nicht mit culturlosen verwechseln darf. Weil die Cultur mancher Völker nicht in den Ueberlieferungskreis eingetreten ist, der für uns Geschichte heißt, darum nennen wir sie mit Unrecht „vorhistorische“ Völker, — mit demselben Unrecht, wie wir alle vor- und nichtchristlichen Völker kurzer Hand als „heidnische“ bezeichnen, gleich als ob mit dem Christenthum eine von allem vorherigen von Grund auf verschiedene Zeit eingesetzt hätte und in ihm sich ein von allem Uebrigen durch eine unüberbrückbare Kluft getrenntes Leben abspielte. In solchen Vorstellungen mag das religiöse Gefühl sich ergehen, für die Wissenschaft bestehen derart radicale Unterschiede nicht. Für diese ist durch das Christenthum der natürliche Zusammenhang nicht zerrissen worden. Vergleichsweise bildet auch die Epoche, mit der für uns die Geschichte einsetzt, im Lichte der Wissenschaft keinen wesentlichen, sondern nur einen zufälligen Einschnitt in den Verlauf der allgemeinen menschlichen Entwickelung.

Die Geschichte der Menschheit im großen Zuge ist ihre Culturgeschichte, und die sogenannte Geschichte bildet nur einen kleinen Ausschnitt der ersteren, der wie unter einem Scheinwerfer hervortritt, welcher sich langsam über die ungeheure dunkle Masse des Erdballes bewegt, einen schmalen Streifen belichtend und der Nacht der Vergessenheit entreißend. Wo die großen Kämpfe des Menschengeschlechts ausgetragen, wo die Völkerschlachten geschlagen wurden, da hafteten die Begebenheiten im Gedächtniß der Menschen und wurden von Geschlecht zu Geschlecht überliefert — da entstand „Geschichte“. Die Letztere begann überall mit Schlachten und Heldenthaten. Die ältesten Ueberlieferungen der Völker betreffen nicht ihre Erfindungen und technischen Errungenschaften, sondern ihre Siege. Und doch wurden die Ersteren vor Letzteren gemacht, und doch muß vorher eine gewisse Cultur vorhanden gewesen sein. Ehe die Völker als solche in die Erscheinung treten konnten, müssen sie sich Waffen zu verfertigen verstanden und die ersten technischen Fertigkeiten besessen haben. Die „Geschichte“ setzt aber bezeichnender Weise nicht mit der Gewinnung dieser Fertigkeiten ein, sondern mit ihrer Verwendung zur Unterwerfung und Knechtung anderer Völker.

Wenn wir sonach also nicht zwischen geschichtlichen und geschichtlosen, sondern nur zwischen Culturvölkern und culturlosen unterscheiden dürfen, unter welch' Letzteren wir solche verstehen, die über die primitivste Cultur, so den Zustand der Wildheit einschließt, nicht hinaus gekommen sind, dann stellt sich für uns die Frage folgendermaßen: wie kamen die Völker, welche eine Culturentwickelung erlebten, dazu? Durch welche Momente, die den Anderen versagt blieben, wurden sie dahin geführt, welchen Factoren ihrer inneren Natur oder der äußeren Naturumgebung haben sie ihr Vorwärtskommen zu danken?

Alle Herrenvölker, welche nach der landläufigen Auffassung die Geschichte gemacht haben, sind aus dem Norden gekommen. Der Norden hat überall die rüstige Kraft gezeitigt, welche sich die südlichen Culturreiche unterwarf. So fielen die Azteken aus dem amerikanischen Norden über das

Digitized by Google

alte Culturreich der Tolteken in Mexiko her und machten sich zu seinen Herren. So setzten sich die Germanen über das ganze antike Culturgebiet Südeuropas. So unterwarfen sich die Mongolen, aus dem asiatischen Norden kommend, die Urbevölkerung Mittelasiens, und die Mandschu setzten sich später wiederum über die Chinesen. Die Inder drangen aus der Hochebene Iran in's Indus- und Gangesthal vor, die Hellenen unterwarfen sich die pelasgischen Völkerschaften des alten Hellas, die Perser das Euphratgebiet. Aber auch die alten Culturvölker, welche hier saßen, waren einst aus dem Norden eingedrungen: die hamitischen Stämme der Babylonier und Assyrer. Ueberall läßt sich eine Fluthbewegung nachweisen, welche von Norden gen Süden brandet und deren Wellen einander in der Herrschaft über die Culturen ablösen, welche sie überschwemmen. Es gewinnt sonach den Anschein, als ob die Cultur überhaupt im Süden, in der südlich-gemäßigten Zone entstanden sei, und die nordischen Herrenvölker und Kriegerkasten erst durch ihr Vordringen in südlichere Breiten culturfähig geworden seien in höherem Sinne — falls sie nicht durchaus die Cultur erst von der dort ansässigen Urbevölkerung überkommen, den Antrieb zur Culturentwickelung von dieser empfangen haben sollten. Wie dem auch sei — jedenfalls sehen wir alle nordischen Völker in der südlichen Natur erst recht aufblühen und Früchte zeitigen gleich Obstbäumen, die, im harten Norden aufgewachsen und in südlichen Boden verpflanzt, Früchte zeitigen, welche köstlicher und vollschwellender sind, als die der einheimischen Bäume. Die verschärfte Zuchtwahl und Auslese der nordischen Natur hat solche überlegene Kraft in diese Bäume wie in die Menschen getrieben, die in ihr groß wurden und sie befähigt, zu Culturträgern des Menschengeschlechts zu werden, wenngleich sie wohl die ersten Anregungen zur höheren Cultur erst von den südlichen Stämmen empfangen haben mögen, die sie sich unterwarfen.

In der verschärften Zuchtwahl und Auslese haben wir also das Moment, welches die Culturvölker von den culturlosen unterscheidet, haben wir den Factor, welcher die Culturvölker zur Culturentwickelung befähigt. Dieser Factor ist in der nordischen Natur am wirksamsten, und aus diesem Grunde ist der Norden die unerschöpfliche Quelle, welche Völker- über Völkermassen auf den Süden ausgespieen hat und noch fort und fort ausspeit. Aber dieser Factor ist nicht allein im Norden wirksam. Jedes Hochgebirge kann eine ähnliche Zuchtwahl und Auslese üben, indem es durch seine rauhe Natur und seine harten Lebensbedingungen die schwächlicheren Elemente frühzeitig ausmerzt und die überlebenden auf diese Weise in's immer Kräftigere und Widerstandsfähigere hinauftreibt. Demgemäß hat man, wie zwischen nordischen und südlichen, so zwischen Bergvölkern und Völkern der Ebene unterschieden und jenen eine ähnliche Rolle gegenüber diesen zugewiesen, wie sie im Verhältniß der beiden Erstgenannten besteht. Manches Volk, dem später in die Geschichte einzutreten bestimmt war, ist im Gebirge großgezogen worden und hat die Lebensgewohnheiten, welche ihm dort zur anderen Natur geriethen, während seiner ganzen Culturzeit bewahrt — ja, die Zucht, der es dort unterstanden, ist des öfteren in seine Staatsverfassung übergegangen und hat sich gleichsam in dieser abgedrückt. Die Staatszucht hat die Stelle der natürlichen Zuchtwahl eingenommen, deren Fortfall das in mildere Gefilde herabgestiegene Volk als eine Entbehrung empfand. Indem die Spartaner ihre schwächlichen Kinder aussetzten oder tödteten, halfen sie nur durch künstliche Auslese der natürlichen nach, welche sie in ihrem gebirgigen, unfruchtbaren heimathlichen Doris unausgesetzt erfahren hatten. Sie befreiten sich gewaltsam von den Elementen, welche die mildere Natur des Eurotasthals nunmehr am Leben erhielt, als von einer dauernden Gefahr für die mannhafte Tüchtigkeit und Wehrkraft des Volkes.

Wie der Norden und die Bergeshöhe, so kann indessen auch die Ebene ihre Auslesebedingungen haben und ein Volk in die Zuchtwahl nehmen. Die Unterscheidung in Bergvölker und Völker der Ebene ist daher so wenig durchweg stichhaltig, wie die in nordische und südliche Völker in Bezug auf die Befähigung zu höherer Culturentwickelung. Es hat Völker der Ebene gegeben, welche von sich aus eine Cultur erzeugt haben und welterobernd aufgetreten sind. Die Araber waren ein solches Volk. Freilich muß das Land darnach geartet sein, daß es durch erschwerte Lebensbedingungen die Bevölkerung in rastloser Bewegung und Wachsamkeit erhält. Die arabische Wüste war wie dazu geschaffen, ein Volk solchermaßen in die Zucht zu nehmen, und die Ergebnisse waren Denen nicht sehr unähnlich, welche der europäische Norden gezeitigt. Wie der nordische Winter den Germanen gehärtet, so hat die südliche Sonne den Araber hart gebrannt und ihn zu Kraftleistungen, zu einem Völkersturm befähigt, der sich mit der germanischen Völkerwanderung vergleichen läßt. Die Araber waren das einzige südliche und das einzige Volk der Ebene, welches welterobernd aufgetreten ist. Bis nach Indien im Osten und nach Spanien im Westen überflutheten sie das Land mit derselben Vehemenz, wie die Germanen den europäischen Continent von Norden nach Süden, und in dem Zusammenstoß dieser beiden Massen auf der pyrenäischen Halbinsel trafen die nördliche und die südliche Auslese des europäisch-asiatischen Continents aufeinander und maßen ihre Kräfte.

Was für die nordische Menschheit der Winter, das ist für die südliche die Wüste. Seine großen Menschen und Völker hat der Süden allein der Wüste zu verdanken — sie sind in ihr groß geworden, die Wüste hat sie gezüchtet. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Zug durch die Wüste den Israeliten erst die Kraft und Ausdauer verliehen hat — in Folge der Sichtung und Siebung, die sie dabei erfuhren — welche sie zu ihrer späteren Cultur befähigte. Ihre Propheten und Priester pflegten auch später noch in die Wüste zu gehen, wenn sie sich auf ein großes Werk vorbereiten wollten. Der „Zug nach der Wüste" spielt eine große Rolle im Alten Testament; er war ungewöhnlich stark bei diesem Volk und von den segensreichsten Folgen. Die größten sittlichen Wirkungen und politischen Umwälzungen haben von ihm ihren Ursprung genommen.

Wir erkennen also im Winter des Nordens und in der Wüste des Südens die beiden großen Auslese- und Culturfactoren, welche die Gestaltung der europäischen Menschheit bedingt haben. Die eine hat die religiöse Form und Verfassung, der andere die staatspolitische verliehen. Skandinavien und Arabien bedeuten die beiden äußersten Pole des westasiatischen Continents, zwischen denen sich das Leben der europäischen Menschheit in unendlichfachen Spannungsverhältnissen und Strömungen bewegte. Es liegt uns nun ob, diese Spannungsverhältnisse und Strömungen des Näheren zu betrachten, welche wir unter dem Namen der europäischen Culturgeschichte verstehen, und zu untersuchen, wie das Gesetz der natürlichen Auslese, welches wir in Gestalt von „Winter" und „Wüste" als die „kalte Teufelsfaust" erkannten, die sich der „heilsam schaffenden Gewalt" der Menschenvermehrung entgegen „tückisch ballt", als „ein Theil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft" — wie dies Gesetz unter der Culturentwickelung gefahren ist, das heißt, ob und inwiefern es durch diese, die Staatenbildung und das verfeinerte geistige Leben, gekreuzt, abgelenkt und paralysirt worden.

Die höhere Cultur und Lebensverfeinerung ist der gegebene Antagonist der natürlichen Auslese. Sie muß der letzteren ihrem ganzen Wesen nach entgegenarbeiten, und je höher sie steigt, je mehr sie sich veredelt, in desto stärkerem Grade paralysirt sie diese Auslese, bis sie sie fast vollständig aufhebt. Das Christenthum, als der Ausdruck höchster, veredelster seelisch-geistiger Cultur, ist in seiner Mildherzigkeit und seinem Mitleid mit aller Creatur der Todfeind der

Digitized by Google

natürlichen Entwickelung, des naturgesetzlichen Verlaufs der Dinge. Alles Schwache, Kranke, Hilflose zu hegen, zu pflegen und am Leben zu erhalten, sich solchermaßen aufzuopfern und aufzureiben im Dienste der „hilfsbedürftigen" Menschheit, wie es die christliche Lehre fordert und wie es oberste sittliche Pflicht der modernen Culturmenschheit geworden ist — das heißt nichts mehr und nichts weniger, anthropologisch gesprochen, als der Naturordnung in den Arm fallen und ihre Zwecke der Höherzüchtung der Menschheit durch Ausmerzung alles Schwächlichen und Wurmstichigen vereiteln. Ein so hohes erstrebenswerthes Ideal diese christliche Pflicht im ethischen Sinne auch darstellt, so verhängnißvoll ist sie für die moderne Culturmenschheit geworden. Denn ihre Herunterzüchtung in's Dünnere, Dürftigere, Unkräftigere, welche man unter dem Gesammtausdruck der Decadenz versteht, hat die unterschiedslose Erhaltung und Cultivirung alles Lebenden bis herab zum Verkrüppelten und hinvegetirenden Siechthum auf dem Gewissen. Die unbedenkliche Kreuzung mit ihren schwachen und hinfälligen Elementen hat den gesunden und kräftigen Theil der Menschheit in gewissem Grade entkräftet und in einen schwächlicheren Typus hineingetrieben.

Die antike Menschheit sog ihre hohe Rüstigkeit und Kraft aus dem Umstand, daß ihr Leben auf die fühllose Naturgesetzlichkeit gestimmt war, daß sie die Natur bei ihrer auslesenden Zuchtwahl unterstützte. Die christliche Menschheit hingegen stellte sich in einen bewußten Gegensatz zur Natur. Aber dieser Gegensatz war nicht der einzige tiefeingreifende, welcher dem modernen Menschen gegenüber dem antiken ein von Grund aus abweichendes Gepräge verlieh. Das Alterthum hatte wohl große Kriegszüge, aber keine sogenannten Völkerwanderungen gekannt. Die Letzteren begannen mit dem Eintritt der Germanen in die Geschichte, und sie bedeuten nichts mehr und nichts weniger als eine Entkräftung und Entvölkerung der germanischen Länder, deren „Auslese" sich über das ganze antike Culturgebiet verstreute, um dort in fruchtlosen Kämpfen zu Grunde zu gehen. Nicht anders, wie dieser nördlichen, erging es der südlichen Auslese, welche wir kennen gelernt haben. Arabien erschöpfte sich in ähnlicher Weise wie Germanien. Der Völkersturm, der von ihm ausging, läßt sich nur mit den Normannenzügen vergleichen, welche fast zu gleicher Zeit mit ihm losbrachen und die beste Kraft Skandinaviens verzehrten. Auf Jahrhunderte hinaus versank dies Land in Ohnmacht, während die Gebiete, welche es mit seiner Volkskraft getränkt hatte, eine neue Blüthezeit erlebten: die Normandie, Sicilien, die Levante. Aehnlich starb auch Arabien ab, in dem Maße wie der Muhammedanismus in Afrika und Spanien mächtige Reiche schuf. Die Kreuzzüge waren nur eine Wiederholung, ein Nachschlag der Völkerwanderung und beraubten nicht nur Deutschland, sondern das gesammte Abendland seiner „Auslese", der Blüthe seiner Kraft. Deutschland aber hat am schwersten unter dem ewigen Zug nach dem Süden gelitten. Während die übrigen Länder, Frankreich und England, sich nach der Kreuzzugsperiode in sich sammelten, hörte der deutsche Entvölkerungsstrom eigentlich niemals auf. Man kann sagen, bis zum dreißigjährigen Krieg hat Deutschland seine Auslese fort und fort an Italien abgegeben, und in dem letzteren elementaren Ereigniß wurde die letzte deutsche Kraft und Mannhaftigkeit systematisch abgetötet. Der große Krieg hat Deutschland entvölkert, das heißt, seiner wehrhaften Männer beraubt und gewissermaßen nur die Weichlinge und Schwächlinge übrig gelassen, welche sich in den Städten geborgen.

Alle diese Geschehnisse haben zusammengewirkt, um das Emporkommen einer starken, ungebrochenen Menschheit, wie sie die antike darstellte, zu verhindern, und kaum ist in den neueren Zeiten der Versuch gemacht worden, der fortschreitenden Entkräftung durch künstliche Zuchtwahl und Auslese Einhalt zu gebieten. Die Staats- und Erziehungssysteme von Sparta, Athen und Rom waren im tiefsten Grunde Veranstaltungen, den schwächenden und verweichlichenden Wirkungen des Culturlebens vorzubeugen durch gesetzliche Maßregeln, welche man der Natur abgesehen und nachgebildet hatte. Die moderne Menschheit kennt nur ein einziges Beispiel ähnlicher Art, welches sich entfernt mit den Schöpfungen des Lykurg, Solon, Cato vergleichen ließe. Dies ist das Werk Friedrich Wilhelm I. Die preußische Soldatenzucht und allgemeine Wehrpflicht stellt den ersten Versuch einer Zuchtwahl und Auslese dar, den die moderne Menschheit gemacht, um den schädlichen Wirkungen der Cultur ein Paroli zu biegen. Wie man auch sonst über den Militarismus denken mag, man muß zugestehen, daß er wie ein Sieb gewirkt hat, in welchem erst das preußische und dann das deutsche Volk durchgerüttelt worden. Die Diensttauglichen, welche ihre Zeit gut überstanden, haben damit für sich und ihre Nachkommen eine Probe abgelegt, eine Zucht erworben, welche sie grundsätzlich von denen unterscheidet, die diese Schule nicht durchgemacht haben. Das deutsche Volk beginnt sich mehr und mehr in „zwei Völker" zu sondern, die man ihrer ganzen körperlichen Bildung und Haltung nach bereits deutlich von einander unterscheiden kann. Auf der einen Seite sammeln sich alle, die mit irgend einem körperlichen Fehler oder Gebrechen behaftet sind, auf der anderen die als gesund Erprobten, eine gewisse Auslese der Nation. Der Werth dieser künstlichen Zuchtwahl ist weit mehr noch als in den Siegen von 1866 und 1870 offenbar geworden in der Thatsache, daß sie von allen europäischen Völkern übernommen und nachgeahmt worden. Der Werth der preußisch-deutschen Heeresorganisation liegt in dieser ihrer Function als auslesender zuchtwählerischer Factor, und als solcher möge sie uns erhalten bleiben, wenn auch ihre kriegerische Spitze einst in Wegfall kommen sollte. Möge sie sich in Friedenszeiten mehr und mehr und in immer höherem Sinne zu einem solchen Institut der körperlichen und geistigen Zuchtwahl und Volkserziehung umbilden, das die antiken Staaten groß gemacht, zum Heil und zur Höherzüchtung der künftigen Menschheit.

Literatur und Kunst.

Moderner Pessimismus.

Von Anton Weis-Ulmenried.

„Der Menge gefällt, was auf den Marktplatz taugt."
Friedr. Hölderlin.

Wir Menschen von heute haben eigentlich keine Gegenwart; denn unsere Zeit besteht aus Trümmern der Vergangenheit und Keimen der Zukunft. Wir haben unter dem jetzt lebenden Menschengeschlechte keine in sich abgeschlossene Gestalten, keine Charaktere; wir sind mehr, als eine Generation je es war, das Product unserer Vorfahren und — so paradox es klingen mag — unserer Nachkommen. Die einen von uns wurden von ihren Vätern erzogen, die anderen lassen sich von ihren Kindern erziehen und halten es mit der Zukunft. Wir nennen das Neue von heute nicht zeitgemäß, sondern modern. Mit diesem Worte allein schon ist die Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit der Erscheinungen angedeutet, gekennzeichnet.

Das Rückgrat ist uns gebrochen, wir haben keine Kraft mehr, wir modernen Menschen; wir können weiter nichts thun, als die Hände in den Schooß legen und träumen, träumen von allem Goldenen, Großen und Ewigen — so erklären die

Digitized by Google

begeisterten Gläubigen des pessimistischen Evangeliums, die Genußmenschen des Unglücks.

Kurz, der Faustgedanke beherrscht unsere Zeit.

Den klarsten Ausdruck für den Pessimismus als Lebensansicht oder Lebensstimmung finden wir natürlicher Weise bei den Dichtern und Philosophen. Der dichterische Pessimismus, der weniger metaphysisch ist, findet seinen Anlaß hauptsächlich in den thatsächlich vorhandenen oder vielleicht auch mehr oder weniger eingebildeten corrupten Verhältnissen des öffentlichen und Privatlebens; während der metaphysische Pessimismus, der in neuester Zeit großen Anklang gefunden und der vom Atheismus unzertrennlich ist, sich das Universum als einen einzigen großen Fehlgriff einer dunklen, unerklärlichen, mit der Gottesvorstellung unvereinbaren Macht vorstellt, da sich unsere Anschauungen über den Charakter des Grundes der Welt und des Lebens nur nach der Beschaffenheit eben dieser Welt und eben dieses Lebens gestalten könnten.

Was den dichterischen Pessimismus betrifft, so haben wir in Lord Byron den großen Typus der Weltschmerzpoesie. In ihm spiegelt sich die ganze Lebensmüdigkeit und Energielosigkeit der heutigen Menschheit, die in einen Zustand der Uebersättigung und Degeneration getreten ist. Wie dieser große und skeptische Geist, der so widerspruchsvoll zusammengesetzt war aus Lebensmuth und Lebensverzweiflung, aus Hang zu sinnlichen Genüssen und Weltentsagung, aus Begeisterung für alles Große, Schöne und aus Skepticismus, aus Willensstärke und Willensschwäche — die Poesie des Weltschmerzes ausbildete, darauf soll hier nicht näher eingegangen werden. Man braucht nur ein wenig im „Manfred“ oder „Kain“ zu blättern, um sich sofort mitten darin in einer Fluth von Weltschmerz zu befinden.

In Byron haben wir nicht nur den großen Typus der Weltschmerzpoesie, in ihm spiegelt sich auch in überraschender Treue seine Zeit und das 19. Jahrhundert überhaupt. Byron war schön, ein Abgott der Weiber, von hoher Geburt, und das Leben lag strahlend und glückverheißend vor ihm. Auch das 19. Jahrhundert war als Erbe der Ideen der großen Revolution gewissermaßen von hoher Geburt, vielverheißend, und zu Byron's romantischem Sinn bildeten die Träume und Bestrebungen der Sturm- und Drangperiode gleichsam das Gegenstück. So wie Byron ein Lord war, so war das 19. Jahrhundert so zu sagen auch ein Lord (s. a. Herr) und zwar ein Herr der Naturwissenschaften, die der Menschheit riesige Naturkräfte zur Verfügung stellten, alle schwere Arbeit von diesen verrichten lassen und den Menschen zu schöner, freier Selbstentwickelung führen zu wollen schienen. Und von Stolz, Selbstgefühl, Freiheitsjubel, Romantik, Forderungen an Leben und Glück war das 19. Jahrhundert gerade so trunken wie der britische Dichter, und wie dieser einen Klumpfuß hatte, welcher Körperfehler ihn zu dämonischer Leidenschaftlichkeit verbitterte, so hatte auch das Jahrhundert seinen Klumpfuß: politisch in der Reaction, ökonomisch in der Maschinentechnik und der mit dieser in ursächlichem Zusammenhang stehenden socialen Frage. Byron ergab sich in seiner verbitterten Gemüthsstimmung sinnlichen Genüssen, fühlte aber gar bald, daß ein nur dem Sinnengenusse gewidmetes Leben nicht werth sei, gelebt zu werden. Und das Jahrhundert suchte sein Glück im Tanze um das goldene Kalb, wobei es oft genug zu ähnlichen Resultaten gelangte wie der große Dichter. Byron's Weltschmerz konnte ihn jedoch nicht zur Resignation veranlassen. Bis zu seinem Ende blieb er der Sänger der Freiheit und Lobpreiser des Individualismus — ebenso seine Zeit, deren Pessimismus nicht zahm und lebensmüd war, sein Haupt nicht in Demuth beugte und sich nach dem Tode sehnte — wie ihn das Mittelalter um das Jahr 1000 aufzuweisen hat — sondern der trotzig, verbittert, freiheitsdürstig, individualistisch war: nicht eine furchtsame Taube, sondern ein kühner Adler, der die Gesellschaft als sein Gefängniß betrachtet, dessen Pforten zu sprengen sucht und ohne Gefühl für Selbstbeschränkung auf seines Herzens Rechte pocht. In solchem Pessimismus ist Thatkraft verborgen, und diesen großen, verheißungsvollen Zug hatte die Zeit gemeinsam mit Byron. Ebenso können wir in Byron's Freiheitsdrang, seiner Wahrheitsliebe und seinem Hasse gegen alle Heuchelei Züge erblicken, die mit zu den schönsten des 19. Jahrhunderts gehören, wie auch in seiner echt menschlichen Sympathie und seiner Freude an der Natur, deren ewige Schönheiten vielleicht Niemand tiefer empfunden und großartiger geschildert hat als Byron im „Childe Harold“.

Dieser trotzige, sprühende, individualistische Stimmungspessimismus ist bekanntlich rund um die Welt gegangen und hat, vielfach nuancirt durch Zeit, Ort und Dichterpersönlichkeit, tiefe Spuren in der Literatur hinterlassen (Richard Savage, W. S. Landor, P. B. Shelley, Nic. Lenau, Hieron. Lorm, Friedr. Hölderlin, Giacomo Leopardi, Mickiewicz, Puschkin, Lermontoff, Turgénjew, Emerich Madách, der Verfasser des sogenannten ungarischen Faust, der „Tragödie des Menschen“). Als Ausdruck erhöhten menschlichen Bewußtseins und als Sporn zur Selbstbesinnung, die ja Vorbedingung socialen und individuellen Fortschrittes ist, hat dieser Stimmungspessimismus unstreitig bedeutenden Werth.

Die moderne pessimistische Lebensanschauung und Lebensstimmung, von der nicht mehr nur einige „auserwählte“ Geister beseelt sind, die vielmehr in weiten Kreisen die herrschende geworden ist, hat aber ihren Grund nicht bloß in einem höheren menschlichen Bewußtsein, sondern weit mehr in den politischen, ökonomischen, socialen, religiösen und psychischen Zuständen unserer Zeit.

Erinnert man sich an die neuen, großen Ideen von socialem Glück zu Beginn des 19. Jahrhunderts, an das heiße Verlangen, sie zu verwirklichen, so wird man es leicht erklärlich finden, daß die späteren Enttäuschungen der Völker in der inneren und äußeren Politik die Gemüther in Aufregung bringen, des Lebens natürlichen optimistischen Instinct verwirren und jene Form des Pessimismus erzeugen mußten, welche man den Pessimismus als Reflex der Lebensverhältnisse im Gemüthe der Menschen bezeichnen kann. Die französische Revolution hatte die Völker befreien, ihnen Selbstregierung sichern wollen, und das Resultat war: die Revolution gebar statt eines Washington einen Napoleon, der Frankreich unter die Despotie beugte, nachdem er das Land durch seine titanischen Kriegsabenteuer ruinirt hatte. — Als nach jahrzehntelangen Bemühungen die liberalen Ideen in den verschiedenen Staaten zum Siege gelangt waren, die absoluten Monarchien sich in constitutionelle verwandelt hatten, fühlten sich die Völker gar bald auf's Neue enttäuscht. Das allgemeine Wahlrecht, so weit es in den einzelnen Staaten eingeführt wurde, hat die daran geknüpften Hoffnungen keineswegs erfüllt; denn es hatte aufreibende Parteikämpfe und damit im Zusammenhange stehend ein stetiges Sinken des allgemeinen Bildungsniveaus, eine auch in die höheren Stände übergreifende Verrohung zur Folge. Ja, beklagenswerther Weise ist am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts auch eine bedenkliche Senkung des „Niveaus“ der Parlamente selbst hervorgetreten, und Mancher hat vom 19. Jahrhundert Abschied genommen mit dem drückenden Bewußtsein, daß die Reaction oder das mit demokratischem Flittergold verzierte persönliche Regime drohende Oberhand gewonnen habe. Man fragt sich, ob dies Alles auf einem Fehler der Institution beruhe oder ob die Ursache hierfür anderswo zu suchen sei. Auf diese Frage kann hier nicht näher eingegangen werden, nur einige Andeutungen mögen gemacht werden. Die repräsentative Staatsordnung setzt voraus und muß voraussetzen, daß die wahlberechtigten Bürger zu Deputirten die würdigsten wählen, nur solche Männer, die es verdienen, die Stimme des Volkes zu führen. Diese Voraussetzung wird aber gewöhnlich durch den Kampf der Parteien

Digitized by Google

gelegentlich der Wahl zu nichte gemacht, sowie durch die Einflüsse, welche eine starke Wahlagitation in Bewegung setzt. Das Malheur wäre nun nicht gar so groß, wenn die Parteien, wie sie sollten, sich um reine Ideen schaaren würden; denn dann würden auch die Streitigkeiten im Parlament Streitigkeiten zwischen den Parteiführern gegenseitig werden mit dem Besten des Volkes als Ziel vor Augen. Leider aber sind die Programme der Parteien zumeist von Herrschbegierde, Unduldsamkeit, Obscurantismus und anderen ungesunden Motiven dictirt. Den hieraus entspringenden Schaden muß das Volk tragen, und es ist mithin nicht zu verwundern, wenn man immer mehr daran zweifelt, ob es Menschen giebt, die überhaupt eines idealen, selbstlosen Handelns fähig sind. — In der äußeren Politik wurde seit jeher die Macht über das Recht gestellt (vide die Filipinos, die russischen Ostseeprovinzen, Finland, das sterbende Volk der Buren!) und in unserer Zeit des bewaffneten Friedens stehen die Völker allen Friedenscongressen zum Trotz „Gewehr bei Fuß" einander kampfbereit gegenüber und seufzen unter den Lasten eines Militarismus, wie ihn die Welt niemals gesehen. Kein Wunder, daß ein Gefühl allgemeiner Unbehaglichkeit, allgemeinen Mißmuthes und allgemeiner Unzufriedenheit über den Völkern ruht.

In ökonomischer Beziehung war die Enttäuschung womöglich noch größer. Naturwissenschaft, Dampf, Freiheit waren die neuen Götter. Mußte man nicht ein neues goldenes Zeitalter für die ganze Menschheit erwarten? Doch die Naturwissenschaft hat ihre Versprechungen schlecht gehalten. Wie die Antike daran zu Grunde ging, daß die Technik der geistigen Cultur nicht folgte, daß jene kindlich hülflos blieb, indeß diese zum feinsten Raffinement auswuchs, fein bis zum Abbrechen der Spitze — so leiden wir im umgekehrten Widerspruch daran, daß die geistige Cultur dem technischen Aufschwunge nicht gefolgt ist, daß in Folge dessen die „Größe" unserer Zeit nur scheinbar, äußerlich ist. Der Orient-Expreßzug konnte den niedrigsten Chauvinismus nicht in der Geburt ersticken, und die umfassendste Weltausstellung verhinderte schwärmerische Fürstennaturen nicht, ihr Ideal in den romantischen Köpfen der Stuarts und Capets zu sehen. Der Dampf, der die Production erhöhte, verschlechterte die Productionsformen. Unbegrenzte Arbeitstheilung, Fabriksleben, allgemeine Unsicherheit des Erwerbs und andere tiefgreifende Uebelstände brachte er mit sich. Und die erhoffte Freiheit wurde nur zur Freiheit für das Capital, für eine geradezu beängstigende Vermehrung des Proletariats. Für die große Masse bedeutete sie sociale Unfreiheit und bot freien Spielraum für Th. R. Malthus' Lehren und David Riccardo's eisenharte Lohngesetze. Der jetzt einen eigenen Stand bildende, zum vollgiltigen Staatsbürger erhobene Arbeiter steht nun da als formales Ich mit all' den unklaren Forderungen des formalen Individualismus: anspruchsvoll, verbittert, voll von Widersprüchen. — Die Menschheit ist also nicht größer und feiner, sie ist nur nervöser und empfindlicher geworden. Auch in religiöser Hinsicht machte die neuere Zeit eine gewisse Krisis durch. Die moderne Weltanschauung gerieth in immer größeren Widerspruch zu der christlich-religiösen Lebens- und Weltanschauung. Das Zeitalter der Naturwissenschaft will eben nicht mehr glauben, sondern wissen, die Menschheit ist dem Gängelbande des Glaubens entwachsen. Der Uebergang vom Glauben zum Wissen ist aber nicht so leicht und muß vorübergehend schwere Nachtheile im Gefolge haben. An sich betrachtet ist es eine erfreuliche Erscheinung, wenn die Menschheit das Bedürfniß empfindet, von der Stufe des Glaubens auf die höhere des Wissens gehoben zu werden. Die Wahrheit — und Religion ist ja eigentlich „Nachdenken über die Wahrheit" — kann an Macht dadurch nur gewinnen, wenn sie nicht bloß geglaubt, sondern gewußt wird, und der wissende Mensch steht gewiß höher, als der bloß glaubende. Die Glaubenslosigkeit jedoch, welche gegenwärtig die Massen ergriffen hat, ist bedenklich, da speculative Metaphysik für's Volk stets Caviar bleiben wird und die dem Offenbarungsglauben entwachsenen Massen nur zu einer solchen Metaphysik bekehrt werden könnten, welche die Nachtheile des Dogmatismus abgestreift und die Vortheile der naturwissenschaftlichen Erkenntniß angenommen hat. Gegenwärtig wissen die Menschen einfach nicht mehr, was sie eigentlich glauben sollen. Wenn nun auch die kritische Geistesrichtung einen höheren und sozusagen mehr männlichen Bewußtseins-Standpunkt repräsentirt, so ist die dogmatische Geistesrichtung (womit keineswegs der blinde Dogmenglaube gemeint sein soll) für die große Masse des Volkes unbedingt reicher an unmittelbarem Glück. Dazu ist überdies noch in Rechnung zu ziehen eine meist mißverstandene oder übel angebrachte Anwendung des Darwinismus auf die socialen und geistigen Verhältnisse der Zeit. (Schluß folgt.)

Bei Fritz v. Uhde.

Von Eduard Engels (München).

Bevor Uhde von seiner schweren Erkrankung heimgesucht wurde, an deren Folgen er noch heute leidet, konnte man ihm regelmäßig auf den Rennen des Münchener Rennvereins begegnen. Man sah da einen schlanken, großen, etwa 50 Jahre alten Herrn, der durch seinen rothgrauen, ungeheuer langen und ganz horizontal gehaltenen Schnurrbart auffiel. Man konnte ihn umso weniger übersehen, als der lange, buschige Schnurrbart so ganz — incommensurabel in einem feinen, kleinen Gesicht stand und durch keinen sonstigen Bart- oder Lockenschmuck motivirt wurde. Es war eine seltsame, nicht wieder zu vergessende Erscheinung, dieser Cavalier, der sich um die anderen Besucher des Sportplatzes gar nicht kümmerte und nur immer vor der Tribüne rastlos auf und nieder schritt. Man hatte im ersten Augenblick den Eindruck eines jähen und heftigen Befehlshaber-Naturells von nervöser Grundveranlagung. Aber sobald man näher zusah, ward man allmälig einer heimlichen Decadence der herrischen Anzeichen gewahr, einer discreten Beugung all' der straffen, trotzigen Linien. Der Reiterofficier in Civil verwandelte sich je länger je mehr in einen stillvornehmen Weltmann, der mit einer gewissen Melancholie des fröhlichen Reiterlebens vergangener Zeit zu gedenken schien. Darauf freilich, daß es der Christusmaler Uhde sei, der da mit solcher Theilnahme den Verlauf des Rennens betrachtete und seinen Töchtern, die ihn begleiteten, die Vorzüge der einzelnen Pferde darlegte, darauf würde man trotz alledem aus eigenem Antrieb gewiß nie gerathen haben. Das — Fritz von Uhde? Ja richtig, er war einmal Rittmeister in einem hocharistokratischen Regiment gewesen, das wußte man, aber daß er noch immer so martialisch aussehen könne, in den knappanliegenden Kleidern noch immer die Bewegungen des Husaren bewahrt habe, heimlich gewissermaßen noch immer Reitstiefel trage und mit den Sporen klirre, nein, das hatte man ganz und gar nicht erwartet.

Ob Uhde heute noch die Rennen besucht, weiß ich nicht, möchte es aber bezweifeln. Er muß sich nämlich immer noch außerordentlich schonen. Die Krankheit hat ihm sehr zugesetzt. Wenn die Masern einen Erwachsenen heimsuchen, pflegen sie erfahrungsgemäß sehr schlimm zu hausen, und ihn haben sie derart mitgenommen, daß er zeitweilig sogar das Sprachvermögen einbüßte. Ein längerer Aufenthalt in Oberitalien stellte den Patienten dann allerdings im Wesentlichen wieder her, allein wiederholte Versuche, im Freien zu malen, zogen Erkältungen nach sich und verzögerten die vollständige Genesung. So ist das jetzige Bild des Künstlers von dem ehemaligen, das er auf dem Rennplatze bot, begreiflicherweise

Digitized by Google

recht verschieden. Das Auge blickt matt, in den Bewegungen ist ein verhaltenes Beben, die ganze Persönlichkeit macht den Eindruck hochgradiger Nervosität. Selbst der martialische Schnurrbart wirkt weniger martialisch, seitdem ihm ein Backen- und Kinnbart Concurrenz machen.

Auf das Klopfen an der Werkstattthür erscheint er selbst. Lackschuhe, tadellose modische Kleidung, ernstes, blasses Gesicht. Kühl und weltmännisch macht er die Honneurs. Er ist offenbar beschäftigt, aber er besteht darauf, daß der Besucher eintrete. Er ist ebenso verbindlich wie entschieden, ebenso zuvorkommend wie zurückhaltend. Der Sprößling einer alten Adelsfamilie ist nicht zu verkennen. Die schwere, geröthete Hand und der sonngebräunte Nacken rufen die Erinnerung an den Soldaten wach. Uhde hat in 21 Schlachten mitgefochten.

Das große Atelier ist ohne Schmuck. Die Wände mit grünem Stoff bespannt, ein alter Schrank, ein paar einfache Tische und Sitzgelegenheiten, eine Reihe Bilder auf der Staffelei, ein ungewöhnlich hohes und breites Fenster, in dessen unbarmherziger Helle die Dinge klein und bedauernswerth erscheinen. — Wer die Oede der Wachtstube und des Casernenhofes ertragen gelernt, braucht nicht mehr. Dennoch ist Uhde, wie man wohl meist glaubt, keineswegs zuerst Soldat gewesen und erst nachher Künstler geworden, seine Entwickelung nahm den umgekehrten Weg. In Uhde's Elternhause fand die Kunst die eifrigste Pflege. Sein Vater, der im Landesconsistorium zu Dresden die Würde eines Präsidenten bekleidete, zeichnete mit wahrer Leidenschaft, und die übrigen Familienangehörigen folgten dem Beispiel des Vaters. Uhde selbst imponirten damals besonders die Menzel'schen Illustrationen zu Kugler's Geschichte Friedrich d. Gr. Er bildete sich an ihnen mit so glücklichem Erfolg, daß sein Vater sich veranlaßt sah, bei Kaulbach in München anzufragen, ob sein Junge vielleicht das Zeug zum Maler besitze. Die Antwort lautete bejahend. Darauf bezog Uhde die Dresdener Akademie, fühlte sich aber von dem dort herrschenden Schematismus dermaßen abgestoßen, daß er schon nach Jahresfrist die Anstalt verließ. Nun erst zog er den Waffenrock an. Aber auch während der Militärzeit gab er die liebgewordene Beschäftigung mit der Kunst nicht auf, sondern suchte im Gegentheil den ganzen Gewinn seiner Mußestunden in unablässigen Zeichen- und Malübungen. Selbst während der bewegtesten Kriegstage in Frankreich ließ er sich keine Gelegenheit zu künstlerischer Bethätigung entgehen. Und als er schließlich, 29 Jahre alt, den Dienst quittirte, konnte nicht einmal die Weigerung Piloty's und Lindenschmitt's, seine Ausbildung zu übernehmen, seinen Entschluß wankend machen, ein Maler zu werden.

Uhde hat zur Zeit nur eine einzige neue Arbeit in seinem Atelier, einen barmherzigen Samariter. Wahrscheinlich ist ihm das Motiv während seiner Krankheit eingefallen. Wenn man selbst recht elend ist, lernt man die Samariter schätzen. Das architektonische Scenarium hat er sich von der italienischen Erholungsreise mitgebracht: ein altes Gemäuer mit hohem Durchlaß und Blick in eine Gasse mit Proletarierhäusern. Aus der Gasse kommt eine Frauensperson herbeigestürzt, um einen armen, mißhandelten Menschen in Empfang zu nehmen, den der Samariter auf einem Maulthier heranführt. Allerhand Volk schaut dem ergreifenden Vorgange theilnehmend zu.

Das übrigens noch nicht fertige Bild ist trotz seiner italienischen Anregungen doch so deutsch gerathen wie alle bisherigen Werke des Künstlers. Um dies Deutschthum dreht sich denn auch die ganze Unterhaltung, die wir miteinander führen. Uhde hat Italien zum ersten Mal bei Gelegenheit seiner jetzigen Krankheit kennen gelernt und auch da nur den äußersten Norden betreten. Niemals sah er Florenz, nie Rom und Neapel. Niemals ist es ihm in den Sinn gekommen, die doch gerade in München so beliebte Studienreise durch die italienischen Museen anzutreten. Ich möchte fast sagen: er fastet in Bezug auf die italienische Kunst, hat sich heimlich das Gelübde ewiger Enthaltsamkeit von italienischer Schönheit gethan. Ganz deutsch, zum Wenigsten ganz nordisch möchte er bleiben. Denn gegen die Franzosen und Niederländer verschließt er sich nicht. Einzelnen Franzosen, so Courbet, ist er sogar sehr gewogen. Aber freilich, sein Ideal wäre eine specifisch deutsche Kunst, die bei Dürer anknüpfte. „Wie herrlich wäre das, wenn wir da weiter gebaut hätten, wo Dürer aufgehört! Wenn ich durch unsere Ausstellungen gehe, kommt mir Alles, ich weiß nicht, so barock vor. Ich will gar nicht einmal von den Anderen reden, bei mir selbst spüre ich es am meisten. Wenn Sie einmal meine früheren Sachen vergleichen, werden Sie finden, daß ich ehemals viel mehr auf die Natur eingegangen bin. Schauen Sie nur bloß hier diese Kinderköpfchen an, wie genau da Alles studirt war, bis auf den Hut. So liebevolle Sachen machen wir heute gar nicht mehr. Nach meinem Dafürhalten ist die moderne Malerei viel zu früh von der Natur abgerückt, früher jedenfalls als für eine gründliche Kunsterneuerung ersprießlich gewesen wäre. Technische Geschicklichkeiten und das Streben, allerhand durch die Malerei auszudrücken, sind uns bald wichtiger geworden, als das gewissenhafte Eingehen auf das Object in seiner Eigenart."

In diesen Worten, glaub' ich, haben wir die Erklärung für Uhde's ganze neuere Entwickelung. Man hat in der letzten Zeit nur zu oft darüber Klage geführt, daß der Künstler die Richtung verloren zu haben scheine, sich mit Bildern wie der Atelierpause von sich selbst entferne, sich mit anderen, wie dem oft variirten Motiv des braunen Jagdhundes im Garten, wiederhole. Weiß man, wie der Meister heute über die Kunst denkt, so werden alle diese Klagen sofort hinfällig, denn offenbar geht er mit Absicht den Weg, von dem man ihn zurückrufen möchte. Irgendwie und irgendwann muß ihm die Ueberzeugung gekommen sein, daß er mit seiner Entwickelung in die Irre gerathen sei, und als ein entschlossener Geist hat er keinen Augenblick gezögert, sich auf's Neue zu orientiren. Bei diesen Orientirungsversuchen ist er nun eben, als er krank wurde, zu einem Resultat gelangt. Er hat eingesehen, daß er sich inniger mit der Natur liiren müsse, und hat das Naturstudium dort aufgenommen, wo es sich einem kranken Mann am bequemsten darbot: in seinem Atelier, in seinem Garten, an seinem braunen Jagdhund. Alles, was er in der jüngsten Zeit geschaffen hat, ist lediglich als eine Art Vorbereitung aufzufassen. Ein feiner und gewissenhafter Künstler, der's gar nicht nöthig gehabt hätte, noch einmal unter die Lernenden zu gehen, bewirbt sich um die Mittel, die er zur Verwirklichung seines neuen künstlerischen Glaubensbekenntnisses nöthig zu haben glaubt. Vielleicht soll der barmherzige Samariter bereits ein Ausdruck dieses neuen Bekenntnisses werden? Ich habe mir leider versagen müssen, mich darnach zu erkundigen, da ich den Reconvalescenten nicht zu lange glaubte in Anspruch nehmen zu dürfen. Gerade Uhde möchte man nur immerfort fragen. Nie hat ein Künstler eine interessantere Entwickelung durchgemacht als er. Er hat eine aristokratische, eine bürgerliche, eine proletarische Epoche hinter sich. Als er vom Militär kam, war er ein begeisterter Anhänger Makart's. Wenigstens stellte er damals in München ein paar Bilder aus, die einen wahren Makarttaumel an den Tag legten. Makart, das mußte in der That der rechte Künstler für einen jungen Officier sein, der das Leben von seiner farbigsten, glänzendsten Seite kennen gelernt und als vollendeter Weltmann einer vollendet weltmännischen Kunst bedurfte. Nun war Uhde ja freilich mit seiner Uebersiedelung in die Malerwelt aus der Aristokratie heraus und in die bürgerliche Sphäre hineingerathen. Allein diese sociale Veränderung brauchte Zeit, um in seinen ästhetischen Anschauungen zum Ausdruck zu kommen, und ich bin überzeugt, daß er an jenem denkwürdigen Abend, wo er beim säch-

Digitized by Google

sischen Gesandten in München Michael Munkatsy kennen lernte, noch sehr weit davon entfernt war, bürgerlich zu empfinden. Die große Erschütterung all' seiner bisherigen Ansichten hat ihm, glaub' ich, erst sein Eintritt in das Pariser Atelier Munkatsy's gebracht. Ich will die Bedeutung des Ungarn für seine künstlerische Entwickelung durchaus nicht überschätzen, aber mir ist, als müsse er in seiner Werkstatt die ungeheure Bedeutung des geistigen neben dem gesellschaftlichen Adel empfunden haben. Damals muß es geschehen sein, daß er die Würde einer Aristokratie schätzen lernte, die auf dem eigenen Verdienst, der persönlichen Leistung beruht. Er wollte fortan nicht mehr gelten, als das Werk gelten durfte, das er zu schaffen vermochte. Das erste aber, was er schuf, war die Münchener Paraphrase der prachtvoll frechen Hille Bobbe des Franz Hals. Franz Hals, das mochte an jener Lebenswende so recht sein Mann sein. Auch er hat ja recht wie ein Soldat zu jenen Herren gehalten, die mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen ausziehen, wenn diese Herren bei ihm auch keine kgl. sächsischen Gardereiter, sondern biedere holländische Schützen und Bürgerwehrleute sind. Von der Freundschaft mit Franz Hals bis zu dem Wunsche, seine Heimath, das bürgerliche Holland zu sehen, war dann aber nur mehr ein Schritt. Uhde unternahm ihn unverzüglich. Und brachte als Gewinn der Reise ein sehr holländisch gesehenes Familienconcert, eine holländische Nähstube, eine Versammlung holländischer Weiber und Kinder, die den Leierkastenmann erwarten, mit nach Deutschland zurück. Konnte er makartwidriger, konnte er bürgerlicher heimkehren?

Ich will kein großes Gewicht darauf legen, daß es bürgerliche Motive waren, die da aus dem Koffer des Rittmeisters herauskamen. Nein, worauf es ankommt, das ist die bürgerliche Maltechnik, die er sich angeeignet, der specifisch holländische Maldialect, den sein Pinsel reden gelernt. Die holländische Technik redet die Sprache des Kaufmanns und Krämers, des Bürgers; und wie hätte Uhde die Sprache des Proletariers erschaffen können, ehe er sich dem Bürger verständlich zu machen gelernt? Es giebt ein Häckel'sches Gesetz, wonach die Etappen der phyllogenetischen Entwickelung jenen der ontogenetischen parallel laufen, d. h. das Individuum macht im Kleinen den gleichen Entwickelungsproceß durch, den seine Species im Großen durchmacht. Da nun der vierte Stand aus dem dritten hervorgegangen ist, so mußte Uhde wohl oder übel den einen passiren, um zu dem anderen zu gelangen. Wie aber konnte er überhaupt auf eine derartige Bahn gerathen? Wie konnte er, der Gardeofficier und Makartverehrer, der Apostel der religiösen Armeleutmalerei, der Wiedertäufer der Kunst werden? Ich weiß mir keine Lösung dieses Räthsels als die Annahme, daß da wohl der Krieg entscheidend auf ihn eingewirkt haben müsse. Wer so viel Erschütterndes, so viel Leiden und Sterben, so viel Aufopferung und Treue bis in den Tod gesehen hat, wie ein Feldzugssoldat, kann nach beendetem Kampf unmöglich die Erscheinungen dieser Welt mit den gleichen Augen ansehen, wie zuvor in harmlos fröhlichen Friedenstagen. Und wenn Uhde auch erst viele Jahre nach dem Kriege der Wiedertäufer geworden ist, den wir heute kennen und verehren, so beweist das gegen meine Annahme wenig, denn: Langsam ist das Erleben aller tiefen Brunnen, hat Zarathustra gesagt. Die wunderbare social-religiöse Welt, die er uns geschenkt, bedurfte jahrelangen Reifens, ehe sie sich künstlerisch gestalten konnte. Uhde mußte erst verständnißvoller Zeuge der gerade nach dem Kriege beginnenden socialen Gährungen unseres Volkes werden, mußte die erschütternde Armseligkeit der von der Kirche verlassenen, in billigem Materialismus dahinlebenden Massen empfinden lernen, ehe er sich zu dem Versuche aufraffte, den Aermsten der Armen das zu predigen, was die in Formelkram erstarrte Geistlichkeit thatsächlich nicht mehr zu predigen vermochte. Zeit brauchte er, nichts als Zeit zum Zuendedenken uranfänglich gegebener Gedanken. Nie hätte eine Kunst nach dem Geschmack der L'art pour l'art-Gemeinde ihm dauernd genügen können. Seine im Krieg geschulte soldatische Natur mußte kämpfen und wirken, um ihrer Kräfte froh zu werden, er mußte seinem Vaterland mit den Waffen des Geistes dienen, sobald er ihm mit den Waffen der Gewalt zu dienen aufgehört. An das Proletariat aber mußte er sich wenden, weil ein rechter Soldat allemal dort am liebsten ficht, wo das Treffen am gefährlichsten tobt, und weil — das wollen wir nicht vergessen — der Sohn eines Consistorial-Präsidenten nicht so völlig aus der Art schlagen konnte, daß er nicht wenigstens Kunst-Consistorialrath hätte werden sollen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Five o'clock.*)

Von Gabriele Reuter.

Den stumpfen, dumpfen Krepp der tiefen Trauer hatte Frau von Necker abgelegt. Sobald sie sich bewegte, wenn sie sich zum Kamin beugte und mit polirtem Stahl zwischen dem Cokes wühlte, daß die Gluth aufflammte, dann glitzerte es aus allen Rüschen und Falten ihres schwarzen Kleides von winzigen Jet-Pailletten, ihre dünne, feine Gestalt schien plötzlich Hunderte von blauen und gelben Lichtfünkchen auszustrahlen. Und trotz des wehen Zuges über den Brauen und um ihre Lippen, sprühte etwas wie verstohlene Lebenslust aus dem neckischen Flimmerspiel, das so verschwenderisch über die finsteren Spitzen verstreut war.

Frau von Necker hielt eine blüthenweiße Theeschale in der Hand, durchsichtig und leicht, wie die Eierschale eines Singvogels. Sie nippte von dem Trank, den sie ohne Rahm und Zucker nahm, um das ihm eigene Aroma nicht zu verderben und seine röthlich-goldene Farbe rein zu genießen. Ihr berühmtes Haar, welches immer den Eindruck hervorrief, als müßten alle Schildplattnadeln darin zerbrechen und der große wirre Knoten langsam in den Nacken gleiten, — dieses Haar besaß genau die Farbe vom russischen Thee. Walther Scharling hatte einige sehr schöne Verse gemacht — auf den russischen Thee und auf ihr Haar.

... Wie sonderbar, daß er noch nicht hier war. Sie hatte ihre Ankunft zwar nicht gemeldet — natürlich nicht — wie hätte sie ... Aber auf irgend einem Wege hätte er es doch erfahren können.

Fürchtete er sich vielleicht? Oh Walther! Es sähe ihm ähnlich.

Weil sie nun frei war?

Sie sah über die flache Theeschale hinweg in die Gluth und erröthete plötzlich.

Sie war ja frei ...

Wie seltsam.

Frei — —!

Ja ...

Und?

Sie lächelte — so geheimnißvoll traurig, wie sie immer lächelte aus Gewohnheit und wie es so gut zu ihrer bleichen Farbe und zu dem ganzen Styl ihrer Schönheit stimmte.

Während sie die Schale auf den Bambustisch niedersetzte, zitterte ihre Hand. Sie blickte unter halb gesenkten Lidern vor sich hin, als schaue ihre Seele ein tiefes Geheimniß.

Aber es war auch nur die alte Gewohnheit, so zu blicken.

Frei —!

— — — Aus dem unbestimmten Dämmern der Erinnerung traten ihr die Momente, in denen sie gesprochen hatte:

„Ich bin nicht frei." Immer wieder das eine Wort — wie eine Zauberformel, welche böse, wilde, verführerische Geister zu dienendem Gehorsam bannen mußte.

... Warum nicht frei? Ihr Mann saß über seinen Büchern oder im Café. Und sie kam und ging im Hause, wie sie mochte — empfing an ihrem Theetisch, wen sie wollte ...

Aber sie schüttelte den Kopf und hob die Hand ein Wenig, als schiebe sie etwas Unsichtbares von sich. Das genügte. Um ihre Gestalt

*) Wir entnehmen diese Skizze mit Erlaubniß der Verlagsbuchhandlung dem in der Gegenwart letzthin besprochenen Novellenbuche G. Reuter's: „Frauenseelen". (S. Fischer, Verlag.)

Digitized by Google

schwebte die Stimmung einer ewigen Entsagung und zugleich etwas so Weiches, in Empfindung Vergehendes, daß der heißeste und härteste Manneswille vor ihr zerschmolz bis zu schmerzlich-süßer Vereinigung zweier Seelen in sehnsuchtsvollem Verzicht.

Nataly von Necker seufzte leise — es war fast ein Seufzer des Glückes — bei diesen Erinnerungen.

Alle waren ihre Freunde geworden — ihre guten, treuen und ergebenen Freunde. Und wie lange hatte sie keinen von ihnen gesehen...

Um diese Stunde pflegte sie niemals allein in ihrem Salon zu sitzen ... Entweder es kamen gleichgiltige Bekannte, und die Schaar ihrer Getreuen war vollzählig darunter. Oder es gab ein tête à tête in schwülen, gefährlichen Stimmungen, über die sie gleichsam mit einer geistigen Balancirstange auf ganz dünnem Seile hinwegzugaukeln wußte, den Siegerkitzel im Herzen, so hoch über dem Abgrund zu schweben, aus dem ein Anderer in stummer Pein die sehnenden Arme hob. Aber oft verging auch ihr fast der Athem dabei ...

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und dann die tödtliche Langeweile der Trauerzeit. Und der ganze endlose Sommer auf dem Gut der Schwester, bei den vielen kleinen Neffen und Nichten. Sie liebte ja das Landleben — aber doch noch mehr von der Stadt aus, hatte Doctor Schneider sie einmal in seiner sarkastischen Weise geneckt.

Daß er nicht dort drüben im Schatten an der Thür zum Nebenzimmer lehnte, von wo aus seine Bemerkungen wie Blitzschläge in die Plauderei vor dem Kamin niedergezuckt waren ...

Das kahle Zimmer bei ihrer Ankunft — so ungewohnt leer — ohne Blumen, ohne den Duft aus den Veilchensträußen des guten Legationsrathes ...

Frau von Necker lächelte nicht mehr melancholisch, sondern ganz erwartungsvoll und beinahe übermüthig.

Wenn Walther Scharling nur ahnte, daß sie hier säße — allein... Wie er da eilen und fliegen würde, irgend eine fabelhafte Secessionslilie oder Orchidee aufzutreiben, um sie zu begrüßen. Dann konnte sie gleich beginnen, ihm mütterlich-schwesterliche Ermahnungen wegen seiner Extravaganzen zu machen, er würde sie in einem seiner Anfälle von Kindlichkeit um ihre Meinung über seine neueste Halsbinde bitten ... Sie sah ihn noch, wie er einmal vor ihr kniete und sie ihm den Knoten geschmackvoller ordnete, während der Legationsrath als Begleitung ein undeutliches Eifersuchtsgemurmel hören ließ.

So wäre man gleich wieder im alten Geleise.

Oder doch nicht? Nein, nein — in demselben Geleise sicher nicht

Etwas Neues lauerte auf sie. Mit angehaltenem Athem spürte sie, wie es in der ungewohnten Stille, die sie umgab, sich vorbereitete. Neue, noch nie empfundene Erregungen, Eindrücke, Empfindungen ...

Mit Augen, in denen ein neues glänzendes Leben erwachte, blickte sie umher.

Ach, die Tannenzweige, die der vor Ehrfurcht bebende Hauslehrer der kleinen Neffen ihr noch in den Wagen gereicht hatte — sie rochen fade, nach vergangenen Tagen.

Eine Lilie mußte dort auf dem dünnbeinigen Empiretischchen stehen. Auf hohem Stengel schwankte die große, weiße Blume mit unheimlichen, grüngelben Flecken. Sie meinte ihren schwülen Duft zu spüren, und er wiegte sie in durstige, fieberhafte Träume. Und Reimklänge aus den Liedern Walther Scharling's gingen ihr durch den Sinn — erlesene Wortmusik, mit denen der junge Dichter ihre Seele liebkoste und die auf sie wirkten wie leise Berührungen von bebenden Lippen.

Oft, oft, wenn er gegangen war, nachdem er ihr seine Lieder gelesen hatte, in schwermüthig-feierlichen singenden Tönen, hatte sie sich über seine Blume gebeugt und sie geküßt — die seltsam kühlen, linden Kelchblätter mit den gelb-grünen Flecken. Sie küßte gern Blumen. Nicht Männer. Nicht Walther Scharling. Nur wenn sie in allen Nerven ihres Leibes empfand, wie seine Phantasien sie umschlangen, das war ihr eine feine Wollust. Er mußte ja doch so brav auf seinem Stuhl sitzen bleiben. Er wußte ja, daß er nicht durfte ... So hart war sie einmal mit ihm gewesen, daß er es nie vergaß. Damals wäre er fast geflohen. Aber der Zauber, immer von seiner Liebe zu ihr reden zu dürfen, hielt ihn. Sie sah, wie das dem jungen Menschen zu einem thörichten, schwelgerischen Genusse wurde, der seine Kraft verzehrte. Und sie empfand eine heimliche Freude, die fast etwas von Rachgier hatte. Sie durfte ja auch nicht. Es war geschmacklos für eine verheirathete Frau. Es war nicht vornehm. — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und nun durfte sie plötzlich!

Sie sprang mit einem Satz aus dem Lehnstuhl, als wolle sie das Glück mit beiden Händen packen. Ihre Blässe war Röthe geworden, ihr schmerzverzogener Mund glühte wie eine junge, zarte Rose.

Das Gefühl ... Allein das Gefühl: frei zu sein, auf alles Verbotene, heimlich Umschlichene die Hand legen zu können! Alles zu dürfen! Nur die Wahl haben: was und wie. Wenn das schon war wie ein entzückender Rausch, wie mußte erst das Erleben sein! ...

— Er — Walther — kniete bei ihr und trieb kindische, sentimentale Dummheiten, nur um heimlich ihr Kleid zwischen seinen Fingern fühlen zu dürfen. Ein langsames Heben der Lider ... Anfangs würde er nicht wagen zu begreifen ... Ein Wenig zögerte sie — weidete sich an seiner stummen Angst. Ein weiches, fast nur zu ahnendes Neigen ihm entgegen. Und das Lächeln an den Mundwinkeln. Sie trat langsam, wie eine Schlafwandelnde vor den Spiegel. Und blinzelte durch die sich müde und hingebend schließenden, glücklichen Augen. Und reckte und dehnte die feinen, langen, dünnen Glieder. Und lachte.

Und plötzlich war es nicht mehr Walther, an den sie dachte. Der junge Mensch hatte sich in einen kräftigen, sehr gesunden Mann verwandelt, der sie mit sicheren Armen hielt, und sie fühlte mit einer schaudernden Lust ihr Zartheit hingegeben unter seine Stärke.

War es nicht noch herrlicher? Kein gnadenvolles Spenden, sondern nur Empfangen und darin wieder jung werden! Sechzehnjährig! ... Gott im Himmel — das Alles wartete auf sie ... Und sie war frei!

Leicht und bewegt schritt sie im Zimmer zwischen den vielen kleinen Möbeln umher, schaute Alles an und wunderte sich, daß die Dinge noch genau an denselben Stellen standen, wie vor einem Jahr.

Sie begann zu singen — aus einem träumerischen Summen wurde es lauter und immer lauter in einem aufquellenden Jubel:

Lachen möcht' ich, möchte weinen,
Ist mir's doch, als könnt's nicht sein,
Alte Wunder wieder scheinen
Mit dem Mondenglanz herein — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Warum er nur nicht kam — jetzt — in diesem Augenblick, und sie keck eroberte? Und dabei ganz kühl und selbstverständlich sagte: das muß doch so sein; hattest Du noch irgend einen Zweifel, daß ich Dich gewinnen würde?

Natürlich, er fürchtete heut' die Anderen zu finden und so kam er eben nicht, denn er wollte nicht erst noch einmal mit ihr in das alte, öde, geistreiche Geplänkel verfallen.

Aber das war doch eigentlich allzu sicher.

Denn wenn nun Walther ... wer vermochte zu wissen, wie sie sich entschieden hätte. Am Ende machte sich auch der Legationsrath Hoffnungen ...

Er war ja der Einzige, der ihr eine gesellschaftliche Stellung bieten konnte, wie sie ihr zusagte. Und so ritterlich. Immer Billets zu den Premièren. Auch über Toiletten konnte man gut mit ihm reden. Freilich — eine strenge Sichtung ihres Umganges stand ihr dann bevor. Es war ihm nie recht gewesen, daß sie mit Künstlern und allerlei Leuten verkehrte, die nicht zur exclusiven Gesellschaft gehörten. Höchstens würde er einen Flirt mit einem Officier dulden. Und das kaum. Senile Eifersucht, die sich hinter der Sorge um die Form versteckte ... Degoutant!

Schneider war der Einzige, der ernstlich in Betracht kam, weil sie im Grunde ihres Herzens Respect vor ihm hatte und ein Bißchen Angst. Aber Schneider ... Frau Dr. Schneider — nicht mehr Nataly von Necker. „Arztensgattin." O weh. —

Und die Unerbittlichkeit von Julius Schneider. (Auch Julius!) Das ahnte sie schon — im Verhältniß zu ihm war sie die Schwächere. Und er hatte so vorsintfluthliche Begriffe von „Familie gründen" — von dem Beruf der Frau als Mutter.

Die Frau ist auf der Welt, um Kinder zu gebären ... Gebären ... Er hatte das wirklich einmal gesagt. Nicht als Witz.

Der Schleier, den sie in ihrer Erinnerung über ihre ersten Ehejahre gebreitet hatte, riß plötzlich vor ihrer Phantasie entzwei. Sie ballte die Hände und wurde dunkelroth vor Zorn und murmelte mit zusammengekniffenen Lippen: Nie wieder. Nie! Und hob die geballten Hände wie zum Schwur empor. Und stand wie eine Drohende vor dem unsichtbaren Dr. Julius Schneider.

Solche grausigen Dinge würde Walther Scharling nicht von ihr verlangen. Ihr Mund löste sich aus dem verbissenen Zornkampf und lächelte nur noch ganz wenig verächtlich. Dem kleinen Walther wäre es ja viel interessanter, sie würde seine Geliebte.

Einmal den Rausch des Lebens kosten!

Aber dann —? Dieser wahnsinnig leidenschaftlichen, zügellosen Jugend Rechte über ihr tägliches Leben einräumen ...

Immer und immer wieder den Liebestaumel fingiren, die überspannte Seligkeit, die sie vielleicht eine halbe Stunde lang empfunden hatte ...? Liebst Du mich auch? Liebst Du mich auch allein? Ich vergifte diesen Dr. Julius Schneider wie meinen Hund, wenn Du ihm noch einen Blick gönnst. Ich will nicht, daß Du Dir vom Legationsrath Billets besorgen läßt. Ich kann es nicht vertragen, wenn Du die Dramen anderer Leute anhörst. Bleibe zu Haus — ich lese Dir meine Verse. Diese Verse, die sie schon Silbe für Silbe kannte — bei denen sie einschlief, wenn er sie so schwermüthig feierlich vortrug ...

Frau von Necker stand vor dem Kamin, die Arme hingen schlaff herab, sie starrte trübe in die Gluth.

Ach, langweilig. Eine Wahl treffen müssen unter Menschen, die sie zum Behagen ihres Lebens Alle gleich nöthig hatte.

Warum kam denn Keiner von ihnen? Schon mißtrauten sie dieser altgewohnten Stunde — weil Jeder sie allein sehen wollte. Alles würde sich verschieben. Aus den guten, guten Freunden würden erbitterte Feinde werden.

Und so würde sie Alle verlieren ...

Eine Uhr schlug irgendwo mit hellem, dünnem, silbernem Klang. Frau von Necker sah in die rothe Gluth, über der blaue Lichtreflexe zitterten. Jetzt kam die Zeit, wo er sonst heimkehrte, er, dessen Leben nach der Uhr geregelt war. Ihr Mann. Wo er ruhig in's Zimmer

Digitized by Google

trat, nachdem die Anderen gegangen waren und nur die Dünste ihrer Zigaretten zurückgelassen hatten. Er nahm die Abendzeitung auf und setzte sich an den Kamin. Frau von Necker zog seinen Stuhl ein Wenig näher und ließ sich verträumt darauf nieder ...

... Er legte die Zeitung auf die Knie und beugte sich vor und rieb fröstelnd die bleichen hageren Gelehrten-Hände gegeneinander. Und dann hob er den Kopf und schaute sie an mit seinen stillen, klugen Augen und fragte freundlich: „Hast Du Dich gut unterhalten?"

Er verlangte keine Beichte — er kümmerte sich ja schon lange nicht mehr um ihr Thun und Lassen. Er ließ ihr volle Freiheit. Er war nur höflich.

Und sie hörte seine resignirte Stimme — sie sah seinen verstehenden Blick. Ein Sehnen schlich durch ihr ganzes Wesen nach seiner ruhigen, unverlangenden Gegenwart. Sie streichelte mit ihren Fingern die Lehnen des Stuhles, wo seine Arme zu ruhen pflegten. Unter ihren Lidern sammelten sich Thränen und rannen in langsamen Tropfen nieder.

Ach, lebte er noch und Alles könnte so bleiben wie es gewesen, u der Zeit, als sie noch nicht frei war ...

Aus der Hauptstadt.

Der Sieg des Culturgedankens.

Waldeck-Rousseau: Kriege muß man menschlich führen, mein lieber General. Schmerzlos, sozusagen; nach vorheriger Chloroformirung des zu Verunglückenden, gewissermaßen. Und es freut mich, daß Sie dem Waldersee diesen Standpunkt gehörig klar gemacht haben.

General Voyron: Allerdings, dem Waldersee. Aber ...

Waldeck-Rousseau: Die Berliner Anbiederungen waren mir schon lange ennuyant. Und daß Sie uns für's Erste von diesen Versuchen mit unzureichenden Mitteln befreit haben, auch dafür herzlichen Dank, mein lieber General. Doch die Hauptsache und Ihre Hauptthat bleibt immer Ihre exemplarische Menschlichkeit gegenüber den armen Chinesen, bleibt die unerhörte Ehrlichkeit unserer Truppen —

General Voyron: Freilich, die Ehrlichkeit. Aber ...

Waldeck-Rousseau: Was meinen Sie, wie die Kammer mir zujauchzen wird, wenn ich ihr anvertraue, daß der französische Soldat, der Sieger von Jena und der Verrathene von Metz, noch immer nicht bloß der tapferste, sondern auch der tugendreichste und selbstloseste ist? Das rettet Millerand's Portefeuille wieder auf mindestens drei Monate. Meine Herren, werde ich begeistert ausrufen, der französische Soldat ist der Einzige, welcher nach glorreich gewonnener Schlacht außer dem Marschallstabe nichts in seinem Tornister hat. Es ist dies eine geistreiche Anspielung auf die spitzbübischen Beutemacher in Transvaal, auf die gottverfluchten Pendulendiebe von 1870 —

General Voyron: Gewiß, gewiß. Nur daß ich's gleich einschiebe, Herr Ministerpräsident, unsere Leute haben in China so geraubt und geplündert, daß selbst ein jahrelanger großer Ausverkauf unser Waarenlager nicht erschöpfen würde.

Waldeck-Rousseau: Ei, das ist fatal. Geraubt und geplündert, sagen Sie? Und Waaren? Pfui, wie dumm! Lieber General, das geht nicht. Wir werden die Waaren zurückgeben müssen.

General Voyron: Beleidigen Sie die Armee nicht, Herr Ministerpräsident!

Waldeck-Rousseau: Lassen Sie nur. Ich verstehe mich auf dergleichen. Denken Sie an Panama. Unsere Armee steht über allen anderen europäischen. Sie ist die modernste. Sie soll es auch beim Rauben und Plündern sein. Theurer General — habe ich mein Vermögen erworben, indem ich Chinawaaren stahl? Das wäre ordinär, mittelalterlich und barbarisch gewesen. Nein, mein General. Ich habe mir einen Check geben lassen. Unserer tapferen und ehrlichen Armee alles Gute! Aber nicht in chinesischen Landesproducten und dergleichen unpraktischem Trödel, Herr General! Sondern gleichfalls in Checks!

General Voyron (beginnt zu verstehen).

Waldeck-Rousseau: Man muß eben den Krieg wie jedes andere Bankgeschäft betreiben. Welteroberung auf Actien, Cäsarismus mit beschränkter Haftung. Wer stiehlt heutzutage noch mit Hülfe des Stemmeisens? Ein Schlußschein macht größeren Effect. Apropos, mein lieber General — auf welches Conto wünschen Sie Ihren Beuteanteil, pardon, Ihr chinesisches Bankguthaben überwiesen?

General Voyron (lächelt verständnißvoll): Vive la France!

Timon d. J.

Dramatische Aufführungen.

Der rothe Hahn. Tragikomödie in vier Acten von Gerhart Hauptmann. (Deutsches Theater.) — Das große Licht. Schauspiel in vier Aufzügen von Felix Philippi. (Kgl. Schauspielhaus.)

Gönnt Euch nur keine Ruhe! Hetzt Euch ab, bis Ihr oder damit Ihr zusammenbrecht! Auch wenn Ihr einmal nichts zu sagen habt, sagt etwas, sagt sogar viel, damit die Leute nur ja nicht glauben, Ihr könntet auch schweigen. Der Schweigende ist ein armer Totgeschwiegener; die schellenlauten Thoren beherrschen den Markt.

Darum muß Jahr für Jahr ein neues Stück in die Welt gesetzt werden, denn die Direction Abrahamson-Brahm bedarf Jahr für Jahr, wenn nicht eines kassenfüllenden Schlagers, so doch zum Mindesten einer Hauptmann-Première. Zwar hat der Dichter seine Kraft für's Erste erschöpft, und dringend wäre ihm eine längere Ruhepause anzurathen. Der Geistesacker verarmt ohne Fruchtwechsel oder gar Brache noch schneller als das Getreidefeld. Und wenn es wahr ist, daß jeder Poet im Grunde nur zwei Gedanken und zwei Melodieen mitbringt, die ihm wirklich das Herz erfüllen, während alles Andere, was er singt und denkt, unecht und anempfunden ist — wenn das wahr ist, warum lassen wir dem Dichter Hauptmann nicht soviel Zeit, daß er sich auf seine alten Melodieen besinnen könnte? Denn erst dann werden sie neue Farbe und neuen Glanz erlangen, erst dann wird ihn der Geist treiben, neue, lebendige Blüten dem alten Samenkorn entsprießen zu lassen.

Hauptmann's Tragikomödie „Der rothe Hahn", die am vergangenen Mittwoch im Berliner Deutschen Theater zum ersten Male aufgeführt worden ist, setzt das bekannte Lustspiel desselben Autors vom Biberpelze fort. Als der Biberpelz gespielt wurde, war es für Jemanden, der seine Billets bezahlt, noch möglich, einen Platz zur ersten Aufführung zu erwischen; zum rothen Hahn hatten nur die höheren Grade des Freischärlerthums Zutritt. So weiß ich nicht, wie das landesübliche Premièrenpublicum die Tragikomödie aufnahm. Am Abend darauf war die Stimmung jedenfalls mehr als flau. Die beiden ersten Acte des Biberpelzes, diese prächtigen Ansätze zur socialen und politischen Komödie, hatten gewaltig gepackt, und wenn das jungfrische, in seiner verwegenen Frechheit entzückende Werk gegen den Schluß hin auch arg versandete und in Wiederholungen stecken blieb, so mußten ihm doch nur Pedanten diesen Mangel an wirklichem dramatischem Leben auf. Dem rothen Hahn gegenüber kann man leider nicht so nachsichtig sein. Denn er stellt sich rund und nett als eine schlappe Wiederholung der Wiederholung dar. Im Biberpelz wurde Holz und dergleichen gestohlen; im rothen Hahn verbrechert Mutter Wolffen unbekümmert weiter und stiftet ihren Mann zur Brandstiftung an. Daß der gefügige Diener ihrer Spitzbubeninstincte diesmal Fielitz heißt und Schuhmacher ist, während der erste, nun selig entschlafene Ehegemahl sein Brod officiell durch Zimmerarbeit erwarb, das ist kaum als besonders originell und wichtig anzusehen. Im Uebrigen bleibt Alles beim Alten. Wie der „unvergeßliche Julian", so sträubt sich auch Fielitz Anfangs gegen die bösen Einflüsterungen, um ihnen zuletzt doch zu erliegen. Wie im Biberpelz der Dr. Fleischer, so schöpfen auch hier kluge Männer allerlei dringenden Verdacht gegen die Wolffen, aber an der unnahbaren Bornirtheit des Amtsvorstehers v. Wehrhahn scheitert jeder Versuch, Frau Fielitz-Wolff von ihrem Piedestal herunterzuholen. So zahlt ihr die Versicherungsgesellschaft die Summe aus, womit die rüstige Dame das neue, stattlichere Haus aufführen will; so wächst das Gebäude in die Höhe, und das Richtefest kann gefeiert werden. Die gerissene Pfiffigkeit der Kleinen benutzt die Dummheit der Großen, um empor zu kommen. Im Kampfe um's Dasein gelten alle Mittel; wer arm ist, muß diese Fehler durch vollendete Gewissenslosigkeit wett zu machen trachten, ungenirte Verlogenheit und geistesgegenwärtige Infamie ersetzen die ersten zehntausend Mark Betriebscapital. Mutter Wolff, die im letzten Acte vom Schlage gerührt wird und uns dadurch hoffentlich eine dritte Fortsetzung des Biberpelzes erspart, faßt die Resultate und wissenschaftlichen Consequenzen ihres Erdenwallens bündig dahin zusammen, daß der anständige Mensch immer der übervortheilte sei und daß es sich für das geistige Wohlbefinden im Grunde

Digitized by Google

gleich bleibe, ob man Tugend übe oder sich dem Laster in die Arme werfe. Für das leibliche Wohlergehen des Individuums dagegen sorgt die Lasterhaftigkeit entschieden besser.

So die witzige Pointe des Stückes. Schade, daß wir sie von früher her schon genau kennen. Schade, daß von keiner Person und keiner Begebenheit, deren diese Tragikomödie doch genug auf die Bühne bringt, neues Licht auf den Hauptmann'schen Grundgedanken fällt. Es ist, als habe ihn ein geistloser Nachahmer in verzerrten Umrissen wiedergegeben und für gröberes Verständniß ausgeschrotet. Der Biberpelz war kein dramatisches Meisterwerk, aber so viel junge Kraft gährte in ihm, und so keck umzüngelte seine Satire vermorschtes Gemäuer, daß man bei näherer, liebevoller Betrachtung selbst die Fehler des Stückes erquickend fand. Der rothe Hahn verräth nur einmal die Tatze des Löwen: in der großen Verhörscene des dritten Actes, wo leiser Verdacht auf die treue Wolffen zielt, schließlich aber ein armer Idiot als der Schuldige eingesperrt wird. Hier excellirt wieder der Stumpfsinn der hohen Ortsbehörde, und die Hiebe des Dichters gehen klatschend nieder. Nichtsdestoweniger gefallen mir die Parallelscenen im Biberpelz besser. Einmal ist ihr Humor ursprünglicher, außerdem sind sie auch wahrscheinlicher. Ein paar verständige Menschen, darunter der Vater des zu Unrecht Beschuldigten, hegen ganz bestimmten Verdacht, und doch lassen sie es zu, daß ein Unschuldiger für die Schuldige büßt! Dem Wehrwahn glaubt man eine Eselei, und deßhalb verzeiht man sie ihm, dem Schmied, dem Doctor, dem Gendarmen aber glaubt man sie nicht. Die halten den Mund nur, um ihrem Dichter nicht unbequem zu werden.

So offenbart sich auch in dem gelungeneren Theile der Tragikomödie, die doch weder tragisch noch komisch ist, ein bedenkliches Nachlassen der Schaffenskraft Gerhart Hauptmann's. Und nun die unverblümt schwachen Stellen! Dies unausgesetzte Einschießen neuer Fäden, die anfänglich dazu bestimmt scheinen, die Buntheit des Gewebes zu erhöhen, dann jedoch achtlos fallen gelassen werden! Man geht in den ersten drei Acten auf die Anregungen des Verfassers ein, horcht aufmerksam, wenn er eine neue Verwickelung vorbereitet, eine neue Feinheit in die Wege leitet, und nimmt geduldig Enttäuschung nach Enttäuschung hin. Denn für den Autor ist in Wahrheit nur Flickwerk und Nebensache, was uns von Bedeutung für die Arbeit schien, als es auftauchte. Er springt von Scene zu Scene wie ein Kind, das auf den Steinen des seichten Baches umherhüpft. Weder hat er ein Ziel vor Augen, noch achtet er sonderlich auf den Pfad. Sobald der Zuschauer diese Methode kennen gelernt hat, ermüdet er und geht nicht mehr mit.

Ob Fortsetzungen von Dramen nützlich und klug sind, darüber läßt sich Mancherlei sagen. Im Allgemeinen lächelt ihnen der Stern des Glückes nicht. Man verlangt zu viel von ihnen, erwartet eine Verstärkung alter Eindrücke, Erweiterung und Verbreiterung des Rahmens und dabei zugleich die Wiederkehr von Wirkungen, die sich nur im beschränkten Stofftreise erzielen ließen. Hätte Hauptmann den inneren Drang verspürt, seiner Biberpelz-Diebskomödie einen neuen, ragenden Thurm aufzusetzen, von dem aus sich unseren überraschten Blicken umfassendere Aussichten geboten hätten, wäre er an eine Ausgestaltung der Charaktere gegangen und hätte die Frau Wolff mit ihren höheren Zwecken wachsen, den Wehrhahn in voller Kriegsrüstung als Vertheidiger von Thron und Altar daherstampfen lassen — man wäre ihm mit Freuden gefolgt. Aber statt dessen blieb er im allerengsten Cirkel sitzen. Er mußte sein alljährliches Drama abliefern, obgleich ihn keine innere Stimme drängte, und so entschloß er sich kurz resolvirt dahin, sich selber abzuschreiben. Besondere geistige Unkosten sind ihm ja nicht dabei erwachsen. Wie erschreckend wenig Humor in diesen endlosen, gestreckten Dialogen steckt, und mit wie geringer Kunst die Scenen zusammengebunden sind, das weitläufig auseinander zu setzen, verbietet Einem der Respect vor Gerhart Hauptmann's früherem Werke. Eine große Erschöpfung ist über ihn gekommen. Schluck und Jau, Michael Kramer waren gewiß im Kerne verfehlt, aber das Eine sah man ihnen doch auf den ersten Blick an: kein anderer Deutscher als Hauptmann hätte sie schreiben können. Im Rothen Hahn sind die Spuren dieses Könnens, der immer wieder bezaubernde Glanz dieses Wollens fast ausgelöscht. Hauptmann's Ackerfeld schreit nach der Brache. Es sind seine schlimmsten Feinde, die ihn dessen ungeachtet weiter an die Arbeit peitschen. Sammelt er jetzt, im tiefen Brunnenschacht, still alle geheimen Quellen, so wird der reine Strahl demnächst mit neuer Kraft an's Licht schießen; gönnt er aber, obwohl er schon ausgepumpt ist, weder seiner Dichtergabe noch seinen Nerven köstliche und stählende Erholung, so muß er elend versiegen.

Da ist Felix Philippi ein anderer Kerl. Ein ganz anderer. Der braucht weder Sammlung noch Erholung; alle seine großen Werke sind herrlich wie am ersten Tag. Er hat sich eine Technik angewöhnt, die den Erfolg vorbürgt. Wird jedem etwas gebracht, dem etwas Komik, Dem etwas tragisches Heldenthum; Dem süße Liebesschwärmerei, Jenem die gewaltsame Explosion des Hasses; geschieht auf der Bühne immerfort etwas maßlos Aufregendes, so daß Niemand die Blicke und die Ohren von ihr wendet, dann ist der Sieg gesichert. Im „Großen Licht" paradirt Philippi mit seinen sämtlich erprobten und privilegirten Eigenschaften. Das Stück hat sogar eine Idee. Der geniale Architekt entdeckt den talentvollen Maler und erzwingt ihm, gegen den Willen der Baucommission, den Auftrag, die von ihm, dem Genius, geschaffene Kirche mit einem großen Bilde zu schmücken. Aber der Maler ist ein Undankbarer. Statt den Genius zu lieben, beneidet er ihn und verfolgt ihn gehässig. Auf dem Gemälde vom großen und kleinen Licht ist der Architekt als kleines, der Maler als großes Bild dargestellt, und kläglich wird im Gemälde der Genius von dem Talente niedergerungen. Auch giftgeschwollene Broschüren veröffentlicht der Neidling gegen seinen hochmüthigen Beschützer. Zum Glück und zur Ehre der Menschennatur zeigt es sich schließlich, daß der Maler ein Irrsinniger ist; er stürzt sich im Wahn von der Kuppel auf die Straße, und das Genie triumphirt endgiltig. Der Philippi hat offenbar gar nicht bemerkt, daß er seinem tragischen Motiv den Hals umdreht, und daß sein Trauerspiel des Künstlerneides in ein Nichts zusammenfällt, wenn der Neidische im Schluß den geistig Gestörten mimen muß. Diesem Autor kommt es aber auch wohl weniger auf psychologische Großthaten, als auf die gruseligen Effecte an, die aus dem Wahnsinn herauszuschlagen sind. Na, und er hat sich dabei nicht verspeculiert. Das Publicum raste ihm Beifall. Auf den der ernsthaften Kritik kann er und wird er gern verzichten. Immerhin habe ich an ihm zu loben, daß er diesmal kein „actuelles Thema" behandelt hat. So sind uns die eigentlichen Schrecken seiner Muse gnädig erspart geblieben.

Rund um die Kunst.

Rococo im Kunstgewerbe.

Ich wüßte für das gesammte moderne Kunstgewerbe, vielleicht für die moderne Kunst überhaupt, kein passenderes Sinnbild, als die Handelsmarke der Königlich Dänischen Porzellanmanufactur, welche bekanntlich aus drei parallelen Schlangenlinien (den Sund, den Großen Belt und den Kleinen Belt versinnbildlichend) besteht. Denn das Motiv der geschweiften Parallellinien finden wir allerorten in der modernen Kunst. Wir finden es in der Architektur, ebenso wohl wie im Kunstgewerbe, in der Mode, im Buchschmuck, im Schmiedehandwerk, im Tapetenmuster, im Geschmeide ebenso wohl wie in der Möbeltischlerei. Allerdings ist anzunehmen, daß die Herrschaft dieses Motives nur sehr kurze Zeit dauern wird, und die kunstgewerblichen Werkstätten mögen bei Zeiten Vorsorge treffen, wenn die Uebersättigung an diesem im Grunde barocken Motiv, das lediglich etner vorübergehenden Mode zu danken ist, eintreten wird. Heute scheint es fast, als ob wir in der Zeit eines zweiten Rococo leben, denn auch der Rococo-Styl (das Wort selbst kommt von „rocaille" und in der „Grotte" herrscht allerdings die geschnörkelte Linie vor) lebte vom Schnörkel. Neu ist bei unserm modernen Rococo lediglich die Parallelführung dieser Wellenlinien, und obwohl dies wiederum ein rein lineares Princip ist, wurde es auf das gesammte plastische Kunstgewerbe angewendet. Schon darin also, in der einseitigen Betonung des linearen Elementes in dem doch vorzugsweise plastischen Kunstgewerbe, liegt ein scharfer Tadel ausgesprochen. Aber auch die alles beherrschende Vorliebe für die Schweifung der Linie kann der modernen Kunst nicht zur Ehre gereichen. Styl ist Charakter. Für das französische Rococo war die geschweifte Linie charakteristisch, denn in der Zeit der Allongeperücke (Perücke hängt sprachlich mit Barock zusammen, und auch für den Barockstyl ist die geschweifte Linie charakteristisch) war in den Charakteren das Gekrümmte, Gewundene und Gebogene vorherrschend. Um es brutal auszudrücken: in diesen geschweiften Linien kommt das Fratzenhafte einer ganzen Cultur zum Ausdruck. Und man muß den Muth haben einzugestehen, daß eben dieses Fratzenhafte sich leider auch in unserer modernen Cultur findet — dahin gehört Alles, was mit den zwei Silben „Ueber" anfängt, von den Uebermenschen, wie sie ein Münchner Künstler in ausgezeichneter Weise satirisch caricirt hat, bis zu den „Ueberbrettl'n". Es lebt in uns eine seltsame Furcht vor den geraden Linien wie vor den geraden Charakteren, und wir finden heutzutage jene eben so selten wie diese. Morgen schon wird es anders sein, sonst könnte ich die ganze Sache hier nicht so freimüthig behandeln. Auch für das van de Velde'sche Kunstgewerbe ist dies Fratzenhafte ebenso wie die geschweifte Parallellinie charakteristisch; häufig genug erinnern diese gekrümmten Linien ja geradezu an Papierschnitzel, an fliegende Bänder. An Papierschnitzel und Hobelspäne erinnerte schon das französische Rococo-Ornament, das wir ein wenig variirt selbst bei Eckmann finden. In der Möbeltischlerei ist das Motiv der drei parallelen Wellenlinien durch Stäbe oder Leisten, also in durchbrochener Arbeit zum Ausdruck gebracht worden, und man muß gestehen, daß es in diesem Theil des Kunstgewerbes hin und wieder am Platze zu sein scheint, nämlich sobald es darauf ankommt, möglichst wenig massige Umrahmungen, Einfassungen und Füllungen zu geben. Aber leider wird es auch da angewendet, wo es nicht am Platze ist. Die Gegner werden nun freilich sagen: „Warum sollen wir immer die so entsetzlich langweilige, nüchterne, spießbürgerliche gerade Linie anwenden — in geraden Linien zu componiren, bedarf freilich nicht viel künstlerischer Phantasie; das Sinnbild der Phantasie ist die Welle, und die Wellenlinie ist geschwungen." Aber es ist wahrlich nicht schwer, hierauf die gebührende Antwort zu geben. Die Welle fließt und

Digitized by Google

wallt und wird getragen. Im Kunstgewerbe müssen alle Gegenstände feststehen und sich selbst tragen, das Gesetz der Schwerkraft ist in ihnen rege, die Schwerkraft aber wirkt in gerader Linie, deßhalb wächst der Baum in gerader Linie, deßhalb wächst der Mensch in gerader Linie, deshalb muß jeder Kirchthurm, jeder Fabrik-Schornstein und jeder gothische Dom als gerader Strich zwischen Himmel und Erde construirt werden, und nur für die Wolken und Wellen, für alles Fließende ist die geschwungene Linie charakteristisch. Und zugleich versinnbildlicht die gerade Linie die Ruhe. Für unsere Zeit ist vielleicht die Unruhe gerade so bezeichnend wie die Vorliebe für die geschweifte Linie. Die Werke der Architektur und des Kunstgewerbes aber sind Gegenstände im Raum, welche im Grunde auf der Erde stehen: sie laufen nicht, sie stehen — daher gehört für ihren Grundriß die gerade Linie. Das eigentliche Gebiet der geschwungenen Linie, als des Sinnbildes der Bewegung, ist die Musik: der Ton pflanzt sich in Wellenlinien fort, und in der Musik soll überall Bewegung, Fluß und Welle sein.

Bei alledem will ich nun nicht etwa sagen, daß die geschwungene Linie überhaupt aus dem Kunstgewerbe zu verbannen sei. Sie kann am Platze sein, überall da, wo es sich um bloße Ausschmückung handelt. Beim Decor darf sie angewendet werden, aber niemals bei den dem organischen Aufbau dienenden Gliedern. Im Uebrigen steht wie gesagt die Zeit vor der Thür, in der wir vor der geschweiften Linie einen Ekel empfinden und aus der Periode eines zweiten Rococo-Styles in eine neue deutsche Renaissance übergehen werden. Heinrich Pudor.

Das moderne Geschäftshaus.

Es ist noch nicht zwanzig Jahre her, daß sich der erste Typus des modernen Geschäftshauses entwickelte, indem in das Erdgeschoß des Wohnhauses Läden mit großen Schaufenstern durchgebrochen wurden. Dann folgte der zweite Typus: das über den Läden liegende Geschoß wurde für Bureauzwecke umgebaut, oder es wurden dementsprechende Häuser errichtet. Der dritte Typus bestand darin, daß zwei oder drei der unteren Stockwerke für Schaufensterzwecke eingerichtet wurden, und das letzte Jahr endlich hat den vollkommenen Typus des modernen Geschäftshauses gebracht: das Schauwaarenhaus, wie man es in Analogie zum Schauspielhaus nennen könnte, nämlich das Haus mit Schaufenstern durch sämmtliche Stockwerke, das weder Wohnräume noch Bureauräume enthält. Charakteristisch für diesen Typus ist, daß zu jedem der großen Schaufenster in allen Stockwerken ein elektrischer Lichtträger gehört. Ein gutes Beispiel dieses neuesten und vollkommenen Typus des modernen Geschäftshauses ist das soeben fertiggestellte Ball'sche Möbelwaarenhaus in der Potsdamerstraße in Berlin, dessen Fassade skelettartig construirt ist mit eisernen Knochen, zwischen denen Schaufenster-Füllwerk wie Fleisch gewachsen ist. Nahe kommt ihm der Neubau des Israel'schen Geschäftshauses gegenüber dem Rathhaus. Eine dringende Aufgabe aber für die Architekten derartiger Waarenpaläste liegt darin, die Fassade organisch aus dem Gebäude-Inneren und Stockwerken zu entwickeln, derartig, daß wir durchsichtige Häuser, nicht nur, was die Schaufenster betrifft, bekommen, sondern auch, was die Construction betrifft: die Dielen der Stockwerke sollen die vertikalen Streben nicht durchschneiden, und die Horizontale soll der Vertikalen die Wage halten. Man sehe sich das neue Geschäftshaus der Firma Siemens & Halske auf dem Ascanischen Platze an. Hier ist die einseitige Betonung der Vertikalen bis zur Absurdität gesteigert. Die Fassade ist ohne Beziehung zum Gebäude-Inneren und zu den Stockwerken selbstständig plastisch und ornamental behandelt, und das Ergebniß ist eine Absonderlichkeit, die in diesem Falle weder auf den Beifall der Kunstverständigen noch der Laien rechnen kann. Man schüttelt den Kopf und denkt: schade um das Material. Originell sind die in der Art von gedrehten Stricken gemeißelten Steinarbeiten, aber wir brauchen in der Kunst Originales, nicht Originelles, und die Logik muß auch in der Architektur herrschen. H. P.

Notizen.

Echten Berliner Humor bietet der erste Band von „Berlin wie es weint und lacht" mit dem Inhalt „Berliner Humor vor Jahrzehnten", acht Geschichten von F. Truloff (Richard Eckstein Nachf. [H. Krüger], Berlin W. 57). Wer das Berliner Volk, den traditionellen, heute allerdings ausgestorbenen Schusterjungen, die Frau der Berliner Markthalle ꝛc. kennt oder eine patriotische Feier in Berlin miterlebt hat, vielleicht sich auch über eine Persönlichkeit aus dem Berliner Volk recht köstlich amüsirt und gelacht oder gar etwas geärgert hat, der wird gern die halbe Mark für Truloff's Büchlein anlegen.

Mythologie des Buddhismus in Tibet und der Mongolei nennt die Verlagsbuchhandlung von F. A. Brockhaus, Leipzig, einen Führer durch die berühmte Lamaistische Sammlung des Fürsten E. Uchtomskij. Albert Grünwedel, der Verfasser der werthvollen Schrift, thut die phantastische Götterwelt der Buddhisten weit vor uns auf, und an der Hand seiner Darlegungen, wie auch vor Allem Dank dem reichen und durchweg wunderbar schön ausgeführten Bilderschmuck, lernen wir neben den Idolen der Central-Asiaten auch die Menschen selber kennen, die sich diese Götter ersannen. Grünwedel's ernstes und gediegenes Werk, das der Fürst bevorwortet hat, ist u. A. vortrefflich geeignet, uns einige Ursachen der großen russischen Erfolge bei den in Frage kommenden Völkerschaften zu erklären. So wird es auch von Politikern mit Nutzen gelesen werden.

Die Kreuzritter. Historischer Roman aus dem XV. Jahrhundert. Von Heinrich Sienkiewicz. Illustrirt von F. Schwormstädt. 2 Bände, gebunden zusammen Mk. 12.—. (Verlagsanstalt Benziger u. Co., A. G., Einsiedeln.) Auch in diesem Werk entfaltet Sienkiewicz eine Kunst der Erzählung und Schilderung und ein Geschick, die Spannung des Lesers auf's Aeußerste zu treiben, wie es in gleicher Weise, jedoch in Verbindung mit wesentlich anderen Tendenzen, nur die beiden französischen Romanciers Dumas Vater und Sohn besessen haben. Schwere historische Ungerechtigkeiten wie diese läßt sich Sienkiewicz, wenn er auch mit Leib und Seele Pole ist — seine Haltung zum Wreschener Fall hat das neuerdings gezeigt — niemals zu Schulden kommen. Dieser Umstand trägt nicht unwesentlich dazu bei, den Roman auch für den historisch gebildeten deutschen Leser zu einer interessanten, spannenden und ergreifenden Lectüre zu machen.

Theodor Lindner's Weltgeschichte seit der Völkerwanderung, deren erster Band soeben in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, Stuttgart, erschienen ist, verdient schon jetzt ein dankbares Wort der Empfehlung. Man kennt die gediegene und gründliche Art des Verfassers, die sich mit einer bei unseren Gelehrten leider recht seltenen Gabe, anschaulich und farbig zu sein, reizvoll paart. Eine Fülle neuer Gesichtspunkte sprießt aus dem schönen Buche auf. Nur ein Beispiel für viele. „Die herkömmliche Auffassung begrüßt in der Völkerwanderung den glücklichen Anbruch einer neuen Zeit und betrachtet sie mit Genugthuung. Man hat wohl gesagt: die europäische Menschheit empfing einen neuen Leib, den germanischen, und eine neue Seele, das Christenthum. Das römische Reich sei zum Untergange reif, sein Fall unaufhaltsam und nothwendig gewesen. Das ist billige Weisheit, geschöpft aus dem bequemen Brunnen der Thatsachen. So gut wie das oströmische Reich weiter bestand, wäre es auch möglich gewesen, daß die Germanen ihre unverbrauchte Lebensfülle den älteren Völkern beimischten, ohne daß die römische Cultur darüber zu Grunde ging. Nicht die Völkerwanderung, sondern lediglich das Ansehen dieser römischen, angeblich werthlos gewordenen Cultur gab den Anlaß zur Verbreitung des Christenthums, und fast alle Germanen waren Christen, ehe sie in das Reich eindrangen, so daß die neue Religion zu ihrer Entfaltung nicht nothwendig das Aufhören der römischen Herrschaft erforderte." Von solchen Darlegungen geht reiche Befruchtung aus, und wir wünschen, daß ein recht großer Theil unserer Gebildeten ihrer theilhaftig werde.

Hermann Allmers ist niemals ein fruchtbarer Schriftsteller in modernem Sinne, d. h. ein Vielschreiber gewesen; die Gaben aber, die seine Muse uns geschenkt hat, zählen vielleicht zu den Schönsten, Edelsten und Tiefstempfundenen, was deutsche Dichtkunst und Literatur hervorgebracht haben. Für die große allseitige Beliebtheit, deren sich die Schriften des noch immer sangesfrohen Dichtergreises im deutschen Vaterlande und weit über dessen Grenzen hinaus erfreuen, redet wohl am deutlichsten die soeben im Verlag der Schulze'schen Hofbuchhandlung in Oldenburg erschienene zehnte illustrirte Auflage der „Römischen Schlendertage." Selten wohl hat ein Buch über Italien oder Rom — und die Zahl der neuen und neuesten Erscheinungen auf diesem Gebiete ist Legion — so viel Glück gemacht als das Allmer'sche, dessen klassische Schilderungen ewige Jugend athmen. Das päpstliche Rom ist vergangen, Allmers' Schlendertage aber bestehen und sind herrlich wie am ersten Tage. Zwanzig Vollbilder, nach Original-Zeichnungen des Verfassers selber und seiner römischen Künstlerfreunde hergestellt, verleihen dem Buche schönen künstlerischen Schmuck. Als Gabe für den Weihnachtstisch seien gerade die „Römischen Schlendertage" warm empfohlen.

Die neue Familie, Roman in zwei Bänden von Dr. Jakob Schoembs. Verlag von Fr. Wilh. Ruhfus in Dortmund. Mk. 6.—, in einem Leinenbande Mk. 7.20. Ein nicht alltägliches Buch; ein Roman, der sich angenehm liest und doch den Geist beschäftigt. Da hören wir Worte über die Jugenderziehung, die sehr zu denken geben. Die Schilderung des Plantagenlebens giebt Anlaß zu nicht mißzuverstehenden Erörterungen über das Verhältniß der Indianer zu den Europäern und die gerade jetzt „actuelle" politische Unsicherheit in den mittelamerikanischen Staaten. Auf die farbenreichen Naturschilderungen aus den Tropen, die Schoembs als Dichternatur offenbaren, sei nur im Vorbeigehen hingewiesen. Vor allem die Menschen gewinnen Fleisch und Blut unter des Verfassers Händen, und dem Leser drängt sich die Ueberzeugung auf, daß uns keine für den besonderen Zweck erfundenen Typen, sondern Persönlichkeiten begegnen, deren Urbilder noch heute unter den Lebenden sind, seien es nun Vertreter der weißen oder braunen Rasse.

Anton Tschechow. „Onkel Wanja," Scenen aus dem Landleben in vier Acten. Deutsch von August Scholz. Berlin, Dr. John

Digitized by Google

Edelheim, Verlag. Preis broschirt 1 Mk. Der Dichter entrollt in diesem Stück ein interessantes Bild aus der vornehmen russischen Gesellschaft, die er in der schon von seinen Satiren her bekannten feinen künstlerischen Weise zu charakterisiren versteht. Der Titelheld Onkel Wanja — wir würden sagen: Onkel Hans — ist ein braver Landjunker, der zu Gunsten seiner an einen berühmten Kunstprofessor verheiratheten Schwester auf seinen Antheil an seinem Erbgut verzichtet hat. Onkel Wanja verwaltet das Gut durch mehr als zwanzig Jahre und schickt alles, was er herauswirthschaften kann, dem berühmten Schwager, für den sich überhaupt die ganze Familie opfert. Aber der Herr Professor wird pensionirt und entpuppt sich nun als ein großer Hohlkopf. Er zieht mit seiner hübschen zweiten Frau auf das Erbgut, stellt hier alles auf den Kopf, quält alle Welt mit seinem Podagra und will schließlich das Erbgut, das gar nicht ihm, sondern seiner Tochter aus erster Ehe gehört, verkaufen, um in der Stadt zu leben. Da kommt in Onkel Wanja, in dem überdies noch eine unerwiderte Leidenschaft für die schöne Professorin erwacht ist, der lange aufgespeicherte Groll zum Ausbruch: er schießt auf den Professor. Er fehlt ihn zwar, veranlaßt ihn aber dadurch, sich schleunigst aus dem Staube zu machen. Und Onkel Wanja arbeitet für ihn weiter, in Gemeinschaft mit der sympathischen Professorstochter Sonja, deren unglückliche Liebe zu dem geistreichen Kreisarzt Ostrow vom Dichter mit seiner Kunst gezeichnet ist. Im Rahmen dieser Handlung entwickelt Tschechow seine ungewöhnliche Meisterschaft in der realistischen Darstellung; darüber hinaus aber gewinnt das Stück auch für Nichtrussen an Bedeutung durch die scharfe und treffende Kritik, die der Dichter an den socialen Verhältnissen seiner Heimath, namentlich dem Leben der höheren Gesellschaftsschichten übt.

Dr. Gustav Waltz, Euphormio. Aus dem Lateinischen übersetzt. Satirischer Roman des Johann Barclay nebst Euphormio's Selbstvertheidigung und dem Spiegel des menschlichen Geistes. Mit dem Bildniß Barclay's. 8°. Geheftet 4 Mark. (Karl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.) Johann Barclay (1582—1621), der aufgeklärte Katholik, der in allen Wissenschaften bewanderte, bei Hofe gern gesehene Zeitgenosse und Unterthan Heinrich IV. von Frankreich, der Geheimsecretär, Freund und Gesandte Jakob's I. von England, schildert in den am Anfang des 17. Jahrhunderts erschienenen zwei Büchern des Euphormio sich selbst und die Erlebnisse seiner eigenen, von den Stürmen der Zeit durchtosten Jugend. Er führt uns kreuz und quer durch die Hauptländer Europas und zieht die Schwächen und Gebrechen der Franzosen, Italiener, Deutschen und Engländer mit scharfem Blick und mehr oder minder derbem Humor durch die Hechel. Die Erzählung ist flott, klar, packend, übersichtlich, entschiedenen Ganges. Daran schließt sich die geistreiche, Papismus und Jesuitismus grell beleuchtende und viel zum Verständniß der vorausgegangenen Bücher beitragende „Vertheidigungsschrift". Der darauf folgende „Spiegel des menschlichen Geistes" entwirft ein wohlgetroffenes, lebensprühendes und auch heute noch mustergiltiges Bild der menschlichen Altersstufen, der Hauptvölker Europas (einschließlich Türken und Juden), der verschiedenen Charaktere, Stände, Berufsarten. Frei von aller Satire, entstammt er der Feder des ausgereiften, auf der Höhe seiner Zeit stehenden Barclay. Obwohl die Uebersetzung sich dem lateinischen Original dem Sinne nach eng anschließt, liest sie sich doch wie eine selbstständige Arbeit. Waltz hat einen realistischen Roman von hohem culturhistorischem Werth der deutschen Leserwelt zugänglich gemacht. Der Preis beträgt trotz des Umfanges von nahezu 40 Bogen nur 4 Mark.

Arthur von Loy, Neue Novellen und Märchen. (Verlag Franz Grunert, Berlin.) Diese Novellen und Märchen (für Große) verrathen eine scharfe Beobachtung des gesellschaftlichen und häuslichen Lebens. Der Verfasser besitzt ein hübsches Talent, dem Phantasie und warm quellende Empfindung nicht abzusprechen sind.

Anton Tschechow: „Drei Schwestern", Schauspiel in vier Acten. Deutsch von August Scholz. Berlin, Dr. John Edelheim, Verlag. Preis: broschirt 1 Mark. In Tschechow's „Drei Schwestern" handelt es sich um eines jener modern-realistischen Dramen ohne sogenannte „Helden", um ein reines Milieustück, in dem wirkliche Menschen mit ihren Schicksalen wahrheitsgetreu geschildert werden und mit einfachen Mitteln große Wirkung erzeugt wird. Wie Tschechow mit knappen, sicheren Strichen die zwölf Menschen seines Stückes gezeichnet hat, daß wir bis in ihr Innerstes hineinzuschauen vermögen und in ihnen typische Repräsentanten ganzer Gesellschaftsschichten erkennen, das ist meisterhaft. Besonders werthvoll und interessant ist das Stück für uns dadurch, daß es neue, grelle Lichter auf jenen harten Kampf wirft, den die dünngesäte Intelligenz dieses Landes noch gegen die massige Unbildung und Halbbarbarei zu führen hat.

Konstantinopel, von Hermann Barth. Der XI. Band der bisher trefflich durchgeführten Sammlung der „Berühmten Kunststätten" (Leipzig und Berlin, E. A. Seemann) beschäftigt sich mit den Reizen Stambuls. Groß sind die Anforderungen, die das vielseitige Thema an seinen Autor stellt: denn wer schildert die landschaftlichen Reize des Bosporus, die uralte vielbewegte Vergangenheit von Byzanz, das wechselnde Treiben des bunten Völkergemischs, das sich dort durch einander bewegt, ohne mit der Cultur und den Sprachen, mit Geschichte und Kunst des oströmischen Reichs und der mohammedanischen Eroberer genau bekannt zu sein? Das vorliegende Werk überrascht durch die intime Kenntniß dieser Dinge, durch die an interessanten Details fast überreiche, manchmal sprudelnde Schilderung der Oertlichkeit, der historischen Vergangenheit, der Sitten und Gebräuche. Den Hauptbestandtheil des Werkes nimmt die Schilderung der Kunstschätze Konstantinopels ein, die überdies durch 103 wohlgelungene Abbildungen vorgeführt werden. Der Preis für das elegante Buch von 200 Seiten ist nur 4 Mk.

Manuia Samoa. Samoanische Reiseskizzen und Beobachtungen von Richard Deeken. Mit ca. 40, meist ganzseitigen Vollbildern. (Verlag von Gerhard Stalling, Oldenburg.) Samoa mit seinen rauschenden Palmen, mit seiner azurblauen, brandenden See, mit seinen edlen liebenswürdigen Bewohnern, mit seinem endlosen, tiefen Waldesfrieden, Samoa ist ein Land des Traumes, ein Land der Poesie. Dieses seines Geistes einen deutlichen Hauch verspürt man in Deeken's schönem Buche. Aber auch der Colonialfreund findet darin vieles Neue und Wissenswerthe, besonders über die Entwickelung der Colonie unter deutscher Flagge. Zahlreiche prächtige Abbildungen zaubern dem Leser das tropische Südsee-Paradies vor Augen und setzen ihn in Stand, Deeken's farbenfreudige Schilderungen zu würdigen. Das Buch ist ein prächtiges Geschenk für Herren, aber auch für die deutschen Frauen ist es eine reizvolle Weihnachtsgabe.

Guy de Maupassant, Verse. In deutscher Uebertragung von Max Hoffmann. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt von S. Schottlaender. Preis eleg. geheftet Mk. 2.—, fein geb. Mk. 3.— Auch Guy de Maupassant hat am Anfang seiner meteorgleichen Laufbahn Verse gemacht, und wenn Heine und Zola behaupten, daß nur Der eine gute Prosa schreiben könne, der gute Verse gedichtet hat, so hat Maupassant diese Forderung glänzend erfüllt. Die zahlreichen Freunde und Verehrer der graciösen Maupassant'schen Muse werden bei seinen „Versen" auf ihre Rechnung kommen und sich an dem echten Maupassant mit seiner schalkhaften, aller philisterhaften Sittenstrenge gern ein Schnippchen schlagenden Laune erfreuen. Die von unserem Mitarbeiter besorgte Verdeutschung liest sich wie ein Original und ist der französischen Ausgabe vollständig ebenbürtig. Nur ein Dichter, der zugleich mit den intimsten Geheimnissen der französischen Sprache auf's Innigste vertraut ist, konnte diese Uebertragung der Maupassant'schen Gedichte liefern, die sich würdig den meisterhaften Uebersetzungen anderer ausländischer Dichtungen anreiht, die wir in deutscher Sprache besitzen.

Die Weihnachtsgaben der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, zeichnen sich dies Mal durch ein besonders zierliches und vornehmes Gewand aus. Sie sind fast sämmtlich Geschenkwerke in gutem Sinne, und es befindet sich Kost für jeden Geschmack unter ihnen. Baron Weyssenhoff's „Uebermensch", eine hypermoderne Lectüre, zählt zu den fesselndsten und merkwürdigsten Gaben der polnischen Literatur unserer Tage. Der Cesare Borgia up to date schreitet durch das eigenartige Buch, der Zerbrecher alter Tafeln, und es ist fesselnd, zu sehen, wie er sich mit dem Leben, wie sich das Leben mit ihm auseinander setzt. Neben dem Polen Weyssenhoff, dem Schlachzigen mit dem deutschen Namen, darf natürlich Henryk Sienkiewicz nicht fehlen. Sein nun beinah' allzu berühmtes „Quo vadis?" liegt in einer Zierausgabe vor, die — 776 Seiten stark — doch nur 220 Gramm wiegt. Und das ist das Curiose, das der Schlager bei der Sache. Literatur nach Gewicht! — Von dem augenblicklichen Lieblings-Romancier der „Ueber Land und Meer"-Leser, Johannes Richard zur Megede, ist uns „Das Blinkfeuer von Brüsterort" beschеert worden, in dessen Gefunkel schließlich die wunderschöne Heldin den Tod sucht und findet. Sie hatte genossen das irdische Glück, sie hatte gelebt und geliebet. Es ist eine sehr rührende Geschichte, und da Johannes Richard zur Megede auch humoristisch, niemals aber anstößig sein kann, so wird sein Neuestes unseren kleinen Fräuleins ein Leckerbissen sein. — Am besten haben uns Tony Schumacher's „Spaziergänge in's Alltagsleben" gefallen. Das ist eine liebe, kluge Frau, die an hundert kleine und nebensächliche Geschehnisse ihre vernünftig-praktischen, mitunter sogar von echter Weisheit erfüllten Bemerkungen zu heften weiß und damit fast immer den Nagel auf den Kopf trifft. Ihre Plaudereien lesen sich zudem flott und frisch, alle Aufdringlichkeit liegt ihnen fern, so daß sie der Jugend wie dem Alter gleich angenehm sein werden. Mögen sie ihren Weg machen! Sie verdienen jede Empfehlung. — Weniger befreunden können wir uns mit Oskar Blumenthal's Montags-Feuilletons aus dem Berliner Tageblatt, bereits veralteten Skizzen, die die Buchform nicht ertragen. „Unerbetene Briefe" sind Schreiben, deren Annahme mancher Adressat verweigern wird. Ihr „Humor" ist so spitzfindig und gequält, der Standpunkt des Autors dazu so einseitig und beschränkt; die Waffen, mit denen er seine literarischen Gegner befehdet, so verrostet, daß man staunend diesen Geist aus der Rumpelkammer vorüberstolpern sieht. Oskar Blumenthal ist allwöchentlich einmal zu ertragen für den, der ihn nicht liest; seine Essais in Massen vereinigt sind unnennbare Grausamkeiten. — Wir bemerken noch, daß alle diesjährigen Weihnachtsbücher der Deutschen Verlags-Anstalt in ihren sehr hübschen Einbänden doch sehr billig sind: 3—4 Mark ist ein Preis, den auch der sogenannte sparsame Familienvater noch aufbringen kann.

Digitized by Google

Bismarck im **Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtschersky Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Hervorragendstes Festgeschenk:

Felix Dahns sämtl. poetische Werke.

Erste billige Gesamtausgabe der Romane und Dichtungen.

In 75 Lieferungen oder 21 Bänden.

Preis Mk. 75,—. Gebunden Mk. 96,—.

Romane und Erzählungen 15 Bände, Gedichte und Dichtungen 4 Bände, Schaubühne 2 Bände.

Gottsched-Verlag. Berlin W. 9.

Eugen Reichel:

Ein Gottsched-Denkmal.

Monumentales Prachtwerk. 30 M.

Kleines Gottsched-Denkmal. 2 M.

Die Londoner „Academy" hat kürzlich verschiedenen hervorragenden Gelehrten und Staatsmännern einen Fragebogen mit der Frage zugehen lassen, welches die zwei im Jahre 1900 erschienenen Werke seien, die auf sie den bedeutendsten Eindruck gemacht haben. Karl Blind, der in London heimisch gewordene berühmte Gelehrte, hat bei dieser Gelegenheit Eugen Reichel's „Gottsched-Denkmal" an erster Stelle genannt.

Redacteur

einer Tages-Zeitung, Feuilletonist und Kunstkritiker von Ruf, mit besten Referenzen (auch von der „Gegenwart" warm empfohlen), sucht die

Berliner Vertretung

für größeres Provinzblatt oder Zeitschrift auf dem Gebiete der Berichterstattung über Theater, Kunst und öffentliches Leben. Unter L 25 an die Expedition der „Gegenwart".

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 16 Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Mineralquelle** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. In den Handlungen natürlicher Mineralwässer und in den Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: **42 Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen und geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-, Trink-** und **Badequellen, Mineral-, Moor-, Douche-** und **Dampf-Bädern,** zeitgemässen Einrichtungen zu **Kaltwasserkuren u. Massage,** ferner einer vorzüglichen **Molken-, Milch-** und **Kefyr-Kur-Anstalt. — Hochquellen-Wasserleitung.** — Angezeigt bei **Krankheiten** d. **Nerven,** d. **Athmungs-, Verdauungs-, Harn-** u. **Geschlechts-Organe,** zur **Verbesserung** d. **Ernährung** u. d. **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden u. d. Folgen entzündl. Ausschwitzungen. Eröff. **Anfang Mai.** Prosp. unentgeltlich.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz** und Burgsteinfurt, Westf. Herrl che Lage. Honor. nach Heilg. Prospecte gratis. Aelteste staatl. durch S. M. Kaiser Wilhelm I ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Manuscript-

Angebote erbitten

Jacobi & Zocher, Verlagsbuchhandlung.
Leipzig-R., Oststraße 9.

Hierzu eine Beilage von **C. F. Amelang's Verlag** in Leipzig.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 50. Berlin, den 14. December 1901. 30. Jahrgang. Band 60.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt.

Ein Votum über den neuen Zolltarif. Von Caliban. — Die akademische Frau. Von Ottilie Hertramph (Hirschberg i. Schl.). — **Literatur und Kunst.** Christian Dietrich Grabbe. Von Alfred Semerau (Charlottenburg). — Moderner Pessimismus. Von Anton Weis-Ulmenried. (Schluß.) — Ein Trust der Kunsthändler? Von E. Klotz, Maler und Radirer in Leipzig. — **Feuilleton.** Spielerei. Skizze von Maria Schneider. — **Aus der Hauptstadt.** Straffe Zucht. Von Ajax. — Opern und Concerte. Von Hermann Springer. — **Offene Briefe und Antworten.** Noch einmal „Die ärztliche Fernbehandlung". Von Dr. Alphons Fuld. — Notizen. — Anzeigen.

Ein Votum über den neuen Zolltarif.

„Man hat die Befürchtung ausgesprochen, daß in Folge des gesteigerten Zolles die Kornpreise bei uns erheblich in die Höhe gehen und daß dadurch sociale Gefahren entstehen würden. Nun, meine Herren, Sie wollen sich erinnern, daß... schon wiederholt... in diesem Saale dieselben Prophezeihungen uns von denselben Rednern, die heute gesprochen haben oder sprechen wollen, gemacht worden sind: die Preise werden eine (unerträgliche) Höhe erreichen, sie werden den Arbeiter in seinem Erwerb und in seinem Brode beschränken müssen, und wir werden socialen Gefahren entgegengehen, die wir gerade bekämpfen und beschränken wollen. Alle diese Prophezeihungen sind falsch gewesen; es hat sich nichts davon bestätigt... Im Gegentheil, das Korn ist wohlfeiler, als es seit sehr langen Jahren war, und nach dem Verhältniß des jetzigen Geldwerthes wohlfeiler, als es jemals in diesen letzten hundert Jahren gewesen ist. Die Folge also, die die Herren vorhergesagt haben, ist in keiner Weise eingetroffen. Ob sie eintreffen würde, wenn der Zoll nunmehr (um ein paar Mark) erhöht wird, ja, meine Herren, das will ich nicht mit derselben Sicherheit vorhersagen, es ist mir kaum wahrscheinlich. Es kann aber sein; wenn sie eintritt, gut, so wird eine Preisverbesserung dem Landwirth zu Gute kommen. Wenn sie nicht eintritt, so wird der Zoll sicher vom Auslande bezahlt sein, und warum soll der Finanzminister des Deutschen Reichs die Zölle nicht annehmen, die das Ausland, wie Amerika und Rußland, ihm zu zahlen bereit ist?"

„Meine Herren, die Idee, daß niedrige Kornpreise überhaupt glücklich machen und zur Basis eines glücklichen Lebens erforderlich sind, habe ich hier (schon früher einmal) mit einer Breite bekämpft, die mich davon entbindet, das heute nochmals zu thun. Ich habe mich darauf berufen, daß in dem Falle der Littauer, der die wohlfeilsten Preise bei uns hat, sehr viel glücklicher sein müßte als der Rheinländer, daß der Südrusse und der Rumänier mehr prosperiren müßten in ihren ganzen wirthschaftlichen Verhältnissen, als der Franzose und der Belgier."

„Das Alles ist ja eine wunderliche Behauptung, daß der Zweck des wirthschaftlichen Lebens und der wirthschaftlichen Gesetzgebung sei, wohlfeiles Korn herzustellen. Warum wollen Sie denn dann nicht weitergehen? Also beispielsweise Kleidung, Stiefel, Wohnung sind ja ebenso unentbehrliche Bedürfnisse für den Arbeiter, wie Brod... Was geht Sie der deutsche Schneider an, wenn der Arbeiter sich von dem amerikanischen Schneider in fertigen Kleidern wohlfeiler kleiden lassen kann? Was geht Sie der deutsche Schuhmacher an, die deutsche Lederarbeit? Ja, meine Herren, noch weiter: Wenn wir dies System verfolgen, so wäre es für alle Diejenigen, die von ihrem Gelde, vom Honorar oder Gehalt leben, kurz und gut, für die ganzen inproductiven Classen der Gelehrten und Ungelehrten außerordentlich angenehm, wenn alle Gegenstände des menschlichen Lebensbedürfnisses auf einen Preis herabgedrückt würden, für den sie im Inlande gar nicht erzeugt werden könnten, wenn sie so wohlfeil werden könnten, daß sie womöglich gar nichts kosteten. Ja, dann würde vielleicht Denen, die ich im Allgemeinen als Rentiers bezeichnen will..., der Zustand sehr behaglich sein. Das erinnert mich an einen sehr trivialen Vorgang. Es giebt Köchinnen, die grausam genug sind, die Krebse kalt an das Feuer zu setzen. Wenn dann das Wasser zuerst warm wird, dann geben die Thierchen alle Zeichen des Behagens von sich; es ist ihnen sehr wohl; aber das Ende ist sehr übel. So würde es auch hier sein; der ganze Staat, das ganze Volk würde zu Grunde gehen."

„Wenn es ein Glück ist, für Getreide und Brodfrüchte niedrige Preise zu haben, warum wollen Sie dann nicht das Eisen, das Leder — das sind auch ziemlich unentbehrliche Bedürfnisse — Glas, Gewebe, Garn, alles auf die möglichst geringsten Preise drücken? Dann müssen Sie alle Schutzzölle abschaffen."

„Nehmen Sie die Handwerker auf dem Lande. Es heißt ja im alten Liede: Es ist kein Dörfchen so klein, ein Hammerschmied muß darin sein. Aber es ist nicht bloß der Hammerschmied, es ist der Stellmacher, der Rademacher, es ist ein Schneider und Schuhmacher jedenfalls in jedem Dorf... All' ihr Gedeihen hängt unbedingt von dem Gedeihen der Landwirthschaft ab. Hat der Bauer Geld, so hat es die ganze Welt."

„In der Regel wird Deutschland das Quantum Getreide, was es braucht, annähernd selbst bauen... Wir können noch mehr Getreide als jetzt bauen, sobald es lohnt."

„Die Behauptung, daß nur der große Besitzer interessirt wäre, während der kleine unter den Kornpreisen litte, die ist vollständig unrichtig. Auch der allerkleinste Besitzer wird den Roggen, den Weizen, den er baut, zunächst verkaufen und sich

Digitized by Google

dafür, so weit er es braucht, Brod anschaffen. So weit er es nicht braucht, schafft er sich andere Dinge für den Erlös des verkauften Kornes an."

„Deßhalb sind alle diese Behauptungen in der Presse und in den Reden, die davon ausgehen, als ob diese ganze Zollgesetzgebung in Bezug auf Getreide das Mittel wäre, den Großgrundbesitz zu erleichtern auf Kosten des armen Mannes, einmal verlogene Entstellungen der Wahrheit, dann in zweiter Linie ungerechte Aufhetzungen der besitzlosen Classen."

Also sprach am 10. Februar 1885 Fürst Bismarck im Deutschen Reichstage. Ich finde, er hat alle Gründe für den neuen Tarif so wuchtig und nachdrücklich zusammengefaßt, hat das Problem von allen Seiten, in all' seinen Verhältnissen so hell beleuchtet, daß uns Anderen zu thun fast nichts mehr übrig bleibt. Caliban.

Die akademische Frau.

Von Ottilie Hertramph (Hirschberg i. S.).

Eine unter obigem Titel erschienene Schrift*) bringt Gutachten hervorragender Männer, die sie, um ihre Meinung befragt, über akademisches Frauenstudium abgegeben haben.

Der Verfasser des Buches sowohl, wie auch die „Deutsche Frauenzeitung", von der es besprochen worden ist, haben ihrer Freude darüber Ausdruck gegeben, daß die ertheilten Antworten sämmtlich, von einigen wenigen abgesehen, für die Frauen günstig ausgefallen sind. Das bedarf, weil es durch die Parteibrille gesehen ist, einer Berichtigung. Die Herren haben sich in so mannigfaltiger Weise geäußert, daß es schwer hält, das Gesammtergebniß kurz zusammenzufassen. Immerhin treten drei verschiedene Gruppen deutlich hervor. Die erste umfaßt ausgesprochene Gegner (24), die zweite warme Vertheidiger des Frauenstudiums (53), und die dritte schwankt zwischen beiden hin und her, nimmt eine vermittelnde Stellung ein.

Den Herren der ersten Gruppe kann ich nur ungetheilten Beifall zollen, meine freudige Zustimmung ausdrücken. Besonders sympathisch war mir das Wort eines Rechtsgelehrten, das ich hier wiedergeben will. „Das deutsche Volk hat Anderes zu thun, als gewagte Versuche mit Frauenstudium anzustellen. Sorgen wir vor Allem, daß unsere Männer Männer bleiben! Es war stets ein Zeichen des Verfalles, wenn die Männlichkeit den Männern abhanden kam und ihre Zuflucht zu den Frauen nahm!"

Die zweite Gruppe setzt sich zu einem nicht unbeträchtlichen Theil aus Dichtern mit klangvollem Namen zusammen, eine Wahrnehmung, die mich mit ebenso großen Erstaunen wie Schmerz erfüllt hat. Wenn Dichter sich auf Natur und Wesen der Frau nicht besser verstehen, was läßt sich dann von Anderen erwarten? Und ich bekenne weiter, daß mich angesichts dieser Ausführungen unwillkürlich die Empfindung überkam, als hätten die Herren mit ihrem Urtheil sich selbst ein Armuthszeugniß ausgestellt. Haben wir nicht sowohl der Zahl, wie der Befähigung nach Männer genug für gelehrte Berufe? Was also sollen uns die Frauen? Ueberflüssige Frage. Man hat ihnen eine ganz besondere Aufgabe zugedacht: „Sie werden, so heißt es, durch Pflichteifer und Fleiß ihren männlichen Studiengenossen als Vorbild dienen". Sehr schmeichelhaft für die Damen. Für die Herren weniger. Studenten sind denn doch keine Schulbuben, und es müßte schlimm, sehr schlimm um sie bestellt sein, wenn sie ein solches Vorbild überhaupt nöthig hätten. Haben denn die deutschen Männer kein Rückgrat mehr, daß sie einer Stütze bedürfen?

Wer das den Frauen gespendete warme Lob unbefangen auf sich wirken läßt, könnte beinahe zu dem Glauben verleitet werden, daß diese sich noch mehr zum Studium eignen, als die Männer. „Mindestens ebenso gut", diese Wendung wiederholt sich einige Male, und man fragt sich unwillkürlich: Wie war es nur möglich, daß die Welt vor der Zeit der Frauenemancipation nicht aus den Fugen gegangen ist? Mir will es scheinen, als wäre sie eben jetzt nahe daran.

Erheiternd wirkt die Meinung einiger Herren, verschiedenen Facultäten zugehörig, daß Damen für alle gelehrten Fächer geeignet seien, mit alleiniger Ausnahme desjenigen, das sie selbst vertreten. Die Betreffenden denken sicherlich groß von ihrem Beruf, sie halten ihn hoch und werth und haben darum das sehr begreifliche Verlangen, ihm zweifelhafte Elemente fern zu halten. Das ist schön und lobenswerth. Um so niedriger in der Werthschätzung steht dagegen bei den Verfechtern des Frauenstudiums der dem Weibe angeborene Beruf. In einem Punkte nämlich stimmen die Herren sämmtlich überein. Sie ertheilen dem Studium der Frauen ihren Segen unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß nur hervorragend begabte sich ihm zuwenden. Auf diese haben sie es abgesehen. Wie klug! Da hervorragend begabte Frauen aber verhältnißmäßig dünn gesäet sind, so meine ich, daß wir sie auf ihrem ureigenen Gebiet, als Mütter und Erzieherinnen des heranwachsenden Geschlechts, sehr viel nöthiger brauchen, als die Wissenschaft sie braucht, die seither ohne die Mitwirkung der Frauen gediehen ist und auch in Zukunft ohne sie gedeihen würde. Wir Frauen denken von unserem Beruf ebenso groß, halten ihn gerade so hoch, wie die gelehrten Herren den ihren, und darum hassen wir genau ebenso wie sie Stümperei und Halbheit. Aus der Verkennung dieser Thatsache, von Seiten der Herren, spricht an Beleidigung grenzende Nichtachtung und Unterschätzung. Für den eigentlichen, hohen Beruf der Frau genügt das Durchschnittsweib — das liegt in ihren Aussprüchen, wenn die Betreffenden es auch nicht haben sagen wollen. Ich salutire den gelehrten Herren und danke für das Compliment. Eine Frau, die in irgend einem gelehrten Beruf völlig aufgeht, ihm ihre ganze Kraft widmet, ist für die Ehe unbedingt verloren. Betreibt sie die Sache aber oberflächlich, weil sie nebenbei noch Hausfrau sein muß, so geschieht es nicht zu Nutz und Frommen der Wissenschaft. Oder meinen die Herren es anders? Dann wage ich nicht zu widersprechen.

Wo liegen nun eigentlich Werth und Zweck dieses Studiums, das doch immer nur ein Fachwissen vermittelt? Man sagt, der Gesichtskreis der Frau solle sich erweitern. Das kommt mir gerade so vor, wie wenn man Einem, der Mediciner werden will, den Rath ertheilen wollte, aus demselben Grunde erst Theologie zu studiren.

Soll man denn aber Bildungsdrang und Wissensdurst gewaltsam unterdrücken? Gewiß nicht. Aber in die richtigen Bahnen lenken. Dabei darf nicht übersehen werden, daß der Wissensdurst der Frauen weniger der Liebe zur Wissenschaft, als dem Verlangen nach nutzbringender Thätigkeit entspringt. Er pflegt sich bezeichnender Weise meist dort einzustellen, wo Aussicht auf Versorgung nicht vorhanden oder im Schwinden begriffen ist. Wenn man doch erst allgemein dazu schreiten wollte, die Frauen für ihren angeborenen Beruf gründlich vorzubilden. Ein Anfang in dieser Beziehung ist allerdings gemacht, und die bisherigen Ergebnisse sind so günstig, daß sie zur Nachahmung auffordern. Die „Deutsche Frauenzeitung" schreibt: „Von der ansehnlichen Schaar junger Haushaltungs-Seminaristinnen (des Lette-Vereins) fanden bisher Alle den geeigneten Wirkungskreis, sei es als Lehrerin einer der vielen seit Kurzem in's Leben gerufenen Haushaltungsschulen, oder als Hülfe der überlasteten Mutter, oder schließ-

*) Die akademische Frau, von Kirchhoff. Verlag v. H. Steinitz, Berlin.

Digitized by Google

lich als tüchtige Leiterinnen fremder Häuslichkeiten." In dieser Weise vorgebildete Mädchen würden auch in größerer Zahl als bisher dazu gelangen, eine eigene Häuslichkeit zu leiten. Sie bleiben, so weit die höheren Stände in Betracht kommen, vornehmlich deßhalb unverheirathet, weil sie nicht zur Arbeit erzogen, die Männer aber außer Stande sind, „Prinzessinnen" in's Haus zu führen.

Warum also mit aller Gewalt Anderen in's Handwerk pfuschen, das eigene Arbeitsfeld dagegen brach liegen lassen?

Dem Bildungstriebe der Frauen ließe sich indeß noch nach anderer Richtung hin genügen. Ein Professor der Philologie hat sich darüber in sehr beachtenswerther Weise geäußert. Nachdem er gegen Universitätsstudium und Frauengymnasium gesprochen hat, fährt er fort: „Der dritte Weg, den die neueste Phase der Schulreform angebahnt hat, scheint die aussichtsvollste Lösung des Problems zu eröffnen. Ich meine die sogenannten „wahlfreien Curse", wie sie seit dem Jahre 1895 an vielen höheren Mädchenschulen — und gerade an den Privatschulen — eingerichtet sind. Erweist sich diese Einrichtung als lebensfähig, so läßt sich von da aus einer Regeneration der höheren weiblichen Bildung, ein neuer Lebensheerd für Gewinnung einer gediegenen Zweigart nationalen Bildungswesens erwarten: die Gewinnung einer allgemein verbreiteten, echt weiblichen, zugleich gründlichen und doch mit Lust und Liebe erstrebten, weil das Maß des weiblichen Könnens nicht übersteigenden Ausbildung der geistigen Fähigkeiten."

Hier ist, allem Anschein nach, das Richtige getroffen. Wahlfreie Curse sind gewiß das sicherste Mittel, die Spreu vom Weizen zu sondern und wahrem Bildungstriebe zu seinem Rechte zu verhelfen.

Es wäre aber entschieden unrecht, wenn ich von den Freunden des akademischen Frauenstudiums nicht auch Einen zu Worte kommen ließe. Es soll, wie billig, der sein, welcher den Vogel abgeschossen hat.

„Die natürliche und vernünftige Entwickelung der Dinge verlangt es, daß überhaupt die Trennung der Geschlechter in der Schule aufgegeben und gemeinsamer Unterricht von Anfang an bis zu den höchsten Stufen eingeführt werde. Dann erst wird sich eine ersprießliche Auslese unter den Intelligenzen und zwar ganz von selbst vollziehen. Ich bin fest überzeugt, daß wir einst dahin kommen müssen, wenn auch vielleicht erst nach langen, schweren Kämpfen. Aber die Sieger in diesem Kampfe werden die Söhne und Töchter wahrhaft gebildeter Mütter sein! Bastarde aus freien Geistern und Halbthieren werden die Entwickelung der Menschheit wahrhaftig nicht fördern können — darum ist es Pflicht eines jeden denkenden Menschen, an der Befreiung der Frau mitzuarbeiten. Heldengeschlechter gehen nur aus ebenbürtigen Ehen hervor!"

Wer fühlte sich nicht elektrisirt durch das Wort: Heldengeschlechter! Danach aber hätten wir sie erst in Zukunft zu gewärtigen. Und die der Vergangenheit? Entweder sind sie nun, dem gelehrten Herrn zum Trotz, aus nicht ebenbürtigen Ehen hervorgegangen, oder jene Ehen waren, abermals ihm zum Trotz, dennoch ebenbürtig. Die Mütter unserer großen Männer Halbthiere! Wen das nicht von der Nothwendigkeit des Frauenstudiums überzeugt, der ist nicht zu überzeugen.

Was nun die Herren der dritten Gruppe betrifft, so stehen sie den Conservativen sehr viel näher als dem Freisinn. Sie sagen, es könne keinem Zweifel unterliegen, daß die Frau im Stande sei, sich dieselben Kenntnisse anzueignen, wie der Mann, dagegen sprechen ihr jedoch die Meisten sowohl in körperlicher, wie in geistiger Beziehung die Fähigkeit ab, die gewonnenen Kenntnisse praktisch zu verwerthen. Auch bezweifeln Alle, daß die Wissenschaft durch die Frauen irgend welche Bereicherung erfahren werde. Demungeachtet wollen sie sich dem akademischen Studium nicht widersetzen, es nicht unbedingt verhindern, wenn sie auch weit davon entfernt sind, ihm irgend welche Förderung angedeihen zu lassen.*) Sie finden es unrecht, dem Verlangen der Frauen nach höherer Bildung nicht nachzugeben, auch rechnen sie mit der Nothwendigkeit, daß Viele auf Erwerb angewiesen sind. Sie meinen, probiren gehe über studiren u. s. w. u. s. w., und sind darum bereit, unter bestimmten Voraussetzungen Damen den Zutritt zu ihren Vorlesungen zu gestatten.

Die Aussprüche aller dieser Herren hat nun der Freisinn, unter Nichtbeachtung der nebenher laufenden, ungünstigen Aeußerungen, ohne Weiteres für sich verwerthet, und so ist denn jene oben erwähnte „überwältigende Majorität" zu Stande gekommen.

Befremdlich bleibt es immerhin, daß Männer, die einerseits schwerwiegende Gründe gegen das Frauenstudium in's Treffen führen, sich andererseits dazu haben herbeilassen können, ihm schwächliche, halbe Zugeständnisse zu machen. Der Strom der Zeit hat die Herren mit fortgerissen, vielleicht auch sind sie Eingebungen der Klugheit gefolgt.

„Der große Mann geht seiner Zeit voraus,
Der Kluge folgt ihr nach auf allen Wegen,
Der Schlaukopf beutet sie gehörig aus.
Der Dumme stemmt sich ihr entgegen."

Ja gewiß, die Geschichte lehrt es, daß die kleinen Geister es alle Mal gewesen sind, die dem Rade der Zeit sich entgegengestemmt, den Versuch gemacht haben, es aufzuhalten. Wer aber ließ sich diesen gern zurechnen? Es wird sich nun aber mit der Frauenbewegung genau ebenso verhalten, wie mit dem Culturfortschritt der Menschheit überhaupt: zwei Schritt vorwärts, einen rückwärts. Den Schritt, den sie gegenwärtig in blindem Eifer zu weit sich vorwagt, wird sie in einem Menschenalter wieder zurückthun müssen. Dann aber werden die „kleinen" Geister von heute gerechtfertigt dastehen, und zwar ist das um so sicherer zu erwarten, als sie mit ihrer Anschauung auf ein Naturgesetz sich stützen. Ein solches läßt sich nicht ungestraft verhöhnen. Wer das übersieht, macht sich eines groben Irrthums schuldig. Frau Dr. jur. Kempin ist in geistiger Umnachtung, eine schwedische Gelehrte an Gehirnerweichung gestorben. Sollten diese traurigen Vorkommnisse nicht auf geistige Ueberanstrengung zurückzuführen sein? Sie sprechen zum Mindesten nicht dagegen.

Die Herren, welche für das Studium der Frauen eintreten, beurtheilen diese nach sich selbst. Das ist der zweite große Fehler, den sie begehen. Nur für den Mann ist die Befriedigung des Wissensdurstes das Höchste im Leben, für das Weib die Befriedigung des Herzens. Wo ist die Frau, die nicht mit tausend Freuden ihren Beruf aufgäbe, sobald sich ihr Gelegenheit bietet, nach freier Wahl des Herzens ihrem angeborenen Beruf zu folgen? In so weit diese Anschauung bei Frauen auf Widerspruch stößt, ist sie auf Unnatur, auf Unweiblichkeit zurückzuführen. Aber auch abgesehen von dem Beruf der Gattin und Mutter, wird eine Frau durch stilles, liebevolles Walten, es sei wo immer es sei, viel sicherer zu innerer Befriedigung und Glücksgefühl gelangen**), als wenn sie nach Ruhmeskränzen ringt, im Verein mit Männern, hinter denen sie doch meist zurückbleiben wird. „Der Ruhm ist für eine Frau immer nur das glänzende Trauerkleid ihres Glücks", hat Frau von Staël gesagt, und die berühmte, an Ehren und Würden reiche Sophie v. Kowalevsky hat es ihr seufzend nachgesprochen.

Ein dritter großer Irrthum der gelehrten Herren zeigt sich in dem Wahn, daß die Emancipation an Wesen und Charakter der Frau spurlos vorübergehen werde. Wie sollte

*) In der Nichtbehinderung liegt eine Förderung, wenn auch eine mittelbare.

**) Von einer solchen spricht man allerdings nicht. Die Studentin dagegen macht gegenwärtig noch von sich reden, das kitzelt die Eitelkeit.
D. V.

Digitized by Google

das wohl möglich sein bei einem Vorgange von so tief einschneidender Bedeutung, wie ihre Gleichstellung mit dem Manne es ist? Wenn die Frau den Kampf mit dem Leben selbstständig und in der gleichen Weise aufnehmen will, wie dieser, so muß sie Eigenschaften in sich entwickeln, die ihren angeborenen diametral entgegengesetzt sind. Was sie so an Unabhängigkeit gewönne, würde sie an Liebenswürdigkeit einbüßen. Das alte Frauenideal, die Nichtemancipirte also, mit all' den Vorzügen, die man an ihr verehrt und liebt, haftet gegenwärtig noch so fest im Bewußtsein der Männer, daß sie sich nicht ohne Weiteres von ihm loszureißen vermögen. Daß diese Vorzüge verloren gehen, die Frau der Zukunft ein ganz anderes, unvortheilhafteres Wesen an den Tag legen könnte, wie die der Vergangenheit, ist ein Gedanke, der ihnen vollständig fern liegt. Er muß ihnen fern liegen, sie würden sonst vorsichtiger zu Werke gehen. Spricht denn nicht schon die äußere Erscheinung der Emancipirten: das kurz geschnittene Wirrhaar (auch kahlgeschoren ist beliebt) mit der dazu gehörigen Halb-Männertracht klar und deutlich für den gewaltigen Umschwung, der sich im Innern vollzogen hat? Was ist sie Anderes, als sein naturgemäßer Ausdruck?

Das sind Uebertreibungen und Ausschreitungen, die überall vorkommen, so tröstet man sich.

Diese Ausschreitungen gerade sollten stutzig machen. Sie zeigen mit erschreckender Deutlichkeit die schiefe Ebene, auf welche die Frau mehr und mehr gedrängt werden wird und muß.

Einen Beweis für die Richtigkeit meiner Behauptung, daß trotz alledem und alledem die Nichtemancipirte das Ideal der Männer geblieben ist, liefert der Ausspruch eines Dichters unserer Tage, der das neue Weib, die Frau der Zukunft, also charakterisirt: „Im Können dem Manne gleich, im Empfinden weiblich geblieben." Das wäre nun allerdings ein Wesen, wie es im Buche steht, im Leben, in der Wirklichkeit würde man es vergeblich suchen. Lassen sich denn Können und Empfinden scharf von einander trennen, bedingen und beeinflussen sie sich nicht vielmehr gegenseitig? Der Satz wirkt entschieden lächerlich, sobald man ihn auf den Mann anwendet. Im Können dem Weibe gleich, im Empfinden männlich geblieben. Wer vermöchte sich das vorzustellen? Auf die Frau bezogen aber ist der Ausspruch unfehlbar richtig. Wehe dem, der hier zu zweifeln wagt! Die Natur hat die armen Männer stiefmütterlich bedacht, sie sind einseitig veranlagt. Die Frauen aber — ja Bauer, das ist ganz was Anderes — sind höher organisirte Wesen. Mit der einen Hand führen sie das Secirmesser, mit der anderen schwingen sie den Kochlöffel. Beneidenswerth Alle, die unter das Scepter ihrer linken Hand gerathen.

Ich verkenne nun keineswegs, daß jene freigesinnten Männer groß und gut von den Frauen denken, ich verstehe sie auch sehr wohl in ihrer Absicht. Sie meinen, daß der Geist der Frau zu bedeutend sei, um brach zu liegen; sie wollen ihn theilnehmen lassen an der Weltherrschaft. Ausgezeichnet, völlig einverstanden! Nur schade, daß die Herren mit ihren Bemühungen, um einige Jahrtausende wenigstens, zu spät kommen. Ihren Antheil an der Weltherrschaft und wahrlich keinen geringen, besitzt die Frau längst, zwar keinen unmittelbaren, sondern einen mittelbaren. Die Emancipirten und ihr Anhang aber sind auf dem besten Wege, ihn ihr zu rauben. Um das zu verstehen, müssen wir wenigstens einen kurzen Blick in die Vergangenheit werfen.

Groß und gewaltig ist seit alten Zeiten der Einfluß der Frau auf den Mann gewesen. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur die Lebensbeschreibungen großer Männer zu lesen. Fast in allen Fällen begegnet uns dieselbe Erscheinung. Immer ist die Mutter es gewesen, die einen hervorragenden Antheil an dem Werde- und Bildungsgang ihres Sohnes besessen, die ihm für seine Eigenart liebevolles Verständniß entgegengebracht hat, das dem Vater vielleicht fehlte. Aber nicht die Berühmten allein bezeugen es, jeder tüchtige Mann weiß und hält es treu im Gedächtniß, wie viel er seiner Mutter zu verdanken hat. Und weiter: Dichter und Künstler, was wären sie ohne die Anregung und Förderung, die ihnen durch Frauen zu Theil geworden? Sie sind ohne derartige Einflüsse gar nicht zu denken. Oft genug auch ist es von ihnen ausgesprochen worden, wie sie gerade ihnen das Beste verdanken, das sie geschaffen haben. Wie hoch haben sie aber auch allezeit die Frauen gestellt, in welch' begeisterten, überschwänglichen Ausdrücken ihr Lob gesungen! Man blättere im Buch der Geschichte, und man wird mit Erstaunen gewahren, wie groß die Rolle gewesen ist, welche die Frau auf der Bühne des Lebens gespielt hat, wenn auch oft nur hinter den Coulissen, wie sie je nach ihrem Charakter eines Mannes guter Engel oder sein böser Dämon gewesen ist. Heißt das nicht Antheil haben an der Weltherrschaft? Ich denke, ja. Schlechte Weiber haben, Gott sei's geklagt, mehr als zu viel davon besessen.

Daß der Einfluß der Frau auf den Mann von jeher bedeutend gewesen ist, wird wohl nur von wenigen bestritten werden. Was aber hat er mit der Emancipation zu schaffen?

Sehr viel. Mann und Frau lieben gegenseitig die Eigenschaften an einander, die sie selber nicht besitzen. Auf eben dieser Verschiedenheit beruht die Anziehungskraft, wie der Einfluß, den sie auf einander ausüben. Die Frau also, welche danach strebt, sich dem Manne in allen Dingen gleichzustellen, das Mannweib, muß dieser Anziehungskraft wie dieses Einflusses unweigerlich, mit unerbittlicher Logik verlustig gehen. Sie kann unter dem Zwange desselben Naturgesetzes, das von ihr verspottet wird, nur einen weibischen Mann noch begeistern. Die Emancipation raubt sonach der Frau das Beste, was sie hat: ihre Krone, die Weiblichkeit, also gerade das, was sie dem Manne lieb und anziehend macht, gerade das, worauf ihr Einfluß sich gründet. Und dieser Krone sollten wir uns freiwillig entäußern und unsere beste Waffe aus der Hand geben? Nimmermehr! Dazu besitzen wir denn doch zu viel Geist und zu viel Klugheit.

Wenn man sich das Alles vergegenwärtigt, drängt sich ganz von selbst die Frage auf: Was wollen unsere Beglücker eigentlich? Für den, der auf dem Gipfel steht, giebt es nur noch einen Weg, der führt bergab. Nur geistiger Blindheit vermag es zu entgehen, welch' hohe, beneidenswerthe Aufgabe es ist, die Gott der Herr in die Hand einer echten Frau gelegt. Und wir sollten uns nicht bei ihr bescheiden wollen, sondern nach „Höherem" streben? Es giebt nichts Höheres für uns. Darum meine ich, daß wir dem Auftreten der Männer im öffentlichen Leben neidlos zusehen können. Uns ist eine ebenso wichtige Aufgabe zugefallen wie ihnen, wenn sie auch weniger von sich reden macht, weniger augenfällig ist, eine Wirksamkeit, die sich mehr in der Stille und Verborgenheit abspielt, wie sie dem Wesen der tüchtigen Frau entsprechend ist. Wie sagt doch unser großer Dichter? „Was die Stille nicht wirkt, wirket die Rauschende nie."

Von diesem Standpunkt aus, kann ich es nur tief beklagen, daß eine so große Anzahl hervorragender Männer mit dem Gewicht ihrer Namen dafür eintritt, die Frauen aus der ihnen von der Natur gewiesenen Bahn herauszudrängen, uns nicht zum Segen und schließlich ihnen selber nicht zur Freude. Wenn irgend wo, so ist hier das Stoßgebet am Platze: „Herr, beschütze uns vor unseren Freunden."

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Christian Dietrich Grabbe.

Von Alfred Semerau (Charlottenburg).

Es ist seit längerer Zeit Sitte geworden, Gelehrten und Künstlern zur Wiederkehr ihrer Geburts- und Todestage Gedenkblätter zu widmen, gewissermaßen sie in posthumen Jubiläen zu feiern. Diese an sich nicht unlöbliche Sitte verkehrt sich zu ihrem Gegentheil, wenn man für Menschen, die als ephemere Erscheinungen eine gewisse Bedeutung hatten, zunächst bei sich eine künstliche Begeisterung zu erwecken bemüht ist und dann alle anderen womöglich an diesem erkünstelten Enthusiasmus theilzunehmen zwingt.

Grabbe gehört zu denen, welche ein Recht darauf haben, daß auch die Nachwelt sich ihrer erinnert, sich ihre Fehler und Vorzüge vergegenwärtigt, sich die Frage stellt: Was gilt er uns heute noch?

Es ist merkwürdig, aber eine Thatsache, es giebt über Grabbe keine auch nur annähernd erschöpfende Schilderung. Weder sein Leben noch seine Werke sind so charakterisirt worden, daß man sagen könnte: Ja, so ist's gewesen, ja, darin besteht ihr Werth. Schon zu Lebzeiten des Dichters hat sich manches Geschwätz, manch' albernes Gerücht über ihn verbreitet, und nach seinem Tode ist der Wehrlose vollends böswilligem Neid, gemeiner Beschränktheit ausgeliefert worden, so daß sich die Züge des Dichterbildes noch mehr verschoben und verzerrt haben und schließlich zur fratzenhaften Caricatur geworden sind. Besser als in den vorhandenen Lebensbeschreibungen tritt Grabbe's Persönlichkeit uns in den von ihm übrig gebliebenen Briefen entgegen.

So ist er gewesen, wie er sich giebt in seinen schriftlichen Äußerungen an seine Eltern, an Ludwig Tieck, an seinen Freund und Verleger Kettembeil, an seine Frau und seine Mutter, an seinen Gönner und Beschützer Immermann, an Hell, Steinmann, Petri, Duller und Düsseldorfer Freunde. In diesen Briefen giebt sich Grabbe, der als Zwanzigjähriger einmal an seine Eltern schrieb: „In Detmold kennen sie mich Alle noch so viel als gar nicht; ich habe mich immer etwas verstellt" ohne Maske, hier spielt er nicht Versteck mit sich und Anderen. Aus diesen Briefen könnte ein erfahrener Menschenkenner und Psychologe die vielen kleinen Steinchen zusammentragen, die sich unter der geschickten Hand eines künstlerisch veranlagten Biographen zu einem Mosaikbilde formen würden, das ebenso treu wie lebendig das Wesen dieser eigenartigen Dichterpersönlichkeit wiedergäbe. Dann erst würde man deutlich erkennen, welche wunderlichen Widersprüche, die sich sonst gegenseitig auszuschließen scheinen, sich in Grabbe's Art, die Menschen, das Leben und sich selbst zu betrachten, friedfertig zusammenfanden.

Läßt man die fünfunddreißig Jahre dieses Dichterlebens langsam an sich vorüberziehen, forscht man nach den Gründen, weßhalb ein Dasein, dessen Anfänge so glückliche und geregelte waren, später sich verwirrte zu unlösbaren Knoten und so trostlos ausging, so wird es nicht leicht, auf diese schwerwiegenden Fragen erschöpfende Antworten zu geben.

In unseren Tagen hat einmal ein fremder Dichter von Ahasverus-Naturen gesprochen, von Menschen, die eine innere Unruhe nicht lange an einem Ort verweilen läßt oder an einer Arbeit, die gleichsam heimathlos sind und wandern müssen, unstät an Leib und Seele. Zu diesen Menschen zählt Grabbe. Es hält ihn nirgends lange, es treibt ihn von Stadt zu Stadt, von Arbeit zu Arbeit, von Plan zu Plan. Eine große innere Unrast peinigt ihn, verzehrt ihn. Er hat nicht die Ruhe gefunden, die zur Schöpfung eines wirklichen Kunstwerks unbedingt gehört, die Sammlung, deren der menschliche Geist bedarf, wenn es gilt, mehr als für den Tag zu schaffen. Und so ist alles das, was Grabbe hinterlassen hat, mehr oder minder ein Torso geblieben; selbst das äußerlich Fertige ist innerlich unvollendet.

Es ist den Literarhistorikern nicht gelungen, den Dichter Grabbe einer bestimmten Gruppe von Dramatikern zuzuweisen. Er paßte nirgends nach Recht und Billigkeit hin. Manche hatten für ihn kein Organ, betrachteten ihn als halbkomische Figur und thaten ihn mit mitleidigem Achselzucken ab, andere gingen leichtfertig und verständnißlos über ihn hinweg. Weder für die Größe des Talents von Grabbe noch für seine Grotesken hatte man das rechte Verständniß; man nahm sich auch nicht die Mühe, sich eindringlich mit den Werken, dem Wesen Grabbe's zu beschäftigen, um sie gerecht beurtheilen zu können.

Was sollte man auch von einem Menschen halten, von dem man schon beim ersten Blick nicht wußte, ob er toll oder genial sei? Von einem Menschen, dessen Werke voller Ungeheuerlichkeiten waren, jeder dramatischen Bauregel spotteten? Ein jeder Laie, geschweige denn ein zünftiger Literararhistoriker konnte ihm bei jedem Werk mühelos Dutzende von Ungehörigkeiten und Fehlern herzählen.

Grabbe hat es seinen Kritikern leicht gemacht, ihn nach einem Schein des Rechts zu verurtheilen. Selbst die Vorzüge, die man doch nicht ganz übersehen konnte, verloren das Beste bei der Kritik; sie wurden fast zu Fehlern in den Augen der Urtheilenden. Man hatte kein Maß für die außerordentliche Erscheinung, die auf dem Platze gleich einem wilden Nordlandshelden erschienen war, der sich vor Niemand und Nichts beugte, der selbstständig im Gedanken und Thun bis zur Ueberhebung war, eigenwillig und eigensinnig bis zur Bizarrerie, der kein Autoritätsanbeter und -verfechter war und auch vor dem Größten nicht ehrfurchtsvoll Halt machte, sondern mit einer gewissen Schadenfreude auf das Allzumenschliche, das auch ihnen anhaftete, die blinden Götteranbeter aufmerksam machte.

Daß sich Grabbe's Name bis auf unsere Zeit erhalten hat, und daß der Dichter seinen Platz in der Geschichte der deutschen Literatur behaupten wird, ist erklärlich, wenn wir seine großen, vor Allem seine historischen Dramen betrachten.

Wer weiß heute noch, daß Grabbe einst ein scharfer gefürchteter Theaterkritiker in Düsseldorf war, der mit gleicher Unbefangenheit die Dramen der Größten und Kleinsten beurtheilte, Shakespeare's Lear und Romeo und Julie und Raupach's Schleichhändler, Calderon's Leben ein Traum und Eduard von Schenk's Belisar?

Wer weiß heute noch von Grabbe's dramatischem Märchen Aschenbrödel? Doch wenn wir es lesen, lernen wir wieder ein wenig mehr zur Beurtheilung des Dichters. Wir sehen im Aschenbrödel: ein Märchen konnte Grabbe nicht schreiben, dazu fehlte ihm die leichte Anmuth und Heiterkeit des Herzens. Und Verse konnte Grabbe nicht dichten. Wollte er sich wie in diesem Märchen als Lyriker zeigen, so zeigte er wider seinen Willen seine völlige Unfähigkeit im lyrischen Ausdruck. Wuchtig schreitet seine Muse daher, sie schwingt das Schwert, sie singt Kriegslieder und Schlachtgesänge. Man darf nicht von einer Amazone zarte innige Liebeslieder fordern.

Auch daß Grabbe einst eine lustigtolle Parodie auf die albernen Operntexte schrieb, die auch heute noch durch ihren Widersinn uns verletzen, hat man lange vergessen, obwohl doch „der Cid" nicht arm an Witz und spaßhaften Einfällen ist. Vergessen ist auch das tragische Spiel von Nanette und Maria, in dem gleichwie in des Dichters Jugenddrama Leben und Liebe gleich einer Seifenblase behandelt ist; Bausteine sind's, kaum ein Rohbau, die Umrisse knapp angedeutet, das Unvollendetste, das Grabbe hinterließ. Und auch von des Dichters sonderbarem Lustspiel wissen die Wenigsten mehr als den Titel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung". Vergebens bemühen wir uns in ihm jene entschiedene Weltanschauung zu finden, die nach Grabbe's Worten ihm zu Grunde liegt. Mit ungezügelter Laune hat der Dichter in

Digitized by Google

diesem Lustspiel seine merkwürdigen, manchmal abstrusen Ansichten über alle möglichen Dinge niedergelegt, den im Gothland tragisch dargestellten trostlosen Pessimismus hier komisch auszugestalten gesucht. Nicht ohne Grund hat man gerade hier die vielvermögende Erfindungsgabe und Gutgelauntheit des Dichters, seinen gestaltungskräftigen Witz, der in tausend Farben glänzt, die unverwüstlich scheinende Zähigkeit und Vielseitigkeit seines mörderischen Sarkasmus hervorgehoben und treffend bemerkt, daß Grabbe mit vollen Händen über alle einzelnen Scenen des Stückes paradoxe, aber geistreiche Einfälle gestreut habe, antithetisch zugespitzte Bemerkungen, launige Schnurren von einer Phantasterei und grotesken Verschrobenheit, die immer von Neuem in Erstaunen setzt, witzige Hyperbeln und Metaphern von echt komischer Kraft und Wirkung.

All' das ist aber von den heute Lebenden vergessen. Grabbe's Dichterruf gründet sich auf seine Dramen, die mit zwei Ausnahmen historische Dramen sind.

In Grabbe's Briefen findet man zwei sehr charakterische Aeußerungen, die davon Zeugniß ablegen, daß er sich über seine eigenthümliche Begabung ganz klar war. An Friedrich Steinmann schreibt er am 16. December 1829: „Beim Barbarossa bitte ich nicht zu vergessen, daß ich eigentlich meiner Natur und äußeren Lage nach zum Historiker bestimmt war, die Geschichte wirklich genau kenne und Mancher sich irrt, wenn er an Kleinigkeiten häkelt und nicht merkt, daß ich als Dramatiker nur den Geist hervorziehen durfte." In einem Briefe an Kettembeil vom 1. Juni 1827 sagt er anläßlich der von ihm geplanten Erstausgabe seiner Werke: „Den Schluß macht Sulla, noch nicht vollendet; er darf aber nach meiner klaren Ueberzeugung nicht fehlen, besonders da er zeigt, daß der Autor (nicht Auctor) sich vielleicht auf historischen Sinn versteht, und bei zu auch in jener früheren Zeit schon Volksscenen individualisirt à la Shakespeare (vide Sulla und Marius, 2. Act) schildern konnte, welches angebliche Talent ziemlich rar ist . . ."

Wenn Grabbe aber auch historische Dramen schrieb, so kann man ihn doch nicht mit Recht zu den historischen Dramatikern rechnen. Es ist ihm nie gelungen, in einem bühnengerechten Drama das Bild einer welthistorischen Begebenheit zu geben. Die Bemerkung, die er einmal anläßlich seines Entwurfs zum Kosciusco macht: „Bühnengerecht wird das Ding indeß (wenn es nicht Speculanten zustutzen) nicht, aber desto sicherer weltgerecht" läßt sich hinsichtlich aller seiner historischen Dramen machen. Bühnenbilder hat er nie gegeben, manchmal auch gar nicht zu geben im Sinn gehabt; Weltbilder wollte er entrollen und hat er entrollt. Und darum ist es ein vergebliches Bemühen gewesen und wird es auch künftig sein, wenn seine Dramen für unsere Bühne, überhaupt für die Bühne zurecht gemacht werden. Von Zeit zu Zeit macht man diese Versuche, um sich sofort zu überzeugen, daß sie mißlingen. Grabbe selbst hat später, man kann getrost sagen gar nicht mehr an die Forderungen der Bühne gedacht; geradezu bewußt widersetzte er sich ihnen trotzig. Von Napoleon sagte er: Er bindet sich als Drama aber an nichts.

Wir haben sechs historische Dramen von Grabbe und zweifellos ist es, daß er, wäre ihm ein längeres Leben vergönnt gewesen, auf dem einmal beschrittenen Wege weitergegangen wäre und uns noch manches Weltbild gegeben hätte. Welche Pläne hatte er noch ausführen wollen; Kosciusco wollte er darstellen, Robespierre, Alexander den Großen, die Abassiden, in einem Lustspiel Eulenspiegel als die Verkörperung der aus dem größten Ernst entstandenen deutschen Weltironie schildern.

Grabbe's Erstlingswerk „Herzog Theodor von Gothland" erregte, wenn auch nicht in dem Maße wie Schiller's Jugenddrama, doch stark alle Gemüther. Der Dichter selbst schrieb seinen Eltern aus Berlin: „Mein Werk fällt den Leuten, die es lesen, so sehr auf, daß sie beinahe wirblicht vor Ueberraschung werden." Nach Jahrhunderten würde man ihn erst verstehen, meinte sogar ein Berliner Literat. Nach einigen Jahren war der Dichter ganz anderer Meinung über sein erstes Drama: Er (Gothland) ist wenigstens (selbst nach Tieck) der berechnetste und verwegenste oder doch tollste dramatische Unsinn, den es giebt." Man wußte nicht recht, welche Stellung man diesem Werk gegenüber einnehmen könnte. Diejenigen, welche tiefer sahen, normirten wohl ihr Urtheil mit den Worten, in die Ludwig Tieck die Eindrücke, die ihm das Werk gemacht hatte, zusammenfaßte in seinem wohlwollenden Briefe an Grabbe: „Ihr Werk hat mich angezogen, sehr interessirt, abgestoßen, erschreckt und meine Theilnahme für den Autor gewonnen, von dem ich überzeugt bin, daß er viel Besseres leisten kann."

Wie einem Chaos stand man diesem Werk gegenüber, neben dem alle Excesse der Räuber nach Immermann's Worten nichts bedeuteten. Unglaubhaft scheint es, wenn Grabbe wieder und wieder hervorhebt, ihn habe ein bestimmter Plan und eine Berechnung in der Composition dieses Chaos geleitet, die manche Ausschreitung nicht nur bedinge, sondern manchmal sogar rechtfertige; und doch werden wir dieses Planes, dieser Berechnung bei näherem Eindringen in das Werk inne. Im großen Monolog Gothland's im dritten Act zeigt der Dichter, was seine Absicht zu schildern war: beschränkt an Geist und Sinn, beherrscht durch's kranke Herz, nicht einmal klug genug, um Tugend von dem Laster klar zu unterscheiden, scheint der Mensch gemacht zu sein, daß über ihn die Hölle triumphire. Drum wie sich auch der Edle wehrt, um nicht zu fallen — fehlen, fallen muß er doch, denn selbst die Thaten seiner Tugend werden zu Freveltaten durch des Schicksals Fügung. Ein Zug in's Uebermenschliche, in's Ungeheuerliche macht sich schon in diesem ersten Drama bemerkbar. Diese Gestalten gleichen Riesen, die auf dieser Erde keinen Platz haben. Gothland ist ein Recke der nordischen Sage — es gab einmal einen Erik Blutaxt —, dessen trotzige Empörung, schnell auffahrende Leidenschaft mit seiner Empfindungstiefe und Herzensinnigkeit in merkwürdigem Gegensatze stehen. Weil wir das Ungeheuerliche, das diesen Menschen aus seinen Bahnen treibt, miterleben sollen, müssen wir nothwendig Zeuge sein von gräßlichen, Entsetzen erregenden Dingen. Auch das ist ein Zug, der sich in allen späteren Dramen Grabbe's findet. Ein Jugendwerk mit allen Vorzügen und Fehlern eines solchen ist Grabbe's Gothland. Man sieht ihm ohne lange Prüfung an, wie ungleichartig im Aufbau, in der Scenenführung, in Charakteristik und Sprache es ist. Und merkwürdig, denselben Eindruck, den uns diese Fehler im Gothland machen, haben wir auch, wenn schon in geringerem Maße, bei den anderen Werken Grabbe's. Wollten wir in wenigen Worten ein einigermaßen zutreffendes Urtheil über diesen Dichter geben, so könnten wir sagen: Er war ein hervorragendes dramatisches Talent, dem zur Schöpfung eines vollendeten Kunstwerks nur der Kunstverstand gebrach.

Wenn wir von dem mißlungenen Versuch, Don Juan und Faust zu Helden eines Dramas zu machen, absehen, den Gegensatz der zu sinnlichen und zu übersinnlichen Natur im Menschen in einem Bühnenbilde zu zeigen — Grabbe hat ausdrücklich betont, das Stück sei bühnengerecht — so bleiben die sechs historischen Dramen, welche des Dichters Namen durch die Jahrzehnte getragen haben, zurück.

Wie man auch aus Grabbe's Plänen sieht, nach denen er künftige Werke wie z. B. den Kosciusco bauen wollte, lag ihm stets daran, große Weltbilder zu geben. Immer hat er den Gegensatz und folglich den Kampf großer Menschen, großer diametraler Weltanschauungen dargestellt. In den beiden Hohenstaufen-Dramen Barbarossa's Kampf mit Heinrich dem Löwen, Heinrich's des Sechsten Kampf mit Sicilien, also den Streit des Universalismus gegen den Particularismus geschildert; Marius bekämpft Sulla, der selbstsüchtige, rache-

Digitized by Google

erfüllte Bauer den zielbewußt, aber nicht um seiner Herrschsucht willen nach dem Throne strebenden Aristokraten; das Genie entblößt von allen Hülfsmitteln im Kampf für's Vaterland, im Streit mit Feinden innen und außen stellt Grabbe im Hannibal hin, im Napoleon den Titanen, den Zwerge zu Fall gebracht; den Kampf für die Heimath gegen freche Eroberungslüste in der Hermannsschlacht.

Grabbe hat einen scharfen und tiefen Blick für große geschichtliche Erscheinungen gehabt. Sie traten für ihn beinahe ganz aus ihrer Zeit heraus, sie standen über ihr und machten sie. Die gewaltige Persönlichkeit war ihm die Hauptsache, alles andere nur Füllsel und Beiwerk. Von diesen weltgeschichtlichen Helden wollte er eine möglichst umfassende Vorstellung uns geben.

Er verließ sich niemals auf seine dichterische Intuition. Lange und gründliche Studien gingen der Conception seiner Dramen vorher. Langsam erwuchs ihm das Bild seiner Helden zu völliger Größe und Klarheit. Wenn ihm sein Werk nicht genügte — und er besaß viel Selbstkritik — zerstörte er es, um ein völlig neues zu formen, bis es wiedergab, was ihm vorschwebte. Kein Dichter hat den Napoleon uns so greifbar vor die Augen zu stellen gewußt, wie er und das Räthsel von Sulla's Persönlichkeit hat er gelöst. Die geschichtliche Forschung gab seiner Auffassung und Darstellung Recht.

Eine entschiedene Vorliebe für männliche Charaktere ist Grabbe eigen. Seine Helden verdienen diesen Ehrennamen wirklich, heldenhaft ist ihr Gebahren und Thun. Mit wenig Strichen weiß uns Grabbe ihre Ueberlegenheit über ihre Umgebung scharf zu zeichnen. Eine wirkliche Frau mit dem Reiz und der Anmuth der Weiblichkeit hat der Dichter nie geschildert, er konnte es seiner Natur gemäß wohl nicht. Er muß sich zwingen, will er uns ein echtes Weib schildern, und unter diesem Zwange gelingen ihm im besten Falle Mannweiber.

Grabbe ist kein Realist in dem Sinne, in dem man heute dies Wort gebraucht. Er ist sogar weit entfernt davon, ein Realist zu sein. Er bekümmert sich um die Forderungen der Wirklichkeit, sogar um die der Wahrscheinlichkeit sehr wenig. Er übersieht sie gänzlich als für ihn unwesentliche und nicht in Betracht kommende. Er faßt es vor Allem als seine Pflicht auf, eine psychologisch tief eindringende und richtige Charakterzeichnung seines Helden zu geben. Er versteht es, Gedanken und Gefühle seiner Menschen in Handlung umzusetzen. Niemals ist ihm beigekommen, das, was wir Milieu zu nennen gewohnt sind, zu zeichnen. Hierin begnügt er sich mit Andeutungen. Wenn er auch scheinbar manchmal seine Dramen arg verzettelt hat in schnell einander drängenden Scenen, so leitete ihn dabei die Absicht, die Figur seiner Helden noch schärfer zu beleuchten. Und Bühnendramen hat er ja, wie er des öfteren sagte, auch nicht schaffen wollen.

„Gefühl für's Vaterland ist bei Wenigen so stark, wie bei mir", sagte er ein Jahr vor seinem Tode zu Petri. Er hat das oft gesagt, immer mit anderen Worten; und bei ihm war das keine Phrase. Er ist ein nationaler Dichter gewesen. Das Größte seines Lebens sollten die Hohenstaufen-Dramen werden, ganz Deutschland sollte in ihnen verherrlicht werden: Im Sonnenschein soll unser ganzer deutscher Süden liegen, Adler über Tyrols Bergen schweben und die See um Heinrich des Löwen Staaten brausen wie eine Löwenmähne.

Moderner Pessimismus.

Von Anton Weis-Ulmenried.

(Schluß.)

Die Menschheit hat aber in neuerer Zeit auch psychophysische Veränderungen erlitten. Zu dem objectiven Zustand von Kampf, Widersprüchen, Elend, Noth, Zweifelsucht und innerer Zerrissenheit traten entsprechende subjective Zustände, welche die Empfänglichkeit für Incitamente der Lebensverbitterung vermehrten. Die Kritik und Analyse des 18. Jahrhunderts schaffte Platz für das formale Ich, und mit einem formalen, freiheitsdurstigen, anspruchsvollen und skeptischen Individualismus begann das 19. Jahrhundert. Dieser Individualismus ist nervös, reizbar geworden in Folge unserer überangestrengten, überreizten Nerven, und in der Disharmonie zwischen der Gefühlslogik dieses ganz eigenartigen Individualismus und den socialen und ökonomischen Verhältnissen liegt die Hauptursache zu dem Pessimismus unserer Zeit, sowie es dieser Pessimismus ist, der in fruchtbarer Verbindung mit der modernen positivistischen Weltanschauung das literarische und künstlerische Phänomen des Naturalismus*) geboren hat. Der Pessimismus wird hauptsächlich in jenen Kreisen „cultivirt", die in Literatur, Kunst und socialem Leben tonangebend sind, also in der großstädtischen Gesellschaft. Die arbeitende Bevölkerungsclasse sieht das Leben an sich nicht als ein Uebel an, und die Abart des Pessimismus, die man hier und da in socialdemokratischen Parteiblättern antrifft, ist nichts Anderes als eine Nachwirkung der modernen Strömungen in Kunst und Literatur. Bei der körperlich arbeitenden Bevölkerung sind eben die Nerven für den Lebensgenuß und die Freude am Leben noch nicht erschlafft und abgestumpft. Nur das Leben unter den gegenwärtigen ökonomischen und socialen Verhältnissen verbittert sie und veranlaßt sie, sich zusammenzuschließen zum Sturz der bestehenden Gesellschaftsordnung. Sie nährt keineswegs die Anschauung, die in den Köpfen der soi-disant berufsmäßigen Pessimisten spukt, daß das Leben in seiner innersten Wurzel elend und jammervoll sei; daß das Heil darin bestehe, nicht zu leben; daß das Heil der Menschen mit der Selbstvernichtung zusammenfällt — wie die Anhänger Schopenhauer's, Hartmann's und alle Buddhisten behaupten. Diese üble Beschaffenheit der Nerven der modernen Menschheit hat ihren Grund in der freien Concurrenz mit ihrem Hasten und Jagen, ihren Aufregungen; in dem unstreitig steigenden allgemeinen Wohlstande, der seinerseits erhöhte und übertriebene Ansprüche an's Leben, Genußsucht und Luxus weckt, sowie in dem nervenzerrüttenden Getriebe und Lärmen der modernen Großstädte. Das überfeinerte Stadtleben und der hitzige, aufreibende Kampf um's Dasein in Folge der freien Concurrenz verursachen eine einseitige Entwickelung des Nervensystems, welche das wahre Lebensglück beeinträchtigt, ja in Frage stellt. Das ungesunde Jagen nach Lebensgenuß, das Verlangen, „sein Glück zu machen" — denn während der Optimist es versteht, sein Glück zu genießen, ist der nervöse Pessimist nur darauf bedacht, sein Glück zu machen — bringt es mit sich, daß das Leben getheilt wird zwischen aufregender Thätigkeit im „Kampf um's Dasein" und einem noch aufreibenderen Genußleben, während die den wahren Lebensinhalt bildende und „abklärende" Ruhe dem modernen Menschen ganz abhanden gekommen ist. Durch die innere und äußere Vererbung wird diese Lebensauffassung und Lebensweise in der Menschheit immer weiter verbreitet, wird genährt von einer Schule, welche das körperliche und Willensleben vernachlässigt, und später durch ein Leben, das ein sanguinisch-pessimistisches, oberflächliches und reizbares Temperament nothwendiger Weise erzeugen muß. Dies zeigt sich ja auch in der Literatur, deren große pessimistische Dichter mehr oder weniger problematische Naturen waren.

Da der Pessimismus, durch die Zeitverhältnisse begünstigt, aus einer nicht zu unterschätzenden, der geistigen Besinnung

*) Den Naturalismus in Literatur und Kunst nennt J. Bierbaum in seinem Buche „Die Freiersfahrten und Freiersmeinungen des weiberfeindlichen Herrn Pankrazius Graunzer" wohl nicht mit Unrecht und recht treffend „die Stimmwechselperiode, die mit den Rüpeljahren zusammenfällt". Der Verfasser.

Digitized by Google

und dem Fortschritt dienenden Stimmung sich zu einer Lebensanschauung weiter Kreise entwickelt hat, die hin- und herpendelt zwischen großen Anforderungen an's Leben, deren Voraussetzung doch der Glaube an dieses Leben sein muß, und zwischen Negierung eben dieses Lebens, so ist es nur natürlich, daß der Pessimismus sich im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einer metaphysischen Theorie, zu einer bestimmten Welt- und Lebensauffassung, zu einer Theorie des Pessimismus ausgebildet hat, deren hervorragendste Vertreter man unter den deutschen Denkern findet. Der große Typus für die Theorie des Pessimismus ist bekanntlich Arthur Schopenhauer, wiewohl sie von Hartmann verbessert wurde und Bahnsen ihr consequentester Vertreter ist. Soll der Pessimismus nicht als eine vorübergehende Lebensanschauung oder als ein Entwickelungsmoment in dieser aufgefaßt werden, sondern als eine Weltanschauung, als Etwas, das in der Constitution des Daseins und Lebens selbst begründet ist, so muß unbedingt der Widerspruch zum innersten Kern des Daseins gemacht werden — und dies that auch Schopenhauer. „Alles Leben ist nur Leid; wir sollen elend sein und sind es", sagt er, „denn alles Wollen, Streben entsteht aus Mangel, Unlust und ist mithin ‚Leid', so lange es nicht zufriedengestellt ist. Und selbst die Zufriedenstellung, das Glück, ist eine Illusion; denn das zufriedengestellte Begehren macht nur neuem Streben, Begehren, also neuem ‚Leid' Platz oder aber der Langeweile. So lange wir Willenssubjecte sind, sind wir ohne bleibendes Glück, ohne Ruhe und darum ohne wahres Glück, ewig verschmachtende Tantalusse. Erlischt aber der Wille, indem zu leicht erreichte Befriedigung ihn aufhebt, so tritt an seine Stelle unendliche Leere und Langeweile und das Dasein wird zu einer grausamen Last. Und sind wir aller Bürden ledig, sind wir uns selbst zur Last. Wie ein Pendel schwingt das Leben zwischen Schmerz und Langeweile hin und her. Die Hölle ist interessant, aber voll Leiden. Das Himmelreich dagegen ist unendlich langweilig, wie man dies aus Dante Alighieri's „Divina Commedia" ersehen kann. Natürlicherweise kann es den einen oder andern verhältnißmäßig glücklichen Menschen geben: der ist aber nur eine Locktaube (wie die weibliche Schönheit ein Knalleffect der Natur im Dienste der Fortpflanzung). Derjenige, welcher das Leben genau betrachtet, sieht es in all' seiner Erbärmlichkeit: der Arzt sieht die Menschheit in ihrer ganzeu Hülflosigkeit, der Jurist in ihrer ganzen Schlechtigkeit und der Theolog in ihrer ganzen Dummheit. Und der Dichter? Was sagt der vom menschlichen Leben? Durch eine Unzahl von Unwahrscheinlichkeiten und Gefahren führt er seine Helden an's Ziel — dann fällt der Vorhang, — des Menschen Triebe, Bestrebungen, Lebensluft, also die „Bejahung des Willens zum Leben" ist nichts weniger als ein Himmelreich, sondern eine Hölle. Was bleibt mithin dem Menschen zu thun übrig? — Mit Schaudern kehrt er sich ab von einem Leben, das nie seine Versprechungen hält, das eigentlich ein Geschäft ist, bei dem man nicht auf die Kosten kommt. Aufgabe des Menschen ist also: die „Verneinung des Willens", die Vernichtung des Willens zum Leben, und die wird erreicht nicht durch Selbstmord, sondern durch Mitleid, Resignation, Askese. Das Mitleid, die große verstehende Liebe für die Majestät des Leides, wirkt beruhigend auf den Willen, der Lebenswille wird gleichsam von Abscheu vor sich selbst ergriffen und ist einmal dies erreicht, dann ist der Weg offen, um durch fortgesetzte Entsagung, Resignation, Willensaufgabe und Askese das vollständige Aufgeben des Lebens zu erreichen, den Frieden, das Nirvâna."

Diese Betrachtungen führen zu der Erkenntniß, daß Byron's individualistischer und lodernder Pessimismus weit mehr ein Typus der modernen pessimistischen Weltanschauung ist, als der Schopenhauer'sche, der mit dem wirklichen Leben nicht übereinstimmt. Schopenhauer hat allerdings Recht hinsichtlich der Bedeutung, die er den Gemüthsbewegungen beimißt, sowie darin, daß die Unlust im Allgemeinen der Ausgangspunkt für ein wirksames Lebensgefühl ist. Dies ist übrigens in der Natur selbst begründet — alle Kraft wirkt zur Ausgleichung einer Differenz — sowie in unserer eigenen Organisation und in der ganzen „Structur" unseres Bewußtseins. Im Uebrigen aber sind Schopenhauer's Ansichten unrichtig; denn die durch unser Gefühl geweckte Unlust giebt ja Anlaß zur Steckung eines Ziels, und im Kampfe um dieses Ziel und in dem Bestreben, die richtigen Mittel zur Erreichung dieses Ziels zu ergreifen, findet der Mensch schon eine Quelle wesentlicher Freuden. Außerdem werden wir dadurch veranlaßt, unsere Talente und Kräfte einzusetzen, was wieder eine Bedingung zu deren Entwickelung ist. Und in dieser Entwickelung, in dieser Kraftentfaltung liegt die wesentlichste Lebensfreude. Der Weg von der Unlust zur Hoffnung, zur Zufriedenstellung ist also nicht eine Wüste einförmigen Schmerzes, wie Schopenhauer bei seinem Mangel an Sinn für Entwickelung und Geschichte meint, sondern ein freudiger Siegeszug. Nicht die menschliche Phantasie und Illusion hat diese Einrichtung geschaffen. Es ist ein Grundgesetz des körperlichen Organismus, daß Genuß an eine gewisse Summe von Kraftäußerung gebunden ist. Was vom Körper gilt, gilt auch von der Seele: der körperliche wie der geistige Genuß ist an Kraftäußerungen gebunden, welche den Lebensfunctionen des Leibes und der Seele entsprechen. In allen wichtigen menschlichen Verhältnissen, durch welche wir veranlaßt werden, unsere Kräfte einzusetzen (Erziehung, Arbeit, Bildung), haben wir mithin ebenso viele Quellen echter Lebensgüter, nicht zu reden von solchen menschlichen Verhältnissen wie das Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander, die Liebe zu Weib und Kind, zum Vaterland u. dgl.

Die Theorie des Pessimismus widerstreitet also der Psychologie und steht ebenso in offenem Kampfe mit jeder ethischen Lebensanschauung, welche principiell davon ausgeht, daß das Leben werth ist, gelebt zu werden. Alles wahre Menschenglück liegt im Streben und in Kraftentfaltung. Und die Psychologie fügt noch hinzu: diese Kraftentfaltung ist im selben Maße glücklich als sie harmonisch ist, als sie eine allseitige, harmonische Entwickelung der Talente und Kräfte ist. Das Glück steht mehr im Verhältnisse zur Harmonie zwischen den vielen und verschiedenen Kräften, als zur Intensität der bloßen Kraftentwickelung. Darum strahlt das Kind vor Glück bei seinem Spiele, weil sozusagen alle Factoren des Seelenlebens und alle Muskeln des Körpers in lebhafter Bewegung sind; darum ist das Spiel Zweck in sich selbst, weil es als harmonische Kraftentfaltung Glück ist. In demselben Grade wie einseitige Arbeit von Unlust begleitet ist, welche die vollständige Anpassung nur theilweise behebt, in demselben Grade ist sie von Lustgefühl begleitet, sobald sie allseitig und verschieden geartet ist und viele Kräfte in Beschlag nimmt. Das Glück steht immer im Verhältniß zur harmonischen Kraftentfaltung. Da nun die durch Kraftentfaltung gewonnene Entwickelung und Ausbildung der Kräfte der Bildung überhaupt gleichgestellt werden kann, so können wir daraus auch schließen, was übrigens die Erfahrung zeigt, daß der Pessimismus in den Erziehungs- und Bildungsverhältnissen der neueren Zeit einen wesentlichen Grund hat, nicht gerade in der geringeren Bildung und Entwickelung (denn diese ist, wenn harmonisch, wohl vereinbar mit Glück), aber in der ungleichen, disharmonischen Bildung: der Halbbildung.

Der im Mittelstande herrschende Pessimismus hat mithin seine Hauptursache in der Halbbildung. Im Zusammenhange mit dieser hat die Abnahme der Religiosität die mächtigsten Stützpunkte für sittliches Bewußtsein, für das Gefühl oder den Glauben einer göttlichen Vorsehung, eines göttlichen Willens geschwächt, und der formale Individualismus mit seinem anspruchsvollen Wesen und seinem Mangel an Selbstbeschränkung hat die Menschen verwirrt, der Phantasie und

Digitized by Google

Reflexion unbändige Geister losgelassen, uns zu Träumern gemacht wie Ibsen's Peer Gynt einer ist. Dieser Peer Gynt ist so recht das Prototyp eines modernen Pessimisten. Er leidet an einem Uebermaß von Phantasie, verwechselt Sein und Vorstellung, verkehrt die Dinge und setzt seine Vorstellung an die Stelle der Dinge selbst. Gehörtes wird ihm zum eigenen Erlebniß, die einfachsten Verhältnisse färbt er mit seiner Phantasie, überall fließt bei ihm Traumleben und Wirklichkeit in einander. Er mißachtet gesellschaftliche Formen und Gesetze. Das Höchste, was das irdische Dasein den Bevorzugtesten bietet, erscheint seinem unruhigen Streben nur gerade hoch genug; sobald er aber praktisch einen Anfang zur Verwirklichung seiner hochfliegenden Pläne macht, verliert er den sittlichen Boden gänzlich unter den Füßen. Jedes Mittel, das Gewissenlosigkeit und sittlichen Indifferentismus wählen kann, ist ihm recht, wenn es nur dem Zweck entspricht. Sich zu einem vollkommenen Egoisten auszubilden, ist sein bewußtes Problem. „Sich selbst genug zu sein" in dem Sinne von nur sich selbst gelten zu lassen, erscheint ihm höchste Lebensweisheit. Seine Phantasie hat den Blüthenstaub dichterischen Empfindens gänzlich abgestreift, sie strebt in's Unendliche, Absurde. Er ironisirt sich und die Welt außer sich, spielt mit den Menschen und gelegentlich auch mit dem lieben Gott, für dessen Auserwählten er sich gern bei sich selbst ausgeben möchte. Das auf dieser Grundlage gezimmerte Gebäude muß er zusammenbrechen sehen, um schließlich todtmüde zu erkennen, daß das Einfach-Menschliche auch für ihn das Einzig-Beglückende gewesen wäre.

Der Bruch zwischen vorgeschrittener Intelligenz und Phantasie einerseits und der Willensenergie und Willensschwäche andererseits ruft die Halbbildung hervor und damit die Unzufriedenheit und Haltlosigkeit in allen Ständen. Mit Recht fragt Ibsen: „Ist das Große der neueren Zeit wirklich groß?" — denn man kann nicht blind dafür sein, daß selbst der Unternehmungsgeist und die Großthaten unserer Zeit mehr den Fortschritten der Naturwissenschaften, der Technik und der Association der Capitalisten zu danken sind, als individuellem Willen.

Eines der wichtigsten Mittel, der pessimistischen Geistesrichtung entgegenzuwirken, liegt wohl in der Erziehung, in der körperlichen sowie in der des Willens. Wir können ja unsere Nerven verbessern, unsere Muskeln stärken. Wir können durch An- und Abgewöhnung, durch Disciplin, durch Gewöhnung der Kinder an Gehorsam, Ordnung, planmäßige Arbeit die Triebe und Leidenschaften zügeln. Die moderne Schule sollte sich lebhaft bewußt sein, daß Disciplin nicht nur ein Mittel zur Erhaltung der Ordnung ist, sondern ein wichtiges Erziehungsmittel überhaupt. Die Schule sollte nicht nur eine Lern- und Drillanstalt, sondern eine Erziehungsanstalt sein. Insbesondere bietet der Geschichts- und Literaturunterricht reichlich Handhaben, um bei der Jugend Herzenswärme, Frische des sympathischen Gefühlslebens und Innerlichkeit, die für den sittlichen Willen das ist, was das Anschauungsleben für das Denken, zu wecken, ihr die richtige Würdigung der verschiedenen Lebensgüter beizubringen; wahre Geistesbildung, nicht mechanische Gelehrsamkeit zu vermitteln.

Außer an die Erziehung müssen aber auch an die Literatur und Kunst in dieser Beziehung gewisse Forderungen gestellt werden. Durch die moderne Dichtung zieht sich wie ein rother Faden einerseits die Idee von der Werthlosigkeit des menschlichen Lebens und andererseits die Forderung, daß die Menschen „groß" sein sollen; ein Geschlecht, für das die Benennung Götter noch zu gering wäre — Nietzsche richtet eben seit einiger Zeit wahre Verheerungen unter den jungen Poeten an. In beiden Ansichten liegt ein Nonsens; denn die erstere ist ein pessimistisches Ignoriren alles dessen, was dem menschlichen Leben Werth verleiht, und Letztere verlangt in übertriebenem, individualistischem Pessimismus, daß alle Menschen Titanen sein sollen. Für die Vertreter beider Anschauungen scheint Goethe's bekanntes Xenion geschrieben zu sein:

Mir will das kranke Zeug nicht munden,
Autoren sollten erst gesunden.

Vielen Leuten gefällt das kranke Zeug aber doch, was wohl aus der immanenten menschlichen Gemeinheit zu erklären ist. „In unserer Natur" — sagt Herm. Türck in seinem Buche „Der geniale Mensch" — „sind gute und böse Triebe vorhanden, ein Streben nach dem Vollkommenen und andererseits auch wieder ein Mangel an Sinn für das Bessere, Edlere. Jeder Durchschnittsmensch ist eine Mischung von Genialität und Bornirtheit. Wie nun das Gute, Göttliche in uns befriedigt wird von allem Vollkommenen, Schönen und Erhabenen, so klingt auch alles Gemeine, Häßliche, Niedrige und Verkehrte in uns an und zieht uns in Mitleidenschaft. Es ist z. B. eine bekannte Thatsache, daß ein großer Theil der Irrenärzte selbst irrsinnig wird, nur in Folge einer Art von geistiger Ansteckung. Es ist daher kein Wunder, daß der Bornirten Selbstsucht häufig genug auf fruchtbares Erdreich trifft, daß der Same aufgeht, und ein sonst ganz vernünftiges Menschenkind sich plötzlich für die Erzeugnisse des Größenwahns und des versteckten moralischen Irrsinns begeistert."

Von der Richtigkeit dieser Worte kann man sich am besten überzeugen, wenn man das Theaterpublicum beobachtet. Wie elektrisirend wirkt nicht der Abklatsch des gemeinen Lebens — gemein in jedem Sinn — von der Bühne herab auf die bunte Menge! Deutlich merkt man ihr die innerliche Freude darüber an, die handelnden Personen auf der Bühne nicht vornehmer denken und handeln zu sehen, als sie selbst zu denken und zu handeln gewohnt ist.

Zu dem hoffentlich vorübergehenden Erfolge der naturalistischen Schule tragen aber noch zwei Ursachen bei: Unaufrichtigkeit und der Einfluß der Mode. Erstere wirkt mit, weil zahlreiche Menschen, deren Bildung geringer als ihr Einkommen ist, sich auf ein höheres geistiges Niveau zu erheben glauben, wenn sie Unverständliches bewundern und zu verstehen heucheln. Dazu kommt der Einfluß der Mode: der Naturalismus ist die literarische Mode der Zeit, genau so abgeschmackt wie andere ihrer Auswüchse. Denn die Kunst des dramatischen Dichters wird sicherlich auf einer um so viel höheren Stufe stehen, je mehr sie der rein äußerlichen Mittel und Hülsen entrathen kann. Schrieb doch Schiller an Goethe:

Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen.

Freilich haben die Dichter der alten, „veralteten" Zeit ihre Gestalten aus ihrem innersten Wesen, aus ihrer Art zu denken und zu empfinden heraus erschaffen und konnten leicht verzichten auf die Wirklichkeit der unsauberen Stiefel, mit denen der Straßenkoth hinangeschleppt wird auf die Bretter, die gegenwärtig so häufig — den Schmutz bedeuten.

„Das Theater ist eine Kunstanstalt zur Veredelung des Volkes", sagt der dänische Ethiker Martensen, „darum möchte ich nicht, daß es moralisire; aber protestiren muß man gegen jede Darstellung, wie überhaupt gegen jede Dichtung, sei sie ästhetisch noch so vollendet und unanfechtbar, wenn von ihr ein verderblicher Einfluß auf das Volk, auf das Haus, die Familie ausgeht. Dem entgegenzuarbeiten und einer edleren, idealeren Auffassung und Ausgestaltung der dramatischen Kunst, wie einer Hebung des ganzen Theaters die Wege zu bahnen, ist Aufgabe einer unbestechlichen Kritik sowie Dramaturgen." Vielen fehlt nicht die Erkenntniß, daß die Strömung des Tages traurig und verkehrt sei; es fehlt ihnen nur der Muth, ihr entgegenzutreten. Sie lesen und hören, der Idealismus sei ein alter Zopf, den man abschneiden müsse. Da fürchten sie, als geistige Nachzügler angesehen zu werden, wenn sie für das brünstige Versegestammel nervenzerrütteter junger Poeten oder für die grünen Weiber und violetten

Digitized by Google

Bäume und andere widerliche Fratzen farbenblinder Maler keine Bewunderung ausdrücken. Da leben sie denn wider ihre eigene Ueberzeugung, die falschen Genies.

Aus dem modernen Pessimismus, dieser abscheulichen geistigen Atmosphäre unserer hysterischen Zeit, giebt es nur einen Ausweg zu den Gefilden edler, schöner Menschlichkeit, und der führt zurück zu Goethe. Seine Lehre von der ruhigen Ausbildung des Edlen, Hülfreichen, Guten wird stets der beste Compaß im Getriebe des Lebens und der Welt sein. Diese Lehre ist der Liebe entsprungen und nicht der Vernichtungswuth, und darum ewig. Wir brauchen keine Weltkatastrophe, um zur Seelenharmonie theilnahmsvoller Gemüther zu gelangen. Wir brauchen nur die Evolution, den ruhigen, ununterbrochenen Fortschritt im Goethe'schen Sinn. Betreffs der Grundstimmung aber, die wir uns während unserer Lebenspilgerfahrt erhalten wollen, können wir nur wünschen, daß die Epochen vulcanischer Erregung möglichst selten eintreten und möglichst rasch vorübergehen. Die Erkenntniß der Gesetze, denen wir unterworfen sind, und denen wir nicht widerstreben dürfen, die wir nur auszunützen suchen müssen, erwächst einzig und allein aus der ruhigen, leidenschaftslosen Betrachtung der Natur und Menschenwelt. All' unser Seelenglück beruht darauf, daß wir die socialen Triebe mit den stärkeren natürlichen Trieben in Einklang zu bringen verstehen; daß wir das Lebensgefühl, den „Willen zum Leben" erhöhen, nicht aber herabmindern oder gar verneinen. Mögen immerhin Zeiten kommen, und sie werden kommen, deren Tumult das stille Sinnen und das Reifenlassen der Ideen nicht gestattet, so soll es doch nie an Priestern fehlen, die das Goethe-Evangelium vom „freien Lebensblick" glücklicheren Söhnen und Enkeln in voller Schöne überliefern.

Ein Trust der Kunsthändler?

Ein Wort vom Künstler und Kunstfreunde, zugleich ein offener Brief an das Königl. preußische Cultusministerium.

Von E. Klotz, Maler und Radirer in Leipzig.

Am markanten Beispiel wird hier ersichtlich, wie einerseits der Händlergeist und andererseits selbst das wohlmeinende Streben des Kunsthandels nach Erstarkung und Systematisirung des Handels mit Kunstblättern den vitalen Interessen der Kunst direct schädlich werden muß. Das kaufende Publicum trägt aber die Kosten des Irrthums.

Es mag etwa sechs Jahre her sein, da ward mir durch folgendes Kunsthändlerstücklein zum ersten Male diese Erleuchtung. Zu dieser Zeit hatte im städtischen Museum in Leipzig ein Dresdener Kunsthändler eine Anzahl alte Kupferplatten, Sujets nach Ruysdael (und ähnlichen, nicht mehr ziehenden Meistern, gestochen von Thäter, und ähnlichen, nicht mehr lockenden Handwerksmeistern der Kupferstecherkunst) ausgestellt. Der kluge Mann rückte dem p. p. Publico Leipzigs mit folgenden Plan auf den Leib: Alle seine über einen Stiefel gearbeiteten Platten waren werthlos geworden, — weil sie durch die reizvolleren graphischen Arbeiten intensiver wirkender Talente überholt worden waren — und so sollte ihm das neuerwachte, graphische Kunstleben dazu dienen, seine alten Leichname — lucrativ natürlich — im schmucken Sarkophag zur ewigen Ruhe betten zu helfen. Man fing die Sache so an: die Kupferplatten wurden galvanisch versilbert und der Stich schwarz ausgefüllt, mit Emaille. Das geschah in der Officin einer Persönlichkeit, die in Leipzig nicht ohne Einfluß war. Der Herr Kunsthändler ließ alsdann dem Kunstreferenten vom Leipziger Tageblatt, durch Ueberreichung eines bedruckten Zettels, Folgendes suggeriren: Mit Rücksicht und zur Förderung unserer wiedererwachten künstlerischen Graphik habe er sich entschlossen, die besten Platten seines Verlages zu opfern, sie durch ein höchst geistreiches Verfahren (das Auslegen mit Emaille) als Druckplatte dauernd zu vernichten, um sie als idealen Grundstock eines Museums für graphische Kunst einem solchen verfügbar machen zu können; — denn, nirgends könne die edle Kupferstecherkunst idealer und instructiver studirt werden, als an der Platte selbst, nicht am Abdruck von dieser!" — Dieses und noch vieles andere Löbliche zur Sache ward mit Hülfe der Kunst Guttenberg's nun der Bevölkerung Leipzigs und seinen activen Kunstfreunden suggerirt. Auch der Director des Museums war für diese Sache interessirt worden. Max Klinger's günstiges Urtheil zu gewinnen, war man ebenfalls bemüht und, obgleich er natürlich froschkalt blieb — die Kunstfreunde wurden warm und wärmer und hatten bereits einen größeren Fonds von über 30000 Mark gezeichnet, zu dem löblichen Zwecke, die conservirten Platten im städtischen Museum einzusargen. Da ging ich auch einmal nach dem Museum, das Opfer des Kunsthändlers zu schauen. Der Wärter erzählt von dem Entzücken, welches die schönen, blanken Platten hervorgerufen hatten, trotzdem man zu diesem „Kunstgenuß" nur gelangen konnte, wenn man den Kopf zwischen einen horizontalen Glaskasten und einen Blendrahmen einschob.*) Im Nebenraum traf ich sogar den Kunstreferenten der Leipziger Nachrichten; ebenfalls über die Platten gebeugt, fügte er mit geflügeltem Bleistift Wort neben Worte, des Gedankens Fluth durch Kommata und Punkte in den rhythmischen Tanz glitzernder Wellen zertheilend. Und ich wurde begrüßt mit den Worten: Feine Sache, das; nicht wahr? — Sehr fein: und wie talentvoll der Kunsthändler pfeift und lockt, und mit welchem Erfolg unter unseren Sachsen, die so helle sein! — Studiren kann man natürlich an den blitzblanken, vollgefüllten Platten gar nichts mehr, auch sind abgestandene, handwerksmäßige Copien kein Studienmaterial für ernst strebende Künstler, und schließlich vermag man faktisch nur an den verschiedenen Probedrucken das technische Werden eines Stiches oder einer Radirung zu verfolgen. Genießen kann man das künstlerische Resultat nur, wenn es auf gutem Papier als bester Druck vor Augen liegt, nicht aber an diesen, unter Glas aufzubewahrenden und doch schon oxydirenden, blendenden Metallplatten.

Der Mann strich sein begonnenes Halleluja herzhaft durch und überraschte seine Leser mit einem von „tiefster Fachkenntniß zeugenden" Aufruf zur Rückwärts-Concentrirung. Erlöst fühlten sich auch die stiftungsbereiten Kunstfreunde, denen ihr Liebesmühen vielleicht auch schon als ein Versuch am untauglichen Object erschienen sein mochte, und total überrascht kam dem Kunsthändler — mitten im schönsten Siegsbeginn — die Niederlage. Stillschweigend wurden die Platten zurückgezogen. Vielleicht hat dem unermüdlichen Opfermuth dieses Herrn doch noch irgendwo widerspruchslose Begeisterung gelächelt.

Ebenso wenig widerspruchslose Begeisterung aber können Künstler wie Publicum einer Organisation der Kunsthändler entgegen bringen, welcher sogar das Königl. Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten in Berlin, secundirt. Diese Organisation hat laut dem mir zugesandtem Statut nebst Einladeschreiben zum Zwecke: die Frühdrucke von graphischen Original-Platten in Permanenz in vier Gattungen getheilt zu erhalten, mit bezüglichen Vereins-Stempeln zu versehen und das Publicum dazu zu erziehen, daß es dieses Signum als das sicherste und absolut zuverlässige Erkennungszeichen für die Güte des Druckes respectirt.

Hier drohen Seitens des „Deutschen Kunstverleger-Vereins" — die unterzeichneten Namen am Ende der

*) Anders waren die Plattenbilder des Metallglanzes wegen nicht zu genießen.

Digitized by Google

Statuten bürgen freilich hinreichend dafür, daß es ungewollt geschieht — der Entwickelung der graphischen Kunst und besonders der jüngeren Künstler, schädliche Hemmnisse, den staatlichen wie privaten Sammlern dagegen recht unerfreuliche Ueberraschungen. Es muß hiernach im Interesse einer ehrlichen graphischen Kunst darauf hingewiesen werden, daß die technischen Grundlagen, vor allem der Graphik, welche auf der Kupferplatte ausgeübt wird, seit langer Zeit schon ganz andere sind, als etwa zur Zeit Rembrandt's. War es in manchen Fällen früher, vor der Erfindung des absolut exacten Verstählungsprocesses der Kupferplatten, geboten, die Minderwerthigkeit der Drucke, welche wegen der fortschreitenden Abnutzung der Platte entstehen mußte, auf den verschiedenen Folgen der Abzüge durch besondere Zeichen und Marken kenntlich zu machen, so darf dieses Markirungssystem nicht mehr aufrecht erhalten werden, wenn einestheils — für leicht abnutzbare Platen mit Aqua tinto-Tönen*) — wohlfeile und künstlerisch absolut befriedigende Conservirungsmittel gegen solche Abnutzung der Platten zur Anwendung gelangen können, und wenn anderntheils bei so geringer Gesammtauflage der Frühdrucke — bis höchstens 500 Blatt — irgend welche sichtbare Abnutzung der Platte und dadurch bedingte Minderwerthigkeit des Abdruckes nicht möglich ist.

Die Reihenfolge der vom Kunstverleger-Verein auf den bezügl. Gattungen der Abdrücke anzubringenden Stempel bietet sonach gar keine Gewähr, daß der betreffende Druck auch dem Werth der Marke entsprechen muß. — Es giebt in Wirklichkeit nur gute und weniger gute Drucke, aber „gut" und „weniger gut" resultiren dabei ausschließlich aus dem individuellen Verfahren des Kupferdruckes, sind die Folge des vollkommeneren oder minderen Vertrautseins des Druckers mit allen Werthen und Reizen der Platte. Hieraus erhellt, daß gerade die ersten Drucke von einer Platte (also event. die „Sterndrucke" oder die Drucke „mit der Marke") wegen des noch mangelnden vollen Vertrautseins des Druckers mit allen Werthen des Bildes die minder reiz- und werthvollen sein können, ja — müssen, zumal bei schwer zu druckenden tonreichen Platten oder Bildern.

Als gewiß interessanten Beleg hierfür kann ich — außer meinen persönlichen Erfahrungen, die ich beim Drucken meiner Radirungen gewonnen habe — noch diese höchst lehrreiche Erfahrungen anführen: Ein mir bekannter Herr, Sammler neuer graphischer Kunst, ließ sich neben den Vorzugsdrucken Klinger'scher Radirungen, von anderen Kunsthändlern stets die existirenden gewöhnlichen Auflagdrucke (auf gutem Papier sind alle solche Platten gedruckt) zusenden. Dann wurde mir Gelegenheit, an der Vergleichung und Wahl der Drucke theilzunehmen. Und wie oft es sich ergab, daß die um mehrere hundert Mark wohlfeileren Blätter die vollendeteren waren, das wird bestätigen können, wer so glücklich war, nach solchem System seine Sammlung anzulegen.

Alle die Manipulationen, wie Drucke „von der unverstählten Platte", — „mit der Marke", „vor der Schrift" führen nur zu oft zu unliebsamen Enttäuschungen der Käufer und ziehen gleichzeitig einen unseligen Glauben an das Dogma vom heiligen Stempel groß, wodurch das Publicum, wie nachgewiesen, recht empfindlich geschädigt werden kann. Die Forderung des Kunstverleger-Vereins, welche dadurch Nachdruck gewinnt, daß das Königl. preußische Cultusministerium Mitunterzeichnerin seiner Satzungen ist, führt gewiß ungewollt dahin, das freie Verfügungsrecht, besonders auch über alle als freies Unternehmen der Künstler entstandene Platten, zu beschränken. Es ist nämlich vor der Publication der Abdrücke ein an den Kunstverleger-Verein zahlbarer Stempelzoll von 15 Mark für jede Platte (sammt einem Freiexemplar von der ersten Druckgattung für die Sammlung des Vereins) baar einzusenden.

*) Welche schon nach 5—6 Abzügen — in ihren feinsten Partieen — vernichtet sein können.

Ich will hier besonders einem hohen Königl. Cultusministerium zur Erwägung anheim geben, daß nicht alle Künstler in der Lage sind, nach Fertigstellung einer neuen graphischen Arbeit noch so lange zu warten, bis diese problematischen Stempel seine Arbeit schmücken. Manch' Einer muß vielmehr erst seine und seiner Kunst Existenz durch schnellen Verkauf einiger erster Drucke umgehend sichern und ist aus diesem Grunde genöthigt, einfach schnell einem anständigen Museumsdirector und dem einen und anderen ihm vertrauten Sammler — zur umgehenden Honorirung — die ersten Drucke zu übersenden. Nach diesem Verkauf aber müßte seine (vielleicht die beste Arbeit einer ganzen Epoche) auf den allein seligmachenden Stempel verzichten*) und sich als verdächtig vor den Augen der Kunstfreunde verbergen, denen der eingeflößte Respect vor dem Stempel den Kennerblick ersetzt.

Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß dieser Vereinigung der Kunsthändler oder Verleger jedes Verdienst abginge. So mag z. B. die eingeführte Führung eines Wahrheitsbuches Zwecks wirksamerer Controlle der festgesetzten Auflagenhöhe — gegen welche zu verfehlen aber Künstler seltener in die Lage kommen als die Verleger — nicht ohne Nutzen und beruhigende Wirkung für Künstler und Publicum sein. Dagegen muß es erstens einmal vermieden werden, die wesenlosen Gattungsbegriffe: Druck „von der Unverstählten", „mit der Marke", „vor der Schrift" mit so dauerhafter Glorie zu decoriren. Zweitens dürfen nicht mit dem Makel des Boykotts behaftet dastehen die Werke solcher Künstler, die rechtschaffen und ehrlich, mit Ernst und Kunst ihre „Künstlerdrucke"**) machen (20—50 Stück persönlich controllirte und brav signirte Abzüge) und schließlich alle minderwerthigen Abzüge selbst vernichten; die aber, weil sie „tiefere Kenntniß" haben „vom Wesen" der heute noch so beliebten Frühdrucke, beim besten Willen nicht in der Lage sind, in der geforderten Form: „Ich, Endesunterzeichneter, erkläre hiermit, vorstehende Satzungen gelesen zu haben und unterwerfe mich vollinhaltlich" — dem „Deutschen Kunstverleger-Verein" als Mitglied ihre Liebe zu erklären. Vielleicht paßt eine gewissenhafte Nachprüfung meiner Vorschläge unter § 27 der Satzungen des Deutschen Kunstverleger-Vereins, welcher es sich ja zur schönen Pflicht macht, „Mißstände im Kunsthandel zum Schutze des kaufenden Publicums zu veröffentlichen".

Dem hohen Ministerium der geistlichen Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten in Berlin empfiehlt der Verfasser gleichfalls seine Ausführuugen zur Nachprüfung. Er bittet, die sanctionirten Stempel aufzuheben und den ehrlich von den Künstlern signirten Arbeiten den Weg zum kunstliebenden Publicum nicht dornenvoller gestalten zu lassen, dagegen aber den Herrn Kunstverlegern jede selbstgewünschte Contrôleinrichtung, welche diese zur gegenseitigen Ueberwachung ihrer eigenen Unternehmungen etwa, im Interesse des kaufenden Publicums, als erforderlich befinden sollten, fördern zu helfen.

*) § 24. 11.

**) Die einzige Gattung, die vor dem Forum strenger Vernunft als Vorzugsdruck bestehen kann.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Spielerei.

Skizze von Maria Schneider.

Sie sitzt bei Tische neben mir. Ich beobachte sie. Immerfort regt sich etwas in ihrem Gesicht, nicht Lebendigkeit, nicht Scherz, nicht naives Staunen — das Alles geht auch auf der Oberfläche vor sich —

Digitized by Google

aber ich meine etwas Anderes. Das kommt tief aus ihr selbst heraus, das steht auf der Lauer, das ist zum Sprung bereit. Ich spreche mit ihr, und es ist fort. Sie blitzt mich an, kindlich, frei, kühl. Ich werde froh, wenn ich sie ansehe. Sonst liebe ich die kleinen Mädchen nicht. Ich mag keine Räthsel, und die kleinen Mädchen sind alle voller Räthsel. Es ist das Unerweckte in ihnen. Aber ich liebe das Wache, Bewußte; ich liebe das Reife.

In der Natur nicht. Da habe ich das Verdämmernde gern oder das Vorahnende. In einem Fall weiß ich, was vorher war, im anderen, was sein wird — Fülle, Ganzheit, Kraft. Bei Mädchen weiß ich es nicht, und hinter tausend Verheißungen ist einmal eine Erfüllung. Jedoch dies Kind ist interessant und fesselt mich. Manchmal kommt es mir vor, als wüßte ich diesmal doch, was in ihm ist. Viel Herbheit, viel Glanz und darunter ein feuerheißes Temperament. Schön ist sie nicht, aber auch hierin so etwas in die Zukunft Weisendes. Viel sprechen kann ich nicht mit ihr; ich müßte dann eine neue Frauensprache erfinden. Ich kann nicht dies wundervolle Spiel mit ihr spielen, wie mit anderen. Ich fühle mich hier in zu einfacher Position.

Ich liebe es, mich zu den Füßen eines schönen Weibes zusammenzuknäulen, sie von unten herauf anzublitzen und zu knurren. Sie setzt mir den Fuß auf den Nacken, ich lecke ihn; sie krault mir hinter'm Ohr, ich erröthe; sie kitzelt mich, ich winde mich vor Lachen; sie läßt mich liegen — ich bleibe liegen. Aber auf einmal hebe ich meine Tatze und packe zu und richte mich auf und bin Mann! So, das liebe ich. Aber dazu gehört Coquetterie. Das Kind versteht das nicht. Es sagt Alles so gerade heraus, da muß ich es auch thun. Ich liebe die Schanzen. Hinter den Schanzen das aufgeregte Hin und Her, das Laden der Geschütze; vorne das ehrliche: „Klar zum Gefecht!"

Da fühle ich mich stark, aber so — —

*

Wir sind dennoch in den letzten Tagen viel zusammen, und es hat einen Reiz, zu fühlen, daß ich auf sie wirke. Das ist immer angenehm. Gott, schließlich wirkt sie wohl auch auf mich. Es ist 'mal etwas Anderes.

*

Manchmal ist sie sieghaft, frei, wirklich entzückend, dann aber geht ein Schatten über ihr Gesicht und löscht ihren Reiz förmlich aus. Wer den Schatten wirft, weiß ich nicht, aber daß die Kleine ihn fürchtet, fühle ich. Irgendwas, irgendwer drückt sie irgendwo.

Ich mache ihr den Hof wie ein Primaner mit Blumen und Segelpartien und réunions. Ich lache.

*

Ihre kühlen Hände fangen an, in mir ein Wesen herauszubuddeln, das ich gar nicht mehr kenne, den guten Jungen. Wie wir manchmal lachen und über was! Und wenn wir mitten drin sind, und sie mich anfunkelt, daß ich fühle, jetzt, in diesem Augenblick liebt sie dich, dann kommt dieser Schatten, woher? Kommt er vielleicht aus der Seele, die noch schläft?

Sie ist ein süßes, reines, kluges Kind.

Ich möchte wissen, ob ich sie liebe.

Ob ich das überhaupt noch kann? Gut lieben meine ich.

Sie erwartet lange, daß ich mich erklären soll. Manchmal wollte ich es und that es doch nicht. Oft sagte ich Sachen, die eigentlich schon Fragen waren.

*

Heute kam ihre Mutter. Sie ist brillant; jung, glänzend und ganz Weib. Sie ist von jener Schönheit, die Frauen hassen und Männer anbeten. Das Kind wird ein Lichtstreifchen, das zufällig, beiläufig aus ihrer Sonnenherrlichkeit geglitten ist und versucht hat, auch eine kleine Sonne zu sein. Ich werde auf's Korn genommen, nachlässig liebenswürdig, überlegen freundlich behandelt, aber von Zeit zu Zeit fange ich einen Blick auf, der wie ein wilder Funke aus all der Steifheit und Hoheit springt.

*

Es ist klar, woher der Schatten kommt. Die Mutter ist für die Tochter das Gespenst, vor dem sie verflattert. Und sie möchte so gern, so gern dastehen, das süße Ding! Sie ist wirklich süß. Ich möchte sie haben und die Mutter auch und überhaupt alle diese lieben, tückischen, herrlichen, unbändigen, tollen Frauen!

*

Ich renne mit der Mutter am Strande umher, und sie ergründet meine Gedanken. Alle Wetter, und wie! Ein prachtvolles Weib, Alles reif, voll, rund. Sie sagt: „mein lieber Herr Doctor" im Tone wie: „mein lieber Sohn." Ich schiele sie an. Sie lacht, klingend, kokett.

Wir sprechen über die Tochter. Ich erzähle ihr, wie die Tochter werden wird und beschreibe sie. Ich bitte sie, mir zu sagen, wie ich meinen Antrag machen soll. So und so. Aber den nächsten Tag thu' ich es doch nicht.

*

Die Mutter und ich in den Dünen. Die Tochter ist zu einer kranken Dame geschickt. Ich sollte geknickt sein, aber mein Gott, alle Wege führen nach Rom; auch so komme ich dem „Mädchen meines Herzens" näher. Wir sprechen nur über sie, wie sie sein wird, — d. h. also von der Mutter.

Die Sonne brennt; der Sand ist heiß und rieselt durch die weißen Frauenfinger. Er blitzt wie winziger Diamantstaub. Ich sehe sie an. Die Stille ist beklemmend. Sie blickt auf's Meer, heftig athmend. Sie ist zum Verzweifeln schön.

„Gnädige Frau, warum sind Sie nicht Ihre Tochter!"

Sie wird mich zurechtsetzen.

Nein, sie schweigt. Ich seufze.

„Also bitte, halten Sie für mich an; ich komme nicht zu Stande."

„Ja, Herr Doctor."

„Einen mütterlichen Kuß, bitte!"

„Was fällt Ihnen ein?"

Meine Bescheidenheit jage ich zum Teufel. Ich küsse diese Frau, presse sie; sie mich.

Heißer Sand, Sonne, Leidenschaft. Ich war im Venusberg.

— — — — — — — — — — — — — —

„Und nun?"

„Ja, nun müssen wir die Hochzeit feststellen."

„Mit Deiner Tochter?"

„Wenn Du willst."

„Ich will nicht."

„Ja, mit wem denn?"

„Zum Teufel, ich weiß nicht, oder ja, mit Dir!"

„Ja, mit — —"

Sie stockt. Sie starrt auf einen Punkt hinter uns.

„Da!"

Ich drehe mich um. Das Dünengras fährt nervös durcheinander. Dazwischen ein Gesicht, alle Züge auseinandergerissen, die Augen zwei dunkele Kugeln, die aus dem Kopfe quellen, dann fort.

„Ja, was war denn das?" frage ich stockend.

„O Gott, wie gemein, wie schlecht; ich habe meinem Kinde den Bräutigam fortgenommen! O, o!"

Sie wirft sich in den Sand zurück. Sie stößt dumpfe, gequälte Laute aus. Sie ist häßlich.

Ich stehe auf, schlage langsam den Sand von meinem Anzug, hebe den Hut auf.

„Du willst fort?"

„Ja, was soll ich denn thun?"

Sie springt auf wie ein Raubthier.

„Ich bringe Dich um!"

Innerlich bin ich irritirt, aber ich mache eine leichte Handbewegung und sage kühl:

„Nicht doch," und dann gehe ich.

Aus der Hauptstadt.

Strafse Zucht.

Durch die Tagesblätter lief die Nachricht, daß der General-Leutnant von Alten, jener Divisions-Commandeur, der als Gerichtsherr in dem Gumbinner Mordproceß eine bemerkenswerthe Rolle gespielt hat, sich in das Privatleben zurückziehen wolle; und sehr lebhaft wurden die Gründe erwogen, welche ihm diesen Entschluß nahe gelegt haben können. Einige Zeitungen suchten sie in der Insterburger Duellaffaire. Der Herr General habe den Zweikampf gut geheißen und sich damit in Widerspruch zu der Willensmeinung der maßgebenden Stelle gesetzt. Ich weiß nicht, ob ihm ein Theil der Verantwortung für das jähe Ende des Leutnant Blaskowitz zufällt. Sollte Herr von Alten bei der Erledigung dieser überaus traurigen Angelegenheit mitgewirkt haben, so würde es nach der Verabschiedung des Regiments-Commandeurs des erschossenen Officiers wenn auch nicht gerade wahrscheinlich, so doch immerhin möglich sein, daß ihn ein gleiches Schicksal ereilt. Von anderer Seite wurde vermuthet, die Verabschiedung des Generals sei durch die von ihm in dem Gumbinner Mordproceß beobachtete Haltung herbeigeführt worden. Es ist ja richtig, und namhafte deutsche Juristen haben es bestätigt, daß Herr von Alten als Gerichtsherr das Gesetz seltsam interpretirt und von seinen Machtbefugnissen einen Gebrauch gemacht hat, der zum Mindesten außergewöhnlich war. Wenn Einer der deutschen Nation die Gefahren vor Augen geführt hat, die der Rechtspflege im Heere aus dem „mittelalterlichen" Institut des militärischen Gerichtsherrn drohen, so war er es. Aber ist denn damit erwiesen, daß der General mit einem solchen Gebahren an gewissen Stellen Anstoß erregt hat? Ob er sich nicht vielmehr, bevor er so handelte, erst des Einverständnisses seiner Vorgesetzten

Digitized by Google

versichert hat? Viel Federlesens wird auch mit einem Divisions-Commandeur nicht in der deutschen Armee gemacht. Nicht 24 Stunden wären bis zum Einlaufen des blauen Briefes vergangen, wenn das Auftreten des Generals von Alten in der Gumbinner Affaire nicht nach dem Geschmack der höheren Instanzen gewesen wäre. Nur völlige Unkenntniß von der straffen Zucht, die auch den Generalen gegenüber in unserer Armee geübt wird, verräth die Annahme, Herr von Alten müsse wegen des Gumbinner Mordprocesses gehen. Viel einfacher dürfte des Räthsels Lösung sein. Je höher ein Officier hinaufrückt, desto mehr muß er mit seinem Ausscheiden aus dem Dienst rechnen. Ein General, der ein Jahr und länger an der Spitze einer Division gestanden hat, kann stündlich die Aufforderung erhalten, seinen Abschied einzureichen. Nur im allergünstigsten Falle wird er drei Jahre in dieser Stellung belassen. Und sind es nicht gerade die Monate nach dem Manöver, in denen in der Regel von den höheren Officieren die Abschiedsgesuche geschrieben werden? Es mag bedauerlich sein, daß der Entschluß des General-Leutnant von Alten, sich in das Privatleben zurückzuziehen, nicht in der Weise begründet ist, wie es manchem Politiker erwünscht sein dürfte. Aber wozu sich Selbsttäuschungen hingeben? Nicht mit der persönlichen Auffassung des Generals von Alten hatten wir es in den beiden Affairen zu thun, sondern mit den für das Heer maßgebenden Anschauungen. Sollte in der That Herr von Alten die Mitwirkung an der Abwickelung der Insterburger Angelegenheit mit seinem Abschied zu büßen haben, nun, so haben sich in diesem Punkte die maßgebenden Anschauungen inzwischen gewandelt. Ajax.

Opern und Concerte.

Mit seinen kunsterzieherischen Vorsätzen nimmt es Richard Strauß bei Kroll gewaltig ernst. Ein Programm, wie er es für sein zweites Concert mit dem Tonkünstler-Orchester aufgestellt hat, ist so ziemlich ein Novum in unserem Musikleben. Solid und ehrlich, ohne Hintergedanken an den Augenblickseffect verfolgt es schlechthin den Zweck, neue Kunst reden zu lassen und den Hörer in der Kenntniß der musikalischen Gegenwart ein Stückchen weiter zu bringen. Die ängstliche Frage, ob denn auch Alles dem Publicum gefallen wird, bleibt glücklich aus dem Spiel, in der richtigen Einsicht, daß der Ertrag in solchem Falle von einem Majoritätsurtheil unabhängig ist. Neue künstlerische Arbeit kennen zu lernen, ist immer ein Gewinn. So wäre es ungerecht und unverständig, Herrn Strauß den Dank für die Vorführung von Tschaikowsky's „Wojwoden" wegen der Thatsache zu versagen, daß dies Werk die Kunst des Russen keineswegs vollwerthig vertritt. Die grausige Eifersuchtsballade anschaulich zu illustriren, ist dem Componisten nicht gelungen, trotz des Aufgebotes starker Mittel. Ein weit feineres Kunstwerk ist die „symphonische Legende", die der geistreiche Franzose Vincent d'Indy nach Uhland's „Harald" geschrieben und „Forêt enchantée" genannt hat. Sie verräth starken Sinn für intim poetische Wirkung, und noch mehr imponirt der vornehme und gereifte Geschmack des mit allen Ausdrucksmitteln vertrauten Musikers. Dann hörte man Siegmund von Hausegger's „dionysische Phantasie". Wieder ein Werk von ehrlicher Begeisterung eingegeben und voll ungetrübter Frische des musikalischen Empfindens. Aber freilich, die Tonbilder, die sich da in blühender Melodik aneinander reihen, sind nicht immer nothwendig und organisch entwickelt. Ein Mangel an Oekonomie und zwingender Logik ist schuld daran, daß sie als Ganzes nicht so recht überzeugen und hinreißen. Die vierte neue Bekanntschaft endlich, die der Abend eintrug, war ein Divertimento für Violine und Orchester von dem in Boston thätigen Musiker Ch. Löffler, eine gefällig und gewandte Arbeit, die Professor Halir zur besten Wirkung brachte. Die beiden graziösen ersten Sätze machen mehr Freude als der anspruchsvollere Schlußtheil und seine auf Liszt's Todtentanz zurückweisenden Variationen über das „Dies irae". Mit einer blendenden, schwungvollen Aufführung von Liszt's Tasso klang der anregende Abend aus, der dem großen Dirigenten ebenso Ehre machte wie den mit Hingebung folgenden Herren vom Tonkünstlerorchester.

Das Märchen von der Liebe und dem Leide der „Königskinder" hat Fritz Volbach gedichtet, und Nikisch hat seinem Tonpoëm im philharmonischen Concerte zu einem schönen Erfolge verholfen. Es steckte viel Stimmung in dem wirksam aufgebauten, klangschönen Stücke, dessen prächtige Factur alle Bewunderung verdient. Es war die einzige Neuheit der beiden letzten Concerte, die im Uebrigen durch die solistische Mitwirkung des vielbestaunten Klaviertechnikers Leopold Godowsky und der Dresdener Kehlvirtuosin Erika Wedekind für das Publicum ihr Relief erhielten.

Andächtige Feiertagsstimmung haben gewiß Viele in die Singakademie mitgebracht, als es ein „neues" Mozartwerk zu hören gab. Der Königliche Opernchor führte in seinem gewohnten Bußtagsconcerte die unvollendet gebliebene „Große Messe in C-moll" auf, deren Torso von Alois Schmitt, dem eifrigen Leiter des Dresdener Mozartvereins, ergänzt worden ist. Das bereits vorher in Dresden aufgeführte Werk hat in seiner neuen Gestalt lautbegeisterte Freunde gefunden. Es geht oft so, daß ein Ueberschwang von Entdeckerfreude die Erwartungen allzuhoch spannt und so etwas wie Enttäuschung verschuldet. Es ist wahr, der Bearbeiter ist mit Liebe und mit gründlicher Sachkenntniß beim Werke gewesen. Nur Kyrie, Gloria, Sanctus und Benedictus hatte Mozart 1783 vollendet, und die Stücke bald darauf nothgedrungen in die schnell fertiggestellte Partitur des Oratoriums „Davidde penitente" eingeflickt. Alois Schmitt hat es unternommen, das Fehlende aus anderen Werken des Meisters zu ergänzen, und Keiner hätte diese Arbeit gewissenhafter und geschickter machen können. Man freut sich, ein an Schönheiten reiches Werk der Vergessenheit entrissen zu sehen. Aber man wird es nicht so leicht als eine Kunstschöpfung höchsten Ranges in die Nachbarschaft der größten Kirchenwerke Bach's oder Beethoven's rücken, wie Manche möchten. Wohl weist es machtvolle Chöre, wie das Kyrie oder die Doppelfuge des Osanna, auf, die musikalisch wie religiös tief empfunden sind, daneben aber stehen Sätze anderen Geistes, echt mozartisch und liebenswerth vielleicht, aber weder tief noch groß, — sorglos äußerliche Stücke wie die beiden coloraturverbrämten Sopranarien. Der Eindruck der Messe wäre wohl stärker gewesen, wenn ihm eine wirklich vollendete Aufführung zu Hülfe gekommen wäre. Die Wiedergabe durch den vom Cäcilienverein verstärkten Opernchor und das von der respectablen Künstlerin Frau Schmitt-Csany geführte Soloquartett unter des Bearbeiters eigener Leitung war zwar ebenso exact wie kräftig, aber nichts weniger als feinfühlig.

Zwei Bruckner-Symphonien in Berlin innerhalb kurzer Wochen! Nach der dritten die siebente. Der Wagnerverein hat sich wieder einmal auf eine ihm vor allem zukommende Mission besonnen. Wenn es nur in diesem Geschwindschritt fortginge! Wollen wir einmal Optimisten sein und das nicht als bloßen Zufall betrachten, sondern als gutes Omen für die Zukunft? Am Ende kommen wir doch noch einmal dahin, daß man Bruckner das nicht mehr weigert, was man Brahms mit vollen Händen giebt. Der Bruckner'schen Kunst neue Freunde zu werben ist diese Symphonie in Edur besonders geeignet. Das lautere Gold der tonpoetischen Gedanken und seine prachtvolle Prägung, das überströmende Gefühl in dem berühmten Adagio, mit dem Bruckner seinem geliebten Bayreuther Meister die ergreifendste Todtenklage schrieb, das Scherzo mit seinem beinahe titanenhaften Humor — auf ein unbefangenes Musikgemüth muß das alles unmittelbar wirken. Und die beliebte Redensart von der Bruckner'schen „Länge" — hier kann sie nur der im Munde führen, der ein Tonwerk bloß mit der Uhr in der Hand bemißt. Vor Allem, wenn ein Meister wie Carl Muck den Taktstock führt und Alles mit idealer Klarheit und straffester, frisch belebender Energie herausarbeitet. Dr. Muck war einer der Ersten, die für Bruckner gekämpft haben. Vor fünfzehn Jahren schon hat er die siebente Symphonie in Graz aufgeführt, und man hat es ihm zum Ruhme anzurechnen, daß er seither keine Gelegenheit versäumt hat, für den Meister einzutreten.

Auf Bruckner folgte Siegfried Wagner. Um Bruchstücke aus seinem „Herzog Wildfang" vorzuführen, war er selber nach Berlin gekommen. Sein zweites Bühnenwerk ist im Frühling bei der Münchener Première arg mitgenommen worden, mehr aus persönlichem Uebelwollen vielleicht als aus sachlichen Gründen. Seit dem Bärenhäuter weiß man, daß in dem Sohne des Meisters ein Fonds natürlicher Begabung für das Musikdramatische steckt. Sein Ehrgeiz geht auf eine deutsche Volksoper. Er will eigne Wege gehen, schlicht schreiben, den Volkston treffen, und dabei passirt es ihm wohl, daß er platt und gewöhnlich wird, wo er schlechtweg einfach sein möchte. Mit dem musikalischen Handwerkszeug versteht er erstaunlich sicher umzugehen. Als Proben aus seiner neuen Oper hörte man die flotte und heitere Ouverture, dazu eine ziemlich redselige Liebesscene, deren manchmal recht böse Verse die Musik hübsch illustrirt — der begabte Leipziger Bariton Herr Schütz sang sie — und einen derb gemüthlichen „Kirmeswalzer". Siegfried Wagner's Musiciren zeigt sich darin von seiner bekannten Seite: gewandt, frisch und harmlos, mit dem unvermeidlichen Stich ins Banale. Seine gerade Unbefangenheit nimmt fraglos für ihn ein. Ueber manche Plattheiten wird man wieder viel die Hände ringen. Aber Siegfried wird vielleicht doch noch eine Art moderner Lortzing. Hermann Springer.

Offene Briefe und Antworten.

Noch einmal „Die ärztliche Fernbehandlung".

Die Kritik meiner Ausführungen zu diesem Gegenstand („Gegenwart" Nr. 41) durch Herrn Geh. Sanitätsrathes Dr. Wattenberg veranlaßt mich zu einer kurzen Entgegnung. Ich gebe gern zu und habe auch nirgends das Gegenteil behauptet, daß man bei einiger Erfahrung und bei genauerer Kenntniß der Familienverhältnisse eines Erkrankten in vielen Fällen auch aus der Ferne eine annähernd richtige Diagnose stellen kann; daß man aber unter solchen Verhältnissen nicht so selten die schwersten Irrthümer nothwendig begehen muß, wird wohl

Digitized by Google

Niemand bestreiten mögen. Und gerade diese — meinetwegen — Ausnahmefälle sind es, welche jede Art ärztlicher Fernbehandlung ungehörig erscheinen lassen.

Wattenberg führt zu Gunsten seiner Anschauung die zeitweise Häufung gleichartiger Krankheitsfälle ins Treffen. Nun, ich setze den Fall, zu einer Zeit, wo bei Kindern massenhaft Brechdurchfälle auftreten, stellt ein Arzt vom Schreibtisch aus die Diagnose auf „Brechdurchfall", während es sich, wie sich hinterher zeigt, um eine Vergiftung handelte; ich glaube, kein Gerichtsarzt der Welt wird die Handlungsweise dieses Arztes anders denn als fahrlässig bezeichnen. Und wie steht es mit der Behandlung? Wenn der gerade dem Kurpfuscherthum gegenüber immer und immer betonte Grundsatz individualisirender Behandlung mehr sein soll als bloße Phrase, dann geht es doch wohl nicht ohne Untersuchung und Beobachtung des Krankheitsverlaufes. — Sollten sich im Einzelfalle Schwierigkeiten zeigen, sollte die Praxis mancher Aerzte zu umfangreich oder räumlich zu ausgedehnt sein, um diesen Anforderungen genügen zu können, so muß sie eben um des allgemeinen Wohles willen eingeschränkt werden; an Aerzten, welche in die so entstandenen Lücken eintreten könnten, fehlt es wahrhaftig nicht.

Zum Schluß bezweifelt Wattenberg, daß man nach den Erfahrungen der letzten zwanzig Jahre glauben könne, die Communalverbände oder der Staat werden, wie ich es verlange, wo es Noth thut, in liberalerer Weise, als es bisher vielfach geschieht, für die Kosten der ärztlichen Hülfeleistung aufkommen. Nun, er hat dabei jedenfalls ausschließlich die preußischen Verhältnisse im Sinne. Ich kann ihm verrathen, daß bei uns in Hessen auf dem platten Lande eine ganze Reihe staatlich subventionirter Arztstellen existirt und daß gegenwärtig Erwägungen im Gange sind, um die Zahl dieser Stellen zu vermehren und event. bedürftigen Gemeinden einen Theil der ärztlichen Transportkosten abzunehmen. Also zu machen ist die Sache, wenn es auch nicht immer gerade die Großstaaten sein müssen, welche auf dem Gebiete culturellen Fortschrittes bahnbrechend vorangehen.

Dr. Alphons Fuld.

Notizen.

Der Verlag S. Fischer, Berlin, sendet uns eine Anzahl seiner interessanten Neuheiten, von denen wir besonders erwähnen: Hermann Bang, Das weiße Haus. Bang versteht es wie Wenige, die innigste Empfindung und ein fast sentimentales Thema rein und wirksam mit Kunstmitteln von entschiedener, ja verwegener Modernität auszudrücken. „Das weiße Haus" ist das Elternhaus, und eine seltsame fremdartige Blume im Garten Gottes hat darin ihren räthselhaften Duft verbreitet: die Mutter. Es singt durch dieses Werk das Lied der Erinnerung: unendlich süße Schwermuth, tief liebliche Trauer, der Schimmer des sichtbaren und die Wunden des verborgenen Lebens, verklärt Alles in leuchtender Schönheit. — Arne Garborg's Bauernstudenten zeigen alle Vorzüge der ersten Periode Garborg's: Gediegenheit, unbestechliche Wahrhaftigkeit, einen sarkastischen, durch die eigenthümliche Trockenheit des Tons erzeugten Humor. Es ist ein Culturroman. Garborg stellt den Bauernsohn dar, der, ohne wesentlichen Trieb von Scholle und Heimath losgelöst, in den Kreisen der herrschenden bürgerlichen Beamtenwelt aufgeht, — mit keinem anderen Resultat, als daß sein Charakter in Streberthum, Heuchelei und Mattherzigkeit verrottet und so die Fäulniß vermehrt, die selber erst ihn sittlich entwürdigt hat. — In seinem „Schwachen Geschlecht" (Vier Satyrspiele. Umschlag von E. Heilemann) zeigt sich Gustav Wied als ein echter Impressionist, als die neueste und originellste Erscheinung der heutigen dänischen Literatur. Impressionistisch ist das Talent, mit hurtiger Feder todtsicher festzuhalten, was die lustigen, scharfen Augen errafft haben; impressionistisch auch die Leuchtkraft und Lustigkeit seiner Geschichten. Und wenn er in diesen Satyrspielen vier Frauen im Liebesreigen vorführt — die vornehme Gräfin, das sittsame Bürgerkätzchen, die triste Cocotte und die derbe Bäuerin — so giebt er in jedem auch das entsprechende Culturbild, wahr ohne Moralinsäure, spöttisch ohne Gehässigkeit, immer amüsant.

Die von Ernst Elster herausgegebenen „Vermischten Aufsätze" Gustav Freytag's aus den Jahren 1848 bis 1894 (Erster Band, bei S. Hirzel, Leipzig) zeigen den geistvollen und lebensklugen, trefflichen Mann so recht auf der Höhe seines großen journalistischen Könnens. Es giebt wenige Meister des Essays, die wie er behagliche Feinheit der Betrachtung mit so liebenswürdiger, natürlicher Grazie der Darstellung verbinden. Tiefgründige Forschungen und Tüfteleien sind nicht Sache dieses Weltmannes der Literatur, aber so hell spricht aus allen seinen Werken der bon sens, daß man eigentlich dem lieben Gott für die Begrenzung des Freytag'schen Könnens dankt. Ich möchte hundert Proben aus dem Buche geben, das Ernst Elster mit verständigem Fleiß zusammengestellt hat und für das er unsern lebhaften Dank verdient; waren doch fast alle diese Aufsätze bislang in verschollenen Zeitschriften und dergleichen vergraben. Ob Freytag Herren Friedrich Bodenstedt, Paul Heyse oder Auerbach kritisirt, ob er sich über den Verfall der deutschen Stadttheater, über altthüringische Ueberlieferungen, über die Havannacigarre oder über Hausbibliotheken ausläßt — er ist immer der welterfahrene, freundlich-vornehme Patrizier. „Beim Ablagern der Cigarren gilt im Allgemeinen der Grundsatz: je fetter, dunkler und gesättigter das Blatt, desto länger die Dauer und desto größer die Verbesserung, welche durch die Aufbewahrung an einem trocknen, luftigen Orte, wo kein starker Zugwind und keine Sonnenstrahlen eindringen, erreicht wird. Im Sommer, welcher auf das Jahr der Wickelung folgt, erlangen sie durch das leise Nachjähren und Anleiten eine erträgliche Reife, und Cigarren von leichterem Blatt werden dadurch vollständig genußfähig .... Dagegen hat die schwere, ölreichere, dickblätterige Cigarre von edler Rasse das Vorrecht, mit jedem Jahre liebenswürdiger zu werden. Es giebt eine gewisse altersgraue Farbe mit schwachem, röthlichem Schimmer — wer eine solche Cigarre erreichen kann, der rauche sie, aber allein, denn jede gesellschaftliche Zerstreuung dabei ist Unrecht." Das könnte ein Gediegener, ein Senator aus Hamburg-Uhlenhorst geschrieben haben, nicht wahr? Schade, daß unser Hamburg-Uhlenhorster und ihre Gesinnungsverwandten nicht auch das geschrieben haben könnten, was Gustav Freytag gleich dahinter über die barbarische deutsche Abneigung gegen Hausbibliotheken gesagt hat.

„Worte Christi" nennt Houston Stewart Chamberlain sein eigenartiges, weihnachtliches Buch, das die Verlagsanstalt F. Bruckmann A. G. in München soeben versendet. Aus den vier Evangelien des Neuen Testamentes hat er die überlieferten Worte des Herrn zusammen gestellt, und zwar losgelöst von jeder, oft genug zufälligen und willkürlichen Einfassung. So wirken sie nur durch sich selbst, so stellen sie eine neue Copie des Matthäus dar, und wahrlich, ihre Wirkung ist nicht geringer als die, welche jene Sammlung ausübte. Ein unfehlbarer Zauber, Gottesgröße und Gottesgluth, strahlt von diesen Worten aus, und mit seltsamem Schrecken erkennt man, welche böse Verzerrung des reinen Christenthums sich heute auf Straßen und Märkten und leider auch sonstwo breit macht. Das Buch wird suchenden Seelen Stab und Stütze, jedem vorwärts strebenden Culturmenschen ein erfrischender Quell aus den Urgründen des Gebirgs sein. Es müßte über die ganze Erde verbreitet werden, wie die Bibel selber, und wir hoffen, daß dieser ersten Luxusausgabe recht bald die für das Volk folgt, der $4^1/_2$ Markausgabe die für 10 Pfennig.

Die Frau als Hausärztin. Ein tapferes Buch! Und die es geschrieben hat — Frau Dr. med. Anna Fischer-Dückelmann — hat sich um ihr ganzes Geschlecht mehr Verdienst erworben, als hundert „beliebte" Jugendschriftstellerinnen. Wenn es wahr ist, daß der größte Feind der Frau ihre Unwissenheit ist, daß eheliches Unglück und körperliches Leid allzu oft aus der völligen Unkenntniß des eigenen Leibes und seiner Functionen entspringen, dann zählt Frau Dr. Anna Fischer-Dückelmann wahrlich zu den größten Wohlthätern ihrer Mitschwestern. Sie nimmt kein Blatt vor den Mund, sie hat eben ein tapferes Buch geschrieben, aber so hoher sittlicher Ernst äußert sich auf jeder Seite, und so vornehm bleibt diese gute Rathgeberin selbst bei den delicatesten Fragen, daß man volles Vertrauen zu ihr empfindet. Zur rechten Stunde benutzt, ersetzt ihre tüchtige, fleißige und wissenschaftlich gediegene Arbeit, die dabei doch glücklich den Volkston wahrt, den von unsern Frauen manchmal nicht ohne Grund gefürchteten Frauenarzt. Legionen von Mädchen gehen Jahr um Jahr zu Grunde, weil das Schamgefühl sie davon abhält, bei Zeiten, beim Eintritt der ersten Symptome eines Frauenleidens, den Arzt zu befragen. Dies Buch wird ihr in vielen Fällen den Arzt ersetzen können. Es ist wichtig genug, daß wir noch einmal darauf zurückkommen; es ist in Wahrheit eine That. — Besondere Anerkennung verdient die Verlagsbuchhandlung (Süddeutsches Verlagsinstitut, Stuttgart) für die überaus reiche Fülle instructiver Abbildungen (448 Textillustrationen, 22 Tafeln in Farbendruck). Sie hat ihre Aufgabe so ernst genommen wie die Verfasserin — ein schöneres Lob können wir ihr nicht ertheilen. Der Preis von 16 Mark für das gebundene Exemplar ist in Anbetracht des Gebotenen durchaus wohlfeil zu nennen.

Die wunderbaren Abenteuer des Ritters Hugo von Burdigal, Herzogs von Aquitanien, und der schönen Klarmunde, sowie des Elfenkönigs Oberon. — Nach dem alten Sang und dessen Erneuerung durch Gaston Paris dem deutschen Volke wiedererzählt von Richard von Kralik. — Preis gebunden 7.50 Mk. (München 1901, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.) — Auffallender und bedauerlicher Weise ist unsere Literatur gerade hinsichtlich der Bücher, die uns die wunderbaren Gestalten und poesievollen Stoffe unseres deutschen mittelalterlichen Sagenkreises näher bringen, noch beschämend spärlich. Schon deßhalb sind Kralik's „Wunderbare Abenteuer" mit Freuden zu begrüßen. Er rettet uns eine der herrlichsten Perlen aus dem Sagenborn unserer Altvordern, gewissermaßen eine Art Erbstück aus längst entschwundener Zeit. Für dergleichen Rettungsarbeiten ist aber Kralik, der bekannte Gelehrte und Legendenforscher, auch wie kaum ein Anderer berufen. In glänzender dichterischer Sprache giebt er uns die wundersam an unser Herz klingenden Schönheiten des mittelalterlichen Originals wieder, ohne ihm dabei seine naive Ursprünglichkeit zu nehmen. Ganz prachtvoll sind die dem Buche beigegebenen elf farbigen Tafelbilder. Mit ihnen hat die für solche kleinen Wunderwerke allerdings schon lange wohlbekannte Allgemeine Verlags-Gesellschaft in München sich selbst übertroffen. So können wir die „Wunderbaren Abenteuer" als ein echt deutsches Volksbuch ganz besonders zu

Digitized by Google

Geschenkzwecken für die bevorstehende Weihnachtszeit empfehlen: es wird auf Jung wie Alt den gleichen Zauber ausüben.

Anno Dazumal und heute. Meraner Skizzen von Carl Wolf. Innsbruck, A. Edlinger's Verlag 1901. Preis geheftet 2 Mk. Bei den Kennern Merans, denen aus den prächtigen Schilderungen allerlei liebe Erinnerungen an die im deutschen Süden verbrachten Tage aufsteigen werden, dann aber auch bei allen Freunden humorvoller Kleinmalereien aus dem deutschen Volksleben überhaupt, werden Wolf's Skizzen freundliche Aufnahme finden. Auch dies Buch ist sehr hübsch ausgestattet und deßhalb gut für den Weihnachtstisch geeignet.

Otto Harnack hat im Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn, Braunschweig, „Goethe's Ausgewählte Gedichte" erscheinen lassen, „in chronologischer Folge, mit Anmerkungen". Jede solche Auswahl ist, wie der Herausgeber mit Recht bemerkt, völlig subjectiv. So mag Denen, die den Goethe im vollen Glanze seiner überschäumenden Lebenskraft lieben, Hartleben's frisches und kerniges Goethe-Brevier willkommener sein als Harnack's vorsichtigere Auswahl. Ein besseres Geschenkwerk für Damen ist sie jedenfalls, dabei mangelt ihr aber zum Glück die alberne und vorlaute Prüderie, die es neuerdings fertig bekommt, in Goethe's Briefen ganze Sätze durch Punkte anzudeuten, den Meister also zu censiren. Wem dergleichen gelingt, der sollte mit Schimpf und Schande aus dem Tempel gejagt werden, zum mindesten sollte kein verständiger Verleger mehr Goethebücher von ihm drucken ... Daß Harnack zu diesen kleinlich Kleinen nicht gehört, bedarf kaum der Erwähnung. Er scheut vor Derbheiten keineswegs zurück, und wenn er in erotischen Dingen nicht so weit geht wie der kühngemuthe Hartleben, dann hat das seinen Grund in dem nicht Hartleben'schen, sondern Harnack'schen Zweck der Sammlung. — Der Verlag hat das Buch, das hübsch in Leinen gebunden 3 Mark kostet, reizvoll ausgestattet. Möge es viele Freunde und Freundinnen finden!

Die Deutsche Heimath, Landschaft und Volksthum von August Sach (Buchhandlung des Waisenhauses, Halle a. S.). Daß von dem umfänglichen Werke jetzt die zweite Auflage nöthig geworden ist, beweist, wie sehr es dem Geschmacke der gut bürgerlichen Kreise entspricht, für die es bestimmt ist. Eine sachliche und ruhige Darstellung, die Land und Leuten im ganzen Reiche ihr Recht werden läßt, überall das Charakteristische mit sicherem Griffe hervorholt und besonders dankenswerth dadurch wird, daß sie den Volkssitten und -Gebräuchen wirklich liebevolle Aufmerksamkeit schenkt. Der bildliche Schmuck in seiner schlichten Gediegenheit entspricht dem Texte. Wir glauben, daß mancher diesem Buche unbedenklich den Vorzug vor viel teureren, prunkhaft auftretenden und innerlich hohlen Paradewerken geben wird, und wir billigen diesen Geschmack durchaus.

Die Verlagsbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin, legt den Verehrern des unvergeßlichen Schlachtendenkers einen stattlichen Band, „Moltke in seinen Briefen", auf den Weihnachtstisch. Moltke wird ja trotz der unermüdlichen und vehementen Angriffe, die Bleibtreu gegen ihn richtet, noch eine hübsche Weile lang als großer Stratege gelten. In seinen Briefen lernen wir ihn von der menschlichen Seite kennen: als einen klugen, fein beobachtenden und federgewandten Mann, der die Schätze seines Herzens überreich unter seine Lieben verstreut. Zumal die Briefe an seine Braut und spätere Gattin sind von hoher Schönheit und echter Empfindung. Carl v. Schmidt hat ihnen ein enthusiastisches Charakterbild des General-Feldmarschalls vorangeschickt, das nicht uninteressante Aufschlüsse über Moltke's Lebensführung giebt und gewisse Eigenheiten seines Wesens aus der überharten Jugend, die er verleben mußte, zu erklären sucht.

Thiergeschichten. Im Verlage von Ernst Wunderlich in Leipzig sind vom Hamburger Jugendschriften-Ausschuß ausgewählte, prächtige Thiergeschichten von Ebner-Eschenbach, Björnson, Kipling, Widman u. A. erschienen. Der billige Preis des hübschen Werkchens beträgt nur 60 Pf. für das in Leinen gebundene, sieben Bogen starke Exemplar. Wir bitten auch unsere Leser, im Interesse der guten Sache zur Verbreitung des Buches beitragen zu wollen. —

„Mit Rührung und Entzücken las ich Ihr Werk und spreche Ihnen meinen herzlichen Dank aus für die Widmung des köstlichen Buches, das eine Perle der Schillerliteratur ist. Ich las und las, jede Seite legte Zeugniß ab von der zarten Empfindung, mit der Sie das Bild Charlotten's gezeichnet haben. Ein edler Stoff in Meisterhand möchte ich es nennen." So hat eine Berufene, die Wittwe des Enkelsohnes von Charlotte Schiller, über Hermann Mosapp's „Charlotte von Schiller" geurtheilt. Wir glauben dem Buche, das der vornehmen Frau im ganzen Umfange gerecht wird und liebevoll die liebevolle Sorgfalt zeichnet, mit der sie den großen Dichter umgab, kein besseres Geleitwort mitgeben zu können. Verlieh doch das Schicksal in Charlotte ausnahmsweise einmal einem Poeten die passende, congeniale Frau. — Der Verlag von Kielmann, Stuttgart, läßt das Werk soeben in zweiter Auflage erscheinen.

Ein ganz eigenartiges interessantes Buch ist Ludwig Volkmann's „Naturproduct und Kunstwerk" aus dem Verlage von Gerhard Kühtmann, Dresden. Diese „vergleichenden Bilder zum Verständniß des künstlerischen Schaffens" beschränken sich nicht darauf, die Grundsätze aufzuweisen, nach denen der Maler und Bildhauer ihr Modell ummodeln, ummodeln müssen, damit die Wiedergabe zum Kunstwerk werde. Sie bohren vielmehr tiefer und geben uns eine eindringliche und geistreiche Synthese des künstlerischen Schaffens überhaupt. Man braucht nicht mit allen Ausführungen Volkmann's einverstanden zu sein und wird ihm doch voll herzlicher Freude folgen, wenn er uns durch die Werkstätten unserer großen Schaffer voranschlendert, in weltmännisch-feinsinnigem Geplauder, um plötzlich sehr ernste und entscheidende Fragen, wuchtige Probleme anzuschneiden. Wie prächtig ist, was er über Klinger's Art zu arbeiten sagt, wie feinsinnig sind seine Ausführungen über das Verhältniß der Momentphotographie zur bildenden Kunst! Die beigefügten, höchst lehrreichen Abbildungen erhöhen den Werth des Buches gerade für das Kennerauge. Ihre Ausführung und die Ausstattung des Werkes überhaupt verdienen ein besonderes Lob.

Emma Emmerich, die sich in dankenswerther Weise um Thoreau müht, hat jetzt Gedanken und Stimmungsbilder von ihm unter dem Titel „Winter" zusammengetragen. (München, Verlag Concord.) Es wird der unermüdlich thätigen Frau hoffentlich gelingen, die kleine Thoreau-Gemeinde in Deutschland bald beträchtlich zu vergrößern. Der Mann, der in die Einsamkeit geht, nicht aus Ueberdruß am Leben, nicht aus Furcht vor ihm, sondern allein deßhalb, weil er in tiefer Sehnsucht nach der lebendigen Natur ihren reinen Spuren nachgehen will, dieser Mann vereinigt köstlich die Eigenschaften des Dichters und des gottsuchenden Philosophen in sich. Aus seinem winterlichen Tagebuche weht uns eine so herbe, stählende Frische entgegen, und so reich ist der Gedankenstrom, den die angeblich „todte Jahreszeit" in ihm auslöst, daß man mit steigender Bewunderung in die Tiefe dieser großen Seele eindringt. Es ist ein unaufhörliches Quellen und Wachsen zur Winterszeit, eine verschwenderische Fülle von Farben auf dem schlichten, stillen Weiß des verschneiten Waldes ... Nicht dringend genug kann man denen, die vom Buche den Menschen verlangen und ein Spiegelbild menschlicher Weisheit, menschlicher Größe, die Lectüre von Thoreau's „Winter" empfehlen. Emma Emmerich hat übrigens eine vortreffliche Uebersetzung geliefert.

Molière's Meisterwerke (J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart und Berlin) haben es in der glatten und geschickten Verdeutschung Ludwig Fulda's nunmehr zur dritten Auflage gebracht. Und nach Verdienst. Denn hier hat Fulda gezeigt, wozu er berufen ist und was er vermag. Hier konnte seine anschmiegsame Art und seine Gabe, leichte, flüssige Verse, elegante und parfümirte Prosa zu schreiben, so recht zur Geltung kommen; selbst die spielerisch glitzernden Künsteleien des Franzosen liegen dem deutschen Nachdichter famos. Es ist zu wünschen, daß unsere Bühnen, so weit sie sich noch mit Molière befassen, die flüssigen Verse Fulda's den bisher im Gebrauch gewesenen, zum Theil recht ungeschickten und unchicken Uebertragungen vorziehen.

Kraft und Stoff, Büchner's noch immer berühmtes Buch, liegt in einer wohlfeilen Ausgabe (2.50 Mk.) vor. (Verlag von Theodor Thomas, Leipzig.) Die Herrschaft des Materialismus ist zwar gebrochen, und manches von dem, was unsere Väter begeistert für baare Münze nahmen, dient heute nur noch socialdemokratischen Volksversammlungs-Rednern als wissenschaftliches Rüstzeug. Auch darüber ist man sich einig, daß Büchner doch zumeist an der Oberfläche der Erscheinungen kleben geblieben und daß zumal seine neue Sittenlehre philosophisch nicht ernst zu nehmen ist. Trotzdem wird die neue Ausgabe Freunde finden, gläubige wie skeptische, und Manchen zum förderlichen Nachdenken über die letzten Menschheitfragen anregen.

Für alte Burschenherzen und für die jungen nicht minder hat Paul Grabein seine „Bilder aus dem deutschen Studentenleben" geschaffen, dem die Union Deutsche Verlagsgesellschaft (Stuttgart) einen vornehmen Rahmen verliehen hat. „O alte Burschenherrlichkeit!" — giebt es einen hübscheren und packenderen Titel? Steigen nicht in jedem von uns wehmüthig-freudvolle Erinnerungen auf, werden nicht halb verschollene Träume wach und gewinnen Farbe und neues Leben, wenn uns das liebe alte Lied in's Ohr schallt? Grabein hat es trefflich verstanden, diese Stimmung festzuhalten. Wenn er den Einzug des krassen Fuchsen in die Universitätsstadt schildert, seine Keilung, seine Erziehung im Corps, sein Aufsteigen zur Burschenhöhe, seine erste Mensur und die überreiche Fülle von Biergenüssen, die des Studios Dasein in immer wechselnder und doch immer gleich bleibender Herrlichkeit veredelt, dann spricht er nicht wie ein kühler Beobachter, dann wird er ein rechter Poet. Aber ein Poet, der sich streng an die Wirklichkeit hält. Wie anschaulich ist das erste Tappen des Fuchses geschildert, und mit wie liebenswürdigem Humor! Es hält schwer, einer dieser prächtigen Skizzen den Vorzug vor anderen zu geben; sie sind sich an Werth und innerem Gehalt gleich, bei allen hat die große Liebe zum Studio dem Verfasser die Feder geführt. Grabein hütet sich dabei, wie gesagt, weislich vor der Gefahr, rührselig zu werden oder das wild-fröhliche Treiben zu idealisiren — so groß in ihm die akademische Begeisterung ist, so ehrlich bleibt er bei seinen Darstellungen. Darum wohnt dem Buche neben seinem sachlichen Reiz ein nicht geringer culturhistorischer Werth inne; es ist die gründlichste und dabei anziehendste Naturgeschichte des deutschen Studenten. Wir erwähnten schon, daß die Verlagsbuchhandlung für würdige Ausstattung des Werkes gesorgt hat. Die Abbildungen sind fast durchweg charakteristisch und künstlerisch schön, sie führen in alle berühmten deutschen Universitätsstädte und erhöhen dadurch, zumal für den alten Herrn, die Freude des Lesens und die Köstlichkeit des Schwelgens in Erinnerungen.

Digitized by Google

Bismarck im **Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Gottsched-Verlag. Berlin W. 9.

Eugen Reichel:

Ein Gottsched-Denkmal.

Monumentales Prachtwerk. 30 M.

Kleines Gottsched-Denkmal. 2 M.

Die Londoner „Academy" hat kürzlich verschiedenen hervorragenden Gelehrten und Staatsmännern einen Fragebogen mit der Frage zugehen lassen, welches die zwei im Jahre 1900 erschienenen Werke seien, die auf sie den bedeutendsten Eindruck gemacht haben. Karl Blind, der in London heimisch gewordene berühmte Gelehrte, hat bei dieser Gelegenheit Eugen Reichel's „Gottsched-Denkmal" an erster Stelle genannt.

Redacteur

einer Tages-Zeitung, Feuilletonist und Kunstkritiker von Ruf, mit besten Referenzen (auch von der „Gegenwart" warm empfohlen), sucht die

Berliner Vertretung

für größeres Provinzblatt oder Zeitschrift auf dem Gebiete der Berichterstattung über Theater, Kunst und öffentliches Leben. Unter L 25 an die Expedition der „Gegenwart".

Manuskripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuskripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher u. s. w. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Rich. Sattler, Braunschweig

(gegründet 1883).

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,

Berlin W. 57.

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. 2c. Kurkapelle: 42 **Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen und geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-, Trink- und Badequellen, Mineral-, Moor-, Douche- und Dampf-Bädern,** zeitgemässen Einrichtungen zu **Kaltwasserkuren u. Massage,** ferner einer vorzüglichen **Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. — Hochquellen-Wasserleitung.** — Angezeigt bei **Krankheiten d. Nerven,** d. **Athmungs-, Verdauungs-, Harn- u. Geschlechts-Organe,** zur **Verbesserung d. Ernährung** u. d. **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden u. d. Folgen entzündl. Ausschwitzungen. Eröff. **Anfang Mai.** Prosp. unentgeltlich.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche 2c. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.

Berlin W 57.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in Berlin.

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz und Burgsteinfurt, Westf.** Herrl che Lage. Honor. **nach Heilg.** Prospecte **gratis. Aelteste staatl.** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I** ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Manuscript-

Angebote erbitten

Jacobi & Zocher, Verlagsbuchhandlung.

Leipzig-R., Oststraße 9.

Hierzu eine Beilage von Georg Wigand's Verlag in Leipzig „Was ich am Wege fand".

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Manteuffelstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 51. Berlin, den 21. December 1901. 30. Jahrgang. Band 60.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Vom Weltwinkel. Von Max Hoffmann. — Klein- und Groß-Grundbesitz. Von Gustav Freytag. — Schuhmeier von Berlichingen. Von Caliban. — **Literatur und Kunst.** Aus dem Culturleben Frankreichs. Von Eugen von Jagow (Paris). — Die Nothleine. Eine Geschichte von Morgen oder Uebermorgen. Von Gustav Johannes Krauß. — **Feuilleton.** Der Verwaltungsengel. Ein Actenblatt aus unſ'res Herrgotts Canzlei. Von * * * — **Aus der Hauptstadt.** Jos Chamberlain's Weihnachtstraum. Von Eugen Reichel. — Eine noch ungetilgte Schuld. Von C. von W. — Notizen. — Anzeigen.

Vom Weltwinkel.

Von Max Hoffmann.

Gleich einer Kunde aus dem entlegensten Winkel unseres Planeten lesen sich die Berichte von den Vorgängen in Wreschen, wo eine rückständige Bevölkerung durch künstlich genährte Stupidität eine Lebensanschauung zeigt, die uns fast an das Mittelalter gemahnt. Denn ganz abgesehen von der Liebe zur angeborenen Sprache finden wir dort eine geistige Beschränktheit, die uns wie aus einer anderen Welt anweht. Da kommt ein Buch wie gerufen, das uns eine Vorstellung von jenen abseits vom modernen Leben gelegenen Gegenden giebt. Es ist ein starker Band, den Hermann Jahnke soeben unter dem Titel „Im Weltwinkel"*) herausgegeben hat, und was wir in dem Proceß nur, wie von grellen Blitzen beleuchtet, momentartig zu sehen bekamen, das wird uns hier in ruhigem, volksthümlichem Erzählerton vorgeführt: das Leben auf jenen abgelegenen Bauernhöfen, das schreckliche Ringen mit den Mächten der Erde und den wandelbaren Wetterlaunen des Himmels, die Armuth und das Elend der eingesessenen, weltfremden Bewohner.

Es sind keine unzusammenhängenden Bilder, sondern der Verfasser führt uns das Schicksal einer aus Pommern in's Posen'sche eingewanderten Bauernfamilie vor, ihr fleißiges Streben und Schaffen und den trotzdem schließlich eintretenden Zusammenbruch, und er hat so ein Volksbuch geschaffen, das von Pflicht und Opfer, Schuld und Sühne erzählt. Aber uns interessiren in diesen Tagen besonders die Streiflichter auf die Lebensbedingungen und Gewohnheiten der dortigen Bewohner.

Gott im Himmel, heißt es da, welche Armuth, welches Elend herrschte hier in diesen Familien! Der Katen, roh aus Holzblöcken und Lehm aufgeführt und mit Stroh gedeckt, stand mit dem Giebel nach der Dorfstraße; ein kleiner Vorbau, „dat Butehus", barg den niederen Eingang zu der einen Wohnung, zur anderen führte eine Seitenthür vom Hofe aus ... Die Stube, so niedrig, daß man fast an die schwarzgeräucherten, vorstehenden Deckenbalken stieß, war matt durch ein Kienfeuer im Kamin erhellt. Sie enthielt kaum das nothdürftigste Hausgeräth, meist altes Gerümpel. Auf der Ofenbank in der Nähe des Kamins hockte eine Kinderschaar, schmutzig und nur in Lumpen gehüllt, vor ihnen stand eine roh gezimmerte Wiege mit eklen Bettstücken, aus denen das Gesicht eines Säuglings hervorguckte. Qualm, vermischt mit allerlei widerlichen Gerüchen, strömte uns entgegen und benahm uns fast den Athem. Als der armen Familie von der Tochter eines Gutsbesitzers Nahrungsmittel zur Stärkung gebracht werden, ist die Frau ganz überwältigt, ergreift die Hand der Mildthätigen und küßt sie inbrünstig. Dann lief sie geschäftig an den Kamin und legte einige Kienscheite auf, daß das Feuer hell aufflackerte und die Stube in ihrer ganzen furchtbaren Armuth und Unsauberkeit beleuchtete. Auf dem Tisch lagen und standen noch Eßgeräthe und Ueberreste des dürftigen Abendbrods, Kartoffelschalen, Heringsgräten, Löffel und Messer, Tassen und Tellerscherben, alles in wirrem, eklem Gemisch auf der ungedeckten Holzfläche.... Beim Auspacken der Gaben schlug die Frau in freudigem Staunen die Hände zusammen.

„Brod un Botte un Fleesch un Wost — un Speck — un Beie un Krüd*) — un Kaffe — un Zucke! — ne ne — wat is dat all!"

Die Kinder kamen von ihrer Ofenbank und reihten sich um den Tisch; ihre Augen öffneten sich weit, als sähen sie in einen Zaubergarten.

„Ach Matka! Chleb un Piwo**)!" riefen sie in ihrer plattdeutsch-polnischen Mundart durcheinander, mit ungläubiger Miene fragend, ob diese märchenhaften Herrlichkeiten auch wirklich ihnen gehören sollten.

„Ja, Kinne," erwiderte die Mutter, „richtigen Kaffe un Zucke! Sowat hewwe ji woll noch gaua nich in 'ne Mund krege! ... Man god, dat upstuns nich Fastetid is — süs hadde wi den Probst to da Osterfierdag grote Sünd to bichte!"

Der Verfasser knüpft hieran eine Betrachtung, die in ihrer Schlichtheit um so ergreifender ist. Unser täglich Brod gieb uns heute! sagt er, so heißt es im Gebet des Herrn. Wie ein Hohn mußte es im Munde der Armen klingen, denen Brod kaum an den hohen Festtagen beschеert war. Wovon lebten sie sonst in den langen Zwischenzeiten? — Kartoffeln und wieder Kartoffeln in allen erdenklichen Formen und Zubereitungen — dazu wohl als Leckerbissen ein Heringsschwanz, ein wenig Leinöl in der Fastenzeit ... Grütze und

*) Bei Abel & Müller, Leipzig.

*) Bier und Mus. — **) Brod und Bier.

Digitized by Google

Mehlsuppen mochten wohl die einzige Abwechselung bieten. — Milch kam zur Zeit, wenn die Ziege trocken stand, auch nicht auf den Tisch der Beklagenswerthen. Konnte es auch wohl anders sein? Der geringe Tagelohn von einigen Groschen den Sommer hindurch, wie weit reichte der für eine solche Familie? Und den ganzen Winter hindurch entweder kein Verdienst oder doch noch weit dürftiger als im Sommer.

So stand es mit den Armen des Landes; aber auch die Bessersituirten mußten emsig arbeiten, um sich über Wasser zu halten. Zu jeder Jahreszeit war die Arbeit hart und schwer. Im Frühjahr und Herbst den Tag über hinter dem Pfluge oder der Egge herzugehen und das wuchtige Ackergeräth zu handhaben, ermüdete die Glieder fast bis zur Erschöpfung. Im Winter den Dreschflegel zu führen und mit den Gefährten Takt zu halten, war fast noch anstrengender. Die Hochfluth der Arbeit aber war während der Erntezeit. Da galt es von Morgens früh bis Abends spät die Sense zu schwingen; nur Mittags war eine Stunde Unterbrechung. — Der Schweiß lief uns an heißen Tagen oft buchstäblich in Strömen vom Angesicht.

Und was war der Segen für all' diese Mühe? Ein einziger furchtbarer Hagelschlag vernichtete Alles. Es mußte Geld aufgenommen werden, die Schulden wuchsen dem Gutsbesitzer über den Kopf, und zum Schluß stand er mit seiner Familie arm wie Hiob da. Der eine seiner Söhne wandert nach Amerika aus, und wie ein Mene Tekel lesen sich die Worte aus einem seiner Briefe: „Wir haben hier auch schwer arbeiten müssen, aber unser Fleiß hat sich gelohnt, aus unserm sauern Schweiß ernten wir die Früchte selbst und nicht andere."

Die Charakterschilderung der einzelnen Personen ist liebevoll und treffend, holzschnittartig, und besonders in der Gestalt des Vaters lernen wir einen gottesfürchtigen, an Leib und Seele kerngesunden, tüchtigen deutschen Bauersmann kennen, in dessen Familie fast patriarchalische Zustände herrschen. Das mit der Natur im engsten Zusammenhang stehende Landleben, der Anschauungskreis und die gerade Denkweise jener von der Uebercultur des beständigen Stadtaufenthalts noch nicht berührten Bewohner wird schlicht und klar geschildert, und so bietet Hermann Jahnke's Buch nicht bloß interessante Genrebilder, sondern wächst weit über ihren Rahmen zu einem ernsten Culturgemälde, aus dem der moderne Politiker und Nationalökonom manche nachdenkliche Betrachtung schöpfen kann.

Klein- und Groß-Grundbesitz.

Von Gustav Freytag.*)

Die eigenthümlichen Vortheile des großen Grundbesitzes für die Entwickelung der nationalen Kraft sind im Allgemeinen folgende: Er ist für dünn bevölkerte und entlegene Länder, oder für uncultivirte Landstriche von mäßiger Bodengüte das einzige Mittel, sie zu cultiviren, weil in beiden Fällen eine ausgedehnte Weidewirthschaft, also Viehzucht nöthig wird, entweder um die nicht verkäuflichen Früchte der entlegenen Gegend in Fleisch, Wolle, Talg, Häute zu verwandeln und so zu versilbern, oder um den Boden durch Weidegang und Dünger großer Viehheerden zu dem Ackerbau planvoll heranzubilden. Er giebt ferner, gut bewirthschaftet, bei jeder Bodenbeschaffenheit im Ganzen genommen höhere Ernte-Erträge, als der kleine Grundbesitz, weil der große Vorrath von Arbeitskraft da, wo es gerade Noth thut, in schneller Concentration wirken kann; weil Anforderungen der einzelnen Früchte an eine bestimmte Beschaffenheit der Ackerkrume weit mehr berücksichtigt werden, und endlich weil ein großer Besitz auch leichter die Energie und Intelligenz eines tüchtigen Menschen für sich gewinnt, während dieselbe Feldmark in kleinere Güter getheilt, viele leitende Kräfte von derselben Intelligenz bedarf, um annähernd günstige Resultate zu geben. Für den Nationalwohlstand haben große Güter eine doppelte Bedeutung. Einmal sind die Abzüge der Wirthschafts-Kosten von der Gesammteinnahme geringer, als bei kleinen. Von dem Ertrag großer Güter ist ungefähr ein Drittel für die Wirthschaft abzuziehen, von dem Ertrage kleiner die Hälfte und mehr, es bleibt demnach von derselben Fläche ein größerer Reinertrag, wenn sie in großem Gut zusammenliegt, als wenn sie in kleine Einheiten parcellirt ist. Zweitens giebt der Reinertrag in einer Hand eine jährliche Ueberschußsumme, welche die productive Geldkraft der Nation wesentlich vermehrt und weitere Fortschritte der Cultur möglich macht. Wir verdanken endlich dem großen Grundbesitz eine Fülle von Culturbildungen, welche der kleine nicht zu schaffen vermag, z. B. das Holz. Die Forstcultur wird stets vorzugsweise die Begleiterin großer Güter sein; die Beschaffenheit der meisten „Bauerngehölze" zeigt, daß mit kleinerem Grundbesitz, und sei er sonst noch so stattlich, sich gerade dieser Anbau schlecht verträgt. Wie sich das Auge erst des Waldes freut, wenn er eine ansehnliche Ausdehnung hat, so wird er auch durch seine Größe erst recht nützlich und seine Pflege vortheilhaft. Auch die Schafzucht und unsere Wollenindustrie muß man als eine Folge des großen Grundbesitzes betrachten, große Heerden und feine Rassen sind für vortheilhaften Betrieb gleich nöthig, sie fordern eine Arbeitskraft und Behandlung, welche sich auf kleinen Gütern nicht bezahlt. Der Anbau der Hackfrüchte und Handelsgewächse hat den großen Grundbesitz mit der Industrie, welche den gewonnenen Rohstoff des Landbaues als Material benutzt, in eine so innige Verbindung gesetzt, und der Zusammenhang beider ist so fest geworden, daß der größte Theil unserer nationalen Industrie, als Wolle, Linnen, Oel, Spiritus, Mehl, Rübenzucker u. s. w. in Abhängigkeit von dem größeren Grundbesitz erscheint. Nimmt man dazu sein eigenthümliches Verhältniß zum Bergbau, seinen ungeheuren Einfluß auf den Handel, daß z. B. unsere wichtigsten Ausfuhrartikel nach England: Weizen und Wolle fast ausschließlich von ihm geschaffen werden, so bekommt man eine schwache Vorstellung von der Wichtigkeit, welche er für unser Staatsleben hat.

Der bäuerliche Grundbesitz, sehr verschieden in seiner Größe von dem Umfange eines beträchtlichen Rittergutes bis hinab zu der Grenze des vortheilhaften Ackerbaues, zu dem Flächenraum, welcher mit zwei starken Zugthieren bearbeitet werden kann, giebt im Gegensatz zu den großen Gutsflächen allerdings verhältnißmäßig kleinere Reinerträge, und liefert seine Ueberschüsse fast nur in Halmfrüchten, einzelnen Stücken Zucht- und Mastvieh und kleinen Geldcapitalien der Nation ab, aber er ist eben deßhalb von ungeheurer Wichtigkeit für den Verkehr der Märkte, den Consum des Inlandes, das geschäftige Kleinleben des Staates. Der Nationalökonom sollte den schönsten Nutzen des kleinen Grundbesitzes darin finden, daß er der großen Mehrzahl von Menschen, welche nur mit geringem Capital arbeiten, eine gesunde, freie und thätige Existenz gewährt, und daß das tüchtige menschliche Leben, welches sich in der Beschränkung seiner Sphäre entwickelt, ein nie versiegender Quell ist, aus dem die Nation die aufsteigende Kraft der Individuen schöpft. Alle Kreise, alle Thätigkeiten des Erdenlebens recrutiren sich aus der unverdorbenen, bildungsfähigen Menschenkraft, welche der Bauernstand unaufhörlich hergiebt. Häufig vollendet sich der Kreislauf einer Familie, welche aus dem Bauernhaus emporgegangen ist, in der

*) Wir entnehmen diesen verschollen gewesenen, aber gerade jetzt sehr zeitgemäßen und recht lehrreichen, heute noch nützlichen Aufsatz mit Erlaubniß der Verlagsbuchhandlung S. Hirzel, Leipzig, den soeben erschienenen, von Ernst Elster herausgegebenen „Vermischten Aufsätzen" des berühmten Autors. (Vgl. Nr. 50 der „Gegenwart".) Die Red.

Digitized by Google

Art, daß sie nach vier bis fünf Generationen zum Landbau zurückkehrt*), oft bleibt sie durch viele Geschlechter mit steigender Kraft in den Städten und in der Staatsverwaltung thätig und stirbt nach Jahrhunderten ruhmvoll ab oder sinkt unbemerkt in die große Masse des Volkes zurück.

Die Interessen des großen, wie des guten bäuerlichen Grundbesitzes sind in der Hauptsache dieselben. Der feste Grund, auf dem die Saaten grünen, ist durch das Gesetz dem Eigenthümer geweiht und in feste Grenzen abgesteckt; dieser bedarf den starken Schutz des Gesetzes für sein Eigenthum, welches jedem fremden Fuße freiliegt, er bedarf Dauer und Festigkeit der Rechte und Gesetze, wie er der Sonne bedarf und der jährlichen Wiederkehr des Sommers. Die Einkünfte des großen Herrn und des bäuerlichen Grundbesitzers hängen von dem Preis der Producte, von der Größe und Lebendigkeit der Consumtion ab, diese aber gedeihen nur im Frieden. Deßhalb macht aller freie Grundbesitz conservativ, und Landstriche, wo freie Bauernhöfe sich vorzugsweise breiten, oder wo die Herrenschlösser das Land beherrschen, müssen zuletzt überall conservativ werden. Man kann das auch anders sagen: z. B. ein Land, wo die Schafzucht herrscht, wo große Waldungen das Klima feucht erhalten, ist in seinen Interessen conservativ. Freilich ist das nicht mißzuverstehen.

Dem productiven Landbau, welcher einen Ueberschuß seiner Erzeugnisse aus der Wirthschaft für den Consum des Volkes und einen Reinertrag aus den angelegten Capitalien für die Vermehrung des Nationalreichthums abgiebt, steht der unproductive Ackerbau direct gegenüber, welcher nur so weit reicht, dem Eigenthümer des Grundstückes die Mittel zu einer beschränkten Existenz für seinen Haushalt zu geben, das auf ihn verwandte Capital aber dürftig verzinst. Dahin muß man im Ganzen alle kleinen Wirthschaften rechnen, welche nicht mehr im Stande sind, kräftige thierische Zugkraft (zwei Thiere) aus ihrem Boden zu ernähren, und nicht durch günstige Lage und ausgezeichneten Bodenwerth des Grundstücks in Stand gesetzt sind, Gartencultur zu treiben oder durch sichere Tagearbeit gegen Lohn andere Stützen ihrer Existenz zu finden. Der kleine Landbau dieser Gattung hat mit verhältnißmäßig größeren Bestellungskosten, schlechterer Zurichtung des Ackers, mangelhaftem Fruchtwechsel und deßhalb mit schlechteren Erträgen zu kämpfen und ernährt daher häufig gedrückte, armselige Menschen, deren Kampf um die Existenz so hart ist, daß von all' dem Guten und Schönen, welches unserem Leben Schmuck und Würde giebt, sehr wenig in ihre Hütten fallen kann. Wer die Nothwendigkeit der Dismembration predigt, hat in der Regel die Gründung solcher kleinen Stellen vor Augen. Das ist Unverstand. Wo sie übermäßig zahlreich vorhanden sind, werden sie schon jetzt ein Verhängniß für ihre Gegend. Sie sind die Quellen eines ländlichen Proletariats, welches nach zwei, drei Jahren Mißwachs fürchterlich demoralisirt wird und der größten Noth ausgesetzt ist. Der nützliche und weitverbreitete Stand der ländlichen Tagearbeiter ohne Grundbesitz ist im Ganzen weit besser daran, als diese kleinen Eigenthümer; er ist nicht an die Scholle gebunden und kann der Arbeit nachziehen, wird auch von dem größeren Landwirth, wo dieser freie Wahl hat, in der Regel lieber beschäftigt als jener. Denn es ist sicher auf ihn zu rechnen, die Lohnarbeit ist seine einzige Thätigkeit, während der Eigenthümer mit halber Kraft arbeitet, in den schwierigsten Zeiten durch seine eigene Wirthschaft in Anspruch genommen wird, und durch diese sehr häufig an nachlässige und schlechte Arbeit gewöhnt ist. Wenn man ein großes Gut etwa von 1000 preußischen Morgen in 10—15 Bauergüter theilt, so wird man zwar die reinen Ueberschüsse des Bodens sehr bedeutend vermindern, und derselbe Boden, welcher früher 3000 Scheffel Brodfrüchte über den Wirthschaftsbedarf erzeugte, wird vielleicht nur noch 1000 abgeben können, und an Mastvieh, Wolle u. s. w. im Verhältniß noch weniger, aber es werden doch noch da, wo sonst eine Familie in ansehnlichem Wohlstand und ein Dutzend andere in der Stellung von Amtmann, Schaffer, Schäfer und Lohnarbeitern lebten, jetzt 10 — 15 unabhängige Hausstände in beschränkter, aber freier und gesunder Existenz gedeihen können. Wenn man aber dasselbe Gut in 50—100 Besitzungen zerschlägt, so wird der Ueberschußertrag des Bodens fast ganz aufhören, ja die erzeugten Früchte werden zuweilen nicht mehr hinreichen, das Leben der neuen 50—100 Familien zu erhalten, der Acker wird verschlechtert, weil er dieselben, für den Haushalt und zum Viehfutter nöthigen Früchte alle Jahre tragen muß, die Baarkosten des Feldbaus aber werden bedeutend vermehrt, denn wo sonst, als das Gut noch Einheit war, 15 Pflüge mit 30 Zugthieren ausreichten, den Acker tüchtig zu bestellen, da werden jetzt bei 50 Familien 50 Pflüge mit eben so viel Zugthieren nöthig sein; wo sonst das Ineinandergreifen der getheilten Arbeit durchschnittlich 40—50 Menschen täglich beschäftigte, sie vollständig ernährte und noch einen großen Ueberschuß an Producten und einen Reinertrag von dem angelegten Capital gab, da werden jetzt bei 50 Familien 100 Menschenkräfte, also die doppelte Zahl, unvollständig beschäftigt sein, alle in dürftiger Existenz und ohne Nutzen für die Gesammtheit. — Die Kraft des Staates wird durch solchen Grundbesitz nicht vermehrt, außer etwa da, wo er in die Lage kommt, die persönliche Kraft seiner Bürger in Anspruch zu nehmen, wie beim Kriegsdienst; wohl aber wird sein Gedeihen dadurch sehr gefährlich bedroht. Denn das ländliche Proletariat der kleinen Stellen hat viel weniger Interessen, welche es mit dem großen Strom unseres Lebens verbinden, als andere Classen armer Menschen. In einer isolirten Existenz, ohne dauernde Verbindung mit irgend einer andern menschlichen Thätigkeit, ohne Hoffnung, ohne Furcht lebt es dahin, weniger unglücklich, als der Proletarier der Stadt, weil es weniger zu beneiden hat; aber auch roher, zügelloser, furchtbarer, wenn es durch irgend eine Phantasie in Bewegung gesetzt wird. Der aufgeregte Barricadenbauer der Stadt schreibt noch auf die Häuser seiner reichen Nachbarn: „Heilig das Eigenthum", der Proletarier des Landes demolirt die Schlösser der Gutsbesitzer. Die conservative Kraft des Grundbesitzes wird demnach durch die kleinen Eigenthümer beträchtlich vermindert, denn einfältig und kräftig wie sie in der Regel sind, werden sie die eifrigsten Kämpfer für jede Neuerung, von welcher sie eine Verbesserung ihrer Lage zu hoffen gelernt haben. Den Grundbesitz eines Landes in kleine Stellen zerschlagen, heißt nichts Anderes, als allen Handel, alle Industrie, alle Cultur tödten und den Staat selbst in Phalansterien von Bettlern und Mördern auflösen.

Ein Land, wo aller Grundbesitz in großen Haufen zusammengeballt ist, wäre ein Land von wenig Herren und vielen Gehorchenden, als Staat eine tyrannische Despotie. Ein solcher Zustand ist das Zeichen einer niedrigen Stufe nationaler Entwickelung, aber wohl gemerkt, einer Stufe, die zu höheren Entwickelungen führt. Denn ist der wirthschaftliche Betrieb solcher Güter auch sehr schlecht, so giebt er doch immer noch Ueberschüsse an Producten und außerdem Renerträge, welche aus der Hand reicher Gutsherren in die Hände der Erwerbenden übergehen, Handel und Industrie fördern, das Handwerk heben, und neben und unter dem alten Grundbesitz allmälig einen Stand neuer und strebsamer Landwirthe heraustreiben, bis endlich Schritt für Schritt die Mannigfaltigkeit in den Landbau kommt, welche zum Aufblühen der Volksmacht nöthig ist. Ein Staat dagegen, wo der kleine Grundbesitz herrscht, nachdem der große zerschlagen ist, geht seiner Auflösung entgegen. Es wäre unthunlich, eine Masse kleiner Stellen zusammen zu fassen, um neue Einheiten in größerem Maßstabe zu bilden, denn das Capital wäre nicht vorhanden, oder seine

*) Ein sehr gewöhnlicher Entwickelungsproceß der Familienkraft ist folgender: 1. Bauer. 2. Pfarrer oder Schulmeister. 3. Beamter, Gelehrter. 4. Kaufmann, Industrieller. 5. Gutsbesitzer.

Digitized by Google

Anlage im Grundbesitz nicht lohnend und unpraktisch, weil es nicht mehr sicher wäre. Ein solches Land würde von einer Staatskrisis zur andern geschleudert, und entweder aussterben, oder die Beute eines erobernden Volkes werden; in Europa würde wahrscheinlich das Erstere eintreten. Denn bei uns wird durch Zertheilung des großen Landbesitzes auch die Forstcultur vernichtet, die steigenden Holzpreise sind dem kleinen Besitzer eine unwiderstehliche Lockung, sein Stück Wald niederzuschlagen; der Continent Europas aber kann seine Wälder nicht entbehren, ohne an der Masse der atmosphärischen Niederschläge und ihrer Vertheilung im Laufe des Jahres wesentlich zu leiden. Da nun aber die Fruchtbarkeit eines Grundstücks auch davon abhängt, daß die Frühlingsfluthen es nicht ersäufen, der Sommer es nicht ausdörrt, so ist ihm die schützende Decke der Bäume auf den Berghöhen und im Oberlauf der Flüsse nothwendig, denn diese sind es, welche unseren Bächen im Sommer das Wasser sichern und die Schneeschmelze des Winters auf so lange Zeit vertheilen, daß ihre Wuth nicht die Saaten vernichtet. Unsere Wälder niederschlagen, heißt unseren Erdtheil in eine Steppe verwandeln. Davor uns zu schützen, ist eine Aufgabe des großen Grundbesitzes. Rußland ist ein Beispiel, und einzelne Departements in Frankreich sind ein anderes.

Wenn wir dem gegenüber die Größenverhältnisse des deutschen Landbaus mit Befriedigung betrachten, so dürfen wir uns noch mehr über den Höhepunkt freuen, welchen seine theoretische Bildung und die Cultur des Bodens erreicht hat. Wahrlich, wer geneigt ist, die Gegenwart schwarz zu sehen und an der starken Lebenskraft unserer Nation zu zweifeln, der überschaue die Eroberungen, welche der Ackerbau in den letzten funfzig Jahren gemacht hat. Seit der Einbürgerung der Elektoralschafe in Sachsen, seit der Einordnung der Hackfrüchte in die Dreifelderwirthschaft, welche ungeheure Masse von Fortschritten in Viehzucht, Ackerbau und den ländlichen Fabrikanlagen! Die Cultur der Futterkräuter, der Handelsgewächse, der Zuckerrüben; der Wiesenkunstbau, die Bildung edler Rassen von Schafen, Rindern, selbst von Pferden, welche mit dem Grund, der ihre fremden Ahnen einst an sich zog, fest verwachsen sind; die künstlichen Systeme der Fruchtfolgen, die Vervollkommnung der Ackergeräthschaften, die Ausmittlung des Futterwerths der Bodenproducte, die chemischen und physikalischen Entdeckungen über Leben und Ernährung der Pflanzen und Nutzthiere, die Cultur selbst des Düngers, vor Allem aber die Verbindung großartiger Fabrikthätigkeit mit dem Ackerbau, und die vortreffliche Organisation unserer Wirthschaften. Es freut und erhebt die Seele, so große Resultate des menschlichen Fleißes zu sehen. Wir bewundern so gern in die Ferne hinein, was irgendwo Wunderbares geschaffen worden, und überall dicht um uns hat der menschliche Geist in stiller, emsiger Thätigkeit das Größte gefördert, eine weise Herrschaft über die Natur, welche innerhalb gewisser Grenzen fast souverän waltet. Und diese Musterwirthschaften, die Höhenpunkte unserer Agricultur, stehen nicht mehr vereinzelt, fast in allen Theilen Deutschlands sind sie zu sehen, nicht mehr isolirt, sondern in Massen, und überall macht sich ihre segensreiche Wirkung auf die kleineren Landgüter mehr oder weniger geltend. Muß ich erst sagen, daß die großen Güter die Träger dieser neuen Cultur sind? Die productive Kraft des deutschen Volkes ist in der letzten Vergangenheit nicht nur in Wissenschaft und Kunst thätig gewesen, sie hat sich auch im Reiche des praktischen Geistes ihr Gebiet erobert und das wird uns grade jetzt zum Heil dienen.

Der Einfluß, welchen der Landbau auf den Staat ausübt, wird aber bedingt durch das Verhältniß, in welchem er zu den beiden anderen großen Kreisen praktischer Thätigkeit steht, zum Handel und zur Industrie des Handwerks und der Fabriken. Das Verhältniß dieser beiden productiven Thätigkeiten zum Ackerbau wird aber wieder bestimmt durch die Waaren, welche sie beide fördern, und durch die Größe der Reinerträge, welche sie ihrerseits dem Nationalvermögen zufließen lassen. Die Abhängigkeit der Handwerker in kleinen und Mittelstädten von den Landbewohnern ihrer Umgegend ist sichtbar genug, aber auch die großen Städte, die Hauptorte der Provinzen und Staaten gedeihen bei uns zumeist als Mittelpunkte, aus denen die feinere Genußliebe des umliegenden Landes ihre Nahrung saugt. Die Fabrikanten sind als Verarbeiter der Rohproducte ihres Landes in derselben Abhängigkeit vom Landbau, und selbst in dem seltneren Fall, wo sie aus fremden Rohstoffen: Baumwolle, Seide u. s. w. ihre Fabrikate anfertigten, sind sie in Deutschland wieder zum großen Theil vom Gutsbesitzer abhängig, weil der Verbrauch solcher Fabrikate in der Regel auf das Inland beschränkt ist und die Fähigkeit der Städter, Waaren zu bezahlen, immer wieder davon abhängt, ob diese ihrerseits von den Urproducenten des Landes, den Landbewohnern, Verdienst gehabt haben. Deßhalb steht in Deutschland nicht, wie in England, das Interesse der Fabrikanten dem der Landbauer entgegen, sondern geht mit ihm Hand in Hand. Bei uns freut sich der Fabrikant, wenn das Getreide „gilt“ und der Verkehr der Getreidemärkte lebhaft ist. Ueber Theuerung der Halmfrüchte freut sich aber bei uns auch der verständige Landwirth nicht. Der deutsche Großhandel endlich ist entweder Vertrieb deutscher landwirthschaftlicher Producte und der Industrie-Erzeugnisse im Inland und in's Ausland, oder Erwerb fremder Waaren für den Consum des Inlands. Der frühere große Transitohandel Deutschlands nach dem Osten und von dem Osten in's westliche Ausland ist durch die russische und österreichische Handelspolitik in der letzten Zeit ausschließlich auf die deutschen Grenzlinien, den Rhein, die Triester Eisenbahn und etwa noch ein Stück Weichsel beschränkt worden und auch auf diesen sehr verkümmert; die Hauptadern deutschen Handels, die Elb- und Oderlinie haben ihn fast ganz verloren. Wenn aber der deutsche Kaufmann davon lebt, daß er Erzeugnisse unseres Bodens, gleichviel ob Rohproducte oder Fabrikate in's Ausland schafft, oder die Erzeugnisse des Auslands, Colonialwaaren, Fabrikate, rohe Producte für den Consum des Inlandes herbeischafft, so ist es klar, daß auch er in entschiedner Abhängigkeit von dem Ackerbau seines Landes steht. Denn die Consumtionskraft seiner Gegend richtet sich in den Provinzialstädten wie auf dem Lande nach den Börsen der Landbauern. Das Behagen, welches die Sicherheit einer guten Ernte oder eines guten Wollmarkts in irgend einem deutschen Land auch über alle Classen der Handeltreibenden verbreitet, ist ein Zeichen der Familienabhängigkeit, in welcher selbst der Handel bei uns noch von dem Patriarchen der Staatsproduction, dem Ackerbau, steht.

Daß auch die Summe der Reinerträge oder productiven Capitalien, welche der Landbau zur Vermehrung des Nationalvermögens beisteuert, bei weitem größer sei, als die entsprechenden Capitalsvermehrungen des Handels und der Industrie, lehrt ein Blick auf die Vermögensumstände der Menschen nicht in allen größeren Theilen unseres Vaterlandes. Und das ist gerade jetzt ein großes Glück. Denn es ist für das Leben eines Staats keineswegs gleichgiltig, aus welchen Quellen die productiven Capitalien für neue Unternehmungen zusammen fließen. Der Grundherr, welcher die jährlichen Ueberschüsse seiner Gutseinnahmen anlegt, hat als fester, solider Mann eine entschiedene Vorliebe für alle solche Anlagen, welche mit der Bodencultur in einem nahen Zusammenhange stehen, er sieht prüfend auf das Nützliche und Dauerhafte seiner Speculationen: sichere Eisenbahnen und Canäle, Chausseen und Bergwerke in seiner Gegend, oder der Ankauf von Effecten, bei welchen er weniger auf hohen Zinsfuß, als auf Sicherheit achte, werden ihn am meisten anziehen. Nicht dieselbe Vorsicht hat der Kaufmann, der Industrielle, der Händler, welcher Reinerträge außerhalb seines Geschäfts anzulegen sucht. Die Sucht reich zu werden, lockt zu den abenteuerlichsten Schwindelgeschäften, zu jeder Art von gewagten und unsicheren Unter-

Digitized by Google

nehmungen, die Börsenspeculationen der letzten zehn Jahre sind ein häßliches Beispiel davon. Liegen die productiven Capitalien vorzugsweise in den Händen solcher Wagehälse, so können die Folgen davon sehr traurig sein. Erschütterungen des Staatscredits, schmachvolle Corruption ganzer Classen der Gesellschaft, Erbitterung des Volkes gegen die Besitzenden, Haß gegen das Capital überhaupt und endlich ethische und politische Lehrgebäude, welche den Staat zu vernichten drohen.

Es wird Zeit, das hier Gesagte kurz zusammen zu fassen und eine Folgerung zu ziehen.

Der Landbau ist in Deutschland von den productiven Thätigkeiten des praktischen Lebens noch immer die stärkste und am meisten ausgebildete, er beherrscht Handel und Industrie und bestimmt die Wege der nationalen Fortbildung in allen Sphären des praktischen Lebens.

Der productive Landbau Deutschlands ist in der Politik aus Gemüth und Interesse conservativ; die Ausdehnung des unproductiven ist ihm gegenüber im Ganzen nicht gefährlich.

Sobald die deutsche Politik nach außen und innen auf ihrer vernünftigen Basis, auf den gemüthlichen und praktischen Interessen der Majorität der Nation feststehn wird, muß die Politik und der Staatsbau Deutschlands wesentlich conservativ werden.

Die neuen staatlichen Bildungen in Deutschland versprechen nur dann Dauer, wenn sie eine verständige Vereinigung der conservativen Neigungen des Grundbesitzes mit den idealen Forderungen der Theorie darstellen.

Die Garantie ihrer Dauer liegt darin, daß der Grundbesitz noch einen Hauptantheil an den producirenden Kräften hat, welche das praktische Leben unserer Zukunft bilden.

Von diesem Standpunkt aus ist der monarchische Staat mit starker Executive repräsentativer Vertretung des Volkes die Form des Staatslebens, welche dem gegenwärtigen Standpunkt unserer inneren Entwickelung am meisten entspricht.

Wem das hier Gesagte bekannt ist, der möge diese Reihenfolge von Bemerkungen doch als wahr bestätigen und nicht für unnütz halten. Wenn die politischen Erscheinungen des Völkerlebens so unerfreulich und verstimmend sind, wie jetzt, thut der Besonnene gut, nach dem Grunde des Lebens selbst zu sehen und den Boden zu untersuchen, aus dem es emporschießt. Eine solche Beschäftigung kann uns Deutschen jetzt Trost und einen Halt geben. Und deshalb ist es für das sorgenvolle Herz des Patrioten so erheiternd, durch die wogenden Aehrenfelder unseres Landes zu gehen und den Fuß fest auf den Boden zu stemmen, welcher uns und die fröhlichen Saaten trägt.

Schuhmeier von Berlichingen.

Unaufhaltsam ist der Siegesflug des constitutionellen Gedankens. Mit jedem jungen Tage steigt seine Macht. Früher hieß es, das Londoner Unterhaus könne Alles, nur keinen Mann in ein Mädchen verwandeln. Jetzt aber verwandelt der Wiener Parlamentarismus eins, zwei, drei und ohne alle Apparate verhältnißmäßig junge Männer in alte Fischweiber. Und nicht allein, daß der Parlamentarismus den Völkern Europas, Australiens und Amerikas die politische Freiheit verschafft hat, — Venezuela und Columbien müssen dabei besonders erwähnt werden — nein, er ist auch der Freiheit des Individuums in ungeahntem Maße förderlich geworden. Zuweilen schien es, als solle diese persönliche und allzu menschliche Freiheit dem Parlamentarismus unheilbare Wunden schlagen. Als eine mit Tintenfässern, Pultdeckeln und Kindertrompeten obstruirende Minderheit die Majorität vergewaltigte, da mochten Pedanten annehmen, daß damit die Grundlage alles Parlamentarismus erschüttert und das System zusammengebrochen sei. Hinter der Obstruction hielt die Cäsarei ihren Einzug; hinter den Abgeordneten, die ihr eigenes Nest beschmutzten, rückte die Polizei in's Haus. Es hat sich herausgestellt, daß in einem so alten Verfassungsstaate wie Oesterreich die Charte kurzer Hand aufgehoben, die Volksvertreter hohnlachend heim geschickt werden dürfen, ohne daß in der Vorstadt auch nur eine Barrikade aufgethürmt wird. Man muß gestehen, einem neuen Decembermanne könnte die Probe auf das Exempel Muth machen. Wie verlockend ist es, als Retter der Gesellschaft in die Arena zu springen, wenn eine Hand voll lungenkräftiger Raufbolde die große Mehrheit der Gesetzgeber an ernster Arbeit zu hindern sucht! Wenn wirthschaftliche Maßnahmen, die die Bevölkerung durch ihre Wahlabstimmung gut geheißen hat, deßhalb unterbleiben müssen, weil die paar Gegner dieser Maßnahmen Gewalt anwenden und nicht einmal davor zurückscheuen, den Parlamentarismus zum Kinderspott zu machen, den lieben Parlamentarismus, der doch ihr Nährvater, das Ideal ihrer Jugend, der goldene Schmuck ihres Parteiprogramms ist!

Aber der Decembermann möchte trotz alledem übel anlaufen. In der scheinbaren Todesschwäche des modernen Parlamentarismus liegt seine Stärke. Denn diese Todesschwäche hat ihm ganz unerwartet neue Freunde geschaffen.

Seltsames Bild! Aber noch ist thatsächlich kein Cäsar auf dem Plan erschienen, noch schützen vielmehr das parlamentarische System just Diejenigen, die sich anfänglich als seine entschlossenen und unversöhnlichen Gegner geberdeten. Schützen es all' in ihrer reactionären Rückständigkeit vor den wüthenden Hieben der Freiheitshelden links. Liegt nicht darin ein neuer Beweis für die Hoheit und triumphirende Stärke des constitutionellen Gedankens? Unaufhaltsam ist sein Siegesflug. Spätere Historiker werden in den Erschütterungen, die er jetzt zu ertragen und zu überwinden hat, vielleicht nichts als Belastungsproben sehen, die von seinen Freunden mit gutem Bedacht angestellt worden sind. Und der trutzige Mann, der am 13. d. M. im Wiener Reichsrathe einem Collegen jene zwar classische, aber trotz Wolfgang Goethe nicht salonfähig gewordene Einladung übermittelte, er bedeutet in gewissem Sinne zugleich Blüthe und Erfüllung des Parlamentarismus. Unbedingte Redefreiheit sichert theoretisch die Verfassung jedem geweihten Volksvertreter zu. In der Praxis aber wurden die Grenzen, wohl unter'm Einflusse altjungferlicher Zimperlichkeit und höfischer Volksfeindschaft, eng und enger gesteckt. Schuhmeier aus Wien mußte kommen und die Zaunpfähle entschlossen in die Luft sprengen. Wie sein großer Ahn Götz hat er mit eiserner Faust an gewisse verschlossene Pforten gepocht und muthig von allzu lange feig verschwiegenen Bedürfnissen des gemarterten Volkes gesprochen. Er hat's gewagt. Der völkerbefreienden Socialdemokratie, der Brecherin alter Tafeln, fällt damit neuerdings ein Ruhmeskranz in den Schooß. Sie macht uns vergessen, was die idealistischen Gründer des deutschen Parlamentarismus träumten, die die Kammern zu Akademien der besten und edelsten Köpfe des Reiches machen wollten. Als ob ein Parlament wirklich zum Sprechen und Berathen da wäre! Als ob nicht mit der Abstimmung nach Fractionen, mit der Erfüllung imperativer Mandate seine Aufgabe umzirkt sei! Die Socialdemokratie hat ihre Zeit begriffen, und statt seiner besten und edelsten Köpfe sendet das von ihr abhängige deutsche Volk Männer in den Reichsrath, die nicht mit dem Kopfe, sondern allein mit einem wichtigen Körpertheile das Mandat ausüben, folglich auch mit Vorliebe von diesem Körpertheile sprechen. Wenn die deutschen Genossen ihren Vortheil recht verstehen, so wählen sie in Breslau-West nicht den zaghaften Reformer und Leisetreter, den schüchternen Ede Bernstein, sondern Schuhmeier aus Favoriten in den Deutschen Reichstag. Sie können ihn für die kommende Zolldebatte brauchen. Je schärfer der bürgerliche, heuchlerische Parlamentarismus mit seiner erkünstelten Vornehmheit ad absurdum geführt wird, je eher er abwirthschaftet, desto näher das Endziel.

Caliban.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Aus dem Culturleben Frankreichs.

Von Eugen von Jagow (Paris).

Seit Heinrich Heine im Herzen von Paris sein Denkmal hat, ist mehr denn je von einem solchen auch für alle die großen Männer Frankreichs die Rede, die darauf noch immer warten müssen. Zu diesen zählen u. A. Alfred de Musset, Alfred de Vigny, Alphonse Daudet, und sogar Balzac und Victor Hugo! Der arme Balzac, von dem mir Emil Augier einmal sagte: „er ist der größte Schriftsteller unseres Jahrhunderts!" hat kein Glück gehabt. Die Stadt will ihm vor dem „Théâtre-Français" eine Statue errichten, aber leider kann sie keinen Bildhauer finden, der die ihm gestellte Aufgabe in befriedigender Weise löst. Der aufgedunsene Balzac, den Rodin vor einem halben Jahrzehnt im Salon ausstellte, glich eher einer Wasserleiche, als dem großen Realisten. Victor Hugo muß bis zum 26. Februar 1902, seinem hundertsten Geburtstag, warten, und ich glaube, daß die wahre Feier des Tages weniger in der Einweihung seines Denkmals, als in der Aufführung seiner Burgraves in der Comédie Française bestehen wird. Wir leben in einer Zeit, wo die „statuomanie", wie der Franzose sagt, zu einer Seuche geworden ist, und beinahe könnte man singen: „Und ist das Plätzchen noch so klein, darauf muß eine Statue sein." André Hallays hat wirklich recht mit der Behauptung, daß man seine großen Männer besser ehren könne, als durch fast durchweg schlechte Bildhauerarbeiten, den Maler beispielsweise durch den Ankauf seiner besten Bilder zur Bereicherung der öffentlichen Sammlungen, den Musiker und Dichter durch die Herausgabe ihrer Werke in würdiger Form. Von einigen französischen Classikern des 17. und 18. Jahrhunderts existirt nicht nur eine volksthümliche, sondern auch eine wissenschaftliche Ausgabe, deren Text sorgfältig revidirt ist, in denen alle Varianten gewissenhaft angegeben und alle übrigen für ein ernstes Studium erforderlichen Angaben enthalten sind. Aber von den Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts darf sich keiner einer kritischen Ausgabe seiner Werke rühmen, weder Chateaubriand, Musset, Mérimée, noch Stendhal oder Balzac, Sie alle würden, wenn sie noch reden könnten, die Veranstaltung einer solchen der Errichtung eines Denkmals gewiß bei Weitem vorziehen.

Und auch Paris, von dessen Verschönerung man jetzt so viel spricht, könnte auf diese Ueberschwemmung mit Bronze und Stein ohne Schaden verzichten. Seine Verschönerung kann nur in seiner Verjüngung bestehen. Denn so malerisch seine alten Straßen auch sind, es kann doch nicht ewig so bleiben hier unter dem wechselnden Mond. Die „Champs Elysées" sind der Stadt, die hinter anderen Großstädten, hinter Berlin in dieser Beziehung weit zurückgeblieben ist, mit gutem Beispiel vorangegangen, die sogenannte „maison de rapport", die Miethskaserne, ist daraus fast ganz verschwunden, und Paläste sind erstanden, die zwar kein historisches, aber ein um so größeres künstlerisches Interesse beanspruchen können und überdies den Gesetzen der öffentlichen Gesundheitspflege entsprechen. Die Stadt gewährt jetzt den Architekten für die schönsten Façaden Preise, und eine große, natürlich amerikanische Compagnie ist gebildet worden, welche die von ihr aufgekauften alten Häuser am Opernplatz durch Wunderbauten ersetzen soll. Ob ihr Preisausschreiben an alle Architekten Frankreichs dies Wunder wirken wird, ist freilich eine andere Frage. Jedenfalls macht sich jetzt in Paris — trotz der Ungunst der wirthschaftlichen Verhältnisse Frankreichs — allgemein das Streben bemerkbar, Berlin nachzueifern. Wenn erst die Stadtumwallung in Staub gesunken sein wird, dann dürfte die Umgestaltung der Eiffelthurmstadt in demselben großen Styl durchgeführt werden, wie unter dem zweiten Kaiserreich durch die energische Initiative des Seinepräfecten Hausmann, und das vornehme Paris über das Bois de Boulogne hinaus bis zu den vom rechten Seine-Ufer sanft ansteigenden Höhen vorrücken.

Die Victor Hugo-Feier soll, um auf sie zurückzukommen, zu einem Fest der französischen Dichterjugend werden oder vielmehr, wenn der Vorschlag Saint-Georges de Bouhélier's angenommen werden sollte, der gesammten internationalen Dichterjugend, die sich unter den Klängen Bruneauscher oder Charpentierscher Musik in feierlicher Procession zum Pantheon begeben soll, wo die Asche desjenigen ruht, den die Atheisten und Pantheisten genau so gut für einen der Ihrigen halten, wie die kirchengläubigsten Christen. Die „Jugend" ist freilich ein sehr vager Begriff. Angeblich bleibt der Dichter ewig jung, und Victor Hugo war es noch als Greis mehr als die blasirten Décadents, aus deren Mitte die symbolistische Schule hervorging. Aber selbst wenn man nicht mit Worten spielen will, bis zu welchem Alter ist es erlaubt, sich an der Procession zu betheiligen? Kann man es mit dreißig, mit vierzig Jahren noch wagen? In der Theorie macht sich der Vorschlag ganz gut, aber in der Praxis dürfte er zu so drolligen Zwischenfällen Anlaß geben, daß sie einen modernen Aristophanes reizen könnten.

Wer ist überhaupt Saint-Georges de Bouhélier, dessen Einfall schon so viel Staub aufgewirbelt hat? — Der Führer der Naturisten. „Der Naturisten?" fragt vielleicht mancher Leser verwundert. Ja, freilich. Es muß auch solche Käuze geben. Die Naturalisten beriefen sich in ihrer Theorie auf die Natur und die Naturisten auch, und doch sind sie in ästhetischer Beziehung Antipoden. Das zeigt, wie dehnbar der Begriff jener Schlagwörter ist, mit welchen die himmelstürmende Jugend die Kunst, und die ganze Weltordnung dazu, reformiren zu können wähnt. Einstweilen hat jedenfalls der Naturismus dem Naturalismus gegenüber recht, denn — er ist jung, der Andere verbraucht wie die Mehrzahl der ehemaligen französischen Minister. Er hat noch nichts verbrochen, was ihm seine literarischen Gegner auf sein Schuldconto schreiben könnten, sein künstlerisches Gewissen ist noch rein, er hat nur erst seine Theorie zu vertheidigen, und mit Worten läßt sich bekanntlich trefflich streiten.

Saint-Georges de Bouhélier ist für Victor Hugo. Auch bei dieser Bemerkung mag mancher Leser denken: „Ist das nicht selbstverständlich?" Aber durchaus nicht. Es gab eine Zeit, wo Hugo von der sogenannten öffentlichen Meinung, zu deren Wortführer sich einige literarische Coterien mit ebenso viel Bescheidenheit wie Keckheit gemacht hatten, sehr niedrig eingeschätzt wurde. Sein Romanticismus war zwar demjenigen Zola's nahe verwandt, aber im Princip wurde er vom Naturalismus schonungslos verdammt. In seiner innersten Seele dachte der Führer des Naturalismus, wie eben angedeutet, viel milder über Victor Hugo. Ich entsinne mich noch eines Gesprächs, das ich Ende der siebenziger Jahre mit Zola darüber hatte. Nachdem ich seine Frage, was man von Victor Hugo in Deutschland halte, so gut wie möglich beantwortet hatte, bemerkte er mit einem beinahe schwärmerischen Ausdruck: „Sie glauben gar nicht, eine wie tiefe Zauberwirkung seine Verse auf jeden Franzosen ausüben!"

Mit dem Naturalismus, den seitdem der Symbolismus verdrängt hat, um dann selbst wieder langsam zu entmodern, — mit dem Naturalismus verschwand auch die Unterschätzung Victor Hugo's, wenn auch die Begeisterung für seine Eigenart nicht mehr so intensiv ist, wie vor etwa fünfzig Jahren. Seiner Prophetengabe steht man jetzt skeptischer gegenüber, als ehedem, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil man heute feststellen kann, daß viele seiner überschwänglichen Weissagungen nicht in Erfüllung gegangen sind. Ich habe den Meister der Meister, den einstigen Abgott der literarischen Kritik, die ihm gegenüber demüthig auf ihr Recht verzichtete, noch einmal im Theater eine Vorlesung in dem ihm eigenen

Digitized by Google

feierlich-geheimnisvollen Ton halten hören. Da weissagte er u. A., daß es am Ende des 19. Jahrhunderts keine Grenzen mehr geben werde, und natürlich am Wenigsten die, welche Metz und Straßburg von Frankreich trennt. Und diese Grenze existirt noch immer, während Victor Hugo längst im Gruftgewölbe des Pantheon ruht. In seinem „post-scriptum de ma vie", dem letzten seiner von Paul Maurice veröffentlichten posthumen Werke, findet sich auch ein Brief an den Enkel Charles Nodier's, in dem sich der Verbannte als Wegweiser „am Rande der Zukunft", als Priester und Magier, und als „auf dem Vorgebirge des Traumes" stehend darstellt, wie er sich ja überhaupt in der Eigenschaft eines an der äußersten Grenze der Zeit oder auf hoher Felsenküste stehenden, weit über's Meer hinausleuchtenden Fackelträgers und Apostels der Menschheit gefiel. Diese Pose wirkt heute, wo man noch unter dem Einfluß der sehr nüchternen naturalistischen Literaturperiode steht und die Politik Frankreichs bedeutend opportunistischer, von allgemeinen Menschheitsidealen weniger beeinflußt geworden ist, fast wie eine Parodie; man lacht nicht gerade über den titanenhaften Phantasten, aber man lächelt und denkt: „Die großen Männer sind nicht in Allem groß, jeder hat seinen schwachen Punkt!" Man findet, daß der, welcher sich mit dem gesammten Universum in innigstem Zusammenhang wähnte und sich gewissermaßen als dessen Spiegelbild fühlte, in der Selbstüberschätzung doch etwas zu weit ging. Etwas davon ist offenbar auf Saint-Georges de Bouhélier übergegangen, und ganz im Geiste Victor Hugo's ist seine Bemerkung: „Damit die Ceremonie des Centennariums wirklich groß sei, muß man die ganze Welt einladen. Hugo gehört allen Rassen an, er hat sie alle besungen. Er steigerte sich zur Ueberlebensgröße. Deutschland, das seinen Wagner hatte, ist von diesem, sei es in den „Meistersingern", sei es in den „Nibelungen", nicht besser besungen worden, als von Hugo im „Rhein". Wenn Dante Florenz besungen hat, so hat es Hugo gleichfalls gethan, als er sagte, Italien sei die Mutter aller denkenden Wesen. Weder Lope de Vega noch Calderon haben für ihr Vaterland einen so reinen Enthusiasmus bekundet, wie der, welcher „Hernani" und „Ruy Blas" geschrieben hat. Und endlich: hat er nicht England selber das herrlichste aller Denkmäler errichtet, als er sein Buch über Shakespeare schrieb? So hat sich Victor Hugo mit allen Völkern verbunden." Das ist echt Victor Hugo'sche Uebertreibung. Aber so ansteckend wirkt der Fanatismus des jungen Naturisten, daß er diesem die Macht verleiht, die, welche einst Victor Hugo herabsetzten, vor den Richterstuhl zu fordern und sie zu zwingen, ihren Irrthum reuig einzugestehen, so Paul Adam. So werden Richter zu Angeklagten im ewigen Wandel der — literarischen Mode, und manchen entthront sie nur, um ihn wieder auf den Thron erheben zu können. Vielleicht wird es so auch — Rafael ergehn, der in der Werthschätzung unserer Zeitgenossen sehr gesunken ist und die meisten von ihnen voraussichtlich doch überleben wird. Derartige Beispiele, den verschiedenen Kunstgebieten entnommen, ließen sich leicht vervielfachen. Ich möchte nur noch eines anführen, das Erstaunlichste von allen: auch der alte Homer wird jetzt zertrümmert wie ein Götzenbild!

Warum gefällt die Iliade so, und das seit 3000 Jahren? Der Philologe ist gewiß entsetzt über die Frage, und ich bin es ein wenig mit ihm, wiewohl es mir nicht leicht sein würde, die Gründe für den hohen künstlerischen Genuß, den mir ihre Lectüre seit der Zeit gewährt, da man mich nicht mehr in der Schule damit quält, in wenige Zeilen zusammenzufassen. Nach Gustav Rouanet ist jener Genuß freilich durchaus kein künstlerischer, sondern ein — ja wie es nennen? — ein egoistischer, wie er charakteristisch für die „sittlich angefaulte" Bourgeoisie sei. Mit einem großen Aufwand dialectischer Spitzfindigkeit versucht er in der „Grande Revue" den Nachweis, daß die Iliade nur zu dem Zweck geschrieben wurde, um „die Mißbräuche der hellenischen Feudalität" zu vertheidigen, und daß „die leitenden Classen", zur Wahrung ihrer ungerechten Privilegien, von Jahrhundert zu Jahrhundert für sie Reclame machten. Das ist gewiß eine Deutung, auf die das harmlose Gemüth unserer Schulprofessoren noch nie verfallen ist und der es gewiß nicht an Originalität fehlt. Se non è vera è ben trovata, könnte man mit einer leichten Variation des italienischen Wortes sagen. All' die Helden Vater Homer's, der vermuthlich im Solde der besitzenden Classen seiner Zeit stand, sind elende Geldmenschen, die nur der Mammon zu ihren Heldenthaten begeistert. Chryseis besitzt für den König der Könige nur den Werth eines Tauschartikels, denn er sagt zu ihrem Vater: „Ich gebe dir deine Tochter erst zurück, wenn sie am Webstuhl gealtert ist," beruhte doch die industrielle Production jener Zeit auf der von der Frau verrichteten häuslichen Arbeit. Achilles verzichtet auf die Vertheidigung seiner Rechte dem Agamemnon gegenüber erst, nachdem ihm Minerva zur Sühne der Kränkung den dreifachen Preis der Briseïs versprochen hat. Nicht mehr taugen Ulysses und Menelaus, und auch Priamus und Hektor hatten nichts dagegen, daß Paris mit der Frau auch die Casse stahl. Selbst die Götter sind käuflich, woraus man den picanten Schluß ziehen könnte, daß sie weniger dem Schicksal, als — dem „Merkantilismus" unterworfen sind. Jupiter besticht die Danaë mit Gold und Juno, um ihren Gatten zu täuschen, den Schlaf mit einem Thron aus massivem Gold. Und so vervielfacht Rouanet seine Beispiele, die aber doch nicht viel beweisen, da man ebenso gut behaupten könnte, Homer habe in seinem Heldengedicht, wie Wagner in der Nibelungentetralogie, die unheilvolle Macht des Goldes zeigen wollen. Diese Deutung hätte genau dieselbe Berechtigung, und eigentlich ist es verwunderlich, daß unser streitbarer Kammersocialist sie nicht der seinen vorgezogen und den alten Homer, der in der Weltliteratur immerhin eines gewissen Ansehens genießt, als geistigen Ahnen des Socialismus für diesen in Anspruch genommen hat.

Nicht 'mal die arme halbblinde Theatercensur ist unseren Umstürzlern heilig, und wer weiß, wenn sie erst 'mal dem vereinten Ansturm ihrer Gegner erlegen ist, wird man sich vielleicht nach ihr zurücksehnen, wie die mit Skorpionen gezüchtigten Juden des alten Testaments nach den Ruthen weiland König Salomos. Denn wenn die Herren Theaterdirectoren erst die Verantwortung für den Inhalt der von ihnen angenommenen und aufgeführten Stücke haben, wird die von ihnen geübte Censur erheblich strenger sein. Doch das ist ein Thema, welches im deutschen Reichstag und in der deutschen Presse so viel abgewandelt worden ist, daß uns die Franzosen mit ihrer Entrüstung und der Vorlesung der von der Censur verbotenen Stücke als sehr post festum kommend erscheinen. Brieux' „Havarirte" haben übrigens viel Staub aufgewirbelt, eben weil sie verboten sind, denn auf der Bühne würden sie das Interesse des Publicums sicherlich nicht in dem Maße in Anspruch genommen haben. Die weltbedeutenden Bretter bedeuten weder einen Lehrstuhl, noch eine Klinik. „Welche befremdliche Hallucination beherrscht unsere jungen dramatischen Recruten," ruft Octave Uzanne unwillig aus: „sie wetteifern in dem Streben, möglichst geschickt das Spital, das Sanatorium, den Krankensaal auf die Bühne zu bringen. Heute will man dort pathologischen Unterricht ertheilen, morgen wird man uns, soweit es geht, eine chirurgische Klinik vorführen." Brieux, der Dichter der „Rothen Robe" und mancher anderen Zugstücke, ist nun freilich kein ganz Junger mehr, aber er gehört gleichwohl zu denen, welchen das „Klinische Theater" als Ideal vorschwebt. Welches wunderliche Ideal! Es beruht auf dem Grundirrthum, daß Kunst und Wissenschaft einander ergänzen und in ihrem Wesen nahe verwandt sind. Und doch lebt jene von der Emotion, die von dieser aus dem Kreis ihrer

Digitized by Google

Forschungen sorgsam ausgeschlossen wird. Zwar kann man einen Mann der Wissenschaft zum Hauptträger der Handlung machen, aber das Stück wird darum doch noch lange nicht kein wissenschaftlich, und ebenso wenig dadurch, daß sich die Handlung, wie in den „Havarirten", um eine Krankheit dreht, mag diese auch eine Seuche, eine Volksplage sein. Wenn aus ihr seelische Conflicte entstehen, die bei Brieux eben gerade fehlen, wenn die dramatischen Figuren dadurch in einen wirksamen Gegensatz zu einander gebracht werden, so ist es gut. Dann entspricht das Stück der Optik des Theaters nicht wegen jener Krankheit, sondern trotz ihrer. An sich interessirt sie das Publicum nicht, ihre anatomischen Wirkungen, Diagnose und Therapie lassen es völlig kalt. Die Bezeichnung „wissenschaftliches Theater" hat nur in dem Sinne Berechtigung, daß der Dichter in der Charakteristik seiner Figuren, in der Grundidee und Führung der Handlung auf der Höhe der zeitgenössischen Bildung steht und alle seine Bilder dem erweiterten Gesichtskreis moderner Naturanschauung entnimmt.

Von größerem literarischen Werth als die „avariés" dünken mich Ancey's von der Censur ebenfalls verbotene Satire „Les Messieurs." Die Figur jenes Strebers, der vor der größten Selbstdemüthigung nicht zurückscheut, um von der Regierung zum Bischof vorgeschlagen zu werden, braucht den Vergleich mit den vielen politischen Strebern nicht zu scheuen, die der geniale, aber eiskalte Anatole France in seinen die Gesellschaft unter der dritten Republik boshaft wiederspiegelnden Romanen uns geschildert hat. Das ist ein Griff in's volle französische Culturkampfleben der Gegenwart. Und auch „Das öffentliche Leben", Lustspiel in 4 Acten von Emil Fabre, das zu einem Zugstück des „Renaissance-Theaters" geworden ist, wird nicht so schnell vergessen werden, wie die vielen Nichtigkeiten, welche die Pariser Bühnenleiter in ihrer von Selbstüberhebung nicht freien Unterschätzung der Urtheilsfähigkeit ihres Publicums diesem vorzuführen wagen, und wie selbst das von der Pariser Kritik viel angestaunte und sicherlich überschätzte Hervieu'sche Ehebruchsdrama „das Räthsel". „Das öffentliche Leben" ist eine köstlich gelungene politische Satire auf das unlautere Wahlgetriebe, wie es sich unter dem Einfluß der sich ablösenden, einander sehr ungleichen, aber mit der Staatsgunst gleichermaßen Schacher treibenden Regierungen herausgebildet hat und in dessen Räderwerk auch der anständige Charakter zermalmt wird, wenn er, wie der Held des Lustspiels, der Versuchung einer ihm angebotenen Candidatur nicht zu widerstehen vermag.

Die in der kaum erst wieder aus der Asche erstandenen „Comédie française" ausgebrochene Palastrevolution der Societäre, denen der Minister auf Vorschlag ihres Administrators Claretie durch die Auflösung ihres Lesecomités die Befugniß zur Entscheidung über Annahme oder Ablehnung der eingereihten Stücke genommen hat, ist in ihrer Art ein Unicum und besonders durch die Parteinahme der übrigen Pariser Schauspieler für ihre Collegen interessant. Wir leben ja im Zeitalter des Associationswesens, des Classenkampfes, der manchmal durch internationale Geldmittel unterstützten Ausstandsbewegung. Herr Claretie wurde völlig boycottirt, d. h. er mußte in Ermangelung eines Regisseurs, den er nirgends auftreiben konnte, die neuen Stücke in Gemeinschaft mit den Verfassern selbst insceniren. Daß das Publicum allen Phasen jenes in seiner Art ganz neuen Kampfes folgt, der sich zwischen dem Leiter des Hauses Molière und seinen rebellischen Untergebenen entsponnen hat, versteht sich um so mehr, als es selbst für den elendesten Bühnenklatsch ein beinahe krankhaftes Interesse bethätigt. Höchst wahrscheinlich ist übrigens die von der Regierung für nöthig erachtete Ernennung Guitry's zum artistischen Leiter nur das Vorspiel zur völligen Verdrängung Claretie's.

Die Nothleine.

Eine Geschichte von Morgen oder Uebermorgen.
Von Gustav Johannes Krauß.

I.

Das mürrische Bulldoggen-Gesicht des alten Arztes verzog sich ärgerlich. Da saß richtig noch Einer im Wartezimmer, obendrein ein ganz fremder Mensch. An manchen Tagen nahm die Sprechstunde überhaupt kein Ende.

„Sie wünschen?"

„Ich möchte Sie bitten, Herr Sanitätsrath, mich recht eingehend zu untersuchen und mir über meinen Zustand rückhaltlos die Wahrheit zu sagen."

In dem matten, gleichgiltigen Tone dieser Worte lag Etwas, was dem Arzte auffiel. Er schoß durch die Kneifergläser einen scharf musternden Blick auf seinen Mann ab. Ein mächtiger, dünn behaarter Schädel, unter starken Brauen große, tiefliegende Augen mit unruhigem, krankem Blick, die Wangen, so viel der kurze Vollbart von ihnen sehen ließ, schlaff, die Haltung der schmächtigen, mittelgroßen Gestalt schlecht, mit hängender rechter Schulter ... hm!

„Warum wenden Sie sich denn nicht an Ihren Hausarzt, Herr? Solche allgemeine Diagnosen auf Grund einer einzigen Untersuchung, ohne längere Beobachtung des Patienten sind eine mißliche Sache."

„Ich habe den Eindruck, daß mir der Herr nicht die Wahrheit sagt. Zu Ihnen komme ich, Herr Sanitätsrath, weil ich von Ihrer ... Sie verzeihen ... von Ihrer goldenen Rücksichtslosigkeit und göttlichen Grobheit gehört habe."

Unter dem kurzen weißen Schnurrbart des Medicinmannes spielte ein schlecht unterdrücktes Lächeln der Befriedigung. Auf seine Grobheit war der alte Herr stolz.

„Na, so kommen Sie."

Im Sprechzimmer ließ der Sanitätsrath den Fremden sich bis auf die Haut entkleiden. Er tastete, klopfte, knetete, horchte an ihm herum, ließ ihn aufstehen und sich setzen; im Sitzen schlug er ihn einmal mit der Handschneide in's Knie; er ließ ihn eine gerade Linie im Teppichmuster entlang schreiten und noch eine Reihe anderer Körperübungen von dunklem Sinn und räthselhaft verhüllten Zwecken vornehmen. Als das geduldige Opfer ärztlicher Herrschsucht sich dann wieder in seine Kleidung begeben hatte, folgte ein eingehendes Verhör, bei dem sich der Sanitätsrath neugieriger erwies als ein Staatsanwalt. Nach ihrer Verdauung z. B. und deren Ergebnissen werden doch selbst Majestätsverbrecher nicht gefragt. Diese Dinge gehören zu den jeder Einmischung entzogenen Reservatangelegenheiten des Individuums. Schließlich kam die Frage:

„Und Ihr Beruf, Herr Müller? Gelehrter, was?"

„Ich bin Schriftsteller, Herr Sanitätsrath."

„Nu ja!! — Sie wünschen also, daß ich Deutsch rede mit Ihnen, Herr Müller? So hören Sie: Sie sind der richtige Schulfall der neurasthenischen Gehirn-Kulis. Ihre Nerven sind aufgefasert wie alte Strippe. Die angenehmen Begleiterscheinungen sind auch vollzählig beisammen: Träge Verdauung, Kreislaufstörungen, jämmerliche Musculatur, Ansätze zu Magen-, Darm-, Herzleiden. Herausbeißen könnten Sie sich noch, wenn Sie 'mal gründlich Schicht machten und ein Vierteljahr nur Ihrem Corpus lebten. Nicht arbeiten, dafür viel Bewegung in freier Luft, am besten sportsmäßig. Radeln, reiten, rudern. Dazu eine nahrhafte, aber reizlose Kost, namentlich viel Eier. Alkohol nur in der Form ganz guten Weins, gar kein Tabak, kein Kaffee, kein Thee. Jetzt haben wir October. Sie können also ganz gut noch für drei, vier Wochen auf das Land hinaus gehen. Thun Sie's. Aber nehmen Sie keine Bücher mit, vor Allem kein Schreibpapier. Ausspannen, ausspannen, ausspannen!"

„Und wenn ich weiter arbeite, wie bisher?"

Digitized by Google

„Dann schriftstellern Sie noch zwei, drei Jahre, Herr. Und nachher — ex est. Entweder legt Sie irgend eine beliebige Krankheit in die Grube, oder Sie schnappen über."

„Ich danke Ihnen, Herr Sanitätsrath."

Müller verneigte sich mit ruhiger Miene, legte einen Thaler auf die Schreibtischkante und zog sich zurück. Der Sanitätsrath, der sitzen geblieben war, blickte ihm aus den Augenwinkeln nach, bis sich die Thür hinter der schmächtigen Gestalt geschlossen hatte. Dann schüttelte der alte Herr das weiße Haupt und fegte mit ungeduldiger Handbewegung die Silbermünze von der Schreibtischkante, daß sie blinkend über den Teppich rollte und dann unter dem Bücherschrank verschwand.

Müller ging langsamen Schrittes die Potsdamer Straße hinauf. Seine Miene war nachdenklich, aber nicht gerade traurig. Da und dort erwiderte er den Gruß eines Bekannten mit freundlichem Lächeln. Jenseits der Bülowstraße, wo die „Potsdamer rue" anfängt, sehr bescheiden zu werden, bog er links ab und ging durch die volkreichen Seitenstraßen, in denen die Leute siedeln, die nicht der hohen Miethspreise, sondern der klangvollen Adresse wegen im Berliner Westen wohnen. In einer der entlegensten dieser Seitenstraßen wohnte Herr Müller selber.

Je näher er seinem Heim kam, desto rascher wurden unter dem Einflusse einer eigenthümlichen Unruhe seine Schritte. Die drei Treppen zu seiner Wohnung stieg er so rasch hinauf, daß er Herzklopfen bekam.

Eine verblühende kleine Blondine mit feinen Sorgenfältchen um die hübschen Blauaugen öffnete ihm. Als er an Stelle des Grußes hastig fragte: „Post da, Thildchen?" legte sie tröstend die kleine, aber hart gearbeitete Hand auf seinen Arm.

„Aergere Dich nicht zu sehr, Reginald . . ."

Er verfärbte sich ein wenig.

„Der Roman . . ."

„Ja. — Aber es kam auch noch ein Brief von der Redaction. Unter besonderem Umschlag. Vielleicht schlagen sie Dir bloß eine Aenderung vor."

Hastig trat der Mann in sein Arbeitszimmer. Es war einfach eingerichtet, machte aber trotzdem einen vornehmen Eindruck, zu dem der hohe, mit Bänden vollgepfropfte Bücherschrank wohl am meisten beitrug. Auf dem großen, freistehenden Schreibtisch lag das Postpacket, daneben der gelbe Abschnitt der Begleitadresse und ein Schreiben in grauem Geschäftsumschlag.

Mit ein wenig bebenden Fingern öffnete Müller zuerst den Brief. Er lautete:

„Sehr geehrter Herr! — Sie erhalten von unserer Geschäftsstelle Ihren Roman zurück. Ich habe vergeblich Alles versucht, um die Annahme der Arbeit durchzudrücken, von derem künstlerischem Vollwerth ich überzeugt bin. Eigentlich kann ich dem Verlage nicht so Unrecht geben. Es ist in dem Werke auf unsere Bedürfnisse gar zu wenig Rücksicht genommen. Ich schreibe Ihnen, um Sie zu bitten, uns nicht auf die Liste der Zeitschriften zu setzen, mit denen für Sie nichts anzufangen ist. Es würde mir, der ich darnach strebe, das Blatt literarisch in die Höhe zu bringen, einen Verlust bedeuten, wenn ich Ihre Einsendungen vermissen müßte."

„Den Mann möchte ich kennen lernen," sagte Müller halblaut, während er den Brief hinlegte. „Freilich, was hilft mir das? — Das Packet zu öffnen, kann ich mir nun sparen. Der Verlag wird mir eben das in solchen Fällen übliche höfliche Bedauern aussprechen."

Er ging zur Thür, öffnete sie und rief: „Thildchen!"

Die kleine Blondine kam eilig herein.

„Die Sache ist sehr schlimm, Kind," begann der Mann vergrämten Tones. „Vor drei, vier Wochen haben wir jetzt kaum Etwas zu erwarten. Was hast Du noch?"

Zögernd antwortete die Frau: „Drei Mark."

Müller nickte.

„Und ich zwei. Und in zehn Tagen der Erste mit seinen Zahlungen . . ."

Mit einem Gottvertrauen, dem man das Erkünstelte deutlich genug anmerkte, erwiderte das zierliche Frauchen:

„Es wird schon gehen. Der Bäcker und der Schlächter warten. Mit der Aufwärterin freilich ist es schlimm," fügte sie zögernd hinzu. „Sollten wir die nicht überhaupt lieber abbestellen, Männe?"

Müller fuhr barsch auf, als wäre ihm ein schwerer persönlicher Schimpf angethan worden:

„Blödsinn! Willst Du ganz verascheputteln? So ein Blödsinn!" Er erschrak über seine eigene Rauheit und fuhr in weichem, wehmüthigem Tone fort: „Verzeih' mir, Herz . . . ich . . . ich weiß kaum noch, was ich rede . . ."

Ihre Thränen hinunterschluckend, reckte sich Frau Thildchen auf den Zehen empor und küßte den Mann auf die umwölkte Stirn.

„Ich weiß ja, Du meinst das nicht so. Hast so schwere Sorgen, Du Armer. Aber jetzt muß ich in die Küche. Das Essen verbrennt sonst."

Flink wie ein Wiesel huschte sie davon. An die Thüre zum Nebenzimmer klatschte es jetzt; erst leise, dann stürmischer fielen weiche Schläge wenige Fuß über dem Boden auf das Holz. Zwei dünne, helle Stimmen riefen:

„'Pa! 'Pa! — Wir wollen Dir 'n Tach sagen, 'Pa! Dürfen wir 'rein?"

Das düstere Gesicht Müller's hellte sich auf. Er öffnete rasch die Thüre und ließ zwei allerliebste Kinder eintreten, einen Jungen von drei, ein kleines Mädchen von zwei Jahren. Die kleinen, runden Gesichter von hellem Freudensonnenschein übergossen, drängten sie sich an die Knie des Vaters.

„'Pa," bettelte der Junge, „Hopphopp, Reiter! Ja?" — „Hopp Eita," stammelte das Mädchen nach, das noch nicht ordentlich reden konnte.

Müller setzte sich lächelnd auf seinen Schreibsessel, nahm auf jedes Knie eins der Kinder, und nun ging's über Stock und Stein: hopphopphopphopp Reiter, wenn er fällt, so schreit er.

Nach einer Weile schob Müller die kleinen Herrschaften wieder nach der Kinderstube ab. Er mußte ja arbeiten. Aber es ging nicht. Immer wieder flüsterten ihm die widrigen Stimmen der Alltagssorgen im Kopfe, die Gedanken, denen er nachhing, unterbrechend. Seufzend legte der Schriftsteller die Feder hin, stand auf und trat an den Bücherschrank. Sein Blick ruhte auf zehn neben einander aufgepflanzten Bücherrücken, die sämmtlich den Namen Reginald Müller trugen. Nach einer Weile hob er die Hand und strich über den mittelsten von ihnen.

„Das ist ein gutes Buch," murmelte er. „Und einer, der so Etwas geschrieben hat, muß . . . .! Unbegreiflich! Unbegreiflich!!"

Kopfschüttelnd ging er an seinen Schreibtisch zurück, holte ein paar Zeitungsblätter hervor und las die Stellen, die darin mit Rothstift angestrichen waren, wieder und wieder durch.

Plötzlich schoß ihm Etwas durch den Kopf. Erst erschrak er beinahe, dann stützte er das Haupt in die Hände und sann nach, lange, lange. Danach griff er wieder zur Feder. Und nun ging es anders, als vorhin. Mit jagender Hast raschelte die Kugelspitzfeder über das Papier, Blatt um Blatt füllte sich mit den ungleichen, fahrigen Zügen seiner nervösen Handschrift.

II.

Die nächsten Tage ging Müller viel aus. Er mußte ja wieder einmal suchen, sich über einen todten Punkt durch Pump wegzuhelfen. Das hielt sehr schwer für ihn. Seine Freunde waren alle so beiläufig in der gleichen Lage, wie er

Digitized by Google

selbst, sich an bloße Bekannte zu wenden, verschmähte er. Es wäre wohl auch nutzlos gewesen.

Als er von einem dieser Vormittagsgänge zurückkam, sagte Thildchen zu ihm:

„Geh' doch gleich einmal zum Major hinunter. Der arme, alte Herr ist ganz außer sich vor Aufregung. Stell' Dir vor, bei ihm haben sie eingebrochen. Vor drei Stunden muß es geschehen sein."

Müller machte große Augen.

„Was? Am hellen Tage?"

Die Frau nickte mit gruseliger Miene.

„Jawohl, am hellen Tage. Der Major war auf seinem gewöhnlichen Spaziergang, die Wirthschafterin in der Markthalle. Indessen haben sie die Wohnung geöffnet, den Schreibtisch erbrochen und vierhundert Mark daraus gestohlen. Denk' Dir nur!"

Müller ging sofort zu dem alten Junggesellen hinab, mit dem er auf gutem Nachbarsfuß stand. Er fand den pensionirten Offizier in größter Aufregung. Das rothbraune Gesicht, das sonst so kupferig aus dem schneeweißen Bartrahmen schimmerte, war beinahe blaß. Beim Anblick Müller's begann der Major zu wettern.

„Ein solches Gesindel! Füsiliren sollte man so 'n Diebespack wie nach Kriegsrecht. Vor dem Gefängniß fürchtet sich das ja nicht. Am hellen, lichten Tage . . .!"

„Mein herzliches Beileid, Herr Major," sagte Müller. „Aber ich sagte Ihnen doch so oft, Sie sollten nicht so viel Geld im Hause halten."

Der alte Herr ließ den Kopf hängen.

„Wer denkt an solche Sachen! Nu halten Sie mir gar noch eine Standpauke. Die Geschichte ist mir scheußlich unangenehm. Das Geld war die Schuldrate. Sie wissen ja, wie ich damals meinem Neffen heraushalf. Ich blute noch nach aus diesem Loch. In acht Tagen soll ich wieder eine Rate zahlen, und nun ist das Geld futsch!" Er stockte und fuhr dann halblaut fort: „Lieber Herr Müller, könnten Sie nicht . . .? Nur für vierzehn Tage, bis ich Rath geschafft habe. Wenn Sie etwa ein größeres Honorar bekommen hätten . . ."

Der Schriftsteller lächelte bitter.

„Leider kann ich nicht, Herr Major. Vor einigen Tagen ist mir eine Sache in's Wasser gefallen, auf die ich sehr rechnete. Das ist nun schon der dritte Fehlschlag in einer Reihe!" Er brach ab und erkundigte sich nach den näheren Umständen des Verbrechens.

„Denken Sie bloß," berichtete der Major, „wir mußten erst an einen Hausdieb denken. Angenehmes Gefühl, das. Nämlich, der Reserveschlüssel zur Wohnungsthür, der immer im Vorzimmer am Haken hing, war seit ein paar Tagen fort. Zum Glück hat er sich wieder gefunden. Als die Polizeibeamten vorhin da waren und nach Spuren der Diebe suchten, fanden sie den Schlüssel im Vorzimmer unter dem Kleiderspinde. Er muß irgendwie von seinem Haken gefallen und da hinein gerutscht sein. — Der Dieb hat offenbar mit einem Dietrich aufgeschlossen. Als er den Schreibtisch erbrochen und meine paar Kröten eingesackt hatte, schlug er die Wohnungsthür zu und ging unbemerkt davon. Das ist alles, was wir wissen."

Müller sah nachdenklich vor sich hin.

„Wann haben Sie die Zahlung, Herr Major?"

„Nächsten Sonnabend."

„Na, da ist's ja weit hin. Ich will sehen, ob ich's Ihnen verschaffen kann. Da Sie eine gewisse Sicherheit bieten, kann es vielleicht gelingen. Jetzt muß ich aber gehen. Meine Frau wartet mit dem Essen. Adieu, Herr Major! Und lassen Sie sich den Verlust nicht zu nahe gehen."

„An dem Gelde läge mir den blauen Teufel was," murrte der alte Soldat. „Wenn man's bloß nicht so nöthig gebrauchte."

Reginald Müller nickte mit der Miene tiefinnerster Zustimmung und ging in seine Wohnung hinauf.

Vier Tage später empfing der Herr Major den Besuch eines Polizeibeamten. Der alte Offizier ging vor Freude fast in die Luft wie ein Registrirballon, als der Criminal-Commissar ihm zwei Geldrollen überreichte, in denen er sofort sein gestohlenes Gut wieder erkannte, seine mit eigener Hand angefertigten schönen Röllchen, davon jedes zehn Zwanzigmarkstücke enthielt.

„So haben Sie den Kerl doch erwischt?" schrie er. „Erschießen müßte man solchen Burschen!"

Mit ernster Miene erwiderte der Beamte:

„Der Mann hat sich selbst gestellt."

„Das ändert die Sache", meinte der Major besänftigt. „Auch müssen sich die Gewissensbisse bei ihm sofort nach der That gemeldet haben, sonst hätte er die Rollen wenigstens geöffnet. Wer ist der Kerl?"

„Herr Major . . . der Kerl ist Ihr guter Bekannter, der Romanschriftsteller Reginald Müller."

Den Major traf fast der Schlag vor Schrecken. Als er sich wieder einigermaßen gesammelt hatte, ließ er den Beamten stehen und stürzte sofort hinauf zu Frau Müller. Die Dame empfing ihn mit ernster, aber durchaus nicht trostloser Miene.

„Die Sache ist mir unbegreiflich," erklärte Frau Thildchen. „Daran glauben muß ich wohl, weil er ja die Röllchen hatte. Aber das muß irgendwie seine ganz besondere Bewandtniß haben. An eine wirklich niedrige Handlung Reginald's glaube ich nicht. Die ist einfach unmöglich." —

Die Sache erregte in ganz Deutschland ungeheures Aufsehen. Ein hochgebildeter Mann, ein Dichter, und ein gemeiner Einbrecher! Und wieder — ein Dieb, der seinen Raub drei Tage in der Tasche trug, ohne einen Pfennig davon zu nehmen, und sich dann dem Gericht stellte, obwohl kein Schatten von Verdacht auf ihn fallen konnte!

Das war einfach Wahnsinn.

Auf Unzurechnungsfähigkeit plädirte denn auch der Vertheidiger Müller's in der Hauptverhandlung. Seine Auffassung hatte aber keinen Erfolg. Die medicinischen Gutachter unterstützten sie nicht, der Angeklagte selbst widersprach ihr heftig, und der Gerichtshof trat ihr nicht bei. Reginald Müller wurde zu einem Jahre Gefängniß verurtheilt.

III.

Etwas über ein Jahr später brachte das „Deutsche Frühroth", eine Zeitung, die in Folge ihrer maßvollen Vornehmheit in der Behandlung des politischen Theils, in Folge ihrer Wortkargheit auf dem Gebiete der Skandal- und Schauerchronik und wegen des guten Deutsch, das sie schrieb, zwar großes Ansehen, aber eine lächerlich kleine Auflage besaß, folgenden Artikel:

Der Fall Reginald Müller.

An die Redaction des Deutschen Frühroths, Berlin.

Am 21. October 1900, drei Tage vor dem durch ihn verübten Einbruchsdiebstahl, übergab mir der Schriftsteller Reginald Müller, hier, einen verschlossenen Umschlag mit Papieren zur actenmäßigen Aufbewahrung. Unter dem 6. d. M., dato Plötzensee, beauftragte er mich, den Umschlag zu öffnen, von dem Inhalte der darin enthaltenen Schrift Kenntniß zu nehmen, und sie Ihnen dann zur Veröffentlichung zu übergeben. Ich habe das gethan und überreiche Ihnen nun anbei das Schriftstück, dessen Identität mit dem am obigen Datum mir übergebenen ich ausdrücklich bescheinige, zur gefälligen weiteren Verfügung. — Rechtsanwalt und Notar Dr. Denicke.

An das gebildete Deutschland.

Ich bin seit zwölf Jahren Romanschriftsteller. Im Buchhandel befinden sich zehn Bände meiner Werke, die ich natürlich alle für gut halte. Unter diesen zehn Romanen

Digitized by Google

befindet sich einer, über den sehr angesehene Literaturkenner in ernst zu nehmenden Fachblättern schreiben, das Werk werde noch in fünfzig Jahren gelesen werden, weil seinem Dichter das Unglaubliche gelungen sei, den tiefsten geistigen Gehalt der Gegenwart nicht bloß zu erkennen und auszusprechen, sondern ihn sogar in Menschenschicksalen lebendig vor die Augen des Lesers zu stellen. Das Werk sei eine Schöpfung der philosophierenden Gestaltungskraft, der von den Werken der philosophierenden Urtheilskraft höchstens Schopenhauer's Welt als Wille und Vorstellung als ebenbürtig zur Seite zu stellen sei.

Von diesem Buche hat mein Verleger vierhundertundrei Exemplare abzusetzen vermocht, von meinen übrigen Werken im Durchschnitt je zweihundertsiebenundneunzig Exemplare. Außerhalb einer kleinen Gemeinde, die mir, über die ganze deutsch redende Welt zerstreut, anhangen mag, bin ich ein völlig unbekannter Mann.

Der Deutsche liest eben keine Bücher, sondern Zeitschriften. Er muß eine Obrigkeit haben auf allen seinen Wegen, hat er keine, so setzt er sich eine. So hat er sich denn auch in der Auswahl dessen, was er lesen soll, des seiner Unterthanennatur geradezu unheimlichen Selbstbestimmungsrechtes längst fromm entschlagen, liest gehorsam das, was die Redaction seiner Zeitschrift ihm zu lesen aufgiebt, und weiter nichts. — Wie es Bühnendramen und Buchdramen giebt, so giebt es heute bei uns Zeitungsromane und Buchromane. Nur liegt die Sache bei den Werken der erzählenden Kunst anders als bei denen der darstellenden: die überwiegende Mehrzahl der vollbürtigen Kunstwerke gehört zu den Buchromanen, indessen ein Buchdrama schon dem Worte nach eine verfehlte Sache ist. Ein Drama soll eben spielbar sein. Zum Wesen der erzählenden Dichtung gehört es aber durchaus nicht, daß sie sich in Lieferungen zertheilen lasse. Es gehört im Gegentheil die Darbietung in einem Ganzen dazu. Außer diesem ließe sich noch ein reichliches Dutzend weiterer Gründe für den Minderwerth des Zeitungsromans beibringen, Gründe, auf die einzugehen ich aus Dankbarkeit gegen die Zeitschriften unterlasse. Sie haben mir ja bisher mein tägliches Brod gegeben, wenn auch in schmalen Bissen. (Schluß folgt.)

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Verwaltungsengel.

Ein Actenblatt aus unf'res Herrgotts Canzlei.

Von * * *

Der Herbstwind brauste, und die Straßenlaternen klapperten. Der Reichstag hatte begonnen, also sah's auch stürmisch aus im lieben deutschen Vaterland. Zölle, Kriegsgerichte, astronomische Instrumente — die verschiedensten Dinge drängten sich dazu, das Reich, soweit es sich mit der Politik beschäftigte, in viele Parteien zu spalten.

Der Sturm heulte, Ziegel fielen von den Dächern, und Fensterscheiben klirrten auf's Pflaster. Drinnen aber prasselte das Feuer im Ofen, die Lampe flackerte immer schwächer auf und erlosch endlich; nun verbreitete der durch die Vorhänge gedämpfte Schein der flackernden Gaslaternen ein trauliches Dämmerlicht im Zimmer.

Ich hätte mich recht glücklich fühlen können, wenn ich nicht das Abendblatt gelesen hätte. Aber der Haß der Parteien, der sich in den Reichstagsberichten spiegelte, schmerzte mich tief, wie jeden guten Staatsbürger.

Ich sah sorgenvoll in die Zukunft. Während die Führer des Volkes ihren Kuhhandel trieben, Entschlüsse zum Wohle der Gesammtschaft nur gegen Compensationen unterstützten, vermehrten sich die berechtigten Klagen des Volkes von Tag zu Tag. Die Industrie ging zurück, und Arbeiterentlassungen waren die Folge, die Steuern stiegen — eines Tages würde die Noth das hungernde Volk auf die Barricaden treiben.

Ich hörte die Schüsse knallen, sah mein Haus gestürmt, in Flammen. —

So weit durfte es nicht kommen. Ja, wenn die Herren am grünen Tisch nur etwas vom Leben verstanden hätten — ich hätte mir schon zugetraut, ein Volk zu seiner Zufriedenheit zu regieren. Ermäßigung der Steuern, das bekannte Huhn im Topf — das war die Lösung der socialen Frage.

Aber konnte ich denn nicht — war es nicht ein Fingerzeig Gottes, daß mir, der selbst am Biertisch, unter guten Freunden, nur zögernd ein Urtheil über die weisen Pläne der Regierung gewagt hatte, daß gerade mir diese aufrührerischen Gedanken kamen? Und dann mußte es ja gelingen. „Wo der Muth ist, findet sich auch die Kraft." Den Satz hatte ich einmal in der Quarta hundertmal abschreiben müssen, und habe ihn deßhalb nie vergessen.

Die Thurmuhr schlug Acht. Die „Nachrichten" entfielen meinen Händen — ich weiß nicht, wie es kam, aber ich war todt; d. h. eigentlich glaubte ich nur, ich wäre todt. Der scharfsinnige Leser wolle dies bemerken.

Meine Seele war frei vom Körper, den sie so lange geliebt. Zimmer, Ofen, Straßenlaternen — Alles war verschwunden. Vor mir sah ich eine Leiter, die bis in den Himmel reichte. Meine Seele mußte von den 250 Pfund meines Gewichtes nicht mehr viel an sich haben, denn ich kletterte diese Leiter mit Leichtigkeit hinauf.

Ich fand mich auf einem großen, freien Platze, von dem zwei Alleen ausgingen, die rechte nach dem Himmel, die linke nach der Hölle, wie ich richtig vermuthete. Natürlich ging ich die erstere. Ich dachte an die Straße unter den Linden, denn auf beiden Seiten standen zwischen riesigen Palmen Engel auf Postamenten, in weißen Kleidern und mit mächtigen Schwertern. Am Ende der Allee stand das Himmelsthor, vor dem St. Peter auf einem Bänkchen saß und seine Pfeife rauchte.

Ich mußte das Vaterunser hersagen. Das konnte ich noch ziemlich. Dann fragte Petrus nach meinen Sünden. Da ich nur einmal im Duell meinen Gegner erschossen hatte, lag nichts gegen mich vor. Denn dem fünften Gebote ist im Himmel längst der Zusatz beigefügt: „Der Angeklagte ist straflos, wenn er in berechtigter Wahrung seiner Ehre oder sonstiger wichtiger Dinge gehandelt hat." Die kleinen Engel fechten sogar schon Bestimmungsmensuren.

St. Peter war sehr erfreut, mich zu sehen. „Wenn Du schreiben kannst," sagte er, „kannst Du gleich Verwaltungsengel werden. Der jetzige wird altersschwach und versteht nicht mehr viel von der Politik."

Ich zeigte ihm mein Doctordiplom. Petrus ward sehr höflich und führte mich nach dem Verwaltungsbureau. Das war ein großer, heller Saal mit grünen Tischen und Actenschränken. „Herrjeses, das ist wohl das preußische Ministerium!" rief ich aus. „Des Herrgotts Staatscanzlei, Schafskopf," sagte Petrus. „Du kannst gleich anfangen. Vor Allem mußt Du die Politik machen; das Wetter besorg' ich selbst. Und wenn Du einmal nicht weißt, ob die Buren oder die Engländer siegen sollen, dann brauchst Du nur den Würfelbecher da neben dem Tintenfasse zu nehmen. Sonst achte nur gut darauf, wer am meisten betet."

Auf den Tischen standen nämlich Apparate für drahtlose Telegraphie, die alle die Bitten, die aus sehnenden Herzen, und noch öfter von heuchlerischen Lippen zum Herrgott aufstiegen, auf endloses Papier druckten.

Die Apparate für King Edward's Gebete stellte ich gleich ab, denn die klapperten so laut, daß ich nicht hätte arbeiten können.

Die Depeschen flogen trotzdem noch um mich herum, wie die Maikäfer in jedem vierten Jahre. Und wenn Einer um etwas betete, beteten gleich zehn Andere dagegen, denn die Menschen sind neidisch und gönnen sich kein Glück. Ich hatte nicht viel Gelegenheit, den Menschen Gutes zu thun; nur zuweilen gründete ich zwei Liebenden eine glückliche Existenz, und die hätten den Himmel nicht gebraucht, denn sie trugen ihn im eigenen Herzen. Die Politik brachte mich zur Verzweiflung, und schließlich würfelte ich nur noch, ob ich für oder gegen die Agrarier, den Canal und die Bahn Unter den Linden sein sollte. Dann fertigte ich Documente aus, die der Herrgott unterschrieb, und die Engel von der Allee vor dem Thore besorgten die Ausführung.

Aber der Herrgott bekümmerte sich um die Verwaltung, und er sah bald, daß ich nicht dahin paßte. Er nahm mir deßhalb die Verwaltung der Politik und der Menschenschicksale und übertrug mir die der Ehen.

Das war nicht so wichtig, denn erstens ist das Bureau für Ehen nicht dasselbe wie das für Liebesangelegenheiten, und dann pfuschen auch die Heirathsvermittler und die Tante Voß dem Herrgott so sehr in's Handwerk, daß ich wenig Arbeit und geringe Verantwortung in diesem Amte hatte.

Da saß ich nun. Ich war sehr niedergeschlagen; denn ich hatte geträumt, ein großes Reich gut zu regieren und war über diesem großen Plane gestorben. Dann hatte ich als unseres Herrgotts Verwaltungsengel eine recht klägliche Niederlage erlitten, obwohl mir da eine größere Machtvollkommenheit eigen war, als allen Kaisern und Königen der Erde. Und nun ein ganz gewöhnlicher Heirathsvermittelungsengel!

Das war ein schwerer Schlag, aber ich raffte mich auf: denn der Marconiapparat lieferte unzählige Depeschen, Bittgesuche von Menschlein beider Geschlechter, die eheliche Gemeinschaft mit oder ohne Liebe suchten.

Digitized by Google

Und all' diese zehntausend sehnenden Herzen zu befriedigen, war nicht so leicht. Schließlich fing ich an, die Möglichkeit einer vernünftigen Lösung meiner Aufgabe zu bezweifeln, und würfelte die Herzen einfach zusammen. Das ging ganz schön; aber wie die Ehen ausfielen, das wußte unser Herrgott, und deßhalb war er gnädig gegen kleine Abweichungen vom Wege der Tugend bei den von mir Zusammengewürfelten. Mir aber drohte er mit dem Finger; und wenn er nur einen Anderen für mein Amt gehabt hätte, dann . . .

Mein Unglückstag sollte aber doch erscheinen. Es war um die Zeit, wo die meisten Ehen geschlossen werden. Der Leser kann das im Kalender nachsehen. Die Depeschen flogen nur so um mich herum, und ich hatte mir zum Ablesen ein halbes Dutzend Hülfsengel kommen lassen, um nur fertig zu werden. Fast die ganze Zahl der vorräthigen Partieen war untergebracht, und ich wollte gerade das große Register schließen, als einer der Hülfsengel, ein kleiner netter Bengel, der ertrunken war, als er seinen Freund aus dem Wasser retten wollte und deßhalb bei unserem Herrgott gut angeschrieben war, mir noch eine Depesche brachte. „Mach doch das Mädchen noch glücklich, Verwaltungsengel," sagte er, und sah mich mit flehenden Blicken an. „Das sehnt sich so nach Liebe." „Ja," sagte ich, „verheirathen kann ich sie schon, glücklich machen nicht. Da mußt Du schon in's Bureau für Liebesangelegenheiten gehen. Das ist aber schon geschlossen." Der Hülfsengel ließ jedoch nicht nach, so wollt' ich's denn noch versuchen. Ich nahm das Hauptbuch wieder vor, aber da war durch alle männlichen und weiblichen Namen ein dicker Tintenstrich gezogen, der hieß: verheirathet! Ich suchte, und der kleine Engel suchte auch mit. Endlich fanden wir denn noch einen Namen — einen ganz prosaischen Namen: Karl Schulze. Aber das Mädchen hatte so aus ganzem Herzen um irgend einen Gegenstand für ihre Liebe gebeten. Der unvergängliche Duft der heiligsten Sehnsucht wird von den Aetherwellen bis zu den Papierstreifen der himmlischen Telegraphenapparate getragen, und man unterscheidet daran die aufrichtigen Gebete von den heuchlerischen. Maria's Depesche durchduftete den ganzen Saal, wie Parfüm von Rosen und Veilchen. Ich fertigte also die Urkunde an, und der Hülfsengel trug sie gleich auf's Executivamt. Leicht war's ja nicht, die Beiden zusammenzubringen, denn Karl wohnte in London, Ludgate hill 98, und Maria Müller in Berlin in der kleinen Sandgasse 8, Hof, 3 Treppen links. Aber es ging. Wie's der Executivengel gemacht hat, weiß ich auch nicht, vielleicht durch eine verdruckte Heirathsannonce der Tante Voß.

Jedenfalls gab der Schalterbeamte in dem Postamte von Ludgate hill jeden Tag ein Couvert ab, da stand drauf „Treue Liebe", und in Berlin waren unter den postlagernden Sachen täglich kleine Briefchen mit „Ewig Dein!" als Motto. Drin aber hieß die erste Zeile immer „lieber Schatz!"

Sie hatten sich noch nicht lange geschrieben, noch nicht einmal ihre Photographieen ausgetauscht, da wußten sie, daß sie sich heirathen müßten. Das war der Einfluß des Himmels. Und die Postbeamten in London und Berlin schüttelten den Kopf und fragten vergeblich nach der „Treuen Liebe". Dafür schwamm aber Karl auf dem Wasser. Die Dampfer und Bahnen gingen ihm zu langsam, und in Berlin nahm er sich keine Zeit, eine Droschke zu miethen, sondern lief gleich nach der kleinen Sandgasse 8, Hof, 3 Treppen links. Das Haus war festlich geschmückt, und der Bäckerjunge, der eben herunterkam, erzählte ihm, der junge Mann in der dritten Etage erwarte seine Braut aus England. „Sonderbares Zusammentreffen", dachte Karl. Dann stand er mit klopfendem Herzen vor der Thür und klingelte. Ein hübscher junger Mann öffnete. „Wohnt hier ein Fräulein Maria Müller?" fragte Karl. „Fräulein?" sagte der junge Mann erstaunt. Mein Name ist Maria Müller — ich bin katholisch."

Was Karl gesagt hat, weiß ich nicht. Aber der ganze Himmel lachte, und der Herrgott machte sich gar kein Vergnügen mehr, sondern räumte mit den grünen Tischen auf und übernahm die Verwaltung selber. Und seitdem geht's ohne Würfelbecher und Hülfsengel, denn was der Chef der himmlischen Canzlei will, geschieht auch ohne Minister und staubige Aktenstöße.

Wenn Du aber, lieber Leser, wie Du ja Alles besser wissen willst, behauptest, die Geschichte sei nicht möglich, und Karl und Maria hätten doch aus ihren Briefen sehen müssen, daß sie von gleichem Geschlecht waren, so sage ich Dir nur, daß ich als ehemaliger Verwaltungsengel unseres Herrgotts das besser wissen muß. Die Subalternengel führen eben die Befehle der Verwaltungsengel aus, ohne viel zu kritisiren, und die Wege des Himmels sind unerforschlich.

Ich wurde zum Hülfsportier degradirt und mußte die große Glocke ziehen, wenn die Engel zum Essen kommen, oder des Abends die Lichter ausmachen sollten. Als ich zum ersten Mal meinen Dienst versah, riß die Schnur, und von dem gewaltigen Schwunge flog ich aus dem Himmel heraus und direct auf mein Sopha, wo ich die traurige, unvollkommene Welt verlassen hatte. Und mein Dienstmädchen stand in der Thür und sagte: „Herr Rentier, hier hat ein Schutzmann einen Brief gebracht." Ich ermunterte mich, und als ich mich wieder ganz als Rentier Meyer fühlte — was ich war, ehe ich Verwaltungsengel wurde — machte ich den Brief auf. Es war eine Klage wegen Gewerbesteuer-Hinterziehung. Ich hatte nämlich am Tage zuvor zwölf leere Champagnerflaschen verkauft.

Aus der Hauptstadt.

Joë Chamberlain's Weihnachtstraum.

Nach froh verbrachtem Weihnachtsabend ruht
Herr Chamberlain — er schläft in treuer Hut.

Ein fester Schlaf erquickt ihm Leib und Geist,
Bis ihn ein Traum aus diesem Frieden reißt.

Ein Meer von Blut wogt grausig vor ihm auf;
Unzähl'ge Leichen schwimmen bleich darauf.

Und Frauen-, Kinder-Stimmen hört er schrei'n —
Der Ton durchschneidet Mark ihm und Gebein.

Und lauter noch erklingt in seinem Ohr
Von Flüchen jetzt ein stimmenreicher Chor.

Und Fäuste sieht er wider sich geballt,
Und seine Kehle fühlt er scharf umkrallt.

„Nichtswürd'ger! Laß den Mordkrieg endlich ruh'n!
Gefüllt zur G'nüge sind ja Deine Truh'n!

Wir aber hungern; wir verhungern schier
Ob Deiner ungestillten Goldesgier.

Millionen darben auf dem Continent,
Weil Deine Habsucht keine Grenzen kennt.

Dort Blut, Verwüstung — hier die größte Noth!
Ein Ende mach'! Sonst schlagen wir Dich todt!"

Dem Schläfer graust's. — Was will das Volk von mir?
Ich thu' nur meine Pflicht. Entweicht von hier!

Er springt empor. — Die Schatten sind entfloh'n.
Um seine Lippen spielt ein eis'ger Hohn.

Er zündet Licht an — schaut in's Spiegelglas:
Die Blicke starren fahl — die Wangen blaß.

Die Nacht verstreicht. Und nun der Morgen tagt,
Reckt er sich wieder hoch und lacht und sagt:

„Wie macht's mich stolz, daß ich mir sagen kann:
Ich bin Europens bestgehaßter Mann!"

Eugen Reichel.

Eine noch ungetilgte Schuld.

Wenn der Wind auf den Straßen und Wegen mit den welken Blättern der Bäume sein neckisches Spiel zu treiben beginnt und der Winzer sich anschickt, zum Schutze der beinahe reifen Trauben die Weinberge zu schließen, dann zieht der deutsche Politiker an den Rhein. Aber weniger um wieder einmal des Herbstes, der nirgends im ganzen deutschen Reich so herrlich wie an seinen Ufern ist, froh zu werden, als vielmehr nur, um in der parlamentarischen Uebung zu bleiben. Der Reichstag und die verschiedenen Landtage sind schon seit mehreren Monaten zum Schweigen verurtheilt, und da beschleicht ihn natürlich die Befürchtung, es könnte einmal in deutschen Landen zu wenig geredet werden. Im Herbst wollen Parteitage und Congresse kein Ende nehmen; und man muß die Gewissenhaftigkeit der Presse bewundern, mit der sie haarklein die auf ihnen geschlagenen Redeschlachten schildert. Neue Gedanken werden dort nur höchst selten zu Tage gefördert. Wo sollten sie auch herkommen? Werden doch schon von den Tagesblättern die meisten Stoffe, wie der Lateiner sagt, usque ad nauseam breit getreten. Neues brachte auch der Parteitag der Deutschen Volkspartei nicht. Neu war auch die Genugthuung nicht, mit der hier ein Redner in seinem Bericht über die Thätigkeit des Reichstages der unseren Kriegsinvaliden vom Feldwebel abwärts zugebilligten Aufbesserung ihrer Pensionen gedacht hatte. Dennoch waren die hierauf bezüglichen Worte mit aufrichtiger Freude zu begrüßen. Stammten sie auch aus dem feindlichen Lager, so bewiesen sie doch wieder, daß, so sehr sich auch in unserem socialen und politischen Leben der Eigennutz in den Vordergrund zu drängen scheint, die Dankbarkeit im deutschen Herzen doch noch nicht ganz ausgestorben ist. Und wer hört nicht solche Worte immer wieder gern? Der Reichstag war sich — dies ging sogar aus der Berichterstattung auf dem Parteitag der Deutschen Volkspartei hervor — dessen bewußt gewesen, daß Seitens der Nation jenen Männern gegenüber, die vor drei Jahrzehnten für des Vaterlandes Sicherheit und des Reiches Herrlichkeit ihre Gesundheit hingegeben und dabei die uneingeschränkte Herrschaft über den Körper eingebüßt hatten, noch eine Schuld abzutragen war. Unermüdlich hatte er sich in dem Bestreben gezeigt, die Regierung für seine Auffassung zu gewinnen. Nichts aber wirkt auf Herz und Gemüth so

Digitized by Google

wohlthuend als Erkenntlichkeit, gleichviel ob ihrer das eigene liebe Ich theilhaftig wird, oder ob beobachtet wird, daß Andere sich ihrer erfreuen können.

In den Kreisen der Officiere, die mit den Kriegsinvaliden vor dem Feinde gestanden haben, dürfte das Verständniß für die guten Gesinnungen des Reichstags besonders rege gewesen sein. Einmal wissen sie aus eigener Erfahrung, daß ein Krieg kein Kinderspiel ist, und daß ungerupft aus ihm nur die speciellen Lieblinge Fortunas heimkehren können. Niemand wird daher den Invaliden die jüngste Aufbesserung ihrer Pension aufrichtiger gönnen als sie. Dann aber schöpfen sie aus der lobenswerthen Haltung des Reichstags die Hoffnung, daß er sich auch ihrer in ähnlicher Weise erinnern werde. Ist denn mit jener Aufbesserung nun die letzte Schuld der Dankbarkeit abgetragen, welche der Nation aus dem Feldzug von 1870/71 erwuchs? Ist nicht noch die Zahl derjenigen Officiere recht erheblich, deren Blut gleichfalls für das Vaterland geflossen ist, deren Gesundheit gleichfalls unter den Anstrengungen des Krieges gelitten hat, die aber nach geschlossenem Frieden im Dienst geblieben sind, um viele Jahre später aus diesem mit einer äußerst kümmerlichen Pension auszuscheiden? Was für ein Leben führen diese, wenn ihnen die Vorsehung nicht reiche Schätze in den Schoß gelegt hat! Keinen Augenblick will die Sorge um das tägliche Brod von ihnen weichen. Selbst wenn sie es bis zum Bataillons-Commandeur gebracht haben geht das Einkommen aus ihrer Pension kaum über 4000 M. hinaus. Für den verheiratheten Officier ist die Summe zu klein, um von ihr zu leben, zu groß, um an ihr zu verhungern. Ja, wenn sie ihm noch unverkürzt zufiele! Aber da hatte er Schulden machen müssen, um sich die Pferde für den Königlichen Dienst zu beschaffen und vielleicht auch, um die Kosten für den Umzug aus der letzten Garnison in seine Heimath zu bestreiten. Sogar die Zinsen hierfür muß die winzige Pension noch abwerfen Und dabei darf er seinen Aufwand noch nicht einmal der geringen Einnahme anpassen. Standesgemäß sollte er als actives Mitglied des Heeres überall auftreten. Seinen Stand darf er auch nicht verleugnen, nachdem er die Uniform ausgezogen hat. In dem Gewühl der Großstadt kann er sich allenfalls noch Einschränkungen auferlegen. Dort verliert sich der Einzelne in der Menge. In der kleineren Stadt ist dergleichen gänzlich ausgeschlossen. Hier wird er auf Schritt und Tritt beobachtet. Aber was er in der Großstadt an dem Lebensunterhalt erspart, verliert er in ihr wieder durch den höheren Miethzins. Wo ist ein trostloseres Dasein zu finden? Und keine Möglichkeit, ihm zu entrinnen. Denn um im bürgerlichen Beruf noch unterschlüpfen zu können, dazu ist er in der Regel an Jahren zu weit vorgeschritten, und dazu ist auch der Andrang zu diesem von anderer Seite zu groß. Ist es nicht überall so, daß dort, wohin ich meinen Fuß setzen will, bereits ein Anderer Posto gefaßt hat? Sehr schwer wiegt die Schuld, die das Vaterland hier noch abzutragen hat.

Mancher wird sagen, es sei nicht Sache des Staates, Sinekuren zu schaffen und mit ihnen Diejenigen zu belohnen, die nur die bekannte verfluchte Pflicht und Schuldigkeit gethan hätten, und er habe in dem vorliegenden Falle zu besonderer Rücksichtnahme schon um deßwillen keinen Anlaß, weil der Berufssoldat ja bereits bei dem Eintritt in das Heer wisse, was ihm Alles in der Ausübung des Kriegshandwerks blühen könne. Von Sinekuren kann aber wahrhaftig keine Rede sein, wenn es sich darum handelt, der bittersten Noth vorzubeugen; und nichts Anderes als die verfluchte Pflicht und Schuldigkeit gegen das Vaterland thut Jeder, der in dessen Dienst seine gesammten Fähigkeiten stellt. Wer ihm nur einen Theil seiner Kräfte zuwendet, hält nicht das, was er in seinem Eide versprochen hat. Nur ihre verfluchte Pflicht und Schuldigkeit haben somit auch die Männer gethan, die der deutschen Nation die Wege zu ihrer heiß ersehnten Einigung wiesen. Und dennoch hat sie das Vaterland nicht bloß mit Ehren, sondern auch mit irdischen Glücksgütern reich beschenkt. Bismarck, Moltke, Roon, die Heer- und Corpsführer — alle haben recht beträchtliche Dotationen erhalten. Auch der Officier, der in der Vertheidigung des heimathlichen Heerdes Wunden davongetragen und gleichzeitig einen Theil seiner Gesundheit eingebüßt hat, hat nur das geleistet, was zu leisten seine Pflicht war und in seiner Macht lag. Aber während die Großen, denen Bellona nicht einen einzigen Blutstropfen abverlangt hatte, fast verschwenderisch belohnt wurden, erübrigte er selber nicht einmal im fast dreißigjährigen Dienen nach den Feldzügen so viel, um vor der bittersten materiellen Noth geschützt zu sein. Wer will bestreiten, daß sich der Dankbarkeit des Vaterlandes gegen die Kämpfer von 1870/71 hier noch ein weites Feld zur Bethätigung eröffnet, daß die Acten über die Frage, ob dem Staat eine moralische Verantwortung für ihr Wohlergehen zufällt, noch lange nicht geschlossen sind? Die Gerechtigkeit erheischt, daß auch der verwundete, aber nicht invalide, mit unzulänglicher Pension aus dem Dienst entlassene Officier der materiellen Erkenntlichkeit zum Mindesten in dem gleichen Maße theilhaftig werde, wie neuerdings die Kriegsinvaliden.

Aber sind denn nicht erst vor einigen Jahren die Gehälter der Officiere und besonders der Stabsofficiere erhöht worden? Stieg dadurch nicht auch die Pension? Allerdings. Aber leider sind viele ältere Officiere der hier in Frage kommenden Kategorie noch kurz vor Thoresschluß, d. h. vor dem Inkrafttreten des bezüglichen Gesetzes verabschiedet worden. Und es ist von jeher Grundsatz unserer Finanzwirthschaft gewesen, daß neue Pensionsgesetze nicht rückwirken dürfen. Ohne Zweifel hat dies seine volle Berechtigung Es würde eine Schraube ohne Ende sein, wenn man nicht jedes Mal zwischen Einst und Jetzt einen dicken Strich zöge. Aber wenn Bismarck auch einmal behauptet hat, daß der Krieg eigentlich nur der normale Zustand der Völker sei und der Staatslenker nur darauf hinzuarbeiten habe, daß die Pausen zwischen den Kriegen, also der Friede, möglichst lang werden, so erlebt die deutsche Nation doch nicht täglich einen Krieg, am Allerwenigsten einen solchen, wie den von 1870/71; und ein derartiger Umstand kann doch wohl eine nachträgliche Ausnahme zu Gunsten der Kämpfer in diesem Feldzug rechtfertigen. Wie schnell sind heute die Parlamente bei der Hand, die kaum giltig gewordenen Gesetze abzuändern! Wie lange ist denn das Börsengesetz in Kraft? Und ist man nicht heute schon wieder auf dem besten Wege, es in seinen wesentlichen Bestimmungen umzuwerfen? Warum sollte nicht jenes Gesetz vom Jahre 1897, welches zuletzt die Gehälter der Officiere geregelt hat, noch heute dahin ergänzt werden können, daß den im Kriege 1870/71 verwundeten, frühestens nach fünfundzwanzigjähriger Dienstzeit, aber noch vor dem im April 1897 verabschiedeten Officieren eine dem neuesten Gehaltssatz ihrer letzten Function entsprechende Pension zustehe?

Natürlich wird es heißen, keine Stunde eigne sich weniger dazu, diese Frage anzuschneiden, als die gegenwärtige. Herrscht nicht an allen Ecken und Enden lautes Wehklagen über den wirthschaftlichen Niedergang, der sich in verminderten Einnahmen und gesteigerten Ausgaben in empfindlicher Weise zum Bewußtsein bringt? Gewiß! Mit der Laterne sind die Leute zu suchen, die sich nicht einschränken müssen; und wie der Staat seinen finanziellen Verpflichtungen bei dem unvermeidlichen Rückgang der Einkommensteuer gerecht werden soll, das ist noch gar nicht abzusehen. Leute, die sich ungern ein X für ein U machen lassen, rechnen schon mit der Möglichkeit von Steuerzuschlägen, die zu beantragen die Regierung sehr bald gezwungen sein wird. Aber gerade deßhalb, weil der wirthschaftliche Niedergang hereingebrochen ist, halte ich es für geboten, für die Officiere der gekennzeichneten Kategorie ein Wort einzulegen. Alles müssen sie heute theurer bezahlen: die Milch, die Butter, das Fleisch, die Bekleidung, die Kohlen. Der Officier und der Beamte dienen. Der Kaufmann, der Fabrikant, der Handwerker und der Arbeiter erwerben. Während diese die Steigerung der Preise wett machen können, indem sie ihre eigenen Erzeugnisse oder die eigene Leistung sich höher bezahlen lassen, sind Officiere und Beamte so gut wie vogelfrei. Jede Erhöhung der Preise müssen sie in Ergebung hinnehmen, Kein Mittel haben sie, sich zu wehren. Hat nicht auch die Beschneidung der Lebensbedürfnisse ihre Grenzen? Wer bekommt es fertig, von Luft und Wasser zu leben? Hat der Staat noch ein Gewissen, so darf er es auf keinen Fall ruhig mit ansehen, daß Diejenigen, welche vor drei Jahrzehnten auf den Schlachtfeldern Frankreichs geblutet haben, jetzt in Folge des allgemeinen wirthschaftlichen Niederganges noch den letzten Rest ihres inneren Gleichgewichts verlieren, daß die Sorge um das tägliche Brod für die Familie und sich selber sie zuletzt aufreibt. Die Summen, die zur Tilgung dieser Schuld erforderlich sind, werden auch in den gegenwärtigen schweren Zeitläuften noch aufzubringen sein. Einmal dürften sie kaum an eine Million heranreichen, und dann sind ja immer noch Gelder von recht beträchtlichem Umfang für Ausgaben vorhanden, deren Nothwendigkeit durchaus nicht erwiesen ist. Kein nur einigermaßen nüchtern denkender Politiker wagt mit der Möglichkeit zu rechnen, daß China dem deutschen Reich die viertel Milliarde Kriegskosten erstatten wird. Wer anders als der deutsche Steuerzahler wird sie zu bestreiten haben? Trotzdem konnte noch ein Durchmarsch eines 900 Mann starken, auf der Heimfahrt begriffenen Bataillons unserer ostasiatischen Truppen durch die österreichischen Länder bewerkstelligt werden. Daß er für Rechnung der Gastgeber erfolgt wäre, läßt sich nicht annehmen; und selbst wenn dem so wäre, so fallen doch immer der Kasse des deutschen Reiches noch die Kosten für die neuen Uniformen zu, die für den Durchmarsch den Mannschaften nach Triest entgegengeschickt wurden, und die sie selbstverständlich sofort wieder auszogen, als sie sich am Ziel ihrer Rückreise nach allen Richtungen der Windrose zerstreuten. Wenn für solche Zwecke der Staatssecretär des Reichsschatzamtes das nöthige kleine Geld flüssig machen kann, dann, dächte ich, müßte es auch heute noch ein Leichtes sein, die geringen Beträge herbeizuschaffen, mit denen sich die bitterste Noth der Kämpfer von 1870/71 beschwören ließe. Die freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem österreichischen Kaiserstaat und dem deutschen Reich sind auch vor der Anwesenheit unserer Ostasiaten in Wien so vortrefflich gewesen, daß es kaum möglich gewesen wäre, sie noch günstiger zu gestalten. Dieser Ansicht dürfte auch der Herrscher über Oesterreich-Ungarn gewesen sein. Sonst hätte er doch kaum in seiner Ansprache mit unverkennbarer Absicht unzweideutig zu verstehen gegeben, daß nicht er die Verbündeten in Waffen in die Hauptstadt seines Reiches gerufen habe, ihr Besuch ihm vielmehr von deutscher Seite „angeboten“ worden sei. Es ist anzunehmen, daß Franz Josef die Gelegenheit, seinen gefährlichen Alldeutschen neues Begeisterungsfutter zu verschaffen, keineswegs herbeigesehnt hat. Bei der sehr eigenthümlichen Lage Oesterreichs wäre es ihm sicherlich zehnmal lieber gewesen, wenn die deutsche Bevölkerung Cisleithaniens nicht in die Gefahr der Verbrüderung mit reichsdeutschen Truppen gekommen wäre, mit den Söhnen der Mutter Germania an deren Brust die Wolf und Schönerer lieber heute als morgen zurückkehren möchten. Auch Franz Josef ist zweifellos der Meinung, daß das schöne, für den Durchzug aufgewendete Geld zur Befriedigung dringenderer Verdienste hätte benutzt werden können . . .

Wie wenig der Reichstag sich über den Umfang der Schuld der

Digitized by Google

Dankbarkeit, die er noch an die Streiter von 1870/71 abzutragen hat, klar gewesen ist, bewies die verhältnißmäßig späte Kenntniß, die er von der kümmerlichen Lage der Kriegsinvaliden vom Feldwebel abwärts erhielt. Wie er sich aber hier sofort seiner Pflichten erinnerte, sobald ihm der Staar gestochen war, so läßt sich vielleicht auch erwarten, daß er jetzt, wo er von der Noth verabschiedeter Officiere aus Deutschlands ruhmreichster Zeit erfährt, nicht minder bereitwillig zu ihrer Hebung die Hand bieten wird. Mag das, was bewilligt werden kann, auch nur bescheiden sein. Qui cito dat, bis dat. Je schneller das Versäumte nachgeholt wird, desto leichter werden sich die Empfänger von der guten Absicht überzeugen lassen; und bei vielen von ihnen wird schon die Thatsache, daß das Reich endlich auch ihrer gedacht hat, jede Bitterkeit ersticken. Möge der Reichstag schon bei der diesjährigen Berathung des Militäretats an's Werk gehen, damit, wenn sich wieder zur Herbstzeit die deutschen Politiker an den Ufern des Rheins ein Stelldichein geben, in der Berichterstattung über die dann letztverflossene Tagung des Reichstags rühmend auch der Tilgung der Schuld des Vaterlandes an Diejenigen Erwähnung geschehen kann, welche in dem großen Kriege gegen Frankreich die deutschen Soldaten in den Kampf geführt, dabei auch Wunden davongetragen haben, aber einen Anspruch auf Schmerzensgelder nicht erheben konnten, weil sie zunächst im Königlichen Dienste verblieben! C. v. W.

Notizen.

Hochlandminne hat Fritz Bley seine Lieder aus Alt-Tirol genannt, die im Verlage von F. Fontane & Co. erschienen sind. Wirklich einmal ein echtes, lebensprühendes Bergbuch, keine künstlich übermalte Poesie, die sich der Felsschroffen, der Wasserstürze, der Arven und Gemsen nur als Coulissen oder Versatzstücke bedient. Es ist ein treuer, deutscher Klang in den Liedern Bley's und eine Eigenart dabei, die ihn vor Allen auszeichnet. Die herzliche Liebe zur Natur, die sich gleich in dem schönen Einleitungsgedicht stimmungsvoll ausprägt; die männliche Lust an jenem Waidwerk, das mit Anstrengungen und Gefahren, Enttäuschungen und Fehlschlägen verbunden ist und gerade deßhalb so gut schmeckt; eine kerngesunde Daseinsfreude — alles das grüßt sympathisch aus den Liedern Bley's. In sie verzaubert ist die bezwingende Macht der Bergwelt, das Rauschen ihrer Nadelwälder, der harzige Duft ihrer sonndurchglühten Mittage und die majestätische Pracht ihrer Nächte. Aber Bley's Können ist vielseitiger. Der kecke Jägersmann wandelt durch's Land als ein Nachfahr der hochberühmten tyrolischen Herren, die dereinst ihren Minnesang im heiligen römischen Reiche deutscher Nation erschallen ließen: Leutold von Seben, Reinmar der Fiedler, Walter von Metz, der Wolkensteiner, Hartmann von Starkenberg, Hawart und der Rubniner, sie erwachen in Bley's liebevollen Nach- und Neudichtungen zu neuem Leben. Ganz meisterhaft hat der Poet hier seine Helden charakterisirt, indem er sie so singen ließ, wie ihnen dereinst der liederfrohe Schnabel gewachsen war. Nur ein Pröbchen von seiner Kunst:

Ich bin ein armer Ritter,
Gar eng ist meine Burg;
Zwar komm' ich ohne Flitter
Mit Schwert und Harfe durch.

Doch hatt' ich einst ein Erbe,
Kein and'res kam dem gleich:
Gieb Gott, daß nicht verderbe
Mein einzig Gut: das Reich.

Aus den Sprüchen des Jager-Wastl mögen folgende hier eine Statt finden:

Vor all' der Weisheit in der Welt
Grauft mir, und Reue mich befällt,
Mir thun die dummen Streiche leid,
Die ich versäumt zu ihrer Zeit.

Vom Gamsbock die Krucken,
Vom Hirsch das Geweih,
Vom Dirndel die Mucken —
Kosten Schuhnägel alle drei!

In Wahrheit ein frisches, edellustiges Buch, dem wir viele Freunde wünschen und das sich gewiß viele Freunde erwerben wird! —

Wilhelm Bode theilt uns über Goethe's Persönlichkeit drei Reden des Kanzlers Friedrich v. Müller mit, die nicht nur aus äußeren Gründen Anspruch auf hohe Authenticität haben. Der Kanzler gehörte zu den langjährigen Ganzintimen des Goethe'schen Hauses, seine drei Reden, die bislang leider nicht weit über Weimar hinausklangen, wurden vor sehr gründlichen Goethekennern gehalten, vor Leuten, die im Stande waren, den Vortragenden aus ihren persönlichen Erfahrungen heraus zu controlliren. Aber auch Inhalt und Form der Reden selbst sprechen dafür, daß das Bild, welches Müller von Goethe entwirft, in jedem Einzelzuge echt ist. Wir freuen uns dieser schönen, herzlichen und klugen, dabei so gar liebevollen Würdigung des Dichters und sind überzeugt, daß jeder Goethefreund dem Dr. Bode diese Arbeit danken wird.

A. v. Müller führt uns „Unsere Marine in China" vor, in einer Reihe flotten und lebendigen Schilderungen, die zumal auf die vaterländisch gesinnte Jugend großen Eindruck ausüben werden. Mitkämpfer und Augenzeugen haben an dem fleißigen Werke in ihrer Art thätig Antheil genommen; Abbildungen und Kartenskizzen sind reichhaltig in den Text eingestreut, und der Verlag (Liebel'sche Buchhandlung, Berlin) hat für billiges Geld ein recht hübsch ausgestattetes Buch geliefert. Wir können es für den Weihnachtstisch durchaus empfehlen.

Eduard Mörike's Leben und Dichten hat Harry Maync zum Vorwurf der gediegenen Studie gewählt, die, mit Mörike's schön ausgeführtem Bildniß geschmückt, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, Stuttgart, erschienen ist. Maync ist ein feingeistiger Bewunderer der anmuthigen Muse des schwäbischen Poeten, aber niemals verläßt ihn auf seiner gewissenhaften Wanderung das gesunde kritische Empfinden. So ist ein tüchtiges und reizvolles Buch entstanden, das den zahlreichen Verehrern der Mörike'schen Lyrik herzliche Freude bereiten, gleichzeitig aber auch dem Dichter neue Freunde werben und das Verständniß für sein Schaffen heben wird. Maync ist in die Lebensführung Mörike's so tief eingedrungen, wie in die Geheimnisse und die Schönheiten seines Werkes, und was noch Keinem glücken wollte, das, dünkt uns, hat er vollbracht: eine Charakteristik des Dichters, die keine verwunderte Frage unbeantwortet läßt. Das Buch durchdringt ein erquickend warmer, herzlicher Ton, und ungewöhnliche stylistische Feinheit macht die Lectüre besonders anziehend.

Von Otto Harnack's „Goethe in der Epoche seiner Vollendung" (J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig) liegt jetzt die zweite Auflage vor. Die Gegenwart hat das Werk seiner Zeit mit Freude begrüßt, und die vornehme Art Harnack's, alle Ausstrahlungen Goethe'schen Geistes zusammenzufassen, die ganz in der Stille wachsende Macht über unser öffentliches Leben gewinnen; die Art, einer unbestochenen, von Vorurtheilen freien Liebe nachzueifern, nie aufdringlich die eigene Meinung unter'm Schutze des Genies sprechen zu lassen, sondern dem Meister immer selber das Wort zu verstatten — diese sympathische Art macht das Buch heute mindestens so werthvoll und unentbehrlich, wie es vor fünfzehn Jahren war.

Ein ergötzliches Geschichtenbuch, das hoch empor ragt über dem Wust der Normal-Weihnachts-Literatur für unsere Kleinen, ist Rudolf Vogel's „Frau Märe". (Illustrirt von Jos. Gehrts, Verlag von Paul Waetzel, Freiburg i. B.). Vogel hat Humor und Gemüth; er weiß wirklich, sowohl was die Erfindung als die Sprache anbelangt, den Kinderton zu treffen. Sorgsame Eltern sollten an diesem trefflichen Buche nicht vorbeigehen und sich nicht die jetzt massenhaft angebotenen Weihnachtsausverkauf- und Waarenhaus-Literatur aufdringen lassen, nun es so ausgezeichnete Schöpfungen giebt.

Als Anhang zu den „Gedanken und Erinnerungen" hat die J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger jetzt zwei Bände „Aus Bismarck's Briefwechsel" erscheinen lassen. Der erste Band enthält die zwischen „Kaiser Wilhelm I. und Bismarck" gepflogene Correspondenz. Mancherlei aus der köstlichen Gabe ist bereits bekannt, aber noch niemals haben wir ein so deutliches Bild des einzigartigen Verhältnisses zwischen dem greisen Monarchen und seinem Kanzler empfangen, wie durch dies Buch, das sie Beide selber sprechen läßt. Bismarck ist nie der Handlanger Wilhelm's I. gewesen, aber ebenso wenig war der alte Kaiser ein gefügiges Werkzeug des Eisernen. Er hatte über All' und Jedes seine ganz bestimmten Anschauungen, und er hielt zähe fest an der Tradition. Regelmäßig kostete es schwere Kämpfe, ehe er sich von dem Manne, dem er doch unbedingt vertraute, überzeugen ließ, und oft genug mußte auch Bismarck nachgeben. Beider Charakterbild gewinnt durch die neuen hellen Lichter, die aus der Cotta'schen Veröffentlichung auf sie fallen. Der gewissenhafte Fürst, der sich seiner hohen Verantwortung wohl bewußt ist und sich nicht darüber hinweg tröstet mit dem Gedanken, daß er ja den genialsten Staatsmann des Jahrhunderts zur Verfügung habe; der von unbändigem Temperament durchlohte Kanzler, den sein monarchisches Empfinden und der tiefinnerliche Respekt vor dem „alten Herrn" immer wieder zwingen, in dem gekrönten Freunde den auch geistig gleich hoch Stehenden anzuerkennen. — Zu gelegener Stunde werden wir Weiteres über die Veröffentlichung zu sagen haben, die jetzt von der Tagespresse in fast unanständiger, flüchtiger Hast ausgeschlachtet worden ist, in Wahrheit aber eine intime und liebevolle Besprechung verlangt. Denn was die beiden Männer einander gesagt und geschrieben haben, — Wilhelm war übrigens schreibfleißiger als Bismarck, wenigstens enthält der Band beträchtlich mehr Briefe von ihm als von dem Kanzler — das kann doch uns, so wunderherrlich jedes Wort ist, doch nur als Rückgrat dienen für die Schlüsse und Lehren, die wir aus ihrer Correspondenz zu unserm Heile ziehen müssen. Im zweiten Bande sind besonderer und eingehender Betrachtung werth die Abschnitte, die die Haltung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm gegenüber Bismarck und die Absicht Gambettas berühren, den Kanzler in Friedrichsruh zu besuchen. Auch auf sie wird zurück zu kommen sein. Beide Bände haben ihren literarischen und historischen Platz neben den Gedanken und Erinnerungen: sie ergänzen sie nicht nur, sondern erklären und illuminiren sie auch. So sollten sie auch in jedem Bücherschranke neben den „Gedanken" stehen. Einem Freunde, dem ich

Digitized by Google

zum diesjährigen Weihnachtsfest etwas Gedrucktes, das Werthvollste vom Werthvollen, bescheeren möchte, würde ich nichts als diese beiden Bände auf den Gabentisch legen.

In der Grote'schen Sammlung von Werken zeitgenössischer Dichter (G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin SW.) sind als 74. Band Victor Blüthgen's „Gedichte" erschienen. Der Ruf des Lyrikers Blüthgen steht fest, nur will es uns scheinen, als werde dieser Poet noch immer nicht richtig beurtheilt, als habe man ihn, nach schlechter deutscher Manier, allzu früh katalogisirt und eingeschachtelt. Blüthgen soll angeblich der Dichter des Niedlichen, Anmuthig-Kindlichen sein — und dabei finden wir in dem neuen Buche Klänge wie diese:

Das bleiche Schneelicht geistert kühl herein,
Bei meinem Weibe knie' ich ganz allein.

Vor den geschloss'nen Augen brennt es roth,
Mit Schluchzen fraß ich's in mich: Du bist todt!

Ich sah verdämmern der Gedanken Lauf,
Wie ein todtwundes Thier, so schrie ich auf.

Ich sah des süßen Mundes letzten Zuck,
Die schönsten Augen schloß mein Fingerdruck.

Die Welt brach nicht in Trümmer, wie ich rief;
Der Arzt ging weinend, unser Kleines schlief.

Durch's Fenster stiert ein Tag, wie mancher war.
Verfluchter Tag, der zwölfte Januar!

Wie kennzeichnend ist das für den Dichter! Blüthgen hat ähnliche Verse mehr der Heimgegangenen gewidmet, die alle in schlichter Einfachheit den furchtbaren Verlust schildern, der ihn bis in's innerste Mark getroffen hat. Glanzvoll heben sich von diesen dunklen Todtenklagen die zarten Lieder neuer Liebe ab. Wer weiß jungen Lenz lebendiger und froher zu besingen als Blüthgen, der sogar auf die ewig-junge, alte Frage: Wer kauft Liebesgötter? eine schelmische neue Antwort hat. Unseren Mädchen und Frauen wird das Buch gewiß eine erwünschte Weihnachtsgabe sein.

Von „Drei Menschen" will Maxim Gorki in seinem gleichnamigen Werke erzählen (Verlag Bruno Cassirer, Berlin). Er liebt es, russische Typen, die uns Westländern fast unverständlich sind, zu schildern, so daß wir sie durch ihn bis in's letzte Seelenfältchen hinein kennen lernen, und er liebt es, seinen Reichthum verschwenderisch vor uns auszubreiten. So auch dies Mal. In der Hauptsache aber befaßt sich das Buch — ein echt russisches Buch! — doch nur mit dem Schicksal Ilji Lunew's. Aus der Tiefe, wo das Gezücht haust, kommt er hergegangen, aber seine Ehrlichkeit ist doch so groß, daß man ihn zum Kaufmann nicht gebrauchen kann und aus der Lehre jagt. Und in stumpfer Ehrlichkeit lebt er dahin, bis plötzlich der Tatar in ihm hervorbricht. Um einer Verlorenen Willen mordet er ihren greisen Liebhaber, beraubt ihn, erfüllt sich mit den gestohlenen Geldern allerlei lang gehegte, kleine und große Wünsche. Am Ende aber erwacht doch das Gewissen in ihm, allerdings ein Gewissen eigner Art, ein slavisch-phlegmatisches Gewissen. Immerhin quält ihn die Vergangenheit und nimmt ihm den Frieden, bis er die innere Unruhe nicht mehr erträgt und in den Tod geht. Ein echt russisches Buch, wie gesagt, und nur aus russischem Geiste heraus verständlich. Aber auch ein starkes und tiefes, nachdenkliches Buch, das des schnell berühmt gewordenen Dichters würdig ist.

Die Arche Noah nennt sich ein bei B. G. Teubner, Leipzig, erschienenes Kinderbilderbuch, an dessen künstlerischem Schmuck H. Eichrodt, Otto Fikentscher, A. Haueisen, H. v. Volkmann und andere Mitglieder des Karlsruher Künstlerbundes mitgearbeitet haben, während die Reime von Fritz und Emily Kögel sind. „Das Bilderbuch", so erläutern die Herausgeber Zweck und Ziel ihrer dankenswerthen Arbeit, „trägt zuerst Kunst in das Leben des Kindes. Daher ist es grundwichtig, daß das auf rechte Weise geschehe. Das Bedürfniß nach Bilderbüchern, die zugleich kindlich und künstlerisch sind, wird als brennende Noth empfunden. Die „Arche Noah" will Kunst bringen in einer Form, die der kindlichen Auffassung gemäß ist, Kunst, die das Kind lieben kann. Sie ist vor Allem lustig, will mit dem kleinen Volk spielen. Sie steckt voll von dem Humor, dem das Kindergemüth zulacht. Lehrhafte Nüchternheit, moralisirende Didaktik sind verbannt. Die Verse singen und klingen, ihre Reime und Rhythmen schmeicheln sich dem kindlichen Ohr und Gedächtniß ein. Sie springen oft in's drollig Fabulirende, leicht Phantastische hinüber, wie es die kindliche Phantasie liebt und selbst thut. Die Bilder geben nur das Nothwendige, Typische vereinfacht. Sie meiden alle Verzerrungen und halten sich frei vom Hange zum Häßlichen. Die Farben sind ungebrochen und leuchten in starken Accorden, wie es das kindliche Auge fordert, dem die feinen, seltsam gemischten Nüancen unzugänglich sind." — Im Allgemeinen erfüllt das neue Bilderbuch diese programmatischen Forderungen. Ueber Einzelnes ließe sich rechten, aber es sei gern anerkannt, daß weitaus die meisten Blätter dem kindlichen Standpunkte gerecht werden und daß das Buch als Ganzes wie ein Labsal wirkt gegenüber dem sattsam bekannten Weihnachts-Ramsch.

Neue Essays von Leo Berg (Schulze'sche Hof-Buchhandlung, Oldenburg). Berg's essayistische Begabung spricht sich auch in seinem neuen Buche unverkennbar aus. Besonders erwähnenswerth sind die Aufsätze über Autorität, Muth, Aberglauben u. s. w., mit ihren Ausblicken in's politische, sociale und erotische Gebiet. Die speciell ästhetischen Aufsätze, welche grundlegende Fragen der Dramaturgie, Künstlerpsychologie, sowie die Entstehung von Kunstwerken behandeln, dürften besonders maßgebend für die Beurtheilung des Autors sein. Ein Fülle von Einzelkritiken über neuere, philosophische, biographische, ästhetische, dramatische, lyrische und humoristische Werke schließt sich an. Ausgehend von ganz actuellen Erscheinungen versteht es Berg in seinen Kritiken, tiefe Probleme aufzurühren und oft in großen Zügen und zusammenfassenden Sätzen eine Uebersicht modernen Literaturwesens im Allgemeinen zu geben.

Hans Thoma's graciös-kernige Federspiele mit Henry Thode's sinnvollen und wohlklingenden Versen sind bei Heinrich Keller in Frankfurt a. M. soeben in zweiter Auflage erschienen. Diese Federspiele sind wirklich ein entzückendes Spiel des Geistes zwischen Maler und Dichtersmann, und der Ball, der hin und her fliegt, wird von dem Einen so kühn geworfen, wie von dem Andern geschickt aufgefangen. Es liegt eine reiche Fülle symbolistischer und heller Weisheit in dem schönen Buche, und eine Fülle echter Poesie dazu. Wer sich an sogenannten Prachtwerken satt gesehen hat, dem wird es neue Augen- und Herzensweide bringen. Daß es daneben vortrefflich geeignet scheint, Thoma's bedeutsamer und stolzer Kunst neue Freunde zu schaffen, ist nicht als sein geringstes Verdienst zu bezeichnen. Und deßhalb wünschen wir vor Allem diesem Buche selbst recht viele Freunde. —

Eine adelige Frau, Josephine v. Knorr, hat in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, Stuttgart, „Gedichte" erscheinen lassen, deren Klang und Inhalt über die Alltäglichkeit hinausgeht. Sie stellt so kluge Fragen, diese feine Weibesseele, beobachtet das Leben so liebevoll und ringt in ihrer stillen Art so ernsthaft mit den Problemen ihres Geschlechtes, daß man diesen sanft verrollenden Strophen gern lauscht. Gewiß, es ist kein Sturm der Leidenschaft darin, alle Melodien gehen in Moll, aber der Duft verwehter und kommender Lenze haftet ihnen an, süß melancholisch und sehnsüchtig dabei. Nur zwei Proben, die unmittelbar auf einander folgen:

Ich bin ein Instrument,
Doch Niemand kann es spielen —
So muß ich schweigen, schweigen
Bei Loosen, die mir fielen:
Es schläft in mir der Reigen,
Der Ton, den Niemand kennt.

Und darnach:

Es giebt noch immer Ritter
Zur Wacht dem heil'gen Gral,
Sie leuchten wie Gewitter,
Sie zünden gleich dem Strahl.

Noch steigt in lichten Weiten
Der Geister Adlerflug;
Das Ufer zu erstreiten,
Der Kühne lenkt den Bug.

Noch winkt, ihn zu belohnen,
Das Ziel dem Mann, der strebt —
Noch giebt's versunkne Kronen
Für jenen, der sie hebt! —

Unter den Goethe-Forschern in gutem Sinne, die zugleich Goethe-Apostel sind, nimmt Dr. Wilhelm Bode neuerdings eine sehr bevorzugte Stellung ein. Mit Recht, wie sein soeben bei E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW, neu erschienenes Buch über Goethe's Aesthetik beweist. Mit feinem Spürsinn und geläutertem Geschmack hat der auch unsern Lesern wohlbekannte Verfasser aus dem schier unübersehbaren Schatze Goethe'scher Aeußerungen ausgewählt, was die ästhetischen Anschauungen des Dichters erquickend klar gelegt. Wenn wir bisher noch im Dunkeln tappten über seine Stellung zu der oder jener künstlerischen Streitfrage — Bode weiß uns Antwort zu geben. Er sichtet und gruppirt, er schafft die Verbindungsglieder: und das fröhlichste, aber auch werthvollste Werk der deutschen Aesthetik liegt fix und fertig vor uns. Allerdings, wenn man solchem Mitarbeiter hat wie er! Bode ist der geborene Goldgräber, und ein glücklicher dazu. Es genügt, die Kapitelüberschriften zu nennen, um eine Vorstellung von dem Reichthum des Buches zu geben: Schönheit um uns herum. — Vom Wirklichen zur Kunst. — Göttin Wahrheit. — Das Wesen des Dichters. — Die neun Musen. — Des Dichters Lehrjahre. — Der Stoff. — Gehalt und Tendenz. — Die Form. — Das Genießen der Kunstwerke. — Das Kritisiren. — Die Dilettanten. — Der Nutzen der Kunst. — Die Förderung der Kunst. — Den Goethe-Verehrern wird Bode's Arbeit eine rechte Weihnachtsfreude und ein Kunstbrevier ohnegleichen sein.

Im Verlage von Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig ist ferner erschienen Felix Hübel's „In einer Winternacht". Der Autor giebt in dieser mysteriösen Erzählung ein wahres novellistisches Cabinetstück. In das Helldunkel seiner Schilderungen mischen sich unheimliche Phantasien, wie sie Edgar Poe hatte, mit scharfem Sinn für die Wirklichkeit. Der feine Geschichten und Gestalten umwallende Stimmungsreiz zeugt von einer eigenartigen Persönlichkeit, in der Gefühlstiefe und intellectueller Charakter im gleichen Maße fesseln.

Digitized by Google

Bismarck im **Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Redacteur

einer Tages-Zeitung, Feuilletonist und Kunstkritiker von Ruf, mit besten Referenzen (auch von der „Gegenwart" warm empfohlen), sucht die

Berliner Vertretung

für größeres Provinzblatt oder Zeitschrift auf dem Gebiete der Berichterstattung über Theater, Kunst und öffentliches Leben. Unter L 25 an die Expedition der „Gegenwart".

Gottsched-Verlag. Berlin W. 9.

Eugen Reichel:

Ein Gottsched-Denkmal.

Monumentales Prachtwerk. 30 M.

Kleines Gottsched-Denkmal. 2 M.

Die Londoner „Academy" hat kürzlich verschiedenen hervorragenden Gelehrten und Staatsmännern einen Fragebogen mit der Frage zugehen lassen, welches die zwei im Jahre 1900 erschienenen Werke seien, die auf sie den bedeutendsten Eindruck gemacht haben. Karl Blind, der in London heimisch gewordene berühmte Gelehrte, hat bei dieser Gelegenheit Eugen Reichel's „Gottsched-Denkmal" an erster Stelle genannt.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 16 Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Mineralquelle** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. In den Handlungen natürlicher Mineralwässer und in den Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen und geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-, Trink- und Badequellen, Mineral-, Moor-, Douche- und Dampf-Bädern,** zeitgemässen Einrichtungen zu **Kaltwasserkuren u. Massage,** ferner einer vorzüglichen **Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. — Hochquellen-Wasserleitung.** — Angezeigt bei **Krankheiten d. Nerven, d. Athmungs-, Verdauungs-, Harn- u. Geschlechts-Organe,** zur **Verbesserung d. Ernährung u. d. Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden u. d. Folgen entzündl. Ausschwitzungen. Eröff. **Anfang Mai.** Prosp. unentgeltlich.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart. Berlin W 57.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in Berlin.

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's** Anstalten **Dresden-Loschwitz** und Burgsteinfurt, Westf. Herrl che Lage. Honor. **nach** Heilg. Prospecte gratis. **Aelteste staatl.** durch **S. M. Kaiser Wilhelm I** ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Manuscript-

Angebote erbitten

Jacobi & Zocher, Verlagsbuchhandlung **Leipzig-R.,** Oststraße 9.

Abonnement

auf das

I. Quartal 1902.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit nächster Nummer schliesst das IV. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 52. Berlin, den 28. December 1901. 30. Jahrgang. Band 60.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die Kunst im Zeichen des Byzantinismus. Von Johannes Gaulke. — Die Reform der Börsen-Reform. Von Freidank. — Chesterfield. Von Caliban. — Die Seestreitkräfte Argentiniens und Chiles. Von Franz Eißenhardt (Berlin). — **Literatur und Kunst.** Die Nothleine. Eine Geschichte von Morgen oder Uebermorgen. Von Gustav Johannes Krauß. (Schluß.) — Bei Eugen Bracht. Von J. Norden. — **Feuilleton.** „Das Mädchen, welches ...“ Von Alfred Polgar (Wien). — **Aus der Hauptstadt.** Ein Interview mit Tesla. Von Eduard Sokal (Berlin). — **Rund um die Kunst.** Der neue Berliner Dom. Von Heinrich Pudor. — Japanische Schauspielerkunst. Von Myron. — Die Düsseldorfer Ausstellung 1902. Von P. — Zur Gottsched-Bewegung. — Notizen. — Anzeigen.

Die Kunst im Zeichen des Byzantinismus.

Von Johannes Gaulke.

Wirft man die Frage auf, wie viele Kunstwerke der Gegenwart als Ausfluß des künstlerischen Genies anzusehen sind, so muß die Antwort in den meisten Fällen betrübend ausfallen. Denn wohin wir uns auch wenden, ob wir uns in den Gemäldegallerien und Kunstausstellungen bewegen oder in Palästen und distinguirten Salons, ob wir unseren Blick über die Straßen und Plätze der Städte schweifen lassen — überall werden wir an den zur Schau gestellten Kunstwerken den Geist der Abhängigkeit in die Erscheinung treten sehen. Der Künstler setzt nicht seine Idee in die That um, sondern die seines Auftraggebers.

Von allen Kunstgattungen steht die Plastik in unmittelbarster Abhängigkeit von den Zeitverhältnissen. Wenn des Dichters Phantasie sich von der Erbärmlichkeit des Alltagslebens loslöst, um lichten Fernen zuzustreben, so steht diesem kühnen Gedankenfluge Nichts im Wege — vorausgesetzt natürlich, daß er in seinem Unterfangen nicht mit dem dolus eventualis collidire. Doch trifft ihn dieser Zwischenfall schließlich nur persönlich, nicht seine Kunst. Wesentlich anders liegt die Sache in der bildenden Kunst. Will der Maler oder Bildhauer seinem Gedanken durch das Kunstwerk Ausdruck verleihen, so bedarf er dazu eines umfangreichen, kostspieligen Apparats, der selten im Einklang mit seinem Budget steht. Diese nun einmal unabwendbare Thatsache bringt es mit sich, daß der schaffende Künstler immer mehr in den Hintergrund gedrängt wird, wohingegen der Auftraggeber an Bewegungsfreiheit gewinnt. Der Künstler hat „nichts zu thun“, wenn ihm der Auftraggeber keine Beschäftigung giebt, oder er arbeitet „auf Risico“, wenn er unbekümmert um die wirthschaftlichen Factoren allein seine Idee im Kunstwerk verwirklicht. Durch diesen Sprachgebrauch ist wohl am prägnantesten das Verhältniß zwischen Künstler und Auftraggeber charakterisirt.

Je abhängiger eine Kunst von den wirthschaftlichen Fac- „Wenn famosen- ist, umso deutlicher wird sie stets das Gepräge ihres ggebers tragen. Ist dieser eine Privatperson, so steht Sach die Kunst dabei noch verhältnißmäßig günstig, denn in diesem Fall hat sie immer nur die Wünsche des Einzelnen zu befriedigen. Der bourgeoise Mäcen betrachtet die Kunst schließlich nur als einen Luxusgegenstand, und aus diesem Grunde läßt er sogar eine Richtung gelten, die er nicht begreift — um eben die Mode mitzumachen. Tritt dagegen der Staat oder das Staatsoberhaupt an Stelle des Mäcens, so wird dem Künstler von vornherein sein Ideengang vorgeschrieben. Der Staat kümmert sich am allerwenigsten um künstlerische Probleme noch um die ästhetische Erziehung seiner Unterthanen. Er denkt in jeder Hinsicht rationell. Wenn er einem berühmten Mann ein Denkmal errichtet, so verbindet er hiermit keinen künstlerischen Zweck, sondern einen politischen. Er ehrt das Andenken des um den Staat wohlverdienten Mannes durch ein Denkmal um seiner selbst Willen. Auf Denkmälern liest man nicht selten die Inschrift „Das dankbare Vaterland“ oder „Der dankbare König“, womit der politische Zweck des Denkmals wohl am besten gekennzeichnet ist. Strebt ihm nach, werdet so, wie er gewesen ist, dann wird das Vaterland auch Euch einst den Tribut der Dankbarkeit zollen! — Unsere Kritiker, die darüber jammern, daß die patriotischen Denkmäler absolut keine ästhetischen Wirkungen ausüben und höchst ernsthaft darüber discutiren, wie es besser zu machen sei, verkennen das Wesen der patriotischen Kunst — der Kunst von Staats wegen — ganz und gar. Es ist ganz gleichgiltig, ob Herr Begas oder Herr Meyer der Verfertiger eines Kaiserdenkmals ist, vom Standpunkt des Aesthetikers betrachtet, bleibt es gleich minderwerthig. Im Grunde genommen hat die Kunst auch Nichts mit der staatlichen Denkmalbauerei zu thun. Wenn der Staat auf anderem Wege, vielleicht durch militärische Schaugepränge (diese halten aber nicht lange vor!) seinen Zweck erreichen könnte, so würde er sich überhaupt nicht um die Kunst kümmern. Sie ist ihm eben das Mittel, ohne welches er seinen Zweck nicht erreichen kann, darum muß er sie protegiren.

Auf der ehemaligen Schloßfreiheit in Berlin erhebt sich das den Manen Wilhelm's I. errichtete, von officieller Seite auch als das „Nationaldenkmal“ bezeichnete Werk Reinhold Begas', das Prototyp des höfischen Kunstwerkes. Die künstlerische Darstellung eines bedeutenden Mannes, eines Volkshelden oder eines Wohlthäters der Menschheit entspringt dem der menschlichen Natur tief eingewurzelten Bedürfniß, die betreffende Person auch nach ihrem Tode wenigstens im Bildniß zu besitzen, sonst hätte sich diese Erscheinung nicht zu allen Zeiten wiederholen können. Soweit das Bildniß

Digitized by Google

lediglich als Erinnerungszeichen aufgefaßt wird, läßt sich gegen diesen Brauch nicht viel einwenden; gefährlich wird es erst, wenn es als Mittel zur Förderung des Personencultus benutzt wird. Das Bildniß eines Machthabers dient unter allen Umständen dazu, eine neue Art Götzendienerei heranzuzüchten. Wie sagt doch Jehovah durch den Mann seines erprobten Propheten? — „Du sollst Dir keine gegossenen Götter machen." (2. Mose, Cap. 34, 17.)

Nun, mit diesem Gebot mögen sich die Kinder Israls abfinden; das Christenthum hat den Bilderdienst nicht einmal in seiner abstraktesten Form, dem Protestantismus, ganz entbehren können. Und seine gepinselten und geschnitzten Heiligen haben auf Erden mehr Unheil angerichtet als seine erdachten, die wir getrost dem Himmel überlassen können. Was der christlichen Cultur recht ist, ist der militaristischen billig; sie braucht die Heiligen, wie die Heiligen sie.

Die Anfänge der byzantinischen Kunst liegen weit zurück; ihre Spuren lassen sich bis in das graue Alterthum hineinverfolgen, lange vor Entstehung des Begriffs „Byzantinismus". Die byzantinische Kunst zu einer neuen Blüthe geführt zu haben, ist aber das ausschließliche Verdienst des modernen expansionsbedürftigen Deutschthums. Wie weiland die Helden der Renaissance, so wollen auch unsere militaristischen Culturträger ein äußeres Zeichen ihrer Scheingröße der Nachwelt hinterlassen.

Die neudeutsche Kunstära setzte mit einer Massenfabrikation von Kaiser- und Kriegerdenkmälern ein. Bald war das ganze Vaterland von der Reichshauptstadt bis zum kleinsten Provinznest mit uniformirten Figuren überschwemmt, und unsere Künstler hatten in der Herstellung von Knöpfen und Reiterstiefeln eine unvergleichliche Routine erlangt. Dann begann es aber an Motiven zu mangeln. Die Helden der Gegenwart hatten alle — Manche sogar schon auf Vorschuß — ihr Denkmal gekriegt, daher mußte man, wollend oder nicht wollend, schon auf die verblaßten Gestalten der Vergangenheit zurückgreifen, um die neue Kunstära in Fluß zu erhalten. Es war dies ein Verfahren, dessen sich schon die alten Griechen zu den verschiedensten Zeiten bedient hatten. Auch sie liebten es, die Götter und Halbgötter des homerischen Zeitalters den arg verbummelten Zeitgenossen als leuchtende Beispiele vorzuhalten. Aeschylos und Sophokles entnahmen ihre Stoffe der verklärten Vergangenheit, und das geschah zu einer Zeit, als Griechenland noch unter dem Eindruck der nationalen Siege stand. Ebenso knüpfte die Bildhauerschule von Pergamon an mythologische Geschehnisse an, als ihr die Aufgabe gestellt ward, die Siege der Könige Attalos und Eumenes über die Barbaren im Denkmal zu feiern.

Wer sich auf Völkerpsychologie versteht, wird sich selbst mit der Idee einer Ahnengallerie in Stein am Fuße der preußischen Siegessäule in Berlin abzufinden wissen. Es ist die ewige Wiederkunft des Gleichen — frei nach Nietzsche — oder populär gesprochen nach Ben Akiba: „Es ist alles schon dagewesen". Aber trotzdem giebt es immer noch Leute, die an allem Möglichen herumnörgeln und ernsthaft vor dem neudeutschen Ahnencultus warnen. Doch zum Teufel mit ihnen und dem modernen Empfinden. Es geht auch ohne ein solches, wie es auch ohne eine öffentliche Meinung und ohne eine wirkliche Volksvertretung in einem constitutionell regierten Staat geht. Dieser Standpunkt hat schon aus dem Grunde seine Berechtigung, weil dem modernen Forscher und Kritiker gänzlich die Pietät abhanden gekommen ist. Selbst die egyptischen Königsgräber, die Tempel und die Kirchen werden nur noch als der plastische Niederschlag der Stumpfheit und des Aberglaubens hingestellt, ganz zu schweigen von den modernen Aeußerungen der Architektur und der Plastik.

Als die vier ersten brandenburgischen Markgrafen eines schönen Tages den lieben Berlinern präsentirt wurden, rissen sie nach Landesbrauch blutige Witze. Selbst gute Patrioten konnten die verblichenen Landesväter nicht ernst nehmen. Man spottete über die Theaterpose und das hohle Pathos. Und nicht mit Unrecht. Denn einem gewöhnlichen Sterblichen dürfte es kaum gelingen, länger als fünf Minuten in der Pose der Markgrafen zu verharren. Die Momentbewegung in der Plastik ruft stets den Eindruck der Unnatur und der Gespreiztheit hervor. Daran scheinen unsere Bildhauer nicht mehr zu denken — sie arbeiten eben „auf Bestellung", mag die Kunst auch darüber in die Brüche gehen.

Wer die Stellung des Künstlers zu seinem Auftraggeber kennt, der wird mit mir an einer in absehbarer Zeit eintretenden Aenderung der Verhältnisse im Kunstleben zweifeln. Was nutzen uns unter diesen Umständen alle Versuche, eine ästhetische Cultur anzubahnen und in's Volk zu tragen? Eines guten Tages ruft der Staat die Geister der Vergangenheit wach, und um die zarten Keime einer neuen Anschauungswelt ist es geschehen. Wer wird schließlich triumphiren, der Geist der Moderne oder jener Geist, der in der Siegesallee sein Wesen treibt?

Mit der höfischen Denkmalskunst, die uns das anschaulichste Bild über das „maßgebende" ästhetische Bedürfniß giebt, ringt die höfische Malerei um den fragwürdigen Lorbeer des Byzantinismus. Wie eine servile Tagespresse sich jedes höfischen Ereignisses bemächtigt, um in hochtrabenden Dithyramben die phantastischen Folgerungen daran zu knüpfen, so hält eine gesinnungstüchtige Kunst es für nothwendig, jedes dynastische Schauspiel auf die Leinewand zu bannen zu Nutz und Frommen der Mit- und Nachwelt. Das bahnbrechende Genie auf diesem Gebiet ist der berühmte A. v. W., der Alleinherrscher der Berliner Akademie der Künste. Dank seiner Vielseitigkeit und Productivität hat es Anton von Werner zu Stande gebracht, die Geschichte der Hohenzollern in allegorischer Form oder in seiner stark an die Neu-Ruppiner Schule sich anlehnenden „realistischen" Darstellungsart in allen ihren bedeutenden oder weniger bedeutenden Episoden zu illustriren. Seine lebhafte Phantasie setzt ihn zugleich in den Stand, mit der Sicherheit eines Taschenspielers Legende und Wahrheit zu einer einheitlichen Handlung zusammenzuschweißen.

Um Werner und seine höfische Muse zu verstehen, ist es nöthig, daß wir uns ein wenig mit der Zeit beschäftigen, die ihm die Anregung zu seinen Werken gegeben hat. Der Krieg 1870/71 hatte alle Fibern des deutschen Volkes in heftige Erregung gebracht, die lang ersehnte Einheit war geschaffen, und selbst die erträumte Kaiserherrlichkeit schien sich glänzend erfüllt zu haben, eitel Lust und Freude bemächtigte sich der Gemüther — was lag da näher, als der Gedanke, auch der Nachwelt ein Andenken an die große Zeit zukommen zu lassen! Das Volk ist zu vergeßlich, am wenigsten lassen sich aber die Söhne die Thaten ihrer Väter angelegen sein, daher muß schon durch Denkmäler, Jubiläumsfeste und ähnliche ostentative Kundgebungen das verlotterte Volksgewissen von Zeit zu Zeit aufgefrischt werden. Die beschauliche Vergangenheit bedurfte dieser Stimulantia nicht, und doch fand früher die Zeitstimmung einen viel kräftigeren und weniger gemachten Wiederhall in der Kunst. Anders in der nervösen Gegenwart. Die Ereignisse auf allen Gebieten überstürzen sich, zwei bis drei Mal am Tage fabricirt jede auf der Höhe der Zeit stehende Presse die öffentliche Meinung; was gestern geschehen, ist heute schon lange nicht mehr „actuell". Diese schmerzliche Wahrheit mußte auch Herr von Werner am eigenen Leibe erfahren: seine großen Historienbilder büßten nur zu schnell an „Actuellität" ein; ohne Unterbrechung mußte er seine großen künstlerischen Expectorationen einander folgen lassen, wollte er nicht der gräßlichen Vergessenheit anheim fallen. Das Loos des Sisyphus ist das furchtbarste, das einem Menschen beschieden sein kann.

So lebt A. v. Werner schon seit Jahren [illegible] eines Scheintodten, der nur noch mechanische Aeußerungen von sich giebt — Reflexe einer besseren Zeit. Aber warum

Digitized by Google

ist denn Werner nicht actuell geblieben? Böcklin und Menzel sind es immer noch, und werden es, so lange es noch einen kunstverständigen Menschen giebt, bleiben, ebenso wie Rubens und Rembrandt und vor ihnen noch viele andere Meister bis zurück zur Antike. Daß die Werner'sche Muse schon zur Mumie erstarrt ist, diese Erscheinung dürfte sich wohl einzig auf ihre schwindsüchtige Uranlage zurückführen lassen. „Was glänzt, ist für den Augenblick geboren, das Echte bleibt der Nachwelt unverloren," hat Goethe einmal gesagt. Werner's Panorama der Schlacht bei Sedan hatte wie selten ein Kunstwerk die Masse fascinirt. Es gab eine Zeit, wo es jeder Provinziale für eine patriotische Ehrenpflicht hielt, nach dem „Kunst"tempel am Bahnhof Alexanderplatz zu wallfahrten. In Berlin gewesen zu sein und das Panorama nicht gesehen zu haben, galt als die größte Sünde wider den heiligen Geist der Kunst. Tempora mutantur. Heute befriedigt das Ueberbrettl das ästhetische Bedürfniß der Provinz.

Sind die Zeiten oder die Zeitideale andere geworden? Oder die Menschen? Ich glaube, die große Masse bleibt sich ewig gleich, nur der Fetisch, dem sie huldigt, nimmt von Zeit zu Zeit eine andere Erscheinungsform an. Der Krieg und die Kriegsgeschichten haben ihren fascinirenden Einfluß auf die Menge eingebüßt, sonst hätte der letzte Feldzug eine wirkliche Kunst und Literatur hervorrufen müssen. Damit sei aber keineswegs gesagt, daß der Vorwurf den Zeitereignissen unmittelbar entnommen werden müsse. Gerade an diesem Uebel krankt die höfische Kunst am meisten. So entwickelt Werner nicht das große Zeitdrama aus einzelnen mächtigen Charakteren heraus, sondern er macht den Hintergrund der Handlung zur Hauptsache. Der brutale Kampf der Massen hat in jeder Form etwas Abstoßendes, große Künstler werden ihn daher nie auf offener Scene abspielen lassen. Das wäre eine Verherrlichung der Räuberkomödie in optima forma. Der Schlacht bei Sedan kann, wie so mancher anderen Leistung der höfischen Malerei, nur der Charakter des Sensationsstückes zugesprochen werden.

Eine der bildenden Kunst analoge Erscheinung können wir auch in der Dichtung beobachten. Hier wie dort führt die höfische Muse eine behagliche Existenz. Abgesehen von der patriotischen Gelegenheitslyrik, die sich in diesem jubiläumsfrohen Zeitalter zu einer saft- und kraftlosen Treibhauspflanze entwickelt hat, giebt uns die dramatische Hofdichtung zu einer ernsten Erwägung Anlaß. Lassen wir die Werke des berufenen Repräsentanten der höfischen Dichtung, Ernst von Wildenbruch, an uns vorüberziehen. Von den „Quitzow's" über den „Neuen Herrn" bis hinab zum „Willehalm" — überall bildet die Verherrlichung der Dynastie das Leitmotiv, stets schlägt der Dichter denselben Grundaccord an: „Seht, Ihr stupiden Ostelbier, das seid Ihr geworden durch die väterliche Fürsorge der Hohenzollern; wäret Ihr Euch selbst überlassen gewesen, würdet Ihr heute noch als rohe Barbarenhorden weiter vegetiren." Diese Anschauung entspricht durchaus dem in letzter Zeit häufig citirten Satz: regis voluntas suprema lex esto, oder in's Deutsche frei übertragen: Der Wille des Königs muß als höchstes Gesetz anerkannt werden, wenn Wohlstand und Cultur gedeihen sollen. Das gemeine, mühselig arbeitende Volk hat nichts und gilt nichts, Alles, was es besitzt, verdankt es der uneigennützigen, thatkräftigen Initiative seiner Landesväter. Ohne das Auftreten der Hohenzollern dürften nach Wildenbruch'scher Auffassung die germanischen Stämme östlich der Elbe sich noch heute behaglich im Schlamme der Uncultur herumwälzen, wenn nicht gar ein fremder Tyrann sie gelegentlich seinem Scepter unterthänig gemacht hätte, wie es Wildenbruch allegorisch in seinem „Willehalm" angedeutet hat. Ueberhaupt erreicht in diesem famosen Stück die Hohenzollern-Apotheose ihren Höhepunkt: den alten Wilhelm als den bewußten Gründer des deutschen Reiches zu feiern ist eine dichterische Licenz, die weit über das Maß des Erlaubten hinausgeht. Hätte Wildenbruch auch nur oberflächlich das Tagebuch Kaiser Friedrich's gelesen, dann würde er, der gute Reimer, es sich wohl noch einmal überlegt haben, seinen Verehrern derartige historische Ungereimtheiten aufzutischen. Stand doch Niemand der deutschen Einheitsidee ferner als der alte Wilhelm. Er handelte, wie auch sein Bruder, der die deutsche Kaiserkrone höchst despectirlich als einen imaginären, aus Dreck und Letten gebackenen Reif bezeichnet hatte, nur den Traditionen seines Hauses getreu, als er sich gegen den Plan Bismarck's ablehnend verhielt. Und als er schließlich, durch die Macht der Verhältnisse gezwungen, in die Kaiserproclamation einwilligen mußte, nahm er blutenden Herzens vom alten Preußen Abschied. Das war ein wirklich tragisches Moment in dem sonst so wohlgeordneten Leben des alten Wilhelm. Diesen seelischen Conflict hätte Wildenbruch dramatisch entwickeln müssen, dann wäre vielleicht ein Schauspiel von historischer Bedeutung dabei herausgekommen. Die meisten seiner Darbietungen sind aber höchst tendenziös gefärbt im Interesse der Dynastie, zur Verkleinerung der Nation.

Dem Wirken des alles zersetzenden Streberthums ist es zuzuschreiben, daß in Preußen-Deutschland der Byzantinismus in der Kunst wie im Leben kaum noch als eine Blamage empfunden wird. Wie der preußische Beamte mit feinem Instinct den Wind, der in den höheren Regionen weht, aufzuspüren versteht, so hat auch der Künstler sondiren gelernt. Will er „Carriere machen", so muß er jeden eigenen Gedanken, der irgend wie Anstoß erregen könnte, in das geheimste Schubfach vergraben. Höhere Gesichtspunkte gelten als eine Ueberspanntheit; dem Philister ist es unverständlich, daß Jemand unter Hintansetzung des persönlichen Interesses einem Ideal leben kann.

Das ist der Boden, auf dem die byzantinische Kunst üppig gedeihen kann — zwar ein Treibhausgewächs, aber eine recht bösartige Giftpflanze. Darum rufe ich allen werthen Zeitgenossen, die der höfischen Muse bei jeder Gelegenheit ihre Reverenz machen, zu ihrer Beherzigung die Worte des amerikanischen Weisen Thomas Paine zu: „Die Heiden zollten ihren dahingeschiedenen Königen göttliche Ehren, aber die christliche Welt hat sich nach dieser Richtung vervollkommnet, indem sie diese Ehrfurchtsbezeugungen schon den Lebenden erweist."

Die Reform der Börsen-Reform.

Der Vorstoß, den die Speculation gegen das fatale neue Börsengesetz unternommen und dem der Börsenausschuß sich in schöner Begeisterung angeschlossen hat, scheint übel auslaufen zu wollen. Bekanntlich bringt der dem Bundesrathe zugegangene preußische Aenderungsantrag nicht die Christgeschenke, die die Börse mit einiger Zuversichtlichkeit erwartete. Sowohl die Aufhebung des Terminhandel-Verbotes wie die Beseitigung des Börsenregisters sind unbarmherzig vom Wunschzettel gestrichen worden. Damit ist die Hausse, die diese Reformen begrüßen sollte, in's Wasser gefallen. Es wird nur noch von der Beseitigung der bestehenden Rechtsunsicherheit gesprochen, der Erschwerung des sogenannten Differenz-Einwandes. Und darüber läßt sich in der That reden. Selbst in den Parteilagern, die der Börse gründlich abgeneigt sind, erkennt man an, daß das besonders von vielen Banquiers betriebene, scherzhafte Spiel mit dem Differenz-Einwande eine häßliche Versündigung gegen Treu und Glauben ist. Edmund Klapper allerdings will ihn auch fernerhin gestatten; er wünscht die Speculation im eigenen Fette zu schmoren. Ich glaube aber kaum, daß sie sich auf einen sonderlich erregten Kampf einlassen wird. So viel ist ihr das Object kaum werth. Die Rosinen, auf die sie sich spitzte,

Digitized by Google

hat man ihr aus dem Weihnachtskuchen herausgeklaubt. Differenz-Einwand und Rechtssicherheit sind ihr Hecuba, verglichen mit der entzückenden Aussicht auf das Terminspiel in Korn und Actien. Sie bereut es jetzt vielleicht, den Kampf begonnen und die Frage aufgerollt zu haben, die immerhin ihre bedenklichen Seiten, wenn nicht gar ihre directen Gefahren hat.

Von den conservativen Blättern schärferer Tonart ist schon in jenen Tagen, wo der Börsenausschuß noch hoffnungsvoll tagte und die Vertreter der Landwirthschaft siegestrunken niederstimmte, mit der Stellung von Gegenanträgen gedroht worden. Eine Verschärfung des bestehenden Börsengesetzes erscheint keinesfalls ausgeschlossen, wenigstens soweit der Reichstag dabei in Frage kommt. Und vorsichtige Leute erinnern sich eines sehr überraschenden Vorganges bei der Berathung des jetzt wirksamen Börsengesetzes. Die Reichstagsmehrheit hatte gegen den Willen der Regierung das Verbot des Terminhandels ausgesprochen; Niemand glaubte daran, daß dieser Beschluß den steinigen Instanzenweg überstehen würde. Da fiel bei einer Abendgesellschaft das gekrönte Wort: „Dann verbieten Sie den Terminhandel doch.“ Gleich darauf ward er eingesargt.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Börse diesmal ähnliche unangenehme Erfahrungen macht. Das heute geltende Gesetz bietet der Lücken übergenug; ganz besonders fehlt es noch an Bestimmungen, die der Verführung des unwissenden Publicums zum Börsenspiele steuern und die Regreßpflicht der Banquiers schärfer präcisiren. Auch das Verhältniß der Presse zu Börsen und Banken vertrüge hellere Beleuchtung; Vorgänge wie die in Dresden, Veröffentlichung von anonymen Börsenreclame-Artikeln im redactionellen Theile der Zeitungen könnten und müßten verhindert werden. Daß alle diese Dinge zur Sprache kommen, wenn die Würfel über die Existenz des Differenz-Einwandes fallen, liegt auf der Hand. Und die Börsen-Tactiker werden dann erkennen, welchen groben Schnitzer sie gemacht haben. Um des Sperlings willen, der auf dem Dache sitzt, haben sie das Leben unterschiedlicher fetter Tauben in ihrem Schlage in Gefahr gebracht. Die Reform der Börsen-Reform, wie die preußische Regierung sie vorgeschlagen hat, ist ein bissiger ironischer Witz. Nur wird der Börse, die sonst gute Witze zu würdigen versteht, diesmal nicht besonders lachlustig zu Sinnen sein.

Freidank.

Chesterfield.

Eigentlich sollten die schlimmen Erfahrungen der letzten Jahre die Menschheit gegen schön blank geputzte Worte abgestumpft und gegen die Wirkungen der in Europa grassirenden Redewuth immun gemacht haben. Eigentlich sollte uns klar geworden sein, daß klingendes Klug-Geschwätz noch kraftloser ist als Pöbelgebrüll. Gebrüll weckt wenigstens Widerhall. Die leise Erschütterung der Felswand, auf die es losprallt, kann brüchiges Gestein wandern machen, und wanderndes Gestein kann Tod und Verderben in's Thal sprühen. Solche Zufallsgewalt eignet den in Lüften versäuselnden Tafelreden und Festsprüchlein unserer Staatsmänner nie. Bedeutung haben sie nur insofern, als wir ihnen welche beilegen.

In verschollenen Zeiten galt das Wort zuweilen als That. Den Neujahrsreden des dritten Napoleon lauschte die Welt mit angehaltenem Athem; Krieg und Frieden schien der Neffe des korsischen Parvenüs in den Falten seines Hermelin-Mantels zu tragen. Wenn Bismarck sprach, dann sprach die Geschichte. An diesem war alles That. Ob sie sich in einem Schwertstreiche, einem colossalischen Gesetzentwurfe oder einem Worte entlud, schien nebensächlich. Denn in allen dreien athmete und loderte seine mächtige Persönlichkeit.

Aber die Napoleon und die Bismarck sind todt. Daß uns die ausgezeichnete Hochachtung vorm Worte noch so tief im Blute steckt, ehrt ihr Andenken, wie es unserer Pietät ein schönes Zeugniß ausstellt. Nichts desto weniger dünkt mich die Zeit gekommen, wo wir uns Rechtens von der Tyrannei der Rede zu befreien, in einem Toast eben nicht mehr als einen Toast zu sehen haben. Vermuthen wir auch fernerhin in jeder tönenden Phrase eine Offenbarung, obgleich keine Offenbarer mehr auf Erden wandeln, dann bleiben wir allezeit Narren des Wortes, und dann wird das Gewäsch wichtig thuender, eitler Hohlköpfe immer wieder Verwirrung anrichten.

Die Chesterfielder Rede des Lord Roseberry hat alle Zeitungen und alle Morgenkaffee-Politiker des Welttheils in Erregung versetzt. Archibald Philipp Primrose ist tausendtönig als der kommende Mann Englands, der Retter aus allen Widerwärtigkeiten des Burenkrieges, der jählings entdeckte Staatsmann großen Styls gefeiert worden, dessen Fehlen John Bull fast an den Rand des Abgrundes getrieben hat. Wie wunderbar! Der Earl of Rosebery hat bereits einmal gründliche und ausreichende Proben seines ministeriellen Nichtkönnens, seiner kraftlosen, zappligen Nervosität abgelegt. Immer auf dem Sprunge, immer redefertig und geneigt, nach Dilettantenart Schwierigkeiten, die Kenner für unüberbrückbar halten, mit einer Phrase aus der Welt zu schaffen. In seiner frommen Ahnungslosigkeit und seinem eitlen Größenwahn hatte er schon lange darnach gelechzt, den alten Gladstone zu verdrängen und dann Alles besser als er zu machen. Aber seinem fahrigen, ruckweisen Wollen entsprach kein fester, arbeitsfreudiger Wille. Unter den Händen zerbröckelte ihm, was er begann, und dann ließ er die Hände ermattet sinken und wählte sich ein anderes Spielzeug. So ward er zum Zerstörer seines ganzen Reiches. Sechzehn Monate lang regierte er, und als der Sommer des nächsten Jahres gekommen war, da hatte er die whiggistische Partei ausgehöhlt, ruinirt und ärger geschwächt, als es alle Tory-Angriffe je vermocht hatten. Der Lord war zeitlebens ein feiner Frauen- und Pferde-Kenner gewesen, hatte Glück auf dem grünen Rasen, im Spiel und in der Liebe gehabt: er gewann das Derby und begrub eine Frau, die Hannah Rothschild hieß und ihrem trauernden Wittwer die Rothschild'schen Millionen nicht vorenthielt. Besondere politische Qualitäten dagegen hat dieser Liebling der Turf- und Lebewelt-Götter nie verrathen.

Und nun, wo er wieder in die Arena springt, weil ihn die Langeweile seines einsamen home martert und weil man als Fünfziger auf den Boulevards nur noch den vieux marcheur mimen, auf den Brettern, welche die Politik bedeuten, dagegen weit leichter zu nervenpeitschenden Erfolgen gelangen kann, nun zwingt er sich plötzlich die englische Nation zu Füßen? In Serbien und Columbien kann irgend ein Jemand ohne Partei und glänzende Vergangenheit mit einem Rucke die Macht an sich reißen, doch müssen auch dann Bajonette hinter ihm aufblitzen. Das parlamentarisch regierte Volk der Engländer dagegen eroberte man bisher nicht mit einem theatralischen Handstreich und einem Gemein-Platzregen. Chamberlain, den Roseberry heftig angegriffen hat, stützt sich auf eine starke und unversehrte Mehrheit; die Wahlen von 1900 haben ihn dechargirt, ganz offenkundig steht die Nation zu ihrem Colonialminister. Roseberry, der trotz Hannah's Millionen arme Teufel, kann dagegen gar nichts bieten. Die strammen Whigs unter Campbell-Bannerman verabscheuen seine imperialistischen Mätzchen, und die National-Liberals haben keinen Grund, sich einen neuen Ehrgeizhals aufzupäppeln. Woher will Archibald also die Mannen seiner neuen, dritten Partei nehmen? Woher auch nur die Officiere? Seine Chesterfielder Rede birgt keinen einzigen fruchtbaren oder überraschenden Gedanken. Friedensverhandlungen mit Krüger? Die schroffe

Digitized by Google

Absage an Paddy und die Homerule-Pläne? Imperialismus des Friedens? Selbst wenn Majestät Edward hinter dem Allen steht, gewinnt diese matte Limonade nicht an Geist und Feuer, nicht an lockendem Reiz für den antiburischen Engländer. Ungefähr sagte, was Rosebery predigte, der gute Herr Lloyd George auch, den sie dafür, drei Tage nach dem glorreichen Pronunciamento von Chesterfield, in Birmingham mit Prügeln bedrohten, so daß er, als Polizist verkleidet, flüchten mußte.

Was dem Einen Schläge trägt, bringt dem Andern keine Premierschaft. Unsere leicht Begeisterten können ihren Enthusiasmus für's Erste wieder einpökeln. Worte bändigen heute keine Völker und erobern keine Kronen oder Portefeuilles mehr. Wenigstens nicht in parlamentarisch regierten Culturstaaten.

Caliban.

Die Seestreitkräfte Argentiniens und Chiles.

Von Franz Eißenhardt (Berlin).

Die seit vielen Jahrzehnten bestehende Spannung zwischen Argentinien und Chile, den am meisten entwickelten Staaten Südamerikas, ist wieder einmal bis zu einem Punkte gediehen, der einen Krieg zur Folge haben kann. Die in den Tageszeitungen gegebenen Ansichten über die militärischen Städteverhältnisse sind schwankend und theilweise ganz eigenartig; so hat beispielsweise die „Voss. Zeitung" vom 14. December der Flotte Chiles fünfzehn Schlachtschiffe angedichtet, während sie in Wirklichkeit — keins besitzt. Die Sympathieen in Deutschland neigen sich Chile zu, sei es, daß man die Chilenen irgendwo „die Preußen Südamerikas" genannt hat, sei es, weil sie vor einigen Jahren deutsche Officiere als Instructeure für ihre Armee erbaten und erhielten. Den Officieren blühte kein besonders wirksames Thätigkeitsfeld — Chile benahm sich so ruppig gegen sie wie Japan und China in ähnlichen Fällen, abgesehen davon, daß es weit schlechter bezahlte. Die Armee Chiles führt das französische Lebel-Gewehr, die Flotte stammt aus England, und große Sympathien Chiles für Deutschland sind nicht ersichtlich. Jedenfalls ist Argentinien der entwickelungsfähigere Staat von beiden, hat viel mehr Deutsche aufgenommen und ist für Deutschland weit wichtiger. Wenn auch seine Landmacht entschieden der Chiles unterlegen ist, so kann man das von der Seemacht durchaus nicht sagen; dahingehende Aeußerungen beruhen auf Unkenntniß der Verhältnisse und der Entwickelung der argentinischen Marine. Nebenbei bemerkt sei, daß bei einer kriegerischen Action beider Staaten der alte Feind Chiles, Peru, schwerlich thatenlos zusehen wird, so daß das Uebergewicht der chilenischen Armee dann, da sie nach zwei Seiten hin fechten muß, paralysirt ist. Woher eigentlich die Mär von dem geringeren Stärkeverhältniß der argentinischen Marine entstehen konnte, scheint ganz unverständlich, denn das Marinebudget beider Staaten bewegte sich ziemlich in gleicher Höhe und war in den letzten Jahren in Argentinien weit höher. Es betrug dort 1899 in Goldpesos zu 4 Mk. 7 448 030, also 29 792 120 Mk., im Jahre 1900 11 975 680 Pesos, also 47 902 720 Mk., gegen 9 053 739 Papierpesos à Mk. 1,30, also 13 580 600 Mk. Chiles im Jahre 1899.

Die Entwickelung der Marine Argentiniens, welche über das illustrirte Blatt „Naval y Militar" in Buenos Aires verfügt, ist recht interessant. Als vor etwa zehn Jahren die Finanzen des Landes stark zerrüttet wurden, litt sie natürlich auch, aber den heutigen Finanzstand Argentiniens als schlecht hinstellen zu wollen, ist falsch. Der Rede des Präsidenten Rocca zufolge darf man ihn sogar glänzend nennen. Er schließt mit einem Ueberschuß von 810 300 Dollar bei Einnahmen von 32,4 Millionen Dollar Gold, 67,5 Millionen Dollar Papier ab, und die Staatspapiere stehen, wie sich täglich jeder Zeitungsleser überzeugen kann, ganz gut. Ein hiesiges Freisinns- und Bertha v. Suttner-Blatt sagt allerdings: „Wichtiger als alle Budgetberechnungen und schönen Reden wäre es für ein Land, daß es ernstlich auf alle kriegerischen Aspirationen verzichtet", aber die Länder hören eben wenig auf wohlmeinende Zeitungsberichte. Die „Vossische Zeitung" schrieb am 15. Februar 1893 auch Angesichts der Verwickelung in Ostasien Koreas wegen: „Die Last eines Militärstaates auf sich zu nehmen, dazu hat das japanische Volk keine Lust, am Ende wird ihm die Europäisirung leid, da sie sich bis jetzt nur in Steuerhöhe äußert und am Ende in kriegerische Abenteuer ausartet." Japan folgte bekanntlich dem weisen Philisterrath nicht und ist recht wohl dabei gefahren und die Südamerikaner werden wahrscheinlich auch so frei sein, nach eigenem Ermessen zu handeln, den guten Rath Anderer also, der meist stark egoistischen Beigeschmack hat, in den Wind schlagen. Nicht daß Chile und Argentinien sich befehden, berührt die Fernstehenden, auch nicht, daß deren Handel leidet. Das ist ihnen ganz gleichgiltig, kann ihnen vielleicht sogar angenehm sein. Aber daß *ihre* Finanzen leiden, berührt sie, und deßhalb mahnen sie zum Guten.

Die Entwickelung der heutigen Seemacht Argentiniens, dessen Hauptstadt Buenos Ayres als Handelsemporium von keinem Platz Südamerikas übertroffen wird, dem nur Rio de Janeiro gleichkommt und das hoch Valparaiso überragt, kann man seit einem Jahrzehnt klar verfolgen. Chile war seit etwa 1883, als es von Armstrong, Elswick den geschützten Kreuzer „Esmeralda", das Musterschiff dieser Classe erhielt, mächtig vorgegangen, während Argentinien durch seine Finanzen an ähnlichen Schritten gehindert wurde. Das hat sich seither geändert, und seit 1895 ist ein bemerkenswerther Aufschwung erfolgt, der dazu geführt hat, daß Argentinien sich heute auf der See als Chile gewachsen betrachten darf, jedenfalls aber in der Lage ist, bei der Nähe seiner Hülfsquellen einen Angriff auf seine Küsten energisch zurückweisen zu können, falls überhaupt von Chile an ein solches Unternehmen gedacht werden sollte.

Wenn man die modernen Flotten, so weit die Schiffe 1890 oder später abgelaufen sind, in beiden Staaten betrachtet, so ergiebt sich folgendes Bild. In Argentinien bilden den Kern vier in Italien gekaufte, fast 7000 Tonnen große Panzerkreuzer von zusammen 27 400 Tonnen Deplacement „Garibaldi", „San Martin", „Puegiredon", General Belgano" mit 2000 Mann Besatzung, armirt mit sechs 25,4 cm Hinterladern und einer schweren Schnellader-Artillerie, bestehend aus vier 20 cm, vierundvierzig 15 cm, dreiundzwanzig 12 cm, also aus 71 schweren Schnellladern. Die Schiffe laufen 20 Meilen und sind Typ „Cristobal Colon" der Marine-Spaniens. Es sei bemerkt, daß, als das spanische Geschwader aus San Jago de Cuba ausbrach, von den Amerikanern nur der Panzerkreuzer „Brooklyn" im Stande war „Colon" zu jagen, der nach zweistündiger scharfer Jagd auf den Strand gesetzt wurde, weil er keine Kohlen mehr hatte. Auch fehlten ihm die Hauptgeschütze. In Chile bilden den Kern der Panzerkreuzer „Arturo Prat" von La Sayne in Frankreich bezogen und die geschützten Kreuzer „Blanco Elcalada" und „O'Higgins" von Armstrong, also drei Schiffe von 22 400 Tonnen Deplacement mit 1580 Köpfen Besatzung, armirt mit zwei 24 Canet-Hinterladern und vier schweren Schnellfeuer-Artillerie von sechs 20 cm, sechsundzwanzig 15 cm, zwölf 12 cm, zusammen 54 schweren Schnellladern. Die Ueberlegenheit Argentiniens ist trotz etwas größerer Geschwindigkeit der beiden chilenischen Kreuzer unzweifelhaft. Sie besteht in der Gleichartigkeit der Schiffe, dem besseren Panzerschutz und dem bedeutenden artilleristischen Uebergewicht. An geschützten Kreuzern besitzt Argentinien drei von 12 270 Tonnen. „Vince y cinte de Mayo",

Digitized by Google

„Nuevo de Julio“ und „Buenos-Ayres“, alle von Armstrong. Sie haben 1020 Mann Besatzung und eine Artillerie, bestehend aus zwei 21 cm Hinterladern, zwei 20 cm, acht 15 cm und zweiundzwanzig 12 cm, also aus 32 schweren Schnellladern. Chile besitzt vier geschützte Kreuzer von 12180 Tonnen mit 980 Mann Besatzung, ebenfalls von Armstrong, „Praesidente-Pinto“, „Praesidente-Errazzuriz“, „Blanco-Elcalada“, „Ministre-Zenteno“, armirt mit zwei 20 cm Hinterladern, sechsundzwanzig 15 cm, vier 12 cm total 30 schweren Schnellladern — auch hier mindestens gleicher Stand mit Argentinien.

Außerdem aber hat Argentinien die neuen kleinen Panzer „Libertad“ und „Independencia“, sowie den ungeschützten, neuen, schnellen Kreuzer „Patria“, zusammen drei Schiffe von 5670 Tonnen mit 620 Mann Besatzung, bestückt mit vier 24 cm Hinterladern, acht 12 cm Schnellladern.

Vergleicht man nun diese modernen actionsfähigen Flotten, abgesehen von ihrem Bestande an Torpedofahrzeugen und Booten, nach Panzern, geschützten und ungeschützten („Patria“ läuft über 20 Meilen) Kreuzern, so ergiebt sich, daß Argentinien über 10 Schiffe von 45340 Tonnen Deplacement mit 2640 Mann Besatzung, armirt mit zwölf Hinterladern von 21 bis 25,4 cm, hundertelf schweren Schnellladern von 12 bis 20 cm Calibern verfügt, Chile dagegen nur über sieben Schiffe von 34580 Tonnen mit 2560 Mann, bestückt mit vier Hinterladern von 20 bis 24 cm und 84 schweren Hinterladern.

Auch die Torpedoflotten weisen nennenswerthe Unterschiede in der Stärke nicht auf. Beide Mächte beziehen, mit ganz geringen Ausnahmen, von England ihren Bedarf, wie denn überhaupt das Material gleich ist, und von einer Superiorität des einen Theils über den anderen nicht wohl die Rede sein kann. Die argentinischen Panzerkreuzer, von Italien bezogen, erhielten ebenfalls Armstrong-Geschütze der Filiale dieser Firma zu Puzzonli. Argentinien besitzt an seit 1890 gebauten Torpedofahrzeugen fünf Torpedoboot-Zerstörer von 1880 Tonnen mit 340 Mann gegen sieben Chiles von 3558 Tonnen mit 590 Mann Besatzung. Argentinien hat acht Torpedoboote erster Classe von 730 Tonnen mit 144 Mann, Chile sechs von 780 Tonnen mit 168 Mann.

An altem Material ist in beiden Marinen ein ziemlicher Bestand vorhanden, den man vielleicht zur Küstenvertheidigung heranziehen kann, obwohl es gefährlich scheint, gerade für diesen Zweck minderwerthige Schiffe, womöglich noch dazu mit minderwerthiger Bemannung zu verwenden, denn es ist das Recept noch nicht erfunden, wie man damit Erfolge erreichen soll. Wird das 'mal erfunden, so kann man sich ja mit solchem Material und Personal begnügen und — was bei Vielen die Hauptsache ist — ungeheueres Geld sparen. In Chile ist noch der ruhmreiche, 1870 Tonnen große „Huascar“ von 1865 und das 3500 Tonnen große Kasemattschiff „Almirante Cochrane“ von 1874 vorhanden, sowie ein Dutzend Torpedoboote von 25—35 Tonnen. Argentinien dagegen erfreut sich des Besitzes des erst 21 Jahre alten, 4250 Tonnen großen Panzers „Almirante Brown“, zweier 1535 Tonnen großer, 26 Jahre alter Monitors „Los Andes“ und „El Plata“, fünf Kanonenboote von 400—800 Tonnen, vierzehn Torpedoboote von 16—52 Tonnen. — Beide Länder ziehen die brauchbaren Handelsdampfer als Hülfsschiffe im Kriege heran und beide können das in gleicher Weise thun.

Als Seemächte stehen sich sonach die Staaten derartig gegenüber, daß Argentinien, dessen Flotte übrigens alljährlich Uebungen nach jeder Richtung hin abhält, als der überlegenere der beiden Gegner erscheinen muß. — Anders lautende Urtheile lassen sich nicht gut begründen. Was die Operationsbasen anbelangt, so liegt deutschen Interessen Buenos Aires unendlich näher als Valparaiso, wie Argentinien uns näher steht als Chile.

Literatur und Kunst.

Die Nothleine.

Eine Geschichte von Morgen oder Uebermorgen.
Von Gustav Johannes Krauß.

(Schluß.)

Ich gehöre nämlich nicht zu den Glücklichen, die unbekümmert um die Mitwelt ihr Lebenswerk fördern können bis etwa bei ihrem siebzigsten Geburtstage durch den freudigen Lärm, den die Gemeinde des Alten schlägt, die Oeffentlichkeit aufmerksam wird auf ihn. Ich habe Vermögen weder ererbt noch erheirathet, dagegen besitze ich zwei Kinder. Um irgend ein Geschäft treiben zu können, bin ich zu unpraktisch veranlagt, zu sehr Dichter. Es blieb mir also gar nichts anderes übrig, als der Versuch, ob ich mit den Meinigen dann nicht bescheiden von der Kunst leben könnte, für die zu leben ich vom Schicksal nun einmal bestimmt bin.

Da es in solcher Lage für den Romanschriftsteller keinen anderen Ausweg giebt, habe ich mich bemüht, mich den Bedürfnissen der Zeitschriften anzupassen. Ich mußte mich an die mittleren und kleineren halten dabei, denn die ganz großen werden von den ersten Kräften dieses Literaturzweiges mit Beschlag belegt, von den „eingeführten Autoren“. So habe ich es denn immer wieder versucht, die berühmte Geschichte zu schreiben, in der sie sich am Schluß, nach Ueberwindung unzähliger bergehoher Hindernisse kriegen, ohne auf dem ganzen langen Leidenswege nach diesem beglückenden Ziele hin auch nur ein einziges Mal auf den Gedanken gekommen zu sein, daß es schlimmsten Falls doch auch ohne Elternsegen, Standesamtshandlung und Kirchengepränge gehen müsse; eine Geschichte aus jener curiosen Welt, in der es keine politischen, religiösen, socialen Fragen giebt, sondern nichts als Liebe, Haß, Eifersucht und etwa noch Vermögensunterschiede, wobei wohl zu merken ist, daß Alles, was nicht Liebe ist, nur die Bedeutung des Gegenspielers hat, dazu bestimmt, durch seine schließliche Niederlage den Glanz der Hauptsache so hell als möglich strahlen zu lassen, eine Geschichte aus der Welt nach dem Willen und der Vorstellung der geistig minder entwickelten bürgerlichen Backfische. Ich habe es versucht, diese schöne Geschichte in fortsetzungsgemäße Abschnitte zu gliedern, von denen jeder seine eigene kleine Spannung und Lösung hatte, während die große, dauernde Spannung, auf die es hauptsächlich abgesehen ist, weil sie die Aufgabe hat, die Abonnenten festzuhalten, durch das Ganze hindurchginge — ich habe mit einem Worte mir selber die bittersten geistigen Demüthigungen angethan, um meiner Kinder willen. Das ist mir sehr oft mißlungen. Meine Begabung ist spröder Natur und wehrt sich gewaltig gegen die Prostitution. Mit den Arbeiten, in denen das traurige Kunststück leidlich vollbracht war, erwarb ich so viel, um ein sorgenvolles Dasein auf sehr bescheidenem Fuße führen zu können. Solch' halbschlächtiges Zeug wird nämlich sehr schlecht bezahlt, woran freilich nicht seine Halbschlächtigkeit, sondern die starke Concurrenz schuld ist, die Concurrenz der Zeitschriften beim Publicum und die Concurrenz der Schriftsteller bei den Verlegern.

Lange treib' ich das Handwerk nicht mehr. Ich fühle es und die Aerzte bestätigen mir's, daß meine Nervenkraft in diesem Leben, bei dieser Arbeit schon heute fast verbraucht ist. Wenn sie es ganz sein wird, was dann? Mein siebzigster Geburtstag ist noch so weit!

Ich muß eben die Nothleine ziehen. Ein sensationelles Ereigniß muß ich herbeiführen, das die Aufmerksamkeit der Menge auf mich lenkt. Dann werden ja wohl die Journale meine Romane, die ihren Bedürfnissen so wenig Rechnung tragen, um der Sensation Willen bringen, die Zeitungen werden sich mit mir befassen, diese merkwürdig construirten

Digitized by Google

Sinnesorgane der Gesammtheit, die das Theater mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgen, dem geringsten Tingeltangel allmonatlich einen wohlwollenden Blick schenken, von der erzählenden Dichtung der Gegenwart aber überhaupt nichts gewahr werden. Und das Auge der Zeitung ist ein wunderbares Ding. Vom Auge des Herrn heißt es, daß es das Vieh feist mache, das Auge der Zeitung aber verhilft sogar einem deutschen Bücherschreiber zu einigem Absatz seiner Werke.

Aber wie dieses Segen spendende Götterauge auf mich lenken? Wie? Wie?

Während ich mir auf der Jagd nach diesem Wie die phantastischsten Dinge durch den Kopf gehen ließ, stieß ich kurz nacheinander auf zwei Zeitungsartikel. Der erste war eine Notiz, welche der aufhorchenden Mitwelt verkündete, daß Herr X in Plötzensee mit großem Fleiße sich literarisch beschäftige und von seinen im Gefängnisse verfaßten Arbeiten bereits zwei zum Erstabdruck vergeben seien, die eine an einen großen Zeitschriftenverlag, die andere an eine Berliner Tageszeitung. — Herr X ist ein sehr schwach begabter Schriftsteller, dessen Befähigung auf geschäftlichem Gebiete liegt. Er bewies diese an einem Theaterunternehmen, das er durch betrügerisches Gebahren bankerott machte. Ein wirklicher Künstler, ein genialer Mensch von geradezu märchenhafter Geschäftsunkenntniß, der sich die Verantwortung für die Sache hatte aufbürden lassen, wanderte in's Gefängniß, viele Leute verloren beträchtliches Geld, der Macher entrann nach Amerika. Dort lebte er vergnügt, so lange seine Frau, eine begabte Schriftstellerin, ihm den Ertrag ihrer Arbeit schickte. Als die Arme, halb wahnsinnig vor Geldsorgen und Ueberarbeitung, Selbstmord begangen hatte, kam er zurück. Nun wurde er endlich abgefaßt.

Dieser erste Fund befruchtete meine Phantasie noch nicht. Ich schüttelte bloß traurig den Kopf über das Verhalten der Tagesblätter. Ueber fertig vorliegende Bücher höchst selten eine kurze, flüchtige Besprechung, von in Zeitschriften veröffentlichten grundsätzlich nie ein Wort, und über die Machwerke eines hinter Schloß und Riegel sitzenden Hochstaplers eine regelrechte Voranzeige des Journalabdrucks! Ich verfiel schließlich auf die ganz einleuchtende Erklärung, daß die Tageszeitungen eben den heimlichen Zweck verfolgen, die erzählende Literatur den Lesern verächtlich zu machen, damit diese ihr immer noch weniger Aufmerksamkeit zuwenden und schließlich überhaupt nichts Anderes mehr in die Hand nehmen mögen, als politische Erörterungen und Tagesneuigkeiten, also eben Tagesblätter.

Kurze Zeit darauf sah ich in dem nämlichen Blatte, das den Anspruch erhebt, ein Hauptorgan des Berliner Bürgerthums und nebenbei ein Weltblatt zu sein, eine novellistische Skizze alltäglichster Sorte. Ich hätte das Ding gewiß nicht gelesen, wenn mir der Name des Verfassers nicht aufgefallen wäre. Der Verfasser war Herr Y., gleichfalls ein abgestrafter Betrüger, wenn auch ein viel kleinerer als X.

Jetzt sah ich auf einmal meine Rettung vor mir.

Ein gemeines Verbrechen muß ich begehen! Die Sensationssucht ist so groß, daß sogar ein deutscher Romanschriftsteller Beachtung findet, wenn er mit dem Strafgesetzbuch in Conflict kommt. Hoffentlich wirkt das Mittel auch, wenn einer kein Schmierer ist, wie die Herren X und Y, sondern ein Künstler, der das Große wenigstens gewollt hat, soweit ihm die gemeine Alltagssorge zu solchem Wollen Athem ließ.

Hoffentlich wirkt das Mittel. Ich hoffe es für meine Kinder, denen ich damit das Letzte opfere, was zu opfern mir übrig blieb. Meine Künstlerehre habe ich als Soldschreiber befleckt, meine Gesundheit dabei aufgerieben, nun mag sich meine bürgerliche Unbescholtenheit in Brod für sie verwandeln, hoffentlich sogar in Kuchen. Ich weine dieser Unbescholtenheit nicht einmal eine Thräne nach. Wer bis zu seinem fünfunddreißigsten Jahre sehenden Auges durch die Welt gewandert ist, wer beobachtet hat, mit was allem sich diese bürgerliche Unbescholtenheit verträgt, der hat längst gelernt, sie gering zu schätzen.

Ich werde also einen Einbruchsdiebstahl begehen und mich dann selbst stellen. Mein guter alter Major Kramer mag mir verzeihen, daß ich ihn zu meinem Opfer auswähle und ihm dadurch Aufregung und Aerger bereite. Vermögensschaden wird ihm keiner erwachsen, da ich meine Beute natürlich voll wieder abliefere. Ich würde mich ja lieber an Jemand Andern wenden, ich weiß aber keine Gelegenheit, die selbst einem Dilettanten so gute Aussicht auf Erfolg böte, wie die schlecht behütete Wohnung dieses leichtsinnigen alten Herrn.

Berlin, den 20. October 1900. Reginald Müller.

Die Redaction fügte diesem merkwürdigen Actenstück bloß die Worte hinzu: „Gestern Abend verließ unser Mitarbeiter die Strafanstalt zu Plötzensee, wo er die wegen seines Einbruchs bei Herrn Major a. D. Kramer über ihn verhängte einjährige Gefängnißstrafe abgesessen hat.“ Das Blatt erschien an diesem Morgen statt wie sonst, in sechstausend, in dreißigtausend Exemplaren.

Gegen zehn Uhr Vormittags trat in das Café Austria in der Potsdamer Straße ein elegant gekleideter Herr von behäbigem Aussehen, der sich in der stillsten Ecke des Cafés niederließ und über den Rand einer großen ausländischen Zeitung weg die übrigen Gäste zu beobachten schien. Die Herren, meist Redacteure, die auf dem Wege nach den Zeitungsbureaux hier eingetreten waren, um eine Tasse Bouillon zu trinken und mit Collegen über das merkwürdige Ereigniß zu sprechen, hielten fast alle das heutige Frühroth in der Hand und redeten hitzig über den Aufsehen erregenden Artikel. Das Meiste von dem, was jeder Einzelne dazu zu sagen wußte, waren freilich Aeußerungen des Aergers darüber, daß das Manifest nicht in seiner Zeitung erschienen war.

„Ausgerechnet im Deutschen Frühroth! Eine komische Kruke, dieser Reginald Müller.“

„Pst ... sitzt er nicht dort drüben?“ fragte halblaut Einer.

Verstohlen lugte Alles nach dem eleganten Herrn in der Ecke. Dann erklärte ein schwarzbärtiger Mann mit mächtiger goldener Kette auf dem gewaltigen Schmeerbauch:

„Nicht die Bohne. Ich kenne den Müller ja. So gesund wie der dort hat er in seinem Leben nicht ausgesehen. Und Plötzensee ist schließlich kein Erholungsbad.“

Das Gespräch der Gruppe ging weiter. Der Herr in der Ecke aber bezahlte und ging unauffällig fort. Es war doch Reginald Müller. Das Gefängniß, in dem ihn die Sorge um den nächsten Tag nicht quälte, indem er schreiben durfte, was und wie er wollte, war für ihn ein Erholungsbad gewesen.

Vor der Thür des Cafés stieg der Schriftsteller in einen Taxameter, um nach Hause zu fahren. Die Adresse, die er dem Kutscher aufgab, lautete aber nicht Steinmetzstraße, sondern Nollendorfplatz. In den Sitz des Wagens zurückgelehnt, lauschte Müller nachdenklichen Gesichts auf das Gebrüll der überall an der Straße stehenden Zeitungsverkäufer.

„Das heutttige Früührooth! Sensationelle Numma! Sensationelle Enthüllungen über den Proceß Müller!!“

„Frühroth! Frühroth! Etwas aus dem deutschen Dichterwalde, meine Herren!“

„Das heutige Frühroth ...!“

Reginald Müller war zu Hause. Langsam stieg er die breite, teppichbelegte Treppe hinan, die „nur für Herrschaften“ da war und klingelte im zweiten Stockwerk. Ein niedliches Zöfchen öffnete ihm. Gleich darauf erschien auch Frau Mathilde im Vorzimmer. Die hübsche Blondine sah heute bedeutend weniger verblüht aus als vor einem Jahre. Der elegante Morgenrock, den sie trug, that wohl auch das Seinige dazu.

„Männe!“ flüsterte sie aufgeregt und wies auf den

Digitized by Google

Kleiderrechen, auf dem sich Ueberzieher an Ueberzieher drängte. „Gut, daß Du endlich kommst. Der ganze Salon ist voll Herren. Sechs Mann . . ."

Müller nickte.

„Aha! — Einen Augenblick! Wenn ich klingle, meldet Guste den Leuten, ich ließe sie in mein Zimmer bitten, alle sechs auf einmal."

Er nickte seiner etwas verblüfft guckenden Gemahlin freundlich zu und trat in sein Arbeitszimmer. Da drinnen war die Einrichtung noch ganz die nämliche wie in der Steinmetzstraße. Nur die Tapete war vornehmer und die Fenster höher und breiter. — Müller stand eine Weile und horchte auf das brummende Gemurmel von Männerstimmen, das aus dem anstoßenden Salon zu ihm herüberdrang. Dann trat er an seinen Schreibtisch und drückte, still in sich hineinlächelnd, auf den weißen Elfenbeinknopf an der Ecke der Platte.

Eine halbe Minute später wurden im Nebenzimmer Stühle gerückt. Dann öffnete sich die Flügelthüre und nach einander traten sechs Herren ein, alle in tadelloses Schwarz gekleidet, alle mit markanten Köpfen, deren Typus zwischen denen des Seelsorgers und des Weinreisenden so ungefähr die Mitte hielt. Als der Letzte die Thüre hinter sich geschlossen hatte und der Erste eben zu reden anfangen wollte, begann Reginald Müller:

„Meine Herren — ich habe nicht das Vergnügen, Sie persönlich zu kennen. Eine Vorstellung hätte auch weiter keinen Zweck. Ich behalte Namen und Gesichter gleich schlecht. Ich begrüße Sie also einfach als die Verkörperungen von sechs großen Berliner Zeitungen, die ihren Lesern wenigstens eine Nachlese von interessanten Einzelnheiten zu dem Artikel des Frühroth zu bieten wünschen, da der Artikel selbst ihnen entgangen ist. Entschuldigen Sie nur gütigst, meine Herren, daß ich Sie nicht bitte, sich zu setzen. Sie sehen, ich habe nicht genug Stühle hier, um Sie alle unterzubringen. Folglich muß dem Einen recht sein, was dem Andern billig ist.

In der Sache selbst stehe ich natürlich ganz zu Ihrer Verfügung. Das Publicum liebt es ja, derlei zu erfahren, und der Geschmack des Publicums ist oberstes Gesetz, nicht wahr, meine Herren? Also hören Sie:

Zunächst etwas für die schönen Leserinnen. Meine Frau habe ich in die Sache nicht eingeweiht. Sie erhielt den Schlüssel zu jenem räthselhaften Vorfall erst heute, zusammen mit ganz Berlin. Trotzdem zweifelte sie keinen Moment an mir. Meinem eigenen Geständnisse gegenüber blieb sie mit der instinctmäßigen Sicherheit des liebenden Frauenherzens dabei stehen: Mein Reginald ist weder ein Narr noch ein Verbrecher. Das muß sich anders aufklären. — Sie erhielt anläßlich meiner Verurtheilung fünfhundertundsechsundsiebzig Kundgebungen der Theilnahme aus allen deutschen Landen. Siebzehn alte Damen und drei Familien boten ihr und den Kindern für die Zeit meiner Haft bei sich ein Asyl an. Zwölf von diesen guten Menschen wohnten auf dem Lande, acht in Städten. Mein Sohn Reginald, der heute vier Jahre, drei Monate und sechs Tage alt ist, erlernte in der Zeit meines Fernseins das Vaterunser, meine Tochter Mathilde nahm um sechs Pfund an Körpergewicht zu und gewöhnte sich das Daumenlutschen ab.

Nun etwas für die Herren Leser, die weniger auf das Gemüthvolle, als auf das Praktische erpicht sind. Daß in Folge der Sensation, die sich an meinen Namen knüpfte, dreihundertundzwei Tageszeitungen und vierunddreißig Zeitschriften eingehende und durchweg glänzende Besprechungen meiner bisherigen Bücher brachten, ist von geringerer Bedeutung. Wichtig aber sind folgende Zahlen: Von dem Tage an, da ich in Untersuchungshaft saß, wurde meiner Frau förmlich das Haus eingerannt nach ungedruckten Arbeiten von mir. Ein Posten von sechs bereits mehrfach abgelehnten Skizzen brachte neunhundertundvierzig Mark, also im Durchschnitt etwas über hundertundfünfzig Mark, während so eine Kleinigkeit sonst mit zwanzig bis dreißig Mark honorirt wird. Drei bis dahin unanbringbare Romane trugen je zehntausend Mark ein, der Roman, den ich im Gefängnisse schrieb, zwanzigtausend, für meine drei nächsten habe ich heute bereits feste, sehr günstige Abschlüsse in der Tasche. Von meinen Büchern wurden in diesem Jahre rund fünfzigtausend Exemplare abgesetzt, meine Tantième daran beträgt vierzigtausend Mark. Alles in Allem haben wir unsere Schulden bezahlt, uns neu eingerichtet, ein Grundstück in Schlachtensee erworben, auf dem sich im nächsten Jahre eine Villa Mathilde erheben soll, und außerdem habe ich ein Guthaben von sechzigtausendeinhundertunddrei Mark und sechzig Pfennigen auf der Bank. Vergessen Sie die Pfennige ja nicht, meine Herren! Das Publicum liebt in Geldsachen die Genauigkeit."

Der berühmte Mann holte tief Athem. Die Pause blieb unausgefüllt, denn die Vertreter der Presse wußten nicht recht, was sie sagen sollten. Dann verneigte sich Müller leicht im Halbkreise und meinte mit verbindlichem Lächeln:

„Falls die Herren nun im nächsten Kaffeehause ihre Eindrücke zu Papier zu bringen wünschen, so darf ich nichts dagegen haben. Ich bin ein Journalist gewesen, aber ich kann mir denken, wie peinlich das ist, wenn man vor Redactionsschluß seinen Artikel liefern soll und aufgehalten wird. Adieu, meine Herren! Und grüßen Sie das liebe deutsche Publicum recht schön von mir."

Sechs Verneigungen, und die Herren schoben sich aus der Thüre. Auf der Treppe brach der Jüngste von ihnen in die Worte aus:

„Das war stark! Unerhört! So eine Frechheit!! Meine Herren Collegen — das darf nicht so ungestraft hingehen. Schimpfen wollen wir nicht. Schimpfen macht Reclame. Aber todt schweigen wollen wir ihn. Keiner schreibt auch nur ein Wort über diesen Besuch — auf Bierehre!"

Der älteste Herr — er hatte bereits einen grauen Bart — schüttelte den Kopf.

„Lieber Doctor, Sie sind jung an Jahren und im Geschäft. Sie werden schreiben, sag' ich Ihnen. Und begeistert. Der Verleger schmeißt Sie sonst zum Tempel hinaus. Die Leute wollen jetzt über Reginald Müller lesen, darum haben Sie Tintenkuli zu schreiben über ihn. In der Berühmtheit eines Mannes giebt es eine gewisse Grenze. Wer unter dieser Grenze steht, muß sich von uns alles gefallen lassen. Wer über ihr steht, darf uns behandeln wie räudige Hunde, und wir müssen freundlich wedeln dazu. Dieser Herr Müller steht jetzt oben. — Ich schreibe drei Spalten zu achtzig Zeilen über ihn, und schicke unseren Specialphotographen hin. Der muß für unsere illustrirte Wochenausgabe ihn photographiren, seine Frau, seine Kinder, sein Dienstmädchen, und, wenn er einen Wachtelhund hat, auch seinen Wachtelhund."

So sprach der alte Praktiker, und die jungen Leute nickten ihm Beifall.

Bei Eugen Bracht.

Von J. Norden.

Berlin hat seinen besten Lehrer der Landschaftsmalerei nicht zu halten vermocht. Das zuerst dementirte Gerücht hat sich bewahrheitet: Eugen Bracht, der langjährige Leiter der Classe für Landschaftsmalerei in der „Hochschule für bildende Künste" wird nicht der Nachfolger Hans Gude's, des in den Ruhestand tretenden Leiters des Meisterateliers für Landschafter bei der Berliner Akademie, wie Jedermann erwartete und erwarten mußte — er wird der Nachfolger des verstorbenen Professors Friedrich Preller in Dresden.

Digitized by Google

Nun giebt's einen Standpunkt, von dem aus sich sagen ließe: „Ja — ist's denn nicht einerlei, ob ein Künstler in Berlin oder Dresden schafft? Der deutschen Kunst bleibt er ja doch erhalten!"

Gewiß. Aber den Standpunkt kann nur der Kunstgeschichtsschreiber allenfalls einnehmen. Wem die Kunstpflege in Berlin am Herzen liegt, der kann es nur lebhaft bedauern, daß Bracht in die Lage versetzt worden ist, einen Ruf nach auswärts annehmen zu können, fast hätte ich gesagt — annehmen zu müssen.

Und vor Allem — unsere Hochschule verliert einen ihrer allerbesten Lehrer. Mag man auch im Uebrigen sagen, es sei einerlei, wo Bracht als Künstler schafft — wo er als Lehrer wirkt, das kann uns nimmer einerlei sein, und sein Fortzug bedeutet einstweilen einen unersetzlichen Verlust.

Bracht nimmt's mit seinem Lehrerberuf gewaltig ernst, und er hat Achtung vor der Persönlichkeit des Schülers, dessen Eigenstes hervorzulocken stets sein Bemühen ist.

Und wie hängen seine Schüler an ihm, deren Zahl so groß war und ist und von denen viele zu unseren besten Landschaftern gehören, wofern sie sich zu einer Selbstständigkeit emporgearbeitet haben und nicht schlechtweg als „Brachtschüler" figuriren, was aber bei der Persönlichkeit des Meisters nicht leicht sein mag, wie ich das jüngst erst hier in einem Ausstellungsberichte näher begründete. Man höre nur, mit welcher Begeisterung sie von ihm sprechen, wie sie ihn eben als den fast Einzigen bezeichnen, der stets bemüht ist, das Eigene in ihnen zu wecken, um sie auf die Bahn der Selbstständigkeit zu bringen. Es herrscht denn auch ein intimer, innerlicher Verkehr zwischen ihm und den Schülern, aus dem Bracht auch Vortheil für sich selbst zu ziehen vermeint.

„Gewiß!" sagte er mir, als ich dieser Tage wieder darauf zu sprechen kam, „gewiß! bin ich natürlich befähigt, ihnen in Vielem nützlich zu sein, so werde aber auch ich meinerseits beeinflußt von den Jüngeren. Wenn mein Rath ihren Bildern nützlich ist, so bespreche ich meinerseits gern mit dem Einen oder Anderen Schwierigkeiten, auf die ich bei eigenen Arbeiten stoße. Und es giebt so immer Klärung."

Wie Bracht mit seinen Schülern viel draußen nach der Natur arbeitet, so zieht er sie auch vielfach heran zu den großen Wandgemälden und decorativen Arbeiten, die er in den letzten Jahren in Berlin, Görlitz und anderen Städten auszuführen hatte.

Und vielleicht ist der Sechzigjährige oft der Jüngere unter den Jungen. Sie werden ihn jetzt schwer vermissen, diese Jungen und Jüngsten, wenn sie nicht einfach ihr Ränzel schnüren und dem Meister nach Elbflorenz folgen können. Und er selbst wird sie nicht minder vermissen.

Er macht kein Hehl daraus, daß es ihm schwer fällt, fortzuziehen, nachdem er nunmehr beinahe volle 20 Jahre unter uns gelebt, geschafft, gelehrt hat. Und auch nicht daraus, daß die Umstände, die seine Uebersiedelung nach Dresden herbeigeführt haben, für ihn peinlich sind. In Wahrheit war ja schon seine Classe seit Langem das eigentliche „Meisteratelier".

Und man läßt ihn ziehen ...

* * *

Der Lebensweg des heute fast sechzigjährigen, aber noch in voller Schaffenskraft wirkenden Künstlers ist schon oft geschildert. Die Oeffentlichkeit beschäftigt sich mit ihm viel mehr, als ihm lieb ist.

„Ich schäme mich immer so — sagte er mir einmal in seiner schönen, großen Bescheidenheit — wenn ich das Alles über mich lese und muß geradezu erröthen. Wozu ist das Alles nöthig? Wie kann man so großes Interesse voraussetzen an dem Entwickelungsgange eines Malers? Ist das denn so wichtig! Wichtig ist nur eines — das Vorwärtskommen, so lange man nur Leben in den Knochen hat. Mehr soll's nicht sein."

Der Professor vergißt, daß ein Künstler von so starker Eigenart, daß ein so beliebter und verständiger Lehrer der Jugend nun einmal der Oeffentlichkeit gehört und daß man ein Recht hat, wenn man seinen Bildern, sei's bewundernd, sei's ablehnend, aber gewiß niemals gleichgiltig — gegenüber steht, eine Antwort auf die naheliegende Frage zu erhalten, „wie wurde er zu dem?"

Also sein Lebensgang ist bekannt. Man weiß, daß er einer alten Familie aus Westphalen entstammt, daß seine Wiege in Morges bei Lausanne stand, wo sein Vater Dr. Prosper Bracht Justitiar und Vermögensverwalter der gräflich Oyen'schen Familie war, daß er aber als seine eigentliche Heimath Darmstadt betrachtet, wo er von seinem achten Lebensjahre an aufwuchs. Man weiß auch, daß seine Begabung sehr früh zu Tage trat, geweckt durch die schöne Natur erst am Genfer See und dann durch die malerische Physiognomie der alten Theile der hessischen Landeshauptstadt und ihrer Umgebung, und daß der feinsinnige Vater den Knaben gewähren ließ, daß er als Gymnasiast schon beim Hofmaler Frisch und Gallerie-Inspector Seeger Mal- und Zeichenunterricht genoß und daß er Architekt werden sollte; daß dann Schirmer, der Leiter der Karlsruher Kunstschule, der sein Talent auf einer Studienreise in Heidelberg schätzen lernte, den Vater bewog, Eugen Maler werden zu lassen, so daß er im Alter von 17 Jahren, 1859, die Karlsruher Schule beziehen konnte, wo er u. A. sich dauernd mit Hans Thoma befreundete. Vor Allem ist bekannt, daß der junge Bracht, der dann 1861 nach Düsseldorf gegangen war, um dort seine Studien fortzusetzen, diese zwei Jahre darauf plötzlich unterbrach. Es war eine Zeit böser Conflicte, die er durchzukämpfen hatte; weil er Manches in der Zeitströmung nicht verstehen konnte, wurde er an sich selbst zum Zweifler; ein finanzieller Rückgang in den Verhältnissen des Vaters kam hinzu und das gab den Ausschlag. Aus dem Conflict ging er als Sieger hervor, ohne daß er es wollte. Daß er selber das Richtige vor Augen hatte, das konnte er erst später erkennen. Aber den Kampf fortzusetzen verboten ihm die anderen Verhältnisse. Wenigstens glaubte er, sofort sich eine gesichertere Existenz erwerben zu müssen, als die Kunst sie ihm damals in Aussicht stellte. Und so entsagte er, um Kaufmann zu werden.

Zehn Jahre dauerte diese Entsagung. Es war eine ungemein schwere Zeit. Mit ganzem Herzen hing er an der Kunst, und nun hieß es, Wollpreise im Kopfe haben und ausrechnen, ob Londoner Rimessen besser in Köln oder Lüttich zu bezahlen seien.

„Meine Noth, die Sorten der vielen Wollpartieen im Kopfe zu haben und deren Preise zu kennen, verursacht mir noch heute, nach mehr denn 30 Jahren fürchterliche Träume, aus denen ich geradezu gerädert erwache!" sagte mir der Professor lachend.

Jetzt kann er lachen. Aber damals!

Wissenschaftliche Interessen konnten ihm in dieser Zeit nur theilweise eine kleine Entschädigung bieten. Mikroskopische Beobachtungen, paläontologische und geologische Untersuchungen und Zeichnungen füllten seine kärgliche Mußezeit aus. Aus Verviers, wo er zuerst als Kaufmann thätig gewesen, siedelte er 1870 nach Berlin über, wo er sogar ein eigenes kleines Geschäft am Köllnischen Markt Nr. 3 unter der Firma „E. Bracht & Co." begründete. Aber je länger, desto mehr erkannte er, daß er für den Kaufmannsstand nicht geschaffen war, und so beschloß er, 1874 zu liquidiren und sich auf's Neue der Kunst zu widmen.

Nach den vielen Geschäftsreisen, die ihm immer das Angenehmste in seinem Kaufmannsleben gewesen waren, nun endlich wieder eine Kunstreise. Wohin? Etwa nach Italien, wohin er schon 1872 seine Hochzeitsreise gemacht hatte? Um so kopfüber unterzutauchen in die Paradiesesschönheiten des

Digitized by Google

Landes der Sehnsucht aller damaligen Künstler? Nein, nichts weniger als das. Sehr bezeichnend für Bracht's Wesen erscheint mir, daß er seine Studienreise in die Lüneburger Haide unternahm. Man sieht, der eben der Kunst wiedergewonnene Bracht war schon von dem gleichen Streben beseelt, wie der auf dem Gipfelpunkt seines Könnens Angelangte: die Natur ist überall schön, wenn man sie nur anzuschauen versteht und aufzufassen weiß. Das war's, was er erkannt hatte. Und darnach handelte er, dem es zudem gerade die Haidelandschaft auf seinen wiederholten Reisen nach Bremen angethan hatte. Und der gereifte 33jährige Mann wußte ganz genau, was er wollte: möglichst einfache Motive, einfache und einheitliche, mit besonderer Berücksichtigung der Vordergründe, das Ganze zusammengehalten durch geschlossene Stimmungswirkung. Es ist beinahe schon das Programm des heutigen Bracht. Albert Hertel verdankte er dabei den guten Rath, den Hauptnachdruck auf die Farbe und den Ton zu legen und immer möglichst in einer Sitzung eine Studie herunterzumalen.

Und Bracht hatte Glück, als er, mit guten Haidestudien, den Kopf voll Hünengräbern, im October 1875 zu seinem alten Ausgangspunkte zurückkehrte, nach Karlsruhe, um sich dort ganz niederzulassen. Er verkaufte sofort und hatte neue Aufträge auf „Haidebilder".

Das erfüllte den von Neuem beginnenden Künstler natürlich mit frischem Muth, und der sonst so stille und ernste Mann wird ordentlich lebendig und warm, wenn er davon erzählt, heute nach 25 Jahren noch.

Er blieb zunächst bei der Haidemalerei, die ihn aber nach verschiedenen Gegenden führte, so auch in das südliche Harzgebirge, in das Eifelgebiet, z. B. nach Gerolstein, das für ihn auch von paläontologischem Interesse war und wo er u. A. im „Buchenloch" der Monterley-Klippen sehr erfolgreiche Ausgrabungen anstellte, über die er später einmal in der „Zeitschrift zur Begrüßung der XIV. Allgemeinen Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft" ausführlich berichtet hat.

Aber allmälig wuchs in ihm der Wunsch, das Haidemotiv stofflich noch großartiger gestalten zu können: von der Haide zog es ihn nach der Wüste. Sinai, Palästina, Syrien lockten ihn.

„Sehen Sie," bemerkte er, als er mir davon erzählte, in seinem schönen, großen Atelier im Sigismundshof an der Spree, und dabei gleich Mappen und Skizzen, Studien, photographische Reproductionen von Bildern aus jener Zeit hervorholte, „sehen Sie, eigentlich war das nichts, als Streben nach ‚Erfolg' beim Publicum. Der Stoff sollte um der Titel Willen einen größeren Reiz gewinnen ... Wie ich es heute betrachte, war es für meine künstlerische Entwickelung eine Gefahr. Das ‚höhere Ziel', das ich sozusagen verschleiert vor mir sah, das Programm einer Stofflosigkeit im Interesse rein malerischer, coloristischer Lösungen mußte dadurch ferner rücken."

* * *

Im September 1880 wurde, nach einem sommerlichen Studienaufenthalt in München, zusammen mit dem mittlerweile verstorbenen Orientmaler A. v. Meckel, die Reise über Triest nach Egypten und Palästina angetreten. Sie währte ein halbes Jahr und man weiß, wie viele gefüllte Mappen der Künstler von dort mitgebracht hat und welchen „Erfolg" thatsächlich die ersten großen Bilder hatten, die er nach seiner Rückkehr schuf, wie u. A. der „Abend am todten Meer" (in der Nationalgalerie) und der „Sinai" (im königlichen Schloß zu Berlin). So war er zum Orientmaler geworden. Eine Periode, die ihm heute allem Anschein nach nicht mehr viel Freude macht, denn, wie jenes Programm sich später immer stärker und klarer entwickelte, muß ihm freilich Vieles aus jener Zeit als allzu novellistisch erscheinen. Schwere „Rückfälle" gab es auch in der Folge mitunter noch immer. Aber gleichzeitig entwickelte sich doch auch die Richtung auf das allein Malerische, Koloristische ständig und unausgesetzt. Und gerade unter den Orientstudien, die oft wie fast die allermeisten Bracht'schen Studien, einen durchaus bildmäßigen Eindruck mit der Geschlossenheit ihrer Töne machen, finden sich ohne Zweifel viele, die vollständig dem „Programm" entsprechen. Zwei Seelen wohnen eben in der Brust Bracht's. Er ist in gewisser Beziehung immer auch Romantiker geblieben. Nur daß seine Romantik lediglich in der Zusammenstellung der Farbenwerthe, die Wahl dieser und jener Motive bloß in Bezug auf ihre coloristische Wirkung zu Tage tritt.

Oder lassen sich nicht viele jener Bilder, die auf seiner Sonder-Ausstellung im Berliner „Glaspalast" 1900 zu sehen waren, geradezu als „romantische" in diesem Sinne bezeichnen? Jenes entzückende Winterbild z. B. aus dem Oberspree-Gebiet mit dem stahlblauen Fluß im fahlgelben Gelände und dem braunen Hügelzug im Hintergrunde? Oder der „Morgenstern" in der blauen Dämmerung der winterlichen Spreelandschaft, wie er sie in der Neujahrsnacht auf 1899 malte! Oder jene Symphonie von Gelb und leuchtendem Grün und tiefem Grünblau und Blaugrau, wie sie in der „Waldwiese nach dem Gewitter" zusammenklingt? Auch die Vorliebe für das „Pathetische" spricht ja für diesen Zug in dem Wesen seiner Kunst. Aber man verstehe mich recht — „pathetisch" im Vortrage wird er nicht; nur für ein pathetisches Motiv hat er was übrig. Zum Beispiel jene blaue Felswand mit dem stillen Wasserspiegel davor, die auch im vorigen Jahre zu sehen war und die vielfach mißverstanden wurde. Ihn hatte nur das seltsame Farbenspiel dieser Schattenwirkung gefesselt und er gab's wieder, wie er es wirklich gesehen ...

„Ich hätte es nicht ausstellen sollen," meinte er achselzuckend.

Thatsächlich stellt er Vieles nicht aus und behält es *in* seinem Atelier zurück ...

„Die Natur ist nicht immer ein Bild," fügte er hinzu, „man muß sie mitunter erst dazu machen. Und da plagt man sich und plagt man sich und es ist Alles vergebens. Es geht eben nicht und läßt sich nicht zusammenbringen."

Und doch — wie viele von diesen Atelierschätzen wollte man gern an die Oeffentlichkeit gelangen sehen. Bracht ist gegen Niemand so unerbittlich streng wie gegen sich selbst.

Was er aber an ganz unpersönlicher Wiedergabe der Natur leisten kann, das beweisen z. B. seine landschaftlichen Arbeiten für die Panoramen „Sedan" (1883), „Chattanoga" (in Amerika 1885), „Colonial-Diorama" (1885), „Ausfall vor Paris" (für Leipzig 1887). Diese Aufträge schlossen sich an die Zeit seiner Orientmalerei an und gleichzeitig wurde er, 1882, an Stelle des verstorbenen Christian Wilberg als Lehrer an die Berliner Hochschule für bildende Kunst berufen. So siedelte er denn im Jahre 1882 von Karlsruhe wieder nach Berlin über, mit wie ganz anderen Gefühlen, als 12 Jahre früher.

Bracht selbst bezeichnet die erste Zeit seiner Künstlerthätigkeit in der Reichshauptstadt als seine „panoramische Periode". Sie währte bis etwa 1887. Von systematischer Beschäftigung für eigene Zwecke konnte nicht viel die Rede sein. Zu den „Panorama"-Aufträgen kam ja noch die Lehrthätigkeit hinzu. Immerhin fiel auch manche ersprießliche Reise in diese Zeit, wie die mannigfachen Paris-Reisen, die er seit Jahren schon regelmäßig unternahm, um in den Salon-Ausstellungen den „Horizont zu erweitern" und technische Fortschritte und Wandlungen an der Quelle zu studieren, ein Ausflug nach der Insel Wight und ein Kuraufenthalt auf Sylt.

Selbst ist der Professor von den Ergebnissen der „panoramischen Zeit" nicht sehr erquickt. Das stark „naturalistische" Element in seiner Malerei, das diese Beschäftigung mit sich brachte und auch anderen seiner Bilder aus jener Periode —

Digitized by Google

namentlich eine Reihe von Hochgebirgs-Motiven — sich mittheilte, widerstrebte eigentlich seinen Zwecken und Zielen. Auch die decorative Malerei, wie er sie mit der Darstellung der Tempel alter Zeiten für die Royal-York-Loge in der Dorotheenstraße zu liefern hatte, befriedigte ihn nicht sonderlich. In dieser Stimmung führte er auch ein seit Jahren schon geplantes Gemälde aus: „Die Gestade der Vergessenheit", jene großartige Auffassung von der Unvergänglichkeit der Natur-Majestät, die wie eine Uebertragung des Raphaelischen Gesangs aus Goethe's „Prolog im Himmel" in's Bildliche anmuthet. Es war ein Bekenntniß in einer Zeit der Schwankungen und neuer Zweifel, ein Tribut, den er der Natur als solcher zahlte. Er malte das Bild, das ihm die große goldene Staatsmedaille auf der Ausstellung 1889 eintrug, gleich zwei Mal. Das eine ist im Besitz des Kaisers, das zweite in dem der Darmstädter Galerie. Aus demselben Jahre stammt auch sein nicht minder bekanntes Gemälde „Fata Morgana", eine Symbolisirung der oft in der Wüste geschauten und innerlich erlebten Erscheinung. Einen solchen Beifall hatte später vielleicht nur noch „Hannibal's Grab" (1893) bei der großen Masse. Indessen war es gerade dieses Bild, das für den Künstler zu einem entschiedenen Scheide- und Wendepunkt wurde. Nicht Allen hatte es gleich gut gefallen. In Kreisen der „Moderne" wurde es sogar abfällig beurtheilt. Von da ab datirt, nach jener Uebergangszeit, in die mehrfache Reisen in die Alpenwelt, an's Mittelmeer, eine zweite Orientreise u. s. w. gefallen waren, die Periode, in der Bracht noch heute steht: die einer Naturanschauung, bei der das Stoffliche ganz zurückzutreten hat, wo vom coloristischen Gedanken des jeweiligen Naturausschnitts ausgegangen wird und nicht für einen künstlerischen Gedanken erst die entsprechende Form und Farbe gesucht werden mußte. Ganz von diesem Streben erfüllt, begann der Künstler auf's Neue die Natur zu studieren. „Ich fing förmlich von vorn an!" meinte Bracht. Und zwar im Winter und vornehmlich in der Mark und in anderen norddeutschen Gegenden.

Man kennt die Ergebnisse und die Errungenschaften dieser Arbeiten, die für sein Kunstempfinden von großer Tragweite waren.

„Glauben Sie mir," sagte er, als wir zusammen eine Anzahl dieser Arbeiten betrachteten, die er wie gesagt oft nur als Studien bezeichnet und die doch als abgeschlossene Bilder gelten können, „glauben Sie mir, seitdem die Frage nach dem ‚Stoff' für mich ausgespielt hat, finde ich die malerischsten ‚Stoffe' geradezu überall und schaue so mit verjüngtem Auge in die Welt."

Daß er es gleichzeitig auch mit Dichteraugen thut, das kommt ihm selbst wohl nicht zum Bewußtsein, denn er kann eben nicht anders schauen. Und wenn er einerseits die Natur mit der Gewissenhaftigkeit, möchte ich sagen, des Naturforschers bis ins Kleinste hinein studirt hat und studirt, so zeigt sich schließlich doch immer, daß das Ganze „vu à travers un tempérament" ist. In diesem Sinne läßt sich bei ihm trotz Allem sogar von „Composition" sprechen.

* * *

Als ich ihn kürzlich, — er war eben von dem herbstlichen Studienaufenthalt mit seinen Schülern in Mecklenburg zurückgekehrt, wo ihn auch eine Berufung nach Dresden getroffen hatte — als ich ihn in seinem Heim in der Uhlandstraße besucht hatte und nun nach einer jener unvergeßlichen Plauderstunden, die ich wiederholt mit ihm haben durfte, durch die Sonntagabendstille heimwärts ging, da ließ ich des Künstlers Leben und Wirken noch einmal im Fluge an mir vorüberziehen.

Man kann es wohl fast als ein Naturgesetz bezeichnen, daß die Culturentwickelung großer Zeitabschnitte sich im Entwickelungsgang des Einzelnen wiederspiegelt, wenn er ein Strebender ist. Und es giebt Persönlichkeiten und Erscheinungen, bei denen das ganz besonders klar zu Tage tritt. Zu ihnen gehört Eugen Bracht und sein Lebenswerk.

Ueberschaut man das reiche Lebenswerk dieses Kämpfers und Ringers, so zeigt sich auch hier eine Stufenleiter, die vom Romantischen zum Naturalistischen und von diesem zu einer starken Persönlichkeitskunst führt und eine Entwickelung, die sich bei ihm in einem Zeitraum von 15—20 Jahren zusammengedrängt, die in der Geschichte unserer Landschaftsmalerei aber einen weit größeren Zeitabschnitt beanspruchte. Eine Entwickelung zudem, die sich bei Bracht unabhängig von der Anregung des jeweiligen Milieus vollzog, denn die Keime jener Persönlichkeitskunst lagen in ihm von Anbeginn und sie entwickelten sich nicht in Folge, sondern trotz der von außen kommenden Einflüsse. Eben in diesem Sinne war Bracht, ist er in diesem Sinne auch heute noch ein Ringer und Kämpfer in seinem Streben nach edler Einfalt und stiller Größe, die alle Gemälde auszeichnen, die der Künstler als einen wirklichen Ausdruck dessen bezeichnen zu können glaubt, was er empfand und was er sagen wollte. Winckelmann beanspruchte einst für die Kunst der Griechen ausschließlich „die edle Einfalt und die stille Größe" als bezeichnendes Kennwort. Und heute wenden wir dieselben Worte auf die Kunst eines Dill und Bracht und einiger weniger anderer auserwählter alter und junger „moderner" Landschafter an, die mit der Kunst der Antike nichts gemein haben, als nur die gleiche Wirkung.

Links und rechts sind zahllose deutsche Landschaftsmaler auf dem Entwickelungsgange stehen geblieben, die einen bei der phantastischen Romantik, die anderen bei einem protocollarischen Naturalismus. Bracht und einige wenige Andere aber drangen vorwärts und ruhten nicht, bis daß sie das erreichten, was ihnen als Ziel vorschwebte: unbekümmert um Mode und Erfolgsgewähr die eigene Art zum Ausdruck zu bringen. Es ist gewiß sehr bezeichnend, daß Bracht nicht diejenigen seiner Bilder die werthvollsten nennt, die ihm die größten Ehren und die lauteste Bewunderung eingetragen haben.

Und es ist ebenso bezeichnend für ihn, daß er auch heute noch einer ernst gemeinten Kritik Werth beimißt. Und gerade der abweisenden. Mehr als einmal hat er ein Wort, das anfangs vielleicht unangenehm, ja verletzend wirkte, lange in sich bewegt und sich dadurch leiten und bestimmen lassen, wenn er erkannte, daß es ein rechtes Wort war ...

Wir werden ihn schmerzlich vermissen, den hohen schlanken Mann mit den vornehmen Manieren und dem schönen langbärtigen hochstirnigen Kopf, aus dem so ernst und scharf die Augen in die Ferne blicken. Wenn er im rothen Senatorenmantel an einer Festsitzung der Akademie Theil nahm, so erschien er wie ein Ausschnitt aus einem Gemälde des Veronesen. Und zeigte er sich bei einem Künstlerfest oder in einer Privatgesellschaft, so dachte man an einen gelehrten Forscher. Eine „stille Größe" liegt auch in seinem ganzen Wesen ...

Werden wir ihn wirklich nie mehr so in Berlin wieder sehen — auf's Neue als einen der Unseren?

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

„Das Mädchen, welches ..."

Von Alfred Polgar (Wien).

Eines Abends war die ganze Avenue — so wurde die breite Parkstraße der Ausstellung genannt — in heftiger Erregung.

Das Fräulein Camilla vom Champagnerpavillon Roederer verließ plötzlich den Schooß ihres Grafen, wo sie heiter und unmoralisch gesessen hatte. Dann nannte sie den Grafen einen Plebejer.

Digitized by Google

Das Fräulein Erneſtine vom Champagnerpavillon Pommery hatte gut gelaunt, faſt „angeregt“ der Liebeserklärung eines Dichters gelauſcht; nun machte ſie plötzlich Kehrt und ſagte verächtlich: „Fadian“.

Das Fräulein Molly vom Champagnerpavillon Mumm hatte eben aus der Hand des Inhabers einer protocollirten Stadtfirma zwei Gulden Douceur in Empfang genommen und zufrieden „Danke“ geſagt. Nun hätte ſie ihm am liebſten die zwei Gulden an den Schädel geworfen und einen Champagnerkübel dazu.

Denn Folgendes hatte ſich ereignet:

Ein herrſchaftlicher Wagen war beim Hauptthor der Avenue vorgefahren; ein livrirter Bedienter war vom Bock geſprungen und hatte den Wagenſchlag aufgeriſſen; zwei Herren, einer in Civil und einer in Uniform waren ausgeſtiegen und in den Park getreten; die Thor-Diener hatten ſich tief verneigt und gemurmelt: „Küß' d' Hand, Königliche Hoheit.“ Und dann ſah man die zwei Herren in den Champagnerpavillon Irroy treten.

Durch die ganze Avenue flog die Kunde dieſes Ereigniſſes mit der Raſchheit eines elektriſchen Funkens, drang in alle Pavillons und entzündete Neidfeuer in den Seelen auch der gütigſten Damen:

„Der Großherzog von ... iſt im Pavillon Irroy ...“

Und in aller Herzen löſte die Nachricht ein Empfinden aus, Variationen über das Thema „Glückliche Leonie!“ In allen Formen und Farben von: „Das Mädel verdient's!“ bis herab zu: „Hat das Frauenzimmer ein Mords-Schwein!“

Camilla, Erneſtine und Molly machten finanzielle Ueberſchläge. Sie geriethen in ganz abenteuerliche Ziffern-Regionen. Und je höher ſie hinaufkamen, deſto mehr litten ſie. Molly, welche die ſchwächſte Conſtitution hatte, wurde bei 100 Gulden bereits ohnmächtig.

*

Leonie war ein hübſches findiges Mädchen und der Großherzog von ... ein Cavalier von ſagenhafter Generoſität.

Alſo ein Treffer, ja ein Haupttreffer! Alle empfanden Leonien's großes Glück mit, die Einen gönnend, die Anderen neidgequält. Eine Einzige empfand von dieſem Glücke gar nichts: Leonie.

Sie hatte heute einen böſen Tag hinter ſich. Bruch mit „ihm“, dem Repräſentanten der ernſten Beziehung, welche unabhängig iſt von Champagner-Conſum und Trinkgeld-Höhe. Er hatte ihr Vorwürfe gemacht wegen unmoraliſchen Verkehrs mit den Gäſten. Eine Frechheit! Und ſie hatte ihm ihre Meinung geſagt über den Charakter eines Menſchen, der nur die Beneficien einer Liebſchaft mit einem Champagnermädel will, aber nicht auch die Maleficien! Da war er davongelaufen und hatte geſchrieen, es ſei aus, abſolut aus. Nun ſaß ſie da, müde geweint, mit Kopfweh und Herzſchmerzen und ſo lebensüberdrüſſig, wie man nur ſein kann, wenn Einem ein Geliebter „aus“ in die Ohren geſchrieen hat ...

... Als der Großherzog von ... erſchien, rief der Chef mit ſtrahlender Stimme: „Fräulein Leonie! Mademoiſelle!“

Sonſt ſagte er nur: „Leonie“ oder ſchlechtweg: „Sie!“

Leonie war heute der Aufgabe, einen Großherzog zu amüſiren, wirklich nicht gewachſen. Aus allerlei Gründen. Das Lachen that ihr phyſiſch weh. Der Chef mußte immer öfter und immer ſchärfer accentuirt: „Mademoiſelle“ rufen. Es war ihr eine Erleichterung, ſich der ſchlechten Laune gerade jetzt in dieſen ſchickſalsſchweren Momenten, da ein lebendiger Großherzog im Pavillon weilte, ſchrankenlos hinzugeben.

Der Chef ging zu ihr vor's Büffet, gab ihr einen heimlichen Puff und ſagte, blau im Geſicht: „Sie dumme Gans, was haben's denn gerade heut'?“ Sie ſah ihn verächtlich an, Rebellion in den Augen. Da ſchwenkte er um, blinzelte zu dem erlauchten Gaſt hinüber und flüſterte: „Heut' können's Ihr Glück machen! Sein's g'ſcheidt!“

Juſt das wollte ſie nicht: ihr Glück machen. Ihm zum Trotz. Er hat die Schuld, wenn dieſer einzig-artige Glückszufall ungenützt vorübergleitet ... Ja, Großherzoge ſind Großherzoge und wenn ſie betrunken ſind, benehmen ſie ſich ſogar manchmal königlich. Aber heute konnten ſie ſämmtliche Großherzoge der Welt gern haben und der Chef und Alle überhaupt ...

Mit dem Mädel war eben nichts zu machen. Der Groll, das Erſtaunen, die Ungläubigkeit, die ſie auf allen Geſichtern las, verhärteten nur ihren Trotz. Der Chef würgte einen dicken Kloß Wuth in der Kehle; nicht mehr lang, und der Athem mußte ihm ausbleiben. Der Großherzog war verſtimmt. Der Adjutant verſtand gar nichts. Leonie ſchluckte und drückte an dem Reſterl Thränen, das ihr im Halſe ſaß.

... Und in der Avenue draußen glaubten die Wiſſenden, daß in den Champagnerpavillon Irroy das leibhaftige Glück eingezogen ſei!!!

Der Großherzog empfahl ſich. Das war ihm noch nicht paſſirt. Für das Fräulein legte der Adjutant einen „Fünfer“ auf den Tiſch, dann traten die Herren in die Avenue. Einen Moment noch blieb der Großherzog ſtehen, flüſterte ſeinem Adjutanten etwas in's Ohr, der daraufhin Kehrt machte und wieder in den Pavillon ging.

Nach wenigen Minuten kam er zurück, achſelzuckend und mit einem verlegenen Geſicht. Der Großherzog ſah ärgerlich drein. Schließlich ſagte er mit einem gezwungenen Lächeln: „Tant mieux!“ ...

Jetzt erſt, als der Wagenſchlag zufiel und der Diener auf den Bock kletterte, jetzt erſt erwachte in dem Fräulein eine Ahnung von der Ungeheuerlichkeit des Vorgefallenen. Es wurde ihr plötzlich ganz ſchwarz vor den Augen. Sie fühlte, daß ſie einen Moment „verpaßt“ habe, wie er nie, nie mehr in ihrem Leben wieder kommen würde. Das Glück war bei ihr geweſen, ganz nahe — und nun rollte es dort auf Gummirädern davon, adieu auf Nimmerwiederſehen! ...

In der Avenue ſchlug die Nachricht ein wie ein Donnerwetter.

Der Großherzog hat Fräulein Leonie aufgefordert, mit ihm zu fahren und ſie hat „Nein“ geſagt!! Sie hat ihn überhaupt abblitzen laſſen, ſchon im Pavillon drin!

Der Chef ſagte: „Eine ſolche ſchändliche Gemeinheit“, und lief, es dem Vater der Ungerathenen zu ſagen, welcher beim Parkeingang Billets einzwickte. Beide kamen zurück und ſagten ihr, daß ſie nichts ſei, als eine boshafte Närrin. Die milderen Gemüther meinten: „Eine ſolche Dummheit“ oder: „Der reine Selbſtmord“.

Camilla, Erneſtine und Molly aber waren ſich darüber einig, daß ihre Collegin plötzlich verrückt geworden ſei!

*

O Unzulänglichkeit jedes Menſchen-Wiſſens!!

So war der folgende Tag:

Die Geſchichte von dem Mädchen, welches nicht mit einem Großherzog gehen wollte, wurde in der Ausſtellung rieſig populär. Sie drang bis zu dem Director, der ſich Leonie holen ließ, und ihr feierlich beſtätigte, daß ſie zwar ein dummes, aber immerhin ein originelles Mädel ſei. Dann rief er ſeine Frau und zeigte ihr das Mädchen, welches nicht mit einem Großherzog gehen wollte.

Die Frau, welche einen kleinen Buckel hatte, meinte, ſie wäre auch nicht gegangen.

Nach dem Director kamen der Secretär, der erſte Controleur, der zweite Controleur, der Inſpector, der Ausſtellungs-Arzt, der Polizeicommiſſär und viele Andere.

Das Merkwürdige war, daß die erſten Neugierigen, welche ſich „Das Mädchen, welches ...“ anſahen, eben nur Neugierige waren. Die ſpäter Kommenden waren ſchon Gratulanten, die ganz ſpät Kommenden ſchon Bewunderer.

Am Nachmittag, als die Habitués kamen und die Pavillon-Stammgäſte, da war es ſchon ein förmlicher Huldigungs-Defilirmarſch vor Leonie.

Noch nie war der Pavillon Irroy ſo voll geweſen, wie an dieſem Tage.

Der Chef, der ſeiner Angeſtellten in der Frühe gekündigt hatte,

Digitized by Google

nahm am Nachmittag um fünf Uhr seine Kündigung feierlich zurück und versprach, dem Fräulein Stoff für ein Seidenkleid zu schenken.

Abends kam der Graf, ging an seiner Camilla vorbei, ohne sie auch nur anzusehen, trat in den Pavillon Irroy und machte dem „Mädchen, welches . . .“ verzweifelt den Hof. Er gab 50 Gulden Douceur und zahlte alle Gläser dreifach, die er zerbrach.

Es erschien der Inhaber einer protocollirten Stadtfirma, ging an seiner Erneſtine vorbei, ohne sie auch nur anzusehen, trat in den Pavillon Irroy und machte dem „Mädchen, welches . . .“ verzweifelt den Hof. Er schenkte ihr, noch bevor er ganz betrunken war, seinen schönen Brillantring.

Der Dichter kam, ging an seiner Molly vorbei, ohne sie auch nur anzusehen, trat in den Pavillon Irroy und überreichte dem „Mädchen, welches . . .“ eine brennrothe Rose. Sodann küßte er den Saum ihres Kleides und flüsterte: „Heilige!“

Selbstverständlich kam auch „Er“, die Beziehung, that einen Kniefall und bettelte um Verzeihung.

Aber mit leichter Mühe gewann es Leonie über sich, ihm den Laufpaß zu geben. Sie, die einen Großherzog ausgeschlagen hatte, konnte wohl lächelnd auf eine so niedrige Beziehung verzichten.

Der Vater, welcher die Billets einwickte, wurde geradezu arrogant. Er protzte mit seiner Tochter und schrie, ein Mädel aus anständigem Hause bleibe eben selbst in einem Champagnerpavillon ein anständiges Mädel. Und wenn der Kaiser von China käme!

Kurz: Dieser eine verschmähte Großherzog brachte dem Fräulein Leonie mehr Segen, als ihr vielleicht fünf acceptirte Prinzen gebracht hätten.

Sie selbst bekam einen so ungeheuren Respect vor sich, daß sie den Verkehr mit sämmtlichen Colleginnen abbrach und sich von Niemand Anderem mehr nach Hause begleiten ließ als von dem Dichter.

. . . Das aber war der Gipfel der Keuschheit!

Aus der Hauptstadt.

Ein Interview mit Tesla.

Von Eduard Sokal (Berlin).

Es dürfte jetzt schon allgemein bekannt sein, daß Tesla, der größere Schüler des großen Edison, einen Apparat erfunden hat, der mächtige Wellen in den Weltraum ausstrahlt und uns bis auf Weiteres eine Communication mit dem Mars ermöglichen wird. Dieses bescheidene Resultat berechtigt, wie man zu sagen pflegt, zu den kühnsten Erwartungen. Nur wenigen Sterblichen hat der stolze und erfindungsreiche Neu-Amerikaner, dessen Wiege in Kroatien stand, bis jetzt sein Geheimniß enthüllt. Zu diesen wenigen Auserwählten gehört auch meine Wenigkeit. Ich habe zu diesem Behufe eine ebenso kühne wie originelle Tactik in Anwendung gebracht. Ich machte es dem genialen Amerikaner begreiflich, daß Geldanweisungen vom Mars selbst nach der von ihm hergestellten Verbindung bis auf Weiteres nicht zu gewärtigen seien und daß demnach irdische Banknoten für ihn den Werth noch nicht eingebüßt hätten. In solchen Fällen dürfen Ausgaben von Hunderttausenden bei einem pflichteifrigen Berichterstatter keine Rolle spielen; eine intelligente und zielbewußte Verschwendung kann da allein zum Ziele führen. So entlockte ich denn allmälig dem sonst an Mittheilungen so kargen Erfinder das keusch bewahrte Geheimniß, daß er nicht nur den Bewohnern des Mars durch seinen Apparat eine Ahnung von unserer Existenz beigebracht, sondern daß sein Welttelegraph auch bereits eine merkwürdige Antwort vom Mars empfangen habe. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß die Mittheilungen in englischer Sprache erfolgen; welche andere Sprache wäre wohl würdig, dem kosmischen Verkehr zu dienen? Es war im vorherein anzunehmen, daß die Bewohner des Mars englisch sprechen und diese Vermuthung hat sich glänzend bestätigt. Sonst hätte auch schließlich der Verkehr mit inferioren, der englischen Sprache und ihrer Wohlthaten unkundigen Lebewesen kaum einen Sinn! Nach einiger Mühe gelang es Tesla, die Depesche zu entziffern, und da er mich, wie es eben Forscher bei ähnlichen Anlässen zu thun pflegen, um möglichste Indiscretion gebeten hat, so versuche ich hiermit, sie in's Deutsche zu übertragen:

„Wir verstehen es wohl, daß Ihr Kunde von uns zu haben wünscht, und daß die furchtbaren Störungen, welche durch die Schwingungen der Aetheratmosphäre letzthin in allen unseren Betrieben bewirkt wurden, der harmlose Ausdruck dieser Neugier sind. Auch wir brennen vor Begierde, endlich etwas Sicheres von Euch zu erfahren, und schleudern auf's Gerathewohl diese flüchtige Botschaft hinaus. Ein angst- und ehrfurchtsvoller Schauer läßt uns in diesem welthistorischen Momente erbeben, da wir Euch über unser Sein und Thun Rede stehen sollen. Was sollen wir Euch sagen? Nach unseren allerdings sehr unvollkommenen Ermittelungen bietet Euer Planet unvergleichlich günstigere Bedingungen für die Entwickelung hoher und edler Lebewesen dar als unsere alte schimmlige Herbergsstätte. Wir träumen in unserem Elend immer davon, daß es auf anderen Welten wohl herrliche, mächtige, glückliche Wesen geben dürfte, welche nicht wie wir den Beschwerden des Leibes und den Qualen der Seele unterworfen sind, sondern irgendwie in ungebundener Daseinsfülle ein selbstherrliches Leben führen. Wir glaubten einst im Mittelpunkte der Welt zu stehen und ergötzten uns an der holden Täuschung, daß alle anderen Sterngebilde über uns ausgespannt seien, um uns Licht und Wärme zu spenden, und daß sie in streng beschlossenen, gehorsamen Bahnen ihren Kreislauf um uns vollzögen. Das ist nun für immer dahin; die stetig fortwirkende grausame Erkenntniß, welche eigentlich auch wohl wie die Sterne nur uns, aber nicht für uns leuchtet, und uns auf immer neuen Bahnen einem unbekannten Ziele zutreibt, hat dieses eitle und selige Bild vernichtet. Wir wissen nunmehr, daß wir kleine, nichtige Wesen sind unter Myriaden ähnlicher Staubwesen — ohne Vergangenheit, ohne Zukunft — mit einigen unbedeutenden Zuckungen von Schmerz und Lust als Gegenwart und einiger Einbildungskraft, um aus dieser grauen Masse ein kunstvolles Gewebe von mehr oder weniger ergötzlichem Schein herauszuspinnen. Manchmal ballen wir in ohnmächtigem Trotz unsere schwachen Fäuste, und nehmen uns vor, der Sterne nicht zu achten, denen wir gleichgiltig sind, und in uns selbst und für uns selbst die Welt neu aufzubauen. Wir vermögen es nicht. Glaubet auch nicht, daß wir uns lieben und wie eine große Schaar von Freunden und Bundesgenossen uns das Dasein gemeinschaftlich zu ertragen helfen! In Haß und Zwietracht verbringen wir unsere Tage, und unter allen Uebeln, die auf uns lasten, sind wir uns selbst das schwerste und unerträglichste. O wie beneiden wir Euch, wenn es bei Euch anders ist, wenn Ihr in Täuschungen lebt, aus denen es kein Erwachen giebt, oder in dem wachen Zustande etwas gefunden habt, das Euch den Traum getrost verschmähen läßt. Und gewiß — es kann und muß bei Euch anders sein! Es wäre ein entsetzlicher Gedanke, daß in anderen Welttheilen sich unser Dasein nur einfach wiederspiegeln sollte — ebenso hoffnungslos und ziellos! Träumen wir doch selbst zuweilen und in unentwegtem Drange zur Selbsttäuschung davon, daß wir etwas Anderes sein und werden könnten — daß uns Flügel wachsen mögen — daß wir unserer inneren Fesseln ledig werden — daß wir nur ein Uebergang zu etwas sind, dem wir kaum einen Ausdruck leihen können, da wir es sonst schon sein müßten! Wehe, wenn es bei Euch ebenso ist — denn dann müßten wir auch diese Täuschung als solche erkennen! — Wir sind kleine, klägliche Wesen. In diesem furchtbaren Augenblicke, da wir unser Sein mit Eurem erhabenen Blicke zu durchmessen versuchen und gierig danach fahnden, was wir Euch wohl zu bieten hätten, erkennen wir in Demuth, daß wir nicht über unsere Haut hinausreichen, welche vergeblich die chaotischen Stöße der Außenwelt zu sondern und zu sichten bemüht ist. Wißt Ihr ein Wort, das uns helfen kann — so sagt es uns! Aber wir glauben nicht mehr recht an Worte und zweifeln sehr, ob Jemand, der unsere Leiden aus eigener Erfahrung kennt, sich ihnen entringen könnte. Nein! nein! sagt uns lieber, daß Ihr uns nicht einmal versteht, daß unsere Leiden nicht die Euren sind — es wäre dies ein herrlicher Hoffnungsstrahl in unserem Leben! Sonst war es wirklich nicht der Mühe werth, uns zu stören. Wir können Euch wohl nichts sagen. Was sollten wir Euch zeigen? Wir glauben kaum, daß unsere thurmhohen Bauten, die blutrothen Feuerzungen unserer Werkstätten, unsere Maschinen, unter deren ehernen Pranken das härteste Metall sich gehorsam windet, Euch mehr als ein mitleidiges Lächeln abnöthigen würden. In diesem ernsten Momente können wir selbst die gewohnte heuchlerische Maske nicht auf unserem Antlitz ertragen, und was sollte sie uns auch nützen? Ihr würdet es ja doch gleich herausfinden, daß diese ehernen Krallen gar nicht selten in unsere eigenen Leiber greifen und daß aus diesen tausenden und abertausenden von Tönen doch nur immer wieder dasselbe Lied der Noth, des Elends und der Verzweiflung emporsteigt!“ — — Dies haben die Bewohner des Mars durch den Tesla'schen Welttelegraphen den Erdbewohnern gemeldet.

Digitized by Google

Rund um die Kunst.

Der neue Berliner Dom.

Der neue Berliner Dom ist im Rohbau nahezu fertig. Man darf daher, was den Außenbau betrifft, mit der Urtheilsäußerung beginnen. Für den, der dem neuen Dom jetzt zum ersten Male gegenübertritt, ist der Gesammteindruck groß: die gewaltige Masse wirkt imponirend, die Museen und das Schloß verschwinden ihr gegenüber. Derjenige aber, der diesen Dom hat aus der Erde wachsen sehen Schritt für Schritt, wundert sich wohl, daß diese gewaltige Masse nicht bedeutender wirkt. Der Grund für diese geringere Wirkung ist der, daß der Dom architektonisch nichts Neues sagt, daß er zweitens weder eine volksmäßige noch volksthümliche Sprache redet, und daß er drittens nicht die moderne Sprache redet. Sein Styl muthet weder deutsch noch protestantisch an. Diese Kirche könnte in Venedig, in London oder in Melbourne so gut stehen wie in Deutschlands Metropole, im norddeutschen, märkischen Großberlin; und er könnte ebenso wohl vor hundertundfünfzig Jahren, als heute gebaut sein — abgesehen davon, daß die Detailformen wahrscheinlich im anderen Falle stylvoller durchgeführt sein würden. Ja, dieser neue Dom muthet sogar nicht einmal sonderlich religiös an, dazu ist er zum Mindesten für das hier in Betracht kommende deutsche Empfinden zu „aufgedonnert", zu äußerlich, zu arrogant, zu brutal, zu — barock.

Für die Beurtheilung architektonischer Bauten giebt es bekanntlich keinen besseren Standpunkt, als wenn man die Frage stellt: ist das Gebäude von Innen heraus gebaut, spiegelt das Aeußere das Innere, kann man vom Aeußeren das Innere ablesen? Der Barockstyl behandelt statt dessen das Aeußere als Coulisse, die er decorirt, unbekümmert um das Innere, um die Structur und Construction, um das Gerippe. Und ebenso verhält es sich mit dem neuen Berliner Dom. Coulissenwände mit abgebrauchten und theilweise mißverstandenen Detailformen giebt er uns. Während nirgends so sehr als beim Kirchenschiff die starke Betonung der Verticalen angebracht ist, und während der gesammte sogenannte „neue" architektonische Styl die einseitige Betonung der Verticalen bis zur Absurdität treibt, ist beim neuen Berliner Dom die Horizontale vorzugsweise betont (besonders durch das mehrere Meter breite, außerordentlich reiche Hauptgesims) und sind in die Wände Fenster in drei Stockwerken statt in einem (dem Kirchenschiff) durchgebrochen. In der That ein sehr merkwürdiger Fall! Bei den Palästen und Wohnhäusern haben wir mehrere Stockwerke; dort ließ der Architekt seit der Barockzeit die Halbsäulen und Pilaster durch die Stockwerke hindurchgehen und von diesen durchschneiden. Beim Dom haben wir ein einziges Stockwerk — also einmal eine willkommene Gelegenheit, die Betonung der Verticalen organisch durchzuführen, und mit vollem Recht von der Erde bis zum Dache Pilaster und Halbsäulen aufragen zu lassen: aber der Berliner Dom-Architekt setzt am Portal die Säulen auf mehrere Meter hohe Sockel und setzt in die Wände des Kirchenschiffes übereinander angeordnete kleine Fenster ein, so daß der Beschauer, namentlich an der Wasserseite, den Eindruck bekommt, als gäbe es vier Etagen in diesem Dom. Um diesen architektonischen Schildbürgerstreich genügend zu kennzeichnen, muß man ein Beispiel wählen: Ein Globetrotter nimmt sich zur Fahrt über den stillen Ocean ein Dutzend Kameele mit; als er aber dann dabei ist, die Reise durch die Wüste anzutreten, läßt er die Kameele ersaufen und nimmt Haifische mit. Die moderne Architektur ist der Meinung, daß an den Fassaden vor Allem die Verticale zu betonen sei. Nirgends in der Welt giebt es eine bessere Gelegenheit zur Betonung der Verticalen, als bei der Kirche, die nur ein Stockwerk hat und zudem das Emporstreben zum Göttlichen äußerlich zum Ausdruck bringen soll, wie dies der gothische Dom gethan hat. Aber der Berliner Dombauherr betont die Horizontale und spiegelt dem Beschauer statt des einen gewaltigen Kirchenschiffes Wohnhausetagen vor. Hier haben wir wieder einmal ein markantes Beispiel für das Fiasco der Steinarchitektur. Wohin wir auch blicken, giebt sie uns Abgelebtes, Abgebrauchtes und Ausgetretenes, oft genug sogar Unverstandenes. Und wir können auch in der Zukunft von der Steinarchitektur wenig erhoffen — man kennt die Geschichte von dem Mohr, der seine Schuldigkeit gethan hat. Einzelnen Künstlern ist dabei nicht einmal ein Vorwurf zu machen: das System hat sich überlebt. Es ist kein Zweifel: erst das Eisen wird uns die neue Architektur und den neuen architektonischen Styl bringen.

Heinrich Pudor.

Japanische Schauspielerkunst.

Als die Japaner im Jahre 1856 zum ersten Mal in Europa ihre Kunstindustrie-Erzeugnisse ausstellten, meinten etliche Professoren, daß sie vom ethnographischen Standpunkt aus sehr interessant wären. Erst im Jahre 1867 und mehr noch 1878 ging es einigen weniger klugen Köpfen auf, daß diese Japaner im Kunstgewerbe den Europäern weit überlegen seien. Und heute erst beginnt diese Einsicht so langsam Allgemeingut des Volkes zu werden. Zu gleicher Zeit sind wir aber eben im Begriff, denselben Fehler, die Kunstdarbietungen eines außereuropäischen Volkes zu unterschätzen, auf's Neue zu machen. Und wiederum handelt es sich um Japan. Und wiederum zeigt es sich, daß die Masse absolut unfähig ist, die Kunstdarbietungen jenes Volkes zu verstehen. Diesmal handelt es sich um die darstellende Kunst im engeren Sinne, um die Schauspielerkunst. Das Ensemble des Hof-Theaters in Tokio gastirt in Berlin. Wer etwas von Schauspielerkunst versteht und dabei nicht vergißt, daß er es nicht mit einem europäischen, sondern mit einem orientalischen Inselvolk zu thun hat, muß die Schauspielkunst der Japaner als außerordentlich hinstellen. Sie ist in der That der in Europa üblichen weit überlegen. Denn die vornehmste Aufgabe der Schauspielkunst besteht darin, die menschlichen Seelenzustände darzustellen. Das menschliche Empfindungsleben ist die Sphäre der Schauspielkunst. Die Kunst des Schauspielers besteht darin, den Ausdruck der Empfindungen, wie sie durch die Handlung eines Stückes in Wirksamkeit gesetzt werden, an der Hand des Dichters darzustellen, nicht also etwa nur zu sprechen, sich zu bewegen, zu handeln und gelegentlich in Affect zu verfallen, wie es unsere Schauspieler thun, welche ihre Kunst verstandesgemäß sehr gut begreifen, aber darüber den Instinct und die Rasse verlernt haben. — Die Kunst der Duse wirkte in Europa wie eine Offenbarung. Warum? Weil hier endlich eine Künstlerin wieder einmal die nackte Empfindung darstellte. Aber die Duse wird gerade darin weit von den Japanern übertroffen. Man sehe sich von diesem Gesichtspunkt aus die Truppe der Sada Yacco an und beachte, wie weit hier die Wahrheit in der Darstellung der Empfindung geht. Außerdem bemerke man die Wahrheit in der Aeußerung der Empfindung, die indessen nicht nur auf Rechnung der Schauspieler, sondern des ganzen Volkes kommt. Diesen Verismus hat uns der Naturalismus in Europa bisher immer noch vorenthalten. Einige Kritiker meinten, bei der Darstellung der Scene aus dem Kaufmann von Venedig hätten die japanischen Schauspieler beinahe die besten europäischen erreicht. Nun ist es bekannt und zugestanden, daß sich die europäische Schauspielerkunst vollständig in eine Art classizistischen hohlen Pathos verrannt hatte und erst seit Kurzem wieder durch den Naturalismus befruchtet einer neuen Blüthe entgegen geht. Und da meint man, daß wir heute schon diesem classischen Volke des Naturalismus über sind? Michel — si tacuisses ... Es ist wahr, stellenweise geht der japanische Verismus so weit, daß er auf der einen Seite zum Akrobatenthum wird, auf der anderen Seite bizarr und caricirt wirkt. Aber man muß bedenken, daß man es hier nicht mit Europäern, sondern mit einem ostasiatischen Inselvolk zu thun hat, dessen Empfindungsäußerung auch im Leben für uns in der plötzlichen unvermittelten und ungemäßigten Weise etwas Bizarres und Caricirtes hat. Statt dessen suchen wir immer uns selbst in den Japanern und begehen dann die Thorheit, zu lachen oder abfällig zu urtheilen. Aber es ist hier wie im Reichstage: man lacht meistens dann, wenn man keine Gründe geltend zu machen weiß. Ich glaube, die Pariser werden sich bei der Gastspielreise der Japaner weit besser benommen haben und nicht nur mehr Tact, sondern auch mehr Verstand gezeigt haben. Berlin hat sich bei dieser Gelegenheit — blamirt. Aber es giebt auch in Berlin genug gebildete Menschen, und für diese habe ich hier das Wort ergriffen.

Myron.

Die Düsseldorfer Ausstellung 1902.

Wer die prächtige Maschinenhalle der 1889er Pariser Ausstellung gesehen hat, wird sich freuen zu hören, daß die Maschinenhalle der Düsseldorfer Ausstellung des Jahres 1902 sich neben ihr wird sehen lassen können. Namentlich das Innere wirkt erhaben wie ein Tempel und ästhetisch voll befriedigend. Bei dem Aeußeren hat man sich leider von der Tradition leiten lassen und das eiserne Gerippe mit einer conventionellen Stuck-Ummantelung versehen. Und das ist um so mehr zu bedauern, als die Eisenconstruction gerade hier künstlerisch sehr gut gelungen ist. Der Vergleich der Fassade dieser Maschinenhalle aus der Zeit, als nur das Eisengerippe erst aufgerichtet war, mit der heutigen fertigen Halle ist sehr lehrreich. Man sieht auch hier, wie schwer es den Menschen fällt, sich von der Tradition loszureißen. Es ist kein Zweifel, daß diese massig wirkende, in Simili-Stein ausgeführte Umrahmung die feinmaschige Eisenconstruction erdrückt und der ganzen Wirkung beraubt und nicht nur zwecklos, unnütz und unorganisch ist, sondern auch sehr unschön wirkt. Diese Fassade müßte nach oben zu immer leichter, feiner und delicater werden — unten am Sockel wäre eine brutale Massenaufwendung angebracht, aber nicht an der Peripherie, ganz abgesehen von den conventionellen, abgebrauchten, barocken Formen dieser Pseudo-Steinarchitektur, die selbst, wenn sie von Pappe wäre, doch immerhin als Stein wirken will.

Denselben Fehler, die Eisen-Architekturformen in die veralteten Steinformen einzubeziehen, hat man leider auch an anderen Stellen der Ausstellung gemacht und diese letztere wird, wie es heute scheint, in architektonischer Beziehung ein sehr wenig befriedigendes Bild ergeben. Das gilt sowohl vom Haupt-Ausstellungsgebäude als ganz besonders vom Kunst-Ausstellungsgebäude. Vor Allem muß bedauert werden, daß

Digitized by Google

diese Ausstellung des deutschen Eisenindustrie-Centrums kein Eisen-Monumentalgebäude aufweisen wird. Noch wäre vielleicht Zeit dazu. Ich will nicht verfehlen, die Anregung zu geben. Man errichte ein Eisen-Monument ganz aus Eisen, Wellblech und Glas oder ein Wohnhaus aus Eisen mit Porzellanfüllungen. Man zeige bei einem anderen Hause die Verbindung von Eisen und Holz bei gänzlicher Vermeidung des Steines. Gerade auf diesem Gebiete liegen ja so viele interessante Aufgaben, die noch der Lösung harren, vor uns! Ein Eisen-Monument, ein Eisen-Wohnhaus, eine Eisen-Kirche, ein Eisen-Theater oder etwas Derartiges könnte der Düsseldorfer Ausstellung zu einem „Clou" verhelfen. P.

Zur Gottsched-Bewegung.

Am 12. December, dem Todestage Gottsched's ist von einer Reihe von Schriftstellern, Gelehrten und Künstlern in Berlin die Gottsched-Gesellschaft gegründet worden, zu dem Zweck, die bereits recht zahlreichen Verehrer des Altmeisters zu vereinen, die allmälige Veröffentlichung den Hauptschriften Gottsched's zu bewirken und die Errichtung eines Gottsched-Denkmals anzustreben. In Berlin sollen zugleich Gesellschaftsabende und gelegentlich auch öffentliche Veranstaltungen stattfinden. Der Mitgliederbeitrag ist auf drei Mark festgesetzt, wofür in jedem Jahre ein Band der Gottsched-Schriften (deren erster bereits im Sommer des nächsten Jahres erscheinen soll) geliefert wird. Das Gesellschaftsorgan ist die, von Eugen Reichel geleitete „Gottsched-Halle" (Vierteljahrshefte der Gottsched-Gesellschaft), die nur an Mitglieder der Gesellschaft abgegeben wird und für die drei Mark zu zahlen sind. Doch ist kein Mitglied verpflichtet, die „Gottsched-Halle" zu beziehen.

In den Vorstand wurden gewählt: Eugen Reichel, (erster Vorsitzender); Professor Dr. Bruno Meyer (zweiter Vorsitzender); Dr. G. G. Schmidecf (erster Schriftführer); Reinhold Heinrichen (zweiter Schriftführer); Dr. Rühlmann (Schatzmeister). Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind zu richten an den ersten Vorsitzenden, Berlin W., Linkstr. 5.

Notizen.

Das Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen (herausgegeben im Namen der wissenschaftlich-humanitären Comités von Dr. med. M. Hirschfeld, Verlag von Max Spohr, Leipzig) liegt uns im dritten Jahrgange vor. Ruhig und sachlich behandelt es das vielumstrittene, dunkle Problem, und Niemand, der nicht bewußt ablehnend an die Frage herantritt, wird leugnen können, daß seine Verfasser nach Kräften Aufhellung und Aufklärung zu verbreiten suchen. Es ist recht und billig, daß die Wissenschaft sich eingehender als bisher mit der Angelegenheit befaßt und endlich, ohne falsche Scham und Prüderie, ein ehrliches Urtheil abgiebt. Wir glauben, die eingehenden Studien, die das Buch enthält, dringender Benutzung unserer Mediciner, Juristen und Staatsmänner empfehlen zu müssen.

„Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost", von Hermann v. Wißmann. Mit einem Titelbilde, 21 Vollbildern und 34 Textbildern nebst einer Karte von Richard Kiepert. Preis broschirt Mk. 8. (Hermann Walther, G. m. b. H., Berlin.)

Das gediegene Werk liegt in achter Auflage vor. Es marschirt noch immer an der Spitze unserer deutschen Colonial-Literatur. Der berühmte Verfasser hat als erster Weißer die von ihm durchzogenen jungfräulichen Gebiete und deren Völkerstämme besucht und selbst von den Arabern noch unberührte Länderstrecken durchquert. Er konnte die Eingeborenen noch in ihrer vollen Ursprünglichkeit beobachten und schildern, was seinen Darstellungen besonderen Reiz verleiht. Freunden unserer afrikanischen Colonien wird es immer ein erwünschtes Geschenk sein.

Neue Frauen von Paul und Victor Margueritte (Verlag von Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig). Die beiden Brüder sind durch ihre Romane aus dem letzten großen Kriege auch in deutschen Kreisen bekannt geworden. Die „Neuen Frauen" behandeln die Schicksale eines jungen reichen Mädchens, das bei der Wahl ihres zukünftigen Gatten in schwere seelische Conflicte kommt, sich aber das Recht der Selbstbestimmung sehr nachdrücklich und glücklich bewahrt. Wem die Ehefrage im Mittelpunkt der modernen Frauenbewegung steht, der wird dem Roman Interesse entgegenbringen.

In ihren „52 Sonntagsgedanken" (B. Vobach & Co., Berlin) prägt M. v. Hochfeld allerlei erprobtes Gedankengold zu neuen, marktgängigen Münzen um. Die Verfasserin schreibt mit so herzlicher Wärme, und man fühlt so deutlich, daß sie tiefinnerlich durchdrungen ist von der Wichtigkeit der in dem Buche entwickelten Wahrheiten, daß man ihr mit freudiger Theilnahme folgt. Jugend und Alter können in gleicher Weise aus ihrem prächtigen und edlen Buche lernen. Wir wünschen ihm nicht nur weite Verbreitung, sondern auch recht viele verständnißvolle Leser und Leserinnen. Segen ohne Gleichen könnte dann von ihm ausgehen.

Zeitschrift für populäre Rechtskunde und Rechtsbücher für das deutsche Volk für Männer und Frauen aller Stände. Herausgegeben von Dr. Marie Raschke. (Berlin, Verlag von E. Ebering.) Neben ihrer so verdienstlichen Zeitschrift für populäre Rechtskunde veröffentlicht Frl. Dr. Raschke seit kurzem Rechtsbücher für das deutsche Volk. Die Zeitschrift, sowie die neuen Sonderpublicationen können in Hinblick auf die völlige Unkenntniß des Rechts selbst in gebildeten Kreisen nicht warm genug empfohlen werden. Schreiberin dieses hatte Gelegenheit, in einer öffentlichen Rechtsstelle für Frauen die traurigen Nachtheile zu beobachten, die den Clientinnen aus totaler Unkenntniß selbst der Gesetze entsprangen, die uns das praktische Leben alltäglich nahe legt. In der vorliegenden Zeitschrift nun werden gerade diese Gesetzesparagraphen zunächst in populärster Weise und durch Heranziehung zahlreicher Beispiele erläutert. Eine weitere Erläuterung bietet die Rubrik „Aus der Rechtsprechung", eine Darlegung actueller Fälle mit der beigedruckten Entscheidung des betreffenden Gerichtshofes und dessen Begründung des Urtheils. Ein Fragekasten endlich gestattet den Lesern die Einholung juristischen Raths bei strittigen Fällen. — Die Broschüren bringen ausführliche Darlegungen und allseitige Beleuchtung der nothwendigsten Capitel des bürgerlichen Gesetzbuchs, denen das Alltagsleben am häufigsten unterworfen ist. Erschienen sind bis jetzt: Das Miethrecht von Dr. L. Brühl, die Zwangserziehung von Prof. Dr. Franz von Liszt und Frieda Duensing, stud. jur. Mit Freuden ist es zu begrüßen, daß unsere Juristinnen in der so dringend gebotenen Popularisirung des Rechts zunächst ihre praktische Aufgabe erblicken, und die vorliegende so glücklich begonnene Lösung dieser Aufgabe dürfte bald segensreiche Früchte tragen. Anna Brunnemann.

Nennt man die besten Namen unter den deutschen Jugendschriften-Verlegern, dann wird sicher auch Thienemann in Stuttgart genannt. Seine diesjährigen Gaben zeichnen sich wieder gleicherweise durch Gediegenheit des Inhaltes und liebevolles Eingehen auf die Wünsche unserer Kleinen aus, wie sie ein das Kinderherz erfreuendes, hübsches Gewand zeigen. Wir nennen neben den prächtigen Deutschen Knaben- und Mädchenbüchern, von denen der 15. beziehentlich 9. Band vorliegt, noch besonders Henny Koch's Erzählung für erwachsene junge Mädchen: „Mein Sonnenstrahl." — Nur selten wird es jungen Leserinnen zu Theil werden, daß sie zu ihrer Unterhaltung ein Buch wie dieses in die Hand bekommen. Harmonisch lösen sehr heitere und sehr ernste Ereignisse einander ab, und aus ihnen entspinnt sich das Schicksal der Heldin und der vielen anderen Personen, die handelnd auf den Schauplatz treten. (Preis fein gebunden 4 M.) Auch Mathilde Baehrs „Eine Ferienreise" verdient alles Lob. Wenn eine süddeutsche Familie in den Sommerferien Verwandte in Livland besucht, die eine Villa am Strande bewohnen, und auf diese Weise 2 Knaben und 3 Mädchen zusammenkommen, wozu sich noch kleines Volk aus der Nachbarschaft gesellt, so läßt sich denken, daß es da Vieles zu erzählen giebt, was den Kindersinn anspricht und erfreut. Die Verfasserin kennt den Ton, dem Kinder gerne lauschen. — Ein schönes Buch, und so billig wie das eben erwähnte — 3 M. in anmutigem Einband — sind selbstverständlich auch Brüder Grimm's „Kindermärchen". Das von Paul Moritz bearbeitete Werk bringt 77 Märchen mit Bildern von bewährter Künstlerhand. Wer diese Bücher sieht, wird keinen Bazarschund mehr kaufen.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Gottsched-Verlag. Berlin W. 9.

Eugen Reichel:

Ein Gottsched-Denkmal.

Monumentales Prachtwerk. 30 M.

Kleines Gottsched-Denkmal. 2 M.

Die Londoner „Academy" hat kürzlich verschiedenen hervorragenden Gelehrten und Staatsmännern einen Fragebogen mit der Frage zugehen lassen, welches die zwei im Jahre 1900 erschienenen Werke seien, die auf sie den bedeutendsten Eindruck gemacht haben. Karl Blind, der in London heimisch gewordene berühmte Gelehrte, hat bei dieser Gelegenheit Eugen Reichel's „Gottsched-Denkmal" an erster Stelle genannt.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Redacteur

einer Tages-Zeitung, Feuilletonist und Kunstkritiker von Ruf, mit besten Referenzen (auch von der „Gegenwart" warm empfohlen), sucht die

Berliner Vertretung

für größeres Provinzblatt oder Zeitschrift auf dem Gebiete der Berichterstattung über Theater, Kunst und öffentliches Leben. Unter L 25 an die Expedition der „Gegenwart".

Bismarck

im

Urteil

seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen und geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-, Trink- und Badequellen, Mineral-, Moor-, Douche- und Dampf-Bädern,** zeitgemässen Einrichtungen zu **Kaltwasserkuren u. Massage,** ferner einer vorzüglichen **Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. — Hochquellen-Wasserleitung.** — Angezeigt bei **Krankheiten d. Nerven, d. Athmungs-, Verdauungs-, Harn- u. Geschlechts-Organe,** zur **Verbesserung d. Ernährung u. d. Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden u. d. Folgen entzündl. Ausschwitzungen. Eröff. **Anfang Mai.** Prosp. unentgeltlich.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in Berlin.

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz** und **Burgsteinfurt, Westf.** Herrliche Lage. Honor. **nach Heilg.** Prospecte gratis. **Aelteste staatl.** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I** ausgezeichn. **Anst. Deutschl.**

Manuscript-

Angebote erbitten

Jacobi & Zocher, Verlagsbuchhandlung.
Leipzig-R., Oststraße 9.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Abonnement

auf das

I. Quartal 1902.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer schliesst das IV. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**

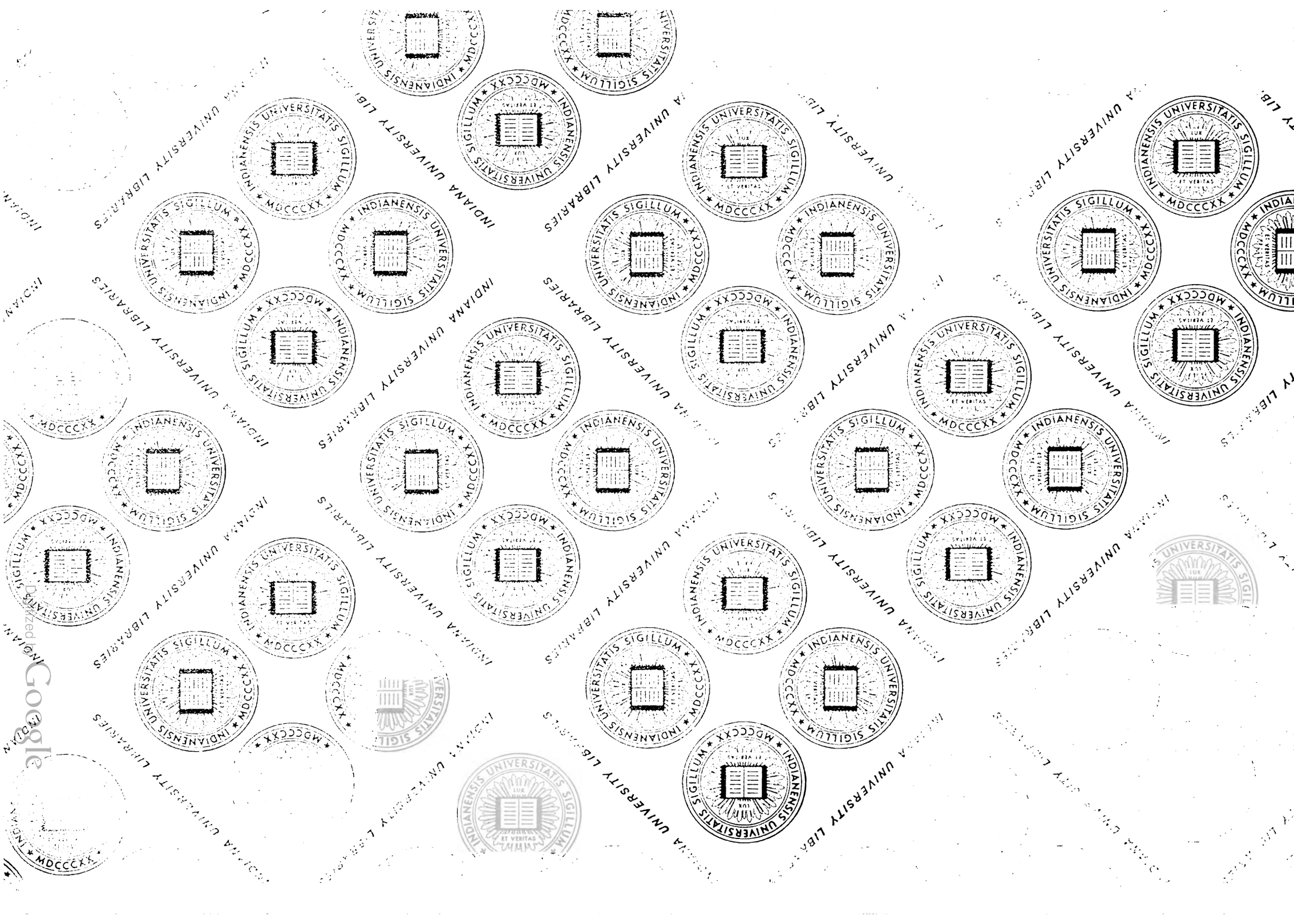
Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

INDIANA UNIVERSITY LIBRARIES

INDIANENSIS UNIVERSITATIS SIGILLUM MDCCCXX

15 MAY 69
INDIANA

[redacted]

Digitized by Google

3 0000 093 403 768

Digitized by Google